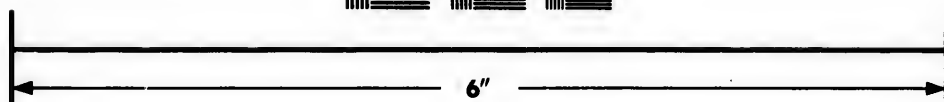
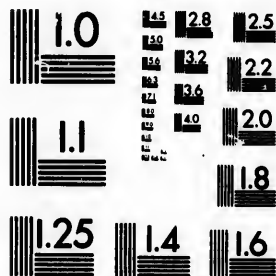


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

**CIHM/ICMH
Microfiche
Series.**

**CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.**



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1986

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- ☐ Coloured covers/
Couverture de couleur
- ☐ Covers damaged/
Couverture endommagée
- ☐ Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- ☐ Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- ☐ Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- ☐ Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- ☐ Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- ☐ Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- ☒ Tight binding may cause shadows or distortion
along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la
distorsion le long de la marge intérieure
- ☐ Blank leaves added during restoration may
appear within the text. Whenever possible, these
have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées
lors d'une restauration apparaissent dans le texte,
mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont
pas été filmées.
- ☒ Additional comments: / Various pagings.
Commentaires supplémentaires:

- ☐ Coloured pages/
Pages de couleur
- ☐ Pages damaged/
Pages endommagées
- ☐ Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- ☒ Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- ☐ Pages detached/
Pages détachées
- ☒ Showthrough/
Transparence
- ☐ Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- ☐ Includes supplementary material/
Comprend du matériel supplémentaire
- ☐ Only edition available/
Seule édition disponible
- ☐ Pages wholly or partially obscured by errata
slips, tissues, etc., have been refilmed to
ensure the best possible image/
Les pages totalement ou partiellement
obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure,
etc., ont été filmées à nouveau de façon à
obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

| 10X | 14X | 18X | 22X | 26X | 30X |
|--------------------------|--------------------------|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12X | 16X | 20X | 24X | 28X | 32X |

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

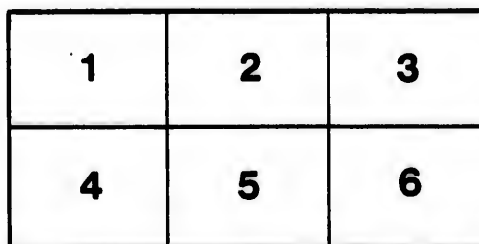
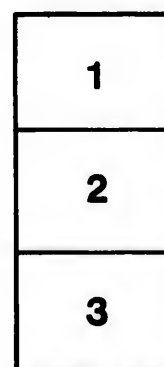
Medical Library
McGill University
Montreal

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol \rightarrow (meaning "CONTINUED"), or the symbol ∇ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Medical Library
McGill University
Montreal

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole \rightarrow signifie "A SUIVRE", le symbole ∇ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.

Dr. G. G. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,

Pastor zu Merg bei Belgig.

Erster Band: Amerika.

Erste Abtheilung:

Die Eskimo in Grönland und Labrador.



Hiesefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

Die evangelische Mission

unter den

Esimo in Grönland und Labrador.

von

Dr. G. E. Burkhardt,

Bweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,

Pastor zu Rörz bei Belgä.



Viefeseld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

Dr.

das in de
anderes i
Missionsf
zweitenm
vermeidlic
berücksicht
sollte. D
eine solch
pfahl dem

Da i
wichtigste
her lieb g
Nachschlag
kommen.
Gitekten, d
einen Erw
er nun do
gibt es m
Anfichten
Verständni
so fällt ein
froh sein,
zum Neub
sein, was

Fünff

tigem Vor
aber grade
eintritt, so
trächtlichen

Burkhardt, M

Vorwort.

Dr. G. C. Burkhards „Kleine Missions-Bibliothek“, ein Buch, das in den letzten anderthalb Jahrzehnten vielleicht mehr als irgend ein anderes in Deutschland zur Förderung einer genaueren Kenntniß der Missionsache im allgemeinen beigetragen hat, erscheint hiermit zum zweitenmale. Eine neue Bearbeitung desselben war schon darum unvermeidlich, weil die Darstellung die inzwischen erfolgten Veränderungen berücksichtigen und sich bis auf die gegenwärtigen Zustände erstrecken sollte. Der mit vielen Amtsgeschäften belastete Verfasser konnte für eine solche Bearbeitung nicht mehr die nöthige Muße finden und empfahl dem Verleger, die Sache in meine Hände zu legen.

Da ich für meine ersten Missionsstudien an diesem Werke das wichtigste Hilfsmittel gehabt hatte und mir das Buch aus jenen Zeiten her lieb geblieben war (obwohl ich es später nur dann und wann zum Nachschlagen brauchte), kam mir der betreffende Auftrag recht willkommen. Es ist mir aber in dieser Sache gegangen wie einem Architekten, der an einem ihm in der Jugendzeit lieb gewordenen Hause einen Erweiterungsbau ausführen soll. Geht er an die Arbeit, so sieht er nun doch vieles mit ganz andern Augen an als vor Zeiten. Da gibt es manches schon in der Anlage, das nach seinen nunmehrigen Ansichten nicht so bleiben darf, und hie und da ist nach seinem jetzigen Verständniß zu ändern. Fängt er aber erst mit dem Renoviren an, so fällt ein morscher Balken nach dem andern, und schließlich muß er froh sein, wenn er nur die Hauptwände hält und nicht ganz und gar zum Neubau gezwungen wird, mag an denselben auch noch so manches sein, was der Aenderung wohl bedürfte.

Fünfehn Jahre sind freilich für eine Sache, die nicht in flüchtigem Vorübergehn sich schnell abwickelt, eine kurze Zeit. Fallen sie aber gerade in eine Epoche, in der eine neue Phase der Entwicklung eintritt, so kann das Vor und Nach diesem Zeitraum einen sehr beträchtlichen Unterschied aufweisen. Es wird kaum bestritten werden,

daß die Missionsfrage, insbesondere ihre Auffassung seitens der heimathlichen Missionsgemeinde, sich jetzt in einer derartigen Entwicklung befindet. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher nachzuweisen, wie jene einseitige idealistische Auffassung der Mission, wie sie in den früheren Jahrzehnten so allgemein war, nicht mehr haltbar ist. Man begnügte sich damals mit rührenden Anekdoten und stark aufgetragenen Farben, in denen einzelne Züge ausgemalt wurden, sei es im schönsten Lichte, sei es in den dunkelsten Schatten. Die Mittelstöne der schlichten nüchternen Wirklichkeit fehlten in jenen Bildern. Die Erzählungen von den Missionsgebieten gewannen, von einer Hand zur andern gehend, etwas Legendenhaftes. Unwillkürlich übten die Wünsche des frommen Missionsinteresses ihren Einfluß auf die Darstellung. Die minder erfreulichen Züge wurden weggelassen, die erfreulichen übermäßig hervorgehoben und ausgedehnt, so daß derartige Schilderungen sich weit von der Wirklichkeit entfernten.

Es hat sich nun aber immer mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß nur ein Bekanntwerden der ungeschminkten Wirklichkeit der Missionsfrage wahrhaft dienen kann. Die kleine Missions-Bibliothek selbst verdankte schon dahin gehenden Bestrebungen ihr Dasein. Sie sollte helfen eine „genaue und umfassende Kenntniß“ der Missionsgebiete anzubahnen, wie das Vorwort zur ersten Auflage sagt. Dennoch muß man sich wundern, wie tief das ganze Werk noch unter dem Einflusse jener Richtung steht. Als ich dasselbe fleißig benutzte, stand ich selbst noch zum guten Theil unter demselben und merkte nicht, wieviel das Buch in dieser Hinsicht zu wünschen übrig ließ. Inzwischen habe ich selbst ausgedehnte andere Studien gemacht, zu denen mich die Herausgabe des Allgemeinen Missions-Atlas nöthigte. Ich habe die Missionsgebiete mit nüchternem Auge ansehen gelernt. Nun aber zum Zwecke der vorliegenden Bearbeitung tiefer in die Quellen eingedrungen, ergeht es mir wie dem oben erwähnten Architekten, und ich muß gestehen, daß sich mir manchmal während der Arbeit die Frage aufgedrängt hat, ob es nicht besser wäre, hier ganz von Grund auf neu zu bauen?

Die Art und Weise, in der die erste Auflage gearbeitet wurde, konnte auch bei dem besten Streben des Verfassers nach nüchterner Darstellung der Wirklichkeit diesem Ziele nicht besonders nahe kommen. Der Titel des Werkes ist bezeichnend: es ist eine Bibliothek nicht bloß der äußeren Anlage nach. Es enthält vielmehr eine Zusammenstellung von Schilderungen, Erzählungen u. s. w. aus der deutschen Missionsliteratur, die größtentheils wörtlich wiedergegeben, aber geschickt zu einem

Bilde ver-
verleugne
oben ang
auch dur
sions-Bib
der Fall,
kanischen
den deut
teren, die
gefertigt
hatten.

Sovi
breitung
tung in
daß wer
schöpfte,
derselben

Hier
rigste Auf
der Arbeit
Beginne
gehabt sie
und konnt
nicht einb
allen Stüt
erfordert
in etwas
beigehende
nach best
gesetzt. D
Darstellung
treffenden
nicht bloß
dahin bezü
in selbstän
davon, daß
gehen dürfe
Verfahren

2) Wie

Bilde verbunden sind, das freilich seinen mosaikartigen Charakter nicht verleugnet. Das Material aber war mehr oder weniger unter der oben ange deuteten einseitigen Auffassung entstanden, die sich damit, wenn auch durch die Auswahl vielleicht etwas limitirt, auf die kleine Missions-Bibliothek übertrug. Dies war in einem um so größeren Maße der Fall, als der Verfasser nicht einmal bei den englischen und amerikanischen Missionen auf die Originalquellen zurückging, sondern sich mit den deutschen Bearbeitungen begnügte. Es ist begreiflich, wie die letzteren, die zum großen Theil zu ausschließlich erbaulichem Zwecke angefertigt waren¹⁾, das Bild der Mission bereits noch mehr idealisirt hatten.

Soviel Verdienste dieses Werk auch bisher um eine weitere Verbreitung von Kenntniß der Mission gehabt, so sehr es nach dieser Richtung in Segen gewirkt hat — das darf man sich doch nicht verhehlen, daß wer seine Kunde von der Mission ausschließlich aus Burthardt schöpfte, nicht ein mit der Wirklichkeit möglichst übereinstimmendes Bild derselben gewinnen konnte.

Hier liegt für die Neubearbeitung die wichtigste aber auch schwierigste Aufgabe, deren ich mir — wie ich offen gestehe — erst im Laufe der Arbeit in vollem Maße bewußt geworden bin. Wäre dies vor dem Beginne derselben geschehen, so hätte ich vielleicht nicht den Muth gehabt sie zu unternehmen. Doch die Hand war einmal daran gelegt und konnte nicht wieder zurückgezogen werden. Ich darf mir freilich nicht einbilden, daß es mir gelungen ist jene schwierige Aufgabe in allen Stücken so zu lösen, wie es die hohe Wichtigkeit der Sache erfordert hätte. Manche der historischen Abschnitte tragen noch immer in etwas das Gepräge einer idealisirenden und an der Wirklichkeit vorbeigehenden Darstellung an sich. Vielfach habe ich wohl — wie ich es nach bestem Wissen und Gewissen mußte — das kritische Messer angelegt. Dennoch vermochte ich nicht eine durch und durch sachgemäße Darstellung zu geben. Das Richtige wäre es wohl gewesen, die betreffenden Abschnitte der Geschichte aus den Originalquellen — und zwar nicht bloß aus den Missions-Schriften, sondern auch aus der ganzen dahin bezüglichen übrigen Literatur — gründlich zu studiren und dann in selbständiger Erzählung dem Leser vorzuführen. Doch abgesehen davon, daß dann das Buch kaum noch unter seinem alten Titel hätte gehen dürfen, kam die schwerwiegende Erwägung dazu, daß solch ein Verfahren für einen durch ein, wenn auch noch so leichtes Amt ge-

¹⁾ Wie denn selbst Geschichten in der Bearbeitung für Kinder benutzt sind.

bundenen Mann völlig unanwendbar sein mußte. Es würde wahrscheinlich eine volle Manneskraft 20—30 Jahre lang in Anspruch nehmen. Es wird auch hier Theilung der Arbeit eintreten müssen. — So sehr ich daher auch bedauere, daß ich hier nicht ein Werk aus einem Gusse liefern kann, und daß einzelne Theile desselben eine von einander abweichende oder vielleicht einander entgegengesetzte Auffassung zeigen, ließ sich diesem Uebelstande¹⁾ doch unter vorliegenden Verhältnissen nicht abhelfen, und ich hoffe, daß der Leser mit solchen Incongruenzen gütige Nachsicht üben wird.

Andere Theile des Buches habe ich von Grund auf umgearbeitet, namentlich die Rubrik Land und Leute. Die Hauptaufgabe war, dem Leser ein möglichst anschauliches Bild von den Ländern und Völkern, die für die evangelische Mission in Betracht kommen, zu geben. Soviel nun auch die erste Auflage darin bereits Dankenswerthes geleistet hat, meine ich doch es läßt sich mehr erreichen, wenn man anstatt der bloßen Aufzählung der Naturprodukte oder Kulturgegenstände oder der abstrakten Schilderungen nach gewissen Rubriken concrete Bilder aus dem Leben liefert, die ein Volk in der Scenerie seines Landes, in seinen Beschäftigungen u. s. w. dem Leser so vorführen, daß er so viel als möglich sieht, was er sehen würde, wenn er persönlich dort einen Besuch machte. Am besten wäre es, wenn wir solche von Augenzeugen gezeichneten Bilder ohne weiteres hätten aufnehmen können. Leider aber finden sich solche, überhaupt seltenere Schilderungen fast nie in dem Maße, das grade unser Rahmen verlangt.²⁾ So mußte denn der Versuch gemacht werden, die mannigfaltigen Charakterzüge, welche die Quellen boten, zu einem lebendigen Ganzen mit Rücksicht

¹⁾ Derselbe findet sich übrigens schon an einigen Punkten in der ersten Auflage, z. B. wenn die Methodistenmissionen oft in unbeschränkter Anerkennung Weise besprochen werden, dann aber wieder an einer andern Stelle eine ziemlich herbe Kritik von lutherischer Seite gleichfalls Aufnahme gefunden hat. — Besonders bedauere ich z. B. daß ich den 2. Abschnitt des 3. Theils, die Mission der Baptisten auf Jamaica nicht von Grund aus neu bearbeiten konnte. Bei aller Anerkennung, die wir Männern wie Burckell und Knibb zu Theil werden lassen, sollte eine besonnene Darstellung doch nicht versäumen zu zeigen, wie viel Eifer mit Unverstand, ja in gewissem Maße Fanatismus in ihrem Wirken sich findet. Dies konnte jedoch nur geschehen, wenn nicht von vorn herein demselben die ungetheilteste Zustimmung gezollt wurde. Den ganzen Abschnitt aber neu zu liefern war ich nicht im Stande, da die leichter zugänglichen Quellen, die zu diesem Zwecke zu benutzen gewesen wären, alle vom Parteilichkeitspunkt aus geschrieben sind.

²⁾ Wo Vorhandenes dem ange deuteten Zwecke entspricht, wird solches möglichst benutzt werden, wie z. B. für Labrador die Beschreibung der letzten Visitationsreise.

auf den ge-
tastie mit a-
fährtet, wa-
bei andern
Verzichtleis-
wollte. Ich
sich mit D-
vor einem r

Man r
der Arbeit
Bildern zu
Wertes mac-
von Land u
sollen. — E
nicht eine i
fügung von
sehr beachtu-
zeigte. So v
der Wissens-
steht. Es s
in den Hei-
dabei durch
so daß ich o
unbillig gem
Fachstudien
fügen, der n
haben würde
Bildern entl-
weit von ein
umständlich

Ueberha-
will mir nich
zusehen, wen
welcher sich
hat, daß dies
Gegenstände
in manchen
gibt, an dess
Bücher zu er-
nun freilich

würde wahr-
Anspruch neh-
en müssen. —
Wert aus einem
e von einander
fassung zeigen,
hältnissen nicht
ruenzen gütige

umgearbeitet,
gabe war, dem
und Böllern,
geben. Soviel
es geleistet hat,
statt der bloßen
oder der ab-
Bilder aus dem
des, in seinen
er so viel als
wort einen Be-
e von Augen-
nehmen können.
Überungen fast
2) So mußte
Charakterzüge,
mit Rücksicht

der ersten Auflage,
nenden Weise be-
emlich herbe Kritik
nders bedauere ich
stien auf Jamaica
die wir Männern
nnene Darstellung
in gewissem Maße
e gesehen, wenn
ollt wurde. Den
ie leichter zugäng-
alle vom Partei-

solches möglichst
n Visitationsreise.

auf den gemessenen Raum zusammenzuschmelzen. Daß dabei die Phantasie mit arbeitet, und vielleicht die Zuverlässigkeit der Darstellung gefährdet, war mir nicht verborgen; ich habe indessen hier noch mehr als bei andern derartigen Versuchen ihr Zügel anzulegen gesucht, selbst mit Verzichtleistung auf größere Farbenfrische, die sich oft aufdrängen wollte. Ich kann dafür einstehen, daß jeder der ausgeführten Züge sich mit Quellen belegen läßt, und daß ich mich grade in diesem Stücke vor einem unsachlichen Generalisiren möglichst gehütet habe.

Man wird dem ersten Hefte es anmerken, daß ich beim Beginn der Arbeit die kühne Absicht hatte, das ganze Buch mit dergleichen Bildern zu illustriren. Die Rücksicht auf den gemessenen Umfang des Werkes machte diesem Versuch bald ein Ende. Zur Charakterisirung von Land und Leuten aber glaube ich sie auch ferner beibehalten zu sollen. — Es liegt klar auf der Hand, daß diese Form der Darstellung nicht eine im strengen Sinne wissenschaftliche ist, und daß eine Beifügung von Beweisstellen aus den Quellschriften, um die ich von sehr beachtungswerther Seite angegangen wurde, hier sich unausführbar zeigte. So wichtig ich es auch halte, daß die Mission und ihr Studium der Wissenschaft dient, so war doch diesem Buche ein anderes Ziel gesteckt. Es soll den Missionsfreund mit den Verhältnissen der Mission in den Heidenländern möglichst bekannt machen. Waren mir nun dabei durch die gesteckten Grenzen schon vielfach die Flügel beschnitten, so daß ich oft nur Skizzen und Fragmente bieten konnte, so wäre es unbillig gewesen, um der wenigen Leser willen, die etwa dies Buch zu Fachstudien benutzen werden, einen Appendix von Beweisstellen beizufügen, der meistens die betreffenden Abschnitte sehr beträchtlich vermehrt haben würde. Auch muß ich gestehen, daß für manche von wirklichen Bildern entlehnte Züge oder für solche, die aus Kombination vielleicht weit von einander entfernter Notizen sich ergeben, ein Beleg nur sehr umständlich würde gegeben werden können.

Ueberhaupt habe ich von einer Angabe der Quellen abgesehen. Es will mir nicht scheinen einer Arbeit eine Anzahl von Büchertiteln vorzusetzen, wenn man die Bücher nicht selber gelesen hat. Derjenige, welcher sich nicht durch das Vorwort der ersten Auflage darüber belehrt hat, daß diese Angaben nur für solche sind, die über die betreffenden Gegenstände weiter studiren wollen, wird sich billig wundern, wenn er in manchen dieser Bücher etwas ganz anderes findet als der Abschnitt gibt, an dessen Spitze sie stehen. Es ist ja überhaupt mißlich, andern Bücher zu empfehlen, die man nicht selbst durchgemacht hat. Ich hätte nun freilich mit gutem Rechte eine ziemliche Anzahl von Titeln an-

geben können. Durch die Freundlichkeit der Verwaltung der Königl. Bibliothek in Berlin ist mir das Material in sehr reichlichem Maße zur Verfügung gestellt worden. Indessen die knappe Zeit ließ mich bei weitem nicht alles ausnützen, was ich in die Hand nahm. Oft mußte ich mich mit etlichen Notizen, die mir gerade vor die Augen kamen, begnügen. Daher werde ich mich darauf beschränken, in dem Vorwort die Werke anzudeuten, die ich ausführlicher durchgearbeitet und hauptsächlich als Quellen benutzt habe. Wer weitere Literatur sucht, findet sie sehr sorgfältig angegeben in Waitz Anthropologie der Naturvölker, ein Werk, das ich hier als eine Hauptquelle für alles Ethnographische in meiner Bearbeitung der Kleinen Missions-Bibliothek nennen will¹⁾).

Für Grönland brauchte ich das vortreffliche Buch von Dr. S. Rink, Grönland geographisk og statistisk beskrevet. Kjöbenhavn 1857. 2 Bände.²⁾

Manches über die Eskimo entnahm ich Ross, J., Narrative of a second voyage ff. London 1835, und Hall, Life with the Esquimaux. London 1864.

Sonst benutzte ich:

Hans Egede, Ausführliche wahrhafte Nachricht. Hamburg 1740.

Paul Egede, Efterretninger om Grönland. Kjöbenhavn 1790.

David Krantz, Historie von Grönland. Barby 1770.

Lars Dalager, Grönlandske Relationer. Kjöbenhavn 1751.

Für Labrador war wenig zu finden in dem viden Werk von Cartwright, a Journal of Transactions ff. Newark 1792.

Für Heft II ist zu nennen:

Salvi, Geschichte der Kolonisation von Neu-England. Leipzig 1847.

Maximilian, Prinz zu Wied, Reise in das innere Nordamerika. Frankfurt 1839.

Catlin, Letters and Notes ff. London 1844.

Schoolcraft, Information respecting the history, condition and Prospects of the Indian tribes. Philadelphia 1851.

Reports of the Commissioner of Indian Affairs.

Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern. Nürnberg 1870.

¹⁾ Die ausgedehnte Angabe der Missionszeitschriften, die von den betreffenden Missionsfeldern handeln, glaubte ich um so eher fortlassen zu können, als die betreffenden Nummern in den Registern dieser Zeitschriften leicht aufgefunden werden können.

²⁾ B. Egel, Grönland ff. Stuttgart 1860, ist eine größtentheils wörtliche Uebersetzung und zugleich vielfach verwirrende Verarbeitung der beiden Bände von Rink.

New
(N)
Bret
Für Heft
Carn
Madd
Gurn
Day,
Zum The
Unde
Hors
Für die

Stand der
betreffenden

Daß m
kürzt werden
zu schaffen
stücken. Je
lichen Kennt
mal meistens
Ich hal
objektiv¹⁾ um
wie sie sind.
freunde ent
auf jeden F
solche, die si
in manchen
sie ihre Sch
Label ernten
J. B. hinsich
ein in diesen
die Macht de
ipation zu
gebrängt und
verschließen
Für die
o aufsaßt u

¹⁾ Objekt
genehm berück
reichen. Wenn d

Newcomb, a Cyclopedia of Missions. New-York 1860
(NB 1855).

Brett, the native Tribes of Guyana. London 1867.

Für Heft III:

Carmichael, Domestic Manners ff. London 1833.

Madden, a Twelve-month's residence. London 1835.

Gurney, a Winter in the West Indies. London 1841.

Day, Five years residence in the West Indies. London 1852.

Zum Theil wurden benutzt:

Underhill, The West Indies. London 1862.

Horsford, a voice from the West Indies. London 1856.

Für die neuesten Ereignisse auf den Missionsfeldern und den jetzigen Stand der Missionen wurden überall die neueren Jahresberichte der betreffenden Gesellschaften benutzt.

Daß mancher etwas ausgedehnte Abschnitt in dieser Auflage gekürzt werden mußte, versteht sich von selbst, da für die Nachträge Raum zu schaffen war. Ich habe namentlich manche von den Anekdoten gestrichen. Ich glaube nicht, daß solche überhaupt viel zu einer gründlichen Kenntniß der Mission beitragen können, da sie, wie sie nun einmal meistens sind, eine tendenziöse Färbung an sich tragen.

Ich habe bereits angedeutet, wie es mein Bestreben war, möglichst objektiv¹⁾ und sachgemäß die Zustände zu schildern, wie sie waren resp. wie sie sind. Mag solche Schilderung nun den Wünschen der Missionsfreunde entsprechend sein oder manches vorgefaßte Urtheil zerstören, auf jeden Fall wird sie der Mission bessere Dienste leisten als eine solche, die sich scheut der Wirklichkeit ins Antlitz zu schauen, und die in manchen Stücken ängstlich der Wahrheit aus dem Wege geht, weil sie ihre Schärfe fürchtet. — Ich weiß, daß ich bei manchem Leser Tadel ernten werde, weil ich mit fest eingewurzelten Ansichten (wie z. B. hinsichtlich der Sklavenemanzipation) gebrochen habe. Aber ich bin in diesem Stücke keineswegs subjektiven Regungen gefolgt, sondern die Macht der Verhältnisse, in denen die Folgen und Früchte der Emanzipation zu Tage treten, hat mich zu der veränderten Auffassung gebrängt und wird jeden dazu drängen, der sich den Thatfachen nicht verschließen will.

Die Mission ist nicht etwas Unfehlbares. Ueberall wo man sie so aufsaßt und ihre aus der Schwachheit und Sündhaftigkeit der Men-

¹⁾ Objektiv mußte ich auch sein, wo es sich um derbe, unserartig Gefühl unangenehm berührende Gewohnheiten der Naturvölker handelt, soweit meine Quellen reichen. Wenn dergleichen zu stark ist, möge das Buch nicht, oder nur mit Vorsicht lesen.

schen, die sie treiben, herstammenden Schatten mit idealisirenden Farben übermalt, wird der Sache selbst nur geschadet.

Von andrer Seite aber wird man mir vorwerfen, daß ich mich oft einer zu erbaulichen Ausdrucksweise bedient habe, auch in selbständig gearbeiteten Partien. Einer unsrer bedeutendsten Ethnographen, dem ich einen Theil des Manuscripts vorzulegen Gelegenheit hatte, fand darin manches „nicht ganz nach seinem Schnabel“, obwohl er die Probe wohlwollend und anerkennend beurtheilte. Ich möchte in diesem Punkte darauf hinweisen, daß solche Ausdrucksweise nicht so sehr den Darsteller, als die Faktoren der dargestellten Sache charakterisiren soll. Hier und da mußte ich auch wohl eine oder die andre Wendung aufnehmen, die zwar meinem Geschmack nicht völlig entspricht, aber den Geschmack und die Richtung der Zeit und der Personen, von denen die Rede ist, veranschaulicht. — Andererseits aber ist im Interesse der Objektivität auch in dieser Beziehung keineswegs die Kritik zurückgebrängt worden, insbesondere da, wo die Personen hinter die Sache zurücktreten.

Damit hätte ich die Gesichtspunkte dargelegt, die mich bei meiner Arbeit leiteten. Unter allen aber stand mir doch der am höchsten, auch mit diesem geringen Werke dem Herrn und Könige zu dienen, unter dessen Scepter allein alle Völker Heil und Frieden finden können. Seine Sache ist die Mission. Schlicht und einfach, menschlichen Aufpuges nicht bedürftend, schreitet sie einher, ja vielfach unscheinbar und in der Knechtsgestalt, in der Er selbst auf diese Welt kam. Freilich aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß sie durch die Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit der Menschen, die darin wirksam sind, in ihrer äußeren Erscheinung vielfach entstellt wird. Und doch ist die Mission das Feld, auf dem sich trotz aller menschlicher Mängel und Schwachheiten die Lebenskräfte des Gottesreiches deutlicher und der Abglanz seiner himmlischen Herrlichkeit klarer zeigen, als auf manchem andern Lebensgebiete, auch wenn wir den künstlichen Heiligenschein weglöschen, der oftmals darum gebreitet worden ist. — Möge der Herr denn in Gnaden auch dieses Buch segnen, daß es beitrage, die Missionsfrage weiter und weiter bekannt zu machen und manche Herzen für dieselbe zu erwärmen.

März, am Weihnachts-Heiligabend 1875.

R. Grundemann.

A. Grönl

1. G

2. G

3. G

4. A

5. A

6. B

7. C

B. Labrad

1. La

2. D

3. Ne

Nachtrag

realisirenden Farben

erfen, daß ich mich
auch in selbständig
Ethnographen, dem
genheit hatte, fand
obwohl er die Probe
e in diesem Punkte
so sehr den Dar-
charakterisiren soll.

ore Wendung auf-
entspricht, aber den
nen, von denen die
Interesse der Ob-
kritik zurückgebrängt
Sache zurücktreten.

die mich bei meiner
am höchsten, auch
zu dienen, unter
en finden können.

menshlichen Auf-
sch unscheinbar und
belt kam. Freilich
Unvollkommenheit

wirksam sind, in
Und doch ist die
her Mängel und
deutlicher und der
als auf manchem

Heiligenschein weg-
Möge der Herr
eitrage, die Miß-
manche Herzen für

ndemann.

Inhalt.

Die Eskimo in Grönland und Labrador.

| A. Grönland. | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Grönland unter den Normannen | 1 |
| 2. Hans Egede | 8 |
| 3. Grönland und die Eskimo beim Beginn der dänisch-norwegischen Kolonisation | 14 |
| 4. Anfänge der Kolonie | 34 |
| 5. Anfänge der Brüber-Mission | 41 |
| 6. Weitere Entwicklung der Mission bis auf die gegenwärtige Zeit . . . | 55 |
| 7. Schilderung der jetzigen Verhältnisse | 63 |
| B. Labrador. | |
| 1. Land und Leute in alter Zeit | 75 |
| 2. Die Mission in Labrador | 80 |
| 3. Neuere Zustände in Labrador | 103 |
| Nachtrag über den neuesten Stand der dänischen Mission in Grönland . . | 117 |

gen
solch
zumal
den ja
Jahre
schlage
dort a
doch a
war C
tigen
manch
Zeit u
der Er
Vers, k
gen, w

in alle
schein
erschütt
eine h
vergebl
morsche

1) Mo
Eurhan

A. Grönland.

1. Grönland unter den Normannen.

Es war im Jahre 982, als ein Wikinger-Schiff von Island kommend gen Westen steuerte. Muthige Männer mußten es sein, die sich in solch' einem gebrechlichen Fahrzeug auf das wilde Meer hinaus wagten, zumal, da es hier nicht dem sonnigen Süden galt, von dem die Skalden sangen, sondern ein Land in Eis und Schnee starrend, das zwölf Jahre zuvor einer der verwegenen Schiffer, da er vom Sturme verschlagen war, gesehen hatte. Doch Thatendurst brängte den Mann, der dort am Steuer stand. Der Heimat war er überdrüssig. War's ja doch auch nicht einmal seine rechte Heimat, denn schon ein Jüngling war Erik Rauba (der rothe) mit seinem um Tobschlages willen flüchtigen Vater aus Norwegen nach Island gekommen. Später selbst wegen mancher blutigen Fehde geküchtet, war er mit seinen Getreuen lange Zeit unstätt und flüchtig zwischen öden Bergen umher gerirt, bis in ihm der Entschluß zu jener abenteuerlichen Reise reifte. „Wie wahr ist der Vers, den Obhinn geschmiedet“, so möchte er denken, als er über die langen, weißgekrönten Wogen finnend hinschaute —

Der Dornbusch, dorrt, der im Dorfe steht,
Ihm bleibt nicht Blatt noch Dorn.
Ihm gleicht der Mann, den niemand mag.
Wie lange erträgt er das Leben?“¹⁾

Drum hielt die markige Hand mit eisiger Ruhe das Steuer mitten in allen Gefahren, selbst als der ungewohnte Anblick der im Sonnenschein blizenden, schwimmenden Eisberge manchem im Gefolge das Herz erschütterte.

Endlich tauchte das Land aus der Flut. Dunkle Klippen säumten eine hohe, zerrissene, und mit Gletschern bedeckte Felsenküste. Doch vergeblich suchte man zu landen. Ueberall war das von den Rändern morliche Treibeis im Wege. So segelte man südweslich der Küste

¹⁾ Mannhardt, Die Götter der deutschen und nordischen Völker. S. 172.

Eurhardt, Missions-Bibliothek I, 1. 2. Aufl.

folgend, bis man den Südpunkt des Landes erreichte.¹⁾ Hier war es zugänglicher, doch unwirthlich und abschreckend. Um einen bewohnbaren Platz zu finden lief Erik in manchen Fjord ein. Doch überall starrten nackte Felswände und mit Eis und Schnee bedeckte Gebirge dem suchenden Auge entgegen. Tagelang fuhr man nordwärts und hin und her, aber vergeblich. Schon wurden die Tage kürzer, schon blieb der frische Schnee auf den Klippen liegen, da drängte die Noth, auf einer der unzähligen Inseln den ersten besten geschützten Platz zur Ueberwinterung zu wählen.

Nur Menschen von der Abhärtung und Entbehrungskraft der alten Wikinger waren im Stande, ohne weitere Hilfsmittel die Mühsale eines solchen Winters zu überstehen. Man hätte wohl erwarten mögen, daß auch sie so bald als möglich diesem nichts versprechenden Lande den Rücken gewandt hätten. Nicht so Erik. Mit doppeltem Eifer wurden im nächsten Sommer die Nachforschungen fortgesetzt. Und welcher Erfolg krönte sie endlich, als beim tieferen Eindringen in einen Fjord die erstaunten Blicke der Normannen über grüne Hügel schweifen konnten, die sich in sanfter Wellenform von den ferneren, schneebedeckten Bergen zum Meeresufer niederstreckten. Während draußen zwischen den Scheren noch eiskalte Nebel lagerten und der schneibende Seewind einher pfiff, lagte hier warmer Sonnenschein über der heiteren Landschaft. Während draußen nur graue Moose den unfruchtbaren Felsboden bedeckten, unterbrachen hier Gruppen von Weiden und Birkengebüsch, wenn auch nicht über Manneshöhe vom Boden emporstrebend, die weiten, mit bunten Blumen geschmückten Rasenflächen. Da und dort fanden sich ganze Strecken bedeckt mit Beerenpflanzen,²⁾ deren Früchtchen sich schon zur Reife zu schwärzen oder zu röthen begannen. Im stillen Wasser des Fjordes spielten Schaaren von Seeuhnen, und in den klaren Bächen bemerkte man vortreffliche Lachse.

Erwägt man die Entbehrungen, die Erik mit den Seinigen erduldet, und hält die ersten Eindrücke, die diese Gegend auf sie machen mußte, denselben gegenüber, so wird man das freudige Erstaunen verstehen, mit dem der Held das „grüne Land“ begrüßte und damit jener mächtigen nordischen Insel überhaupt den Namen gab, den sie bis auf den heutigen Tag trägt: Grönland.

Vielleicht aber war es nicht das freudige Erstaunen allein, dem dieser Name seinen Ursprung verdankt. In dasselbe mischte sich vielmehr kluge Berechnung. Nicht alle seine Anhänger waren nämlich dem Erik gefolgt. Den zurückbleibenden hatte er beim Abschiede versprechen müssen, falls er ein gutes Land entdecken würde, noch einmal nach Island zu kommen und auch sie herüber zu holen. Auch er wünschte ja ihre Ueberföhlung, die vielleicht nicht erfolgt wäre, wenn bei seiner Schilderung des neuen Landes die überwiegenden Schattenseiten nicht durch

¹⁾ Die alten Urkunden nennen ihn Svart, Wendung; jedenfalls das jetzige Kap Farvel.

²⁾ *Empetrum nigrum*, die Kauschbeere (nordw. *Kraekkebaer*) und *Vaccinium vitis idaea*, Preisel- oder Kronbeere, sowie *V. myrtillus*, Heidel- oder Biebeere.

Hervor
dies d
sinnige
Blas
fuhr e
barem
Küste
Stätte

seine
um der
vergesse
Erik n
Schiffe
ihm m
der wa
Eine g
haben

vertheil
began
hatte f
fjord ge
es berje
baute e
man her
blöcke, k
Fugen
bern, w
stüde an
flächen
als über
Sparr
famen
an man
angefp
einzig
Gesent
in diese

Wie
diesen
wie es
je eine
von den

¹⁾ „a
²⁾ M
³⁾ W
von wo es

Hier war es
en bewohnbaren
überall starren
Gebirge dem Ju-
ts und hin und
schon blieb der
Noth, auf einer
lag zur Ueber-

gestraft der alten
el die Mühsale
el erwarten mö-
s versprechenden
Mit doppeltem
fortgesetzt. Und
Einbringen in
er grüne Hügel
n den ferneren,
Während draußen
der schneibende
in über der hei-
se den unfrucht-
von Weiden und
n Boden empor-
tasenflächen. Da
pflanzen,*) deren
stößen begannen.
Seehunden, und

einigen erduldet,
e machen mußte,
raunen verstehen,
mit jener mäch-
sie bis auf den

nen allein, dem
chte sich vielmehr
ämlich dem Erik
sprechen müssen,
nach Island zu
ünschte ja ihre
bei seiner Schil-
iten nicht durch

Is das jetzige Kap

) und Vaccinium
oder Bixbeere.

Hervorhebung der Lichtseite etwas zurückgebrängt worden wären, wie dies durch jenen Namen geschah. — Doch er wollte nicht etwa leichtsinniger Weise nur im Vertrauen auf einen immerhin beschränkten Platz mehr Menschen als dieser ernähren konnte herüber ziehen. Deshalb fuhr er fort sorgfältig alle Fjorde zu untersuchen und mit wunderbarem Scharfsinn fand er auf 100 Meilen weit an der gefährlichen Küste alle diejenigen Plätze auf, welche noch heute als die bewohnbaren Stätten gelten können. Darüber waren drei Jahre vergangen.

Als der kühne Seeheld nach Island zurückgekehrt war, machten seine Berichte daselbst großes Aufsehen. Nur seine bittersten Feinde, um derentwillen er in die Nacht gethan, konnten die alten Unbill nicht vergessen, und noch einmal gab es blutigen Kampf. Einen Sieg erfocht Erik nicht; erlangte jedoch einen Vergleich, vermöge dessen er ungestört Schiffe zu einer neuen Fahrt ausrüsten konnte. Nun aber schlossen sich ihm manche reichen und mächtigen Häuptlinge an; denn schon wurde der wachsenden Bevölkerung der Insel das brauchbare Land zu knapp. Eine ganze Flotte von 25 Schiffen steuerte den grönländischen Gestaden zu.

Nur 14 derselben erreichten das Ziel. Nach Eriks Anweisung vertheilten sich die Kolonisten in die verschiedenen Fjorde, und nun begann ein reges Leben in dem bis dahin öden Lande. Der Führer hatte für sich den besten aller Plätze an dem nach ihm benannten Eriksfjord gewählt. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß es derjenige war, an welchem das jetzige Julianehaab¹⁾ liegt. Dort baute er mit Benutzung einer flachen Felswand sein Haus, dessen Ruinen man heute noch findet.²⁾ Zwei bis drei Ellen lange, rothe Sandsteinblöcke, befestigt durch eingekettete kleinere Steine, bilden die Mauer, deren Fugen einst mit Mörtel wohl ausgefüllt waren. Man muß sich wundern, wie es möglich war, ohne die Hülfe von Maschinen solche Felsstücke an ihre Stelle zu bringen. Eine Oeffnung mit einem großen flachen Steine überdeckt, war die Thür. Fenster wurden, wie es scheint, als überflüssiger Luxus entbehrt. Wo aber sollte man Balken und Sparren zum Dache nehmen? Auch dafür wurde Rath. Den aufmerksamen Blicken Eriks war es nicht entgangen, daß an der äußeren Küste an manchen Stellen zahlreiche Baumstämme, augenscheinlich vom Meere angespült lagen. Wo kamen sie her, in diesem Lande, das keinen einzigen Baum trug?³⁾ Jedenfalls sahen sie die Normannen als ein Geschenk ihrer guten Götter an, die ihnen alle Mittel darreichten, sich in diesem Lande eine Heimat zu gründen.

Vielleicht waren die kleineren Hütten des Gefolges, die sich um diesen Fürstenbau gruppirt, ganz aus jenem Holz errichtet; denn wie es scheint findet sich auf den Stellen der alten Niederlassungen nur je eine Ruine eines steinernen Gebäudes. Das waren die hohen Säle, von denen so viel in nordischen Gesängen die Rede ist und von denen

¹⁾ „aa“ lautet im Dänischen gleich „o“.

²⁾ Nicht weit von Igallito.

³⁾ Man nimmt an, daß das Treibholz aus den Wäldern der Kontinente stammt, von wo es durch die Flüsse ins Meer geschwemmt wird.

wir uns, befangen in der Vorstellung unserer gegenwärtigen Kulturverhältnisse, schwer ein richtiges Bild machen können. An Schmud wird es auch dort in Brattalib¹⁾ (so nannte Erik Rauda seinen Wohnplatz) nicht gefehlt haben. Die lange Winterdämmerung brachte Muße genug, um die Hände zu allerlei geschickten Holzschnitzeien in Bewegung zu setzen. So wurde das Haus mit verzierten Geräthen, Tischen, runden Lehnstühlen u. s. w. versehen. Auch Stalben ließen ihre Lieder erklingen, in denen die Thaten der Helden gepriesen wurden, die den Muth der Mannen begeisterten. Möchte derselbe zunächst auch nur im Kampf mit dem weißen Bären, in der Jagd auf das Renuthier und das nicht ungefährliche Walroß sich bethätigen, so wurde doch auch Grönland bald der Schauplatz blutiger Fehde, wie sie bei jenem kriegerischen Geschlecht nicht ausbleiben konnten. Selbst von den Frauen hat uns die mit sagenhaften Ausschmückungen durchwobene Geschichte einige Züge aufbehalten, die sie als Heldenweiber kennzeichnen. Im übrigen wird's bei ihnen auch hier nicht an der germanischen Innigkeit und den häuslichen Tugenden gefehlt haben, die der Schmud des Weibes sind. Im Sommer lag es zum Theil ihnen ob, die Schafe und Ziegen zu hüten (wie auf den heimischen Fjelden), sowie von dem üppigen Graze den Heuvorrath für den Winter zu bereiten. Jene Hausthiere wurden, wenn auch Pferde und Rinder erwähnt werden, doch wohl allein in größerer Zahl gehalten und gebiehn im grönländischen Klima — mochte auch die Wolle immer rauher und härter werden. Doch wußten die Mädchen mit fleißiger Hand sie vom Roden zu spinnen und ließen die Spindel schnurrend über das Steinpflaster des Saales hintanzen, während die Frauen an dem einfachen Webstuhl²⁾ mit unsäglichem Gebul durch die herabhängenden und mit Steinchen beschwerten Fäden des Aufzuges den Einschlag einslochten. Proben dieses groben Zeugens finden sich noch jetzt wohl erhalten in den Gräbern eines grönländischen Friedhofs, die das Meer nach und nach hinweg wäscht. — Ackerbau ist nur später in sehr geringen Versuchen von vornehmen Leuten getrieben worden. Dem gemeinen Mann blieb Brod eine fremde Sache.

Diese Züge mögen genügen, um die Lebensweise der Normannen in Grönland anzudeuten. Wir müssen jedoch das Bild vervollständigen durch Erwähnung der jährlichen Seefahrten, zu denen diese Männer immer aufs neue durch ihre Unternehmungslust gebrängt wurden. Nicht bloß mit Island, sondern selbst mit der alten norwegischen Heimat wurde ein reger Verkehr aufrecht erhalten. Die Erzählungen von dem grünen Lande lockten auch von dort immer mehr Auswanderungslustige dahin. Unzufriedene Häuptlinge pflegten schon seitdem Harald Haarfager die Alleinherrschaft an sich gerissen hatte, das ihnen verlebte Vaterland zu verlassen. Solche vernahmen nun mit Freuden die Kunde von der jungen Kolonie und ihre Einladung hinüber zu kommen. —

¹⁾ Brattelid, Vertrauen auf den Abhang — vielleicht mit Rücksicht auf die Felswand, an die sich das Haus lehnte.

²⁾ Archäologisches Museum in Kopenhagen No. 422.

Doch
schen

das b
Norm
Wohn
antraf
wird i
ein H
Bade
eiflig

Urspru
Bratal
sein.
den M
schütter
durch
dem H

Dort
noch
ehrung
„verwa
mit sein
nem H
dort ein
Bestreb
zurück.

Le
nicht an
übrigen
hilfe,
und fan
lichen
letzteren
noch m
von sein
kein H
platz,
Christen
zu Bra
die in
der Neb

¹⁾ S
²⁾ A
geschichte

wärtigen Kultur-
n. An Schmutz
uba seinen Wohn-
brachte Ruhe
ien in Bewegung
en, Tischen, run-
ließen ihre Lieder
wurden, die den
ächst auch nur im
s Renuthier und
wurde doch auch
bei jenem kriege-
n den Frauen hat
Geschichte einige
en. Im übrigen
en Innigkeit und
mud des Weibes
Schafe und Ziegen
von dem üppigen
Jene Hausthiere
werden, doch wohl
ndischen Klima —
en. Doch wußten
spinnen und ließen
Saales hintanzu-
mit unsäglich
geschwerten Fäden
s groben Zeug
des grönländischen
k. — Ackerbau ist
Leuten getrieben
de Sache.

Normannen in
vollständigen durch
Männer immer
wurden. Nicht
wegischen Heimat
hlungen von dem
panderungslustige
m Harald Haar-
ihnen verleibete
reuben die Kunde
zu kommen. —

Doch gingen von Grönland auch Wikingerzölge nach andern europäi-
schen Ländern und kehrten mit reicher Beute beladen zurück.

So mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand des Landes,
das bald weit und breit berühmt wurde. Daß schon vor Ankunft der
Normannen andre Menschen dort gelebt hatten, zeigten die Spuren von
Wohnungen und Reste von Fahrzeugen und Geräthschaften, die sie dort
antrafen. Daß sie mit Urbewohnern in Verührung gekommen seien,
wird nur in einem Falle von der Sage angedeutet. Nach dieser traf
ein Held auf einer mühseligen Reise an der auch damals schon mit
Padeis dicht besetzten Ostküste ein paar zwerghafte Weiber an, die
eiligst entflohen, nachdem er die eine von ihnen verwundet hatte.

Die ersten, uns bekannten Grönländer also waren germanischen
Ursprungs. Doch sie waren, wie schon angedeutet, Heiden. Auch bei
Bratalib mögen dem Obhinn und dem Thor blutige Opfer gebracht
sein. Doch hatte das Wikingerleben wohl schon dazu beigetragen, bei
den Normannen die Religion der Väter in manchen Stücken zu er-
schüttern. Nur so erklärt sich der schnelle Erfolg der christlichen Mission,
durch welche schon anderthalb Jahrzehnte nach Grönlands Entdeckung
dem Heidenthume daselbst ein Ende gemacht wurde.

Im Jahre 999 sandte Erik seinen Sohn Leif nach Norwegen.
Dort hatte das Christenthum bereits Eingang gefunden, mußte jedoch
noch manche harten Kämpfe gegen die fest im Volke wurzelnde Ver-
ehrung der alten Götter bestehen. Der damalige König Olaf Trygvesson
„verwandte seine milde, ränkenvolle Kraft auf den Sieg der Kirche“¹⁾
mit seinen von England und Bremen gekommenen Priestern. An sei-
nem Hofe fand der junge Leif freundliche Aufnahme. Er verweilte
dort ein Jahr, wurde unterrichtet, getauft und kehrte erfüllt mit den
Bestrebungen, die Olafs Beispiel in ihm entzündet, nach Grönland
zurück. Mit ihm zog ein Priester.

Leider ist uns der Name dieses ersten grönländischen Missionars
nicht aufbewahrt. Den größten Theil der Velehrungsarbeit übernahm
übrigens wohl Leif selber. Zunächst überredete er seine Mutter Thiod-
hilde, die sich sofort taufen ließ. Dann zog er von Fjord zu Fjord
und fand wie es scheint bei keinem der Häuptlinge, wenigstens im süd-
lichen Theile des Landes, ernstlichen Widerstand. Das Volk folgte den
letzteren ohne weiteres. In den nördlichen Ansiedlungen finden sich
noch mehrere Jahre später Heiden erwähnt. Auch Erik selber wollte
von seinen alten Göttern nicht lassen. Doch legte er seinen Leuten
kein Hinderniß in den Weg. Ja er gestattete es, daß an seinem Wohn-
platze, der nun einmal den Mittelpunkt der ganzen Kolonie bildete, dem
Christengott ein Heiligthum errichtet wurde. So erhob sich denn bald
zu Bratalib eine Kapelle im Stile jener skandinavischen Holzkirchen,²⁾
die in ihren seltsamen Verzierungen Spuren davon aufweisen, wie schroff
der Uebergang vom nordischen Heidenthum zum Christenthum war.

¹⁾ Høse, Kirchengeschichte.

²⁾ Wie zu Gitterdal, Borgund und Wang, letztere jetzt in Schlesien. Vergl. Kunst-
geschichte von Kugler u. a.

schicht auf die Fels-

Nur äußere Formen waren gewechselt. Alte Vorstellungen wurden unter neuen Namen festgehalten; von einer Sinnesänderung und von Erneuerung des Lebens finden sich keine Andeutungen. Kämpfe zwischen einzelnen Personen, wie zwischen größeren Parteien waren nichts Seltenes. Furchtbar war die Macht der Blutrache, die ungehindert geübt, ganze Geschlechter ausrottete. Auch die Raubfahrten nach andern Ländern wurden noch lange nicht abgestellt, wiewohl unter den folgenden Geschlechtern die Schifffahrt mehr zur Handelschifffahrt wurde, die den Mangel der an Produkten armen Kolonie immer mehr durch eine regelmäßige Einfuhr von Waaren andrer Länder abhalf.

Von allen Thaten, die jene unternehmungslustigen Seehelden vollbrachten, ist wohl die bedeutendste die Entdeckung Wiinlands. Es steht fest, daß darunter ein Theil Amerika's, und wahrscheinlich die Gegend der Neu-England-Staaten gemeint ist. Leif war der erste, der es besuchte, nachdem es zuvor von Bjarme Herjulfsson nur gesehen, aber nicht betreten war. Seinen Namen verdankt es einem Deutschen Namens Tytfer, der nach der Sitte des nordischen Abels das Amt eines Hofmeisters zu Bratalið bekleidete und nun seinem früheren Zögling auf seiner Entdeckungsreise gefolgt war. Unser Landsmann meinte in der *Vitis Americana*,¹⁾ die ihre üppigen Ranken durch den Urwald schlang, die edle Rebe seiner Heimat erkannt zu haben und trank sich mit dem Saft ihrer Beeren sofort einen Rausch. Das Getränk scheint dem normannischen Gaumen zugejagt zu haben; wieder ein Zeugniß ihrer Genügsamkeit.

In Wiinland trafen unsre Helden zum erstenmale mit Eingebornen zusammen, man weiß nicht ob mit Indianern oder Eskimo. Der Verkehr mit ihnen ist kein gutes Zeugniß für das Christenthum der Normannen, denn sie tödteten die fremden Menschen, die ihnen in den Weg kamen, ohne weiteres. So oft Wiinland von Grönland aus besucht wurde, gab es Kämpfe. Die gewiß sehr gewünschte Niederlassung auf der fruchtbaren Küste wurde dadurch verhindert. Und wenn es auch später zu Handelsverbindungen mit den Skrälingern — so nannte man die Eingebornen — kam, so entstand doch kein bleibender friedlicher Verkehr zwischen jenen und den Ausländern. Die Fahrten nach Wiinland treten daher immer mehr zurück und verschwinden zuletzt ganz.

Wie fruchtbar und segensreich hätte es werden können, wenn damals jene Entdecker der neuen Welt sofort Keime lebendigen Christenthums dorthin verpflanzt hätten!

Noch viele Jahrzehnte hindurch finden wir in Grönland das alte Heldenleben in ursprünglicher Kraft, aber auch Rohheit. Allmählich jedoch verliert es sich. Die Kolonie nimmt an Wohlstand zu, die Volksmenge wächst. Es bildet sich eine republikanische Verfassung aus unter dem zu Bratalið wohnenden Amtmann, dem ein Thing zur

¹⁾ Bei uns jetzt vielfach zur Bekleidung von Lauben und Veranden verwendet, unsrer Spejes in vielen Beziehungen ähnlich — nicht zu verwechseln mit dem fälschlich genannten wilden Wein, Ampelopsis.

Seite
der
erster
Ostber
bezi
die
gehab
milder
Anfan
Kirche
begrü
talið
Mönd
Bischö
komme

hängen
schon
keines
aufs
Selbst
Diese
dere
gebung
landsch
Handel
jedoch
ehe ein

W
famer.
erste
Strälin
einst de
der un
Kunde.
Völkche
ihm b
werden

¹⁾ L
überfest
schaft bed
ist na
Rints D
bei der a
Sgallito

²⁾ ?
ihnen die
dem Pau

stellungen wurden
nderung und von
Kämpfe zwischen
waren nichts Sel-
ungehindert geübt,
nach andern Län-
ter den folgenden
rt wurde, die den
r durch eine regel-

en Seehelden voll-
inlands. Es steht
einlich die Gegend
ste, der es besuchte,
esehen, aber nicht
Deutschen Namens
s Amt eines Hof-
eren Jögling auf
nn meinte in der
en Urwald schlang,
trank sich mit dem
etränk scheint dem
ein Zeugniß ihrer

e mit Eingebornen
Estimo. Der Ver-
stenthum der Nor-
ihnen in den Weg
nland aus besucht
Niederlassung auf
nd wenn es auch
— so nannte man
ibender friedlicher
ahrten nach Vin-
den zuletzt ganz.
können, wenn da-
benigen Christen-

Grönland das alte
heit. Allmählich
wohlstand zu, die
nische Verfassung
dem ein Thing zur

Veranden verwendet,
sein mit dem fälschlich

Seite steht. Zwei Bezirke¹⁾ werden unterschieden: der westliche und der östliche; letzterer der reichere dem jetzigen Julianehaab entsprechend, ersterer nach Norden bis etwa nach Godthaab hinaufreichend. Der Ostbezirk umfaßte 190 Wohnplätze und 11—12 Kirchen. Der Westbezirk etwa 90 Plätze mit 3—4 Kirchen. Nach diesen Angaben kann die Kolonie auch in der Blütezeit nicht mehr als einige tausend Seelen gehabt haben. — Das Christenthum drang tiefer und tiefer ein und milberte die rohen Sitten. Die Zahl der Kirchen mehrte sich. Ja zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde in Garde eine Kathedralkirche gebaut und das unter Bremen gestellte Bisthum Grönland begründet. Man glaubt Trümmer der ersteren nicht weit von Brattaliib an dem jetzigen Orte Raskiarful aufgefunden zu haben. Ein Mönchskloster erhob sich daneben. — Es wird eine lange Reihe von Bischöfen von Garde aufgezählt. Manche sind jedoch nie dorthin gekommen, andre haben nur kurze Zeit sich dort aufgehalten.

Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts hören die zusammenhängenden Nachrichten von der Kolonie auf. Ihre Blüte begann wohl schon zu welken. Doch war die Verbindung mit dem Mutterlande noch keineswegs abgebrochen; vielmehr wurde sie 1261 in besonderer Weise aufs neue geknüpft, als der Bischof Olaf es dahin brachte, daß sie ihre Selbständigkeit aufgab und sich dem norwegischen Könige unterwarf. Diese Aenderung scheint unter Mitwirkung der Geistlichkeit ohne besondere Schwierigkeit bewirkt zu sein. Damit wurde denn die alte Gesetzgebung verändert. Nur ein königliches Fahrzeug, die sogenannte „Grönlandssnarre“, segelte jährlich nach Grönland, andern Schiffen war der Handel dahin verboten; jenes hatte gewisse Abgaben zu erheben, die jedoch oft ausblieben. Manche Snarre scheiterte und es vergingen Jahre, ehe eine neue ausgerüstet wurde.

Von nun an werden die Nachrichten von Grönland immer spärlicher. Vom Jahre 1377 wird ein wichtiges Ereigniß berichtet; der erste Zusammenstoß der Normannen mit den von Norden kommenden Strälingern. Wahrscheinlich traten jene diesen ebenso gegenüber, wie einst den Eingebornen in Vinland. Wir haben von dem Eskimostamme, der unter den Strälingern jedenfalls zu verstehen ist,²⁾ keine weitere Kunde. Nach allen Analogien jedoch mußten sie ein ruhiges stilles Völkchen sein, das erst durch die Grausamkeit der Kolonisten zu dem ihm bis dahin unbekannten Kriege gereizt wurde. Zum erstenmal werden sie hier ihre zweckmäßigen und mit Geschick gehandhabten

¹⁾ Oesterbygden und Westerbygden wird gewöhnlich unrichtig mit Ost- und Westban übersetzt. Bygd (Bjög) ist ein spezifisch norwegisches Wort, das eine bewohnte Landschaft bedeutet. Die Ansicht, daß der östliche Distrikt auf der Ostküste Grönlands zu suchen sei, ist noch sehr verbreitet, wie sie auch die erste Auflage dieses Werkes hat. Durch H. Rinks Darlegungen ist sie jedoch völlig widerlegt worden. Die Namen erklären sich auch bei der angegebenen Situation, da man von Norden kommend von Kap Desolation bis Igallito 20 Meilen nach Osten zu reisen hat.

²⁾ Die Eskimo haben noch jetzt das Wort Karalit mit der Uebersetzung, daß ihnen dieser Name von fremden Menschen beigelegt worden sei. Dies Wort stimmt nach dem Lautgesetze der Eskimosprache vollständig mit Sträling.

Waffen, die sie sonst nur zur Jagd gebrauchten, gegen Menschen gerichtet haben. Doch die Normannen hatten ihr feindseliges Auftreten gegen die Ankömmlinge schwer zu bereuen. Ihre Schwerter vermochten nichts gegen die sicher gezielten Pfeile und Wurfspeieße der kleinen ganz in Pelz gekleideten Menschen.

In dem genannten Jahre wurde die ganze europäische Bevölkerung des westlichen Bezirks aufgerieben. Die auf die Schreckensbotschaft aus dem östlichen Distrikt zur Hülfe herbeieilenden Männer fanden keine Menschenseele mehr am Leben. Das Vieh lief halbverwildert auf den Bergen umher.

Der Rest der Kolonie fristete fast noch ein Jahrhundert lang ein kümmerliches Leben. Die Verbindung mit dem Mutterlande warb immer seltener. Die Zufuhr unentbehrlicher Artikel hörte allmählich auf. Neben den Ueberfällen seitens der Eskimo wird auch ein solcher, ausgeführt von englischen Freibeutern, erwähnt, bei dem viel Menschen geraubt wurden, um die durch die Pest gelichtete Bevölkerung in England zu ergänzen. Vielleicht hat jene Seuche auch in Grönland zahlreiche Opfer gefordert. Kurz: in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts verschwinden alle Spuren der Europäer in Grönland. Die letzten Reste derselben wurden, wie man nach einer Sage der Eskimo annehmen darf, aufgerieben, nachdem sie mit den letzteren eine Zeitlang neben einander gewohnt hatten.

Ethnographische Spuren bei den jetzigen Südgrönländern machen es jedoch wahrscheinlich, daß zum Theil auch eine Vermischung stattfand. Man bemerkt unter ihnen Physiognomien mit europäischen Zügen. Doch es war einer späteren Zeit aufbehalten, diese Bemerkung zu machen. Noch vor dem völligen Untergange der Kolonie waren die wenigen alten Schiffer ausgestorben, die jemals Grönland besucht hatten. Die Ueberlieferung verblüffte und verwirrte die Kunde jenes Landes, die von früher her leiser und immer leiser nachklang, und zuletzt sehen wir dasselbe vor den Augen Europa's bedeckt mit nebelhafter Nacht, durch die wie wunderbarer Schein die Erinnerung an vergangene Herrlichkeiten zuckt.

2. Hans Egede.

Norwegen hat mit seiner zerrissenen Scherensküste, mit den tief in das Felsenland gesprengten Fjorden und den eisbedeckten Fjelden viele Aehnlichkeit mit Grönland. Daher stammte der erste Besiedler jener fernen Gestebe, den blutige Kämpfe aus der Heimat vertrieben. Eben daher kam mehr als fünfhundert Jahre später der Mann, der im Drange edler, christlicher Liebe das Vaterland verließ, um auf's neue eine europäische Ansiedlung auf Grönland zu gründen und es dauernd mit Europa in Verbindung zu bringen: Hans Egede. — Doch lernen wir ihn selbst kennen mit den ersten Keimen seines Unternehmens.

frant
scharf
Festla
Schat
sowie
und b
schein
jährig
Chara
gesch
eifrig
macht
und b
handf
übere
hören
unsre
und
haft,
neue
Name
Und
er in
Gattin
Seufze
Land
Jahrh
alten
„Deste
hatten
Westf
geist
Pelze,
ten,
Einige
viele
hagen,
Heim
zu den
man d
Silber
verme
Trog
fischfa
Reise
Zwed

Menschen gerichtet
s Ausstreiten gegen
vermochten nichts
r kleinen ganz in

ropäische Bevölle-
die Schredensbot-
en Männer fanden
ief halbverwildert

rhundert lang ein
Mutterlande ward
l hörte allmählich
o auch ein solcher,
dem viel Menschen
völkerung in Eng-
in Grönland zahl-
e des fünfzehnten
äer in Grönland.
r Sage der Eskimo
teren eine Zeitlang

rönländern machen
Vermischung statt-
mit europäischen
n, diese Bemerkung
ie waren die weni-
besucht hatten. Die
jenes Landes, die
nd zuletzt sehen wir
after Nacht, durch
rgangene Herrlich-

mit den tief in das
Fjelden viele Aehn-
fiebler jener fernen
eben. Eben daher
der im Drange
afs neue eine euro-
es dauernd mit
— Doch lernen wir
nehmens.

Romantisch liegt der Pfarrhof von Vaage nicht weit vom Meeres-
strande auf einer der Lofoden-Inseln, deren kühne, zackige Felsengipfel
scharf abstechen gegen die breiten unabsehbaren Fjelde des südlicheren
Festlandes. Die Mitternachts-Sonne vergolbet die Gipfel. Lange
Schatten ziehen sich in den Thälern herab. Alles ist still in der Natur
sowie in den Fischerhütten, die sich malerisch um die Pfarre gruppiren
und deren Rasenbächer von zahllosen Stiefmütterchen blau gefärbt er-
scheinen. Nur im Pfarrhause ist einer wach, der kaum dreißigjährigen-
Pfarrer, ein echter Norweger, dem der feste kernige, ja zähe
Charakter, sowie die Tiefe eines innigen Gemüthes auf dem Antlitze
geschrieben steht. Er sitzt mit einem dicken Schweinslederbande am Fenster
eifrig bis in die Nacht hinein, die hier dem Studium nicht ein Ende
macht. Torfai Grönlandia antiqua heißt das Buch, das ihn so fesselt
und des Schlafes vergessen läßt. Endlich wird es hingelegt auf den
handfesten Holztisch, mit dem die schlichte Einrichtung des Zimmers
übereinstimmt. Sichtlich erregt kniet der fromme Pfarrer nieder. Wir
hören ihn halblaut beten: O lieber Gott und Vater, ist's wahr, daß
unsre Brüder und Schwestern dort leben, verwildert, ohne dein Wort
und Sacrament, ja wohl wie die Heiden, ohne dich und den du gesandt
hast, Jesum Christum, zu kennen, so sende mich hinaus, daß ich aufs
neue ihnen deinen hochheiligen Namen verkündige! Amen, in Jesu
Namen Amen — so schließt er in fester Zuversicht die Bitte besiegelnd.
Und doch zucken wieder schwankende Gedanken durch seinen Sinn, als
er ins Nebengemach getreten, den Blick bald auf die schlummernde
Gattin, bald auf den kleinen Paul in der Wiege wendet. Mit tiefem
Seufzer sucht er selbst die Ruhestätte auf.

Hans Egede war jedoch nicht der Erste, der an die verschollenen
Landsleute in Grönland dachte. Schon im Laufe des sechszehnten
Jahrhunderts waren einigemal Schiffe zur Wiederauffindung der
alten Kolonie ausgesendet worden, die jedoch verleitet durch den Namen
„Døsterygde“ sich mit vergeblichen Bemühungen der Disküste zugewandt
hatten. Erst 1585 entdeckte eine englische Expedition unter Davis die
Westküste wieder. Hierdurch wurde auch der dänische Unternehmungs-
geist angeregt. 1605 schickte Christian IV. drei Schiffe dorthin, die
Pelze, Fischbein, Walroßzähne u. s. w. von den Eingebornen erhandeln-
ten, wobei sie keineswegs dem Christennamen immer Ehre machten.
Einige der letzteren wurden auf grausame Weise gefangen, wobei man
viele andere tödtete. Man brachte jene als Trophäen nach Kopen-
hagen, wo sie eine Zeit zur öffentlichen Belustigung gezeigt, bald dem
Heimweh erlagen. Von nun an beginnt eine Reihe von Expeditionen,
zu denen die wohlfeil zu erlangenden Waaren lockten, und von denen
man die Entdeckung weiterer Schätze hoffte. Glaubte man doch selbst
Silbererz gefunden zu haben, und ein Schiff brachte sogar eine Ladung
vermeintlichen Goldstaubes mit, der sich jedoch als Schwefelkies erwies.
Trotz mancher Enttäuschungen lernte man aber immer mehr den Wal-
fischfang als eine ergiebige Quelle kennen, die wirklich die beschwerliche
Reise lohnte. Eine dänische Handelsgesellschaft hatte sich zu diesem
Zwecke gebildet. Doch mehr als sie trieben holländische und deutsche

Walfischfahrer ihr einträgliches Gewerbe in den grönländischen Gewässern. Diese Schiffer kamen vielfach mit den Eingebornen in Verührung, doch ohne denselben einen günstigen Begriff von den Europäern beizubringen. Grausamkeit, Blutvergießen, falscher Handel und andre Brandmale des Entdeckungs-Zeitalters kamen immer wieder vor. Andererseits aber geschah von dieser Seite nichts, um das Land zu erforschen, das Volk zu untersuchen und das Ende der alten Kolonie aufzuklären.

Das war es ungefähr, was Hans Egede bei Torfäus und aus manchen andern Quellschriften über Grönländ erfahren konnte. Aber viele Fragen, die ihm hundertfach durch den Kopf gingen, blieben ihm unbeantwortet. Es ist nicht ganz klar, ob er die „wilden Heiden“ selbst für die Nachkommen der Normannen hielt; oder dieselben erst auffuchen zu müssen meinte. Jedenfalls war er durchdrungen von herzlichem Mitleid gegen jene vielfach so unchristlich behandelten Menschen, zu denen er unter allen Umständen zunächst gehen mußte, auch wenn sie nicht die Abkömmlinge seiner Landsleute waren, die vielleicht auf der von ewigem Eis eingeschlossenen Ostküste ein elendes Leben fristeten.

Doch so groß auch das Verlangen des frommen Predigers war, den Unglücklichen zu helfen, so stellten sich demselben immer wieder die ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren, sowie die Pflichten gegen seine Gemeinde und gegen Weib und Kind entgegen. Harte Kämpfe erschütterten seine Seele über Jahresfrist um so mehr, als er bis dahin mit keinem Menschen, selbst mit seiner Gattin nicht von seinem Vorhaben gesprochen hatte. Um seine quälenden Gedanken los zu werden, wandte sich Egede 1710 an den Bischof von Bergen, von wo aus die Grönländsfahrt besonders betrieben ward, und an den Bischof zu Drontheim, dessen Sprengel die Gemeinde Baagen angehörte, legte ihnen sein Vorhaben dar und bat, sich bei dem Könige Friedrich IV. dafür zu verwenden. In Bergen aber, dessen greiser Bischof Randulff die Vorschläge mit Freuden zu fördern versprach, hörten Verwandte der Frau Egede's mit Entsetzen von seinen kühnen, abenteuerlichen Plänen und suchten von dieser selbst briefliche Auskunft über die Sache zu erhalten.

Da gab es denn auf der sonst so stillen Pfarre harte Auftritte, denn auch Frau Gertrud ließ an Energie nichts zu wünschen übrig. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte die unerwartete Kunde gezündet, und zu allen innern Kämpfen des armen Ehemannes kam nun der Schwall der Vorwürfe, zu deren Unterstützung auch alle Freunde und Bekannte herbeigezogen wurden. Wirklich gelang es diesmal den fast zur Reise gebieheten Entschluß zurück zu drängen, um so mehr als die Verwendung der Bischöfe ohne Erfolg blieb.

Dennoch fand Hans Egede keine Ruhe. Die Worte des Herrn kamen ihm nicht aus dem Sinn: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth. Aber so wie er seinem bekümmerten Herzen Luft machte, ertönten alsbald die Klagen und die Vorwürfe der Frau, also daß er lieber hätte sterben mögen,

wie je
zu fin
er alle
der g
noch
Unter
Antwo
sein so
Schwe
ihm ei
ins W
Ein E
rung
ten de
denken
drängt
umgen
Gefahr
Herr n
auch d
zur Be
seinem
nicht,
das ma
und so
als au
Zeiten
und sie
vom L
Der B
mehr a
verwan
Dank!
punkt
kleine
wirklich
sie bei
streben
trat an
bekämpf
so bald
W
lischen
mit M
zu Ba
Kinder:

bischen Gewässern.
n in Verührung,
Europäern beizu-
und andre Brand-
er vor. Anderer-
und zu erforschen,
n Kolonie aufzu-

s und aus manchen
Aber viele Fragen,
hm unbeantwortet.
lßt für die Nach-
suchen zu müssen
hem Mitleid gegen
u denen er unter
sie nicht die Ab-
f der von ewigem

n.
redigers war, den
immer wieder die
e Pflichten gegen
Harte Kämpfe
als er bis dahin
von seinem Vor-
en los zu werden,
von wo aus die
Bischof zu Dront-
e, legte ihnen sein
ch IV. dafür zu
hof Randulff die
n Verwandte der
feuerlichen Plänen
ber die Sache zu

farre harte Auf-
chts zu wünschen
die unerwartete
emen Ehemannes
stigung auch alle
 gelang es diesmal
ngen, um so mehr

Borte des Herrn
utter mehr liebt
hn oder Tochter
Aber so wie er
ebald die Klagen
sterben mögen,

wie sein Tagebuch sagt. Dabei ließ er nicht ab auf Mittel und Wege zu sin-
nen, um sein Vorhaben auszuführen. Immer fleißiger studirte
er alle Berichte über Grönland, deren er habhaft werden konnte. Sollte
der gewinnbringende Handel mit dem noch nicht erforschten Lande, das
noch viel verborgene Hülsquellen hegen mußte, nicht alle Kosten seines
Unternehmens decken? Auch der Bischof von Drontheim hatte in seiner
Antwort an den Goldstaub erinnert, der einst von Grönland mitgebracht
sein sollte, und erzählte man sich doch, daß jener Kapitän, der die Ladung
Schwefelkies mitbrachte, sich nur darum zu Tode geärgert habe, weil
ihm ein geschickter Goldschmied aus einem kleinen Reste jenes voreilig
ins Meer geschütteten Materials wirklich Gold ausgeschmolzen habe.
Ein kleiner Theil von den Schätzen Grönlands würde zur Ausfüh-
rung des Unternehmens genügt haben und hätte wohl auch die Beden-
ken der klagenden und zankenden Frau beschwichtigt. Man kann sich
denken, welche Anfechtungen von dieser Seite den frommen Mann be-
drängten.

Doch der Sinn der Gattin sollte auf andre Weise gebrochen und
umgewandelt werden. Manches Ungemach, Verdrüsslichkeiten, drohende
Gefahr und unerwartete Durchhülfe war die Zuchtschule, in die sie der
Herr nahm. Ein Vorgang, den uns Paul Egede aufbehalten hat, mag
auch dahin zu nehmen sein. Als etwa zehnjähriger Knabe war derselbe
zur Zeit der Ebbe an den Strand gegangen, um Butten zu stechen. In
seinem Eifer bei dem glücklichen Fang merkt der kleine Mann es gar
nicht, daß die Flut im Anzuge ist. Schon plätschert rings um ihn
das merklich sich hebende Wasser, das bereits die tiefen Rinnen erfüllt
und somit den Rückzug abgeschnitten hat. Es bleibt nichts anders übrig
als auf einem Felsblock Zuflucht zu suchen. Doch auch dieser wird zu
Zeiten von der Flut bedeckt. Nun kommt die Mutter in Herzensangst,
und sieht ihren Liebling in der gefährlichen Lage einige tausend Schritt
vom Lande entfernt. Kein Boot ist zur Stelle, keine Hülfe möglich.
Der Vater, scheint es, war abwesend. So steht denn die rathlose Frau
mehr als vier Stunden lang mit klopfendem Herzen am Ufer, mit un-
verwandtem Blicke die steigenden Wogen messend. Doch — Gott sei
Dank! — ehe sie die Füße des Kindes benetzen, haben sie ihren Höhe-
punkt erreicht, und nach abermal vier Stunden des Fallens ruht der
kleine Wagehals gerettet in ihren Armen. — Wie, wenn es nun
wirklich ein Werk des Herrn wäre, was dein Mann vorhat? so dachte
sie bei derartigen Erfahrungen. Nach und nach schwand das Wider-
streben und, wie es bei energischen Charakteren oft in solcher Lage geht,
trat an dessen Stelle ein aufrichtiger Eifer für das, was bis dahin
bekämpft worden war. Zuletzt brannte Frau Gertrud vor Begierde
so bald als möglich nach Grönland zu kommen.

Mit frohem Danke sah Egede in dieser Umwandlung einen gött-
lichen Fingerzeig, daß nun das Werk zu beginnen sei. Ohne sich viel
mit Menschen zu besprechen, kündigte er sein Amt, hielt im Juli 1718
zu Baage seine Abschiedspredigt und siedelte mit seiner Frau und vier
Kindern nach Bergen über. Alle Mittel für seinen Unterhalt be-

beschränkten sich auf ein kleines Vermögen von 300 Spezieshaler¹⁾. Nur wenige Leute in der wohlhabenden Handelsstadt fanden ein Verständniß für die Absichten des sonderbaren Ankömmlings. Die meisten hielten ihn schlechtweg für verrückt. Mit den Versuchen, eine grönländische Handelsgesellschaft zu bilden, wollte es nicht glücken. Die einen sagten: Wir sind nicht im Stande mit den Holländern zu konkurriren, die den ganzen Handel nach Grönland in der Hand haben. Andere meinten: Diese Kriegszeit ist für derartige Unternehmungen nicht geeignet²⁾. Da waren denn die Aussichten trüb und düster, wie die schweren Regenvölkchen, die fast unablässig über Bergen hangen.

Gern hätte Egede selber ein Schiff ausgerüstet, doch was waren dazu seine 300 Spezies? Ohne Amt und Beschäftigung, niedergeschlagen und bekümmert suchte er nach weiteren Quellen. Da gerieth er³⁾ auf den Stein der Weisen. Er verschaffte sich einige der einschlägigen „philosophischen“ Werke, die er eifrig studirte, und aus denen ihm die Sache so klar wurde, daß er alsbald mit Experimenten begann, die jedoch nicht glückten. Er ließ sich aber nicht abschrecken, setzte sich mit einem Apotheker in Verbindung, von dem er „die chemischen Handgriffe“ erlernte, und fuhr fort zu experimentiren. „Allein meine Hoffnung“, so erzählt er, „schlug mir ganz fehl; denn von aller dieser Hubelei, mit der ich mich fast zwei Jahre plagete, hatte ich nichts als vergebliche Mühe und Arbeit, beschmutzte Finger und den Verlust meines Geldes“, sodaß er zuletzt des überdrüssig wurde. Auch kamen ihm andere Werte in die Hände, aus denen er lernte, daß dieser Kram lauter Betrügerei sei.⁴⁾

Inzwischen war mit dem Tode des ungestümen Schwedenkönigs der Friede wieder hergestellt. Friedrich IV. hatte nun wohl Ruhe, daß man ihn mit Erfolg an Grönland erinnern konnte, welches immer noch als eine norwegisch-dänische Besitzung betrachtet wurde. Auch war dem frommen Könige Verständniß für die christliche Seite des beabsichtigten Unternehmens wohl zuzutrauen. Egede reiste daher selbst nach Kopenhagen, und seine Vorstellungen hatten den Erfolg, daß eine königliche Aufforderung an die Kaufmannschaft zu Bergen erging, den Handel nach Grönland aufzunehmen dem besondere Begünstigungen und Unterstützungen zugesagt wurden. Doch verlief noch mehr als Jahresfrist unter viel Bekümmerniß, Gebet und Flehen, bis Egede sich am Ziel

¹⁾ 450 Thlr. Pr. Gr.

²⁾ In das genannte Jahr fielen die letzten kriegerischen Anstrengungen Karls XII. von Schweden.

³⁾ Vergl. D. G. Ausführlich wahrhafte Nachricht, Seite 155 ff.

⁴⁾ Dennoch hat Egede die Goldmacherei nicht ganz aufgegeben. Selbst nach Grönland ließ er sich noch bezügliche Werte schicken, deren er zuletzt nicht weniger als 60 besaß, und ein Experiment daselbst hätte ihm und den Seinigen fast das Leben gekostet. Er hat es a. a. O. „more philosophico parabelweis als einen philosophischen Traum“ erzählt, der dem damaligen Gesandten wohl entsprach, für uns jedoch die Grenzen des Anstandes etwas hart berührt. Dieser Zug aus dem Leben des Egede will überhaupt aus seiner Zeit verstanden sein. Auch ein sonst so nüchtern, frommer Mann, wie Semmler, war bekanntlich ein eifriger Goldmacher.

seiner
und
bildet

Anza
überfi
Schiff
fortg
kurzer
Ernen
300

ternehe
am 3

Mat
gewon

4. Ju
Land

Eis, t
treiben

unmö
dahin

Mehre
Schiffe

lehren.
sich in

zwischen
mit de

und S
„Ach!

er sie
herzigt

mit en
nach, d

Zeugni
aufrich

geholfen
sehen

also de
daß ich

bekäme,
und zu

was sic
nach J

nich, h
und Ne

Noth fa
manche

eziesbaler¹⁾. Nur
en ein Verständniß
Die meisten hielten
eine grönländische
Die einen sagten:
onturriren, die den
Andere meinten:
ei nicht geeignet²⁾.
die schweren Regen-

ch was waren dazu
ieberge schlagen und
gerieth er³⁾ auf
der einschlägigen
aus denen ihm die
nenten begann, die
reden, setzte sich mit
himischen Hand-
Allein meine Hoff-
in von aller dieser
hatte ich nichts als
und den Verlust
urde. Auch kamen
te, daß dieser Kran-

en Schwedenkönigs
un wohl Ruhe, daß
welches immer noch
ede. Auch war dem
te des beabsichtigten
k selbst nach Kopen-
daß eine königliche
erging, den Handel
tigungen und Unter-
ehr als Jahresfrist
Egede sich am Ziel

n Anstrengungen Karls

55 ff.

gegeben. Selbst nach
st nicht weniger als 60
n fast das Leben gekostet.
einen philosophischen
nach, für uns jedoch die
em Leben des Egede will
sterner, frommer Mann,

seiner Wünsche sah. Einige Kaufleute, gerührt von dem heiligen Eifer und der ungebeugten Beharrlichkeit des Mannes, willigten ein und bildeten eine Handelsgesellschaft.

Ein Schiff, „die Hoffnung“, wurde gekauft, das Egede und eine Anzahl anderer Norweger zur Gründung einer Kolonie nach Grönland überführen und dort überwintern sollte. Außerdem wurden noch zwei Schiffe, eines für den Walfischfang, das andre, um Nachricht von dem Fortgange des Unternehmens heimzubringen, ausgerüstet, worauf binnen kurzem auch die königliche Bestätigung des Unternehmens und die Ernennung Egede's als Seidenpredigers mit einem Jahresgehalt von 300 Thalern einlief.

So sah sich endlich Egede, von der Gesellschaft zum Haupt des Unternehmens bestellt, am Ziele seiner Wünsche, und trat in Jesu Namen am 3. Mai 1721 mit Weib und Kindern seine Reise an. Vom 12. Mai an, bis wohin wegen widriger Winde die offene See nicht hatte gewonnen werden können, ging die Fahrt rasch vor sich, und schon am 4. Juni war die Südspitze Grönlands erreicht. Aber von einem grünen Land war nichts zu sehen, und acht Stunden weit erstreckte sich das Eis, theils fest zusammenhangend, theils in mächtigen Stücken umhertreibend, von der Küste ins Meer hinaus und machte eine Landung unmöglich. Darum segelten die Schiffe längs der Westküste am Eise dahin gegen Norden, um eine offene Stelle zur Anfahrts zu finden. Mehrere Wochen vergingen mit vergeblichem Hin- und Herfahren, die Schiffer wurden schon ganz verzagt und wollten nach Norwegen zurückkehren. Egede aber, dessen Herz an dem Lande festgeankert war, ließ sich in keiner Weise darauf ein. Da geriethen die Schiffe am 24. Juni zwischen mächtige Eisschollen hinein, und das, auf welchem sich Egede mit den Seinen befand, bekam sogar ein Loch, so daß alles in Angst und Schrecken gerieth. Und Egede? „Ich gedachte“, erzählte er selbst: „Ach! wie hat doch Gott die Sünde meiner Jugend aufbehalten, daß er sie auf solche Weise strafet! Wie kann es aber seiner göttlichen Barmherzigkeit gemäß sein, daß er die unschuldigen Meinen meine Sünde mit entgelten läßt? — Ich ging darauf in mich und dachte den Wegen nach, die Gott mich bisher geführt hatte. Mein Gewissen gab mir das Zeugniß, daß meine Absicht bei diesem Vorhaben vor Gott rein und aufrichtig gewesen; und daß Gott mir auf besondere Weise darin fortgeholfen, konnte ich augenscheinlich sehen: wie sollte es denn nun geschehen können, daß er mich in dieser Noth verlasse? Ich ermahnte also den Herrn, er solle seine Ehre retten und meinen Glauben stärken, daß ich bei Rettung aus dieser Gefahr, samt den übrigen, Anleitung bekäme, seine wunderbare Vorsehung, Gültigkeit und Allmacht zu rühmen und zu preisen. Unter anderm fiel mir hier zu meinem Troste ein, was sich mit des heil. Apostels Paulus Schiffahrt zugetragen, als er nach Italien fuhr, Aposig. 27. Davon machte ich eine Anwendung auf mich, hoffend, es werde auch Gott mir und den Meinigen dieselbe Hülfe und Rettung wiederfahren lassen“. — Und Gott half auch aus dieser Noth fast wunderbar heraus. Eine Woche hernach gelang es, nach noch manchem vergeblichen Versuch einen offenen Zugang zum Lande und

einen sicheren Hafen zu finden. Dies geschah am 3. Juli 1721 am sogenannten Bals-Rivier.¹⁾

Ehe wir jedoch mit den Norwegern das Land betreten, machen wir uns mit diesem sowie mit dem Volke näher bekannt, das sie dort anstatt der vermeintlichen Abkömmlinge von ihren alten Landesleuten antrafen.

3. Grönland und die Eskimo beim Beginn der dänisch-norwegischen Kolonisation.

Fast zwei Jahrhunderte lang hatte man in Europa ganz unrichtige Vorstellungen von Grönland gehegt, die bei jedem Besuche mehr oder weniger enttäuscht wurden. Ohne die Kraft, Abhärtung und Genügsamkeit der alten Normannen zu besitzen, suchte man nach dem Lande, in dem diese einst in Wohlstand gelebt; fand aber nur eine für Europäer angeblich unbewohnbare Küste, von der man sich, ohne sie näher zu erforschen, abwandte. Die angetroffenen Bewohner achtete man kaum als menschliche Wesen. Nur die Schätze des benachbarten Meeres hatten für die bloß Gewinn suchenden Schiffer ihre Anziehungskraft. — Erst durch die uneigennützig Liebe Egede's ist jenes merkwürdige Land uns erschlossen worden. Auch er freilich befand sich in Beziehung auf die Lage der Desterbyggde noch in dem bereits angedeuteten Irrthum, welchen aufzuklären der neuern Zeit und besonders dem tüchtigen Forscher, Herrn Dr. S. Mink,²⁾ vorbehalten war.

Betrachten wir in kurzen Zügen nunmehr das Land, soweit unsere jetzige Kenntniß reicht. Sie stützt sich auf eine anderthalb Jahrhundert lange Beobachtung. Da sich in diesem Zeitraum die Beschaffenheit des Landes nicht verändert hat, so darf man wohl annehmen, daß dasselbe auch in der alten Zeit kein anderes war.

Grönland ist die größte Insel der Erde, auch wenn es sich nicht weit über die bis jetzt erreichten nördlichsten Punkte seiner Küsten erstrecken sollte. Es umfaßt 35000 Quadratmeilen, also ein Areal drei mal so groß wie das des deutschen Reiches. Das ganze Binnenland ist mit einer ungeheuren Masse von Eis bedeckt, die bei einer Dicke von 2000 Fuß eine unabsehbare, wellige und von tiefen Spalten zerklüftete Fläche bildet. Nur in der Nähe ihres Randes wird dieselbe von einzelnen Bergen unterbrochen, die als dunkle Felseninseln über sie hinausragen. Zwischen diesen liegen an einigen Stellen zusammenhängende Senkungen, den Thälern eines Stromsystems entsprechend, deren Hauptstränge in je einen der Fjorde münden. An diesen Punkten ist

¹⁾ Rivier, holländisch, bedeutet Fluß, und wird oft in Revier entstellt, womit es nichts zu thun hat. Der Balsfluß oder, wie richtiger zu sagen wäre, Fjord soll seinen Namen von einem Schiffer Namens Balthasar erhalten haben.

²⁾ Grönland, geographisch und statistisch beschrieben. Kjöbenhavn 1857. 2 Vol. Es gibt eine freilich in einigen Beziehungen nicht sehr gelungene deutsche Bearbeitung: A. v. Egel, Grönland, Stuttgart 1859. Vgl. darüber Allgemeine Wissenschafts-Zeitschrift 1875. Jenes epochemachende Werk ist auch wesentlich als Grundlage für den ersten Abschnitt dieses Festes benutzt worden.

das
Somm
dicke
wärts
bis de
Zusam
die au
Eisblin
von de
machen
darübe
Sonnen
gartem
weit i
des leg
Unterg

D
Außenl
deutsche
oben a
klüftete
unzähli
dem au
mit ih
drei W
in hohe
2 bis
Theile
jedoch
Linie
Vegetat
grönländ
senkt si
gänge
grünes
von Fl
lehmige
dahin.
bilsend

Be
triebene
nicht so
trägt d
freilich

¹⁾ 2
²⁾ 3
grönland

3. Juli 1721 am

etreten, machen wir
das sie dort an-
halten Landesleuten

nisch-norwegischen

opa ganz unrichtige
Besuche mehr oder
nung und Genuß-
nach dem Lande,
nur eine für Euro-
sch, ohne sie näher
öhner achtete man
enachbarten Meeres
Anziehungskraft. —
merkwürdige Land
in Beziehung auf
deuteten Irrthum,
dem tüchtigen For-

Land, soweit unsre
thalb Jahrhundert
die Beschaffenheit
annehmen, daß das-

wenn es sich nicht
seiner Küsten er-
so ein Areal drei
ganze Binnenlande
bei einer Dicke
on tiefen Spalten
ndes wird dieselbe
feninseln über sie
en zusammenhän-
ntsprechend, deren
iesen Punkten ist

er entsteht, womit es
re, Fjord soll seinen

857. 2 Bof. Es gibt
e Bearbeitung: A. v.
fionszeitschrift 1875.
den ersten Abschnitt

das Eis in stetem Vordringen begriffen und sendet namentlich den Sommer über mächtige Eisberge ins Meer hinaus. Die über 1000 Fuß dicke Eisplatte wird mit langsamem aber ungeheurem Drude vorwärts geschoben und gleitet auf dem Grunde des Fjords so lange fort, bis der vordere Theil vom tieferen Wasser gehoben wird und unter dem Zusammenwirken beider Kräfte mit furchtbarer Erregung des Meeres, die auf vier Meilen weit zu spüren ist, abbricht. Man sagt: „Die Eisblinde (Gletscher) kalbt“. Wir können uns kaum eine Vorstellung von der Größe der so entstandenen, oft seltsam gestalteten Eisberge machen, die einen Inhalt von 50—100 Millionen Kubikfuß und darüber haben. Sie leuchten hell wie Kry stall und scheinen im Sonnenlicht blitzend in die Ferne; oder spielen in mattem Grün oder zartem Himmelblau. Dem Schiffer begegnen sie ihrer Zeit schon weit im Süden, als Grüße des eisigen Nordlandes. In der Nähe des letzteren drohen sie ihm, in größerer Zahl umherschwärmend, den Untergang.

Die jenes Binnenland umgebenden Küstenfriche, das sogenannte Außenland, haben an einigen Stellen eine Breite von 15 bis 20 deutschen Meilen, an andern nur von 5 und weniger. Wie schon oben angedeutet, haben wir hier ein überall mit langen Fjorden zerklüftetes Gebirgsland, vor dem eine Menge von größeren Inseln sowie unzählige nackte Felsklippen hingestreut liegen. Der Gegensatz zwischen dem äußeren rauhen Küstenrande und den geschützten Ufern der Fjorde mit ihrer hügligen Umgebung ist oben geschildert worden.¹⁾ Mehr als drei Viertel des gesammten Areals dieser eisfreien Zone besteht jedoch in hohen von Thälern durchbrochenen Plateaus und Bergen, die sich 2 bis 3000, ja 6000 Fuß über den Meerespiegel erheben. Die oberen Theile derselben sind auch in beständigen Schnee und Eis gekleidet, das jedoch von dem des Binnenlandes verschoben ist und bis zu einer gewissen Linie im Sommer verschwindet.²⁾ Dann erblickt man die grüne Vegetation (u. z. Birken und Weidengebüsch), an einigen Stellen Südgrönlands bis über eine Höhe von 1000 Fuß hinaus. Meistens senkt sich das Terrain nach dem Binnenlande zu, und dort sind Uebergänge von einem Fjord zum andern möglich oder führen bequem über grünes Hügel land. Dasselbe wird hie und da unterbrochen von Seen sowie von Flüssen, deren einige, aus dem Inneneis entspringend, eine trübe lehmige Farbe haben. Vielfach eilen sie lastladenartig über Felsblöcke dahin. Kleinere Bäche drängen sich, manchen rauschenden Wasserfall bildend, von allen Seiten den Fjorden zu.

Von der Temperatur Grönlands macht man sich meistens übertriebene Vorstellungen. Die Kälte ist auf der Küste bei weitem nicht so intensiv, wie in andern Polarländern. In Julianehaab beträgt die mittlere Wintertemperatur — 5 1/2° R., wogegen der Sommer freilich nur +7° aufweist. Erst hoch im Norden, wie in Upernivik

¹⁾ Vergl. Seite 2.

²⁾ In Nordgrönland liegt die Schneelinie in der Höhe von 2000 Fuß, in Südgrönland jedenfalls höher.

unter dem 73° n. Br. finden sich außergewöhnliche Kältegrade, wie das Mittel mit — 17° zeigt. Dort ist es vorgekommen, daß bei der Feier des heil. Abendmahles der Wein im Kelche gefror. Sommer, in denen die scharfen Nachfröste nicht ausbleiben, sind dort keine Seltenheit. Nichtsdestoweniger ist der Winter auch in den südlicheren Landstrichen hart zu nennen, da die Kälte erstaunlich lange anhält. Oft liegt der Schnee noch im Mai so hoch, daß man nur durch ausgegrabene Gänge von einem Hause zum andern kommen kann; und es kommt vor, daß solche Gänge in jenem Monat nochmals von frischem Schnee verschüttet werden. Meist verschwindet das Eis der Landseen erst im Juni. Von da bis zum Anfang des September dauert der kurze Sommer, in dem die unablässig wirkenden Sonnenstrahlen in geschülter Lage eine bedeutende Hitze erzeugen. Doch schlägt derselbe wieder ziemlich scharf in den Winter um, wenn auch die bedeutendste Kälte sich auf die drei Monate Dezember, Januar und Februar beschränkt.

Die lange Winternacht ist nicht so dunkel, wie sie oft geschilbert wird. Nur in den nördlicheren Theilen Grönlands verschwindet die Sonne für längere Zeit unter dem Horizonte. In Upernivik wird sie 79 Tage lang nicht gesehen; in Omenak bleibt sie 87 Tage aus, weil die hohen Gebirge im Süden ihre Strahlen nach längere Zeit abhalten, bis endlich am zweiten Februar zum erstenmale ein Theil ihrer Scheibe durch eine Felsenkluft schaut, um schon nach einer Minute wieder zu verschwinden. Dabei färben sich denn immer um die Mittagszeit die Berggipfel in prächtigem, purpurrothen Dämmerchein. Die finstre Zeit macht sich nur dann drückend fühlbar, wenn sie mit unruhigem, stürmischen Wetter, mit bider Luft oder Schneegeflöhen verknüpft ist. Bei klarer Luft entbehrt man auch dort an keinem Wintertage ein Tageslicht von zwei bis drei Stunden. Die dem Horizont sich nähernde Sonne ruft dann auf der Nordseite des Himmels eine intensive, rothe Dämmerung hervor, die in weitem Bogen den unteren dunkelblauen Theil des Gewölbes umspannend ein wunderbares Farbenspiel bildet. — Weiter nach Süden zu bleibt die Sonne selbst in den kürzesten Tagen nicht ganz weg. Bei Godthaab verweilt sie auch dann noch 3¼ Stunde lang über dem Horizonte, und in den südlichsten Ansiedlungen kommt die Tageslänge der unsres norddeutschen Vaterlandes immer näher. — Das Nordlicht, so erhebend auch das Schauspiel seiner aus dem lichten Bogen hervorschießenden farbigen Strahlenbüschel sein mag, dient kaum, wie oft gesagt, zur Erleuchtung der dunkeln Winterzeit. Dagegen ist dies von dem viel intensiveren Mondlicht zu sagen, das bei klarem Wetter noch in beträchtlicher Entfernung die Gegenstände deutlich erkennen läßt.

Auch das Ausbleiben der Nacht zur Sommerszeit findet sich nur in den nördlichen Theilen Grönlands. Zu Upernivik währt dann das ununterbrochene Tageslicht fast vier Monate. Die Sonne beschreibt bei ihrem höchsten Stande in je 24 Stunden einen Kreis, dessen tiefster Theil doch den Horizont nicht berührt. In Godthaab dauert der längste Tag 20¼ Stunde, doch bleibt es im Juni und Juli um Mitternacht noch so hell, daß man im Freien ohne Mütze lesen kann.

plögli
Winte
seinen
der sich
völlig
zerisse
Ortane
von S
lechteren
Thaum
Decke
D
und au
nicht (i
Schlitte
für län
von Tr
Schollen
bid, un
bilden s
verwech
aus Sü
verschwi
Vor der
weise.

Su
Verhältn
statten u
voll zu
Stunden
müssen,
Dann ak
vier Hän
dem Bot
sind grün
Steinen
lustig for
flache Da
Felle, tur
bedarf es
nochmals
vergeblich
niedriger
n das J

tegrabe, wie das
daß bei der Feier
Sommer, in denen
keine Seltenheit.
heren Landstrichen
ist. Oft liegt der
sagegrabene Gänge
kommt vor, daß
Schnee verschüttet
ist im Juni. Von
Sommer, in dem
er Lage eine bede-
utend ziemlich schroff in
sich auf die drei

wie sie oft geschil-
lands verschwindet
e. In Upernivik
bleibt sie 87 Tage
schlafen nach längere
um erstmalig ein
m schon nach einer
enn immer um die
hen Dämmerchein.
bar, wenn sie mit
oder Schneegestöber
dort an keinem
den. Die dem Ho-
rseite des Himmels
weitem Bogen den
nd ein wunderbares
bt die Sonne selbst
ab verweilt sie auch
nd in den südlichsten
eutschen Vaterlandes
as Schauspiel seiner
Strahlenbüschel sein
der dunkeln Winter-
Mondlicht zu sagen,
ung die Gegenstände

zeit findet sich nur
rnivik währt dann
Die Sonne beschreibt
Kreis, dessen tieffter
ab dauert der längste
uli um Mitternacht
n kann.

Von den Winden ist der warme Südost zu erwähnen, der oft plötzlich die Temperatur bedeutend erhöht und nach schon eingetretenem Winter wieder Thaumetter herbeiführt. Wahrscheinlich verdankt er seinen Ursprung einem am Aequator aufsteigenden heißen Luftstrom, der sich selbst auf den ungeheuren Eismassen des Binnenlandes nicht völlig abkühlt. Er setzt gewöhnlich mit großem Ungeßüm durch das zerrissene Außenland zur See und steigert sich zuweilen zu furchtbaren Orkanen. Klare Luft und Kälte bringt der Nordwestwind, während von Silber Regen und Schnee herbeigeführt wird. Die Masse des letzteren ist so bedeutend, daß wenn im Laufe des ganzen Winters kein Thaumetter einträte, das ganze Land mit einer 12—15 Fuß hohen Decke überzogen sein würde.

Das Meer friert außerhalb der Scheren bei Südgrönland nie zu, und auch zwischen diesen ist das Eis im Winter so unbeständig, daß es nicht (wie dies bei Nordgrönland der Fall ist) der Kommunikation durch Schlitten zu dienen vermag. Aber auch die Verbindung durch Böte wird für längere Zeit unmöglich gemacht, wenn im Februar oder März Massen von Treibeis um das Kap Farvel hertreibend die Küste besetzen. Die Schollen sind 20—50 Fuß im Durchmesser (selten größer) und 10—12 Fuß dick, und liegen so dicht, daß sie von weitem gesehen eine Fläche zu bilden scheinen. Es ist dies gefrorenes Meerwasser und daher nicht zu verwechseln mit den erwähnten Eisbergen oder Blöcken (Kalbeis), die aus Süßwasserreis bestehen. Erst im August pflegt dieses Treibeis zu verschwinden, und dann erst sind die Häfen für Schiffe zugänglich. Vor den nördlicheren Theilen der Küste erscheint es nur ausnahmsweise.

Suchen wir nun zunächst den Menschen auf, wie er in diesen Verhältnissen heimisch ist. Nur an der Küste finden wir seine Wohnstätten und schließen daraus mit Recht, daß wir es mit einem Fischer-volk zu thun haben. Doch ist die Bevölkerung so dünn, daß wir Stundenlang an dem felsigen Lande, zwischen den Klippen hinrubern müssen, ehe wir die ersten Spuren menschlichen Daseins entdecken. Dann aber finden wir auch nicht ein großes Dorf, sondern drei bis vier Häuser, wenn man jene niedrigen, kastenartigen Erhebungen über dem Boden so nennen darf. Die etwas schräg ansteigenden Wände sind grün, denn sie bestehen aus Rasenstücken, die abwechselnd mit Steinen über einander gepackt sind, und deren Gras an der Außenseite luftig fortwächst, so lange die härtere Kälte es nicht verhindert. Das flache Dach ist aus einem Balken mit Querbälkern gebildet, worüber Felle, kurzes Gestrüpp, Rasen und Erde gelegt sind. Vor jedem Winter bedarf es der Erneuerung oder Ausbesserung, und wehe, wenn dann nochmals unerwartete Regengüsse eintreffen, die leicht die ganze Arbeit vergeblich machen. Eine Thür ist nicht zu bemerken; wohl aber ein niedriger 6 bis 8 Schritt langer Gang, durch den man kriechend in das Innere gelangen kann. Beim ersten Versuch diese Pforte zu

passiren dürften wir vermuthlich durch den entsetzlichen Gestank, der uns entgegen bringt, abgeschreckt werden.

Drum sehen wir erst auf die Bewohner dieses höhlenartigen Haus, die dort in ihren Fahrzeugen herangerudert kommen. Die meisten Männer sitzen einzeln, jeder in seinem 12—15 Fuß langen, hinten und vorn spitzen Kajak, der aus einem leichten, rings mit Fellen überzogenen Gefelle besteht. Nur in der Mitte ist eine Oeffnung, in die der Rudrer so hinein paßt, daß sein um einen erhöhten Rand derselben festgeschnürter Pelzüberwurf¹⁾ keinen Tropfen Wassers eindringen läßt. Mit großer Gewandtheit werden die Doppelruder gehandhabt, und pfeilschnell schießen die leichten Böte, deren manches doch mit mehreren Seehunden beladen ist, über das Wasser. Ein paar größere (Umial, Frauenboot genannt) werden von Frauen gerudert und gesteuert. Doch befinden sich darin auch mehrere Männer mit dem Ertrage ihrer Fischerarbeit. Jetzt ist das Land erreicht. Die Frauenböte werden aufs Ufer gezogen und umgekehrt auf die dazu bestimmten Pfähle in der Nähe der Häuser sorgfältig aufgestellt. Eben dahin bringen die Männer ihren Kajak, den sie, leicht wie eine Feder, auf den Rücken nehmen. Ihre Wurfspieße in der einen Hand, mit der andern die erlegten Seehunde an einem Riemen nach sich schleppend, gehen sie den Häusern zu.

Doch betrachten wir diese kleinen Menschen, von denen nur wenige volle fünf Fuß messen mögen. Männer und Weiber sind ganz in Seehundspelz mit auswärtsgekehrten Haaren gekleidet. Wenn jene den vorher am Kajak festgeschnürten Ueberwurf ablegen, so zeigt ihre weitere Kleidung ziemlich denselben Schnitt wie die der Weiber. Das Obergewand ist rings geschlossen, so daß es oben nur eine grade für den Kopf passende Oeffnung hat. Dahinein zu schlüpfen erfordert gewiß eine große Geschicklichkeit. Der untere Rand, der mit weißem und bei den Weibern reichlicher mit buntem Leder und Glasperlen besetzt ist, läuft vorn und hinten in eine Schnippe aus. Ueber den Rücken hängt eine Kappe, die bei Regen und Kälte so über den Kopf gezogen werden kann, daß nur das Gesicht frei bleibt. Bei den Weibern aber ist dies Oberkleid so eingerichtet, daß auf dem Rücken noch ein Kindchen darin Platz hat. Sonderbar schaut dort das kleine, selbst in Pelz gekleidete Wesen aus seinem Versteck über die Schulter der Mutter hin und greift mit dem Händchen nach ihrer lang herabhängenden Ohrbommel. — Unter jenem Rock blicken die aus gleichem Stoff gefertigten Beinkleider, die bis zu den Knien reichen, und bei den Weibern gleichfalls mit buntem Besatz geschmückt sind, hervor. Erwähnen wir noch die eng anschließenden Pelztiefeln (bei einigen auch Strümpfe aus feinerem Pelzwerk und Schuhe), so ist alles beschrieben, was man von der Kleidung sieht.

Vor allem machen diese untersehten, starken Gestalten den Eindruck der Wohlgenährtheit. Das ziemlich flache Gesicht strotzt so von Fett, daß selbst die kleine, platte Nase bei diesem und jenem tief zwischen den schwellenden Wangen zu liegen scheint. Die Hautfarbe ist ein

¹⁾ Kapitek.

ins D
gründl
den G
erschei
erkenne
ziemlich
oben sit
bei den
gefürzt,
sie zu e
dere G
Haare
die Fra
Rand u
frische
Haar de
Um
unsrer
8 Fuß
kleineren
niedriger
seine Se
von alle
Reihe v
die einen
würde.
sind, thei
einer Ja
ist von ei
Seite ein
mondförm
Docht br
Seehund
Material
brätelt.
getrocknet
Die
zug der
dienen, b
viereckige
Stelle des
ganges ei
Von
beinernen
Geschickl
frischem
spielt hier
Kulturstu

den Gesicht, der
lenartigen Daus,
en. Die meisten
ungen, hinten und
it Fellen überzo-
ffnung, in die der
a Rand derselben
s eindringen läßt.
ndhabt, und Pfeil-
ch mit mehreren
größere (Umia),
ab gesteuert. Doch
rage ihrer Fischer-
öte werden aufs
en Pfähle in der
ringen die Männer
Rücken nehmen.
die erlegten See-
e den Häusern zu.
denen nur wenige
ber sind ganz in
t. Wenn jene den
o zeigt ihre weitere
über. Das Ober-
ne gerade für den
erfordert gewiß
it weißem und bei
sperlen besetzt ist,
den Rücken hängt
opf gezogen werden
übern aber ist dies
ein Rindchen darin
in Pelz gekleidete
tter hin und greift
Ohrbommel. —
tigten Weinfleider,
en gleichfalls mit
wir noch die eng
pfe aus feinerem
man von der Klei-

ins Bräunliche gehendes Grau. Freilich müßte man erst eine sehr gründliche Waschung vornehmen, um dem natürlichen Farbenton auf den Grund zu kommen, der durch dichten Schmutz erheblich verdunkelt erscheint. Dennoch läßt sich trotz desselben noch die Rötze der Wangen erkennen. Die kleinen, etwas schiefstehenden, schwarzen Augen sind ziemlich ausdruckslos. Gegen das breite Gesicht scheint der Kopf nach oben sich etwas zu verjüngen. Die pechschwarzen, harten Haare hängen bei den Männern schlicht um den Kopf, sie sind ringsum gleichmäßig gekürzt, über der Stirne aber ganz weggeschoren; die Frauen binden sie zu einem hoch aufstehenden Wulst zusammen, und setzen eine besondere Ehre darin, denselben recht hoch zu machen. Dabei werden die Haare derart angespannt, daß die äußersten bald ausfallen. So sind die Frauen oft schon im zwanzigsten Lebensjahre durch einen kahlen Rand um den Schädel entstellt, wie sie denn überhaupt die Jugendfrische schnell verlieren. Den Männern fehlt der Bart, da sie jedes Haar desselben sorgfältig ausrupfen.

Um nun das Leben der Grönländer kennen zu lernen, folgen wir unserer Gesellschaft in ihre Häuser, deren eins bei 60 Fuß Länge und 8 Fuß Breite für 6 Familien zur Wohnung eingerichtet ist. Die andern, kleineren fassen nur 2 bis 3 Familien. Durch den erwähnten schmalen niedrigen Gang kriecht nun einer nach dem andern hinein und schleppt seine Seehunde oder Fische mit sich. Das Innere ist mit einer biden, von allerlei etelhaften Gerüchen durchdrungenen Luft erfüllt. Eine Reihe von Pfählen trägt den Mittelbalken, auf dem die Decke ruht, die einem hochgewachsenen Mann nur eben aufrecht zu stehen gestatten würde. Jene Pfähle aber, von denen nach der Hinterwand Felle gespannt sind, theilen das Gebäude in verschiedene Abtheilungen, deren jede von einer Familie besonders benutzt wird. Der hintere Raum derselben ist von einer niederen Britsche ausgefüllt. Vor dieser steht an der einen Seite ein kleiner Schemel mit einer aus Weichstein geschnittenen, halbmondförmigen, fast fußlangen Lampe, in der ein aus Moos bereiteter Docht brennt, gespeist mit dem Fette des stückenweis hineingeworfenen Seehundspeckes. Darüber hängt an Lederstreifen ein aus gleichem Material gefertigter, schachtelförmiger Kessel, in dem Fleisch und Fett brätelt. Weiter ist eine Art Rost angebracht, auf dem die nassen Kleider getrocknet werden.

Die Wände sind mit alten Fellen bekleidet, die früher den Ueberzug der Böte bildeten, und hier mit Seehundsruppen, die als Nägel dienen, besetzt sind. Den Britschen gegenüber befinden sich ein paar viereckige Fenster. Seehundsdärme, luftdicht eingefügt, vertreten die Stelle des Glases. Darunter befindet sich zu beiden Seiten des Einganges eine schmale Bank.

Von Hausgeräthen ist nicht viel zu bemerken. Ein hölzernes mit beinernen Knöpfen verziertes Wassergefäß zeigt saubere Arbeit, die auf Geschäftlichkeit schließen läßt. Daneben liegt ein stinkender Eimer von frischem Leber, in dem das Wasser geholt wird. Eine große Rolle aber spielt hier ein gewisses anderes Gefäß, das bei den Völkern niedriger Kulturstufen zumeist unbekannt ist. Hier hat jede Familie ein solches

unter ihrer Pritsche; doch dient es nicht bloß zur Bequemlichkeit, sondern um die darin eingeweichten Felle zum Gerben zu präpariren, wodurch es zu einer Quelle doppelten Gestantes wird. Sauberer ist jenes mit bunten Figuren ausgenähte Leberfädchen, das keiner Familie fehlt, in dem bessere und reinlichere Kleider verwahrt werden.

Doch beobachten wir die Bewohner weiter. Es geht bei ihnen alles höchst ruhig und pflegmatisch vor sich. So bedeutungsvoll die von den heimkehrenden mitgebrachte reiche Beute ist, macht sich die Freude darüber bei den daheim gebliebenen nicht in lautem Jubel Luft. Die letzteren finden wir bis auf die Beinkleider entblößt, die Weiber auf den Pritschen in hockender Stellung, einige Männer auf denselben nach unsrer Weise sitzend. Jene nähen Pelzkleider, wobei Fischgräten oder geschärfte Vogelknochen als Nadeln dienen, während der Zwirn aus feingespaltene Thiersehnen geflochten ist. Diese arbeiten nicht weniger geschickt an Pfeilen und andern Jagdgeräthschaften. Jetzt aber wird die Arbeit bei Seite gelegt, und die gefangenen oder erlegten Thiere in Augenschein genommen. Auch die heimgekommenen erlegigen sich nun ihrer übrigen Kleidung, wobei wir bemerken, daß unter dem Rod noch ein anderes u. z. aus Vogel-fellen, mit einwärts gefehrten Federn gefertigtes Gewand getragen wird. Dieses wie jenes starren von Schmutz und beherbergen nicht wenige Insekten, deren einige während des Entkleidens kaltblütig mit sicherm Griffe gefangen und zwischen den Zähnen zerknackt werden. — Man mag sich wundern, daß hier im Hause alle nackt sitzen, während doch die Witterung schon rauh und kalt ist. Doch die erwähnten Lampen dienen zugleich zur Heizung, und die Menge der auf den verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengebrängten Menschen erhöhen durch ihre Ausdünstung und ihren Athem¹⁾ die Temperatur so bedeutend, daß hier jeder Europäer bald in Schweiß kommen würde.

Nun geht es an das Ausweiden der Seehunde, eine Arbeit der Weiber, die dabei auf Reinlichkeit keine Rücksicht nehmen. Aller Unrath und Abfall bleibt auf dem Boden liegen und trägt noch lange dazu bei, die Luft der Wohnung zu verpesten. Mit Messern, die aus geschärften Knochen verfertigt sind, werden die Häute sorgfältig gelöst und abgezogen. Unter denselben liegt eine mehrere Zoll dicke Fettschicht, die man gewöhnlich als Speck bezeichnet. Bald sind ansehnliche Haufen derselben auf dem Boden gesammelt, von denen sofort die Lampen gefüllt werden. Von dem frischen Fleisch dagegen beginnt die ganze Gesellschaft alsbald mit sichtlichem Appetit zu speisen. Ein andrer Theil davon wandert in die Kessel über den Lampen, um gekocht eine erwünschte Abwechslung zu bereiten. Es ist unglaublich, was für große Massen von Fleisch diese kleinen Menschen vertilgen. Auch die Kinder schieben ein Stück nach dem andern in den Mund, nachdem sie das daran klebende Blut nebst Fetttheilen mit Behagen abgелеckt haben.

¹⁾ Das reichliche Fett der Körper erhöht durch die Menge des zugeführten Kohlenstoffes die beim Athmungsprozeß vor sich gehende Verbrennung.

getoht
des be
dieses
Appetit
um in
Die M
kann m
sagen.
ein an
Stück
Dann
Rücksi
Raum
gefäß
Wasser
W
Beute
für die
die San
es sich
Heidelb
Seehun
— dam
für spä
als Del
manches
sowie d
in der
Fülle d
werden
beit nich
verursach
können i
tigkeit a
fordert.

Doc
schreiben.
d. h. M
bewußte
Gelegenh
vermutl
wie wir
entgegen.

¹⁾ Mil

bequemlichkeit, fortzu präpariren, wird. Sauberer ist das keiner Familie zu werden.

Es geht bei ihnen bedeutungsvoll die Arbeit, macht sich die lautem Jubel Luft. Die Weiber schneiden auf denselben wobei Fischgräten während der Zwirn diese arbeiten nicht schafften. Jetzt aber jenen oder erlegten kommenen erledigen den, das unter dem einwärts gelehrten wie jenes starren, deren einige wäsfangen und zwischen wundern, daß hier Litterung schon rauch zugleich zur Heizung, den Raum zusammenfügen und ihren Athem über bald in Schweiß

be, eine Arbeit der nehmen. Aller Un- trägt noch lange Messern, die aus gute sorgfältig gelöst soll die Fettschicht, ansehnliche Haufen sofort die Lampen beginnt die ganze

Ein andrer Theil am gekocht eine er- blich, was für große. Auch die Kinder, nachdem sie das abgeleckt haben.

des zugeführten Kohlen-

In einem und dem andern Kessel wird von den gefangenen Fischen gekocht, nachdem man eine Beigabe von Seehundspeck hinzusetzt, der des besseren Schmelzens halber mit den Zähnen zerlaut wurde. Auch dieses Gericht schmeckt unsern Grönländern vortrefflich. — Nun ist der Appetit gestillt. Die Kinder rollen sich auf der Britsche hin und her, um in dem vollgepfropften Magen baldigst wieder Raum zu schaffen. Die Alten sitzen still in vollster Befriedigung tief aufathmend. Dennoch kann man sich nach der Mahlzeit noch einen kleinen Nachtisch nicht versagen. In bedenklicher Nähe bei jenem oben erwähnten Gefäße steht ein anderes mit eingemachten Heidelbeeren, untermischt mit kleinen Stücken Seehundspeck. Eine Handvoll davon mündet noch vortrefflich. Dann aber wird vorläufig mit dem Essen Schicht gemacht, um ohne Rücksicht auf bessere Zeiten damit wieder anzufangen, sobald dazu Raum geworden. Inzwischen wird mancher Trunk aus dem Wassergefäß gethan, in das man ab und zu ein Stück Eis wirft, um das Wasser frisch zu erhalten.

Wäre der Fang etwas geringer ausgefallen, so würde die ganze Beute mit einem Male verzehrt sein. Nicht so sehr weise Fürsorge für die Zukunft, als vielmehr der Ueberschuß der Speisen veranlaßt hier die Sammlung von Vorräthen. Erstere kommt nur in Betracht, wo es sich um Lederbissen handelt, wie z. B. bei der Bereitung jenes Heidelbeergerichts. In demselben Sinne werden nun die Köpfe der Seehunde draußen in einer Felspalte mit schweren Steinen bedeckt, — damit der weiße Bär oder der schlaue Fuchs sie nicht raube, — für spätere Zeiten aufbewahrt, wo sie in halb verfaultem Zustande als Delikatesse dienen.¹⁾ Ist reichliches Fleisch vorhanden, so wird manches Stück davon beigefügt. Ebenso werden die kleineren Fische, sowie die in Streifen geschnittenen größeren, auf Sehnen gezogen, um in der Luft getrocknet, später verzehrt zu werden, doch nur, wenn die Fülle der Nahrung von dem nie geringen Appetit nicht bewältigt werden kann. Aber auch in solchen Zeiten wird die regelmäßige Arbeit nicht eingestellt und auch der reichlichste Erwerb von Lebensmitteln verursacht keine Trägheit und Nichtsthueret. Am nächsten Morgen können wir die ganze Gesellschaft wieder bei ihrer angestrengten Thätigkeit auf dem Meere finden, die energische und zähe Naturen erfordert.

Doch fragen wir, ehe wir weiter das Leben dieses Völkchens beschreiben, nach seinem Namen. Sie nennen sich Innuut (singul. Innuk) d. h. Menschen, u. z. mit einem sehr ausgebildeten, nationalen Selbstbewußtsein. Ihre abgeschlossene Lage hatte ihnen ja auch nicht viel Gelegenheit gegeben andre Menschen kennen zu lernen. Die Normannen, vermuthlich die ersten Fremden, die ihre Vorräther sahen, kamen ihnen, wie wir oben sahen, in keiner Weise als Vertreter der Menschlichkeit entgegen. Und wie jene selbst in den kleinen Strallängern nur Robolde

¹⁾ Mikiak.

sahen, so mochten diese auch die großen grausamen Wesen nicht geneigt sein als Menschen anzusehen. Obgleich sie dann später mit den Resten der aufgeriebenen Normannen sich vermischten, wovon noch jetzt mancher echte Grönländer des südlichen Küstenstriches mit blonden Haaren und blauen Augen Zeugniß gibt, so war diese Mischung doch so vollständig, daß keinerlei Spuren von ethnographischen Unterschieden im Volksbewußtsein zurückblieben. Die Europäer ferner, die sie seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts kennen lernten, imponirten ihnen freilich zunächst durch ihre großen Schiffe und durch die Macht, die sie entfalteten. Da sie aber sich mit dem, was dem Grönländer die Hauptmomente des Lebens sind, unbekannt und zu den ihm unentbehrlichsten Verrichtungen ungeschickt zeigten, so wurde jene erste Anerkennung, bald durch eine Mißachtung gegen die Kablunät (sing. Kablunak — so nannte man die Fremden) aufgewogen. Viel trug dazu auch die unmensliche Behandlung der Eingebornen bei, deren sich die europäischen Schiffer vielfach schuldig machten. So wurden sie also in ihrem nationalen Stolz durch jenen Verkehr nur bekräftigt.

Dennoch hatte derselbe auf sie tief eingreifenden Einfluß, weniger was das äußere Leben betrifft, als vielmehr in moralischer Beziehung. Auch Gebe traf die Grönländer nicht mehr in ihrem originalen Zustande. Später hat namentlich der englische Polarfahrer Ross hoch im Norden Grönlands und auf der Halbinsel Boothia felix Stämme getroffen, die allem Anscheine nach nie in Berührung mit Fremden gewesen waren. Von ihrem Leben lassen sich wahre Lichtbilder zeichnen, die unsrer gewöhnlichen, auf dogmatischen Voraussetzungen beruhenden Auffassung der heidnischen Völker unlösliche Aufgaben stellen.¹⁾

Dies müssen wir für die weitere Betrachtung der Grönländer in

¹⁾ Besonders die Boothianer werden als so vortreffliche Menschen geschildert, daß wir nur wünschen könnten, daß unsre christliche Bevölkerung im Durchschnitt ihnen ähnlich wäre. Eige und Betrug sind ihnen völlig unbekannt. Von Selbstsucht ist nichts zu bemerken, da sie stets bereit sind, mit dem Nächsten ihre Nahrung zu theilen, auch wenn sie selbst nicht mehr für den nächsten Tag genug hätten. Hülflose und gebrechliche Personen werden mit Sorgfalt gepflegt. Während des ganzen Winters, in dem Ross sie beobachtete, merkte man nichts von Streitigkeiten. Gegen einander zu kämpfen wäre ihnen unerhört. Nur einen einzigen Fall wußten sie, in dem einer einen andern getödtet hatte. Der Mörder war darauf von dem ganzen Stamme gemieden. Man sah sie niemals verdrüsslich, stets fleißig. Daß in einigen Fällen Gegenstände vom Schiffe entwendet wurden, erklärt sich aus ihren ganz verschiedenen Begriffen hinsichtlich des Eigenthums. Es wurde auch alles wieder zurückgegeben, und jene Fälle wurden seltener, nachdem man ihnen begreiflich gemacht, daß das Stehlen etwas böses sei. Sobald sie merkten, daß sie den Europäern etwas nicht recht gemacht hatten, demüthigten sie sich, es wieder gut zu machen, und waren nicht eher vergnügt, bis sie Verzeihung erhalten. — Der christliche Charakter Sir John Ross's thut dafür, daß wir es hier nicht mit den abschätzlichen Schönsärbereien, wie sie der Humanismus im vorigen Jahrhundert beliebte, zu thun haben. Nur ein schneidender Mißklang geht durch den sonst so wohlthuenden Bericht, nämlich die Verhältnisse des ehelichen Lebens. Je nach Umständen hat ein Mann 2 Frauen, oder eine Frau 2 Männer. Außerdem aber entsprechen die Zustände ziemlich den Wünschen der Free Lovers. „In diesem Stille, bemerkte Ross, der sonst die tiefsten Sympathien für diese Leute mitbrachte, „stehen sie unter den Thieren.“ (Vgl. J. Ross, Narrative of a second Voyage ff. London 1835. Appendix.

Rech
was
gens
nur
amer
zu tr
beiden
der a
die, n
Sie f
zu ne
ein, n
Die S
als b
sind b
Estim
mit d
verschi
Nach
ihrer
aber e
Seite,

D
laufen
harte,
laute
auf „
ziehen
ganzen
spiel b
Gefagte
mit ein
das bek
Laute k
nung a
Rä
so würd
einigen
das Ber
Formen
funktion
einen be

¹⁾ W

Wesen nicht geneigt
väter mit den Nesten
noch jetzt mancher
blonden Haaren und
doch so vollständig,
erschieden im Volks-
te sie seit dem Ende
omirten ihnen freilich
Macht, die sie entfal-
nmländer die Haupt-
hm unentbehrlichsten
te Anerkennung, bald
g. Kablunak — so
dazu auch die un-
en sich die europäi-
wurden sie also in
bestärkt.
en Einfluß, weniger
oralischer Beziehung.
rem originalen Zu-
rschaffer Noß hoch im
a felzig Stämme ge-
ng mit Fremden ge-
Bilder zeichnen,
Beziehungen beruhenden
aben stellen.¹⁾
der Grönländer in

Menschen geschildert, daß
g im Durchschnitt ihnen
von Selbstsucht ist nichts
Nahrung zu theilen, auch
Hülfslose und gebrechliche
en Winters, in dem Noß
en einander zu kämpfen
dem einer einen andern
Stämme gemieden. Man
fällen Gegenstände vom
enen Begriffen hinsichtlich
r, und jene Fälle wurden
Stehlen etwas böses sei-
gemacht hatten, bemühten
ht, bis sie Verzeihung er-
hielt, daß wir es hier nicht
us im vorigen Jahrhun-
geht durch den sonst so
n Lebens. Je nach Um-
er. Außerdem aber ent-
„In diesem Stücke, be-
te mitbrachte, „sehen sie
nd Voyage ff. London

Rechnung ziehen, um nicht ihrem Selbsthume vieles zuzuschreiben, was er? von der Berührung mit Europäern herrührt. Sie sind übrigens nur ein Theil von einer weit verbreiteten Nation, die, wiewohl nur in kleine Stämmchen zersplittert, die nördlichen Küsten Nordamerika's und die angrenzenden Polarländer inne hat. Nach Süden zu treffen sie hin und wieder mit den Indianern zusammen. Zwischen beiden herrscht die tödtlichste Feindschaft. Von den Indianern stammt der auch bei uns eingebürgerte Name Eskimo, der soviel bedeutet als: die, welche rohes Fleisch essen. Wahrscheinlich ist dies ein Spottname. Sie selbst scheinen sich von Grönland bis zur Behringsstraße Innuit zu nennen und stimmen in Sprache und Lebensart mit einander überein, nur daß jene in einen westlichen und östlichen Dialekt sich scheidet. Die Stärke der Nation läßt sich kaum annähernd bestimmen. Es scheint, als bildeten die Grönländer den größeren Theil derselben.

Die ethnographischen Forschungen über diesen Theil der Menschheit sind bei weitem noch nicht abgeschlossen. Soviel steht fest, daß die Eskimo mit Völkern der nördlichen Küstenländer Asiens, namentlich mit den Tschutschischen (Nanollo) verwandt sind. Auch gehören zu ihnen verschiedene Völkerschaften des früher russischen Theiles von Amerika. Nach neuern Studien soll ihre Sprache eine Verwandtschaft mit der ihrer Feinde, der Indianer, unverkennbar aufweisen.¹⁾ Dies ließe sich aber erklären durch Annahme der Sprache von der einen oder andern Seite, wie solche auch anderwärts vorkommt.

Doch wenden wir uns zurück zu unsern Innuit in Grönland und lauschen, um ihrer Sprache etwas abzuhören. Zunächst fällt uns das harte, tief aus der Kehle hervorgestoßene „r“ auf, das an die Gutturallaute der Schweizer erinnert. Die häufigen Endungen der Sylben auf „t“ und „t“ bewirken eine gewisse Eintönigkeit. Unendlich lang ziehen sich die zusammengesetzten Wörter hin, deren eines oft einen ganzen Satz ausdrückt. Die Rede wird meist mit besonderem Minenspiel begleitet, und die kleinen, glanzlosen Augen deuten den Sinn des Gesagten mit mannigfachen Winken an. Bald hört man, wie die Luft mit einem eigenthümlichen Laute durch die Kehle geschlürft wird und das bedeutet Bejahung; bald wieder wird sie mit einem andern feinen Laute durch die gerümpfte Nase gestochen, und das zeigt die Verneinung an.

Könnten wir als Linguisten in den Bau der Sprache eindringen, so würden wir über ihre Feinheit und Mannigfaltigkeit erstaunen. In einigen Beziehungen übertrifft sie die ausgebildetesten Sprachen durch das Vermögen verschiedene Nuancen eines Gedankens durch bestimmte Formen scharf auszudrücken. So findet sich z. B. ein doppelter Konjunktions, nämlich ein kausaler und ein konditionaler. Auch gibt es einen besonderen Modus interrogativus und permissivus. Die Bezeich-

¹⁾ Mündliche Mittheilungen des H. Prof. Gerland.

nung der dritten Person Singularis und Pluralis erfolgt durch mannigfaltige Verbalformen mit solcher Genauigkeit, daß selbst in indirekter Rede drei verschiedene Personen neben einander mit der größten Bestimmtheit unterschieden werden können, während wir in diesem Falle oft nur durch beigefügte ausdrückliche Nennung der Person die Deutlichkeit erreichen. Die Declination ist einfach; doch bildet jedes Substantivum seinen Dualis, sowie eine Reihe besonderer Formen durch Verschmelzung desselben mit den Possessiv-Pronomen entsprechenden Suffizen. Daß die Sprache keineswegs ungeschliffen ist, zeigt auch der doppelte Imperativ, dessen eine Form nur eine höfliche Erinnerung ausdrückt, während die andere für den bestimmten Befehl gilt. Ueberall kann sich der Grönländer kurz und präcis ausdrücken, soweit sein Gedankenkreis reicht, der freilich in seinem originalen Zustande über die sinnlichen Dinge nicht weit hinausging. Für die in jenem einförmigen Leben wichtigsten Gegenstände ist übrigens ein reicher Wortschatz vorhanden, so daß z. B. zur Uebersetzung unsres Wortes „Eis“ nicht weniger als 6 Wörter zu Gebote stehen.

Einförmig ist das Leben des Eskimo: Oben an steht darin der mühsame Seehundsfang, der außerordentlich abgehärtete Naturen erfordert. Oft rubert so ein Mann Stunden lang im rauhen Wind und Wetter umher, bis in seinem Bereiche ein Seehund seinen bärtigen Kopf aus dem Wasser steckt, um Luft zu schnappen, denn diese Thiere wittern zu leicht den Verfolger. Ist aber der günstige Augenblick da, so trifft der kurze Wurfspeer wohlgezielt die Bente. Die widerhatige Spitze bleibt in derselben fest haften, während der Schaft sich lösend auf den Wellen schwimmt, die schon Spuren von Blut zeigen. Jene aber ist an einer Leine befestigt, die zusammengerollt vorn auf dem Rajak liegt und sich nun mit der Hast, in der das verwundete Thier flieht, abwickelt. Macht es dabei eine Schwenkung, so daß die Leine sich verwickelt und sich um das Fahrzeug schlingt, so kommt der Jäger leicht in Gefahr, indem sein Rajak umschlägt, und obwohl er von Jugend auf sich geübt hat den gefährlichen Wurzelbaum auszuführen, bei dem er nach rechts in die Flut versinkt, um mit geschickter Wendung seines Bootes links wieder aufzutauchen, so wird hier, wo der Seehund in der Todesangst in entgegengesetzter Richtung an der Leine zerrt, all seine Kunst zu schanden. Fast in jedem Jahre büßt hier oder da ein Grönländer auf diese Weise sein Leben ein, wenn nicht Gefährten in der Nähe sind, um ihm rechtzeitig zu Hülfe zu kommen. Doch diesmal ist alles gut gegangen. Die Leine ist vollständig abgewickelt. Die an ihrem Ende befestigte mit Luft gefüllte Blase bewegt sich auf dem Wasser immer langsamer fort und bleibt endlich stehen. Nun ist das Thier verendet und der Jäger zieht es mit vergnügter Miene heraus. Der beschriebene Fang gehört zu der alltäglichen Beschäftigung eines jeden Grönländers, so lange die Seehunde sich an der Küste

¹⁾ Die grönlandischen Küste
andre Speise
ette?) genau

aufhalten.¹⁾ Seltener ist der Walfischfang, der immer nur von einer größeren Gesellschaft unternommen wird. Auch Weiber und Kinder, oft 50 Personen und mehr fahren zu diesem Zwecke in den Umialen auf die See hinaus. Alle haben ihre besten Kleider und feillichen Schmuck angelegt, denn vor unsaubern Leuten würde der Walfisch fliehen. Dort in der Ferne sieht man den Wasserstrahl, den er wie eine Fontäne in die Luft wirft. Eilig rudert man ihm entgegen. Vorn im Boote steht ein Mann mit dem Harpun, den er dem mächtigen Thiere in den Leib stößt. Auch hier spielt wieder die Leine mit der Blase eine Rolle, die das Untertauchen verhindert. Aber es ist eine langwierige Jagd, und der große Fisch muß noch oft mit Spießen verwundet werden, bis er endlich erschöpft den Todesstreich erhält. Nun springen die Männer in wasserdichter Kleidung in die Flut und umschwärmen den Kolos, der 2–300 fetten Ochsen an Gewicht gleichkommt. Von allen Seiten fangen sie an, die dicke Haut abzuschälen, die als Delikatesse (Mattak) sofort gelöstet wird. Dann schneiden sie weiter Massen des dicken Speckes und Fleisches heraus, mit dem sich die Böte füllen. Solche Beute gibt Nahrung für lange Zeit.

Etwas anders gestaltet sich die Beschäftigung der Eskimo in Nordgrönland, wo der Seehundfang vielfach auf dem Eise betrieben werden muß. Das Thier thaut mit seinem Athem kleine Löcher im Eise auf, die es auch bei strenger Kälte offen erhält, um von Zeit zu Zeit dort Luft zu holen. Da sitzt so ein kleiner Mann auf einem einbeinigen Sessel regungslos und fast vor Kälte erstarrend einen halben Tag lang, unverwandt die Spitze seines Spieges über der Oeffnung haltend. Er muß dem schneidenden Winde grade das Gesicht entgegenkehren, um dem Seehund die Bitterung zu entziehen. Oder er liegt bei Sonnenschein, wenn diese Thiere selber auf das Eis kommen, der Länge nach auf demselben und spielt geschickt die Rolle eines ihres Gleichen, wobei er fortwährend knurrt und brummelt wie jene es thun. Auch der Pelz begünstigt die Täuschung. Außerdem wird der Seehundfang auch mit Netzen betrieben.

Noch größer aber ist der Unterschied der Lebensweise, wie wir sie in Nordgrönland treffen, von der vorher beschriebenen dadurch, daß im Winter hier auch das Meer gefriert und damit für lange Zeit die Böte außer Gebrauch setzt. Dann tritt der von Hunden gezogene Schlitten an ihre Stelle, mit dem man bei günstigen Verhältnissen außerordentlich schnell reisen kann. Ein paar Stücke Treibholz und Riemen aus Seehundshaut genügen zur Konstruktion dieses wichtigen Geräthes. Höchst einfach und anspruchslos wird auch die Bespannung gehalten. Die wolfsähnlichen Hunde, die nicht bellen, sondern nur ein heiseres Geheul vernehmen lassen, sind zwar Hausthiere, haben aber

¹⁾ Die Art der Seehunde, welche in Südgrönland am meisten vorkommt, *Phoca groenlandica* (schwarzzeitige S.), ist ein Zugthier, das regelmäßig im September an neuen Küsten erscheint und im Februar wieder fortzieht. In Nordgrönland ist eine andre Spezies allgemeiner, die das ganze Jahr über bleibt, *Ph. fœtida* Rafsbe (Negete?) genannt. Man findet sie meistens in den Eisjorden.

nur das Vorrecht auf den Abfall von den menschlichen Nahrungsmitteln. Besonderes Futter und selbst Obdach wird ihnen nicht gewährt. Sie müssen sehen, wo sie etwas finden, und begnügen sich wohl mit den Muscheln, die der Strand ihnen bietet. Im Sommer fressen sie selbst Heidelbeeren. Oft leiden die armen Thiere empfindliche Noth. Ihrer 4—12 werden an langen Leinen vor den Schlitten gespannt und laufen frei vor demselben, nur geschickt durch die Peitsche des Treibers gelenkt. Die Zuneigung und Treue andrer Hausthiere sucht man umsonst bei ihnen. Elend, wie sie gehalten werden, sind sie auch falsch und tückisch und werden zuweilen selbst ihren Herzen gefährlich. Zu Zeiten besonderer Noth sterben sie in großer Zahl hin; was dann wieder eine höchst nachtheilige Stockung des Erwerbes auch in besserer Zeit zur Folge hat.

Der Erwerb der täglichen Nahrung ist freilich die Hauptsache bei dem Grönländer. Um den Seehund, der die Stelle des täglichen Brodes vertritt, drehen sich alle seine Gedanken. Doch bringen auch Feste und Vergnügungen Abwechslung in das einförmige Leben mit seinen Arbetten.

So sehen wir denn unsre Gesellschaft von neulich in ihren Fahrzeugen auch einmal auf einer Besuchreise zu einer befreundeten Niederlassung an einer andern Stelle der Küste. Der Winter ist inzwischen vorgeschritten, und die Zeit der Sonnenwende eingetreten. Das ist die Saison der Vergnügungen. Steht auch die schwerste Kälte noch bevor, so ist doch alles fröhlich in dem Gedanken, daß der Höhepunkt der Winternacht wieder einmal überwunden ist.

Noch ist das Meer offen, wenn auch die Klippen mit einem Rande von Eis umgeben sind. Leichte Dämpfe kräuseln von der Wasseroberfläche empor und erfüllen die sonst heitere Luft mit zahllosen feinen Eiskristallen. Die Böte und die Kleidung unsrer Eskimo zeigen manche Spuren von dem spritzenden Wasser, das sich sofort in Eis verwandelt. — Dort aber tauchen die Häuser auf, denen der Besuch gilt. — Schon erwarten die Gastgeber ihre Freunde und bewillkommen sie beim Landen mit Gesang. Sie helfen die Fahrzeuge ausladen und aufs Trockene bringen, wobei ihnen sogleich kleine Geschenke, ein halbverfaulter Seehundskopf, der als Lederbissen gilt, ein Fuchsfell oder dergl. eingehändigt werden. Nun führt man die Gäste ins Haus, die sich mit höflicher Bescheidenheit erst mehrfach nöthigen lassen, ehe sie durch den bekannten Eingang kriechen. Drinnen werden ihnen die Oberkleider abgenommen und auf den Rost zum Trocknen ausgebreitet. Dann setzen sich die Männer zu den Männern, die Weiber zu den Weibern auf die Bänke und bald ist eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Hier werden die Erlebnisse in den Familien besprochen; der verstorbenen Verwandten gedacht, die man gemeinsam beweint und beklagt, bald kommt das Gespräch jedoch auf allerlei gleichgiltige Geschichten. Bei den Männern ist die Jagd zu Wasser und zu Lande der unaufhörliche Gegenstand der Unterhaltung. Mit größter Genauigkeit werden

alle
lebha
Zu
heite
sich
es ih
in S
den f
zuhör
doch
sie al

Da t
einem
einer
vermi
einzig
Vortr
Dazu
Sonne
Inhal
fallen
ajah
Gestir
seines
bald i
Stelle.

komme
sich ein
jeder f
und so
ein Hö
mit ein
bringen
Wem
Stück
noch n
ziemlich
haltend
spielen.
den V
Erst ge
bis tie
vorne

Nahrungsmitteln.
nicht gewährt. Sie
sich wohl mit den
er fressen sie selbst
liche Noth. Ihrer
tten gespannt und
eitsche des Treibers
sthiere sucht man
sind sie auch falsch
en gefährlich. Zu
l hin; was dann
es auch in besserer

die Hauptsache bei
des täglichen Brodes
gen auch Feste und
ben mit seinen Ar-

lich in ihren Fahr-
besfreundeten Nieder-
sinter ist inzwischen
treten. Das ist die
te Kälte noch bevor,
der Höhepunkt der

en mit einem Rande
von der Wassersfläche
sen feinen Eiskry-
mo zeigen manche
Eis verwandelt. —
uch gilt. — Schon
men sie beim Lan-
und aufs Trockene
ein halbverfaulten
ell oder vergl. ein-
Haus, die sich mit
n, ehe sie durch den
en die Oberkleider
ausgebreitet. Dann
r zu den Weibern
haltung im Gange.
ochen; der verstör-
weint und beklagt,
giltige Geschichten.
ande der unaufhör-
enauigkeit werden

alle Einzelheiten von der Erlegung eines Seehundes berichtet, wobei lebhafteste Gesticulationen die Rede begleiten.

Inzwischen ist die Mahlzeit fertig geworden, die bei solchen Gelegenheiten zuweilen eine lange Speisefarte aufweist. Die Gäste aber lassen sich sehr nöthigen, um nicht den Schein auf sich zu ziehen, als ginge es ihnen daheim etwa ärmlich. So hält man zunächst seinen Appetit in Schranken. Selbst die Kinder bleiben bescheiden, wie sie denn auch den fortgesetzten Erzählungen der Erwachsenen stille und aufmerksam zuhören. Das gute Zureden der freundlichen Wirths ist denn aber doch nicht vergeblich, und zuletzt ist die ganze Gesellschaft so voll, daß sie alle plagen möchten.

In diesem behaglichen Zustande beginnen sie nun Spiel und Tanz. Da tritt ein Mann vor mit der Trommel in der Hand. Sie ist aus einem Reifen Fischbein und einem dünnen Felle gemacht und wird an einer Handhabe mit der Linken gehalten, während sie mit der Rechten vermittels eines Stöckchens taktmäßig geschlagen wird. Es ist dies das einzige Instrument der Grönländer. Bei jedem Schläge hüpfet der Vortragende ein wenig auf, bleibt jedoch immer auf demselben Fleck. Dazu singt er vom Seehundsfang, vom Wetter, von der wiederkehrenden Sonne u. s. w. Oft aber sind die Lieder auch launigen und satirischen Inhalts und geißeln die Fehler gewisser Personen. Nach jeder Strophe fallen alle Anwesenden mit dem stehenden Refrain ein: „Amna ajah ajah ah hu!“ Der Sänger aber bemüht sich, mit den wunderbarlichsten Gesticulationen, Verdrrehungen der Glieder und Grimassen den Gegenstand seines Vortrages zu veranschaulichen u. z. mit solchem Eifer, daß er bald in Schweiß geräth. Ist er erschöpft, so tritt ein andrer an seine Stelle. So geht es bis in die Nacht hinein. — Zur Abwechselung kommen auch andre Unterhaltungen an die Reihe. Dort setzen zweie sich einander gegenüber, schlagen Arme und Beine in einander und jeder sucht den andern herüberzuziehen. Wer Sieger bleibt rühmt sich, und fordert einen andern zur Kraftprobe. Die jüngeren Leute werfen ein Hölzchen, in dem sich ein Loch befindet und an welches ein Band mit einem Nagel befestigt ist, so, daß sie den letzteren in das Loch zu bringen suchen. Wem dies zwanzigmal gelingt, der hat gewonnen. Wem es einigemal nicht gelingt, dem werden mit einem verkohlten Stöckchen ebensovieler schwarze Striche ins Gesicht gemacht. Es gibt noch mehrere ähnliche Spiele. Bei denselben geht es zwar heiter aber ziemlich ehrbar zu, wie denn die Jungfrauen überhaupt eine zurückhaltende und schamhafte Stellung einnehmen und getrennt für sich spielen. Um so auffallender ist es, daß bei solchen Gelegenheiten unter den Verheiratheten zuweilen die schamloseste Unsitlichkeit vorkommt.¹⁾ Erst gegen den Morgen begibt sich die Gesellschaft zur Ruhe, schläft bis tief in den Tag hinein, und dann fängt das Schmausen von vorne an.

¹⁾ Auch hier findet, wie sonst bei den Eskimo, Austausch der Weiber statt.

Bisher haben wir die Grönländer nur in ihrem Leben und Treiben zur Winterszeit beobachtet. Es gestaltet sich dasselbe aber ganz anders, sobald der Schnee wegschmilzt und das Wasser durch die flachen Dächer der Winterwohnungen durchzufrieren beginnt. Dann rüsten sich alle zum Ausbruch und man überläßt jene dem Verfall. Alle Hafeligkeiten werden in die Weiberböte gebracht, und nun trennt sich das kleine Gemeinwesen. Fröhlich ziehen die Abtheilungen von mehreren Familien fort nach den für den Fischfang und die Jagd günstigsten Stellen. Hier schlagen sie ihre aus zusammengenähten Fellen bestehenden Zelte auf. Als Gestell werden Stangen der Art zusammengestellt, daß an einer Seite eine dreieckige Oeffnung bleibt; diese aber wird wiederum mit einem aus Seehundsbarren gefertigten Vorhang geschlossen, der genügendes Licht ins Innere dringen läßt. Der Boden ist mit flachen Steinen belegt, und alle Oeffnungen ringsum mit Moos verstopft. Diese Sommerwohnungen, in denen es verhältnismäßig reinlicher zugeht als in den Winterhäusern, werden gewöhnlich nur von je einer Familie bewohnt. Doch schließen sich an eine solche auch einzelnstehende Personen an, ja ganze Familien, die verarmt sind und kein eignes Heim besitzen. Vor dem Zelte wird eine Feuerstätte hergerichtet; hier kocht man nicht mit der Thranlampe, sondern mit Holzfeuer. Auch die Vorräthe und die oben erwähnten Gefäße finden ihren Platz außerhalb des Zeltes.

Mit Rücksicht auf die Rennthierjagd, welche nun die Hauptbeschäftigung bildet, nehmen die Grönländer ihren, jedoch oft gewechselten Sitz während des Sommers tief in den Fjorden. Von da gehen sie mit Weib und Kind in die Thäler und auf die Berge, um das Wild, dessen Fleisch sie aller andern Nahrung vorziehen, aufzutreiben. Meistens wird ein förmliches Treibjagen angestellt, bei dem die fehlenden Treiber durch Stangen ersetzt werden, auf die man Torfstücke steckt. Die Schützen liegen hinter einem Felsen verborgen, bewaffnet mit Pfeil und Bogen. Ist die Beute erlegt, so sammelt sich die ganze Gesellschaft. Man trinkt das noch rauchende Blut der Thiere und ißt gewöhnlich auch ein Stückchen von dem Fleisch roh. Die Jagd auf andre Landthiere, wie Hasen und Füchse, wird weniger eifrig betrieben. Die letzteren werden ihrer Felle wegen zur Winterszeit in Fallen gefangen. Dagegen wird den Seevögeln mehr nachgestellt, unter denen die Eibergans in dichten Schwärmen auf den Klippen nistet. Besonders sobald die Jungen ausgebrütet sind, holt man diese aus den Nestern, verschmäht aber auch die Eier, gleichviel ob frisch oder angebrütet, nicht. Die kostbaren Daunen, mit denen die Nester gefüllt sind, bleiben unbeachtet. Der Reichtum auch an andern Seevögeln gewährt der Jagd mit besonders konstruirten Pfeilen reiche Ausbeute.¹⁾

¹⁾ Andre Vögel werden mehr im Winter gejagt; so die auf dem Lande unbeholfenen Allen (*Alca arctica*), die oft in großer Menge mit den Händen gegriffen werden können. Auch die Schneehühner kommen in jener Zeit in die Nähe der Wohnplätze und werden mit Pfeilen erlegt.

Wass
dann
hinde
gesch
oft v
die m
schöpf
Trock
dienet
Sehn

kurze
lation
überz
durch
Sauer
wurde
empor
länder
des B
ten sie
vielen
schwel
Witter
oder f
namen
Schnee
Wie d
wird,

Somm
Grönlä
gnügn
Nächte
geworf
auffüh
wenn
dieser
aber te
D
Stellen
lustige

²⁾ I
³⁾ I
Tangari
davon

n Leben und Treiben
 be aber ganz anders,
 ach die flachen Dächer
 dann rüsten sich alle
 l. Alle Gabseligkeiten
 rennt sich das kleine
 n mehreren Familien
 günstigen Stellen.
 len bestehenden Zelte
 mmenge stellt, daß an
 aber wird wiederum
 hang geschlossen, der
 Boden ist mit flachen
 mit Moos verstopft.
 äßig reinlicher zugeht
 von je einer Familie
 einzelnstehende Per-
 gerichtet; hier kocht
 Holzfeuer. Auch die
 ihren Platz außer-

mun die Hauptbeschäf-
 doch oft gewechselten
 Von da gehen sie
 Berge, um das Wild,
 aufzutreiben. Meistens
 dem die fehlenden
 man Torfstücke steckt.
 rgen, bewaffnet mit
 ammelt sich die ganze
 t der Thiere und ist
 roh. Die Jagd auf
 niger eifrig betrieben.
 interszeit in Fallen
 egestellt, unter denen
 en nistet. Besonders
 ese aus den Nestern,
 der angebrütet, nicht
 füttert sind, bleiben
 evögeln gewährt der
 ebeute.¹⁾

auf dem Lande unbehöl-
 Händen gegriffen werden
 e Nähe der Wohnplätze

Außerdem wird in den Fjorden Fischerei getrieben. Unter den Wasserfällen stellt man den Lachsen nach, die man durch einen Stein-
 damm, über den sie mit der Flut kommen, bei der Ebbe am Entweichen
 hindert. Andre Fische werden mit Angelhasen, die aus Vogelknochen
 geschnitten sind,¹⁾ gefangen. Im Juni und Juli wimmeln die Gewässer
 oft von Unmassen eines kleinen stintartigen Fisches, Angmakätte genannt,
 die mit einem an einer Stange befestigten Eimer aus dem Wasser ge-
 schöpft und ohne weiteres auf einer geeigneten Stelle des Felsens zum
 Trocknen ausgebreitet werden, um als Vorrath für den Winter zu
 dienen. Dorsche und andre Fische fängt man auch in Netzen, die aus
 Sehen (?) gefertigt sind.

Doch nicht bloß das Thierreich, sondern auch die während des
 kurzen Sommers in unglaublicher Schnelligkeit sich entwickelnde Vege-
 tation bietet dem Grönländer Nahrung. Flächen und Bergabhänge
 überziehen sich bald mit saftigem Grün, das hier nach einiger Zeit
 durch das Gelb des blühenden Löwenzahns, dort durch das Roth des
 Sauerampfers verdeckt wird. An einzelnen Stellen schießt die Engel-
 wurz mit ihren weißen und röthlichen Dolben bis zu Mannshöhe
 empor. Das Mark ihrer Stengel und die Wurzel wird von den Grön-
 ländern mit großem Appetit verspeist, wie sie sich auch an den Wurzeln
 des Löwenzahns und andrer Pflanzen defektiren. Es scheint, als bedürf-
 ten sie dieser vegetabilischen Nahrung als eines Gegengewichtes gegen die
 vielen animalischen Stoffe, die sie zu sich nehmen. Am meisten aber
 schmelgen sie in den schon oben erwähnten Beeren, die bei günstiger
 Witterung in unerlöschlicher Fülle reifen und ganzen Stellen ein rothes
 oder schwarzes Ansehen geben. Sobald sie genießbar sind, werden
 namentlich die Rauschbeeren täglich in Masse genossen, bis sie der
 Schnee zudeckt; oft werden sie noch unter dem Schnee hervorgeholt.
 Wie dieser Lederbissen auch für den Winter in Leberkäsen aufgehoben
 wird, ist bereits erwähnt worden.²⁾ —

So bildet die Sorge für die Nahrung auch bei ihrem zerstreuten
 Sommeraufenthalt den wichtigsten Theil des Lebens und Treibens der
 Grönländer. Doch wechselt auch hier die Arbeit mit mancherlei Ver-
 gnügungen: Spielen, Kraftübungen und bergl. Bis tief in die heißen
 Nächte hinein wird von zwei Abtheilungen eine Kugel hin und her
 geworfen; dort sehen wir die Mädchen mit Gesang eine Art Reigentanz
 aufführen. Auch dürfen wir den Singestreit nicht vergessen, indem jemand,
 wenn er getränkt ist, sich an seinem Feinde zu rächen sucht, während
 dieser sich anstrengt, seine satirische Poesie noch zu überbieten: immer
 aber kehrt der oben beschriebene Trommeltanz wieder. —

Oftmals sind die Zelte im Sommer abgebrochen und an andern
 Stellen wieder aufgepflanzt worden; denn in dieser Zeit hat das wander-
 lustige Völkchen nicht viel Ruhe. Endlich aber mahnen die immer

¹⁾ Doch waren schon vor Esbe's Zeit europäische Angelhasen vielfach im Gebrauch.

²⁾ Auch im Winter fehlt übrigens die vegetabilische Nahrung nicht. Eine gewisse
 Tangart wird selbst unter dem Eise hervorgeholt. In Zeiten der Noth wird besonders
 davon Gebrauch gemacht.

stärkeren Nachfröste daran, daß es Zeit ist, die Winterquartiere in Stand zu setzen. Nun sammelt sich alles wieder bei den verfallenen Erbhütten. Manche muß von Grund aus erneuert werden; andre bedürfen nur der neuen Bedachung. Die Männer sorgen nur für das Holzwerk. Die schwerere Arbeit mit Rasen, Steinen und Erde bleibt den Frauen überlassen. Auch der Seehund ist in großen Schaaren wiedergekehrt. Jetzt dreht sich wieder um ihn das Leben der Grönländer, und so verläuft es Jahr aus Jahr ein in einförmigem Kreislaufe.

Zur Vervollständigung unsres Bildes von dem Volke mögen noch folgende Bemerkungen dienen. Obrigkeit und Geseze suchen wir bei demselben vergebens. Nicht einmal die einfachste patriarchalische Verfassung, wie sie bei andern Völkern einer niederen Kulturstufe zu treffen, ist hier zu finden. Der, der im Stande ist, die meiste Nahrung anzuschaffen, hat das größte Ansehen. Doch nur die, welche von ihm ernährt werden, stehen gewissermaßen unter seiner Macht, oder vielmehr ist es ihnen selbstverständlich, jenem in allen Dingen zu folgen.¹⁾ Gewisse herkömmliche Gebräuche und Gewohnheiten vertreten die Stelle der Geseze, und werden von niemanden ignorirt oder übertreten. Streitigkeiten, für die man eines Gerichtes bedürfte, kommen nicht vor. Das Land ist groß genug, um alle neben einander zu nähren. So hört man sie auch nicht auf einander schimpfen, wie überhaupt nicht lärmern und schreien. Ihr ganzes Betragen ist ruhig und anständig. Stehlen und Betrügen ist bei ihnen etwas Unerhörtes. Ihre Affekte haben sie sehr in der Gewalt. Selten kommt der Zorn bei ihnen zum Ausbruch; ebenso wenig gemeine Sinnlichkeit. Von den Europäern, die sie mit jenen Lastern kennen lernten, sagten sie: „Die Leute haben ihren Verstand verloren, das Tollwasser (Branntwein) hat sie rasend gemacht.“

Dieser Mangel der meisten Laster, die sich bei andern Völkern finden, hat jedoch wenig sittlichen Werth, da er hier als eine instinktmäßige Naturanlage hervortritt. Schon bei den Kindern findet man fast nichts von Troß und widerspenstigem Wesen. Strafen und Züchtigungen sind ganz unbekannt; vielmehr artet die zärtliche Liebe der Eltern oft zu einer Schwachheit aus, die manche komische Situation hervorruft, wie z. B. bei jenen Eltern, die mit ihrem Jungen bitterlich weinen, weil es ihm gar nicht glücken will, daß seine Peitsch so knallt wie die seiner Altersgenossen. — Es kommt vor, daß, wenn ein Kind verunglückt, auch die Mutter sich das Leben nimmt.

Jedoch, so erträglich sie auch mit einander leben, eine wirkliche Liebe zum Nächsten ist ihnen fremd. Es werden Beispiele erwähnt, daß Männer, welche andere vom Ufer aus in Gefahr sahen, zu bequem waren, ihren Rajak zu besteigen, um jenen Hilfe zu bringen, sondern

¹⁾ Dieser Zustand ließe sich vielleicht durch einen Ausdruck wie Tropharchie bezeichnen.

sie tro-
gegen-
zigkeit.
gegebe-
freilich
Beleid-
surcht-
lange
aber k-
sein, m
ihn m
hinterl-
der M
Gleiche
D
leben d
Tadel.
doch se
bei den
gegensei-
theten b
D
Völkern
Religion
demselbe
jemand
daß sie
Ceremon-
che wir
deren G
geschlepp
hält ih
Fleisch
Gebräuc
Jenseits
auf das
Do
zu sein
tragen.
Da läßt
Hause n
ihm lieg
Dann to
fällt zul-
in die 1

¹⁾ D
getommen

Winterquartiere in
bei den verfallenen
ort werden; andre
sorgen nur für das
n und Erde bleibt
großen Schaaren
Leben der Grön-
n in einförmigem

Volke mögen noch
ge suchen wir bei
atriarchalische Ver-
ten Kulturstufe zu
t, die meiste Nah-
ur die, welche von
seiner Macht, oder
Dingen zu folgen.¹⁾
vertreten die Stelle
t oder übertreten.
kommen nicht vor.
u nähren. So hört
haupt nicht lärmern
anständig. Stehlen
e Affekte haben sie
nen zum Ausbruch;
päern, die sie mit
Leute haben ihren
hat sie rasend ge-

ei andern Völkern
e als eine instinkti-
vieren findet man
Strafen und Züch-
ärtliche Liebe der
tomische Situation
e Jungen bitterlich
e Peitsch so knallt
h, wenn ein Kind
en, eine wirkliche
Beispiele erwähnt,
sahen, zu bequem
bringen, sondern

und wie Trophäen

sie trotz alles Jammerns ihrer Angehörigen verunglückten ließen. Auch gegen Wittwen und Waisen zeigt sich oft eine unmenschliche Hartherzigkeit. Solche Verlassenen sollen zuweilen dem Hungertode preisgegeben werden. Auch herrscht bei ihnen die Blutrache. Nur selten freilich kommt ein Mord vor, wenn der lange verhaltene Unwille eines Beleidigten einmal in hellem Zühorn aufflammt, der dann um so furchtbarer ist. Die Angehörigen des Ermordeten verhalten sich freilich lange Zeit ganz ruhig und lassen keine böse Absicht merken. Endlich aber kommt doch einmal die Gelegenheit und sollte es nach 30 Jahren sein, wo einer von ihnen an dem Mörder die Vergeltung ausübt und ihn meuchlerisch in seinem Rajak umwirft, daß er ertrinken muß, oder hinterlistig mit dem Harpun durchbohrt. Freilich auch der Volkstheiler der Rache weiß, daß ihm oder einem seiner Nachkommen einst ein Gleiches geschehen wird.¹⁾

Das eheliche Leben hat seine Licht- und Schattenseiten. Gewöhnlich leben die Gatten recht friedlich miteinander. Polygamie gilt nicht als Tadel. Züchtig und sittsam erscheinen die Verheiratheten von außen; doch fehlt ihnen ganz der Begriff der Heiligkeit der Ehe, wie denn bei den oben bereits erwähnten Vergnügungen ohne allen Anstoß ein gegenseitiger Austausch der Weiber stattfindet. Bei den Unverheiratheten dagegen sind Unzuchtssünden etwas höchst seltenes.

Diese Züge mögen genügen, um das Leben dieses merkwürdigen Völkchens zu charakterisiren. Wenn schließlich noch etwas von der Religion gesagt werden soll, so können nur geringe Spuren, die in demselben zu Tage treten, angeführt werden. Freilich lange hätte jemand unter den Grönländern zubringen können, ohne zu bemerken, daß sie überhaupt Religion haben. Vergeblich sucht man die religiösen Ceremonien, wie sie sich bei andern heidnischen Völkern finden. Die Ehe wird geschlossen dadurch, daß die Braut nach Verabredung mit deren Eltern mit scheinbarer Gewalt in die Wohnung des Bräutigams geschleppt wird. Dem Neugeborenen wird keinerlei Weihe erteilt: nur hält ihm die Mutter ein Stückchen Schnee und dann ein Stückchen Fleisch an die Lippen. Nur bei der Beerdigung der Todten sind einige Gebräuche zu bemerken, die auf das Fortleben der Seele in einem Jenseits deuten. Jedenfalls überwiegt bei dem Grönländer die Richtung auf das Diesseits, die das ganze Leben beherrscht.

Doch gibt es unter ihnen Leute, die in der andern Welt bekannt zu sein vorgehen: Zauberer, die den Namen Angakut (plur. Angekut) tragen. Mit allerlei Gaukelei wissen sie sich Ansehen zu erwerben. Da läßt sich einer die Hände und Füße binden. Alle Lampen im Hause werden ausgelöscht. Plötzlich aber hört man, wie er die vor ihm liegende Trommel erklingen läßt, wie er singt und umherspringt. Dann kommt er immer mehr in Eifer, tobt wie ein Rasender und verfällt zuletzt in konvulsivische Zustände. In denselben macht er Reisen in die Unterwelt und in den Himmel, auf denen er allerlei über-

¹⁾ Daß die Blutrache auch bei andern Eskimostämmen sich finde, ist mir nicht vorgekommen. Sollte sie in Grönland etwa normannischen Ursprungs sein?

natürliche Dinge zuwege bringt, Krankheiten heilt, reichlichen Zugug der Seehunde bewirkt und dergleichen. — Ein Angekot aber, der seine Kraft mißbraucht, um Unglück anzurichten, der die Leute verheert, die Seehunde und Rennthiere vertreibt u. s. w., wird Illiseetsof genannt und wegen seiner Hegereten ermordet, in Stücke gehauen und ins Meer geworfen. Sonst vertreten sie allgemein die Stelle der Aerzte, die über die Kranken Zaubersprüche murmeln und sie anhauchen und mancherlei absurde Mittel verordnen.

Die religiösen Vorstellungen, auf die sich das ganze Treiben dieser Zauberer gründet, sind vielerlei zusammenhangslose Ueberlieferungen, in denen zwei große und viele kleine Geister immer wieder vorkommen. Die letzteren, Innuät, beherrschen die Elemente.¹⁾ Von den beiden andern aber ist der männliche, Torngarsuf, gut, der andre weibliche aber, der keinen Namen hat, ist böse. Ueber jenen sind jedoch sehr widersprechende Vorstellungen im Gange. Einige sagen, er sei klein, andre, er sei außerordentlich groß. Einige halten ihn für unsterblich, andre sagen, er müsse sterben, wenn er einen Hund anrühre. Diese meinen, er gleiche einem großen Menschen von scheußlichem Aussehen, jene, er sähe aus wie ein Bär. Allgemein aber nimmt man an, daß er die Ursachen der Krankheiten und auch die Mittel zur Heilung kenne. Mit ihm verkehren die Zauberer. Viel wird auch von Torngarsufs Großmutter erzählt. Sie wohnt tief unten in der Erde und hat über alle Seethiere zu gebieten, die bei ihr zu Hause sind. Zu ihr macht mancher Angekot unter graulichen Verhältnissen die Reise, um von ihr die Loslassung der Seehunde u. s. w. zu erzwingen. Torngarsuf selbst aber bekümmert sich nicht um die Welt, die ihm viel zu niedrig ist. Er überläßt es den kleinen Geistern, sie zu regieren, deren verschiedene Namen haben und beschrieben werden, wie Ignorsoit, Feuergeister, die sich als Irrlichter sehen lassen, Innuavolit, Berggeister, Eokiglit, Kriegsgeister, die im Osten des Landes wohnen und grausame Feinde der Menschen sind u. s. w. Besonders aber fürchtet man sich vor den Gespenstern (Angiät), welche jedoch von einem Angekot gefangen und zerrissen werden können. Auch werden zum Schutz gegen sie allgemein Amulette getragen: Fuchstiefeln, Rabenköpfe, Falkenclauen und mancherlei Gegenstände, die sie von Europäern erlangen konnten. Die Seelen der Verstorbenen fahren nach ihrer Meinung entweder aufwärts in den Himmel, oder abwärts unter die Erde. Die ersteren aber haben es schlimm; sie wohnen neben einem großen mit Schnee bedeckten Berge, oder um ein großes Gewässer herum, in offenen Felten, müssen auch schwarzes, schleimiges Wasser, mit Würmern darin, trinken, und alte Weiber werden da sehr von Raben geplagt, die ihnen beständig um die Haare hängen und die sie nur mit Mühe von sich abhalten können. Ueberdies haben die Seelen der Abgeschiedenen dort keine Ruhe, sondern irren von einem Orte zum andern herum, und die Strahlen des Nordlichts sind eine Menge von ihnen,

¹⁾ Auch hat jeder Angekot seinen Innuä, durch den sein Verkehr mit der unsichtbaren Welt vermittelt wird.

die
sind
haben
fein,
Auss
Himm
Dage
den,
die A
Bett
damin
Grön
bekom
Erdba
dazu
diger
an B
Mühe
Weibe
See e
Ungen
geht d
Seelen
von ih
stürmt
dies i
aber si
Weg in
kopf an
Weg n
Zu
unter
dem B
dadurch
veranla
wohl, f
trägt,
Speis
genossen
Begräb
lender
zu Zeit
Weiber,
zeit ein
Zu
der Leb
in Berg
Richtung

reichlichen Zuzug der
ber, der seine Kraft
berhert, die Seehunde
genannt und wegen
ins Meer geworfen.
die über die Kranken
mancherlei absurde

ganze Treiben dieser
ose Ueberlieferungen,
r wieder vorkommen.
1) Von den beiden
der andre weibliche
nen sind jedoch sehr
sagen, er sei klein,
ihn für unsterblich,
und anrühre. Diese
heuschlichem Aussehen,
nimmt man an, daß
Mittel zur Heilung
wird auch von Torn-
sten in der Erde und
zu Hause sind. Zu
erhältnissen die Reise,
i. w. zu erzwingen.
die Welt, die ihm viel
tern, sie zu regieren,
werden, wie Ignor-
en, Innuavolit, Berg-
Landes wohnen und
sionders aber fürchtet
e jedoch von einem
Auch werden zum
stiefeln, Rabentöpfe,
von Europäern er-
hren nach ihrer Wei-
wärts unter die Erde.
neben einem großen
Gewässer herum, in
Wasser, mit Würmern
von Raben geplagt,
e sie nur mit Mühe
Seelen der Abgeschie-
Orte zum andern
e Menge von ihnen,

Berkehr mit der unsicht-

die mit dem Kopfe eines Walrosses Ball spielen. Die Seelen selber
sind nach ihrer Meinung bleich und fahl; wenn man sie anfühlen will,
haben sie weder Fleisch noch Knochen oder Sehnen, sondern sind so
fein, daß sie fast wie nichts sind. Die Ursachen ihres schwächlichen
Aussehens aber sei die starke Umwälzung und heftige Bewegung den
Himmels, welche sie so abmatte, daß sie nicht fett werden könnten.
Daher wünschen die Grönländer gewöhnlich ihren verstorbenen Freun-
den, daß sie lieber hinunter, als hinauf kommen mögen, und pflegen
die Kranken, welche in den letzten Zügen liegen, vorsichtig aus dem
Bett zu heben und auf dem Fußboden zum Begräbniß einzuwickeln,
damit sie nicht aufwärts, sondern abwärts fahren. Weil nämlich die
Grönländer ihre meiste und beste Nahrung aus der Tiefe des Meeres
bekommen, so suchen sie den Ort der Seligen unter dem Meere oder
Erdboden, und denken, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge
dazu sind; daselbst wohne Torngarsut, der gute Geist; da sei ein bestän-
diger Sommer und keine Nacht, da sei gutes Wasser und ein Ueberfluß
an Vögeln, Fischen, Seehunden und Kenntnieren, die man ohne alle
Mühe fangen kann. In dieses schöne Land kommen vorzugsweise die
Weiber, die im Wochenbett sterben, und die Männer, welche auf der
See ertrinken, sowie auch die Walfischfänger, zur Belohnung für das
Ungemach, das sie vor andern hier auf der Welt erlitten haben. Doch
geht der Weg dahin über einen rauhen Felsen, an welchem die armen
Seelen fünf Tage lang hinabfahren müssen, so daß er ganz blutig ist
von ihren zerrissenen Gliedern. Wer die Reise im Winter oder bei
stürmischem Wetter machen muß, kann leicht zu Schaden kommen, und
dies ist dann der zweite Tod, nach welchem nichts übrig bleibt. Kinder
aber sind nach ihrer Meinung zu einfältig und unverständlich, um den
Weg in das Land der Seelen zu finden, deshalb wird ihnen ein Hundsk-
kopf auf das Grab gelegt, denn die Seele des Hundes weiß überall den
Weg nach der Heimat.

Ihre Todten begraben die Grönländer an einem abgelegenen Ort
unter großen breiten Steinen. Neben das Grab legen sie das von
dem Verstorbenen täglich gebrauchte Werkzeug, damit sie sich nicht
dadurch verunreinigen oder durch dessen öfteres Anschauen zur Betrübniß
veranlaßt werden; denn dies bekommt der abgeschiedenen Seele nicht
wohl, sie frieren dabei. Wer einen Todten anrührt oder zu Grabe
trägt, ist etliche Tage unrein und muß sich gewisser Arbeiten und
Speisen enthalten, wozu auch die übrigen Verwandten und Haus-
genossen, wenn schon in geringerem Grade, verpflichtet sind. Nach dem
Begräbniß hält gewöhnlich der nächste Verwandte mit lauter und heu-
lender Stimme eine Klage-Rede zu Ehren des Verstorbenen, von Zeit
zu Zeit durch das Weinen und Heulen der Anwesenden, besonders der
Weiber, unterbrochen. Solche Wehklagen werden während der Trauer-
zeit einige Wochen lang alle Tage fortgesetzt.

Zuletzt aber gewinnt die Sorge für die alltäglichen Bedürfnisse
der Lebenden wieder das Uebergewicht und die Verstorbenen gerathen
in Vergessenheit. So geht denn das Leben der Grönländer in seiner
Richtung auf das Diesseits ungestört seinen Lauf.

4. Anfänge der Kolonie.

Wir kehren nun zu unsern Norwegern zurück, deren Herzen noch mit Dank für ihre Rettung erfüllt waren, während die Augen forschend durch die Klippen hin nach dem noch 2 Meilen entfernten Lande hinüberschweiften. Siehe, da zeigten sich einige Kajate, die mit den Wellen auf und nieder tanzten. „Es sind Seehunde“ hieß es zunächst; doch bald erkannte man die Männer in den kleinen Fahrzeugen, die ersten von dem Volke, nach dem Egede so ein herzliches Verlangen trug. Bei ihrem Anblick gingen ihm vor Rührung die Augen über. Als der Anker im sichern Hafen niederfiel, näherten sich auch zwei große Weiberböte. Im ersten saß ein Angetok, der seine Beschwörungsformeln murmelte. Mehrmals umfuhren sie das Schiff in weitem Kreise, während die kleinen Leute darin mit Verwunderung besonders die Frauen auf demselben anstaunten. Endlich wagten sie es an Bord zu kommen, standen aber noch lange zögernd auf dem Fallbrett, bis man sie durch Perlen und Angelhasen zutraulich machte. Neugierig wurden die sonderbaren Fremdlinge gemustert. Bei Egede aber regten sich verschiedene Gefühle; denn das waren nicht die Abstammlinge alter Normannen, die er suchte. Aber tief elend und bemitleidenswerth kamen ihm diese Heiden vor, denen er nun bald seine barmherzige Liebe in vollem Maße zuwandte, mit dem Wunsch, Gott möge ihn zu einem tüchtigen Werkzeuge machen, ihnen das Heil zu bringen. Günstig stimmte ihn auch die Freundlichkeit, mit der die Eskimo seine Kinder zu lieblosen suchten.

Indessen um die Eingebornen konnte man sich zunächst nicht viel kümmern. Man mußte die kurze Sommerzeit ausnützen, um Vorkehrungen zur Ueberwinterung zu treffen. Das eine Schiff kehrte bald zurück, um in der Heimat Bericht zu erstatten und im nächsten Jahre neue Zufuhr zu bringen. Das andre¹⁾ ankerte bei einer kleinen Insel,²⁾ auf der man bald begann ein Haus zu bauen u. z. von Steinen und Rasenstücken, inwendig mit Brettern verkleidet. Wahrscheinlich war es für die aus 46 Personen bestehende Kolonie recht beschränkt. Man nannte jenen Platz den „Hoffnungshafen“ (Haabets Havn). Während des Baus kamen ab und zu Grönländer, die zunächst freundlich und hilfreich Hand anlegten, um Materialien herbeizuschaffen. Anfangs August waren ihrer mehr als hundert mit Weibern und Kindern da. Bei dieser Gelegenheit bemerkten sie jedoch sehr bedenklich, daß das Gebäude ein Haus und nicht, wie sie zuerst angenommen hatten, ein Schiff werden sollte. Seitdem waren sie wie weggeblasen und kein einziger ließ sich wieder bei den Kolonisten sehen. Am 31. August war der Bau beendet. Man zog mit einer Feier ein, bei der Egede über Psalm 117 predigte. Dann wurden die „allergnädigste mitgegebenen Articul“ aufgelesen und dadurch ein jeder seiner Pflicht

¹⁾ Das dritte war gar nicht angelangt, sondern verunglückt.

²⁾ Es war die Insel Kangel, westlich von dem jetzigen Godthaab.

und Schulbigkeit erinnert.“ — Das war der Anfang der dänisch-norwegischen Handels-Kolonie.

Nunmehr mußte man darauf bedacht sein, die Umgebung näher kennen zu lernen, durch Jagd und Fischfang Lebensmittel zu gewinnen und mit den Eingebornen den Handelsverkehr zu eröffnen, um dessentwillen das ganze Unternehmen gemacht war. Doch es wollte nicht gelingen. Obgleich der Grund zum Fischen vortrefflich schien, gab es wenig Fische. Auf dem Lande sah man Rennthiere und Hasen genug, aber sie waren so scheu, daß man nur selten ein Thier erlegte. Dort am Rande zeichneten sich auf dem sterilen Ufer ein paar Plätze durch üppigen Graswuchs aus. Zahlreiche Knochen und zerbrochene Geräthchaften deuteten an, daß hier die Eskimo gewohnt hatten, sie selbst ließen sich jedoch nicht wieder sehen, bis auf einzelne Kajaks, die schon in der Ferne vorüberliefen. Endlich am 14. Oktober fand Egede beim Besuch auf dem Lande ein paar Familien, die beschäftigt waren, ihr Winterhaus in Stand zu setzen, während daneben noch die Sommerzelte standen. Augenscheinlich ließen sie nur ungern die Europäer ihre Wohnungen besuchen; und als diese am folgenden Tage ihren Besuch wiederholten, war die ganze Gesellschaft fortgegangen.

Es war dies für Egede eine Zeit schwerer Prüfung um so mehr, als der mitgekommene Kaufmann murrte, daß hier an Erwerb und Gewinn nicht zu denken sei. Auch das Schiffsvolk wurde mißvergnügt, da der Proviant, neben dem man stark auf die Erträge der Jagd und Fischerei gerechnet hatte, offenbar nicht ausreichen konnte. Dennoch liebte Egede standhaft und seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden.

Es war um Weihnachten, als er einige Leute ans Festland schickte, an eine Stelle, wo man früher einige verlassene Häuser bemerkt hatte. Dort sollten sie sich einige Zeit aufhalten um zu jagen. Aber sie erstaunten sie, als sie die Wohnungen wieder in Stand gesetzt und von mehr als hundert Grönländern bewohnt fanden. Anfangs schienen sie verdrüsslich, daß sie entdeckt waren. Doch nahmen sie die frierenden Fremdlinge auf, die höchst erstaunt waren, in ihren Häusern jene oben angeordnete Wärme zu finden. Drei Tage mußten sie der ungünstigen Witterung halber da bleiben und hatten heimgekehrt genug davon zu erzählen, wie es bei den Heiden hergehe; wie die Weiber daheim vor Wärme halb nackt säßen und Kleider nähten, während die Männer täglich auf der See ihrem Erwerb nachgingen und reichliche Beute heimbrächten. Bisher hatte sich Egede besonders mit mitleidigen Gedanken getragen, daß die armen Menschen doch wohl sehr frieren und hungern mußten, und war nun erstaunt von ihrem Wohlergehen zu hören. Auch hatte sich nunmehr ein guter Anknüpfungspunkt zu weiterem Verkehr mit ihnen gefunden. Einer von ihnen nämlich, Namens Aroch, hatte zu einem der Norweger, der Aron hieß, und den er wohl halb und halb als seinen Namensvater ansah, eine zärtliche Zuneigung gefaßt. Er war ihm nicht von der Seite gegangen und hatte auch bei Nacht sein Lager mit ihm getheilt. Dennoch war der nun beginnende Verkehr noch ziemlich mangelhaft. Die Grönländer wollten zum Verdruss des Kaufmannes an den für sie bestimmten

Maaren kein Gefallen finden; für Egede war die Schranke der fremd-
artigen Sprache, zu deren Erlernung ihm alle Handhaben fehlten,
immer noch ein Grund ernster Betrübniß. Um so treuer war er als
Seelforger der kleinen Kolonie, die nun in den kurzen Wintertagen
immer mehr auf ihr Quartier beschränkt blieb. „Beim Morgen- und
Abendgebet wurde ein Kapitel aus der Bibel gelesen und einige Fragen
aus dem Katechismo Lutheri repetiret: so wurde auch in unser Gebet
des ganzen königlichen Erbhauses zeitliches und ewiges Wohl einge-
schlossen, wie auch der grönländischen Kompagnie Wohlstand und des
ganzen Völkchens glücklicher Fortgang.“ Sonntags Nachmittags wurde
die Vormittags gehaltene Predigt repetirt und ein Stück aus Johann
Arnds „Wahres Christenthum“ gelesen. Auch wird ein Fall von
Kirchensucht wegen Uebertretung des sechsten Gebotes berichtet.¹⁾

1722

Am 21. Januar versuchte Egede selbst bei den Grönländern zu
bleiben, was er jedoch nur einen Tag lang aushielt. Es gelang ihm
aber wieder, den Aron auf längere Zeit da zu lassen. Im Anfange
wurde dieser viel geneckt und verirt, wußte sich aber bei seinen unfrei-
willigen Wirthen allmählich in Ansehen zu setzen. Nach seiner Rückkehr
konnte er dem Egede manche Erfahrungen mittheilen; auch suchte er
einige Grönländer zu bewegen, auf der Kolonie einige Zeit zu bleiben,
wobei jener die Gelegenheit zu Sprachstudien wahrnahm, indem er bei
jedem Dinge fragte: Kina? (was ist das?) und dann die sonderbaren
Wörter so gut als möglich in Buchstaben fixirte. Es währte aber nicht
lange. Der Aufenthalt bei den Europäern sagte den Eskimo nicht zu;
so liefen sie bald wieder fort.

Die härteste Kälte war vorüber. Die Tage wurden länger. Da
hatten die Eingebornen keine Ruhe mehr. Truppenweis zogen sie mit
allen ihren Habseligkeiten davon und bald schien die ganze Gegend ver-
lassen zu sein. Dagegen kamen andre Jüge von Süden her an der
Anfiedelung vorbei, die alle weiter hinauf nach Norden fuhren, um
dort Fische und Seehunde zu fangen. Manche derselben landeten auf
der Hoffnungsinself, wo sie des Abends nach Gewohnheit ihre Zelte
aufschlugen. Egede aber brannte vor Liebe und Eifer, ihnen das Evan-
gelium zu verkündigen, und war doch noch so wenig ihrer Sprache
mächtig. Da ließ er von seinem Paul, der etwas zeichnen konnte,
einige biblische Geschichten bildlich darstellen, den Sündenfall, die
Wunderwerke und das Leiden Christi. Diese Bilder zeigte er dann
den Grönländern, die zu ihm kamen, und erklärte ihnen die Bedeutung
derselben, so gut er's vermochte. Das gefiel den Leuten, besonders wie
Christus mit einem Wort oder durch bloßes Anblasen die Kranken
geheilt und die Todten erwecket, und sie baten dann Egede als Priester
und Gesandten eines so mächtigen und wohlthätigen Gottes, ihre
Kranken auch zu heilen, und ruheten nicht, bis er sie wenigstens an-
blies. Davon schreibt er: „Dieses hatten sie schon einmal zuvor von
mir begehret. Denn da ich einmals predigte, wobei sich eben ein

¹⁾ Ueberhaupt scheint Egede mit der keineswegs aus besonders christlichen Ele-
menten zusammengesetzten Kolonie manche Noth gehabt zu haben.

Grönlä
auf, ze
ihn an
ich, w
großes
kennen,
fragten
Trost,
bei ihne
Namens
zu Gott
führliche
Zu
Kolonie
allmähli
sich zu v
Unterneh
mußte m
sie die
mehr vor
gelungen
fehl. S
sah man
den Anst
Leute wu
ging, un
Egede ab
Trost in
standhafte
ländern
Egede's
rüsten, ve
auf den
Schon wa
am 27. J
hatte und
suchte, vo
Es pochte
ein Schiff,
alle Noth
nicht bloß
brachten,
nehmen ei
munterung
sich die Be

¹⁾ Ander
er es mit gut

ranke der fremd-
ndhaben fehlten,
euer war er als
gen Wintertagen
im Morgen- und
und einige Fragen
in unser Gebet
ges Wohl einge-
hlsstand und des
achmittags wurde
rück aus Johann
b ein Fall von
berichtet.¹⁾

Grönländern zu
Es gelang ihm
n. Im Anfange
bei seinen unfrei-
seiner Rückkehr
n; auch suchte er
ge Zeit zu bleiben,
hm, indem er bei
n die sonderbaren
währte aber nicht
Esimo nicht zu;

urden länger. Da
weis zogen sie mit
ganze Gegend ver-
übten her an der
orden fuhren, um
ben landeten auf
ohnheit ihre Zelte
ihnen das Evan-
nig ihrer Sprache
zeichnen konnte,
Sündenfall, die
er zeigte er dann
men die Bedeutung
en, besonders wie
afen die Kranken
Egede als Priester
gen Gottes, ihre
ie wenigstens an-
einmal zuvor von
bei sich eben ein

Grönländer besand, kam er zu mir, nahm sein Kappitel oder Pelz auf, zeigte mir seinen bloßen Leib und gab mir zu verstehen, ich sollte ihn anblasen, denn er hätte Böses im Magen. Aus Narrerei¹⁾ that ich, was er begehrte und damit war er zufrieden. Daß sie aber ein großes Vertrauen zu mir hatten, gaben sie genugsam dadurch zu erkennen, daß, so oft sie auf die Kolonie kamen, sie allein nach mir fragten und verlangten mit mir allein zu reden. Solches gab mir den Trost, daß, wenn ich die Sprache erst gelernt, ich mit Gottes Hilfe bei ihnen gewiß etwas ausrichten würde, beides zu seines allerheiligsten Namens Ehre, als auch zu ihrer Erleuchtung, wonach ich so innerlich zu Gott seufzte und ihn beständig darum anrufte.“ (S. Egede, Ausführliche und w. Nachricht 2c. S. 37.)

Zuvor aber galt es eine neue schwere Prüfung zu bestehen. Die Kolonie hatte überhaupt wenig günstige Ausichten. Hatte man auch allmählich durch Jagd und Fischerei mehr Nahrungsmittel als anfänglich sich zu verschaffen gelernt, so war doch mit dem Handel, auf den das Unternehmen hauptsächlich zielte, wenig zu machen. Mit Verdruss mußte man sehen, wie ein Holländer, der mit den Kaufartikeln, wie sie die Eingebornen wünschten, versehen war, in einer halben Stunde mehr von ihnen erstand, als dies den Norwegern überhaupt bis dahin gelungen war. Auch schlugen die Hoffnungen auf den Walfischfang fehl. Schon war's mitten im Sommer, holländische und andere Schiffe sah man genug von weitem vorüberfahren, aber kein norwegisches, das den Ansiedlern neue Zufuhr gebracht hätte, ließ sich sehen. Egede's Leute wurden ungeduldig und unruhig, daß der Mundvorrath zu Ende ging, und begehrten heim. Auch der Kaufmann war dieser Ansicht, Egede aber fand in seiner großen Unruhe und Bekümmerniß nur Trost in gläubigem Gebet und dem ermunternden Zuspruch seines standhaften Weibes, die eine herzliche Zuneigung zu den armen Grönländern gefaßt hatte. Endlich ward dennoch die Rückkehr beschlossen, Egede's Gattin aber war durch nichts zu bewegen, sich zur Abreise zu rüsten, verwies vielmehr den andern ihren Unglauben und hoffte getrost auf den Herrn. Und ihr Glaube sollte nicht zu schanden werden. Schon war der Tag der Abreise nahe, das Schiff lag segelfertig; da, am 27. Juni, als Egede eben mit den Seinigen sich zur Ruhe gelegt hatte und zu seiner Frau, die ihn nach bestem Vermögen zu trösten suchte, von seiner tiefen Bekümmerniß rebete, kam jemand gelaufen. Es pochte heftig an die Thür und einer der Leute rief: „Es kommt ein Schiff, man hört die Leute norwegisch reden!“ Da hatte plötzlich alle Noth ein Ende, denn statt eines Schiffes kamen sogar zwei, welche nicht bloß reichliche Vorräthe, sondern auch die erfreuliche Nachricht brachten, daß die Handelsgesellschaft ernstlich gesonnen sei, ihr Unternehmen eifrig fortzuführen; dazu schickte der Missions-Rath ein Aufmunterungsschreiben mit der Versicherung, das König Friedrich IV. sich die Bekehrung der Grönländer sehr am Herzen liegen lasse. Zu

¹⁾ Anderwärts sagt er, daß er es nur ungern gethan habe und im Zweifel, ob er es mit gutem Gewissen thun könne.

nders christlichen Ge-

ihrer wie des Handels Nutzen hatte derselbe eine Lotterie bewilligt, und da diese nicht zu Stande kam, den Einwohnern beider Reiche, Dänemark und Norwegen eine mäßige Abgabe unter dem Namen „die grönländische Schatzung“ auferlegt, die sich zu einer ansehnlichen Summe belief.¹⁾

Nun mochte das Schiff vom vorigen Jahre samt seiner ganzen Mannschaft ruhig heimfahren; mit den beiden neuangekommenen untersuchte Egede das gegenüberliegende Festland, und da die Grönländer immer mehr Vertrauen zu ihm faßten und Kranke aller Art zu ihm brachten, ließ er nicht ab, so weit es bei seiner mangelhaften Kenntniß ihrer Sprache und durch Zeichen und Bilder geschehen konnte, sie zum wahren allmächtigen Gott hinzuweisen, als dessen Diener er unter ihnen lebe, um von seinen Werken und seinem Herzen ihnen zu erzählen. Um in der Sprache weiter zu kommen, hielt er sich auch im Winter 1722 mit seinen Söhnen eine Zeit lang unter den Grönländern selbst auf. Jene, Paul und Niels (Pavia und Nese genannt), waren allgemein beliebt; nur von den Kindern wurden sie viel geneckt, bis sie sich durch ihre Ueberlegenheit in Kraftübungen und Geschicklichkeit bei den Spielen Respekt verschafften. Lange aber war das Leben bei den Eingebornen nicht auszuhalten. Daher war Egede froh, als sich 2 Waisen-Knaben und eine ganze Familie bewegen ließen zu ihm zu ziehen. Doch vermochte er nicht, sie vom Herumschweifen abzuhalten und die jungen Leute an ein stetiges Lernen zu gewöhnen. Im Anfang freilich gingen sie lustig daran, weil sie für jeden Buchstaben, den sie kennen lernten, einen Angelhaken oder sonst etwas geschenkt bekamen. Bald aber wurden sie des Lernens überdrüssig und sagten, sie wüßten nicht, wozu es nütze, den Tag über zu sitzen, auf ein Stück Papier zu sehen und zu rufen: a, b, c u., er und der Kaufmann wären Leute, die zu nichts taugten, weil sie den ganzen Tag nichts thäten, als in ein Buch sehen und mit der Feder malen; da wären die Grönländer doch ganz andere Leute, die könnten Seehunde jagen, Vögel schießen und dgl., wovon sie Nutzen und Vergnügen hätten. — Egede aber machte vom 1. März 1723 an wieder mehrere Reisen in die Meerbusen und die Westküste entlang, wobei es ihm zwar noch nicht gelang, einen passenden Platz für seine Niederlassung zu finden, doch häufige Gelegenheit sich darbot, mit Grönländern in Berührung zu kommen. Vielsach fand er auch Verlangen nach Belehrung über göttliche Dinge und bemerkte, daß seine Worte nicht ganz ohne Frucht blieben. So legten mehrere Grönländer auf seine Mahnungen ihre Amulette ab, und als ein junger Mann auf der Seehundsjagd durch Umschlagen des Kajal sein Leben verloren hatte, kam ein anderer Grönländer, der oft zugehört hatte, wenn Egede lehrte, zu den betrübteten Eltern und sprach ihnen zu, daß sie sich doch nicht grämen, sondern trösten möchten, denn an jenem Tage werde der Schöpfer Himmels und der Erde alle Todten auferwecken. Dabei zeigte er ihnen, auf Händen und Füßen kriechend, daß diejenigen, welche hier alt und schwach wären und nicht gehen könnten,

¹⁾ Kramp, Historie x. I. S. 369.

im H
fahrn
liche
sich wi
eintreff
Top,
lernte,
einer a
Winter
lieben,
und do
Manche
lernt, a
sich noch
aufzustel
welche r
zum A
und dar
aufhören
Stück se
sich, scho
Ende ein
die Fing
noch mel
Paul ab
einem n
anfing
ihnen, s
spotteten
ihre Ang
noch nich
und wär
See Wa
könnten
standen.
seinem G
und Seel
um den e
alle Weiß
Rablnat
Predigten
unglücklic
nachdrück
Dienern
Plan die
schlossene

Lotterie bewilligt,
rn beider Reiche,
dem Namen „die
sehnlichen Summe

mt seiner ganzen
elkommenen unter-
Grönländer immer
zu ihm brachten,
n Kenntniß ihrer
te, sie zum wahren
unter ihnen lebe,
erzählen. Um in
Winter 1722 mit
selbst auf. Jene,
allgemein beliebt;
sie sich durch ihre
t bei den Spielen
i den Eingebornen
2 Waisen-Knaben
ziehen. Doch ver-
n und die jungen
sang freilich gingen
sie kennen lernten,
amen. Bald aber
wüßten nicht, wozu
ppier zu sehen und
Leute, die zu nichts
als in ein Buch
Grönländer doch ganz
ließen und dgl., wo-
aber machte vom
Meerbusen und die
lang, einen passen-
häufige Gelegenheit
men. Vielfach fand
inge und bemerkte,
So legten mehrere
und als ein junger
Kajal sein Leben
oft zugehört hatte,
nach ihnen zu, daß
r, denn an jenem
alle Töbten außer-
ßen kriegend, daß
nicht gehen könnten,

im Himmel wieder frisch und jung werden würden. — Solche Er-
fahrungen halfen Egede trösten, als sämmtliche in seinem Hause befind-
liche Grönländer zu Anfang des Sommers unter allerlei Vorwänden
sich wieder davon machten.

Im Jahre 1723 brachte das erst am 19. Juni mit neuer Zufuhr
eintreffende bergische Schiff unserm Egede einen Gehülfsen, Albert
Top, mit welchem zusammen er so fleißig die grönländische Sprache
lernte, daß sie bald die Sonntags-Evangelien übersetzen konnten. Nach
einer abermaligen Reise Egede's an der Westküste verbrachten beide die
Winterzeit mit Unterweisung einzelner Grönländer, die sich bewegen
ließen, eine Zeit lang bei ihnen zu bleiben, zogen dann auch hierhin
und dorthin, erforschten das Land und verkündigten das Evangelium.
Manches hatten die Grönländer nun wohl schon vom Christenthum ge-
lernt, aber von einer Bekehrung und Umwandlung des Herzens zeigte
sich noch keine Spur. Ueberhaupt war mit dem Volke nichts recht
aufzustellen: sie beachteten wenig, was Egede lehrte, selbst wenn er
welche von seinen Leuten an beide Enden des Hauses stellte, um sie
zum Anhören anzuhalten. Bald wurde ihnen die Predigt zu lang,
und dann gingen sie wohl hin zu Egede, und fragten, ob er nicht bald
aufhören werde. Er mußte dann am Arme abmessen, wie groß das
Stück sei, das noch übrig wäre; darnach gingen sie hin und setzten
sich, schoben die Hand jeden Augenblick, und wenn der Prediger am
Ende eines Satzes inne hielt, schoben sie geschwind die Hand bis auf
die Finger hinaus, wenn er aber wieder anfang, riefen sie *ama*, d. i.
noch mehr! und schoben die Hand an dem halben Arm hinauf. Dem
Paul aber, welcher den Gesang leitete, hielten sie oft den Mund mit
einem nassen Handschuh aus Seehundsfell zu, wenn er ein neues Lied
anfang oder ihnen zu lange sang. War vollends ein Angelot unter
ihnen, so war an keine Andacht zu denken. Sie verlachten und ver-
spotteten die Missionare, ja, strafte sie gar Lügen, indem sie meinten,
ihre Angelote kannten Himmel und Hölle besser; den ersten hätten sie
noch nicht so haufällig angetroffen, daß sein Einsturz zu besorgen wäre,
und wäre die letztere so heiß, wie sie beschrieben würde, so hätte die
See Wasser genug, sie zu löschen und ihnen erträglich zu machen, da
könnten sie sich für die Kälte entschädigen, die sie auf der Erde ausge-
standen. Sollten sie dem Prediger Glauben schenken, so müßte er mit
seinem Gebet gutes Wetter und einen Ueberfluß an Fischen, Vögeln
und Seehunden bewirken, und ihre Kranken gesund machen. Besorgt
um den eignen Einfluß, widerstrebten jene Hauberer dem Evangelio auf
alle Weise. Sie schmähten es als eine tolle Lehre; verspotteten die
Kablunats, die ihren großen Angelot getödtet hätten, und machten die
Predigten der Missionare lächerlich, denen auch die Schuld an allen
unglücklichen Ereignissen zugeschoben wurde. Egede aber wußte ihnen
nachdrücklich zu widerstehen, wie er denn mit ihnen als des Teufels
Dienern oft recht dorb verfuhr. Ein von einem Angelot angezettelter
Plan die Kolonie zu überfallen, wurde entdeckt und durch Egede's ent-
schlossene Maßregeln vereitelt.

Unter allen diesen trüben Erfahrungen wurde 1725 der Erstling der Grönländer getauft. Einer von den Knaben nämlich, die auf der Kolonie geblieben waren, wurde gefährlich krank, und da er wenigstens einiges von Gott und der Seligkeit durch Christum gelernt hatte, wurde ihm das Sacrament kurz vor seinem Tode erteilt.

Die ganze Lage der Kolonie, durch deren äußere Geschäfte Egede vielfach in Anspruch genommen wurde, war übrigens keineswegs günstig, obgleich ihre Wirksamkeit schon ausgedehnt und im Norden, zu Nepisene, dem jetzigen Holsteinborg, eine sogenannte Walfischfänger-Loge errichtet war. Die Erträge des Fanges und des Handels reichten nicht hin, die Ausgaben der Gesellschaft zu decken. Sie hatte sich nur durch königliche Unterstützungen halten können und löste sich, als 1726 wieder ein Schiff verloren ging, ohne weiteres auf. Die Sorge für das ganze Unternehmen ging also auf die Regierung über, die leider mit ziemlich verkehrten Maßnahmen begann. Man wollte die Kolonie auf großen Fuß bringen. Zwei armirte Schiffe brachten einen Gouverneur, einen Kommandanten, 25 Soldaten und alles Material zur Errichtung eines Forts nach Grönland. Auch kamen zur Vermehrung der europäischen Bevölkerung zehn Männer nebst ihren Frauen mit. Jene waren aus dem Gefängnis genommen, diese aus dem Waisenhause und dann nach dem Loos mit einander verheirathet. Dies war im Jahre 1728. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kolonie von ihrem ursprünglichen Plage nach dem jetzigen Orte verlegt und Godthaab genannt. Diese Veränderungen konnten für die Mission nichts weniger als günstig sein. Schon während des ersten Winters kam es zu heillofen Zuständen, da unter den Mannschaften bei einer Epidemie die Unzufriedenheit sich zum offenen Aufruhr steigerte. Eine Zeitlang mußten sich die Befehlshaber gegen ihre eignen Leute verbarrikadiren. Auch Egede mußte gegen „diese seine Mitchristen“ mit geladenem Gewehr Wache halten lassen. Bügelloses und unsittliches Betragen war bei ihnen an der Tagesordnung. So war man denn froh, als im nächsten Jahre der Gouverneur mit den Resten seiner Leute nach Nepisene übersiedelte.

Inzwischen war übrigens Top nach vierjähriger treuer Arbeit wegen Kränklichkeit zurückgekehrt. Seine Stelle wurde durch 2 neue Gehülften, Ole Lange und Henrik Milzoug, besetzt. Paul dagegen, der seinem Vater in den letzten Jahren schon sowohl beim Unterrichten der Kinder als auch beim Predigen vor erwachsenen Grönländern zur Hand gegangen war, reiste zur weiteren Ausbildung nach Europa. Einige zuvor getaufte Eingeborne begleiteten ihn. Wenn auch trotz einiger Spuren von Eindrücken der christlichen Predigt von gründlicher Belehrung bisher nicht viel zu merken war, so hatte Egede von jenen wenigen doch die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihnen Ernst sei, das Christenthum anzunehmen. Nach ihrer Ankunft in Kopenhagen wurden sie Friedrich dem IV. vorgestellt. Hier war es, wo der König auf die Bemerkung, welche in seiner Umgebung fiel, daß die auf Grönland gewandte Kosten fast gar keinen Gewinn brächten, die Antwort gab: „Wenn eine Seele gewonnen werden kann, ist nicht zuviel darauf gewandt.“

Säen
länder
zu be
klärte
Unter
16 R
fehl,
Der
als de
ders
Hunde
das a
blos d
sonder
überbr
von se
jedoch
keine
Egede
stens
baten.
währen
markt
denn
bedeute
Vorrat
thiere
auch n

Es
Schmuck
Zug zu
geleitete
nachfolgt
waren
mit dem
tete nar
mit ne
dort ein
Nähe d
wechself
auf die

1) J
S. 39 ff

1725 der Erſiling
ämlich, die auf der
nd da er wenigſtens
tum gelernt hatte,
rtheilt.
re Geſchäfte. Egede
keineswegs günſtig,
orden, zu Nepſene,
änger-Boge errichtet
ichten nicht hin, die
h nur durch Königs-
als 1726 wieder ein
rge für das ganze
e leider mit ziemlich
olonie auf großen
Gouverneur, einen
ur Errichtung eines
ng der europäiſchen
. Jene waren aus
auſe und dann nach
r im Jahre 1728.
rem urſprünglichen
ab genannt. Dieſe
weniger als günſtig
zu heilloſen Zuſtän-
die Unzufriedenheit
ng muſten ſich die
iren. Auch Egede
nem Gewehr Wa-
ge war bei ihnen an
im nächſten Jahre
ach Nepſene über-

riger treuer Arbeit
wurde durch 2 neue
Paul dagegen, der
beim Unterrichten
en Grönländern zur
ung nach Europa.
Wenn auch trotz
digt von gründlicher
te Egede von jenen
s ihnen Ernst ſei,
ſt in Kopenhagen
es, wo der König
daß die auf Grö-
n, die Antwort gab:
el darauf gewandt."

Die Miſſionare ſelber aber ſahen ihre Arbeit immer mehr als ein
Säen auf Hoffnung an. Sie beſchloſſen, fortan mit den alten Grön-
ländern, die doch meiſt den todten Klöſen glichen, ſich nicht nutzlos
zu bemühen, ſondern alle die Kinder, deren Eltern ſich dazu willig er-
klärten, zu taufen und ſobann die Getauften in beſondere Obhut und
Unterricht zu nehmen. Dieſes geſchah denn auch im Februar 1729 mit
16 Kindern, aber die Hoffnung, dieſe Kinder zu unterrichten, ſchlug
fehl, weil die Eltern ſie ihnen nicht überließen oder in die Ferne zogen.
Der bereits früh getaufte Knabe Friedrich Chriſtian konnte dagegen
als der erſte Nationalgehilfe ausgeſandt werden und verkündigte beſon-
ders unter ſeinen Altersgenoſſen das Evangelium nicht ohne Segen.
Hundert und fünfzig Kinder waren indeß nach und nach getauft, als
das am 19. Juni 1731 aus der Heimat ankommende Schiff nicht
blos die betrübende Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich IV.,
ſondern auch den traurigen Befehl ſeines Nachfolgers, Chriſtian VI.,
überbrachte, die grönländiſche Niederlaſſung aufzugeben. Egede und wer
von ſeinen Leuten wollte, könne in Grönland bleiben; die Miſſion habe
jedoch außer dem Mundvorrath, der dieſesmal noch auf ein Jahr ankam,
keine Unterſtützung mehr zu erwarten. Das war ein harter Schlag!
Egede aber beſah ſich der Barmherzigkeit Gottes und beſchloß, wenig-
ſtens noch ein Jahr zu bleiben, da die Eingebornen ſelbſt ihn darum
baten. Etwa zehn Koloniſten entſchloſſen ſich, bei ihm zu bleiben,
während die andern alle und auch Egede's beide Kollegen nach Däne-
mark zurückfuhren. Die Grönländer aber freuten ſich, daß er blieb,
denn nun ſahen ſie erſt recht, wie lieb er ſie hätte, und als er ihnen
bezeichnete, daß er über's Jahr doch wohl fort müßte, weil dann ſein
Vorrath zu Ende wäre, meinten ſie: „D, dann gibt es ja hier Kenn-
thiere und Seehunde, Vögel und Fiſche genug, dich und die Deinen
auch noch mit zu ſättigen“.

5. Anfänge der Bräder-Miſſion.¹⁾

Es war im Frühjahr 1731. Kopenhagen prangte im feſtlichen
Schmucke. Dichte Schaaren drängten ſich auf den Straßen, um den
Zug zu ſehen, der den jungen König Chriſtian VI. zu ſeiner Krönung
geleiten ſollte. Unter den Fremden, die bei dieſer Gelegenheit und den
nachfolgenden Feſtverſammlungen viel Bewunderung auf ſich zogen,
waren einige Neger aus den weſtindiſchen Kolonien und Paul Egede
mit den 2 bekehrten Grönländern. Manche hochgeſtellte Perſon betrach-
tete namentlich die kleinen ſonderbaren Fremdlinge in ihren Pelzkleidern
mit neugierigen Augen. In ganz anderem Intereſſe aber nahte ihnen
dort ein deutſcher Graf, den man ſonſt mehrfach in der unmittelbaren
Nähe des Königs geſehen hatte. Freude und Schmerz malte ſich ab-
wechſelnd auf ſeinen edeln Geſichtszügen, während der ſanfte Blick ſtill
auf dieſen Erſilingen aus einem heidniſchen Volke ruhte, das die

¹⁾ Die Miſſion der evangeliſchen Brädergemeinde in Grönland. Gnabau 1831.
S. 39 ff. Kranz, Hiſtorie, I. 403 ff.

Gedanken voll christlicher Erbarmung schon oftmals aufgesucht hatten. Es war Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, dessen lange, in der Stille gehegter Eifer für die Heidenbekehrung hier die Gelegenheit fand, sich zu offener, kräftiger Flamme zu entzünden. Mit tiefer Betrübniß hatte er die schon erwähnten Mahregeln bezüglich der grönländischen Kolonie vernommen. „Nimmermehr darf den Grönländern die Verkündigung des Evangeliums entzogen werden“, das war der Gedanke, der ihn fortwährend bewegte und den er freimüthig und mit innerer Wärme dem Könige mehrfach vortrug. Fand derselbe bei Christian auch Verständnis, so kam es doch zunächst noch zu keiner anderweiten Entscheidung. Unter diesen Verhältnissen reiste in dem frommen Grafen der Entschluß, selber die Mission zu erhalten und fortzuführen, wenn er über die Mittel und Wege dazu auch noch nicht im Klaren war.

Bei seiner Rückkehr nach Herrnhut zündete das Feuer für die Bekehrung der Heiden bald in der ganzen Gemeinde. Infolge der Ansprache eines von Kopenhagen mitgekommenen Negers fanden sich ein paar Brüder beseelt vom Drange nach St. Thomas hinaus zu gehen, und sollten sie selbst Sklaven werden müssen, um den Schwarzen die Liebe des HELLandes verkündigen zu können. Doch auch was die Begleiter des Grafen von den Grönländern erzählten, trug in der Gemeinde seine Früchte.

Am Gutberge wurde damals ein neuer Gottesacker angelegt. Zwei jener schlichten Leute waren dort mit Hacke und Schaufel an der Arbeit. Matthäus Stach hatte schon lange etwas auf dem Herzen, daß er sich in Schüchternheit bisher nicht zu sagen getraute. Nun entdeckte er sich seinem Gefährten mit der unwiderstehlichen Neigung nach Grönland zu gehen. Auch dieser offenbarte sein Verlangen, dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Nach ernster Besprechung traten beide in das nahe Gehölz, beugten ihre Knie und flehten um Aufklärung über den göttlichen Willen in dieser Angelegenheit. Sie wurden dabei von „ungemeiner Freudigkeit“ erfüllt und boten sich darauf der Gemeinde als Sendboten für Grönland an. Fast ein Jahr verging jedoch als Warte- und Prüfungszeit, ohne daß ihnen eine Antwort zu Theil wurde. Als Stach sich aber noch fest in seinem Entschluß zeigte,¹⁾ gab ihm der Graf zu dem Vorhaben den Segen. Er wählte seinen Vetter Christian Stach zum Begleiter; zur Leitung der Mission aber wurde der vielbewährte Bruder Christian David, der Zimmermann, bestimmt.

„Unsere Ausrüstung“, berichtet M. Stach, „brauchte nicht viel Zeit und Kosten. Die Gemeinde (zu Herrnhut) bestand mehrentheils aus armen Eulanten, die uns nicht viel mitgeben konnten, und wir selbst hatten außer unserer gewöhnlichen nöthigsten Kleidung gar nichts. Wir waren gewohnt, uns mit wenigem zu behelfen, und sorgten nicht, wie wir nach Grönland kommen oder da bestehen würden. Den Tag vor unsrer Abreise lief von einem Freunde in Venedig ein Geschenk an

¹⁾ Der andre, Böhmisch, hatte inzwischen eine andre Reise antreten müssen.

Selb
damit
von n
uns z
auch f
brauch
denn b
überlie
Herr u
einand
David,
bewäh
wollte,
so sollt
allein
gottseli
Gebet
am 19
inzwil
Egede's
ein Sch
heren
setzung
lehtere
fluß mi
Di
die sie
ihnen fi
Graf r
redlicher
mit dem
Könige
Erinner
Bemühu
weniger
der groß
Welt un
die Ehre
sichten u
König a
fältiger,
ging ihm
Grönlan

¹⁾ Im
Hände des
christlichen
halten.

aufgesucht hatten.
 essen lange, in der
 Gelegenheit fand,
 tiefer Betrübnis
 der grönländischen
 sländern die Ver-
 war der Gebärte,
 und mit innerer
 lbe bei Christian
 einer anderweiten
 n dem frommen
 und fortzuführen,
 ch nicht im Kla-

as Feuer für die
 Infolge der An-
 fanden sich ein
 hinaus zu gehen,
 en Schwarzen die
 och auch was die
 sten, trug in der

er angelegt. Zwei
 usel an der Arbeit.
 em Herzen, daß er
 te. Nun entdeckte
 en Neigung nach
 langen, dem Herrn
 hung traten beide
 en um Aufklärung
 Sie wurden dabei
 arauf der Gemeinde
 verging jedoch als
 ort zu Theil wurde.
 zeigte,¹⁾ gab ihm
 hlte seinen Vetter
 der Mission aber
 der Zimmermann,

brauchte nicht viel
 stand mehrentheils
 konnten, und wir
 leidung gar nichts.
 und sorgten nicht,
 ürden. Den Tag
 ig ein Geschenk an

ntreten müssen.

Geld ein; davon wurde uns etwas zur Reise nach Kopenhagen gegeben;
 damit hielten wir uns für so reichlich versorgt, daß wir unterwegs
 von niemandem weiter etwas annahmen und einsältig glaubten, der
 uns zu dieser Reise zu rechter Zeit das Nöthige gegeben, der werde
 auch für die Ausführung unsers Vorhabens sorgen, sobald wir etwas
 brauchen würden. Viel Unterricht konnte man uns auch nicht geben,
 denn die Gemeinde hatte noch keine Erfahrung von Missionen; man
 überließ uns also, in allen Umständen so zu handeln, wie uns der
 Herr und sein Geist leiten würde. Nur wurde uns empfohlen, uns
 einander brüderlich zu lieben, den treuen Knecht des Herrn, Christian
 David, als einen Vater zu ehren, und dem durch viele Uebungen
 bewährten Apostel der Grönländer, Herrn Egede, wenn er uns brauchen
 wollte, als seine Gehülfsen beizustehen; wollte er uns nicht brauchen,
 so sollten wir ihn im geringsten nicht stören, übrigens aber für uns
 allein wohnen und unser Hauswesen so einrichten, wie es zu einem
 gottseligen Leben und Wandel gehört.“ Unter Handauflegung und
 Gebet von dem Ältesten der Gemeinde gesegnet, begaben sich die Brüder
 am 19. Januar 1733 auf die Reise nach Kopenhagen. Hier war
 inzwischen die Stimmung für Grönland günstiger geworden. Auf
 Egede's inständiges Bitten hatte der König schon 1732 noch einmal
 ein Schiff mit Proviant dorthin geschickt; und da dies mit einer grö-
 ßeren Ladung von Produkten als sonst zurückgekehrt, war die Fort-
 setzung des Handels¹⁾ und der Mission beschlossen worden. Für die
 letztere waren jährlich 2000 Thaler ausgezahlt, wozu Zinzendorf's Ein-
 fluß mitgewirkt hatte.

Die Brüder wurden zwar von einigen Gesinnungsgegnossen, an
 die sie empfohlen waren, freundlich aufgenommen; doch konnte man
 ihnen für ihre Sache wenig Hoffnung machen, bis der Overtammerherr
 Graf von Pleß, nachdem er sich von ihrem Glaubensgrund und der
 redlichen Absicht ihres Vorhabens hinlänglich überzeugt, ihr Begehren,
 mit dem nächsten Schiffe nach Grönland gesandt zu werden, beim
 Könige anbrachte und kräftig unterstützte. Als man ihm bei Hofe die
 Erinnerung machte, da des gelehrten und eifrigen Egede zehnjährige
 Bemühungen fruchtlos gewesen, so würden diese jungen Laien noch viel
 weniger ausrichten, antwortete er: Gott habe allezeit zur Ausführung
 der größten Absichten in seinem Reiche sich der geringsten und vor der
 Welt unansehnlichsten Werkzeuge bedient, um zu zeigen, daß Ihm allein
 die Ehre gebühre, und die Menschen zu gewöhnen, nicht auf ihre Ein-
 sichten und Vermögen, sondern auf seine Segenshände zu setzen. Der
 König aber ließ die drei Brüder selbst vor sich kommen, und ihr ein-
 sältiger, herzlicher und lebendiger Glaube und der Eifer ihrer Liebe
 ging ihm so zu Herzen, daß er den dreien gestattete, als Missionare nach
 Grönland zu gehen und ihnen ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben

¹⁾ Im Jahre 1734 ging derselbe vermittelt königlichen Freibriefes ganz in die
 Hände des südländischen Kaufmanns Jakob Severin über. Derselbe übernahm bei einer
 jährlichen Unterstützung von 5000 R. Thalern die Verpflichtung, die Mission zu unter-
 halten.

an Egede mitgab. „Ja“, sagte er, „wenn die ganze Brädergemeinde nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinübersetzen lassen und mit allem Nöthigen versehen“, und mit großer Freude konnte Christian David nach Herrnhut schreiben: „Niemals hätte ich geglaubt, daß es solch einen König und solch eine königliche Familie gebe, wo man Gott sucht von ganzer Seele.“ Von verschiedenen Standespersonen wurden ihnen Beiträge zur Reise und zum Anbau in Grönland verehrt; als sie aber einst bei dem frommen Grafen von Pleß zur Tafel geladen waren, fragte sie dieser über Lische, wie sie in Grönland sich zu nähren gedächten? Chr. David antwortete: „Von unsrer Hände Arbeit und Gottes Segen; wir wollen uns auf den Ackerbau legen und ein Haus für uns bauen, damit wir niemand beschwerlich fallen.“ Auf den Einwurf des Kammerherrn, es sei kein Holz da, wovon sie denn bauen wollten, war Chr. David's Antwort: sie wollten sich in die Erde graben. „Nein“, erwiderte jener, „das sollt ihr nicht thun; nehmt Holz mit euch und baut euch ein Haus, hier habt ihr 50 Thaler dazu.“ Durch solche Gnabenerweisungen der göttlichen Fürsorge mächtig gestärkt, segelten sie am 10. April 1733 im königlichen Schiffe Caritas von Kopenhagen ab mit der Tageslosung: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, was man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet.“

Die Seereise ging im ganzen leicht und schnell von statten. Nur einmal gerieth das Schiff ins Treibeis, wurde aber bald wieder frei. Auch einen Sturm überstand man glücklich und landete am 20. Mai zu Godthaab. Egede nahm die Brüder freundlich auf, die mit Staunen hier in dem Lande ihrer Sehnsucht nun doch manches anders fanden als sie es sich vorgestellt. Doch verzagten sie nicht angesichts der großen Schwierigkeiten, sondern machten sich in kindlichem Glauben ans Werk. An der nächsten Stelle des Strandes, die zum Wohnplatz geeignet schien, erbauten sie zunächst ein grönländisches Haus, wobei ihnen oft die Hände an den Rasenstücken empfindlich froren. Schon am 6. Juni konnten sie dasselbe mit feierlicher Einweihung beziehen. Daneben begannen sie dann aus dem mitgebrachten Holze ein ordentliches Gebäude zu errichten. Die neue Niederlassung nannten sie Neuherrnhut.

Im ganzen erscheinen uns die Brüder als einfältige Gotteskinder, die dem Herrn folgen, auch wo das Menschenauge lauter Unmöglichkeiten sieht. So zeigt sie uns der erste Bericht an die heimatliche Gemeinde. Bald aber sollten auch Unarten bei ihnen zu Tage kommen, wie sie hier und dort aus einseitigem Pietismus entspringen. Der Streit, welcher damals die evangelische Kirche erschütterte, war selbst an den fernsten Gestaden Grönlands wie ein Wetterleuchten zu bemerken. Darf man Egede auch keineswegs jene verkündete Orthodogie vorwerfen, die den Pietismus mit Recht zum Widerstande reizte, so befand er sich doch in dem etwas steifen Kirchenthume, wie es in Norwegen herrschte, und wurde vorsichtig gegen die pietistischen Ankömmlinge, zumal da ihm Warnungsbriefe über ihre irrige Lehre zugegangen waren. Offen und ehrlich suchte er sich nun mit ihnen zu verständigen. Dadurch entspann sich jedoch ein Briefwechsel mit dem

nur ein
in unse
Menschl
klärung
160 Se
das inn
versal-
Darin
Egede da
er seine
eurem G
ren und
ich in so
tabeln, s
so könnt
Christi
ihr erst
gebe! Ja
Herzen g
Einverne
ständniß
setzen, in
an Egede
gemeinsam
lange er
hörte sa
zu dienen
lichen Ar
und ließ
etwas vor
so machte
erlernen.
Dazu kam
mollten,
abgeschrie

Auch
Poden-Ex
Knaben
war zuerst
griff die
nach Berl
300 Fam
übrig blie
barmherzi
zu trösten
vielen Dr
brinnen,
nahm Ege

Brüdergemeinde
setzen lassen und
konnte Christian
eglaubt, daß es
de, wo man Gott
personen wurden
und verehrt; als
Tafel geladen
nd sich zu nähren
nde Arbeit und
i und ein Haus
len." Auf den
on sie denn bauen
in die Erde gra-
jun; nehmt Holz
Thaler dazu."
mächtig gestärkt,
isse Caritas von
ist eine gewisse
dem, das man

on statten. Nur
halb wieder frei-
ete am 20. Mai
die mit Staunen
es anders fanden
esichts der großen
auben ans Werk.
ohnplatz geeignet
wobei ihnen oft
chon am 6. Juni
n. Daneben be-
entliches Gebäude
uherrnhut.

infältige Gottes-
auge lauter Un-
an die heima-
ihnen zu Tage
mus entspringen.
erschütterte, war
Wetterleuchten zu
knöcherte Ortho-
brüderstande reizte,
ume, wie es in
tischen Ankömml-
rige Lehre zuge-
n mit ihnen zu
wechsel mit dem

nur eine halbe Stunde entfernt wohnenden Christian David, in dem in unerquicklicher Weise die der Mission anhaftende Schwäche und Menschlichkeit zu Tage trat. Letzterer lieferte statt der erbetenen Erklärung über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine 160 Seiten lange theologische Abhandlung über die ganze Heilsordnung, das innerste Wesen der Sünde u. s. w. sowie über Kirchenwesen, Universal- und Partikulargemeinde, über das tausendjährige Reich u. s. w. Darin kamen sonderbare Dinge vor, und es war kein Wunder, daß Egede darin manches grillenhaft und phantastisch fand. Dennoch schloß er seine Erwiderung mit den Worten: „Allerlezt zu berühren von eurem Erbieten und guten Intention, die Grönländer mit mir zu lehren und in Gottes und Christi Erkenntniß zu unterrichten, da finde ich in solchem eurem guten Willen und Vorsatz nicht allein nichts zu tabeln, sondern vielmehr zu rühmen, und obschon ihr nicht studirt habt, so könnt ihr doch nichts desto weniger geschickt und tüchtig werden, Christi Geheimniß den wahnwitzigen Grönländern zu offenbaren, wenn ihr erst die Sprache werdet gelernt haben, wozu euch Gott Leichtigkeit gebe! Ich nach meiner Erkenntniß und Vermögen will euch dazu von Herzen gern Anleitung geben u. s. w.“ Dadurch hätte nun das gute Einvernehmen wieder hergestellt sein können, wenn nicht ein Mißverständniß den Christian David veranlaßt hätte, den Briefwechsel fortzusetzen, indem er in der Folge in beschränkter pietistischer Auffassung an Egede und seinem Missionswerk eine unberechtigte Kritik übte. Ein gemeinsames Arbeiten war dadurch vereitelt. Doch hielt Egede, so lange er im Lande blieb, gute Nachbarschaft mit den Brüdern und hörte samt seiner Frau nicht auf, ihnen mit großer Willfährigkeit zu dienen und in der Noth auszuweichen. Er hatte ihnen seine schriftlichen Arbeiten über die grönländische Sprache zum Abschreiben gegeben und ließ sie ihnen durch seine Kinder erklären. Da sie aber niemals etwas von den Regeln und Kunstwörtern der Grammatik gelernt hatten, so machte es ihnen eine unsäglich Mühe, eine so schwere Sprache zu erlernen. Sie ermüdeten daher im Anfang oft über dem Lernen. Dazu kam noch, daß die Grönländer sich nicht mit ihnen unterhalten wollten, und überdies bei aller Gelegenheit ihre mit vieler Mühe abgeschriebenen Bücher wegstahlen.

Auch gab es sonst Noth genug, zunächst durch eine verheerende Pocken-Epidemie, die durch einen von Dänemark heimkehrenden Eskimo-Knaben eingeschleppt war. Der oben genannte Friedrich Christian war zuerst durch ihn angesteckt und dahin gerafft worden. Bald aber griff die Seuche so furchtbar um sich und wüthete so hartnäckig, daß nach Verlauf eines Jahres in der Umgebung von Godthaab von der 300 Familien starken Bevölkerung nur noch Reste von 30 Familien übrig blieben. Egede und die Brüder waren unermülich in Werken barmherziger Liebe. Auf alle Weise suchten sie zu rathen und helfen, zu trösten, zum Tode zu bereiten und selbst zu begraben. Denn an vielen Orten fanden sie die Häuser schon ausgestorben; die Leichen drinnen, oder noch unbegraben daneben im Schnee. Viele Waisen nahm Egede zu sich, und diese aufopfernde Liebesthätigkeit machte auf

viele Eingeborne einen tiefen Eindruck, auch zeigte sich manche Frucht des Unterrichts an den Kindern.

Die Brüder aber wurden selber, einer nach dem andern, krank, auch sie wurden von Egede und seiner Gattin treulich gepflegt. In dieser Zeit der Plage (in der in Grönland fast 3000 Menschen starben) schrieben sie: „Wir sind jetzt in einer Glaubenschule, indem wir noch gar nichts vor uns sehen. Unter den Heiden spüren wir nicht das geringste Gute, nicht einmal einen Seufzer: und dazu finden sie den Tod, wo sie das Leben bekommen sollten. Uns mögen wir ansehen, wo wir wollen, so finden wir nichts als Elend von außen und von innen. Von außen finden wir nicht einmal die leibliche Nützlichkeit, in diesem Lande dauern zu können: die muß Gott uns erst geben. — Von innen ist uns alles, was vom guten Willen herrühren kann, sogar auch der Muth im Lernen der Sprache, weggefallen, nur allein, was die Gnade gewirkt hat, ist uns geblieben.“ Doch hielten sie aus.

Im August des folgenden Jahres kamen ihnen zwei Brüder, der schon genannte Friedrich Böhnisch und Johann Beck, zu Hülfe, und von nun an konnten sie die Grönländer fleißig besuchen, wußten auch durch ihr stilles, eingezogenes Wesen die Achtung und das Vertrauen der Heiden sich zu erwerben. Bald aber geriethen sie in drückenden Mangel an Nahrung, und da Christian David, der die Brüder bloß nach Grönland hatte geleiten sollen, nach Europa zurücklehrte, setzte ihnen jedermann zu, ihm nachzufolgen, da sie doch keine Aussicht zum Durchkommen hätten. Selbst die Grönländer spotteten ihrer und sagten: „Eure Landsleute taugen nichts, weil sie euch nichts geschickt haben; und wenn ihr nicht zurückgeht, so seid ihr nicht klug.“ Sie aber antworteten: „Der Herr unser Gott kann uns wohl erhalten, und wo er es nicht thun will, so fallen wir in seine Hände.“

Und ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht, der Herr half gnädig durch, und am 7. Juli 1736 kamen nicht bloß neue Vorräthe aus der Heimat, sondern auch als Gehülfinnen die verwittwete Mutter des Matth. Stach und ihre zwei Töchter. Die ältere heirathete alsbald Beck, die jüngere nach einigen Jahren Böhnisch.¹⁾

Inzwischen hatte Egede, von seiner langen, kummervollen Arbeit am Leibe und Gemüthe erschöpft, seine Rückkehr vorbereitet. Schon 1734 war sein Paul, der freilich ursprünglich viel lieber Seeoffizier geworden wäre, nach vollendetem theologischen Studium und ordinirt mit zwei andern Missionaren nach Godthaab zurückgelehrt. Im folgenden Jahre wollte der Vater zunächst einen Urlaub zur Reise in die Heimat benutzen. Doch eine Krankheit seiner Frau hielt ihn zurück. Auch dieses schwerste Opfer sollte der vielgeprüfte Mann noch bringen. Nach langem Krankenlager entschlief seine treue Gertrud kurz vor dem Weihnachtsfeste. Es war eine seltene Frau, eine christliche Selbin, die nicht nur alle Beschwerden und Widerwärtigkeiten des Aufenthalts

¹⁾ Derselbe war vielfach kränklich, und da sich zeigte, daß er die Sprache nicht erlernen konnte, lehrte er nach einigen Jahren wieder zurück.

in Gr
kräftig
zusamm
Ansecht
erfüllte
Doch de
zu Gott
Se

Juni 18
aber da
mit sein
Kopenh
setzung
lichen B
Vorschla
denten d
Missiona
Später
stets für
Herzen t
Falter
Jahre al

Reh
Wirkfam
freilich
Für ihr
entweder
ihrer Tan
nur nach
genug vo
eine Nach
schlechten
Deten un
überhaupt
waren sie
immer wi
uns den
wir an ih
zu unbegr
uns bekün
gehabt un
Es ist wo
besser mit
Speise, ein
wir nichts

in Grönland mit ihrem Manne gebulbig getragen, sondern ihn oft kräftig getröstet und aufgemuntert hatte. Nun brach seine Kraft vollends zusammen. Er wurde krank und hatte auch im Gemüth die härtesten Anfechtungen zu bestehen, die ihn förmlich mit Feindschaft wider Gott erfüllten. In einer Hölleangst fühlte er sich verlassen und verloren. Doch der Zustand ging vorüber. Egebe rang sich im Gebete hindurch zu Gottes Barmherzigkeit.

Seines Bleibens war jedoch nicht mehr in Grönland. Am 29. Juni 1836 hielt er seine Abschiedspredigt über Jesajas 49, 1: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich 2c.“ und schiffte sich bald darauf mit seinen 3 jüngsten Kindern und der Leiche seiner Gattin nach Kopenhagen ein. Dort angekommen erstattete er, nach feierlicher Beisetzung der letzteren, dem Könige wie dem Missions-Kollegio ausführlichen Bericht über den Stand der Mission in Grönland. Auf seinen Vorschlag wurde dann ein Seminar begründet, in dem er einige Studenten der Theologie in der grönländischen Sprache unterwies und zu Missionaren, sowie auch einige Waisenkinder zu Katecheten ausbildete. Später wurde er zum Superintendenten der Mission ernannt und blieb stets für das Wohl der Grönländer besorgt, die er täglich auf betendem Herzen trug. Seinen Lebensabend brachte er bei seiner Tochter auf Falster zu und entschlief in dem Herrn am 5. November 1758, 72 Jahre alt.

Rehren wir nun zu den Brüdern in Grönland zurück, deren Wirksamkeit daselbst immer mehr in den Vordergrund tritt. Zunächst freilich hatten sie noch viel niederschlagende Erfahrungen zu machen. Für ihr Predigen und Lehren fanden sie meist taube Ohren. Denn entweder hatten die Grönländer bald wegen ihrer Arbeit, bald wegen ihrer Tanzgelage keine Zeit und Lust zum Hören; bald verlangten sie nur nach Neuigkeiten, oder rühmten sich wohl gar, sie wüßten schon genug von geistlichen Dingen. Blieben aber die Brüder länger als eine Nacht bei ihnen, so suchten die Heiden sie auf alle Weise zu ihren schlechten Sitten zu verführen, oder spotteten und lachten über ihr Lesen, Beten und Singen; warfen ihnen ihre Armuth vor, und erwießen sich überhaupt ganz unempfänglich. Selbst wenn sie einmal zuhörten, waren sie doch schwer in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und kamen immer wieder mit allerhand Einwänden und Widersprüchen. „Weisset uns den Gott“, sagten sie wohl, „den ihr uns beschreibet, so wollen wir an ihn glauben und ihm dienen. Ihr beschreibet ihn zu hoch und zu unbegreiflich, wie sollen wir zu ihm kommen? Er wird sich nicht um uns bekümmern. Wir haben ihn angerufen, wenn wir nichts zu essen gehabt und krank gewesen, aber es ist, als ob er uns nicht hören wollte. Es ist wohl nicht wahr, was ihr uns von ihm sagt; oder seid ihr besser mit ihm bekannt, so schaffet uns mit eurem Gebet von ihm Speise, einen gesunden Leib und ein trocknes Haus; denn weiter bedürfen wir nichts. Unsere Seele ist ja gesund, und es fehlt ihr nichts, wenn

manche Frucht

in andern, krank,
ich gepflegt. In
Menschen starben)
indem wir noch
wir nicht das
zu finden sie den
gen wir ansehen,
außen und von
bliche Tüchtigkeit,
uns erst geben. —
herrühren kann,
weggefallen, nur
n.“ Doch hielten

zwei Brüder, der
Beck, zu Hülfe,
besuchen, wußten
ung und das Zu-
geriethen sie in
David, der die
ich Europa zurück-
da sie doch keine
önländer spotteten
weil sie auch nichts
ib ihr nicht klug.“
uns wohl erhalten,
e Hände.“
Herr half gnädig
Vorräthe aus der
tweite Mitter des
heirathete alsbald

ammervollen Arbeit
orbereitet. Schon
lieber Seeoffizier
um und ordinirt
gekehrt. Im fol-
raub zur Reise in
u hielt ihn zurück.
ann noch bringen.
rud kurz vor dem
Christliche Gelbin,
des Aufenthalts

die Sprache nicht er-

wir nicht am Leibe krank sind, und dabei genug zu essen haben. Ihr seid ein anderes Volk, als wir; in eurem Lande mögen die Leute kranke Seelen haben, wir sehen es auch an so vielen, die daher kommen, daß sie nichts taugen; denen wird ein Heiland, ein Arzt der Seele nöthig sein. Für euch kann der Himmel und eine geistliche Freude und Seligkeit gut genug sein, aber uns würde das zu langweilig fallen, wir müssen Seehunde, Fische und Vögel haben, ohne dieselben kann unsere Seele so wenig als der Leib bestehen. Die finden wir nicht im Himmel; den wollen wir euch nebst den untauglichen Grönländern überlassen. Wir wollen zum Torngarsuk hinunter, da finden wir alles im Ueberfluß und ohne Mühe.“ — Endlich fingen die Grönländer gar an, sich an den Personen der Brüder zu vergreifen, warfen mit Steinen nach ihnen, kletterten ihnen auf die Schultern, nahmen und zerschlugen ihre Gabeligkeiten, und suchten ihr Fahrzeug zu verderben oder in die See zu treiben. Ja ein heidnischer Haufen umringte sogar des Nachts einmal ihr Zelt, um sie zu ermorden, und wurde nur durch Drohen mit dem Gewehr vertrieben. Doch wurden die Brüder unter allen Gefahren gnädig bewahrt und im Glauben gestärkt, daß sie den Muth nicht verloren, vielmehr um so inniger den Herrn anriefen im Gebet, und um so treuer sich bemühten, den armen, verkommenen Heidenherzen zur Erkenntniß des Heils zu verhelfen.

Endlich fing denn auch die Hoffnung an aufzudämmern, daß sie noch Erfolge ihrer Arbeit sehen würden. Schon in der oben erwähnten Zeit der Noth hatte sich ein Grönländer Namens Ippagan zu ihnen gehalten und ihnen Speise verkauft, während die andern nur spotteten. Bei ihm war freilich noch nichts von geistlicher Regung zu spüren. Dagegen war dies bei einem andern Namens Mangel der Fall, welcher für immer zu ihnen ziehen wollte und sich erbot seinen ganzen Fang ihnen zu überliefern, wenn sie ihn ernähren wollten. Nach und nach bemerkte man an ihm einige Bewegung und gemeiniglich standen ihm die Thränen in den Augen, wenn man mit ihm betete. — Noch deutlicher aber zeigten sich Früchte vom Worte Gottes am 2. Juni 1738, als eine Schaar von Süden kommend Neuherrnhut besuchte. Bed war gerade an der Uebersetzung der Evangelien beschäftigt und las den Fremdlingen im Laufe seiner Unterhaltung die Geschichte vom Leiden Christi am Delberge vor, worauf er, selber sehr bewegt, nachdrücklich von dem leidenden Heilande zeugte. Das ging einem, der Rajarnak genannt wurde, durchs Herz. „Wie war das?“ rief er, indem er nahe an den Tisch trat, „sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden. Ein freudiges Erstaunen ging dem Bruder durch Mark und Bein, der solche Worte noch nie von einem Grönländer gehört hatte. Auch auf andere aus der Gesellschaft machte, was weiter mit ihnen geredet wurde, einen tiefen Eindruck. Doch zogen sie alle ihres Wegs. Aber schon am 18. Juni waren viele von ihnen wieder da, und Rajarnak zeigte immer deutlicher, daß er einen Haken ins Herz bekommen hatte. Seitdem kam er öfter und zog zuletzt ganz zu den Brüdern und ließ sich weder durch das Zureden noch durch den Spott seiner Landsleute bewegen, wieder wegzugehen. „Ich will dennoch

bei mei
ich nun
hatte in
oder ein
über die
so redet
ernstlich
seinen n
bern zu
Anfang
hut wof
Betstund
vorgelese
dere Unt
was im
der Jud
wurden,
hatten d
Gottes L
bei den
auf ihre
und Gur
den Brüd
genheit n
hem fanl
nak und
daß die
führten ei
und erbu
Volksgeno
oft sehr g
oder schlo
aufgeklärte
und verbe
Erklärung
Werk der
Ostertage,
einem Sol
Stach un
Er selbst k
Sohn Ma
Leiden
wieder get
als etliche
dem Vorge
habe, auf
Rajarnak
Da gerieth
Buthardt, 9

essen haben. Ihr mögen die Leute die daher kommen, ein Arzt der Seele die geistliche Freude langweilig fallen, jene dieselben kann finden wir nicht ischen Grönländern r, da finden wir gen die Grönländer reisen, warfen mit tern, nahmen und rzeug zu verderben usen umringte sogar d wurde nur durch die Brüder unter stärkt, daß sie den Herrn anriefen im verkommenen Gei-

udämmern, daß sie der oben erwähnten Pypegan zu ihnen ndern nur spotteten. Regung zu spüren. et der Fall, welcher hot seinen ganzen wollten. Nach und gemeiniglich standen hm betete. — Noch Gottes am 2. Juni uherrnhut besuchte. ien beschäftigt und die Geschichte vom sehr bewegt, nach- s ging einem, der ar das?" rief er, noch einmal, denn Erstaunen ging dem och nie von einem Gesellschaft machte, ndruck. Doch zogen en viele von ihnen af er einen Haken nd zog zuletzt ganz eden noch durch den „Ich will dennoch

bei meinen Lehrern bleiben“, sagte er, „und Gottes Wort hören, daß ich nun einmal geschmeckt habe.“ Es war ein besonderer Mensch; er hatte immer etwas in seinem Gemüthe, entweder ein kurzes Stofsgebet, oder einen Bibelspruch; oft war er so bewegt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Wenn ihm seine Genossen anhören wollten, so redete er, spotteten sie, so schwieg er, nachdem er ihnen mit wenigen, ernstlichen Worten die Wahrheit bezeugt hatte. Endlich gewann er bei seinen nächsten Freunden so viel, daß sie sich entschlossen, zu den Brüdern zu ziehen, und bald folgten noch einige Familien, so daß zu Anfang Octobers über 20 Eingeborne in zwei Häusern zu Neuberrnhut wohnten. Mit diesen wurde täglich des Morgens und des Abends Bestunde gehalten; Sonntags wurde ihnen ein Stück aus der Bibel vorgelesen und erklärt, fünf Personen wurden für die Taufe in besondere Unterweisung genommen, die Kinder aber im Lesen unterrichtet, was im Anfang freilich sehr schwer hielt, da die grönländischen Kinder der Zucht gänzlich ungewohnt sind. Wenn ihre Grönländer krank wurden, so pflegten die Brüder sie treulich an Leib und Seele, und hatten dabei die Freude, an ihnen zu bemerken, daß Vertrauen auf Gottes Hülfe und Ergebung in seinen Willen an die Stelle der sonst bei den Heiden gewöhnlichen Todesfurcht trat. Sie folgten ihnen auch auf ihre Erwerbsplätze, und da im Frühjahr 1739 eine große Kälte und Hungersnoth die Eingebornen heimsuchte, kamen ihrer viele zu den Brüdern, welche ihnen nach Vermögen beistanden und diese Gelegenheit wahrnahmen, dem Evangelio Eingang zu schaffen. Bei manchem fand auch die Wahrheit Eingang, insbesondere aber an Kajarnak und den übrigen Katechumenen zeigte es sich auf erfreuliche Weise, daß die Gnade tiefe Wurzel in ihren Herzen gefaßt hatte. Denn sie führten einen ganz neuen Wandel, entsagten ihren heidnischen Sitten und erduldeten freudig Schmach und Verachtung von Seiten ihrer Volksgenossen. Besonders war Kajarnak während des Unterrichts oft sehr gerührt, ermahnte am Schlusse desselben manchmal die Seinen, oder schloß mit einem kurzen, kräftigen Gebet. Dabei verrieth er ein aufgeklärtes Gemüth, half seinen Lehrern zu Worten, die sie suchten, und verbesserte ihre Ausdrücke, oder ließ sich von ihnen Antwort und Erklärung geben, wenn er etwas nicht verstand. So wuchs denn das Werk der Gnade in diesen Erstlingen aus den Heiden, und am zweiten Oftertage, den 30. März 1739, wurde Kajarnak nebst seiner Frau, einem Sohne von 5 und einer Tochter von fast 1 Jahr durch Matth. Stach unter großer und herzlichster Bewegung aller Anwesenden getauft. Er selbst bekam den Namen Samuel, seine Frau ward Anna, sein Sohn Matthäus und seine Tochter Arna genannt.

Leider wurde die Freude der Brüder über diese Getauften bald wieder getrübt. kaum vier Wochen waren seit der Taufe verstrichen, als eilliche Heiden aus dem Norden einen Schwager Kajarnak's unter dem Vorgeben, daß er ehemals den Sohn ihres Anführers todt gehert habe, auf eine hinterlistige und grausame Weise ermordeten, und den Kajarnak selbst und seinen andern Schwager auch umzubringen drohten. Da geriethen die Südländer in große Furcht, und gedachten alle zu

fliehen; und obschon die Brüder alles versuchten, sie zu halten, mußten sie die Besorgten doch endlich nach dem Süden ziehen lassen. In einigen Wochen war die ganze Gegend, bis auf zwei Zelte, von Grönländern entblößt, und dazu mußten die Brüder sich noch vorwerfen lassen, daß sie zwar Heiden taufen, aber nicht zu wahren Christen machen, noch sie der herumziehenden Lebensart entwöhnen und bei sich behalten könnten. Bald aber wurden sie getröstet, indem vorbeiziehende Südländer ihnen erzählten, sie hätten von den Geflüchteten unterwegs viele wunderbare Dinge von Gott gehört, wovon sie gern weiter unterrichtet sein wollten. Nach einiger Zeit kam auch Simel, ein Verwandter Kajarnak's, aus dem Süden wieder mit den Seinigen zurück, und nach und nach fanden sich immer mehrere wieder ein, so daß im Winter 1739—1740 neun Familien bei den Brüdern wohnten, denen es freilich im Anfange nicht leicht ward, ihre alte heidnische Weise aufzugeben, die aber doch willig waren, dem Evangelium Gehorsam zu leisten, und darum auch die Kraft desselben an ihren Herzen erfuhren. Denn die Brüder hatten ja nun durch Gottes Gnade gelernt, wie sie den Herzen nahe kommen konnten. Bis zum Jahre 1738 hatten sie noch geglaubt, mit Verkündigung der im ersten Artikel unsers Glaubensbekenntnisses enthaltenen Wahrheiten beginnen zu müssen. An Kajarnak aber hatten sie gelernt, wie das Zeugniß von dem Leiden des Heilandes viel wirksamer sei, auf die harten Herzen einen Eindruck zu machen. Die Liebe Christi ging den Heiden am ehesten zu Herzen. Dabei erwachte ihr Gewissen und führte sie zur Erkenntniß der Sünde, wie andrerseits zum freudigen Ergreifen der auch für sie vollbrachten Erlösung. Von daher gewannen denn auch die Lehren des ersten Artikels das rechte Licht. Hiernach richteten die Brüder ihre Predigtweise ein, in der sie durch den Besuch des von Rinzendorf gesandten Andreas Grassmann bestärkt wurden. „Von da an“, schreibt Böhmisch 1739, „ging eine ganz neue Erweckung und Gnadenarbeit unter den Grönländern an, und man kann nicht genau sagen, wie viel Seelen durch das Zeugniß vom Lamm und seinen Wunden sind angefaßt und überzeugt worden, indem wir nicht mehr nur vor Zelten und Häusern den gekreuzigten Gott, unser Lamm, sein Blut und seine Wunden verkündigen, sondern ganzen Schaaren von hundert und mehreren. Der Heiland schenkte uns auch einen solchen Zufluß in der Sprache, daß wir selbst darüber erstaunten, und wenn das Herz vom Blut und von den Wunden angefaßt und gerührt war, so quollen auch die nöthigen Ausdrücke heraus. Der Schall dieser neuen Lehre ist schon auf die 170 Meilen weit von uns erschollen, und hat sich durch die beständige Auf- und Niederfahrt der Grönländer allenthalben herum verbreitet. Wenn man jetzt mit einem Haufen Grönländer redet, und denkt, man hat lauter unbekannte und wilde Menschen vor sich, so kommt hier und da eins hervor und sagt: „das hab' ich auch schon da und da gehört, und ist mir auch schon so in meinem Herzen gewesen, aber der Feind hat mich wieder davon abgebracht; ich will mich nun befehren.“

Am
der sechs
Hochzeits
jarnak h
sich. Fre
Heiden in
verkündigt
als sie ab
damit get
seiner Jar
sehr verla
unmöglich
Er blieb o
er seinen
an ihm ge
darauf an
des Lebens
Versammlu
zu verberg
sehr bide
einsamen
Gott, du r
erbarme di
antwortete
Tage in d
wurde dara
im Gebet e
Jesu, mein
weil du es
weg und ri
ich dein W
unterrichte
hielten sie
Dienste zu
Worte von
wurde sie
getauft, unt
hielt den M
er, geistlich
machte.
Im Fe
Seitenstechen
Schmerzen b
Seinen ihm
ollten ihm
immer in se
aß seine
ir ihn au

Am 4. Juli 1740 verheirathete sich Friedrich Böhnisch mit der sechszehnjährigen Anna Stach, und als die ganze Gesellschaft beim Hochzeitssmal zusammen saß, siehe, da trat auf einmal Samuel Rajarnal herein und brachte auch seinen Bruder und dessen Frau mit sich. Freudig begrüßt von den Versammelten, erzählte er, er habe den Heiden im Süden alles, was er von den Brüdern gehört hätte, wieder verkündigt. Anfangs hätten sie es gern und mit Vergnügen gehört, als sie aber dessen überdrüssig geworden, und nur Spott und Leichtsinns damit getrieben hätten, habe er sich in die Stille begeben und mit seiner Familie allein Bethstunden gehalten. Zuletzt aber habe es ihn sehr verlangt, wieder bei den Brüdern zu sein, und er könne sie nun unmöglich wieder verlassen, weil er auch abwesend ihre Liebe empfunden. Er blieb auch fortan bei ihnen und leistete ihnen treulich Hülfe, indem er seinen heidnischen Landsleuten bezeugte, was die Gnade des Herrn an ihm gethan habe. Eine ähnliche Hülfe erlangten die Brüder bald darauf an einer Jungfrau, Namens Pussimel. Der war das Wort des Lebens ins Herz gedrungen, und man bemerkte einmal in der Versammlung, daß sie ihre Hände vors Gesicht hielt, um ihre Thränen zu verbergen, und heimlich seufzte: „O Herr, laß dein Licht durch die sehr dicke Finsterniß dringen!“ Ein ander mal fand man sie an einem einsamen Ort auf den Knien liegen, und hörte nur die Worte: „Ach Gott, du weißt, daß ich von meinen Eltern her sehr verdorben bin; erbarme dich über mich!“ Als man sie fragte, was sie da mache, antwortete sie: „Weil ich nun anfangen zu glauben, so bete ich alle Tage in der Stille zu Gott, daß er mir wolle gnädig sein.“ Sie wurde darauf besonders unterrichtet, und als sie einst zur Befähigung im Gebet ermahnt ward, fing sie selbst mit Thänen an zu beten: „Ach Jesu, mein Herz ist sehr böse, mache mich doch recht betrübt darüber, weil du es so haben willst; nimm die bösen Gedanken von mir hinweg und richte mein Herz zu, daß es dir gefällig werde. Und weil ich dein Wort noch nicht weiß, so gib mir deinen Geist, der mich unterrichte.“ — Ihre Verwandten, die nicht ihres Sinnes waren, hielten sie sehr hart, weshalb sie die Brüder inständig bat, sie in ihre Dienste zu nehmen. Auch ließ sie sich weder durch gute noch böse Worte von den Andern bereben, ihre Lehrer wieder zu verlassen. So wurde sie denn nach gehörigem Unterricht am 30. Oktober 1740 getauft, unter großer Nührung vieler anwesenden Grönländer, und erhielt den Namen Sarah. Leider zeigte sich später bei ihr ein starker, geistlicher Hochmuth, durch den sie den Brüdern viel zu schaffen machte.

Im Februar 1741 wurde Samuel (Rajarnal) von einem heftigen Seitenstechen befallen, welches sein Ende herbeiführte. In den größten Schmerzen bewies er gläubige Geduld und Ergebung, und wenn die Seinen ihm etwas von irdischen Dingen vorreden wollten, sagte er, sie sollten ihm sein Herz damit nicht schwer machen, er hätte den Heiland immer in seinem Sinne. Ein ander mal äußerte er, er wisse wohl, daß seine Schmerzen nichts wären gegen das, was der Heiland für ihn ausgestanden; er sei auch überzeugt, daß er mit seinem

bösen Leben nicht nur viel größere Leibes Schmerzen, sondern selbst die ewige Verdammniß verdient habe, aber er glaube gewiß, daß der Sohn Gottes darum ein Mensch worden und sein Blut vergossen, damit er ihn von allen Sünden erlösen und ihm das ewige Leben schenken möchte. Als die Seinigen um sein Sterbebette weinten, sprach er: „Betrübet euch doch nicht um mich, ihr habt es ja oft gehört, daß die Gläubigen, wenn sie sterben, zum Heiland in die ewige Freude kommen. Ihr wißt, daß ich von euch der erste gewesen bin, der sich zu ihm befehrt hat; und nun ist es sein Wille, daß ich der erste sein soll, der zu ihm kommt. Wenn ihr ihm treu seid bis ans Ende, so werden wir uns bei ihm wieder sehen und uns über der Gnade, die er uns gethan hat, ewiglich freuen. Indessen wird er euch, und sonderlich meine Frau, schon zu ernähren wissen.“ Am 27. Februar entschlief er ganz sanft unter dem Gebet der Brüder, die seine Seele dem Herrn empfahlen. Seine Angehörigen waren, ganz gegen die Citte der Grönländer, ruhig und ergeben bei seinem Abscheiden, und baten die Brüder, ihn nach Christlicher Weise zu beerdigen. So wurde er denn unter feierlicher Begleitung mit Gesang und Gebet zur Erde bestattet, und damit zugleich der neue Gottesacker eingeweiht. Die ganze Feier machte auf die Grönländer einen tiefen Eindruck, den Brüdern aber ging sein Tod sehr nahe, denn sie verloren an ihm einen erweckten, begabten und gesegneten Zeugen des Evangeliums unter seinen Landsleuten und einen brauchbaren Gehülfsen für ihre Uebersetzungsarbeiten.

Mit dem dänischen Missionar Drachart, der Godthaab seit 1739 beiente, standen die Brüder in enger Verbindung. Ja er trat selber später zur Brüdergemeinde über. Um diese Zeit reiste M. Stach nach Europa und empfing die Ordnung. Wenig später erfolgte bei seiner Anwesenheit in Kopenhagen seine, und damit auch der Brüdermission in Grönland Anerkennung seitens der dänischen Regierung. — Von da ab mehrten sich die Erfolge unter den Grönländern zusehends. Jährlich wurden mehrere durch die Taufe zur Gemeinde hinzugethan, und jeden Winter hatten die Brüder eine größere Anzahl von Erweckten und Gläubigen um sich herum wohnen, unter denen sie die zur Erbauung nöthigen Einrichtungen trafen. Sie theilten sie in kleine Gesellschaften, in denen vier bis fünf Personen desselben Geschlechts unter Aufsicht eines Lehrers sich über ihren Herzenszustand frei unterreden und einander in Liebe erinnern konnten. Auch wurden die in der Brüdergemeinde üblichen Chorversammlungen unter ihnen eingeführt. Die Kinder wurden im Lesen und die Frauen und Jungfrauen im Singen unterrichtet; die Männer aber lernten die ins Grönländische übersezten Lieder samt den Melodien von den andern während der Arbeit in ihren Häusern. Sarah (Puffimek) wurde am 3. Februar 1743 mit Simon Arbalik, der zu gleicher Brauchbarkeit unter seiner Nation Hoffnung gab, zur Ehe verbunden. Es war dies die erste Trauung Eingeborner nach Christlicher Ordnung. Wenn sich die Brüder im Sommer auf ihre Erwerbsplätze zerstreuten, gewannen sie vielfach Einfluß auf heidnische Volksgenossen. Leider zeigte sich dabei

jedoch bei
Missiona

Bei
unter den
und den
Sie suchte
allerlei G
von ihnen
erfahren,
alle Getau
die Ungetau
verbreitete
getaufter
gekommen
worden, d
geglaubt,
aber richt
solche Erb
besonders
sich unter
strebten, u
und ihnen
Brüder w
Hause ein
unerschrock
hielt ihnen
wurden sie
im Hofe h

Bei d
Versammlu
ein großes
alternde C
Oktober 17
einem Lieb
einigen Ei
mal das
gerührt zeig
und ihr G
mögen als
Am S
aus 134 G
mit 5 Get
Mann, fehr
hut. Die

1) Es ga
dem hell erle
geboren wie

sondern selbst die
ist, daß der Sohn
rgossen, damit er
ge Leben schenken
einten, sprach er:
oft gehört, daß
die ewige Freude
wesen bin, der sich
ich der erste sein
bis ans Ende, so
er der Gnade, die
wird er euch, und
Am 27. Februar
er, die seine Seele
ganz gegen die
im Abscheiden, und
erbigen. So wurde
nd Gebet zur Erde
eingeweiht. Die
esen Eindruck, den
verloren an ihm
des Evangeliums
Gehülfsen für ihre

Godthaab seit 1739
Ja er trat selber
riste M. Stach nach
er erfolgte bei seiner
der Brüdermission
Regierung. — Von
Grönländern zusehends
meinde hinzugehan,
anzahl von Erweckten
nen sie die zur Er-
kulten sie in Klein-
desselben Geschlechtes
zustand frei unter
auch wurden die in
ter ihnen eingeführt
and Jungfrauen im
e ins Grönländische
andern während der
urbe am 3. Februar
chbarkeit unter seine
war dieß die erste
Wenn sich die Be-
euten, gewannen sie
der zeigte sich dab-

jedoch bald geistlicher Hochmuth und ein lehrfächtiges Wesen, dem die Missionare mäßigend entgegenzutreten mußten.

Bei dem Eingang aber, welchen das Evangelium je länger je mehr unter den Grönländern fand, fürchteten die Angelots, ihr Ansehen und den Gewinn ihrer betrüglischen Kunst endlich ganz zu verlieren. Sie suchten daher auf alle Weise die noch unschlüssigen Heiden durch allerlei Erdichtungen von ihrer Bekehrung abzuhalten. So gab einer von ihnen vor, er habe eine Reise in den Himmel angeestellt, um zu erfahren, wie es mit den Seelen der Grönländer stehe; da habe er denn alle Getauften in einem elenden Zustande, ohne Nahrung und Kleidung, die Ungetauften dagegen in lauter Wohlleben angetroffen. Ein anderer verbreitete die Nachricht, daß auf einer der dänischen Kolonien ein getaufter Grönländer gestorben, bald nachher aber ganz naßend wieder gekommen sei und erzählt habe, er sei in ein finsternes Loch gesagt worden, darin er große Noth leide. Solche Lügen wurden von denen geglaubt, welche gern eine Entschuldigung haben wollten; im allgemeinen aber richteten jene Betrüger nichts aus. Die Grönländer vergaßen solche Erdichtungen bald und fanden sich wieder bei den Brüdern ein, besonders wenn sie wußten, daß eine Taufe sein sollte. Doch befanden sich unter den Besuchenden auch solche, die der Wahrheit noch widerstrebten, und unter diesen auch manche, die die Gläubigen verfolgten und ihnen auch wohl nach dem Leben trachteten; selbst das Leben der Brüder war mehrmals bedroht. So drang z. B. ein heidnischer Hauke einmal ins Haus, als nur M. Stach dort war. Durch seine unerschrockene Ansprache aber wurden ihre Absichten vereitelt. Nachher hielt ihnen auch Sarah, die dazu kam, noch eine lange Rede. So wurden sie ganz bewegt, gingen eine Zeit lang mit gefalteten Händen im Hofe herum und fuhren noch vor Abend wieder weg.

Bei der wachsenden Gemeinde fehlte es bald an Platz zu den Versammlungen. Um diesem Mangel abzuhelpen, ließ man in Holland ein großes Haus mit Vetsaal zimmern, zu dessen Aufstellung der alternde Christian David noch einmal nach Grönland ging. Am 16. Oktober 1747 konnte der Saal mit der Taufe dreier Personen und einem Liebesmahl¹⁾ eingeweiht werden. Bald darauf konnte auch mit einigen Eingebornen nach vorausgegangener Einsegnung zum erstenmal das heilige Abendmahl gefeiert werden, wobei sie sich äußerst gerührt zeigten. Sie sagten nachher, ihr Leib hätte in den Staub sinken und ihr Geist aufwärts fliegen mögen; sie hätten an nichts denken mögen als an die Liebe des Heilandes.

Am Schlusse des genannten Jahres bestand die Gemeinde schon aus 134 Getauften. Ein wichtiges Ereigniß war M. Stach's Reise mit 5 Getauften nach Europa. Zwei derselben, Sarah und ihr Mann, kehrten nicht nach Grönland zurück, sie gingen heim zu Herrnhut. Die drei andern führte Stach über Nordamerika, wo sie die

¹⁾ Es gab dabei Erbsen; den Gesang begleiteten 3 Violinen und eine Flöte. In dem hell erleuchteten und mit Transparenten gezierten Raume waren die Eingebornen wie trunken vor Freude und wollten kaum wieder auseinander gehen.

pennsylvanischen Gemeinden¹⁾ besuchten, wieder in ihr irdisches Vaterland. Unter ihnen war Judith Iffel, eine Jungfrau, die nach dem Vorbilde der europäischen Gemeinden das erste Haus für ledige Schwestern in Grönland einrichtete. Aus einem ihrer späteren Briefe sei darüber Folgendes angeführt: „Ich bin diesen Winter mit meinen Schwestern sehr vergnügt. Ich erzähle ihnen manchmal, wie die Schwestern in der Gemeinde drüben über dem Wasser nichts anderes suchen, als dem Heiland zu gefallen und ihm zu leben. Da wünschen wir: Ach, wenn wir ihn auch so lieb hätten!“ Zwei Tage vor ihrem im Oktober 1758 erfolgenden Ende schrieb sie noch an eine liebe Freundin in Europa: „Nun schide ich dir den letzten Kuß aus meinem Herzen zu. Meine Hütte ist von der Krankheit gar sehr geschwächt, aber ich denke dabei immer an meines Heilands Leiden und freue mich gar sehr auf das selige Stündlein, wenn er mich rufen wird, und daß ich mit meinen Augen werde seine Wunden sehen, weil ich auch eine mit seinem theuren Blute Erlöste bin.“

1753 wurde auch für Knaben und ledige Männer ein eigenes Haus, in dem sie im Winter allein wohnen und schlafen sollten, gebaut. In demselben lernten sie außer ihrer Fertigkeit mit dem Kajak und dem Jagdgeräth noch manche andre Handtierung, in der sie es bald zu großer Geschicklichkeit brachten. Einige schrieben ungemein sauber Deutsch und Grönländisch, spielten verschiedene Instrumente und dergleichen.

In diese Zeit fällt auch die Aufstellung gewisser Regeln für das häusliche Leben, die jedesmal beim Beginn des Winters allen nach Neuheirath ziehenden Grönländern eingeschärft wurden und welche allerlei Reste heidnischer Sitte beseitigten. — Auch ist die durch den dazu beauftragten Bischof Johann Wattwille abgehaltene Visitation zu erwähnen.²⁾ Derselbe erwarb sich die Liebe der Grönländer in hohem Grade. Gleich hernach und im Jahre 1754 noch einmal wurden sie aber durch eine Krankheit mit heftigem Kopfschmerz, Brust- und Seitenstechen heimgesucht, an der auch, außer zahlreichen Heiden, gegen 100 Getaufte starben. Bei allem Schmerz über diesen Verlust fanden die Brüder doch Trost in der seligen Herzensstellung der Sterbenden, wie in der thätigen Liebe der Ueberlebenden. Der Besuch von Heiden auf der Station dauerte indessen fort, und immer mehr gläubige Grönländer konnten als Helfer die Brüder in ihrer Arbeit unterstützen, indem sie theils die Kinder in der Schule unterrichteten, theils Ansprachen an die Erwachsenen hielten, oder in den Häusern sich mit ihnen unterredeten. So wuchs die Gemeinde nach innen und außen. Am Schlusse des ersten Viertel-Jahrhunderts zählte sie schon 400 Seelen.

¹⁾ Dieselben schenken der grönländischen Gemeinde Holz zu einem Vorrathshaus, das auch von dem dorthier mitkommenden Christian David gebaut wurde. Es war dies ein dringendes Bedürfniß.

²⁾ Sie war durch die bekannte „Sichtung“ in der Brilbergemeinde veranlaßt. Jene schwärmerische Ausbreitungen hatten jedoch Grönland nur wenig berührt.

6. Weiter

Schon d
sehr verbunde
gedacht werde
gen Gewinn
tend gehoben
Konkurrenz
dänische Krie
Schon waren
gegründet.
der Geschichte
Gesellschaft, d
wurde, die si
der Verkehr u
und es erfolg
nahme von d
Julianehaab.
verknüpft. J
Unterhalt. D
derselben. W
war, machte si
verdient. In
mancher tücht
Niederlassungen
wenigstens mi
Männer, unter
das Reich des
Mit Unrecht l
gange hinter d
die Quellen zu
genügt jedoch d
lands ausschli
Hindernisse an,
Schon von vor
nehmens, sowie
liges. Die Mi
ihrem Posten i
Verhältnisse ei
in ihrer Predig
Widerhall fand
waltete mehr d
abstieß, währen
Evangeliums a

6. Weitere Entwicklung der Mission bis auf die gegenwärtige Zeit.

Schon damals war Dänemark mit Grönland durch den Handel so sehr verbunden, daß an eine Auflösung dieser Verbindung nicht mehr gedacht werden konnte. Hatte derselbe durchschnittlich auch nur mäßigen Gewinn gebracht, so hatte er sich doch in Severins Händen bedeutend gehoben, besonders seitdem die Holländer, welche früher durch Konkurrenz und offene Feindseligkeiten viel Schaden thaten, durch dänische Kriegsschiffe ganz aus der Davis-Strasse vertrieben waren. Schon waren besonders in Nordgrönland mehrere feste Niederlassungen gegründet. Die Zahl derselben mehrte sich in der folgenden Periode der Geschichte der Kolonie, deren Leitung im Jahre 1750 wieder einer Gesellschaft, der sogenannten allgemeinen Handelskompagnie übertragen wurde, die sie 24 Jahre lang behielt. In dieser Zeit verbreitete sich der Verkehr über alle Theile der Küste von Upernivik bis Fredrikshaab, und es erfolgte die Anlegung aller andern Niederlassungen mit Ausnahme von dem in schwer zugänglicher Gegend später gegründeten Julianehaab. Die Mission blieb stets auf das engste mit dem Handel verknüpft. Jene Gesellschaft übernahm die Verpflichtung für ihren Unterhalt. Das Missionskollegium zu Kopenhagen hatte die Leitung derselben. Paul Egede, der bereits 1740 eben dahin zurückgekehrt war, machte sich durch seine sprachlichen Arbeiten und Uebersetzungen verdient. In dem von seinem Vater begonnenen Seminar wurde noch mancher tüchtige Missionar und Katechet ausgebildet. Sämmtliche Niederlassungen wurden, wenn nicht mit einem der ersteren, so doch wenigstens mit einem der letzteren versehen. Die Wirksamkeit dieser Männer, unter denen in jener Zeit noch manche treuen Arbeiter für das Reich des Herrn waren, sind weniger bekannt als sie es verdienen. Mit Unrecht läßt man gewöhnlich die dänische Mission in ihrem Fortgange hinter der der Brüdergemeinde verschwinden. Leider fehlen uns die Quellen zu einer ausführlichen Darstellung ihrer Entwicklung. Es genügt jedoch darauf hinzuweisen, daß die Christianisirung Nordgrönlands ausschließlich ihr Werk war. Freilich hielten ihr manche Hindernisse an, die ihre Erfolge hinter denen der Brüder zurückhielten. Schon von vorn herein hatte der staatskirchliche Charakter des Unternehmens, sowie die enge Verbindung mit dem Handel viel Nachtheiliges. Die Missionare blieben meistens nur vier bis sechs Jahre auf ihrem Posten und kehrten heim, wenn sie sich gerade erst recht in die Verhältnisse eingearbeitet hatten. Außerdem gelang es ihnen weniger in ihrer Predigtweise den Ton zu treffen, der bei den Eingebornen Widerhall fand, wie sich ein Augenzeuge darüber ausläßt.¹⁾ Bei ihnen waltete mehr die Strenge des Gesetzes vor, die vielfach die Eingebornen abstieß, während die Brüder sie mit der lieblichen Friedenspredigt des Evangeliums anzulocken verstanden. Auch hatten die letzteren durch

¹⁾ Lars Dalager, Grönlandske Relationer, S. 90 ff.

ihre freikirchliche Stellung, getragen von der lebendigen Gemeinde der Heimat, einen großen Vorsprung. Daher waren ihre Erfolge allerdings schneller und mußten mehr in die Augen springen.

Durfte man an jene Gemeinde zu Neuherrenhut auch keineswegs den Maßstab einer gläubigen Gemeinde christlicher Länder legen, so war doch die mit den Grönländern vorgegangene Umwandlung eine ganz merkwürdige. Der erwähnte Augenzeuge sagt a. a. O.: „Wenn ich bedenke, mit welcher Noth, Kummer und Verachtung sie die ersten Jahre hier im Lande zubringen mußten, und nun haben sie nach Verlauf einiger Jahre schon eine schmutze kleine Kirche (oder Saal) gebaut, wohin man am Sonntage über 300 Grönländer zusammenströmen sieht, unter denen hier einer ein Blasinstrument, dort einer eine Violine, ein dritter eine Cither (Guitarre?) u. s. w. nimmt, wozu der ganze Chor Lob- und Danklieder anstimmt, so gerathe ich in Staunen, da mein Verstand keinen (Erklärungs-) Grund hierfür findet, sondern den Schluß ziehen muß: Siehe hier ist mehr als Menschen-Finger!“

Die eine Missionsstation aber konnte nicht für das ganze Land genügen, wenn sie auch bei dem Wanderleben des Volkes einen bedeutenden Theil desselben mit dem Evangelium in Berührung brachte. Deshalb wurde im Jahre 1758 18 Meilen südlich von derselben am Kap Fiskernäs, eine zweite angelegt, die mit Beziehung auf Jes. 60, 1 den Namen Lichtenfels erhielt. Dazu war M. Stach, der bereits mehrere Jahre in der Stille zu Herrnhut gelebt hatte, mit zwei neuen Gehilfen noch einmal nach Grönland zurück. Vier christliche Familien zogen mit nach dem genannten Ort, um den Stamm der neuen Gemeinde zu bilden. Zuerst zeigten sich auch hier Schwierigkeiten bei den umwohnenden Heiden, doch konnte schon im zweiten Jahre eine von Siden gekommene Familie getauft werden, und noch vor Ablauf desselben mehrte sich die Zahl der Bekehrten auf 74, welche standhaft den Verführungen ihrer heidnischen Volksgenossen widerstanden. — Immer kräftiger aber gestaltete sich das christliche Leben zu Neuherrenhut, wozu besonders die segensreiche Wirksamkeit des Nationalgehilfen Daniel beitrug, der leider schon 1762 heimging. Ein von christlichem Geiste durchdrungener Eingeborner, wie er war, mußte schon hinsichtlich der Sprache seinen Landsleuten näher kommen können als die ausländischen Brüder. Von denselben wurde übrigens F. Böhniß am 29. Juli 1763 auch zu der ewigen Heimat abgerufen.

Es folgten einige Jahre spärlicheren Zuwachses in den beiden Gemeinden, bis 1768 die Bekehrung eines alten Angetok, Namens Immenel, der durch einen Traum vom jüngsten Gericht erschüttert war, viel Aufsehen erregte und wieder mehr Heiden heranzog. Freilich folgten darauf auch einige visionäre Verirrungen, die jedoch bald wieder beseitigt wurden. Einige Jahre später fand eine Visitation der Mission durch den von der Unitätsältesten-Konferenz beauftragten M. G. Sternberg statt. Derselbe brachte zwei zu Missionaren herangebildete Söhne von J. Beck mit, die der greise Vater mit Freuden-
thränen empfing. Dagegen verließ M. Stach mit ihm 1771 Grönland

für imm
fassen in
aus den
rufene
geworden
Heilsgü
ihrer tä
in allerl
war aber
Oberauf
zuerst C
seinem 1
bis 179
Ueberseh

In
Lichten
die berei
in der z
haab ge
daher an
Schaar
eine betr
National

In
kompagni
der Regi
Die letzte
und hat
das ganz
Niederlas
liche um
die weiter
sonders i
bindliche
schützen,
fördern.

Mit
dem Hand
Nebenach
der Dürr
königlicher
vendo) 1
Kampf ge
Die letzte
Institution

1) Er b
2) Verg

für immer.¹⁾ Das Ergebnis der Visitation aber konnte jener zusammenfassen in die Worte: „Ich habe in Neuhernhut und Lichtenfels zwei aus den wilden Heiden vom heiligen Geist durch das Evangelium berufene und gesammelte Gemeinden gefunden, die an Christum gläubig geworden und auf ihn gegründet sind, sich in seinen theuer erworbenen Heilsgütern seliglich weiden, die Gnadenmittel dankbar und fleißig zu ihrer täglichen Nahrung gebrauchen, und also wachsen und zunehmen in allerlei Erkenntnis und Erfahrung“. Eine Folge dieser Visitation war aber die Anstellung „eines Helfers ins Ganze“, der fortan die Oberaufsicht über die Mission in Grönland führte, und ward als solcher zuerst Christoph Michael Königseer 1773 dahin gesandt, dem nach seinem 1786 in Lichtenfels erfolgten Heimgange Jesper Brodersen bis 1794 nachfolgte. Beide machten sich besonders auch durch ihre Uebersetzungsarbeiten um die grönländische Mission verdient.

Inzwischen war 1774 die vierte Station weit im Süden angelegt: Lichtenau, in jener des Treibeises wegen schwer zugänglichen Gegend, die bereits früher durch einen dänischen Beamten untersucht war und in der zu gleicher Zeit die jüngste der dänischen Kolonien Juliane-
haab gegründet wurde. Außer dem Brüdermissionar Sörresen zog daher auch ein dänischer Missionar dahin, jeder begleitet von einer Schaar christlicher Grönländer. Auch in Lichtenau sammelte sich bald eine beträchtliche Gemeinde, besonders durch die treue Arbeit tüchtiger Nationalgehilfen.

In dem letztgenannten Jahre hatte sich die allgemeine Handelskompanie aufgelöst, nachdem sie trotz vieler Begünstigungen seitens der Regierung nicht solche Erfolge wie früher Severin erreicht hatte. Die letztere mußte nun wieder selber den Handel in die Hand nehmen, und hat ihn bis jetzt als Monopol festgehalten. Seit jener Zeit bekam das ganze grönländische Kolonialwesen eine geordnete Gestalt. Die Niederlassungen wurden unter zwei Inspektorate vertheilt. Das nördliche umfaßt die Küste von Upernivit bis Holsiteinborg, das südliche die weitere Strecke bis zum Kap Farvel. Die Inspektoren sollten besonders über die Ausführung einer für alle Europäer im Lande verbindlichen Instruktion wachen, die Eingebornen gegen Uebervortheilung schützen, sowie den Handel und den Walfischfang auf alle Weise befördern.

Mit diesen Einrichtungen wurde die dänische Mission, die anfangs dem Handel gleichbedeutend zur Seite gestanden, immer mehr zu einer Nebensache herabgesetzt. Ueberhaupt war für sie immer mehr eine Zeit der Dürre hereingebrochen. Bei der Gründung des mehrfach erwähnten königlichen Missionskollegiums²⁾ (Collegium de cursu Evangelii promovendo) 1710 war die pietistische Richtung vorwiegend gewesen. Im Kampf gegen die todte Orthodoxie hatte sie ihre Lebenskraft bewahrt. Die letztere aber war allmählich in leichtem Nationalismus erstorben. Institutionen aus der alten Zeit konnten unter seinem Regiment nur

¹⁾ Er beschloß seinen Lebensabend in der amerikanischen Gemeinde Bethlehem.

²⁾ Vergleiche Dr. Kallar in Baseler Magaz. 1863 S. 500 ff.

ein trauriges Dasein fristen. „Der Formalismus und die Schreiberien nahmen überhand; in das Kollegium traten Männer ein, deren Befähigung zu diesem Amte in andern Stellungen lag, ohne daß sie gehöriges Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes mitbrachten. Es war eine schwierige Sache, tüchtige Leute für das gute Werk zu finden. Manche Kandidaten, die wegen ihrer geringen Begabung oder infolge schlechten Examins kein Unterkommen in der heimatlichen Kirche finden konnten, gingen nach Grönland, um die durch das Gesetz bestimmten Jahre in dem fernen Lande hinzubringen und nach Verlauf derselben sich in einer heimatlichen Pfarre Entschädigung für die Zeit des Entbehrens zu verschaffen.“ So gibt uns damals die mit Dänemark verknüpfte grönländische Kirche „nur das Bild einer kümmerlich sich fortziehenden Erziehungsanstalt für äußeres Christenthum“.

Die Prediger lernten fast nie tiefer in die Sprache einzubringen, wenn sie auch mit Grammatik und Lexikon ihre Predigten zusammenbrachten, und Proben ihrer sprachlichen Fortschritte an das Missionskollegium einzusenden hatten. — Jeder Ausdehnung der Mission stand die Handelsdirektion hindernd im Wege, der in jedem Falle die nöthigen Mittel erst abgezwungen werden mußten. Ferner stellte sich immer mehr die nachtheilige Wirkung mancher Waaren heraus, durch welche die Eingebornen an europäische Genüsse gewöhnt wurden. Mit kindischer Sorglosigkeit fingen sie an, um sich solche zu verschaffen, selbst die zu ihrem Unterhalt nothwendigsten Mittel hinzugeben, wodurch dem Handel freilich größerer Gewinn, ihnen selbst aber immer mehr Verarmung bereitet wurde. Endlich ist der schädliche Einfluß der Europäer auf den Kolonien zu erwähnen. Bei der ganzen Organisation des Kolonialwesens hätte es sich leicht machen lassen, daß nur unbescholtene Europäer nach Grönland gekommen wären. Aber die Handelsdirektion schien für christliche Zwecke kein Auge zu haben. So fehlte es den nicht an grobem Aergerniß, Unsitlichkeit u. s. w., worüber von christlichen Grönländern öfters eine scharfe aber sehr berechtigte Kritik geübt wurde. So schrieb einer schon im Jahre 1756 an Paul Egede:¹⁾ „Ich habe mich oft über die Christen gewundert und selbst nicht gewußt, was ich von ihnen denken sollte. Sie verlassen ihr eignes schönes Land und leiden viel Ungemach in diesem für sie harten und fürchterlichen Lande, nur um uns zu ordentlichen Leuten zu machen: aber hast du so viel Böses von unserer Nation gesehen, hast du wohl je ein so sonderbares und beinahe unsinniges Gewäsche von jemandem unter uns gehört? Ihre Lehrer unterrichten uns, wie wir dem Teufel entgehen können, den wir nie gekannt haben, und ihre ausgelassenen Matrosen bitten mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Teufel sie holen und zerreißen möge. Du erinnerst dich wohl selbst, daß ich in meiner Jugend dergleichen Reden von ihnen lernte, um sie zu belustigen, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, bis du mir es verbotest, sie zu gebrauchen; nachdem ich sie selbst verstehen gelernt, habe ich mehr gehört, als ich hören wollte. Insonderheit habe ich dies Jahr so viel von den Christen

¹⁾ Efterretninger ff. S. 232 ff.

reden h
und ord
sah, die
es dort
haben n
nicht ve
falls d
Mensche
hat, um
schlimme
immer r

Ver
hältnisse
doch in
Schäden
der ratio
huten a
Geschicht
ums Ja
374 und
verringert
des Jahr
erholten
theils du
Trübsals
Aehnliche
besonders

Wäl
noch öfte
eine Folg
ber auf
des grön
1819 un
und Litu
singen di
dem Geh

Sch
Neuherrn
dem Eva
sah sich
um bereit
und der I
dem südl
geren W
Lichtenau
nannte de
Missionar
Verlauf

reden hörte, daß, wenn ich nicht durch den langen Umgang viele gute und ordentliche hätte kennen lernen und Hans Bungiof und Arnasak, die in eurem Lande gewesen sind, mir nicht erzählt hätten, daß es dort viele tugendhafte und fromme Menschen gäbe, ich gewünscht haben würde, daß wir sie nie gesehen hätten, damit sie unser Volk nicht verderben möchten. — Du erinnerst dich wohl des lustigen Einfalls Oskos, Angefote in euer Land zu senden, um euch ordentliche Menschen werden zu lehren, so wie euer König Priester hierher gesandt hat, um uns zu lehren, daß ein Gott sei, u. s. w.“ Doch noch viel schlimmere als die hier ange deuteten Sünden wurden von Europäern immer mehr eingeschleppt, unter denen die Unzucht oben an steht.

Verstehonten nun diese immer deutlicher sich herausstellenden Verhältnisse keineswegs die Gemeinden der Brüdermission, so hatten diese doch in ihrer festen Organisation viel mehr Mittel gegen die schweren Schäden anzukämpfen. Auch mußte der lebendige Missionseifer anstatt der rationalistischen Lauheit, die die dänische Mission lähmte, den Herrnhutern auch in jener Zeit ihre Erfolge sichern. Versolgen wir ihre Geschichte in Grönland ein wenig eingehender, so finden wir zunächst ums Jahr 1782 die Gemeinde Neuherrnhut mit 512, Lichtenfels mit 374 und Lichtenau mit 336 Seelen. Diese Zahlen aber wurden sehr verringert durch eine furchtbare Epidemie, der auch gegen den Schluß des Jahrhunderts ein paar ähnliche folgten. Allein die Gemeinden erholtten und mehrten sich immer wieder, theils durch belehrte Heiden, theils durch die heranwachsende christliche Jugend. Auch waren solche Trübsalszeiten jedesmal nach innen, für das christliche Leben förderlich. Ähnliches wird von einer schweren Hungersnoth berichtet, mit der 1802 besonders Lichtenfels heimgesucht wurde. —

Während des Krieges in Europa blieb den Brüdern in Grönland noch öfters die Zufuhr aus, doch half Gott immer gnädig durch, und eine Folge des Krieges war die nähere Verbindung mit England und der auf Kosten der Londoner Bibel-Gesellschaft 1823 vollendete Druck des grönländischen Neuen Testaments, während die aus Deutschland 1819 und 1823 den Gemeinden in Grönland zugesandten Gesangbücher und Liturgien den Kirchengesang aufs neue belebten. Ueberhaupt singen die Grönländer gern, und mehrere von ihnen haben auch nach dem Gehör verschiedene Instrumente spielen gelernt.

Schon um jene Zeit war die Christianisirung der Umgegend von Neuherrnhut und Lichtenfels fast vollendet. Die wenigen Heiden, die dem Evangelio widerstrebten, starben nach und nach aus. Dagegen fand sich im Süden des Landes noch eine größere heidnische Bevölkerung, um derenwillen 1821, als man das 100jährige Jubiläum der Kolonie und der Mission feierte, die vierte Station nicht weit vom Kap Farvel, dem südlichsten Punkte des Festlandes, beschloffen und nach längeren Vorbereitungen 1824 durch Hr. Kleinschmidt nebst dem in Lichtenau bewährten Nationalgehilfen Nathanael ausgeführt. Man nannte den Platz Friedrichthal. Mit großer Freude wurden die Missionare von den dortigen Eingebornen aufgenommen, und schon nach Verlauf von vier Jahren zählte die neue Gemeinde 314 Seelen. Da-

mals zogen auch die letzten Heiden der Umgebung von Lichtenau auf die Station, auf der nun 676 Personen, — darunter 31 ungetaufte — lebten.

Seitdem ist die äußere Seite des Missionswerkes an der ganzen uns bekannten Westküste immer mehr zum Abschluß gekommen. Ungetaufte Grönländer gibt es nicht mehr, wenn wir die wenigen Bewohner der Distrikte ausnehmen, die manchmal nach Friedrichsthal kommen und von denen dann und wann noch einer getauft wird. Eine andre Ausnahme bildet das im hohen Norden lebende Stämmchen, die von Roß 1818 entdeckten sogen. Arctic Highlanders,¹⁾ die seitdem ein paar mal von Polarfahrern besucht worden sind. Auch diesen — so weit bekannt — nördlichsten Bewohnern des Erdballs das Evangelium zu bringen, oder sie nach einer Kolonie resp. Missionsstation überzusiedeln, ist in ernste Erwägung gezogen worden. Die Schwierigkeiten solches Unternehmens waren jedoch bisher unüberwindlich.

Wissen wir dennoch die Grönländer im Großen und Ganzen als ein christliches Volk ansehen, so fehlt doch viel daran, daß die Aufgaben der Mission an ihnen auch nach innen hin in einem befriedigenden Maße gelöst wären. Nicht nur finden sich hie und da, besonders in den nördlichen Distrikten, Spuren von heidnischen Gebräuchen, die sich unter den christlichen Formen im Verborgenen zu erhalten gewußt haben, sondern auch der ganze Zustand des Volkes ist noch so sehr ein Stand der Kindheit, daß dasselbe in keiner Weise der Leitung würde entbehren können. Wohl sind Fortschritte und Wachsthum im Laufe der Jahre nicht zu verkennen, doch geht die Entwicklung immer durch beträchtliche Schwankungen. Verheerende Seuchen lichten oft die Reihen des Völkchens, das sich aber immer wieder erholt und, wie es scheint, bis jetzt noch nicht auf die abschüssige Bahn des Aussterbens, auf der wir andre Völker finden, gekommen ist, wenn es derselben auch bereits nahe steht.²⁾ Zu einem seßhaften Leben — abgesehen von der Winterszeit — hat das Christenthum die Grönländer nicht zu bringen vermocht, und dies ist durch die Verhältnisse, unter denen sie ihrer Nahrung nachgehen müssen, und die ein theilweises Nomadenleben bedingen, genügend erklärt. Schwerer fällt es ins Gewicht, daß die alten sozialen Zustände unverändert fortbestehen, und daß es an einer festen Ordnung der bürgerlichen Lebensverhältnisse mangelt. Kinder sind sie in mehr als einer Beziehung; namentlich darin, daß sie der immer weiter greifenden Gewöhnung an europäische Lebensbedürfnisse nicht zu widerstehen im Stande sind, und sich solche, nach den Verhältnissen sehr entbehrliche Genüsse oft durch Verkauf ihrer nothwendigsten Sachen verschaffen. Damit hängt zusammen, daß sie in keiner Weise Haus zu halten und sich für die Zukunft einzurichten verstehen, ganz wie in alter Zeit, nur

¹⁾ Vergleiche oben Seite 22.

²⁾ In dem Zeitraum von 1830—49 war die Bevölkerung in Südgrönland um 25,4 % gewachsen; in Nordgrönland war der Zuwachs noch stärker. In den letzten Jahrzehnten wurde durch Epidemien eine Abnahme hervorgerufen, die noch nicht wieder ausgeglichen ist.

daß jezt
und ni
armung
gemeind
sie diese
selbst d
meisten
werden.
Sowohl
zur Au
lektete
Bläze,
Station
und Jg
die Brü
hat dere
des min
lianeha
quidung
eine gar
diesem I
gesells
dentlich
wurde.
Augen a
dasselbe
Verdien
auf man
angestell
dafür g
Personen
besetzt w
esse für
Bestrebe
Lehrer-
auch ord
tigger un
kündigun
und geb
geblieben
gestrebt

¹⁾ D
Sie sind o
Theil des
²⁾ R
³⁾ D
auch die I

Sichtenau auf
ungetaufte —

n der ganzen
kommen. Un-
wenigen Be-
Friedrichsthal
st wird. Eine
mchen, die von
ittem ein paar
en — so weit
vangelium zu
überzusiedeln,
geitten solches

nd Ganzen als
z die Aufgaben
befriedigenden
besonders in
uchen, die sich
halten gewußt
och so sehr ein
Zeitung würde
um im Laufe
immer durch
oft die Reihen
wie es scheint,
eben, auf der
en auch bereits
n der Winters-
ngen vermocht,
Nahrung nach-
gen, genügend
alen Zustände
Ordnung der
e in mehr als
iter greifenden
widerstehen im
r entbehrliche
en verschaffen.
zu halten und
alter Zeit, nur

daß jetzt solche leichtsinnige Wirthschaft viel nachtheiligere Folgen hat und nicht bloß zeitweiligen Mangel, sondern eine fortschreitende Verarmung herbeiführt. Auch der Galt, den die Mitglieder der Brüdergemeinde in der geschlossenen Gemeinschaft haben, ist nicht im Stande sie diese Klippe überwinden zu lassen. Freilich ist die weite Entfernung selbst der Winter-Wohnplätze von den Stationen sehr nachtheilig. Die meisten solcher Außenplätze können nicht häufig von Missionaren besucht werden. Deshalb sind sie meistens mit Katecheten resp. Lehrern besetzt. Sowohl die Brüdergemeinde als die dänische Mission hat Anstalten zur Ausbildung derselben: erstere in Neuherrnhut und in Sichtenau,¹⁾ letztere in Godthaab und Jakobshavn. Jene hat übrigens zwei solcher Plätze, die von besonderer Bedeutung waren, noch in neuerer Zeit als Stationen besetzt: Umanak, 8 Meilen nördlich von Neuherrnhut, 1861, und Igloodipait, einige Meilen südöstlich von Sichtenau, 1865, so daß die Brüdermission jetzt 6 Stationen in Grönland hat. — Die dänische hat deren acht, nämlich Upernivik, Umanak, Jakobshavn, Egedesminde, Holstenborg, Godthaab, Frederikshaab und Julianehaab. Obgleich diese Mission noch immer schwer an der Verquickung mit dem Handel zu leiden hat, hat sie in neuerer Zeit doch eine ganz andre Richtung gewonnen als früher. Die Veranlassung zu diesem Umschwunge ging größtentheils von der dänischen Missionsgesellschaft,²⁾ die 1821 von dem für das Reich Gottes außerordentlich thätigen Pastor Rönne in Kongens Lyngby auf Seeland gestiftet wurde. Obwohl vom Missionskollegium stets mit wenig freundlichen Augen angesehen, ja in der Ausführung ihrer Bestrebungen vielfach durch dasselbe gelähmt, hat diese Gesellschaft sich doch um Grönland ein namhaftes Verdienst erworben. Sie hat die Katecheten unterstützt, den Gottesdienst auf mancherlei Weise gehoben,³⁾ durch beständigen Briefwechsel die dort angestellten Prediger (Missionare) in ihrer schweren Stellung gestärkt, dafür gesorgt, daß passende, von aufrichtigem Missionseifer befeelte Personen in jene Stellen kamen, die sonst zumeist nur mit Miethlingen besetzt waren, und durch ihr Missionsblatt in weiten Kreisen das Interesse für das Heil der armen Grönländer erweckt. Ihr hauptsächlichstes Bestreben aber ging von Anfang an darauf hinaus, einen tüchtigen Lehrer- und Gehülfsstand aus den Eingebornen selbst zu erziehen, sowie auch ordinirte Prediger aus denselben heranzubilden. Dies ist ein richtiger und wichtiger Gedanke, durch dessen Ausführung allein die Verkündigung des Evangeliums in jenem kalten Lande heimisch werden und gedeihen konnte. Bis jetzt ist sie vielfach eine exotische Pflanze geblieben. Lange hat die Gesellschaft vergeblich in dieser Beziehung gestrebt und darum gekämpft.

silbgrönland um
In den letzten
noch nicht wieder

¹⁾ Die Jüglinge werden der nationalen Lebensweise möglichst wenig entfremdet. Sie sind auf den Erwerb ihres Unterhaltes selbst angewiesen und bringen einen großen Theil des Tages im Rajak zu. Erst in den Abendstunden findet der Unterricht statt.

²⁾ Kallar, bet Danste Missionsseftabss-Historie. Kjöbenhavn. 1871.

³⁾ Der Station Julianehaab schenkte sie unter großen Schwierigkeiten, bei denen auch die Mißgunst des Missions-Kollegiums deutlich hervortrat, eine Kirche.

Endlich seit dem Jahre 1849 hat sie freiere Hand bekommen, nachdem das Missionskollegium sein längst verdientes Ende gefunden hatte. Es wurde aufgelöst, als Dänemark eine konstitutionelle Verfassung erhielt und seine Regierungs-Kollegien in Ministerien verwandelte. So liegt nun die grönländische Mission in der Hand des Kultusministers.¹⁾

Bliden! wir schließlich noch einmal auf die Mission der Brüdergemeinde zurück, so finden wir auf ihren 6 Stationen nach dem letzten Jahresberichte im ganzen 1688 Seelen, unter denen 948 Kommunikanten sind, während 148 ausgeschlossene Glieder unter Kirchenzucht stehen. 12 verheirathete Missionare, sowie 14 Versammlungshalter und 31 Nationalhelferinnen besorgen die Pflege der Gemeinden. Jede der 6 Stationen hat ihre Schule, außerdem befinden sich solche noch auf 22 Außenplätzen. Zusammen sind 24 Lehrer und zwei Lehrerinnen thätig.

Der innere Zustand der Gemeinden bedarf immer noch vieler Nachsicht und macht den treuen Arbeitern hie und da manche Sorgen, obgleich nicht nur der christliche Glaube tief in den Gemüthern festgewurzelt ist, und die Sprache Kanaans meist ziemlich fließend gesprochen wird, sondern auch in manchen schlagenden Beispielen sich sehr erfreulich die Kräfte der Heiligung erweisen. Leider fehlt in nicht geringem Maße noch die Beständigkeit. Gar zu leicht finden Verführungen Eingang. Daher die verhältnismäßig große Zahl der Ausgeschlossenen, an denen jedoch die Kirchenzucht nicht fruchtlos zu bleiben pflegt. Oft suchen sie mit reichlichen Thränen die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Zum großen Theil sind es Sünden der Unzucht, die ihrer viele zu Falle bringen. Es ist schon bemerkt, wie schädlich die Unsitlichkeit der Europäer in dieser Hinsicht wirkt, die an einigen der am meisten frequentirten Kolonialplätze es bis zur schmachvollsten Prostitution gebracht haben soll. Ob die sonst in vielen Stücken jezt auf das Wohl der Eingebornen recht bedachte dänische Verwaltung²⁾ noch keine ernstlichen Maßregeln gegen diesen Schaden ergriffen hat, oder ob sie vergeblich dagegen ankämpft, ist aus unsern Quellen nicht ersichtlich. Fast scheint es, als nähme sie den Standpunkt des „Gehenslassens“ ein. Einen andern vielleicht eben so gefährlichen Schaden, der sich schon oft drohend bemerklich gemacht hat, konnte sie bis jezt ziemlich fern halten: nämlich den Branntwein. Der grönländische Handel ist bis jezt Monopol des Staates. Es ist anerkennenswerth, wie die Einfuhr von spirituellen Getränken bisher bis zur möglichsten Unschädlichkeit beschränkt wurde. Würde es in diesem Stücke anders, so wäre nach dem Urtheil Sachverständiger ein baldiger Untergang von dem armen Volke kaum abzuwenden. Schon wiederholt haben sich liberale Stimmen geregt, die das Monopol als gänzlich unzeitgemäß abgeschafft wissen

¹⁾ Die weiteren Angaben über den jetzigen Stand derselben siehe im Nachtrag am Schlusse dieses Heftes.

²⁾ In derselben hat sich Herr Oberinspektor Dr. Nink besondere Verdienste erworben. Viele durch ihn getroffene Einrichtungen, Unterstüzungen in Nothzeiten, Beschränkung der Gewöhnung an europäische Bedürfnisse u. s. w. sind sehr segensreich.

wollen,
die Sta
und mi
fesselt
Anlagen
gerafft
das Gro
beiden
sigen G
da nur
finden.
schließen
Volk, da

Ma
Zustand
hunderie
blieben
Anstieblu
Nasenüb
ziemlich
zeigen in
lassen die
därmen,
statt mit
theilunge
ändert g
dem, das
deutet, d
Beleucht
lampe un
Wände si
dänischen
Klezeretei
geschlagen
einem H
heimeln.

Frei
Luft und
uns noch
Ja trotz

³⁾ Me

wollen, um so mehr als der Handel einen bedeutenden Reinertrag, in die Staatskassen liefert. Sollte der Freihandel zugelassen werden und mit ihm der Dämon der Trunksucht unter den Grönländern entseßelt werden, so würde nach menschlichem Ermessen dieses mit schönen Anlagen ausgestattete Volk noch auf der Stufe seiner Kindheit dahin gerafft werden, wie so mancher Stamm in andern Ländern, gerade als das Evangelium in ihm Wurzel geschlagen hatte, durch die genannten beiden Laster zu Grunde gerichtet worden ist. Dann würden die seltsamen Gebräuche jenes Polarlandes fortan öde und verlassen da liegen, da nur Eskimos im Stande sind auf ihnen ihren Lebensunterhalt zu finden. Doch uns ist verborgen, was die Zukunft bringen wird. So schließen wir mit dem Wunsche: Der Herr schütze und schirme sein Volk, daß er sich in jenem unwirthlichen Lande gesammelt hat!

7. Schilderung der jetzigen Verhältnisse.²⁾

Mustern wir nun noch einmal das Völkchen, das wir bereits in dem Zustande kennen lernten, in dem es sich vor mehr als anderthalb Jahrhunderten befand. Wir finden vieles verändert, vieles aber auch geblieben wie damals. Noch jetzt sind die meisten Häuser jener zerstreuten Ansiedlungen dieselben kastenartigen Erb-Bauwerke mit dem grünen Rasenüberzuge; doch sind dazwischen einige aus Lehm und Steinen ziemlich nach europäischer Weise erbaute zu bemerken. Aber auch jene zeigen im Innern einen großen Fortschritt. Ein paar Glascheiben lassen die Tageshelle besser eindringen, als jene Fenster aus Seehunds-bärmen, die nur ein trübes Dämmerlicht gewährten. Die Wände sind statt mit alten Fellen nun mit Brettern verkleidet. Die einzelnen Abtheilungen mit den Britschen für die verschiedenen Familien sind unverändert geblieben, auch fehlen die bekannten Thranlampen nicht, trotzdem, daß dort in der Ecke ein eiserner Ofen schon den Fortschritt andeutet, der sich für die Erheizung der Häuser anbahnt. Auch in der Beleuchtung fängt eine große Umwälzung an, wie die hübsche Schiebelampe und zwei mit Talglichtern versehene Zinnleuchter beweisen. Die Wände sind mit Bildern geschmückt. Da ist sogar Bismarck, aus einer dänischen illustrierten Zeitung geschnitten. Daneben sind manche bunte Alexereien, die aus Neu Kuppin stammen, mit handfesten Nägeln ange schlagen. Selten fehlt der Spiegel. Sie und da aber mag uns in einem Hause selbst das Tick Tack einer Schwarzwälder Wanduhr anheimeln.

Freilich nur in einzelnen Häusern finden wir eine erträglichere Luft und größere Sauberkeit, als in alter Zeit. Aus vielen dringt uns noch wie damals jener widerliche Dunst und Pesthauch entgegen. Ja trotz der Bemühungen der dänischen Regierung, die Wohnungen der

²⁾ Meisenthells nach Rint, sowie dem Missionsblatt der Brüdergemeinde.

Eingebornen zu verbessern,¹⁾ sind noch immer solche vorhanden, die den niedrigsten Zustand einer menschlichen Behausung aufweisen. Und diese finden wir nicht etwa an den abgelegenen Orten, die vom Verkehr weniger berührt sind, sondern gerade in der Nähe von Handelskolonien und Missionsstationen, wo sich eine verhältnißmäßig größere Masse der Bevölkerung gesammelt hat. Da stehen sie denn sonderbar ab gegen die hohen Blockhäuser²⁾ der dänischen Beamten und jene der Brübermission,³⁾ welche wie in den heimathlichen Gemeinden die Wohnung und den Saal (Kirche) unter einem Dache vereinigen. Vor diesen wie jenen findet sich ein eingehägtes Gärtchen, in dem in den kurzen Sommermonaten manche Gemüse recht üppig gedeihen, während andre vergeblich ihrer Reife entgegenstreben. Besser gelingt es in Glasbeeten, die man hier und da antrifft. Die Eingebornen aber scheinen sich auf keinerlei Versuche im Gartenbau einzulassen. Ist auch vielfach die Umgebung ihrer jetzt übrigens meist nur für nicht mehr als zwei Familien dienenden Häuser etwas sauberer geworden, so finden wir doch bei vielen von ihnen wie ehemals den alten Schmutz und Unrath. Vom Blut und Fett der erlegten Seethiere ist der Boden und die Felsblöcke dicht gezeichnet; Knochen und andere Abfälle liegen haufenweis umher.

Betrachten wir die Eingebornen selbst, so zeigt sich zunächst in der Kleidung eine bedeutende Veränderung. Nur wenig in Südgrönland, etwas mehr im Norden, wird noch der Seehundspelz mit der Haarseite nach außen getragen. Europäische Zeuge von Wolle und Baumwolle, letztere auch als Pelzüberzug benutzt, haben ihn zum großen Theil verdrängt. Oft zeigt sich ein sonderbares Gemisch von nationaler und ausländischer Tracht und hier und da nehmen sich die Jaden und Röcke — abgelegte Uniformen — Hüte und selbst steife Halsbinden zu den Pelzstiefeln und den aus Fell gefertigten Beinkleidern sehr sonderbar aus. Letztere sind auch von den Frauen beibehalten, die sich mit dem europäischen Schnitt nicht befreunden können. Doch haben sie sich an den Lurus der Hemden gewöhnt, den sie mit einer gewissen Eitelkeit durch eine breite Spalte zwischen den Beinkleidern und dem Obergewande bemerkbar machen nicht eben zum Nutzen ihrer Gesundheit.

Die Beschäftigungen der Eingebornen sind gegen die alte Zeit wenig verändert. Im Kajak tummeln sich die Männer auf dem Wasser wie damals und stellen den Seehunden nach, die auch heute noch die Hauptbedingung für das Leben der Grönländer bilden. Nur werden sie nicht mehr allgemein mit dem alten Wurfpeil erlegt, sondern vielmehr mit der gezogenen Büchse, die von den kleinen Leuten mit bewundernswerther Sicherheit gehandhabt wird. Leider zeigt sich die Verarmung eines nicht geringen Theiles der Bevölkerung darin, daß die Zahl der Männer sich mehrt, die keinen Kajak haben. Die Felle, mit denen sie den ver-

¹⁾ Es wird z. B. das ganze Holzwerk zu zweckmäßigen Häuschen für einen geringen Preis abgelassen. Auch Bretter zur Verkleidung der Wände vertheilt u. s. w.

²⁾ Auch Häuser von Bruchsteinen kommen vor.

³⁾ Rink erwähnt nicht, ob es in dieser Beziehung auf den Brüberstationen besser steht als auf den übrigen Plätzen.

brauchten um europäisch dann nicht bekommen müßte. Jäger, und die Landjäger scheint. kommen nicht seit Unterstufen Niederlassung Bevölkerung gütlichkeit noch vor sehen ihre nicht allzu Eine

der Hande Da gibt e die den gr beschäftigt oder Dien Grönländer rigen Ener recht gefällig vielen Stille Eskimo me die europäi Prozent der

Der Grönland gegangen u noch immer nisse der wollen jene Jahreszeiten Auch in der nirgendw Unordnung gehörtes Schneee ver November. Fische und man daher

¹⁾ Das

Burkhard, M.

anden, die den
weisen. Und
vom Verkehr
andelskolonien
here Masse der
bar ab gegen
der Brüder-
die Wohnung
Vor diesen wie
rzen Sommer-
ndre vergeblich
eten, die man
ch auf keinerlei
die Umgebung
Familien die-
doch bei vielen
p. Vom Blut
Felsblöcke dicht
s umher.

ch zunächst in
Südgrönland,
t der Haarseite
b Baumwolle,
schen Theil ver-
nationaler und
ie Jaden und
Halsbinden zu
sehr sonderbar
e sich mit dem
en sie sich an
wissen Eitelkeit
nd dem Ober-
Gesundheit.

lte Zeit wenig
m Wasser wie
och die Haupt-
werden sie nicht
vielmehr mit
ndernswürther
armung eines
hl der Männer
n sie den ver-

en für einen ge-
vertheilt u. s. w.

erstationen besser

brauchten erneuern sollten, verkauften sie einmal in kindischem Leichtsinne, um europäische Waaren dafür einzutauschen. Ein solcher bringt es dann nicht leicht wieder zu einem eignen Fahrzeug. Auch seine Knaben bekommen nicht ein solches zu der Zeit, wo die Uebung anfangen mußte. So werden sie im ganzen Leben keine ordentliche Seehunds- jäger, und sind auf den Fisch und Vogelfang angewiesen, sowie auf die Landjagd, die in Südgrönland immer geringere Erträge zu liefern scheint. Damit verlieren viele Familien den früheren Wohlstand und kommen so herunter, daß sie nicht würden bestehen können, wenn ihnen nicht seitens des Handels oder der Mission in den knappen Zeiten Unterstützungen gewährt würden. Grade in der Nähe der europäischen Niederlassungen findet sich dieser fortgehend verarmende Theil der Bevölkerung, dessen Lage bei der kindischen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit auf keine Weise zu heben ist. Von manchen werden z. B. noch vor Ablauf des Winters die Balken und das Holz der Pritschen ihrer elenden Hütten als Brennmaterial verbraucht, während nicht allzuweit das schönste Treibholz zu finden ist.

Eine größere Zahl der Eingebornen steht übrigens direkt im Dienste der Handelsdirektion und hat in demselben ihr gutes Auskommen. Da gibt es geschickte Handwerker: Böttcher, Schmiede und dergleichen, die den größten Theil des Jahres in den Werkstätten und Pacht Häusern beschäftigt sind. Außerdem sind viele Europäer als niedere Beamte oder Diener des Handels angestellt, die sich zum großen Theil mit Grönländerinnen verheirathet haben, und sich, wenn sie mit der gehörigen Energie die Frau zur Ordnung und Reinlichkeit anleiten, ein recht gefälliges Leben bereiten können. Sie schließen sich jedoch in vielen Stücken der Landesitte an, wie auch die Kinder fast vollständige Eskimo werden, mag auch ihr blondes Haar und ihre blauen Augen die europäische Abkunft bezeugen. Solche Mischlinge bilden etwa 14 Prozent der Bevölkerung.

Der Handel führt noch immer große Massen von Produkten aus Grönland aus, obgleich der einst so bedeutende Walfischfang sehr zurückgegangen und vielleicht am Erlöschen ist. Der Seehundsfang liefert noch immer so viel Thran und Felle, daß nach Deckung aller Bedürfnisse der Eingebornen reichliche Quantitäten übrig bleiben. Leider wollen jene es gar nicht recht lernen, die ungleich zu verschiedenen Jahreszeiten gewonnenen Nahrungsmittel gleichmäßig zu vertheilen. Auch in den schlechtesten Jahren¹⁾ ist vor dem Mai (in Südgrönland) nirgends Mangel, vielmehr nach unsern Begriffen Verschwendung und Unordnung herrschend, und wenn auch jetzt schon mehr und mehr gebörtes Fleisch, Speck und Fisch und auch frisches Fleisch unter dem Schnee verwahrt wird, so reicht dies doch selten weiter als Ende November. Vom Dezember bis April halten die stets zu fangenden Fische und der Vogelfang wirkliche Noth fern. Wohl nirgends sieht man daher so wohlgenährte Physiognomien als hier, namentlich bei

¹⁾ Das Folgende fast wörtlich nach Rink resp. v. Etzel, S. 374 ff.

Weibern und Kindern. Was sie aber auch bei festlichen Gelegenheiten und bei gutem Fange verzehren können, grenzt an das Unglaubliche. Junge Männer im Dienste der Handelsgesellschaft vertilgen mehrere Monate hinter einander täglich 8–10 Pfund Fleisch, außerdem einen großen Theil des ihnen als Lohn gelieferten Schiffsbrodes. Hierdurch wird die häufige Noth von knapper Kost und Hungerszeit im Winter, namentlich im Februar und März verständlich. Es beschränkt sich der Mangel meist nur auf fettes Fleisch, so daß ausschließlich zur Fisch- und Vegetabiliennahrung gegriffen werden muß. Schlimmer wird es, wenn hierzu der würzende Speck und Brennmaterial zum Kochen fehlt. In höchst seltenen Fällen beschränkt sich die Nahrung für wenige Tage allein auf Muscheln und Tang; wirkliches Vorkommen des Hungertodes ist jedenfalls eine höchst seltene Ausnahme, die nur an einzelnen Stellen und unter Zusammentreffen besonders ungünstiger Umstände sich ereignen kann. Besondere Hungerjahre kennt man auch nicht, vielmehr hat jedes seine Zeit des Ueberflusses und der Knappheit. Letztere nennen die Grönländer „ajorsadluno“, was man falsch mit Noth oder Hungerszeit übersehte, da es nur „Mangel fühlen“ ausdrückt, oder: „nicht seine Wünsche befriedigen können“. Ohne die grenzenlose Nachlässigkeit könnte auch in den schlechtesten Jahren von keinem Mangel die Rede sein. Der Unterschied in der Jahresproduktion ist nur für die Handelsgesellschaft fühlbar, da sie auf den Ueberfluß der guten Jahreszeit angewiesen ist. Aber in guten Zeiten verkaufen die Leichtsinntigen Fisch und Fleisch zu $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{2}$ Schilling¹⁾ das Pfund, wenn sie auch wissen, daß sie nach wenigen Monaten gerne das Zehnfache dafür geben würden. Die gänzliche Verachtung des Fleischvorraths im Herbst beruht auf der scheinbaren und früher wirklichen Werthlosigkeit desselben zu dieser Zeit. Die ursprüngliche Lebensweise produzierte Nahrungsmittel in solcher Menge, daß sich in dieser Beziehung kein scharfes Eigenthumsrecht entwickeln konnte und die Verschwendung durch den Ueberfluß erzeugt wurde. Durch das Eintreten des europäischen Handels ist die nationale Oekonomie aus dem Gleichgewicht gekommen. Die seitens der Handelsgesellschaft wie seitens der Mission geleisteten bedeutenden Unterstützungen vermögen dasselbe nicht wieder herzustellen. Nur die Ausbildung fester Rechte und gesetzlicher Ordnungen, überhaupt einer Verfassung des bürgerlichen Lebens, welches die Stellung des Einzelnen der Obrigkeit gegenüber normirt, würde eine wirksame Abhülfe gewähren. Dies ist das Urtheil Dr. Ninks, des besten Kenners der grönländischen Verhältnisse.

In den letzten Jahren aber ist die Lage der Grönländer an einigen Punkten sehr wesentlich verschlimmert durch die Folge von Epidemien, in denen der Tod seine Ernte hielt. Friedrichsthal, früher eine blühende Gemeinde von gegen 500 Seelen, ist in einem Jahre bis auf 386 zurückgegangen, und was das Traurigste ist, unter diesen sind nur noch wenige (acht?) tüchtige Seehundsfänger. Eine große Menge von Witwen und Waisen sind übrig geblieben, die selbst in keiner

¹⁾ 1 Schilling = 3 Pfennige.

Weise fi
können.
wieder.
berten Le
manche e
ihnen an
die zum
Dahin ge
vor allem
keiner Ha
Deckel des
weilen ein
Zubereitun
einem St
dem Esti
wird, sieh
sind. Na
sie nach i
braunen
wohlthätig
sein könnt
würde, so
Nahrung
schaffung
Maßregeln
gehabt. C
nehmenden
Ebens
länder zum
werf könn
bringend n
fäden durc
und zum
noch, wie
geschmacklo
meibliche k
Bei je
allen den
Kleinigkeit
Auch die
wenig nach
seinen Pelz
wollenes
nicht gegen
So gi
Umiaf und
selbst den
Indolent u

n Gelegenheiten
s Unglaubliche.
rtigen mehrere
außerdem einen
des. Hierdurch
zeit im Winter,
schränkt sich der
slich zur Fisch-
immer wird es,
um Kochen fehlt.
für wenige Tage
des Hungertodes
einzelnen Stellen
msstände sich er-
nicht, vielmehr
ppheit. Letztere
h mit Noth oder
ausdrückt, oder:
grenzenlose Nach-
keinem Mangel
tion ist nur für
erfluß der guten
laufen die Leicht-
Pfund, wenn sie
s Zehnfache dafür
orraths im Herbst
losigkeit desselben
uzirte Nahrungs-
ng kein scharfes
ndung durch den
uropäischen Han-
nicht gekommen.
ission geleisteten
ieder herzustellen.
ungen, überhaupt
ne Stellung des
ne wirksame Ab-
s besten Kenners

Grönländer an
Folge von Epi-
richthal, früher
einem Jahre bis
unter diesen sind
ne große Menge
selbst in keiner

Weise sich einen einigermaßen ausreichenden Unterhalt verschaffen können. Leider kehren solche Krankheiten von Zeit zu Zeit immer wieder. Sie haben zum Theil jedenfalls ihren Grund in den veränderten Lebensgewohnheiten. Namentlich haben sich die Grönländer an manche europäische Nahrungsmittel so gewöhnt, daß sie lieber auf die ihnen angemessene hergebrachte Kost verzichten, als sich jene Genüsse, die zum Theil nur als Leckereien betrachtet werden können, versagen. Dahin gehören Erbsen, getrocknete Pflaumen, Grütze, Schiffsbrot, Mehl, vor allem aber Kaffee, auf den das Gesagte insbesondere zutrifft. In keiner Haushaltung fehlt der Kaffeekessel und die Tasse, wo nicht der Dedel des ersteren als solche gebraucht wird. Als Löffel fungirt zuweilen ein Stöckchen, an dem eine Muschel befestigt ist. Schon bei der Zubereitung, wenn in Ermangelung einer Kaffeemühle die Bohnen mit einem Steine zerklopft werden, und dabei jedes Stüdkchen mit einer, dem Eskimo sonst nicht eigenen hauswälderischen Sorgfalt gesammelt wird, sieht man, mit welcher Vorliebe sie diesem Genußmittel ergeben sind. Namentlich ist es für die Frauen wohl das größte Glück, wenn sie nach ihrer Art behaglich auf der Britische sitzend ein Täßchen des braunen Trankes nach dem andern herunter schlürfen können. So wohlthätig nun der Kaffee auch für die im rauen Klima Arbeitenden sein könnte, wenn er im rechten Maß und zu rechter Zeit genossen würde, so schädlich ist er, wenn er Veranlassung wird, die zweckmäßigere Nahrung einzuschränken oder zu verdrängen. An eine gänzliche Abschaffung desselben in Grönland ist nicht zu denken; aber auch die Maßregeln zur Einschränkung haben nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Gewiß liegt in jener Genußsucht eine starke Wurzel der zunehmenden Verarmung.

Ebenso nachtheilig wirkt die Puzsucht. Auch hierin sind die Grönländer zum guten Theil wie Kinder. Für allerlei Tand und Flitterwerk können sie Lebensmittel hingeben, die sie in andern Zeiten so dringend nöthig haben würden. Bunte Bänder, mit Gold- und Silberfäden durchzogen, sind bei den Frauen zum Besatz der Kleidungsstücke und zum Kopfsputz sehr gesucht. Der letztere nimmt sich auf dem immer noch, wie in alter Zeit, in die Höhe gebundenen Haarmulst recht geschmacklos aus, besonders wenn der in späteren Jahren unvermeidliche kahle Ring um den Schädel schon vorhanden ist.

Bei jeder Handelsstation findet sich ein Kauflaben, in dem neben allen den nützlichen Artikeln dergleichen und mancherlei überflüssige Kleinigkeiten zu haben sind, und der fast immer stark frequentirt wird. Auch die Männer stehen zum Theil in diesem Stüde den Frauen wenig nach. Aus Nordgrönland wird erzählt, daß zuweilen jemand seinen Pelz vom Leibe (an fremde Matrosen) verkauft, um dafür ein wollenes Hemd einzuhandeln, das freilich der Stilleheit genügt, aber nicht gegen die Kälte zu schützen vermag.

So gibt es denn heruntergekommene Familien, die selbst ihren Umiat und ihr Sommerzelt schon preisgegeben haben und nun auch selbst den Sommer in jenen verpesteten Erdhütten zubringen müssen. Indolent und energielos sehen sie dann ihre Bekannten beim Beginn

der milderen Jahreszeit wie die Zugvögel sich aufmachen, um sich an der ganzen Küste zu zerstreuen. Sie selbst bleiben daheim und entbehren des für den Gesundheitszustand so wohlthätigen Sommerlebens, wie wir es oben schilderten.

Alle die angeführten Schattenseiten aber, mögen sie in einem oder dem andern Punkte auch die ganze Bevölkerung berühren, sind doch keineswegs überall und in gleichem Maße vertreten. Es gibt noch genug Familien, die in einer geeigneten Verbindung altoäterlicher Lebensgewohnheiten mit den Einflüssen europäischer Kultur, in rechtem Wohlstande ein ihnen angemessenes Leben führen.¹⁾

Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange bei der äußeren Seite des grönländischen Lebens aufgehalten, die jetzt nicht mehr wie in alter Zeit die einzige ist, die in Betracht kommt. Wir haben nicht mehr ein Volk vor uns, das in fast thierischer Weise nur für diese Welt lebt und nur dann und wann in absurdem Aberglauben und elender, betrügerischer Zauberei sich über dieselbe zu erheben versucht. Nein, jetzt sehen wir in Grönland ein christliches Volk, das zum ewigen Leben erleuchtet ist, und durch dessen hartes und mühseliges irdisches Dasein der goldene Faden einer gewissen Hoffnung auf die zukünftige Welt sich unverlierbar hindurchzieht. Kein Angelot lärmt und tobt in der dunkeln Hütte, um vor der zitternden Versammlung die gaulerischen Trugbilder seiner Offenbarungen zu entfallen. Freundlich läutet das Glöcklein der dänischen Kirche oder vom Beetsaale der Brüdergemeinde und ruft die Schaaren zusammen, denen es in den heiligen Räumen wahrhaft wohl wird und die mit vielfach überraschendem Verständniß und einer Tiefe der Erbauung dort Gottes Wort hören, wie es in mancher unsrer Landkirchen in dieser Weise von vielen kaum geschieht. „Wenn wir in den Saal kommen“, sagte einer, „so ist es uns als kämen wir aus dem Nebel in den Sonnenschein.“ Feierlich klingen da die Gesänge der Gemeinde zu den Tönen der Orgel, die einer aus ihrer Mitte mit wunderbarer Fertigkeit spielt. Wir hören die bekannten Melodien unsrer lutherischen Choräle oder jene tief im Gemüth anklingenden Weisen der Herrnhuter Lieder. Bei der Feier des heiligen Abendmahls zeigt sich ein heiliger Ernst und bei der Vorbereitung zu demselben oft eine gründliche Erkenntniß der Sünde und ein reumüthiges von reichlichen Thränen begleitetes Bekenntniß; wie denn der Trost und die Zusicherung des Heils deutlich eine tiefe innere Freude erweckt.

Und alles das ist nicht bloß so in der Nähe der Kirchen und da, wo der Missionar fortwährend seinen Einfluß auf die Gemeinde ausübt. Auf jenen weit abgelegenen Plätzen selbst, wo nur selten ein Europäer hinkommt, wird regelmäßig von den Katecheten Gottesdienst gehalten und von diesen zum großen Theil innig frommen Männern Gottes Wort in der Kraft der selbst erfahrenen Gnade ausgelegt.

¹⁾ Es sind dies aber wohl überall nur die, an deren Spitze ein tüchtiger Seehundsjäger steht, und so lange dieser die Familie ausreichend zu versorgen im Stande ist.

Selbst im E
Zelten bald
der Haus
Ja die Meli
das ganze L
Verrichtunge
einer, wenn
segne mein
und für alle
der See ihr
demüthige G
heiten, bei d
von Zaubere
noch der Fal
auch besonne
Freilich
zu. Doch so
Erkenntniß u
zum großen
in manchen
Zur Fe
geschieht meh
auch nicht so
Volk in über
licherweise au
auch fast nur
hältnismäßig
lesen und sch
an. Manche
Deutsche. J
Sprachen im
hende Fertig

¹⁾ Besonders
Bevölkerung zu
des christlichen
seitigkeit dabei
inniges Christen
teheten anführe
eigentlich, im Ka
doch das zeigte si
Eise belegt war.
auch dieser war
Schneegeflüßer be
wägen, wie der
als er für uns a
gang ließ mich i
Liebe und erleicht
selben in Begleit
Nachdem ich 3
Meinen hier wie

Selbst im Sommer fehlt bei jenen zerstreuten Häuflein, die mit ihren Familien bald hier bald dorthin ziehen, nicht der Gottesdienst, und mancher Hausvater sorgt auch dann für gemeinsame tägliche Andachten. Ja die Religion hat zum guten Theil in jener Weise des Sauersteigs das ganze Leben des Volkes durchdrungen, so daß auch die alltäglichen Verrichtungen von derselben beleuchtet werden. Hier und da seufzt einer, wenn er mit der Büchse seinen Rajak besteigt: „Lieber Heiland, segne mein Tagewerk!“ und dankt dem Herrn für jeden erlegten Seehund und für alle gnädige Bewahrung vor den mancherlei Gefahren, die auf der See ihn drohten. Oder bei einem Unglücksfall spricht sich die demüthige Ergebung in Gottes heilige Fügungen aus; ebenso in Krankheiten, bei denen übrigens im allgemeinen vielleicht kaum soviel Aeste von Zauberei sich finden, als dies in vielen unsrer christlichen Länder noch der Fall ist, und wo, wenn es geht, neben dem geistlichen Trost auch besonnene ärztliche Hülfe gesucht wird.

Freilich auch diese Schilderungen treffen nicht überall gleichmäßig zu. Doch kann man getrost im ganzen behaupten, daß sich christliche Erkenntniß und christliches Fühlen und Empfinden bei den Grönländern zum großen Theil wenigstens in demselben, oft im höhern Maße als in manchen Landgemeinden unsrer Heimat findet.¹⁾

Zur Förderung der Erkenntniß und überhaupt zur Bildung geschieht mehr als man vermuthen möchte in den Schulen; die, wenn auch nicht so gleichmäßig wie bei andern Völkern wirksam, doch das Volk in überraschender Weise heben. Die besten finden sich begreiflicherweise auf den Missionsstationen, und wenn sich ihre Thätigkeit auch fast nur auf den Winter beschränkt, so sind doch die Erfolge verhältnißmäßig ganz bedeutend. Die meisten Schüler lernen fließend lesen und schreiben. Vielfach trifft man eine höchst saubere Handschrift an. Manche lernen neben ihrer Muttersprache das Dänische oder Deutsche. Freilich sind sie schwer zu bewegen, von den fremden Sprachen im Leben Gebrauch zu machen, selbst wenn sie eine hinreichende Fertigkeit darin erlangten. Aber auch auf den abgelegenen

¹⁾ Besonders ist dies von dem mit der Brilbergemeinde verbundenen Theile der Bevölkerung zu sagen. Es läßt sich denken, daß hier auch der bei jener herrschende Ton des christlichen Denkens und Lebens sich wiederfindet, und daß auch mancherlei Einseitigkeit dabei vorkommt. Im ganzen aber findet sich in dieser Beziehung ein gesundes, unmitteles Christenthum, für das wir als Beispiel eine Stelle aus dem Briefe eines Rathes anführen, der von einer Amtsfahrt folgendes berichtet: „Mein Wille war eigentlich, im Rajak den gewöhnlichen Weg (nach dem Nebenflusse Kornot) einzuschlagen, doch das zeigte sich unausführbar, da eine Stunde von Umanat das Wasser mit festem Eise belegt war. Ich entschloß mich daher zu Lande einen sichern Weg zu suchen. Aber auch dieser war sehr mühevoll und anstrengend, indem mich hin und zurück ein stetes Schneegestöber begleitete. Als ich zwischen den Bergen allein wandelte, mußte ich erwägen, wie der Heiland noch viel rauhere Wege für uns gegangen ist, und namentlich als er für uns arme Sünder das Kreuz trug. Der Gedanke an diesen seinen Todesgang ließ mich in meiner Einsamkeit einen Blick thun in seine unendliche Geduld und Liebe und erleichterte mir bei dem Gefühl seiner Nähe meinen Weg. So legte ich denselben in Begleitung meines ungescheuten Freundes in recht gesegneter Weise zurück. Nachdem ich 3 Tage dort gewesen war, kam ich voll Lob und Dank gesund bei den Meinen hier wieder an.“

Außenplätzen fehlt die Schule nicht, sie wird von den Katecheten oder von Lehrern und selbst von Lehrerinnen gehalten. Oft ist's freilich ein wunderliches Unterrichten, wo die Schüler in einem im ursprünglichen Zustande befindlichen grönländischen Hause auf den Brettschankern, in jener mehrfach erwähnten Atmosphäre, während der Lehrer vor seinem Schreibtisch steht, der in diese von Fett und Schmutz starrende Umgebung kaum zu passen scheint. Und doch folgen die Kinder, trotz mancherlei Störung, gespannt dem Unterrichte, wie denn überhaupt sich sagen läßt, daß jeder von ungezogenen Buben und Mädchen geplagte Schulmeister bei uns froh sein könnte, wenn seine Schüler so stille, bescheiden und folgsam sich verhielten, wie die grönländischen. Eine Züchtigung wäre dort etwas Unerhörtes, ja eine leichtere Nütze kann schon nicht bloß die Kinder, sondern auch die Eltern auf längere Zeit unglücklich machen.

Dies bringt uns auf jene Zärtlichkeit, mit der die Eltern ihre Kinder jetzt wie in alter Zeit behandeln und vielfach verhätscheln. Die ganze Erziehung ist eine instinktmäßige. Im Spielen werden die Kinder an die ihnen später zu ihrer Ernährung nöthigen Fertigkeiten gewöhnt. Und wenn so ein Knabe erst seinen Rajak zu regieren versteht, so fühlt er sich als der unabhängigste Mensch in der ganzen Welt. Daß die Kinder frühzeitig an Abhärtung gewöhnt werden, bringt die ganze Lebensweise mit sich. Es ist erstaunlich, wie kaltblütig sie allerlei Ungemach ertragen. Andererseits gehört nur wenig dazu, um sie glücklich zu machen, und schenkt man ihnen eine Kleinigkeit, so sind sie in der heitersten Stimmung und das fröhliche Lachen will kaum enden.

So sehen wir die Jugend namentlich am Weihnachtsabend auf den Stationen der Brüdergemeinde im erleuchteten Saale vor der Christbescherung, für die gewöhnlich von deutschen Missionsfreunden gesorgt wird.¹⁾ Die Mädchen bekommen Tücher, die Knaben Taschmesser und dergleichen. Die ganze Versammlung ist von der kindlichsten Freude erfüllt, in der sich auch die Weihnachtsbotschaft von der schoneren Bescherung für die ganze Welt den Herzen einprägt.

Die kirchlichen Feste sind überhaupt die Höhepunkte im Leben der Grönländer, das am Christenthum die Triebkraft seiner weiteren Entwicklung hat. Die ganze Bildung, soweit sie bis jetzt reicht, trägt daher vorzugsweise einen religiösen Charakter. Auch die Schule — um auf diese noch einmal zurückzukommen — ist von demselben beherrscht, obgleich neben der biblischen Geschichte und Katechismus, die die ausgedehntesten Unterrichtsgegenstände bilden, andere Fächer gelehrt werden. Unter den letzteren mag es am schwächsten mit dem Rechnen bestellt sein. Das Volk kann sich immer noch nicht recht an unser europäisches Zahlensystem gewöhnen. Die freilich sehr mangelhafte, originale Rechenkunst, die sich, basirt auf die fünf Finger der menschlichen Hand, in Pentaden bewegte, scheint immer noch nicht durch unsre Deladen

¹⁾ Auch sonst wird namentlich aus Würtemberg manche reichliche Unterstützung an Naturalien, Erbsen, Backobst und dergleichen nach Grönland geliefert.

nerdrängt zu
zur Anwend
würden sch
und Speck
keit im Les
ganze Volk
jedem Hause
gewöhnlich
Erzählungen
Werke heran
jedenfalls ein
Belehrungen
z. B. über
Auch sind an
von Eingebor
verbreitet un
Jahrhundert

Beniger
lernte Schreib
Doch haben
einzelnen Ko
zahl von Br
Schullehrer
ihre Vorgesetz

Nach de
nicht zu verk
grönländische
besonders au
hätten die
gleichen Schr
und Fühlens
merkt wurde
Laster anfleb
Vielmehr sch
ausgestattet
sucht werden
Naturzustand
großen und
liebenswürdig
das Christen
Entwicklung
Stand gewo
Verkehr der

¹⁾ Ich find
ist, eine Arithme
Die Sprache sch
folgerichtig mit

verdrängt zu sein.¹⁾ Freilich bietet das Leben nur wenig Gelegenheit zur Anwendung der Rechenkunst, und auch die geübtesten Rechenmeister würden schwerlich haushälterischer als jetzt mit dem Seehundsfleisch und Speck umgehen. Dagegen ist die in der Schule gewonnene Fertigkeit im Lesen für die spätere Lebenszeit keineswegs verloren. Das ganze Volk liest gern; ja es zeigt sich oft ein wahrer Lesebegriff. In jedem Hause findet sich die Bibel oder wenigstens das neue Testament; gewöhnlich aber auch noch einige Erbauungsbücher, hie und da auch Erzählungen u. s. w. Die grönländische Literatur ist bis auf 40—50 Werke herangewachsen, die für die einfachen Verhältnisse des Volkes jedenfalls einen reichen Inhalt bieten. Es finden sich darunter auch Belehrungen, die für das tägliche Leben von großer Wichtigkeit sind, z. B. über die Behandlung kleiner Kinder, Gesundheitspflege u. s. w. Auch sind außer den gedruckten Büchern einige handschriftliche Werke, von Eingebornen selbst verfaßt, in vielen Exemplaren durch das Land verbreitet und werden gern gelesen: namentlich eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Beschreibung der Reise nach Kopenhagen.

Weniger allgemein wird im späteren Leben die in der Schule erlernte Schreibkunst fortgeübt und von vielen allmählich wieder verlernt. Doch haben die Kajakposten, welche die regelmäßige Verbindung der einzelnen Kolonien mit einander unterhalten, jedesmal eine ganze Anzahl von Briefen der Eingebornen mit zu befördern. Die Katecheten, Schullehrer und sonstige Beamte statten regelmäßig ihre Berichte an ihre Vorgesetzten schriftlich ab.

Nach den angeführten Zügen ist gewiß der mächtige Umschwung nicht zu verkennen, der durch die bildende Kraft des Evangeliums im grönländischen Volke hervorgerufen ist. Freilich, gehen wir noch besonders auf die sittliche Seite des Lebens ein, so scheint es fast, als hätten die Wirkungen des Christenthums in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt gehalten mit der Ausbildung des christlichen Denkens und Fühlens und seiner mannigfachen Ausprägungen. Wie oben bemerkt wurde, sind die Eskimo ein Volk, dem von Natur weit weniger Laster anheben, als dies bei andern heidnischen Völkern der Fall ist. Vielmehr scheinen sie durch ihre Naturanlage mit vielen Tugenden ausgestattet, die allgemein selbst in christlichen Ländern vergeblich gesucht werden. Trotz alles Abstoßenden, was der Eskimo in seinem Naturzustande dem Europäer gegenüber hat, sind alle Reisenden im großen und ganzen einstimmig in dem Lobe, das sie dem vielfach liebenswürdigen Völkchen zollen. Darnach, sollte man erwarten, müsse das Christenthum auf jener Grundlage im hohen Maße die sittliche Entwicklung bewirkt haben und eine tiefe Heiligung hervorzurufen im Stande gewesen sein. — Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß der Verkehr der Grönländer mit den Europäern keineswegs ganz im Sinne

¹⁾ Ich finde nichts darüber, ob jemals der nahe liegende Versuch gemacht worden ist, eine Rechenmittel nach dem Pentadensystem für die grönländische Schule zu bearbeiten. Die Sprache schon, in welcher 6 als die erste zusammengesetzte Zahl erscheint, die also folgerichtig mit zwei Ziffern zu schreiben wäre, scheint auf solchen Versuch hinzuweisen.

des Evangeliums stattfand und stattfindet, sondern daß von der gleichen Seite auch grade die entgegengesetzten Einflüsse eingebracht sind. In früheren Zeiten war der Diebstahl z. B. unbekannt. Die sozialen Verhältnisse boten zu demselben gar keine Gelegenheit. Erst die Berührung mit Europäern hat die Versuchung und mit der Versuchung den Fall gebracht, und so hat das Christenthum zu kämpfen gegen eine Sünde, die erst neben ihm im Volksleben sich zu entfalten anfang. Leider lassen sich auch hier und da Gemeindeglieder, die im übrigen als gute Christen gelten, von derselben verführen. Dennoch findet sich der Diebstahl jedenfalls nur in beschränktem Maße und wahrscheinlich viel seltener als in den christlichen Ländern Europa's, obgleich genauer Nachweis aus einer Verbrecherstatistik nicht zu führen ist. Eine solche läßt sich von Grönland, wo keine Gerichte existiren, nicht geben. Zum guten Theil aber kommen solche Uebertretungen an den Tag bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahle und dem in der Brüdergemeinde üblichen „Sprechen“. Nicht leicht möchte in manchen Gemeinden unfres Vaterlandes bei derselben Gelegenheit das offene Bekenntniß der Sünde sich in dem Maße finden, wie dort in Grönland. Dem Bekenntniß folgt auch meist, wie schon angedeutet, eine von tiefer Gefühlsregung begleitete Reue. Wohl fehlt es nicht an einzelnen, die hart bleiben und gegen welche Kirchenzucht und Ausschließung von der Gemeinde gehandhabt wird.

Doch die Sünden gegen das siebente Gebot sind nicht die schlimmsten. Viel verbreiteter sind die gegen das sechste Gebot, die schon in alter Zeit den dunkelsten Punkt im Leben der Grönländer bildeten. Freilich waren sie damals beschränkt auf den verheiratheten Theil der Bevölkerung; und in diesem Stillsitzen, können wir sagen, ist durch die Kraft des Christenthums eine tiefgreifende Umwandlung des Volksbewußtseins bewirkt, dem jetzt der Begriff der Heiligkeit der Ehe eingeprägt ist. Wohl wird dagegen noch viel gesündigt, mehr noch aber ist zu beklagen, daß auch die früher bei den Unverheiratheten herrschende gute Sitte durch den Verkehr mit gottlosen Europäern bedenklich gelockert und selbst hier und da einer schmachvollen Prostitution gewichen ist. In dieser Beziehung steht es in Nordgrönland allerdings viel besser als in Südgrönland.

Es ist schon erwähnt, wie bisher ein anderes Laster, die Trunksucht, durch äußere Maßregeln ferngehalten wird. Bei dem Mangel an Energie, die bei den Grönländern herrscht, würde es allerdings einen unabsehbaren Schaden über sie bringen, wenn ihnen berauschende Getränke ohne Maß zugänglich würden. Es würde einer bedeutenden Stärkung des Volkscharakters bedürfen, bis sie im Stande wären, solcher Versuchung zu widerstehen. Hoffen wir, daß ihnen auch fernerhin zu der nöthigen Erstarbung jener äußere Schutz gewährt bleibt.

Versuchungen verschiedener Art sind natürlich mehr auf den größeren Handelsplätzen als auf den Missionsstationen vorhanden. Neuherrnhut hat in dieser Hinsicht manches von der Nähe von Godthaab zu leiden, wo der Verkehr der Fremden viel ungünstige Einflüsse mit sich bringt. Ueberhaupt aber herrscht auf den dänischen Kolonien ein freierer

Ton; Lustba während der auch hier un überhaupt g teren auch im immer wieder bethelligen, r sündigung zu

So hat Ziel noch nicht das ganze V bei den getau tige Aufgabe machen, so g Kindheit steh nahme des G Kinder müsse chen Beziehun noch ohne das muthige Kin Vielfach aber Anhänglichkeit und die Fehle als fromme S kennen und li

Noch könn manche christl gründe der al rache herrsche lang nachgetre söhnllichkeit; o nicht leicht wi das Elend der zeigen sich jetz

Und da endete, die dur Jenseits nicht vollen Hoffnu Welt scheiden. wo der Leiden ihre Wirkung den Seinigen ärztliche Hülfe Missionare ob

¹⁾ Ueberhan hbrigen der beiden des besten Einvo den Brüdern nich

Ton; Lustbarkeiten, Spiel und Tanz werden dort ohne Anstoß gestattet, während dergleichen auf den Stationen der Brüdergemeinde (vielleicht auch hier und da mit etwas zu weitgehender pietistischer Engherzigkeit) überhaupt gemißbilligt wird. Trotzdem daß den Mitgliedern der letzteren auch in dieser Beziehung das Gewissen geschärft wird, findet sich immer wieder die Schwachheit, sich an dergleichen Lustbarkeiten zu betheiligen, womit allerdings auch öfter Gelegenheit zu weiterer Verführung zusammenhängt.¹⁾

So hat denn freilich die Mission an den Grönländern ihr letztes Ziel noch nicht erreicht, trotzdem (mit den oben erwähnten Ausnahmen) das ganze Völkchen bereits der christlichen Kirche einverleibt ist. Wie bei den getauften Christenkindern die christliche Erziehung ihre so wichtige Aufgabe hat, um sie zu wahren Gliedern der Kirche des Herrn zu machen, so geht die Aufgabe der Mission bei solchen, auf der Stufe der Kindheit stehenden Völkern weiter, wenn auch bereits die äußere Annahme des Christenthums eine vollendete Thatfache geworden ist. Als Kinder müssen wir auch die christlichen Grönländer ansehen. In manchen Beziehungen als schwache, leichtsinnige, begehrlische, sorglose Kinder, noch ohne das rechte Maß reiferen Ernstes. Zuweilen als eigensinnige, müßige Kinder, mit denen keineswegs leicht fertig zu werden ist. Vielsach aber zeigen sie sich als liebe lentfame Kinder von rührender Anhänglichkeit und Güte und bereit ihre unbesonnenen Uebertretungen und die Fehler ihres Leichtsinns einzusehen und zu bereuen. Vor allem als fromme Kinder, die ihren himmlischen Vater und ihren Heiland kennen und lieben.

Noch könnten wir den oben erwähnten Schwachheiten und Fehlern manche christliche Tugend gegenüberstellen, die von dem dunkeln Hintergrunde der alten Zustände leuchtend absticht. Da wo sonst die Blutrache herrschte, wo eine Beleidigung mit verhaltenem Grolle Jahre lang nachgetragen wurde, findet man jetzt manche Beispiele edler Verhältnlichkeit; obgleich es dem Grönländer in diesem Stücke immer noch nicht leicht wird, seinen alten Menschen zu überwinden. Da wo sonst das Elend der Witwen und Waisen hartherzig mit angesehen wurde, zeigen sich jetzt die Werke christlicher Barmherzigkeit in weitestem Maße.

Und da wo sonst das Leben vor der traurigen Nacht des Todes endete, die durch jene abgeschmackten Trugbilder der Angefohrten von dem Jenseits nicht erhellt werden konnten, sehen wir nun Christen in der vollen Hoffnung des ewigen Lebens, im seligen Heimzuge aus dieser Welt scheiden. Wie ist schon die Krankheitszeit so anders als sonst, wo der Leidende so hilflos, vergeblich sich an die Zaubermittel und ihre Wirkungen anklammernd dalag. Jetzt wird er nicht nur von den Seinigen wohl gepflegt und erhält, so weit es sich thun läßt, ärztliche Hilfe, sondern empfängt auch den geistlichen Beistand der Missionare oder Katecheten. Wie begierig und dankbar nimmt so ein

¹⁾ Ueberhaupt scheint dann und wann so eine kleine Spannung zwischen den Angehörigen der beiden Missionen stattzufinden, obwohl wiederum auch andererseits Zeichen des besten Einvernehmens und brüderlicher Gemeinschaft zwischen den Dänen und den Grönländern nicht fehlen.

Leidender die Tröstungen aus Gottes Wort an; wie fühlt er sich gestärkt durch das Gebet der vor dem harten Lager knienden Hausgemeinde! Nun naht die letzte Stunde. Heftig jagen die Pulse das Blut durch den halb erschöpften Körper. Schwer röchelnd tönt jeder Athemzug durch den spärlich erleuchteten Raum. Aber lieblicher Friede malt sich auf dem Antlitz des Heimgehenden, der getrost und im Vertrauen auf die Kraft des Opfertodes Jesu sich anschießt hinüber zu gehen mit rührenden Worten die Zurückbleibenden ermahnt und endlich gefaßt und freudig bis zuletzt, die Augen schließt.

Auch bei den Ueberlebenden hören wir nichts von den untröstlichen Klagen und dem Jammergeschrei der alten Zeit, auch merken wir nichts von der Furcht und Angst, mit der man einst alle Berührung der Todten und der Gegenstände, die sie im Leben brauchten, zu vermeiden suchte. Dort auf dem Friedhof wird ihnen ein christliches Begräbniß bereitet. Und diese Stätte wird nicht wie einst die zerstreuten Gräber der Vorfahren mit Scheu geflohen; sie wird gern und in feierlicher Stimmung von den Lebenden aufgesucht.

Es ist Ostermorgen. Eben schwebt die leuchtende Sonnenscheibe empor zwischen den zackigen Berggipfeln, die mit ihren Schneefeldern von dem azurnen Himmel wunderbar abstechen. Weit und breit ist's still. Kein Lüftchen regt sich. Da erschallen feierliche Klänge von Posaunen. Im Zuge zieht die Schaar der Brüder und Schwestern zu dem einige hundert Schritte von der Station gelegenen Gottesacker. Weit und breit ist der Erdboden mit grauem Moose bedeckt, das sich weich unter den Tritten senkt. Noch ist es feucht von dem kürzlich geschmolzenen Schnee; doch schon drängen sich hier und da die lichtgrünen Spitzen der jungen Halmchen durch die graue Fläche und kündben die Auferstehung der im Winterschlaf erstorbenen Schöpfung. „Hoher Hoffnung Bild und Zeugen“ sind sie auch für die armen Leutelein, die nun bewegten Herzens vor den gleichmäßigen Reihen der Grabhügel stehen. Reichlich rinnen wohl die Thränen über die gelblich grauen Wangen, besonders da, wo sich die feuchten Augen auf die letzte Reihe mit noch frischen Hügelriichten, die traurige Spur der verheerenden Seuche, die im verflossenen Winter wüthete. Wohl hört man lautes Schluchzen, wenn nun in der Oster-Kitanei der Liturgus die Namen der entschlafenen Brüder und Schwestern verliest. Doch stimmt die Gemeinde gefaßt mit ein in die Responsorien. Und wenn es zum Schluß heißt: ¹⁾

„Ehre sei Dem, der da ist die Auferstehung und das Leben! Wer an Ihn glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt. Ehre sei Ihm in der Gemeinde, die auf Ihn wartet, und die um Ihn her ist!“ so erschallt es vom Chor und der Gemeinde mit fester zuversichtlicher Freudigkeit: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen“.

¹⁾ Auf grönländisch: Ussornakauk makkibiortunelo innursutaursok!
taursomunga opertok tockogalloarune, innusavok.
Illageeksut ussorisartarlirsuk,
nerriukteisalo neijortelsalo!
Issukangitsomit issukaissengitsommt. Illommt.

Der no
vermöge der
in Gestalt fa
Hälfte seiner
andre Theil
Straße beg
säumte Dfin
mung der
welches ein
50. und 60.
lands entspre
im Norden
wird Abra
inhalt nach
entbehrt eine
amerika und
Innere, eine
Die Höhen
mit Schnee
sind weite
rend in den
eine dünne
weiten unwir
Hier ha
in vielen Be
hier bringen
in Schroffen
emporsteigt,
nungen eigne
niger rauh e
und Lärchen
aber erst im
letzteren vor
klippen, auf
Zwischen den

¹⁾ Selbst n
diese Strecken b

B. Labrador.

1. Land und Leute in alter Zeit.

Der nordöstlichste Theil des nordamerikanischen Kontinents bildet vermöge der tief einschneidenden Hudsonsbai eine mächtige Halbinsel in Gestalt fast eines gleichseitigen Dreiecks, das nur an der westlichen Hälfte seiner Grundlinie mit dem Festlande in Verbindung steht. Der andre Theil derselben wird vom St. Lorenzbusen und der Belle Isle-Straße begrenzt. Die zerrissene und von zahllosen Inseln umsäumte Ostnordostküste wendet sich gegen Grönland, von wo eine Strömung der Davisstraße große Mengen von Eis hierher führt, durch welches ein viel rauheres Klima entsteht, als die Lage zwischen dem 50. und 60. Grad N. Br. (zum Theil also der des nördlichen Deutschlands entsprechend) vermuthen läßt. Diese Küste vom Kap Chudleigh im Norden an nebst ihrer südlichen Fortsetzung bis zum Kap Whittle¹⁾ wird Labrador genannt. Die ganze Halbinsel, welche ihrem Flächeninhalt nach fast fünfmal so groß wie das Königreich Preußen ist, entbehrt eines besonderen Namens. Sie gehört zum britischen Nordamerika und steht unter dem Gouverneur von Neufundland. Das Innere, eine öde gebirgige Wildniß, ist bisher nur sehr wenig erforscht. Die Höhen sind einen großen Theil des Jahres, manche auch immer, mit Schnee bedeckt; auch sollen sich Gletscher vorfinden. Sie und da sind weite Thäler und ebenere Strecken mit Torfmooren besetzt, während in den südlichen Theilen sich ausgedehnte Waldungen finden. Nur eine dünne Bevölkerung von einigen Indianerstämmen führt in dem weiten unwirthlichen Lande ein kümmerliches Leben.

Hier haben wir es nur mit der Labradorküste zu thun. Sie hat in vielen Beziehungen Aehnlichkeit mit der Küste von Grönland. Auch hier dringen zahlreiche Fjorde tief in das felsige Land ein, daß meist in schroffen, mit grauen Flechten überzogenen Wänden aus dem Wasser emporsteigt, so daß die Plätze, die sich zur Anlage menschlicher Wohnungen eignen, nur in beschränkter Zahl vorhanden sind. Etwas weniger rauh erscheint die Küste in ihren südlichen Theilen, wo Fichten- und Lärchenwäldungen die Berge bedecken. Meistens beginnen dieselben aber erst im Hintergrunde, in einiger Entfernung vom Ufer. Die dem letzteren vorgelagerten kleinen Inseln sind größtentheils nackte Felsklippen, auf denen Mören und andre Seevögel ihre Brutstätten haben. Zwischen denselben ist den ganzen Sommer hindurch Treibeis vorhanden,

¹⁾ Selbst noch weiter westlich wird diese Bezeichnung ausgedehnt. Doch gehören diese Strecken bis etwa zur Mitte der Belle Isle-Straße zu der Provinz Ost-Kanada.

das zuweilen in größerem Maße auftretend der Schifffahrt sehr gefährlich werden kann. Wie schon erwähnt, ist das Klima des Landes dadurch bedingt; ja die Winter, obgleich kürzer als in Grönland, sind durchschnittlich weit härter¹⁾ als dort, daher Labrador in manchen Stücken viel Uebereinstimmung mit Nordgrönland hat (z. B. Benutzung der Hundeschlitten). Der Sommer erzeugt vielfach einen verhältnißmäßig hohen Wärmegrad (bis 25° R.), der durch die scharf auf den dunkeln Felsgrund brennenden Sonnenstrahlen gesteigert wird. Unerträglich sind dann die Schwärme der Moskiten, eine unsägliche Plage für Menschen und Thiere.

Die Naturerzeugnisse von Labrador gleichen ebenfalls denen von Grönland. Beerengewächse, namentlich die Rauschbeere (*Empetrum nigrum*), finden sich in großer Menge. Im Süden kommen noch Pappeln vor, Birken und Weiden auch weiter im Norden, wo sie jedoch wie auch die Nadelhölzer immer mehr verküppelt erscheinen, bis etwa unter dem 57° N. Br. der Baumwuchs ganz verschwindet. — Unter den Thieren ist auch hier der Seehund von ganz besonderer Wichtigkeit;²⁾ ebenso das Rennthier, das tiefer im Innern aufgesucht wird, und die werthvolle Felle liefernden Pelzthiere, die man in Fallen fängt und unter denen verschiedene Arten von Füchsen oben an stehen. Das Meer liefert einen großen Reichthum von Fischen, unter denen wir den Dorsch (Gobfisch) erwähnen; Walfische, die früher häufig waren, kommen jetzt nur noch höchst selten vor. Auch manche der unter Grönland erwähnten Vögel, wie Affen, Schneehühner (Kipper), Eidergänse u. s. w. dienen hier wie dort den verschiedenen Lebensbedürfnissen des Menschen.

Estimo sind auch hier die Eingebornen, ein Fischer- und Jäger-völkchen, wie die Grönländer,³⁾ denen sie in ethnographischer Beziehung, in Lebensweise und Sitten gleichen. Der Name Innuit findet sich auch hier; die Ausländer werden ebenfalls verächtlich als Kablunät bezeichnet. Die Kleidung unterscheidet sich von der grönländischen nur bei den Weibern durch eine bis auf den Boden herabreichende Schleppe und höher hinaufreichende Pelztiefeln. Die Wohnungen sind den grönländischen ähnlich, ebenso die Haus- und Jagdgeräthe, sowie die Fahrzeuge, letztere nur noch etwas besser und netter gearbeitet. Des Sommers wohnen die Estimo unter Zelten von Fellen, ihre Winterhäuser aber graben sie tiefer in die Erde, so daß die Mauern nur drei Fuß hoch sind, über die sich in der Mitte das Dach erhebt, an dessen Südfseite die Fenster sich befinden. In dem niedrigen Eingang ist an der einen Seite eine Kochstelle, auf der andern ein Platz für die Hunde. „Vier Klafter lang“, schreibt ein Missionar⁴⁾, „mußten

¹⁾ Selbst in den Gebäuden gefrieren zuweilen Spirituosen wie Wasser.

²⁾ Auch hier wie in Grönland erscheint er nur zu besonderer Jahreszeit, n. z. einige Wochen später als dort, etwa im November (?).

³⁾ Mit Verweisung auf die obige Schilderung der Grönländer und ihres Lebens fassen wir uns hier kürzer. Alle hier fehlenden Züge möge der Leser aus jener Schilderung ergänzen.

⁴⁾ Wulfskägel, Lebensbilder II. S. 163.

wir durch den
gen und da
famen, denn
da hinein, un
auf sie tritt o
mit Unrath
dem eindringl
Hier haben
Zelte sind vo
und Ungeziefe
hätten, wie d
etwas Bessere
wir uns mit
Winter unter
Hausen von
abzeichnen un
3 Fuß lang,
einer Höhe vo
Fellen bedeckte
stelle, das Fen
mit einem gu
machen sie in
einzeln mit M
alten, gut abge
läuft immer n
langen Peitsch
Die andern fo
Gieb, so heiß
verwickeln sich
müssen diese
ihnen für geri
weide, verfaul
rung zugeworfe
oder Muscheln
so verzehren si
des Nachts vor
Hunde Abends
in den Schnee

Die Spr
ihrer Stammv
und beide weic
deutsche vom
ihnen erst zuge
funden und d
etliche französi
bradoridialekt

¹⁾ Wulfskägel

wir durch den niedrigen Eingang auf Händen und Füßen hinein kriechen und dabei froh sein, wenn wir von den Hunden ungebissen davon kamen, denn bei rauher Witterung nehmen die Thiere ihre Zuflucht da hinein, und man muß oft über sie weg, wo man denn im Finstern auf sie tritt oder von ihnen im Gesicht beleckt wird, oder sich die Hände mit Unrath beschmiert“. Darum rief denn auch ein Eskimo¹⁾ nach dem eindringlichen Vortrag eines Missionars: „Ach, ich armer Mensch! Hier haben wir nichts als Kälte und Hunger, unsere Häuser und Zelte sind voller Unrath, und des Nachts werden wir mit Gestank und Ungeziefer geplagt. Ich möchte, wenn wir es nur erst so gut hätten, wie die Europäer, so wollte ich sehr froh sein; aber wenn noch etwas Besseres zu erwarten ist, so ist's gewiß der Mühe werth, daß wir uns mit dem Erlöser bekannt machen“. — Sind die Eskimo im Winter unterwegs, so bauen sie sich Schneehäuser, indem sie auf einem Haufen von dichtem und festem Schnee einen länglich runden Platz abzeichnen und dann mit ihren langen Messern viereckige Stücke Schnee 3 Fuß lang, 2 Fuß breit und 1 Fuß dick ausstechen, die sie bis zu einer Höhe von 8 Fuß backofenförmig über einander wölben. Eine mit Fellen bedeckte Erhöhung von 20 Zoll dient ihnen zur Bank und Schlafstelle, das Fenster bildet ein Stück Eis, der Eingang wird des Abends mit einem großen Stück Schnee verschlossen. — Ihre Winterreisen machen sie in Schlitten, von wolfsähnlichen Hunden gezogen, die je einzeln mit Riemen von verschiedener Länge vorgespannt und von einem alten, gut abgerichteten Hund, dem Vorderhund, angeführt werden. Dieser läuft immer mehrere Schritte voraus und wird mit einer oft 24 Fuß langen Peitsche, die nur ein geübter Eskimo regieren kann, gelenkt. Die andern folgen ihm, wie eine Herde Schafe; bekommt einer einen Hieb, so beißt er seinen Nachbar, oft überstürzen sie einander und verwickeln sich in den Riemen zu einem wirren Knäuel. Uebrigens müssen diese Zughunde mit großer Schonung behandelt werden, da man ihnen für geringes Futter viele Arbeit zumuthet. Alte Häute, Eingeweide, verfaulte Walfischfinnen und dgl. Abfall wird ihnen als Nahrung zugeworfen; fehlt's einmal daran, so müssen sie sich selber Fische oder Muscheln am Seestrand suchen; wenn sie aber der Hunger quält, so verzehren sie was sie finden, selbst die Zugriemen, die man deshalb des Nachts vor ihnen wohl verwahren muß. Auf Reisen, wenn die Hunde Abends abgespannt und gefüttert sind, läßt man sie nach Belieben in den Schnee sich eingraben.

Die Sprache der Eskimo in Labrador unterscheidet sich von der ihrer Stammverwandten in Grönland nur als verschiedene Mundart, und beide weichen noch weniger von einander ab, wie etwa das Hochdeutsche vom Niederdeutschen; nur daß sie für die von den Europäern ihnen erst zugeführten Gegenstände beiderseits verschiedene Namen erfunden und die Eskimo im Verkehr mit den hier handelnden Franzosen etliche französische Worte angenommen haben. Dennoch trägt der Labradordialekt das Gepräge größerer Ursprünglichkeit. Für geistige

¹⁾ Wulfschläger, Lebensbilder III. S. 10.

Begriffe ist auch er höchst dürftig. Noch in neuerer Zeit schreibt ein Missionar¹⁾ von den heidnischen Eskimo: Sie sind in der That wie Kinder; alles ist ihnen neu und fremd, daher besuchen sie uns auch gern in unserm Hause. Unsere Wanduhr ist oft ein Gegenstand ihrer Verwunderung; unlängst fragte einer sogar, ob sie reden könnte“.

Ganz ähnliche religiöse Meinungen und abergläubische Gebräuche, wie bei den Grönländern, finden sich auch bei den Eskimo in Labrador; ebenso spielen die Angelote oder Zauberer eine große Rolle, und auf die Wirksamkeit der Amulette wird dasselbe Vertrauen gesetzt. Im Innern des Landes, glaubt man, wohne eine alte Frau, Suppergutsok, welche über die Kennthiere herrsche und sie heraus schide, wenn die Innuit deren bedürfen. Sind daher keine zu sehen, so rufen sie der alten Frau zu: Kait, Kait, d. h. komm, komm, wir sind hungrig. Auf dem Wasser aber wohne ihr Mann, Torngarsok, und beherrsche die Walfische und Seehunde. Wenn sie daher Mangel an Seehunden haben und beim Walfischfang rufen sie den Torngarsok um Hülfe an; entgeht ihnen aber ein Walfisch, so sagt der Harpunier: „Der Torngal war nicht da, oder er hat nicht gehört, er war in Geschäften.“ Bei Suppergutsok sammeln sich auch die Seelen der Verstorbenen, um mit ihr Kennthiere zu jagen.

Gleich den Grönländern leben die Eskimo ohne Obrigkeiten und Gesetze und halten sich, obschon Mordthaten und Weibertausch nicht selten bei ihnen vorkommen, allein für gesittete und gute Menschen. Sorglosigkeit und Trägheit haben sie mit jenen gemein, aber Stolz und Eigenwille ist im Herzen des Eskimo tiefer eingewurzelt. Auch der Aermste unter ihnen ist eingebildet auf seine leider so oft gemißbrauchte Freiheit, und die meisten dünken sich weiser und geschickter als die Europäer, weil sie im Kajak fahren und Seehunde fangen können, obgleich sie eingestehen müssen, daß die Europäer in den meisten andern Stücken ihnen überlegen sind. Sobald ein junger Mensch einige Schneehühner geschossen hat, ist er in ihren Augen ein großer Mann und wirft seine Worte nur so hin, als ob alles um ihn her Staub wäre. Dem äußern Anschein nach haben die Eskimo etwas Treuherzigen und Stilles an sich; doch sind sie wie stille Wasser. Tief, lange, oft 10 bis 20 Jahre, kann die Rache in ihren Herzen schlummern. Dann erwacht sie plötzlich und muß im Blute seines Feindes gefühlt werden. Tief unter Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit liegt bei ihnen oft das Mitleid und der Sinn für das Recht verschüttet. Ueberhaupt findet man die kindliche Einfalt der Grönländer bei den Labrador-Eskimo weniger. Kindermord, wenn die Neugeborenen irgend mißgestaltet sind, auch Selbstmord und räuberischer Diebstahl kommt bei ihnen vor. Die Kinder werden von Jugend auf hart gehalten. Bei der strengsten Kälte tragen die Mütter sie unbekleidet in ihren Rappen. Wird der Kleine in seinem unbeglichen Behälter ungeduldig, so wird er aus demselben hervorgezogen und völlig nackt auf den Schnee gesetzt. Selbst in einer christlichen Gemeinde aber

¹⁾ Calver Missionsblatt 1848, S. 114.

tam noch ein
mißgestaltetes
ließen. Und
der pharisäis
überall auf
bedürfen kein
gesellschaft vo
gelium verfüh
einmal etwas
Lehrer brauch
ist das nicht

Dennoch
wie sich die
zeigten. Zen
Innern von
denn zwischen
schaft. In n
etwas sehr E
vorkommt.)

Die Fran
Jahrhundert
als ein räuber
Erfahrungen
Herrschaft über
einverleibten.
englische Anfi
namentlich ei
Aufenthalt in
ist ganz begei
müthsart unter
in poetischem
des Binnenlan
waren und nie

¹⁾ Die dortige
der Mission in H

²⁾ Journal o
1792. Es ist oft
finden, zwischen
streut sind.

³⁾ Er sagt un

Thri
Wha
Of r
Thei
—
Not
Can
Witt
No 1

schreibt ein
r That wie
ie uns auch
enstand ihrer
könnte".
e Gebräuche,
o in Labra-
Rolle, und
gefeht. Im
Supper-
eraus schide,
en, so rufen
r sind hung-
arsot, und
Mangel an
Torngarsot
r Harpunier:
er war in
e Seelen der

kam noch ein Fall des Kindermordes vor, indem die Eltern ihr etwas mißgestaltetes Kind durch ein herbeigerufenes heidnisches Weib umbringen ließen. Und bei all diesen Sünden eine Selbstgerechtigkeit, die von der pharisäischen Art des Menschenherzens auch in Labrador, wie überall auf Erden, Zeugniß gibt. „Wir sind gute Menschen und bedürfen keines Erlösers“, so hieß es, als einmal eine ganze Schlittengesellschaft von Heiden nach Hebron gekommen war, wo das Evangelium verkündigt ward; „von eurem Jesus haben wir schon früher einmal etwas gehört; es gibt zwar unter uns auch einige Böse, die Lehrer brauchen könnten, um sie zum Guten anzuhalten; aber bei uns ist das nicht der Fall.“

Dennoch waren die Eingebornen Labradors keineswegs so harmlos, wie sich die Grönländer bei ihrem Zusammentreffen mit Europäern zeigten. Jene waren durch die Berührung mit den Indianern des Innern von Alters her an Kampf, Mord und Grausamkeit gewöhnt, denn zwischen beiden Nationalitäten besteht eine unversöhnliche Feindschaft. In neuerer Zeit ist das Zusammentreffen an der Labradorküste etwas sehr Seltenes, während es an den Ufern der Hudsonsbai öfter vorkommt.¹⁾

Die Franzosen und französischen Kanadier, die seit dem siebzehnten Jahrhundert mit jenen Eskimo zusammentrafen, lernten sie vielfach als ein räuberisches und mörderisches Gesindel kennen. Nicht bessere Erfahrungen machten später die Engländer, welche seit 1763 mit der Herrschaft über Kanada auch die nördlichen Länder ihren Besitzungen einverleibten. Dennoch wußten schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts englische Ansiedler sich das Vertrauen der Eskimo zu erwerben; so namentlich ein gewisser Cartwright, der über seinen langjährigen Aufenthalt in Labrador ein umfassendes Werk veröffentlicht hat.²⁾ Er ist ganz begeistert über die kleinen Menschen, denen er die beste Gemüthsart unter allen ihm bekannten Völkern zuschreibt und die er auch in poetischem Ergusse gefeiert hat.³⁾ Dagegen schildert er die Indianer des Binnenlandes, die vielfach mit Europäern in Verkehr gewesen waren und nicht bloß das katholische Christenthum, sondern auch viele

¹⁾ Die dortigen Eskimo übergehen wir hier, werden ihrer aber bei der Schilderung der Mission in Rupertsland zu gedenken haben.

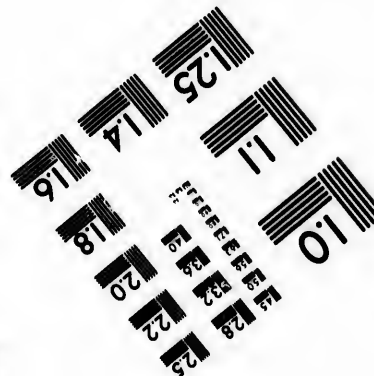
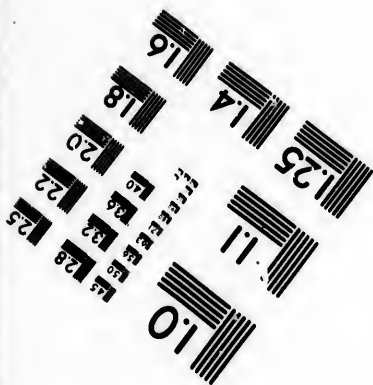
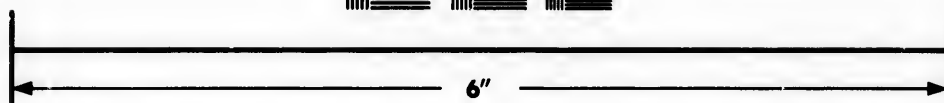
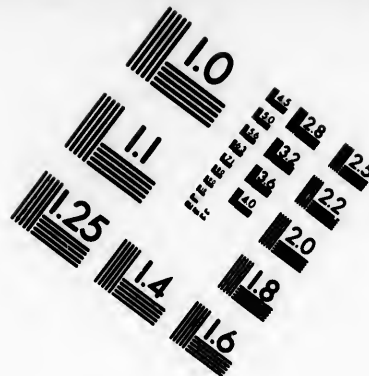
²⁾ Journal of transactions and events on the Coast of Labrador. Newark 1792. Es ist oft weitzläufig, sich durch die Notizen des alten Jagdfreundes durchzufinden, zwischen denen hier und da wichtige Bemerkungen über die Eingebornen zerstreut sind.

³⁾ Er sagt unter andern:

Thrice happy race! Strong drink nor gold they know
What in their hearts they think, their faces show.
Of manners gentle, in their dealings just
Their plighted promise safely you may trust.

Not a more honest or more generous race
Can bless a Sovereign, or a nation grace.
With these frequent pass the social day
No broils nor feuds, but all is sport and play.





Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

1.0
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
8.0
9.0
10.0
11.2
12.5
14.0
16.0
18.0
20.0
22.5
25.0
28.0
32.0
36.0
40.0
45.0
50.0
56.0
63.0
71.0
80.0
90.0
100.0

1.0
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
8.0
9.0
10.0
11.2
12.5
14.0
16.0
18.0
20.0
22.5
25.0
28.0
32.0
36.0
40.0
45.0
50.0
56.0
63.0
71.0
80.0
90.0
100.0

Lafter derselben angenommen hatten, als ein verrätherisches, trunt- und freitsüchtiges Geschlecht.

Bei dem immer wachsenden Handelsverkehr der Europäer mit den Eskimo zeigten jedoch auch diese sehr oft noch ihre schlechtesten Seiten. Dann und wann wurden Händler und Schiffer beraubt und umgebracht, und die Labradorküste galt als eine verrufene Gegend. So wurden denn auch von der englischen Regierung die dahin gehenden Missionsunternehmungen mit Freuden begrüßt und auf mancherlei Weise befördert.

2. Die Mission in Labrador.

Es war im Jahre 1741. Im Hafen St. Thomas ankerte ein stattlicher Holländer, damals noch eine seltene Erscheinung, da wo jetzt das rege Treiben von hundert Schiffen aller Art einen Hauptpunkt der westindischen Schifffahrt andeuten. Mit Staunen wurde das tropische Land und die schwarzen Sklaven von manchem unter der Mannschaft betrachtet. Viel wurde auch geredet über die Herrnhuter, die jene Schwarzen belehren wollten. Johann Christian Ehrhardt, der Steuermann, der sich auf manchem Meere schon etwas versucht und manchen Wilden schon kennen gelernt hatte, stimmte lachend mit ein in den Spott, den seine Kameraden über die Missionare ergossen. „Laßt uns selber einmal auf ihren „Posaunenberg“ gehen und sehen, wie sie mit den schwarzen Kreaturen beten“, hieß es. Der Vorschlag fand Anklang. Dort aber in der Versammlung der armen Sklaven verstummte der Spott der rohen Gesellen vor dem heiligen Ernste der Andacht und vor den feurigen Reden und inbrünstigen Gebeten des Bruders Friedrich Martin. Der Steuermann aber hatte einen Stachel ins Herz bekommen, daß er noch mehrfach zum Posaunenberge ging; und als der Holländer die Anker lichtete, um heimwärts zu segeln, da spielte auf dem wettergebräunten Antlitze des Mannes am Steuer der Widerschein von Dank und Wehmuth. Ein anderer, als der er gekommen war, schied er von Westindien.

Ehrhardt schloß sich bei seiner Rückkehr nach Holland der Brüdergemeinde völlig an. Früher hatte er schon öfter auf Walfischfängern die Reise nach der Davisstraße gemacht. Da war es ihm willkommen, mit einem eigends für die Brüdermission abgeschickten Schiffe (Frene 1749) nach Grönland gehen zu können, wo er sich den Winter über aufhielt und eine besondere Zuneigung zu den Eskimo gewann. Die schon dort vernommene Vermuthung, daß auch in den Ländern jenseits der Davisstraße solche Menschen wohnen möchten, später bestätigt durch die Reisebeschreibung des Polarfahrers Henry Ellis, brachte ihn zu dem Entschlusse, eine Mission für jene andern Eskimo zu veranlassen. Die Sache fand bei den Brüdern der Unitätsdirektion Anklang. „Der Bischof Johannes von Watterville ging gern auf Ehrhardts Gedanken ein, und es wurden, nachdem Matth. Stach zur Verathung darüber von Grönland nach England berufen war, Verhandlungen mit der Hudsonbai-Kompagnie angeknüpft, mit dem Erfuchen, Missionare nach ihren Fal-

toreien f
zwischen
habende
gefaßt, ei
genomme
gefaßt un
man ein
gingen a
Berge der
wo sie vo
großen, n
Georg von
Bucht nam
am 29. J
welche mit
Br. Ehrh
ihre Freu
genommen

Am 1
umgebener
und eine C
Ehren des
die beabsi
nun das n
stimmten V
Schutz dien
richten des
fortgeschrit
Ehrhardt n
gemäß noch
fahrend, sa
gegen Wall
ging er an
dem Schiffe
benen Boot
kam wieder
einige Tage
Nisbet-Hafe

Zuglei
nommen h
und mit no
möglich sein

¹⁾ Missio
Zingendorf geg
Bedenken begre
²⁾ Der F
Gossenthal.

Ehrhardt, MI

turen senden zu dürfen. Die Bitte wurde jedoch abgeschlagen. Inzwischen hatte ein Mitglied der Brüdergemeinde in London, der wohlhabende Kaufmann Nisbet, mit zwei andern, Grace und Bell, den Plan gefaßt, ein Handelsschiff in die von jener Kompagnie noch nicht in Besitz genommenen Länder zu senden.¹⁾ Besonders wurde Labrador ins Auge gefaßt und Ehrhardt zum Führer des Unternehmens bestellt, für welches man ein Schiff Namens Hope (Hoffnung) befrachtete. Vier Brüder gingen als Missionare mit. Am 11. Juli 1752 sahen sie die ersten Berge der Labradorküste. Nach längerem Suchen fanden sie eine Bucht, wo sie vor Anker gehen konnten, und schnitten in die Rinde einer der großen, nicht fern vom Ufer stehenden Birken den Namen des Königs Georg von England ein, zum Zeichen der Besitznahme des Landes. Diese Bucht nannten sie God-Bay. Von dort weiter fahrend, sahen sie endlich am 29. Juli die ersten Eskimo. Es waren 5 Männer in ihren Kajaken, welche mit wildem, fürchterlichem Geschrei herankamen, dann aber, als Dr. Ehrhardt ihnen einen von den Grönländern gelernten Gruß zurief, ihre Freude zu erkennen gaben und sich, nachdem man sie an Bord genommen, ganz friedlich betrugten.

Am 31. Juli zeigte sich ein sicherer, von hübsch bewaldeten Ufern umgebener Hafen, und man beschloß sogleich, hier ans Land zu gehen und eine Stelle zum Anbau auszusuchen. Den Hafen nannten sie zu Ehren des oben genannten Unternehmers „Nisbet Harbour“, den für die beabsichtigte Niederlassung erwählten Platz „Hoffenthal.“²⁾ Es wurde nun das mitgebrachte Holz zum Hause samt den für die Mission bestimmten Vorräthen — auch zwei kleine Kanonen, die nöthigenfalls zum Schutz dienen sollten — ausgeladen und am 10. August mit dem Aufrichten des Häuschens begonnen. Am 3. September waren sie soweit fortgeschritten, daß sie zum ersten Mal unter Dach schlafen konnten. Ehrhardt nahm nun von den 4 Brüdern Abschied, um seinem Auftrag gemäß noch Handelsgeschäfte zu treiben. An der Küste weiter hinaus fahrend, fand er hier und da Eskimo, welche an Bord kamen und gegen Walbarten allerlei Waaren eintauschten, und am 13. September ging er an Stelle, wo sich wieder Eingeborne zeigten, mit dem Kapitän, dem Schiffschreiber und 4 Matrosen in dem mit Handelswaaren beladenen Boot ans Land, aber weder er selbst noch einer seiner Begleiter kam wieder zum Vorschein. Nachdem die an Bord gebliebene Mannschaft einige Tage gewartet hatte, kehrte dieselbe mit dem Schiff nach dem Nisbet-Hafen zurück und brachte den Brüdern die traurige Nachricht.

Zugleich bat der Steuermann, der die Führung des Schiffes übernommen hatte, dringend, daß die Brüder wieder an Bord kommen und mit nach Hause fahren möchten, weil es ohne ihre Hülfe nicht möglich sein werde, das so schwach besetzte Schiff wieder glücklich über

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1871, S. 97. Dasselbst wird bemerkt, daß Ringendorf gegen diese Unternehmung, obwohl er sie nicht hindern wollte, die meisten Bedenken hegte.

²⁾ Der Hafen liegt 15—20 deutsche Meilen südlich von der jetzigen Station Hoffenthal.

das Meer zu bringen. Es blieb den Brüdern nichts übrig, als Folge zu leisten. Gegen Ende November kam man in London wieder an. Ein im nächsten Jahr an der Küste hinfahrender Kapitän aus Nord-Amerika fand noch das verlassene Haus der Brüder samt einem kleinen Rest der Vorräthe, welche sie dort zurückgelassen hatten für den Fall, daß die Vermissten noch am Leben wären, und endlich auch die Ueberbleibsel von 7 Zeichnamen.¹⁾

So endete die erste Unternehmung für Mission und Handel auf Labrador. Der letztere zog jedoch in den folgenden Jahren wiederholt englische Schiffe von der Kolonie Neufundland dorthin. Mehr noch die ergiebige Fischerei. Die Verührung der Europäer mit den Eskimo war für den weiteren Verkehr nur nachtheilig. Jene verführten mit Gauksamkeit und Hinterlist, was die Eingebornen gleichermaßen erwiderten. So friedlich nämlich die Eskimo in andern Gegenden erscheinen, hier waren sie stets kampfbereit. Die häufige Verührung mit ihren alten Erbfeinden, den Indianern, hatte jedenfalls diese Eigenschaft bei ihnen veranlaßt.

So abschreckend nun auch fortwährend die Nachrichten aus Labrador klingen mochten, gab man in der Brüdergemeinde keineswegs die Hoffnung auf, auch dort das Evangelium zu verkündigen. Besonders war es ein Zimmermann, Jens HANSEN, der seit Ehrhards Tod sich gedrungen fühlte, dessen Nachfolger zu werden. Inzwischen aber wurde er nach Grönland berufen, um bei der Anlegung von Lichtensfeld thätig zu sein. Seine dort erworbene Bekanntschaft mit den Eskimo brachten jenen Plan zur Reife, und als er nach vierjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte (1762), suchte er von der Unitätsdirektion die Erlaubniß, noch auf eigne Hand eine zweite Untersuchungsreise nach Labrador zu unternehmen, und ging 1764 mit dem Segen der Gemeinde von Herrnbut nach England ab. Durch dortige Freunde wurde er dem Commodore²⁾ der jährlich nach Neufundland segelnden Flotte empfohlen, der ihn freundlich nach St. Johns, der Hauptstadt jener Insel, mitnahm und durch einen Schutzbrief sein Vorhaben angelegentlichst unterstützte. Mit einem Handelschiffe ging er weiter nach Quirpoint, einem Hafen an der nördlichsten Spitze jener Insel, und bekam daselbst zuerst einen von den Eskimo zu sehen, die sich dort vom Festlande einzufinden pflegten, um Handel zu treiben oder zu stehlen. Er rebete ihn zuerst auf Grönländisch an, und als der Eskimo in gebrochenem Französisch antwortete, bat er ihn, in seiner eigenen Sprache zu reden und seine Landsleute herzubringen. Da ging jener fort und rief mit lautem Geschrei: „Unser Freund ist gekommen!“ Kaum hatte J. Hansen seine grönländische Kleidung angelegt, als fünf Eskimo in ihren eigenen Booten herankamen und auf seine freundschaftliche Anrede erwiderten: „Du bist wirklich unser Landsmann“. Die Freude war beiderseitig groß, und er mußte mit ihnen auf das vor dem Hafen gelegene Inselchen kommen, wo ihre Weiber und Kinder waren. Da

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1873, S. 98 und 99.

²⁾ Paulliser.

betete es
gehn in
gethan
ist fest
annehme
merklich
zu besuch
zeugen a
einem S
fürsorglic
behalten
waren sie
vor dem
„Auf die
worteten
dauerte n
benahm si
schaftlich.
tanzen un
ländischen
und ausrü
sehr, doch
Weiter
die Schiffs
27. Septem
dore, nachd
land besöc
Das J
den Bunia
der Unitäts
Haven und
dern zu ein
mit der eng
Kriegsschiff
ging dann
Nisbet-Hafen
inzwischen
in Verkehr
bischen Spr
Karablit im
belehrt hätt
wie die Gr
Dabei schlug
„Glaube und

¹⁾ Mission
²⁾ Bergl. c

betete er in seinem Herzen zum Herrn und sprach: „Ich will mit ihnen gehn in deinem Namen; tödten sie mich, so ist mein Werk auf Erden gethan und ich werde bei dir leben; schonen sie meines Lebens, so will ich fest glauben, es sei dein Wille, daß sie das Evangelium hören und annehmen.“ Und sie nahmen ihn freundlich auf, hörten ihm aufmerksam zu und versprachen, ihn am nächsten Morgen auf dem Schiffe zu besuchen. Tags darauf kamen denn auch ihrer 18 mit ihren Fahrzeugen ans Schiff, und er ging mit ihnen wieder ans Land. Aus einem Schreiben des Commodore theilte er ihnen die freundlichen und fürsorglichen Absichten der englischen Regierung mit. Sie sollten dasselbe behalten und zu ihrem Schutz Europäern gegenüber benutzen. Doch waren sie nicht zur Annahme des Papiers zu bewegen, weil sie sich vor dem lebendigen Wesen, das doch darin stecken müsse, fürchteten. „Auf die Frage, ob sie etwas von dem Tode Ehrhardt's wüßten, antworteten sie nicht und schlugen die Augen nieder. Dieser Verkehr dauerte nun einige Tage und wurde immer befriedigender. Besonders benahm sich der Führer der Gesellschaft, der Angelot Seguliat, freundlich. Als sie aber ihrem Freunde Haven zu Ehren anfangen zu tanzen und großen heidnischen Lärm zu machen, stimmte er einen grönländischen Vers an, worauf sie wieder stille wurden, andächtig zuhörten und ausriefen: „Wir sind ohne Worte!“ Beim Abschied baten sie ihn sehr, doch bald wieder zu kommen.

Weiter nach Norden hinauf zu gelangen war nicht möglich, da die Schiffsmannschaft heimkehren wollte, und so kam denn Haven am 27. September 1764 wieder in St. Johns an, von wo ihn der Commodore, nachdem er seinen Bericht beifällig vernommen, weiter nach England beförderte.¹⁾

Das Handels-Departement der brittischen Regierung hegte hierauf den Wunsch, eine Mission auf Labrador errichtet zu sehen. Das von der Unitätsdirektion befragte Loos stimmte zu. So wurde denn Jens Haven und Laurentius Drachart²⁾ 1765 mit zwei andern Brüdern zu einer zweiten Rundschiffsreise ausgesendet. Sie reisten wieder mit der englischen Flotte nach Neufundland, und von dort auf einem Kriegsschiff nach einigen Häfen der südlichen Labradorküste. Haven ging dann mit einem kleinen Schooner nördlich, fand aber den gesuchten Misbet-Hafen nicht, traf auch keine Eskimo. Desto mehr Erfolg hatte inzwischen Drachart, der mit einer großen Gesellschaft jener Eingebornen in Verkehr treten konnte, wobei ihm seine Fertigkeit in der grönländischen Sprache zu statten kam. Er erzählte ihnen viel von den Karablit im Osten, die sich von ihrem Heidenthume zu dem Heilande belehrt hätten. Sie antworteten unter anderem: „Wir wollen auch wie die Grönländer thun, wir glauben das, was du uns sagst.“ Dabei schlugen sie ihm an die Brust, gaben ihm die Hände und riefen: „Glaube uns“.

¹⁾ Missionsblatt der Bräutigamsgemeinde 1873, S. 100.

²⁾ Vergl. oben S. 52.

Bei den wiederholten Besuchen gab sich Drachart Mühe, ihnen die Hauptzüge der christlichen Heilslehre nahe zu bringen, doch fand er vielfach nur ein sehr mangelhaftes Verständniß. Unter dem Heiland konnten sie sich anfangs nichts anderes vorstellen als einen großen Herrn, der sie von den Rablunät erlösen und ihnen gegen die bösen Karadlit im Norden beistehen würde. — Den ersten Unterricht hörten sie meist sehr begierig an, bald aber bekamen sie es überdrüssig und sagten wie die Grönländer: „Wir wissen nun schon alles“ oder „wir glauben es“ oder „wir verstehen das nicht, unsre Ohren taugen nicht dazu“. Gegen die Brüder benahmen sie sich stets sehr freundlich, was sie indeß nicht abhielt, dieselben gelegentlich zu befehlen, und freuten sich insonderheit, als Jens Haven von Norden eintraf, daß er Wort gehalten und wieder zu ihnen gekommen sei. Als sie aber hörten, daß die Brüder im Sinne hätten, übers Jahr wieder zu kommen und unter ihnen zu wohnen, sagten sie: „Kommt nur und baut bei uns; aber bringt keine Rablunät mit, sondern nur Innuit wie wir sind und ihr seid, so wollen wir euch bauen helfen, und Jensingoat — so wurde Jens Haven von ihnen genannt — soll uns Boote bauen und ausbessern helfen. Drachart aber soll uns lesen und schreiben lehren, und so wollen wir als Freunde unter einander leben und unsre Flinten und Harpune nicht gegen einander brauchen, sondern gegen die Rennthiere und Seehunde“. — Einmal übernachteten die Brüder sogar bei dem Angelot Seguliat, der während der Nacht, wie die Brüder es bezeichneten, in eine Entzündung gerieth. Zuerst sang er mit seinen Weibern; dann murmelte er etwas daher, machte wunderliche Geberden, blies und schäumte, daß ihm der Geiser den Bart herunter lief, zog seinen Leib und seine Glieder trampfhaft zusammen, drehete die Hand rund um den Kopf, Arme und Füße herum, als ob er einen Strick herum wände. Zuweilen schrie er fürchterlich, hielt seine Hand gegen Drachart's Gesicht, neben dem er saß, tummelte sich auf der Erde herum und verdrehte die Augen. Man konnte vor allem nur die Worte verstehen: „Nun ist mein Torngat da“. Hierauf küßte er Drachart, dann lag er eine Weile wie todt, fing darauf wieder an zu winseln, richtete sich endlich auf und verlangte, daß sie ihn küssen sollten, weil ihm das Linderung verschaffte. Darnach setzte er sich wieder nieder und fing an zu singen; die Brüder aber stimmten einige fromme grönländische Verse an, wobei die Eskimo sehr andächtig waren und jedes Wort wiederholten, obschon sie sagten: „Wir verstehen nur ein klein wenig von dem, was ihr singt“. Am andern Morgen als die Brüder schieden, sprach Seguliat: „Nun könnt ihr unsern Landsleuten im Osten sagen, daß ihr bei mir geschlafen habt. Ihr seid die ersten Rablunät, die bei mir über Nacht geblieben sind; doch ihr seid nicht Rablunät, sondern Innuit, unsre Freunde, bei denen alle Furcht ein Ende hat, denn wir kennen uns“. — Die Brüder hatten sich zugleich bemüht, den Handel der Europäer mit den Eskimo so einzurichten, daß künftig allen Gewaltthätigkeiten vorgebeugt würde. Nachdem jener Verkehr zwei Monate hindurch fortgesetzt war, kehrte die Gesellschaft nach England zurück, wo alsbald weitere Verhand-

lungen
zogen si
erforder
beiden g
Wa
timo vor
ein fünf
durfte b
hernach
baselbst
aber Ta
Brüdern
100,000
Labrador
Haven,
auf einer
dahin. M
den Eskim
und trafen
als wir
als wir
Furcht, de
Ein ander
indem er
nicht aufst
dem Herrn
mehr davo
Mital lebt
ging man
dorne. M
Wette zu h
der Prinze
mit goldner
und auf de
Königs von
in Ermange
ein paar en
Brust geheß
Auch a
die Eskimo
gekommen
wohnen und
vernommen.
und verspra
und zu mor

1) 54° N.
2) New J

lungen über Anlegung einer Station angeknüpft wurden. Dieselben zogen sich jedoch in die Länge, da die Regierung wegen Abtretung des erforderlichen Landes noch Schwierigkeiten machte, und so wurden die beiden genannten Missionare bis 1769 in England aufgehalten.

Während dieser Zeit wurden in einem Handgemenge mehrere Eskimo von englischen Händlern gefangen, und eine Frau, Mikat, und ein fünfzehnjähriger Knabe, Karpit, nach England geschickt. Erstere durfte bald in ihr Vaterland zurückkehren, wo sie sich den Missionaren hernach sehr nützlich bewies; letzterer wurde in Fulnet erzogen und daselbst als der Erstling unter den Seiden von Drachart getauft, starb aber Tags darauf an den Blattern. Im Jahre 1769 wurden den Brüdern endlich namentlich auf Commodore Ballifers Veranlassung 100,000 Aker in der Gegend von Eskimobai¹⁾ auf der Küste von Labrador zugesichert, und im folgenden Jahre begaben sich Jens Hagen, Drachart und Stephan Jensen mit mehreren anderen auf einem von der Londoner Brüdersocietät ausgerüsteten Schiffe²⁾ dahin. Nachdem sie in Duens Harbour (52° 34' N. Br.) umsonst nach den Eskimo ausgeschaut hatten, verfolgten sie die Küste nach Norden und trafen nach einiger Zeit ihre alten Freunde. „Es war uns bange, als wir das fremde Schiff sahen“, sagte einer derselben zu Hagen, „als wir aber hörten, daß der kleine Jens da sei, verging uns alle Furcht, denn wir haben dich lieb und sind froh, dich wieder zu sehen.“ Ein anderer nahm einen Riemen und band ihn um Drachart's Arm, indem er sagte: „Dieses Band soll ein Zeichen sein, daß unsre Liebe nicht aufhören soll.“ Ich habe noch nicht vergessen, was du mir von dem Herrn im Himmel gesagt hast, und ich wünsche, in Zukunft noch mehr davon zu hören.“ Eine andere Schaar von Eskimo, bei der auch Mikat lebte, sollte sich südlicher an der Virons-Bai finden. Dort ging man einige Tage später vor Anker und fand über 100 Eingeborne. Mikat war hoch erfreut, und um die Brüder in ehrenvollster Weise zu begrüßen, kam sie in einem Kleid an Bord, welches sie von der Prinzessin von Wales zum Geschenk erhalten hatte; es war ein mit goldnen Sternen und Treffen geschmücktes Kleid von weißem Tuch, und auf der Brust trug sie ein goldenes Medaillon mit dem Bild des Königs von England. Ihr Vater, der sie ans Schiff begleitete, hatte in Ermangelung eines entsprechenden Anzugs zu seinem Seehundspelz ein paar englische Handschuhe angezogen und ein Offiziersschild an die Brust geheftet.

Auch an dieser Stelle gingen die Brüder wieder ans Land, um die Eskimo in ihren Zelten zu besuchen. Die Erklärung, daß sie gekommen seien, sich ein Stück Land auszusuchen, wo sie bei ihnen wohnen und ihnen Christum verkündigen wollten, wurde mit Freuden vernommen. Die Eskimo versicherten sie ihrer Freundschaft und Liebe und versprachen sie zu hören und dann auch nicht mehr zu fliehen und zu morden. „Wir haben euch lieb, sagten sie, und unser Bund

¹⁾ 54° N. Br.

²⁾ New Jersey Packet.

nen die
und er
Seiland
großen
e bösen
hörten
ig und
r „wir
en nicht
ch, was
freuten
er Wort
ten, daß
nd unter
s; aber
und ihr
so wurde
und aus-
hren, und
nten und
tenntiere
bei dem
er es be-
inen Wei-
Geberden,
lief, zog
die Hand
nen Strid
and gegen
der Erde
nur die
küßte er
wieder an
ihn küssen
te er sich
ten einige
andächtig
er verstehen
n Morgen
hr unsern
abt. Ihr
sind; doch
denen alle
der hatten
Eskimo so
gt würde.
bar, lehrte
Verhand-

soll bleiben, so lange die Sonne scheint. Sucht euch ein Stück Land aus, wo es euch gefällt.“ Die Brüder gingen nun von Jelt zu Jelt und theilten als Preis für den Ankauf des Landes allerlei Geschenke unter ihnen aus, welche mit Freuden angenommen wurden. Von hier fuhren die Brüder wieder weiter nach der Eskimo-Bai, wohin sie die Mikat und ihren Mann Tuglavina in ihrem Schiff mitnahmen.

Dort, wie an einigen andern Orten, fanden sie das freundlichste Entgegenkommen seitens der Eskimo und wählten schließlich den Platz zur Niederlassung (56° 55' N. Br.) aus. Doch auch diese Reise war nur eine Rekognoszirung. Im Herbst kehrten sie nach England zurück.

1771 aber sollte die ständige Labrador-Mission beginnen. Die Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums, in nächster Verbindung mit den englischen Brüdergemeinden, beschloß ein eignes Schiff anzukaufen, das zur Anlage der Station, sowie zur Verbindung mit der Heimat dienen sollte. Es war die „Amity“. Zugleich sollte es Handel treiben und dadurch die Kosten der Mission decken helfen. Dazu wurde ein besonderer Agent ernannt, doch mit der Weisung, daß die Bekehrung der Heiden der Hauptzweck der Unternehmung sein solle. Zum Schutz der neuen Station erlangte man eine Proklamation des Gouverneurs von Neufundland, durch die zugleich allen Händlern und Schiffen ernstlich anbefohlen wurde, sich gegen die Eingebornen freundlich zu betragen.

Nach einem herzlichen Abschiede von der Londoner Gemeinde gingen die für diese Mission berufenen Brüder am 8. Mai an Bord der Amity und erreichten nach einer sehr beschwerlichen und gefährvollen Fahrt am 8. August den Hafen an dem bereits gewählten Platz, den sie Unity Harbour nannten. Zwei Tage später kamen sie ans Land, weihten die zur Ansiedlung bestimmte Stätte und nannten sie Main. Dann ging es bald an das Bauen und Aufrichten eines fertig mitgebrachten Hauses, das nach mehreren Wochen bezogen werden konnte. Nach und nach fanden sich auch Eskimo bei ihnen ein, unter ihnen Mikat mit ihrem Manne; aber sie kamen und gingen. Viele machten Gebrauch von der Gelegenheit zum Eintausch europäischer Waaren. Auch die Verkündigung des Evangeliums ließen sie sich gefallen. „Ich erzähle ihnen“, schreibt Dachart, „vom Heilande und thue dazwischen, um sie aufmerksam zu erhalten, kurze Fragen, welche sehr verschiednen beantwortet werden. Einige sagen: „Ja wir sind Sünder und wollen über das denken, was wir von dir hören“. Andre sagen: „Nein, das wollen wir nicht“, und wieder andre: „Wir verstehen dich nicht, hast du noch Messer zu verkaufen?“ (Einer fand es auch sehr natürlich, daß ihn der Heiland lieb habe, da er noch keinen Europäer tobtgeschlagen hätte.) Ich aber bitte den Heiland — fährt Dachart fort: Du hast

¹⁾ Es waren: Jens Haven, der zum Diakonus ordinirt war, Christoph Brasen und Johann Schneider, diese drei mit ihren Frauen, sowie der Wittwer Dachart und acht lebige Brüder.

in Grd
macht;
denn es

De
deren ei
war, un
Andre

war ein
wurden.
wie z. B.

auch zum
es auch

Um vor
sicher zu
immer g

vieler Pe
lichkeiten
der es zu

konnten.
Mit
geborenen

sich willig
der Sprac
die andern

glückte der
großem M
kannten.

suche, die
gelingen, z
In den sp
Bären, F

Das
Sorge. D
rung zu ve

ging die A
trofen wun
borenen vor

Räuber, so
auch immer
ihr Mann

„Sei nicht
die Leute se

storbene, d
mußten etli
fisch unterne

Eskimohause
Main, wo
sich kaum vor

in Grönland dumme Menschen verständig und kalte Herzen warm gemacht; thue das auch hier und laß uns nicht zu Schanden werden, denn es ist ja deine Sache."

Den Winter über wohnten nur vier Eskimofamilien zu Nain, deren eine um ärztliche Hülfe zu erbitten zu den Brüdern gekommen war, und die Bräsen, der die Chirurgie erlernt hatte, gewähren konnte. Andre kamen zuweilen in ihren Hundeschlitten zum Besuch. Für sie war ein Eskimohaus gebaut, in dem auch Versammlungen gehalten wurden. Schon zeigten sich Spuren von Wirkungen des Evangeliums; wie z. B. einer seine Pfeile, die nicht bloß zur Rennthierjagd, sondern auch zum Menschenmorde gebraucht wurden, auslieferte. Dagegen gab es auch vielfach etwas von Ausbrüchen heidnischer Roheit zu leiden. Um vor grober Zudringlichkeit oder gar vor räuberischen Angriffen sicher zu sein, mußte man die Flinten geladen halten, die den Heiden immer große Furcht einflößten. — Das enge Zusammenwohnen so vieler Personen in dem kleinen Stationshause brachte viel Unzuträglichkeiten mit sich, die nicht immer durch Liebe und Eintracht — an der es zuweilen sogar recht gefehlt zu haben scheint — gehoben werden konnten.

Mit dem Frühjahr fanden sich wieder größere Schaa ren von Eingebornen ein; im Juli waren ihrer 200 auf der Station und zeigten sich willig das Evangelium zu hören. Haven und Drachart, als mit der Sprache vertraut, übernahmen das Lehren insbesond ere, während die andern Brüder versuchten für den Unterhalt zu sorgen. Namentlich glückte der Lachsfang; auch die Eingebornen lernten zu demselben mit großem Nutzen Netze anwenden, während sie früher nur das Stechen kannten. Dann und wann wurde ein Rennthier erlegt. Andre Versuche, die Mission mit eigenem Erwerbe zu unterhalten, wollten nicht gelingen, z. B. die Errichtung einer Sägemühle, die Böttcherei u. s. w. In den späteren Wintern gab die Jagd eine reichliche Ausbeute an Bären, Füchsen u. s. w. mit werthvollem Pelzwerk.

Das lange Ausbleiben des Schiffes veranlaßte 1772 ernsthafte Sorge. Doch die Eskimo versprachen, die Brüder im Winter mit Nahrung zu versorgen, daß sie nicht stürben. Endlich aber am 30. Oktober ging die Amity nach schwerer Fahrt bei Nain vor Anker. Die Matrosen wunderten sich über die Veränderung, die schon mit den Eingebornen vorgegangen sei. Sie wären nicht mehr die alten Mörder und Räuber, sondern schienen gute Schafe geworden zu sein. Es fanden sich auch immer tiefere Eindrücke des Evangeliums. Eine Witwe erzählte, ihr Mann Anauke habe in seiner letzten Krankheit zu ihr gesagt: „Sei nicht so betrübt, ich will zu Jesus in den Himmel gehen, der die Leute so lieb hat“. Seine Landsleute aber nannten diesen Verstorbenen „den, welchen der Heiland zu sich genommen hat“. — Einmal mußten etliche Brüder auf einer Reise, die sie nach einem tobt en Wal fisch unternahmen, wegen widriger Witterung mehrere Tage in einem Eskimohause bleiben, auf einer kleinen Insel, sieben Meilen südlich von Nain, wo sie unfägliche Beschwerden zu ertragen hatten. „Man kann sich kaum vorstellen, was wir ausgestanden“, heißt es in ihrem Tagebuch;

„wir hatten weder Tag noch Nacht Ruhe; wenn die Kälte in der Nacht etwas nachließ, so plagten uns die Läuse; wenn wir unser Essen kochten, welches im Gang unter den Hunden geschehen mußte, so war der Rauch und die Kälte fast unausfehllich“. Hungrig und durchgefroren kehrten sie endlich nach Nain zurück.

Im Jahre 1773 kam Paul Eugenius Sayritz aus der Mitte der Aeltezen-Konferenz der Unität in Begleitung des zum Missionar für die Eskimo bestimmten Johann Ludwig Wed zu einer Visitation der dortigen Mission nach Labrador und verweilte vom 25. Juli bis 29. September in Nain. Es wurde eingehend über die Angelegenheiten der Mission verhandelt und eine Rekognoszirungsreise nach Norden beschloffen. Jens Haven führte dieselbe mit einem Begleiter in der Schaluppe aus, die den Visitator von Neufundland herüber gebracht hatte, unerwarteterweise ein Stück Weges von einem englischen Marine-Schooner geleitet, den die Regierung, um für die Sicherheit der Missionare zu sorgen, gesandt hatte. Der Führer desselben war über die bisherigen Erfolge unter den Eskimo erstaunt und stattete später darüber in St. Johns günstigen Bericht ab. Jens aber fand auf der ganzen Küste bis nach Nachpat hinauf viel Freundlichkeit. Er wurde von solchen, die ihn schon kannten, umarmt und geküßt. Andre, die er in seiner energischen Weise über irgend ein Unrecht zur Rebe setzte, baten ihn, sie wider lieb zu haben und sagten: „Wir können es gar nicht aushalten, wenn du böse bist“. Bei einer andern Gelegenheit wurde gesagt: „O Jens, du bist zwar klein; aber deine Gedanken sind stark und dein Geist ist unüberwindlich.“ Auch ganz fremde Eskimo hatten bereits die Kunde von den freundlichen Europäern vernommen. Die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen erhöhten das günstige Urtheil, das Sayritz von der Station mit nach Europa bringen konnte. Er nannte Nain eine Kanzel, von der das Evangelium schon hunderten von Heiden verkündigt werde.

Mit Schmerz bemerkten indeß die Missionare, wie sehr noch der tief eingewurzelte heidnische Aberglaube und die im Schwange gehenden heidnischen Laster, Weiberraub und Mordthaten, dem Worte Gottes den Eingang in ihre Herzen versperren, und wie die guten Eindrücke, welche einzelne von ihnen empfangen hatten, bei dem beständigen Umherziehen derselben bald wieder verloren gingen. Und da es unmöglich war, die Eingebornen, welche im Winter zu Nain die Predigt von Christo hörten, auch im Sommer festzuhalten, beschloß man, sobald als möglich noch zwei Missionsplätze nordwärts und südwärts von Nain zu errichten. Vier Brüder, Brasen, der Vorsteher von Nain, Lister, Lehmann und Jens Haven, begaben sich daher im Jahre 1774 auf eine Rundschiffsreise nach Norden, hatten aber das Unglück, auf der Rückkehr 3 Meilen von Nain zu scheitern, wobei Brasen und Lehmann in den Wellen ihr Leben verloren. Dies hielt jedoch die Brüder nicht ab, schon im folgenden Jahre neue Rundschiffsreisen süß- und nordwärts zu unternehmen, wobei 30 Meilen nördlich von Nain auf einer großen Insel an der Bucht Olat der Platz für eine zweite Station erworben wurde. In diesem Jahre traf auch der neu-

ernannt
neuen C

In
feierlich
getot,
Labrado
Namen
durch B
Eingebor
auch noch
unter ih
seligste
Gelegenh
Dies

Jahre n
werden.
im Wint
Die Mis
besuchten
ihren Er
Einer ver
begleiten,
wies. In
für die R

Um
von Nain
und Step
Stück Van
erfolgte a
1782, wo
neue, 30 A
genannt.
Plätze zu
zum wechse
zeit unterh
als thunlic
Winters a
bisß und ei
begegnete,
ten, mit de
bedeckte offe
völlig den
lich ein heft

1) Bald i
Ausdrücken nach
Blindheit, und
seiner Thätigke

ernannte Vorsteher der Labrador-Mission, Samuel Diebisch, mit neuen Gehülfen von Europa ein.

Im folgenden Winter konnte zu Nain der vollendete Kirchenaal feierlich eingeweiht werden (19. Februar 1776), wobei ein junger Angotok, Ringmingsue, nach längerem Unterricht als der Erstling der Labrador-Eskimo die heilige Taufe empfing. Er erhielt den Namen Petrus. Im August wurde die zweite Station zu Nlat durch Dr. Haven angelegt. Der Platz war günstig, da über 300 Eingeborne immer dort zu wohnen pflegten. Zeigten sie sich zuerst auch noch wild und leichtsinnig, so waren sie doch erfreut, daß „Jens“ unter ihnen wohnte. Der aber nennt jene Anfangszeit in Nlat die seligste in seinem ganzen Dienste in Labrador, da er fortwährend Gelegenheit hatte das Evangelium zu verkündigen.

Dies brachte denn auch hier bald die ersten Früchte. Schon 2 Jahre nach Gründung der Station konnten 6 Erwachsene getauft werden. Auch bei Nain blieben endlich nach und nach 70–80 Eskimo im Winter wohnen. Die Zahl der Getauften stieg dann bald auf 20. Die Missionare nahmen sich ihrer Pflegebefohlenen treulich an und besuchten dieselben auch während des Sommers soviel als möglich auf ihren Erwerbsplätzen, wobei sie sich der Weiberboote (Umia) bedienten. Einer versuchte sie auf ihren Jagdzügen ins Innere des Landes zu begleiten, was sich jedoch als für einen Europäer unausführbar bewies. Im Winter dagegen wurden regelmäßige Versammlungen und für die Kinder täglich Schule gehalten.

Um nun auch die Errichtung eines dritten Missionsplatzes südwärts von Nain ins Werk zu setzen, begaben sich Johann Schneider, Viktor und Stephan Jensen 1777 nach Arvertok, kauften den Eskimo ein Stück Land ab und bezeichneten es mit Grenzsteinen; der wirkliche Anbau erfolgte aber erst auf wiederholtes Verlangen der Eskimo im Jahre 1782, wobei wiederum Jens Haven thätig war,¹⁾ und wurde die neue, 30 Meilen südlich von Nain liegende Niederlassung Hoffenthal genannt. Das jährlich von England kommende Schiff, welches alle drei Plätze zu besuchen und mit Vorrath zu versehen pflegte, wurde auch zum wechselseitigen Verkehr derselben benutzt. Aber auch in der Zwischenzeit unterhielten die Brüder die Gemeinschaft unter einander so viel als thunlich, indem sie des Sommers auf Eskimobooten zu Wasser, des Winters auf Schlitten zu Lande einander besuchten. Was Sam. Diebisch und ein anderer Bruder auf einer solchen Reise von Nain nach Nlat begegnete, gibt uns einen Begriff von den Gefahren und Mühseligkeiten, mit denen dabei oft zu kämpfen war. Als sie über die mit Eis bedeckte offene See in Gesellschaft noch eines Eskimoschlittens noch nicht völlig den halben Weg nach Nlat zurückgelegt hatten, überfiel sie plötzlich ein heftiger Sturm, der durch die erregten Meereswellen das Eis

¹⁾ Bald darauf lehrte der alte treue, originelle Mann mit seiner Gattin zum Ausruhen nach Europa zurück. Zwölf Jahre lebte er noch in Herrnhut, die 6 letzten in Blindheit, und ging 1796 selig heim. Drachart war bereits 1778 zu Nain mitten aus seiner Thätigkeit abgerufen.

in eine schwingende Bewegung setzte, so daß die Schlitten im Fahren auf und nieder sich bewegten. Ringsum hörte man das Eis bersten mit donnerndem Getöse. Die Eskimo suchten nun in aller Eile den Strand zu erreichen; die Bewegung des Eises war aber hier am Ufer schon so heftig, daß die Hunde mit schärfster Gewalt ans Ufer getrieben werden mußten. Wenige Minuten, nachdem sie das Land glücklich erreicht hatten, brach das Wasser an eben der Stelle, wo sie herüber gekommen waren, durch das Eis und ergoß sich über dasselbe, so daß sie in kurzem die offene See vor sich hatten, soweit sie bei Anbruch der Nacht sehen konnten. Es war schrecklich, das Wüthen des Meeres, den heulenden Sturm und das Getöse der berstenden und sich stoßenden Eisschollen zu hören. Dreißig Schritt vom Strande bauten die Eskimo ein Schneehaus, in das sämtliche Reisende, sechs Erwachsene und ein Kind, um 9 Uhr Abends hineintraten, dankbar für diesen Zufluchtsort, der sie gegen den heftigen und schneidenden Wind schützte. Sie sangen auf Eskimoisch ein Abendlied und legten sich gegen 10 Uhr dicht zusammengebrängt nieder. Die Eskimo schliefen bald ein; Viebiß konnte aber bei dem Getöse der See nicht schlafen. In der dritten Stunde kam eine fliegende Welle über das Haus, daß es durchtropfte, und bald folgte eine zweite, welche das Schneestück vor dem Eingang hineinstieß. Nun weckte er schnell seine Gefährten, und die Eskimo öffneten sofort mit einem Messer einen Ausgang aus dem Hause und trugen das Gepäc nach einem höhern Orte des Strandes. Kaum waren sie hier angelangt, so wurde das Schneehaus von einer Welle hinweg gespült, und sie hatten nun den Ueberrest der Nacht in der angreifenden Kälte und dem Schneegestöber viel auszuhalten, bis am Morgen die Eskimo mit einem neuen Schneehaus fertig wurden, in welchem sie sich so gut einrichteten, als es möglich war. Sie konnten aber dasselbe während mehrerer Tage, in denen sie von Kälte, Nässe und Hunger, welches alles die Eskimo größtentheils verschliefen, noch viel zu leiden hatten, wegen ungestüher Witterung nicht verlassen, bis sie endlich die Rückkehr nach Nain ermöglichten, zur Freude der um sie besorgten Brüder und mit Dank gegen Gott für die erfahrene Rettung.

Ins elfte Jahr hatten die Brüder unter viel Beschwerden und Gefahren ihr Belehrungswerk getrieben, als ihre Hoffnungen, wie es schien, gänzlich vereitelt werden sollten. Im Jahre 1782 gingen nämlich die Eskimo wieder an, die süßlichen Niederlassungen der Engländer an der Küste zu besuchen. Die nach Nain Zurückkehrenden rühmten die gute Aufnahme, die sie dort gefunden, die Geschenke an Flinten und Schießbedarf und andere Annehmlichkeiten. Die Begierde, nach Süden zu reisen, wurde nun allgemein, und die Folge davon war Troß und Widerseßlichkeit gegen die Missionare, welche davon abriethen. Selbst mit der Unterstützung in einer Hungersnoth während des folgenden Jahres verdienten dieselben bei den Eingebornen wenig Dank. Das Evangelium fand keinen Eingang mehr, christliches Leben ward mit heidnischem Wesen vermengt, und in einer 1786 bei Hossenthal gehaltenen sogenannten Rathsverammlung der Eskimo sogar ein scharfes Verbot gegeben, keine begangene Sünde mehr zu bekennen; es wäre einerlei, wie sie lebten, wenn nur die Brüder

nichts da
Jahre 17
an die
sten aber
tief in d
Krankheit
und Nain
treuesten
nischen
ihrem
genosse
Dinge, au
Tiefe des
sind meine
prüfte W
an ihr
lassen. Of
und stehe
Tage vor
ich mag le
nem Blute
1798 ents
ben voller
genommen
ter seinen
Hochmuth.
des angefeh
fallende Er
erschreckt, i
kam. Er s
noch manch
sich 228
der Brüder.
steher der d
mit unserm
In den Ver
merkter Gen
wir bei unse
läßt sich doch
Jesu Christi
sies gesamm
als in der
Bekehrung
kommt schon

¹⁾ Die E
beobachtet.

nichts davon merkten. So verstockten sie sich immer mehr, und als im Jahre 1789 ein herzliches Ermahnungsschreiben des Bischofs Spangenberg an die Getauften erging, machte es auf einige wohl Eindruck, die meisten aber verharrten in ihren Sünden, und selbst Petrus gerieth wieder tief in das heidnische Wesen hinein. Bei Gelegenheit einer ansteckenden Krankheit mit Husten und Seitenstichen, die im Winter 1796 — 97 in Olaf und Rain heftig um sich griff, nahmen selbst einige Getaufte trotz der treuesten und aufopferndsten Fürsorge der Missionare zu den alten heidnischen Zaubereien wieder ihre Zuflucht. Doch blieben einige wenige ihrem Glauben treu und gingen selig aus der Zeit. So der Abendmahls-genosse Daniel, welcher in seiner letzten Krankheit bezeugte: „Alle die Dinge, auf welche ich ehemals mein Vertrauen gesetzt habe, sind in der Tiefe des Meeres; meine einzige Zuversicht ist der Heiland, auf den sind meine Gedanken gerichtet“, und die 1789 zu Olaf getaufte vielgeprüfte Witwe Esther, die erste Bekehrte unter den Eskimo, welche bis an ihr Ende treu geblieben ist, ohne sich auf etwas Sündliches einzulassen. Oft sagte sie vom Herrn: „Er ist ja mein Vater; wo ich gehe und stehe, ist Er bei mir, und ich kann Ihm alles sagen“, und drei Tage vor ihrem Tode sprach sie noch: „Lebe ich, so bin ich des Heilandes, ich mag leben oder sterben, so bin ich Sein; Er hat mich ja mit Seinem Blute erlöst, Er wird mich auch bei sich behalten.“ Im Jahre 1798 entschlief auch der sechszigjährige Juglavina, der nach einem Leben voller Sünden sich endlich bekehrt hatte, 1793 in die Gemeinde aufgenommen worden und seitdem ein treuer Zeuge des Evangeliums unter seinen Landsleuten gewesen war, doch nicht frei von geistlichem Hochmuth. Ein anderer bemerktenswerther Fall von Bekehrung war der des angesehenen, bisher sehr feindseligen Angelots Kapik, der durch auffallende Erscheinung zahlreicher Feuertugeln¹⁾ am nächtlichen Himmel erschreckt, in sich ging, und in Herzensangst nach Hoffenthal gelaufen kam. Er schloß sich der Gemeinde an; doch zeigte sein Wandel später noch manche Schwankungen. Am Anfang unsers Jahrhunderts befanden sich 228 Eskimo, unter ihnen 110 Getaufte, auf den 3 Missionsplätzen der Brüder. Christian Friedrich Burckhardt, seit 1794 erster Vorsteher der dortigen Mission, konnte berichten: „Hier in Rain haben wir mit unserm Eskimo-Gemeinlein einen recht vergnügten Winter gehabt. In den Versammlungen waltete Gnade und ein bisher noch nie so bemerkter Gemeingeist, wie in den europäischen Gemeinden. Ofters haben wir bei unsern Zuhörern die Thränen über die Wangen rollen sehen. Es läßt sich doch immer mehr und mehr an, daß ein lebendiges Gemeinlein Jesu Christi aus der Eskimo-Nation durch die Pflege des heiligen Geistes gesammelt werden wird. Auch verschiedene Heiden, sowohl hier als in der Gegend von Hoffenthal, sind von der Nothwendigkeit ihrer Bekehrung überzeugt, und darüber freuen wir uns und denken: es kommt schon noch dem Warten den das Ende.“

¹⁾ Die Erscheinung (11.—12. November 1799) wurde selbst in Grönland beobachtet.

Eine nachhaltige Wirkung zeigte sich besonders seit dem Jahre 1804, mit welchem ein neuer segensreicher Zeitabschnitt der Mission unter den Eskimo in Labrador beginnt. Es ging eine merkwürdige Erweckung durch die drei Gemeinden, welche bei einer groben Sänderin zu Hossenthäl, die selbst von den Heiden verabscheut wurde, ihren Anfang nahm. Diese hört einen Vortrag über die Worte: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“, und wird davon so betroffen, daß sie sich fragt: „Sollte das wirklich wahr sein, daß der Heiland auch für solche Schlechte, wie du bist, gekommen ist? Hier ist keiner so schlecht, wie du.“ Sie bleibet in Gedanken in dem Versammlungsaal sitzen, nachdem alle andern ihn schon verlassen haben, läuft, als sie erinnert wird, in das Gebirge, fällt dort auf ihre Kniee und schreit: „O Jesu, ich habe gehört, daß du auch für die Schlechten gekommen bist; ist das Wahrheit, so gib es auch mir zu wissen; siehe, ich bin die Allerschlechteste; laß mich denn auch gerettet und selig werden; o vergib mir alle meine Sünden!“ So inbrünstig stehend erfährt sie denn auch gleich einen nie empfundenen Frieden in ihrem Herzen. Sie kehrt zurück, und ihr ganzes Wesen ist so verändert, daß es jedem auffällt. Ihr Mund fließt über vom Lobe und Preise dessen, was der Heiland an ihrer Seele gethan hat. — Zunächst machte dies einen tiefen Eindruck auf eine fittsame und verständige, aber selbstgerechte Heidin, die ihre bisherige Gerechtigkeit wegwerfen und die Gnade des Heilandes suchen lernte; zwei andre Frauen schlossen sich bald hernach den beiden an, und dadurch wurden viele Eskimo veranlaßt, ernstlicher als bisher nach dem Herrn zu fragen. Selbst die Kinder wurden von der allgemeinen Bewegung ergriffen. Die Missionare wurden den ganzen Tag über angelassen. Einer bekannte lange verborgene Sünden, um sein Gewissen zu erleichtern; ein anderer suchte Belehrung; dieser verlangte nach Trost, jener kam mit Jubel über den erlangten Herzensfrieden. Hier und da sah man in der Nähe der Station Erwachsene und Kinder auf den Knien liegen. Aus den Häusern tönten Gesänge und Gebete. Bei den Versammlungen war der Raum oft nicht zureichend, und durch die gedrängte Menge ging eine spürbare Bewegung der Herzen. In Nain bekannten viele ihre Sünden, und Ausgeschlossene kamen und baten um Wiederannahme. „Wir hassen uns selbst“, sagten sie, „wegen unserer begangenen Sünden: aber wir möchten gern durch Jesum von dem Bösen befreit werden.“ Ähnliches geschah auch in Nat, und selbst die neuen Leute kamen einer nach dem andern und leerten aus Drang und Unruhe ihres Herzens den ganzen Braß ihrer Sünden aus. „Es ist erschrecklich“, riefen sie oft selbst, „wie wir gelebt, aber wir waren blind und ganz in Satans Stricken gebunden! Wir wollen aber von nun an ihm nicht mehr dienen, sondern Jesu angehören!“ Diese Erweckungszeit war aber nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung. Zwar schwand die erste Gefühlsaufregung und manche taube Blüte verweltete! aber es blieb ein besserer Zustand, der sich in den Früchten des Glaubens und der Liebe bewährte. So namentlich bei einer Epidemie, die viele schnell dahin raffte und bei der sich viel Glaubensfreudigkeit zeigte, während andrerseits auch wieder unlau-

tere Mit-
Binnen
Missionen
über die
Einwohner
niemand
ihren he-
hatte me-
dankebar
kalten No-
gepriesen,
Ursach u-
tragenden
und Sünd-
wer sind r-
mit anzuf-
Blutstropf-
Häuf-

Lehrern v-
noch unbek-
übernahme
Jonathan
die Brüder
die Gefähr-
wollen es
wir erst d-
wenn wir t-
Bat von J-
begrüßt; an-
und sein E-
lit, vor all-
Jesu bekehr-
Hudsonsstra-
und die Mi-
ihnen nachr-
sehr nach e-
vierten Mi-
das Handel-
gesellschaft v-
Vorrechten t-
und erst im

Als am
der Bat von
unter Aufsie-

¹⁾ Im Jal-
felte und 2750

²⁾ Basler

tere Mitglieder, die ihre Zuflucht zur Zauberei nahmen, offenbar wurden. Binnen zehn Jahren hatte sich die Zahl der Einwohner auf den drei Missionsplätzen verdoppelt und stieg bis Ende 1810 auf 457, von denen über die Hälfte Christen waren; und ohne acht dieser vermehrten Einwohnerzahl durfte doch, selbst in Zeiten des geringen Erwerbs, niemand Mangel leiden; ja sie konnten in einer Hungersnoth selbst ihren heidnischen Nachbarn mittheilen, und auch das Labradorschiff hatte meist erwünschte Rücklabungen.¹⁾ Die Brüder aber konnten dankbar rühmen: „In den Erd- und Schneehütten der Eskimo im kalten Norden wird nunmehr Jesus der Herr, hochgelobet in Ewigkeit, gepriesen, und sein Leiden, Wunden, Blut und Lob als die einzige Ursach unserer Seligkeit besungen, bedacht und beweint. Den leidtragenden armen Sündern vergibt er ihre Missethat, Uebertretung und Sünde, und thut sich nahe zu denen, die Ihn anrufen. O Gott! wer sind wir, daß Du uns würdigst, diese Erweckung unter den Eskimo mit anzusehen und mit zu genießen! O daß Dir zu Ehren alle unsere Blutstropfen geheiligt wären!“

Häufige Besuche der Eskimo von Norden her und ihr Verlangen nach Lehrern veranlaßte im Jahre 1811 eine Untersuchungsreise in diese noch unbekannten Gegenden. Die Missionare Kohlmeißer²⁾ und Kmoch übernahmen diese beschwerliche und gefährvolle Reise, wozu der Eskimo Jonathan von Hoffenthal sein zweimastiges Boot hergab und auch selbst die Brüder nebst vier andern Eskimofamilien begleitete. Denen, die ihm die Gefahren einer solchen Reise vorstellten, erwiderte er: „Nun, wir wollen es versuchen und werden die Gefahren besser erkennen, wenn wir erst dort sind. Jesus starb aus Liebe zu uns, was ist es Großes, wenn wir in Seinem Dienst und nach Seinem Willen sterben?“ An der Bai von Nachvat wurden sie von den heidnischen Eskimo mit Jubel begrüßt; auf die Anreden, welche die Missionare wie auch Jonathan und sein Sohn Jonas hielten, rief einer der Anführer, Namens Dnalit, vor allen mit großem Nachdruck aus: „Ich will mich gewiß zu Jesu bekehren!“ Weiter schifften sie nach Opeनावित, kamen in die Subsonstraße und fuhren längs der Küste fort bis in die Ungavabai und die Mündung des Rosoatflusses, wo sie umkehrten und die Eskimo ihnen nachriefen: „Kommt doch bald wieder zu uns, wir werden gar sehr nach euch verlangen!“ Doch fand die beabsichtigte Anlage eines vierten Missionsplatzes in dieser Gegend und dessen Versorgung durch das Handelschiff der Brüder, welches die Londoner Brüdermissionsgesellschaft vom Jahre 1797 an selbst übernommen hatte, zuerst an den Vorrechten der Subsonabai-Kompagnie ein unübersteigliches Hinderniß, und erst im Jahre 1822 ward den Brüdern die Erlaubniß dazu erteilt.

Als am 9. August 1820 das Labradorschiff, die Harmony in der Bai von Nain vor Anker ging, wurde dasselbe von der Mission unter Aufziehung einer weißen Flagge, auf welcher, mit einem grünen

¹⁾ Im Jahre 1811 betrug dieselbe 100 Tonnen Seehundsthran, 2000 Seehundsfelle und 2750 Fischfelle.

²⁾ Basler Missionsmagazin, 1816, I, 132 ff.; II, 294 ff.

Kautentranz umgeben, die Zahl 50 roth gestickt war, begrüßt. Zugleich erkobte aus Blasinstrumenten die Melodie: „Nun danket alle Gott ic.“ War's doch seit Anlegung von Nain 1771 das fünfzigste Mal, daß unter mancherlei Gefahren das Labradorschiff seine regelmäßige Fahrt von London durch Eis und Klippen nach dieser rauhen Küste glücklich vollendet hatte, und der jedes Jahr beim Erblicken des sehnlich erwarteten Schiffes von den Höhen bei Olat, Nain und Hossenthal wiederholte Ruf: „Umiakseit, das Schiff ist da!“ hallte diesmal mit besonders lebhaftem Dankgefühl wieder, in Erinnerung der wundervollen Bewahrung desselben während eines so langen Zeitraumes. Der 9. August 1821 wurde als der Jubelgedenktag des Anfanges der Mission in Labrador vor 50 Jahren auf allen drei Plätzen gefeiert. Am Schlusse dieses Zeitraumes, innerhalb dessen 392 Erwachsene und 388 Kinder getauft worden, wohnten auf den drei Missionsplätzen 471 Getaufte, 45 Tauf-Kandidaten und 68 neue Leute, zusammen 584.

Seit dem Jahre 1822, in welchem die Brüder die gewünschte Erlaubniß zur Anlegung eines vierten Missionsplatzes erhielten, richteten sie bei dem zu großen Anwachs von Olat ihr Augenmerk auf die 20 Meilen nordwärts gelegene Bucht Rongerdluksoak, und die Brüder Stürmann und Amoch errichteten daselbst im Mai 1828 ein kleines in Olat gezimmertes Blochhaus, zur großen Freude der hier auf Erwerb stehenden Eskimo. Mit vieler Willigkeit schafften dann im Jahre 1830 die zu Olat wohnenden Eskimo auf ihren Hundeschlitten Bauholz und Schindeln zu einem größeren Wohnhaus herbei. Zwei Jahre nach einander ward in London ein eigenes Transportschiff mit Baumaterialien zu dem Missions- und Versammlungshause befrachtet, um die Errichtung dieser neuen Anlage, welche den Namen Behron erhielt, zu beschleunigen. Zu den Familien aus Olat fanden sich hier einige heidnische Nordländer ein, und am ersten Ostertage 1832 konnten die ersten vier Erwachsenen getauft werden. Die Eskimo alle bezeugten sich aber sehr dankbar, nun Lehrer bei sich zu haben, und versprachen von nun an dem HELLAND zu leben.

Ein besonderes Anliegen war den Missionaren das Gedeihen der in ihren Gemeinden selbst heranwachsenden Jugend, und ihre Mühe beim Schulunterricht blieb nicht unbelohnt, wie die am Ende jeden Winters angestellten Schulprüfungen ergaben. Schon die ersten Missionare hatten angefangen, einzelne Stücke der Heiligen Schrift zu übersetzen, und ihre Nachfolger hatten diese Arbeit fortgesetzt. Auf Kosten der englischen Brüder-Missionsgesellschaft wurde zuerst die Leidensgeschichte, dann eine Evangelien-Harmonie, ein kleines Schulbuch (die Lehre Jesu und seiner Apostel), ein Gesangbuch u. a. in der Eskimosprache gedruckt. Die Londoner Bibelgesellschaft aber beförderte von 1810 bis 1827 nach und nach die einzelnen Theile des Neuen Testaments zum Druck, welches Geschenk die drei Eskimogemeinden mit gerühmtem Dank empfangen und dafür im Jahre 1821 und öfter ein Faß Seehundsthran als Beitrag an die genannte Gesellschaft sandten. 1830 erhielten sie von London die Psalmen, 1841 die fünf Bücher Moise in ihrer Sprache. Das ihnen 1825 übersandte neue und vermehrte Gesangbuch

machte,
unter ih
Arten u
welche n
als sie a
Freude.
zu gönne
ders in
leistungen
Krankheit
chen beim
fürchtete
ganzes Se
Fürchte d
nicht gehö
Dies will
der Tod e
terbliebene
lischen T
Jehn Jahr
ein. Der
auf der S
Eingeborne
Hungersno
und derglei
liche Zugth
ben von 30

Inzwi
rigleiten a
sich sehr un
essen“, laut
hartnädig i
eine Feste d
Rothhaut, de
zeigte sich n
Evangelium
Endlich aber
kam selber n
wolle. Ball
80 bis 90 P
Unterricht er
in der es frei
Ankömmling
wandelt. „I
sie, „aber n
ganze Gemein
drungen vorm
Im Stil

machte, wie später die neuen Siturgleiblicher, den Geist des Gesanges unter ihnen rege; mehrere Eingeborne lernten die Violine spielen; selbst Arien und Chorgesänge hörte man sie anstimmen. Eine kleine Orgel, welche von Herrnhut der Gemeinde in Main geschenkt wurde, erweckte, als sie am 7. November 1828 zum ersten Mal gespielt wurde, allgemeine Freude. Und diese Freude war den Brüdern und ihren Eskimo wohl zu gönnen, nachdem das Jahr vorher eine heftige Masernepidemie besonders in Hossenthal und Main trotz der treuesten Bemühungen und Hülfsleistungen der Brüder viele Opfer gefordert hatte. Doch blieb auch diese Krankheit für viele nicht ohne Segen, wie denn z. B. ein zehnjähriges Mädchen beim Wiederanfang der Winterschule sagte: „Als ich so krank war, fürchtete ich mich sehr vor dem Sterben, weil ich dem Heiland noch nicht mein ganzes Herz hingeeben hatte. Da war mir, als ob jemand zu mir sagte: Fürchte dich nicht, du wirst jetzt nicht sterben, denn dazu bist du noch nicht gehörig vorbereitet, aber gib dich Jesu ganz zum Eigenthum hin. Dies will ich nun aus Dankbarkeit thun“. Den Sterbenden aber wurde der Tod erleichtert durch ihr Vertrauen auf den Heiland, und den Hinterbliebenen der Schmerz des Abschiedes ihrer Lieben durch den himmlischen Trost versüßt, daß diese daheim sind bei dem Herrn. — Zehn Jahre später trat eine nicht minder schwere Heimsuchung durch Mangel ein. Der Winter 1836–37 war außerordentlich kalt. An Erwerb auf der See war nicht mehr zu denken, und da, wie gewöhnlich bei den Eingebornen, keine Vorräthe vorhanden waren, entstand eine fürchterliche Hungernoth. Viele verzehrten das Leder von ihren Booten, Zeltfelle und dergleichen, um das Leben zu fristen. Die Hunde, jenes unentbehrliche Zugthier des Eskimo, kamen zum großen Theil um: zu Olaf blieben von 300 nur 20 übrig.

Inzwischen hatte es auf der jüngsten Station Hebron viel Schwierigkeiten anderer Art gegeben. Die nördlich wohnenden Heiden zeigten sich sehr unzugänglich. „Wir haben in unserm Lande noch genug zu essen“, lautete ihre Abweisung der Missionare. Dabei verharren sie hartnäckig in ihrer fast thierischen Wildheit. Besonders war Säglel eine Feste des Eigenthums unter einem dort lebenden Angelot, Namens Palkhaut, der durch Mord und Gräueltthaten berüchtigt war. Lange Zeit zeigte sich wenig Hoffnung auf eine Erweckung jener Leute, denen das Evangelium immer wieder und wieder scheinbar vergeblich angeboten wurde. Endlich aber im Jahre 1848 brach auch dort das Eis. Der alte Palkhaut kam selber nach Hebron mit der Erklärung, daß er sich zu Jesu bekehren wolle. Bald folgten seine Anhänger, so daß im Laufe des Sommers sich 80 bis 90 Personen auf der Station eingefunden hatten, die christlichen Unterricht erhalten konnten. Dies geschah in einer besondern Schule, in der es freilich oft etwas bunt herging, — doch mit Erfolg. Viele der Ankömmlinge, auch namentlich der frühere Angelot, waren wie umgewandelt. „Wir haben unser Leben in lauter Furcht verbracht“, sagten sie, „aber nun ist uns so wohl bei den Gläubigen.“ Es war für die ganze Gemeinde eine segnete Zeit, die Versammlungen waren oft durchdrungen vom lebendigen Gefühle des seligen Gottesfriedens.

Im Süden dagegen wurden die durch den europäischen Verkehr

veranlaßten Schwierigkeiten immer größer. Fischfang und Handel führten immer mehr Europäer dorthin, deren einige sich auf der Küste bleibend niederließen und nicht bloß auf die dort noch vorhandenen Eingebornen höchst nachtheiligen Einfluß ausübten, sondern ebenso auch auf die von Hossenthal, die im Sommer gern nach Süden wanderten, sichtlich angezogen von jenen Stätten der Versuchung. Die groben Sünden, in die sie dort geriethen, wurden wohl bei ihrer Rückkehr auf die Station zum Theil erkannt und bereut; wenn auch manche Glieder der Gemeinde hart und verstockt blieben und sich ausschließen ließen, so fehlte es nicht an solchen, die unter vielen Thränen Vergebung suchten und die besten Vorsätze faßten, welche leider bei der Wankelmuthigkeit des Eskimo im nächsten Sommer meistens wieder vergessen wurden.

Außer dieser Verführung zu groben Sünden zeigte sich der steigende europäische Verkehr besonders dadurch höchst nachtheilig, daß er hier wie in Grönland die Eingebornen allmählich an ausländische Nahrungsmittel und Kleidung gewöhnte, welche ihrer ganzen Lebensweise nicht angemessen sind, dadurch aber noch schädlicher wirken, daß um ihretwillen die nöthigsten Mittel zum Lebensunterhalt preisgegeben werden. War schon früher die Sorglosigkeit der Eskimo groß und fehlte es in der Regel an den erforderlichen Vorräthen für den Winter, so wurde dies immer schlimmer, je mehr die ange deuteten Bedürfnisse sich einbürgerten. Das größte Uebel aber richtet unter allen eingeführten Artikeln der Brantwein an, gegen den es hier nicht wie in Grönland einen festen äußeren Schutz gibt. Die Ermahnungen der Missionare und die Anwendung der Kirchenzucht sind die einzigen Waffen, welche gegen diesen, furchtbare Zerstörungen anrichtenden Feind gebraucht werden können. Gegen die finnische Begehrlichkeit der Eskimo aber erweisen sich dieselben vielfach als zu schwach. Sie sind in diesem Stücke nicht stärker als ihre alten Feinde, die Indianer, die am Feuerwasser dahinstarben.

Entwickelten sich auch diese Zustände zunächst nur auf dem südlichen Theile der Küste, der außerhalb des Einflusses der Missionare liegt, so hat sie die von Jahr zu Jahr steigende Handelschiffahrt und Fischerei immer weiter nach Norden hinausgetragen und über die ganze Küste verbreitet. In neuer Zeit sind feste Handelsstationen angelegt, und über 500 Fahrzeuge verkehren jährlich in dieser einst so abgelegenen Gegend. Kaffee, Mehl, Sirup u. s. w. sind hauptsächlich die Artikel, für die die Eingebornen ihre nothwendigsten Lebensmittel verschleudern. Unter solcher für jenes Klima unpassenden Nahrung geht die alte Kraft und Abhärtung, deren sie bei ihren Erwerbsarbeiten auf der See so sehr bedürfen, mehr und mehr verloren. Die europäischen Kleidungsstücke geben Veranlassung zur Erkältung. So kommen auch hier immer mehr epidemische Krankheiten vor, unter denen das Völkchen bedenklich zusammenschmilzt.¹⁾ Auch wiederholt sich fast jährlich die Zeit des Man-

¹⁾ Es fehlt uns an den erforderlichen statistischen Daten, um beurtheilen zu können, ob sich die Labrador-Eskimo bereits im Stadium des Aussterbens befinden, oder ob auch hier wie in Grönland sich die Bevölkerung zeitweise durch eine größere Zahl von Geburten wieder hebt. Wahrscheinlich sind hier die Verhältnisse ungünstiger als dort, schon wegen des schädlichen Brantweins.

gels, der
Hungert

Die

Pflegebe

spart, u

ständiger

immer n

gesucht.

dargereid

bradormit

Wärtemb

grade für

Beträchtl

schwäbisch

Doch

deuteten i

fogar unter

hatten dal

mittelt, w

Waaren n

Theil der

das Schiff

„Harmony

das letzte n

worden ist

Zwecke gese

diesmal wo

tionen festl

Jene u

brachte jedo

Zeit diese d

die Gemein

then zu lass

¹⁾ Nach je
the Heathen,

²⁾ Das e
Amity", das s

bis 1802. Von

in Gebrauch. D

ist ein Warfschif

für die Fahrt

hat sie einen G

Glory to God

zeigen Verzieru

u. s. w. nebst de

Missionsschiff n

geriet es einm

ohne Schaden m

Eurharb, Miss

gels, der zuweilen sich bis dahin steigert, daß manche unmittelbar dem Hungertode erliegen oder an die Folgen der Entbehrungen sterben.

Die Missionare, denen das kindische und gedankenlose Wesen ihrer Pflegebefohlenen schon immer viel Sorge machte, haben keine Mühe gespart, um sie durch Belehrung und Ermahnung zur Ordnung und verständiger Wirthschaftlichkeit anzuleiten. In Zeiten der Noth haben sie immer mit Aufopferung, soweit ihre Kräfte reichten, Hülfe zu bringen gesucht. Missionsfreunde der Heimat haben dazu stets reichliche Mittel bargereicht, nicht bloß die englischen, auf deren Fürsorge die ganze Labradormission besonders ruht,¹⁾ sondern auch deutsche, namentlich in Württemberg, wo der unermüdlche Missionsmann, Dr. Barth in Calw, grade für Labrador und Grönland besonderes Interesse gewedt hatte. Beträchtliche Sendungen von Erbsen und Backobst werden jährlich von schwäbischen Landleuten den armen darbenenden Eskimo zugesandt.

Doch durch bloße Wohlthätigkeit läßt sich solchen, wie den ange-deuteten Uebelsänden unter einem Volke nicht abhelfen; dadurch kann sogar unter Umständen der Schade verschlimmert werden. Die Missionare hatten daher schon immer einen geordneten Handel mit England vermittelt, wie ja das Missionschiff seit Beginn der Arbeit auf Labrador Waaren mit in die Heimat führte, durch deren Ertrag zugleich ein Theil der Kosten dieser Mission gedeckt wurde. In jedem Jahre macht das Schiff seine Reise. Schon seit lange führt es den Namen „Harmony“ und jetzt ist das vierte dieses Namens in Gebrauch, nachdem das letzte nach 29 Labradorfahrten im Jahre 1860 außer Dienst gesetzt worden ist. 1870 unternahm es, geschmückt mit einer zu diesem Zwecke geschenkten schönen Flagge, die hundertste Jubelfahrt und wurde diesmal womöglich mit noch größerer Freude als sonst auf allen Stationen festlich begrüßt.²⁾

Jene unmittelbare Verbindung der Handelsgeschäfte mit der Mission brachte jedoch mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich. So ist denn in neuester Zeit diese äußere Thätigkeit, die man nicht aufgeben durfte, um nicht die Gemeinden den vielfach unchristlichen Händlern in die Hände gerathen zu lassen, von der geistlichen Thätigkeit getrennt (seit 1864). Es

¹⁾ Nach jetzt besteht die alte Society for the Furtherance of the Gospel among the Heathen, welche den ganzen Unterhalt dieser Mission bestreitet.

²⁾ Das erste Schiff, welches Eigenthum der erwähnten Gesellschaft war, hieß „Amity“, das folgende „Good Intent“. Daraus diente die erste „Harmony“ von 1787 bis 1802. Von da bis 1819 waren die 3 Schiffe „Resolution“, „Sektor“ und „Femina“ in Gebrauch. Dann folgten drei weitere mit dem obigen Namen. Die jetzige „Harmony“ ist ein Barkschiff (Dreimaster) von 250 Tonnen, fest gebaut und mit allen Vorrichtungen für die Fahrt durch das Eis ausgestattet. Als Gallion (Verzierung an der Spitze) hat sie einen Engel mit der Posaune, zu dessen Seiten die Inschrift angebracht ist: Glory to God in the highest — Ehre sei Gott in der Höhe. Hinten am Stern zeigen Verzierungen in Schnitzwerk Thiere der kalten Zone, Kameleopard, Bär, Fuchs u. s. w. nebst den jene Gesellschaft bezeichnenden Initialen S. F. G. — So lange ein Missionschiff nach Labrador geht, ist bisher kein Schiffsbruch vorgekommen. 1817 geriet es einmal so ins Treibeis, daß es vier Wochen lang besetzt blieb, wurde aber ohne Schaden wider frei.

sind jetzt eine Anzahl Brüder als Kaufleute neben den Missionaren in Labrador thätig.¹⁾ Früher wurden nur Felle und Seehundsped exportirt. Jetzt, da der Codfischfang an jener Küste so großen Aufschwung genommen hat, gehen auch jene getrockneten Fische (Stodfische) sowie eingesalgene Forellen und Lachse nach Europa, während man die vom Seehund herrührenden Produkte geflissentlich mehr in den Händen der Eingebornen zu lassen sucht. Dies ist um so nöthiger, als die Büge jenes in den arktischen Regionen unentbehrlichen Thieres sich merklich verringert haben und sich nicht mehr im Herbst, sondern erst mit Anfang des Winters einstellen, wodurch der Fang erschwert wird.

Eine andere schwere Heimsuchung, die das Völkchen in neuerer Zeit hart betrifft, ist eine Seuche, die ihre nöthigen Zugthiere, die Hunde, hinwegrafft. Dadurch wird auch der Erwerb auf dem Lande sehr gehindert.

Noch blicken wir zurück auf den weitem Entwicklungsang der Mission selbst, so finden wir bei manchen Schwankungen, die den treuen Arbeitern immer viel Kummer machten, doch einen allmählichen Fortschritt zum Besseren und einen außerordentlichen Abstand gegen die Eskimo, welche im Norden noch als Heiden leben. Soweit der Einfluß der Missionare reicht, zeigen sich die wohlthätigen Wirkungen des Christenthums nach innen und nach außen. Die ganze Bevölkerung in den eben ange deuteten Grenzen ist jetzt eine christliche. Steht sie auch mehr oder weniger im ganzen unter jenen andern, vorher genannten schädlichen Einflüssen, und würde sie auch ohne die leitende Hand europäischer Missionare denselben gegenüber nicht Stand zu halten vermögen, so findet sich doch in jeder Gemeinde ein Kern bewährter und treuer Christen, deren christliches Denken und Fühlen auch im alltäglichen Leben sich bethätigt. Es gibt nicht wenige, bei denen es dann auch zu Tage tritt, daß die Gottseligkeit die Verheißung auch dieses Lebens hat, die sich infolge besserer Einrichtung in erfreulichem Wohlstande befinden, in Blokhäusern wohnen, in Zeiten reichlichen Erwerbes sparsamer wirtschaften und für die Zeiten der Noth einigermaßen mit Vorräthen versehen und vor Mangel geschützt sind.

Freilich die größere Zahl der Mitglieder hat ihr Christenthum mehr im Gefühl und in dem Bekenntniß zum Heilande mit dem Munde, als in einem auch im Wandel sich bewährenden Charakter. Sie sind Kinder: gedankenlose, unbeständige Kinder, die gelockt werden von allem, was ihr Gefallen einmal auf sich zieht; zum Theil auch gute Kinder, die ihre Unarten einsehen und unter großer Nüchternheit alle möglichen guten Vorsätze fassen; hie und da aber auch trogige Kinder, die sich der treugemeinten Arbeit christlicher Liebe entziehen und in ihren Sünden sich verstopfen.

Eine Anzahl von Rationalgehilfen steht den Missionaren zur Seite. Viele derselben zeichnen sich durch Frömmigkeit und christlichen Eifer aus. Doch sind sie noch nicht zu einer selbständigen Wirkbarkeit reif und bedürfen immer noch der leitenden Hand. Eine Reise, welche zwei dieser

¹⁾ Diese Kräftigung des Handels erweist sich, wie es scheint, sehr segensreich durch Beschränkung der von den fremden Händlern ausgehenden schlechten Einflüsse. Auch dem Brantwein ist damit eine wesentliche Schranke gesetzt.

Männer
Heiden
Willen,
tigkeit,
hat die

In
dem leg
Station
welche
ferenz,
funden.
Regelung
Station
konnten
gehalten
Meilen f
höhen, in
Joar.
Theile de
fern von
konnte Jo
an, bei de
Besonders
dene Woh
dargeboten
dere Feier

Dort
gleichfalls
für die me
Südlich vo
längerer
waren groß
Haus aus
mit Eskimo
Besuche der
vieles zum
genug und v
Mischlingsg
Labrador ei
nen erlange
auf. Jetzt

¹⁾ Diese w
London, andre
angelegt.

²⁾ Auf den
leben, von bene
licher zu den Mi

Männer vor einigen Jahren zu den für die Missionare schwer zugänglichen Heiden auf eigne Hand unternehmen, zeigte zwar einerseits den guten Willen, andererseits aber auch den Mangel an der Umsicht und Standhaftigkeit, wie sie ein solches Unternehmen erheischt. In dieser Beziehung hat die Mission in Grönland wohl schon reifere Früchte hervorgebracht.

In Betreff der äußeren Entwicklung der Labradormission ist aus dem letzten Jahrzehnt noch eine Erweiterung durch Anlegung zweier neuen Stationen zu erwähnen. Veranlassung dazu hatte die Visitation gegeben, welche 1861 von Br. L. Th. Reichel, Mitglied der Unitäts-Keltesten-Konferenz, abgehalten wurde. Seit 1773 hatte eine solche nicht stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit wurde nicht nur die bereits erwähnte Regelung des Handels angeregt, sondern auch zunächst die Gründung einer Station zwischen Hoffsenthal und Nain. Die in dieser Gegend lebenden Eskimo konnten von den genannten Plätzen aus nicht unter Pflege und Aufsicht gehalten werden. Die neue Station liegt in grader Richtung 11 deutsche Meilen südöstlich von Nain an einer Bucht zwischen bewaldeten Uferhöhen, in sehr freundlicher, anmuthiger Lage und führt den Namen Joar. Ihre Anlegung war um so größeres Bedürfnis, als an diesem Theile der Küste ein reger Verkehr von Europäern stattfindet. Nicht fern von da liegt die Handelsstation Uksukhalli.¹⁾ Im Jahre 1866 konnte Joar bezogen werden, und bald siedelten sich auch Eskimo dort an, bei denen sich ein erfreuliches geistliches Leben bemerklich machte. Besonders zeigten sie viel „Dankbarkeit für die ihnen zu Theil gewordene Wohlthat und regere Werthschätzung und Benutzung der ihnen dargebotenen Gnadenmittel“. Am 19 Februar 1867 fand eine besondere Feier statt: die Taufe der letzten Heiden jener Gegend.

Dort wie auch in höherem Maße zu Hoffsenthal wird fortan — gleichfalls angeregt durch die genannte Visitation — auch die Fürsorge für die weißen Ansiedler als ein Theil der Missionsthätigkeit geübt. Südlich von der letztgenannten Station finden sich dieselben schon seit längerer Zeit in beträchtlicher Zahl, die stets im Steigen ist.²⁾ Es waren größtentheils rohe Menschen, französisch sprechende Kanadier, von Haus aus katholisch, englische Neufundländer, Irländer u. s. w., viele mit Eskimoweibern lebend, zum Theil bittere Feinde der Mission. Durch Besuche der Missionare auf jenen Ansiedlungen hat sich aber schon jetzt vieles zum Bessern gewendet. Jedensfalls ist dies neue Arbeitsfeld wichtig genug und verspricht die Arbeit zu lohnen; denn das dort heranwachsende Mischlingsgeschlecht, das sich schnell vermehrt, wird wahrscheinlich einst für Labrador eine weit größere Bedeutung als die ursprünglichen Eingebornen erlangen. Früher wuchsen die Kinder in heidnischer Unwissenheit auf. Jetzt aber kommen schon viele Familien in den Festzeiten nach

¹⁾ Diese wie mehrere andere Stationen gehören dem Handelshause Gunt & Co. in London, andre an der Küste wie auch im Innern sind von der Hudsonsbai-Kompagnie angelegt.

²⁾ Auf den nördlichen Theilen der Küste scheinen weniger vereinzelte Ansiedler zu leben, von denen der eine oder andre, z. B. zu Kulatsvit an der Äglet B., sich freundlich zu den Missionaren stellt.

Goffenthal. Es sind gewöhnlich ihrer 50—70 Personen. Zu Ostern 1868 wurden 4 Erwachsene getauft, unter ihnen der älteste Ansiedler jener Gegend, „ein 80-jähriger Greis mit tiefgefurchtem Angesicht und kahlem Haupt, in Sünden grau geworden, dessen Blick aber nun von Freude und Frieden leuchtete.“ Ein besonderer Missionar ist jetzt für diesen Zweig der Thätigkeit in Goffenthal angestellt, welcher im Sommer die Ansiedler an ihren Wohnplätzen aufsucht.

Auch werden alle Gelegenheiten benutzt, unter den fremden Handels- und Fischerleuten, die sich an der Küste nur zeitweise aufhalten, eine christliche Wirksamkeit zu üben. Man besucht sie auf ihren Fahrzeugen, gibt ihnen Bibeln und Erbauungsschriften, ladet sie ein zur Station zu kommen und am Gottesdienst theilzunehmen u. s. w. Es finden sich auch öfters Leute unter ihnen, welche in Erinnerung an frühere methodistische Anregungen das Wort Gottes und geistlichen Zuspruch dankbar annehmen. Andre dagegen von katholischer Herkunft zeigen sich sehr feindselig.¹⁾

Doch auch die Arbeit an den Eskimo hat im Laufe der letzten Jahre noch eine wichtige Erweiterung erfahren durch Anlegung der jüngsten Station jenseits des Gebietes von Hebron, das bis dahin die nördlichste Station bildete. Der äußerste unter Pflege derselben stehende Außenplatz ist Säkel. Die weiter nördlich wohnenden Esiden kamen zwar ab und zu nach Hebron, doch gelang es nicht, sie unter einen regelmäßigen Einfluß des Wortes Gottes zu bringen. Es war schon lange die Absicht, für dieselben eine weitere Station zu gründen, die bereits 1868 mit der Errichtung eines Häuschens in der Nachval-Bucht der Ausführung nahe kam. Es stellte sich aber heraus, daß dort die Nähe einer Handelsstation der Hubsionsbai-Kompagnie der Mission vielfach nachtheilig sein werde. Deshalb wurde ein viel günstigerer Platz an der etwas süßlicher gelegenen Nullatartot-Bucht gewählt. Sie liegt ziemlich in der Mitte zwischen Hebron und dem nördlichsten Punkte der Küste Kap Chubleigh, und schneidet tief ins Land ein, mit etwas sanfteren Ufern als die sonstigen schroffen, unwirthlichen Felsenwände jener Gegend; auch bildet sie einen guten geschützten Hafen. Dort wurde, etwa eine deutsche Meile vom Meeresstrande entfernt, am 22. Juli 1871 mit dem Bau der Station Nama begonnen. Zwei Missionare, sowie zwei christliche Eingeborne von Hebron mit ihren Familien waren die Ansiedler, die dort nur zwei Familien der Eingebornen vorfanden, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Von Hebron war ein fertig gezimmertes Haus mitgebracht, und auch das schon erwähnte Häuschen von Nachval wurde dorthin gebracht.²⁾

¹⁾ In den letzten Jahren pflegen jeden Sommer gegen 500 Schooner mit je 10—20 Mann Besatzung an der Küste zu verkehren. Sie ankern in den Buchten und schicken ihre Boote aus, um Dorsch und Lachsforellen zu fangen, was ihnen oft reichlich gelingt, doch zum Schaden der Eskimo, die dann das Nachsehen haben.

²⁾ Dabei wurde das Missionsboot „Meta“ benutzt, welches sonst dazu dient, die Verbindung zwischen den Stationen aufrecht zu erhalten. Ein zweites, die „Amity“, ist besonders für den Handel in Gebrauch, während der Schooner „Cordelia“ für denselben nach Neufundland segelt.

Der An-
dort nie
befindet
tion fern
platz zu
unheimlich
sich nicht
über 40
einer Ger
regelmäßig
Ein
letztenam
Zeit vorh
Eskimo-S
versammlu
überall ein
Guirlander
möglich ge
diesen Räu
als ob sie
waltete sich
manches W
Zwei e
die aber sic
Andeutung
gelegene Gu
die Brüdern
die dortigen
ergab aber
dort — bei
dem Einfluss
genuß herum
die Schwierig
wurde der
andern, die i
noch gar nich
tende Vertün
Mehrere
gesehen, der
Expeditionen
1850—54, be
Evangelium z
Eine zwe
als der Dire
Gründung ein
englische Weil

¹⁾ Jahresber

Der Anfang war gering. Nur wenige Eskimo haben sich bis jetzt dort niedergelassen, von denen sich eine Anzahl im Laufunterricht befindet. Andre halten sich noch unter Entschuldigungen von der Station fern. Zum Theil führen sie ihre Verbindung mit dem Handelsplatz zu Nachval als Hinderniß an. Es gibt aber unter ihnen auch unheimliche, verwilderte Gestalten, die in Troß erklären, sie wollen sich nicht belehren. Die Zahl der zu Nama Anfässigen ist bisher wenig über 40 gestiegen. Es ist aber durch die erwähnten Christen der Kern einer Gemeinde vorhanden, der sich bald vergrößern wird. Es findet regelmäßiger Gottesdienst und Schulunterricht statt.

Ein wichtiges Ereigniß für die Labrador-Mission war das im letzten genannten Jahre gefeierte 100jährige Jubelfest. Schon einige Zeit vorher war dies Fest vorbereitet worden durch einen in der Eskimo-Sprache abgefaßten geschichtlichen Aufsatz, der bei den Abendversammlungen in allen Gemeinden vorgelesen wurde. So war schon überall eine festliche Stimmung angeregt. Die Kirchensäle waren mit Guirlanden von künstlichen Blumen, Inschriften u. s. w. so gut als möglich geschmückt. Die Eskimo fühlten sich denn auch so wohl in diesen Räumen, daß einige sagten, es sei ihnen bei der Feier gewesen, als ob sie schon im Himmel wären. In den Festversammlungen waltete sichtlich der Segen des Herrn, von dem auch nachher noch manches Wort des Dantes zeugte.¹⁾

Zwei einst ins Auge gefaßte Erweiterungen der Eskimo-Mission, die aber sich als unausführbar erwiesen, übergehen wir mit kurzer Andeutung. Der erste Versuch ging auf die nördlich von Labrador gelegene Cumberland-Insel. Eine schottische Handelsgesellschaft forderte die Brüderrmission auf, mit einem ihrer Schiffe einen Missionar für die dortigen Eingebornen auszusenden. Die Untersuchungsreise 1857 ergab aber die ungünstigsten Verhältnisse. Es sind nur 300 Eskimo dort — bei Northumberland Inlet — vorhanden, die vollständig unter dem Einflusse amerikanischer Walfischfänger stehen, durch Brantwein-genuß heruntergekommen und im Aussterben begriffen sind. Dazu kam die Schwierigkeit einer regelmäßigen Verbindung mit Europa; und so wurde der Versuch aufgegeben. Jenem Häuflein, wie so manchen andern, die in ihrer eisigen Heimat von Europäern kaum einmal oder noch gar nicht erreicht sind, ist es bis jetzt nicht möglich eine anhaltende Verkündigung des göttlichen Wortes zu bringen.

Mehrere solche Häuflein hatte auch der Missionar Miertsching gesehen, der von Labrador aus berufen wurde, eine der Franklin-Expeditionen auf dem „Investigator“ als Dolmetscher mitzumachen 1850—54, bei der sich die Unmöglichkeit, jenen zerstreuten Nesten das Evangelium zu bringen, deutlich zeigte.

Eine zweite Erweiterung wurde 1854 in Erwägung genommen, als der Direktor der Niederlassungen der Hudsonsbai-Kompagnie zur Gründung einer Station bei der Faktorei am Northwestriver, 300 englische Meilen südlich von Hoffsenthal, tief im Innern gelegen,

¹⁾ Jahresbericht der Brüderrmission für 1871.

aufforderte. Dort aber ergab eine Untersuchung, daß die wenigen zerstreuten Eingebornen meist Indianer seien und in einer für die Mission sehr hinderlichen Abhängigkeit von den Handelsbeamten stehen. Sonach wurde auch von dieser Unternehmung abgesehen.

Zum Schlusse geben wir einige statistische Notizen über den Stand der Brüdermission in Labrador nach dem Jahresberichte von 1873.

1873

Auf den 6 Stationen: Hoffsenthal, Zoar, Nain, Olat, Hebron und Rama waren 19 verheirathete und 6 unverheirathete Missionare thätig nebst einer unverheiratheten Schwester, unterstützt von 20 männlichen und 16 weiblichen Nationalgehilfen. Die Zahl der unter ihrer Pflege stehenden Eskimo betrug 1165, von denen 434 Kommunitanten, 190 getaufte Erwachsene und 422 getaufte Kinder waren. Taufstandibaten waren 5 und neue Leute, d. h. Heiden die mit der Absicht sich der Gemeinde anzuschließen auf eine Station (hier Rama) ziehen — 31. 83 Glieder waren ausgeschlossen. Die Schulen umfaßten 255 Schüler unter 8 Lehrern und 3 Lehrerinnen. Die Seelenzahl der Pflegebefohlenen war vor 15 Jahren größer als jetzt und belief sich damals auf 1172. Inzwischen sank sie infolge von tödtlichen Epidemien bis auf 1024, ist aber durch Mehrgeburten sowie Zuzug von den nördlichen Eskimo wieder fast auf die frühere Höhe gestiegen. Im ganzen wird die Seelenzahl sämtlicher auf der 100 Meilen langen Küste lebenden Eskimo auf 1500 geschätzt.

Die Mission der Brüdergemeinde ist jedoch nicht die einzige auf Labrador. Zunächst haben wir die der Society for the Propagation of the Gospel¹⁾ zu erwähnen, welche im Süden die 3 Stationen Battle Harbour, Forteau und St. Augustines hat. Letztere gehört mit zur Diöcese Quebec, die beiden ersteren stehen unter dem Bischof von Neufundland, der selber in seinem Kirchenschiff von Zeit zu Zeit die zur anglikanischen Kirche gehörigen Ansiedler an der Küste bis nach Hamilton Inlet hin besucht. Bis dahin erstreckt sich das Gebiet der Station Battle Harbour, die etwas nördlich(?) von der kleinen Insel Belle Isle liegt, nach der die Straße zwischen Labrador und Neufundland genannt wird. Der Nordspitze des letzteren gegenüber liegt Forteau, dessen Gebiet südlich bis Blanc Sablon reicht. Es scheinen in dieser Gegend nur noch wenige Eskimo zu leben. Die Mission nimmt sich ihrer an und einige Familien von ihnen halten sich zu derselben. Die Berichte aber enthalten darüber leider nur unzureichende Andeutungen. Nur hier und dort wird erwähnt, daß einer der Ansiedler eine Eskimofrau hat und sich dabei sehr wohl befindet. Solche Häuser sollen sich durch Reinlichkeit auszeichnen und die nettesten Kinder haben. — Die Hauptthätigkeit dieser Mission bezieht

¹⁾ Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in London, die älteste englische Gesellschaft, von stark hochkirchlichem Charakter. — Quellen: Jahresberichte der Gesellschaft sowie deren Zeitschrift: „Mission Field“. Auch das Missionsblatt: The Net cast in many Waters.

sich jed
geschlo
Antikg,
annehm
den R
bebring
Schwier
mit dem
diesem
ein Th
Kanadie
Statione
anglikan
ist der
hindurch
meisten
Nähe der
Auch ma
für den
In jener
kommende
mehrerer
und sehr
Noch
Station
die Missio
hier noch
Weise vera
Die Kanal
zur Ausbre
Gegend zu
und Mühs
Mission w
vierzig eng
nahme der
Hier f
Neufundlan
Ansiedler so
Die ka
welche sich
liegt außert

Zur an
haben wir e
Prediger (se

sich jedoch auf die Ansiedler, welche hier im ganzen recht vortheilhaft geschildert werden als stämmige, handfeste Männer mit weitergebräuntem Antlitz, die Verlangen haben nach kirchlicher Pflege und dieselbe dankbar annehmen. Freilich herrscht eine große Unwissenheit, namentlich unter den Kindern, denen man höchstens an Winterabenden etwas Lesen beibringt, die aber sonst ohne allen Unterricht aufwachsen. Bei der Schwierigkeit, die zerstreuten, weit von einander entfernten Ansiedlungen mit dem Boot oder dem Hundeschlitten (Kowetie) zu erreichen, wird diesem Uebelstande nie genügend abgeholfen sein. Jedenfalls besteht ein Theil dieser Bevölkerung aus französisch redenden, katholischen Kanadiern. Im ganzen sollen auf dem Gebiete der genannten beiden Stationen 1712 Seelen leben (im Jahre 1868), von denen 1150 zur anglikanischen Kirche gehören. Fast der ausschließliche Erwerbszweig ist der Fisch- resp. Seehundsfang, der den größten Theil des Jahres hindurch alle Kräfte in Anspruch nimmt. Im Winter beziehen die meisten Ansiedler besondere Häuser, die tiefer ins Land hinein, in der Nähe der Wälder liegen, um den Brennholzbedarf näher zu haben. Auch machen sie dann vielfach Fahrten und Dauen. Die Wohnungen für den Sommer befinden sich unmittelbar an dem nackten Felsenufer. In jener Jahreszeit verkehren hier die meist von Nova Scotia kommenden Händler. Bei dem Fehlschlagen des Fischfangs während mehrerer Jahre waren die Kolonisten vielfach ihre Schuldner geworden und sehr zurückgekommen.

Noch mehr gilt dies von der Küstenstrecke, in deren Mitte die Station Augustines am Flusse gleiches Namens liegt. Auch dort wirkt die Mission unter den Nesten der Eskimo; überwiegend aber unter der hier noch dünnern weißen Bevölkerung, die zum Theil in erschreckender Weise verarmt ist, ja zu Zeiten den bittersten Hunger zu leiden hat. Die Kanadische Regierung sah sich daher veranlaßt, alle jene Ansiedler zur Auswanderung nach einer günstigeren, den Ackerbau gestattenden Gegend zu bewegen. Fast alle aber zogen es vor, bei allen Entbehrungen und Mühsalen in ihrer kalten unwirthlichen Heimat zu bleiben. Die Mission wird hier besonders als ein großer Segen gespürt. Bis auf vierzig englische Meilen zu beiden Seiten der Station soll eine Abnahme der Trunksucht deutlich zu bemerken sein.

Hier sei noch erwähnt, daß auch die Mission der Methodisten von Neufundland aus für die zerstreuten dieser Denomination angehörigen Ansiedler sorgt.

Die katholische Mission unter dem Indianern im Innern des Landes, welche sich auf einzelne Besuche von Missionaren aus Kanada beschränkt, liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes.

3. Neuere Zustände in Labrador.

Zur anschaulichen Darstellung der neueren Zustände in Labrador haben wir einen erwünschten Anhalt in der Reisebeschreibung, die der Prediger (jetzt Bischof) L. Th. Reichel nach der durch ihn im Jahre

1861 ausgeführten Visitation geliefert hat.¹⁾ Derselbe verließ London am 8. Juni, um die erste Fahrt der neuen Harmony mitzumachen. Nach den ersten 5 Wochen der Reise gelangte man in die Region des Treibeises und bald war das Schiff von Eisbergen umgeben. Ein wunderbarer Anblick! Zum Theil glänzend weiß, zum Theil grünlich grau, ins Blaue spielend, hier und da mit gelben Streifen geziert, schwammen sie majestätisch auf dem dunkeln Wasser daher. Zwei Tage später kam man in die immer dichter zusammengebrängte Hauptmasse des Eises hinein, doch war man so glücklich, in 7 gefahrlosen Stunden den Weg durch dasselbe zu finden. „Es war dies allerdings eine Zeit großer Aufregung“, heißt es im Bericht, „der Anblick, der sich uns darbot, war aber wohl das Großartigste und Imposanteste, was ich je gesehen habe, allein schon werth einer Reise über den Ozean.“ Hierbei mußte sich das Schiff zwischen den Eisschollen hindurch winden, die es zuletzt völlig umschlossen. „Die großen Eisberge, die riesigen Wächter der öden Labradorküste“ scheinen in gemessener Entfernung geblieben zu sein. Es waren „zum Theil formlose Massen, zum Theil merkwürdig gestaltet mit Thürmen und Spitzen. Das Treibeis“ war oben glänzend und glitzernd weiß, unten grün und lasurblau, von allen nur erdenklichen Formen und Gestalten, unter denen aber die trichterförmige sich am häufigsten wiederholte, da das Wasser von unten her die Schollen auswäscht. Ganze Reihen von Eistegeln, Pyramiden, Marmortischen, Schwänen und Löwen trieben in buntem Wechsel bei uns vorüber. Das Meer war schwarzblau, die Temperatur nur 3° R., hinter uns Nebel, ringsum ein überaus erhabenes prachtvolles Schauspiel. Wunderbar war es, daß nicht eine dieser treibenden Eismassen das Schiff berühren durfte.“ — — —

Am 16. Juli näherten wir uns der Küste, jedoch südlicher als der Kapitän erwartet hatte, der den vor uns liegenden Berg als den Allagatsai bei der Rippokat-Bai erkannte. Es war ein schöner Sommermorgen, still und warm.“ Langsam zog die Küste mit ihren wechselnden Bergen und Inseln an dem Beschauer vorüber. Oft ragen hohe Felsen majestätisch, schroff aus dem Wasser empor, und werfen ihre dunkeln Schatten auf den von leichten Wellen gekräuselten Spiegel desselben. Zuweilen blickt man etwas tiefer ins Land hinein, wo Anhöhen mit dichten Fichtenwäldungen und Thäler mit Sumpf und üppigem Graswuchs wechseln mit nackten Felsen, die von mannigfaltigen grauen oder silberweiß glänzenden Flechten und Moosen überzogen sind. Welche Ausbeute würde dort der Botaniker finden unter der — auch wohl bis jetzt — noch nicht erschöpfend erforschten Menge von Spezieen jener niederen Pflanzengattungen. Fast eben so reichlich sind auch die Beerenpflanzen vertreten, die an den fruchtbareren Stellen in unzähligen Büschen sich finden — wilde Johannisbeer- und Stachelbeersträucher durchflochten von Brombeerranken und dann wieder ganze

¹⁾ Missionsblatt der Bräutigamsgemeinde 1862, S. 25 ff.

²⁾ Vergleiche oben Grönland Nr. 3 (S. 15 und 17.) über den Unterschied des Treibeises und der Eisberge (Kalbeis).

Flächen bel
sowie mit
Badaßfelle

Vom
tation. Ma
fahlen, öde
umschwärmt
ihre Brüder
in die Augen
„zeichnet sich
7 Uhr wehte
bucht entgeg
Plötzlich hör
dann erhob
maligem Do
Missionsblatt
zwischen 8 u
von unserm
mit Briefen

Bei der
von der Strö
„Die Verlege
Hoffenthal ge
Unterplatz zu
ausgeworfen,
Am nächsten
wir sahen mit

Am 17.
lamen uns in
betraten wir
Freudenthräne
dem Herrn u
hatte erreichen

Der Blick
fahlen Felsen
gedehnte Schne
Lärchenwald e
gebirges — et
nur daß hier
Gebäude der
Estimo, das
Schindelbäckern
stolz die brittisc

¹⁾ Rubus chamaemorus

²⁾ Reist nach

³⁾ Nauyasolun

⁴⁾ In neuerer
eine kleine Kanone.

Flächen bedeckt mit üppig wuchernden Heidel- und Preiselbeerpflanzen sowie mit der aromatischen Molterbeere (?)¹⁾ die hier von den Fischern Baccapfelbeere genannt wird.²⁾

Vom Schiffe aus sieht man jedoch oft lange fast gar keine Vegetation. Man fährt dahin „zwischen ein Labyrinth von Inseln, lauter kahlen, öden und traurigen Felsklippen“, doch hier und da mit Gekreisch umschwärmt von unzähligen Möwen und andern Seevögeln, die dort ihre Brutplätze haben. Auf einer jener Inseln³⁾ fiel eine hohe Stange in die Augen, die als Zeichen für die Schiffer aufgerichtet ist. Weiter zeichnet sich der Ringitol, ein weithin sichtbarer Felsenpfiler aus. Um 7 Uhr wehte uns ein auffallend warmer Luftzug aus der Kanigittobucht entgegen. Hier kamen die ersten Eskimo zu uns an Bord. Plötzlich hörte der Wind ganz auf, wir standen bewegungslos still; dann erhob sich wieder ein Lüftchen mit einem Regenschauer und einmaligem Donner und Blitz; unsere Hoffnung, noch vor Nacht die erste Missionsstation zu erreichen, schwand immer mehr dahin. Wir feuerten zwischen 8 und 9 Uhr 2 Schüsse ab, um die Geschwister in Hoffenthal von unserm Nahesein in Kenntniß zu setzen, und schickten einen Eskimo mit Briefen an sie ab“.

Bei der Schwäche des Windes aber war das Schiff in Gefahr von der Strömung an das Land und seine Felsen getrieben zu werden. „Die Verlegenheit war groß; zur rechten Zeit aber kamen 2 von Hoffenthal gesandte Eskimo an, mit dem Auftrage, uns einen guten Ankerplatz zu zeigen. Der Anker wurde hinter dem Aniovaotokfelsen ausgeworfen, während ein prächtiges Nordlicht über den Massen spielte. Am nächsten Morgen lagen uns die Felsen der Küste dicht zur Seite, und wir sahen mit Schreien, wie nahe wir bereits dem Schiffbruch gemessen waren.“

Am 17. Juli erreichten wir den ersehnten Hafen. Die Brüder kamen uns in der Bucht entgegen. Der Anker fiel, und bald darauf betraten wir das Land, wo die Eskimo uns mit Gesang und vielen Freudenthränen empfingen, und begaben uns in das Missionshaus, dem Herrn unaussprechlich dankbar, der uns das Ziel so glücklich hatte erreichen lassen.

Der Blick auf Hoffenthal und seine Umgebung mit dem aus kahlen Felsenmassen sich aufbauenden Schiffsberg, weiterhin einige ausgedehnte Schneefelder und dann wieder kleine Strecken von Flechten- und Lärchenwald erinnert lebhaft an Landschaften des schlesischen Riesengebirges — etwa an die Gegend des sogenannten kleinen Teiches — nur daß hier statt der einsamen kleinen Teichhaube die umfangreichen Gebäude der Missionsstation, umgeben von den niedrigen Erdhütten der Eskimo, das Bild beleben. Jene verrathen mit ihren rothgemalten Schindelbächern die deutsche Herkunft der Bewohner, während darüber stolz die brittische Flagge weht.⁴⁾

¹⁾ *Rubus chamaemorus* (= *R. arcticus*?)

²⁾ Reiss nach Chappel, *Voyage of H. M. S. Rosamunde*. 1818.

³⁾ Nanjastoluk, englisch Gull Island.

⁴⁾ In neuerer Zeit ist der Flaggenbaum auf einen Felsfingel aufgespant, daneben eine kleine Kanone.

Warm genug war es zu jener Jahreszeit, so daß man kaum in einer nördlichen Gegend zu sein meinte und sich in leichter Sommerkleidung wohl fühlte. Die Temperatur von 21° R. im Schatten hielt — einige kühler Tage mit Nachfrösten ausgenommen — längere Zeit an. Eine große Plage ist bei stillem Wetter die Menge der Moskiten, die hier fast beschwerlicher sind als in Westindien. Selbst Handschuhe, ein Schleier vor dem Gesicht, Tabakrauch u. s. w. geben keinen genügenden Schutz; nur der Nordwind schlägt sie alsbald aus dem Felde.

Das Missionshaus ist ein geräumiges, zweistöckiges, 1853 errichtetes Gebäude, mit Wohnungen für die Missionsgeschwister, einem Gastzimmer und mehreren Vorrathsräumen im oberen, ebenfalls einer Wohnung, Speisezimmer, Küche, dabei Holzschuppen, Ziegen- und Hühnerstall im unteren Stock. Damit verbunden ist das alte, 1782 gebaute Wohnhaus, das nun als Tischler- und Schneidwerkstätte, sowie zum Baden und Bierbrauen benutzt wird. Aus diesem kam man in die alte, 1784 gebaute Kirche, die nun schon länger durch eine neue ersetzt ist, zu der bereits damals die Fundamente fertig waren. Hinter den Gebäuden befindet sich ein Stück brauchbares Land, das sich allmählich ansteigend, bis zu den Felsen und Klippen erhebt und von Fichten und Lärchenbäumen bewachsen ist. Durch Wegschlagen der besten Fichten als Bauholz ist Raum zu einem Garten gewonnen, in welchem Kartoffeln, Kraut und Blumentohl, Salat und Radieschen aus vortrefflichste gedeihen, da alles in den wenigen warmen Wochen erstaunlich schnell wächst. Selbst Kohlrabi und Gurken werden gezogen. Hinsichtlich der Lebensmittel war damals gerade eine Zeit des Ueberflusses, wie sie lange nicht dagewesen. Rennthierfleisch, verschiedene Seevögel sowie Eier derselben, Codsich, Salm und Lachsforelle waren sehr wohlschmeckend. Drei der letzteren Fische gaben eine reichliche Mahlzeit für die aus 17 Personen (incl. Kindern) bestehende Gesellschaft. Ein Mahl von frischem Codsich hat etwa den Werth von 1½ Silbergroschen. Ein zur Gemeinde gehöriger weißer Anstebler fing an einem Tage 300 Stück. Kein Wunder, daß die Fischerei immer stärker betrieben wird. Solch Ueberfluß herrscht aber keineswegs allezeit. In einigen Wintern ist der Mangel auch für die Missionare empfindlich, wenn ekbares Geflügel und Seehunde selten sind. Des Morgens nach dem gemeinschaftlichen Morgenessen und Frühstück pflegte Br. Reichel bis 9 Uhr zu schreiben und dann die allgemeinen Missionskonferenzen zu halten, so oft dies in der freilich für alle Geschwister sehr besetzten Zeit während der Anwesenheit des Schiffes möglich war, oder die Lokaltäten und Vorräthe zu besichtigen, die Bücher durchzusehen &c. Nach dem Mittagessen wurden beim Kaffee die Schreiben der Unitäts-Ältesten-Konferenz und der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums vorgelesen und durchgesprochen; dann wurde ein Spaziergang gemacht und das Abendbrot genossen, worauf um 7 Uhr die Versammlung folgte, entweder in der Kirche für die Eskimo, oder nur für das Hausgemeinlein im Speisezimmer. Die späteren Abendstunden wurden dann noch zu Besuchen in einer oder der andern Missionsfamilie angewandt. Sonntags wurden Gottesdienste gehalten, in denen

auch einzeln
redeten. N
Sprache ver
wurde von
denn so gut
Eskimosprach
Gewöhnlich
d. h. seib sta
wurde. Da
ren, öfters z
und auf Hän
weil sie ihre
barkeit ausst
großen Lehre
noch eine ant
Treue. Ihr
genug beschä
einige wirklich
Tisch und ein
Der Eingang
Aufenthaltsor
dem Stock h
Fenster, mit
wohnen in ei
abgetheilten
Rafen bedeckt,
auch europäisch
gen; auf ihren
kleider von Se
mit einem lam
Sonntag aber
tragen jetzt Ri
ihrer Arbeit, b
als die Weinle
in ihrem Haar
nur die Abend
welchem Hoffen
doch kommen je
findet man no
allerhand den
anrührt oder w
gezeigt. Jetzt f
der christlichen
Wandel ihr noc
nicht wenige tre
die Gelfergeschw
Jeremias und
wandeln und all

auch einzelne Gelfer recht bereit und erwedlich zu ihren Landsleuten redeten. Reichel selbst konnte allerdings mit den Eskimo nicht in ihrer Sprache verkehren, dennoch machte er Besuche in vielen Häusern und wurde von vielen Eskimo in seiner Stube wieder besucht, wo sie sich denn so gut als möglich verständigten, und ein paar Worte in der Eskimosprache seinerseits schon einen gewinnenden Eindruck machten. Gewöhnlich begrüßte er sie nach ihrer Sitte mit dem Worte Aksusseai d. h. seid stark! worauf mit freundlichem Lächeln Aheila, ja erwidert wurde. Da kam denn auch die alte Sophia, eine Witwe von 70 Jahren, öfters zu ihm, die ihre Füße gar nicht mehr gebrauchen konnte und auf Händen und Knien fortlich, dabei aber allezeit fröhlich war, weil sie ihre Freude an dem Herrn hatte, und wiederholt ihre Dankbarkeit aussprach, daß es ihr noch zu Theil werde, einen von den großen Lehrern zu sehen. Selbst so schwach und elend, pflegte sie doch noch eine andere, noch hilflosere und schwächere Witwe mit großer Treue. Ihr Häuschen, in dem Reichel sie besuchte, war freilich ärmlich genug beschaffen. Andere Häuser fand er viel besser eingerichtet, einige wirklich reinlich und nett, ausgestattet mit einem Bett, einem Tisch und einigen Töpfen, einem Ofen und sogar einer Wanduhr. Der Eingang ins Haus ist in der Regel sehr niedrig und zugleich der Aufenthaltsort für die Hunde, die man, um hineinzugelangen, erst mit dem Stod heraustreiben muß; im Dach befindet sich das einzige Fenster, mit Seehundsblase statt der Glasscheibe versehen. Gewöhnlich wohnen in einem Hause mehrere Familien in verschiedenen kleinen abgetheilten Räumen beisammen. Von außen sind die Häuser mit Rasen bedeckt, der im Sommer voll Blumen ist. Einige Eskimo haben auch europäische hölzerne Häuser, die aber nur für den Sommer taugen; auf ihren Fischerplätzen leben sie in Zelten. Die Kleidung, Weinleider von Seehundsfell und wollene Jacken, bei den Frauen hinten mit einem langen Zipfel versehen, ist meistens schmutzig genug, am Sonntag aber erscheinen sie ganz rein und nett gekleidet. Viele Frauen tragen jetzt Röcke, welche zwar kleidsamer und anständiger, aber bei ihrer Arbeit, besonders beim Reinigen der Fische, nicht so bequem sind als die Weinleider. Alle tragen blaue und rothe Bänder, Chorbänder, in ihrem Haar, welches durchgängig lang und schwarz ist, das aber nur die Abendmahlschwestern zu flechten pflegen. — Das Land, auf welchem Hoffenthal erbaut ist, hieß früher Arvertok, Walfischbucht, doch kommen jetzt nur noch selten Walfische hier vor. Auf den Felsen findet man noch alte Heidengräber mit Knochengerippen darin und allerhand den Todten mitgegebenen Geräthschaften, welche niemand anrührt oder wegnimmt; auch die Ueberreste ihrer Häuser werden noch gezeigt. Jetzt sind sämtliche Eskimo dieser Gegend längst Mitglieder der christlichen Kirche, und wenn auch freilich manche in Wort und Wandel ihr noch nicht zur Ehre sind, so gibt es doch unter ihnen auch nicht wenige treue und rechtschaffene Nachfolger Jesu, wie namentlich die Gelfergechwister Christian und Retura, Josua und Bertha, Jeremias und Sarah und manche andere, die als Kinder Gottes wandeln und allgemein geachtet sind. Die gottesdienstlichen Versamm-

lungen aber werden gut besucht, und der Gesang der Gemeinde ist vortrefflich. Am Sonntage weckten die Eskimo den großen Lehrer, mit Klarinetten und Posaunen Choräle blasend. Als er dann selber im Gottesdienst eine Ansprache hielt, die einer der Brüder übersetzte, war eine große Bewegung in der Gemeinde zu spüren, und es zeigte sich, wie sehr sein Besuch geschätzt wurde. — — — Nachmittags war noch ein Liebesmahl für die ganze Gemeinde, bei dem Brod und Bier herumgereicht und vom Chor zur Orgel ein Musikstück gesungen wurde. Auch für die Seeleute und einige Ansiedler wurde Gottesdienst in englischer Sprache gehalten. — Die auf den 5. August festgesetzte Abreise nach Rain ward durch widrigen Wind bis zum 10. verzögert. Weiter an der zerklüfteten Küste mit ihren unzähligen Inseln hinfegeln, zur Rechten stets eine Menge von Eisbergen in Sicht, kam man am 3. Tage nach jener Station, wo beim Landen wieder die ganze Eskimogemeinde mit Gesang und Posaunen versammelt war. Die kirchlichen Versammlungen, bei denen sich ein mit Violinenbegleitung vorgetragenes Musikstück auszeichnete, wurden an den beiden ersten Tagen abgehalten, da viele Eskimo sich sofort wieder auf ihre Fischerplätze begeben wollten. Es befinden sich zu Rain 3 Abkömmlinge des in der Geschichte dieser Mission vielfach genannten Tuglavina, sämtlich Gehülfen. Die Prüfung der Schulkinder, von denen 12 Knaben und 16 Mädchen anwesend waren, hatte ein recht befriedigendes Ergebnis. Die Kinder konnten alle gut lesen. Im Winter zählte die Schule 39 Knaben und ebenso viele Mädchen resp. ledige Schwestern, welche letzteren den Schulbesuch bis zu ihrer gewöhnlich im 20. Lebensjahre erfolgenden Verheirathung fortzusetzen pflegen. —

Rain liegt ebenso wie Hoffenthal auf einer Halbinsel des Festlandes, welche im Norden von der Runaangoat-Bucht und im Süden von der Tessinjarfut-Bucht umschlossen ist. Die Station nimmt sich von der Seeseite her gesehen nicht so schön aus wie Hoffenthal, obgleich der Hügel, an dem sie liegt, bedeutend höher ist; doch tritt derselbe nicht so dicht an den Meeresstrand heran; dagegen bietet die ebenere und freiere Lage hier mehr Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Das Missionshaus, 76 bei 32' groß, ist sehr zweckmäßig und wohnlich eingerichtet und würde mit seinen Nebengebäuden zur Aufnahme der ganzen Eskimogemeinde von 275 Seelen, nach dem Maßstab ihrer gewöhnlichen Behausungen, zureichen, da die Eskimo nur einen Raum von 14' Länge und 12' Breite für 2 Familien brauchen und das größte ihrer Häuser in Rain, von 3 Familien mit 5 Kindern bewohnt, nur 17' 4" bei 16' 2" hat; dennoch ist für die dasige Missionsfamilie keineswegs des Raumes zu viel. Die Gebäude sind ganz von Fichtenholz errichtet, das hier in Labrador gewachsen — es gibt nicht selten Bäume von 40, ja 60' Höhe — und von den Brüdern mit Hülfe der Eskimo zum Bau gezimmert und bearbeitet worden ist. Die Bäume wachsen jedoch in diesem Klima natürlich nur sehr langsam, und gutes Bauholz ist in nächster Umgebung von Rain nicht mehr zu haben, wohl aber noch Brennholz in größerer Menge als zum Gebrauch erforderlich ist. Auf dem links vom Hause sich erhebenden

Stück Land im Sommer Erbsen nicht Kiesweg durch ist gewöhnlich Berg und hier noch

„Eines“ des Abtisse wurden von plötzlich sich Es wurde nördlichen unserer Eskimovortreffliche den 3 in der hin und wieder ist. Charaktere alte, schon abliegenden Stätten Anblick“.

Den Häusern, 800 — zur Erinnerung der Geschw. A. der ihn auch desselben hatter Festland, Rain außerordentlich geben von W. nischer Schoon Die ganze Land danken noch er Thäler sich humanitätliches W. und einsame V. im Winter sein mir von der A. griff zu geben, spannt. Es n. läßt, aber verg. Schlitten, sich Strängen sich v. Sumpf und Me.

1) Die Hunde nur. Die Konzerte, Es sind übrigens

Stück Land befindet sich ein großer, sehr wohlbehauter Garten, welcher im Sommer Gemüse aller Art im Ueberflusse liefert, nur Bohnen und Erbsen nicht, die hier nicht fortkommen. Von dem Garten aus ist ein Kiesweg durch den Wald eine gute Strecke weit angelegt. Die Bucht ist gewöhnlich klar und frisch, und es müßte ein Vergnügen sein, über Berg und Thal umherzuschweifen, wenn die Moskiten nicht wären, die hier noch schlimmer sind als in Hoffsenthal.

„Eines Tages“ — sagt der Bericht — „erstiegen wir den Gipfel des Akkisse (ungefähr 800 Fuß hoch) im Norden unsrer Bucht und wurden von den bluthürstigen kleinen Feinden fast aufgefressen — bis plötzlich sich ein Ostwind erhob, der sie augenblicklich davon führte. Es wurde nun sehr kühl, und wir machten uns das zu nütze, um den nördlichen Theil der Halbinsel noch zu durchwandern, von einem unsrer Eskimo begleitet, die beim Erstimmen der Felsen und Berge vortreffliche Führer sind. — Einen andern Ausflug machten wir zu den 3 in der Gegend von Nain gelegenen Teichen, deren Umgebung hin und wieder reich an Felsen und Baumwuchs und recht malerisch ist. Charakteristisch nahmen sich innerhalb der Baumgruppen mehrere alte, schon abgestorbene, aber mit ihren dichten Zweigen noch aufrecht stehenden Stämme aus, ein eigenthümlich melancholischer und düsterer Anblick“.

Den Häusern der Mission gegenüber steigt ein fast senkrechter Felsen, 800—1000' hoch, aus dem Wasser empor, Sophia genannt zur Erinnerung an Schw. Kayritz, welche bei dem Visitationsbesuch der Geschw. Kayritz im Jahre 1773 denselben erklomm. Br. Reichel, der ihn auch mit einigen Brüdern bestieg, berichtet: „Vom Gipfel desselben hatten wir eine herrliche Aussicht, Berg über Berg auf dem Festland, Nain drunten am Meeresstrand, ganz klein, aber bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft ganz deutlich zu sehen, umgeben von Wäldungen, in der Bucht die Harmony und ein amerikanischer Schooner vor Anker liegend, auf den fernen Gebirgen viel Schnee. Die ganze Landschaft hat einen düstern Charakter, der durch den Gedanken noch erhöht wird, daß diese öden Felsen und moosbewachsenen Thäler sich hunderte von Meilen so weiter fort erstrecken, wo kein menschliches Wesen sie bewohnt. In der That, Labrador ist eine öde und einsame Wildniß, und besonders traurig muß die Eintönigkeit im Winter sein, wenn alles von Eis und Schnee bedeckt ist. — Um mir von der Weise, wie die Eskimo im Winter reisen, einen Begriff zu geben, wurde ein Schlitten gepackt und mit 13 Hunden bespannt. Es war das eine Scene, die sich nicht leicht beschreiben läßt, aber vergnüglich genug anzusehen war, als die Hunde mit dem Schlitten, sich unter einander anknurrend und beißend und mit ihren Strängen sich verwickelnd und verwirrend, über Stock und Stein durch Sumpf und Morraß dahin rannten.“¹⁾ Nach einer kurzen Probe wurden

¹⁾ Die Hunde sind eigentlich eine Wolfsgart, bellen daher auch nicht, sondern heulen nur. Die Konzerte, welche sie bei nächtlicher Weile aufführen, sind schauerlich anzuhören. Es sind übrigens schöne Thiere.

sie wieder ausgepannt, und die Frauen schlugen nun ein Zelt auf, das in wenigen Minuten fertig dastand."

Nachdem am 29. August der Anker wieder gelichtet worden, langte man nach bei meistens widrigem Winde sehr langsamer Fahrt, auf der das Schiff mehrmals stille liegen mußte, am 5. September Abends 8 Uhr endlich in der Bucht bei Olal (Festung) an, die Schiffskanone wurde abgefeuert, die Uferberge gaben ein prächtiges Echo und der Anker fiel.

Die Station liegt auf einer 20 englische Meilen langen und 6 Meilen breiten Insel, die durch den Ikarasut, einen Wasserdurchgang, getheilt und durch einen 6 Meilen breiten Meeresarm vom Festlande getrennt ist. Sie steht wie an den dicht bis ans Ufer reichenden Fels wie angeklebt aus. Der Raum ist sehr beschränkt. Die Eskimohäuser liegen theils dicht am Meer, theils 50 Fuß höher auf dem Felsen. Im Winter aber ist alles mit Schnee zugebedt bis zum zweiten Stockwerk des Hauses, und das Brennholz muß dann auf dem Eis der Bucht kleingehackt werden, weil auf dem Lande nicht Platz genug dazu vorhanden ist. Im Süden der Station erhebt sich ein Berg, die Sonnenkoppe genannt, bis zur Höhe von 1200' und beschattet sie dergestalt, daß die Geschwister im Winter mehr als 7 Wochen lang, vom 26. November bis 16. Januar, die Sonne gar nicht zu sehen bekommen. Der Charakter der Gegend ist von den südlicheren Plätzen schon sehr verschieden, viel ärmer an Wald und reicher an schroffen, zackigen Gebirgsformen.

Das Haus ist ziemlich eng für 4 Familien, 40 bei 30', es kommt aber bei der Nähe der Kirche der obere Boden der letzteren zu statten und ist zu Stuben benutzt. Der hiesige Helfer Boas ist ohne Zweifel der bedeutendste und einflußreichste Mann unter seinem Volk, weshalb er auch den Ehrentitel Angajokavut, das heißt „unser Häuptling“, hat. In der Ungava-Bai geboren, wo er noch Verwandte unter den Heiden hat, kam er als Waisenknecht mit andern Eskimo im Jahre 1812 nach Olal, und hat sich hier durch seine eignen Talente und Anstrengungen zu seiner jetzigen Stellung erhoben. Er ist 56 Jahre alt und wohl um einen Kopf größer als das ganze übrige Volk. Er hält Kinderstunden, wie auch Friedrich, der zweite Gehülfe, ebenfalls ein bekehrter Heide. Abraham und Boas der kleinere sind die Kirchendiener, treue Leute, aber von weniger ausgezeichneten Fähigkeiten. Bei einer Schulprüfung sangen die Kinder auch einige Lieder und Kanons; der Gemeinbegehang, wobei auch 2 Eskimo die Orgel spielten, war vortrefflich. Es findet sich unter den letzteren nicht selten eine gute Begabung für Musik, wie denn z. B. eine lebige Schwester, Lydia, die überhaupt in jeder Art von Arbeiten durch ihre Geschicklichkeit vor andern sich auszeichnet und deshalb „die Prinzessin“ genannt wird, sogar die Guitarre spielt. Einmal brachte sie eine Probe ihrer Handschrift um zu zeigen, „wie die Menschen schreiben können“. Nunmehr stellten sich Anzeichen des herannahenden Winters ein. Am 8. September waren die Bergspitzen längs der Bucht mit Schnee bedeckt, am 13. auch die Thäler mit weißem Reif überzogen,

und die O.
wurde eine
hohen Schm.
Luft eine p
Binnenlande
kovit-See.
Leuchtenden)
das steil au
ganz nah zu
aus, mit sein
— Trotzdem
entfaltet die
mehr den ndr
senden Pflanz
Nähe des W
Pflanzen in d

Die Jahr
hört alle Beg
Besonders me
rechten Klip
ohne ein Gäl
für Polarbäre
ber wurde die
liegt auf einer
„große Bucht“
höchtes Gebä
4 Familien un
sind vorhanden
für die Kinder,
26—28° R. stei
Haus gar nicht
und das Brenn
Mühe und groß
worden ist, um
der That eine ni
dieser rauhesten
nen.“ Die Gem
einer unmittelba
ihrer Mitglieber
kommend, sich de
tember ward das
aber die Flagge
Noch desselben J

1) Gelfe Vot
Steinellen, ferner
nen, Arenarien und
Gemeinde, 1869 S. 1

und die Gartenfrüchte mußten schleunigst eingebracht werden. Noch wurde eine sehr beschwerliche aber lohnende Besteigung des 2000 F. hohen Schmittsberges unternommen. Man hatte bei der Klarheit der Luft eine prächtige Aussicht weit über die wirren Felsengebirge des Binnenlandes und den großen 70 englische Meilen entfernten Umia-kovit-See. Besonders schön nahmen sich die Raumajet-Berge (die Leuchtenben) mit ihrem schneeigen Gipfel aus und das Kap Rugford, das steil aus dem Meere aufsteigt, und obgleich 20 Meilen entfernt, ganz nah zu liegen schien. Zu den Füßen breitete sich das weite Meer aus, mit seinen stolz dahin ziehenden Eisbergen, deren man 140 zählte. — Trotzdem die ganze Gegend von Baumbwuchs völlig entblößt ist, entfaltet die Vegetation stellenweis eine reichliche Fülle, nur daß sie mehr den nördlicheren Charakter trägt. Die sonst auf den Bergen wachsenden Pflanzen wie Alpenrosen u. s. w. findet man unten bis in die Nähe des Meeresstrandes. Oft sieht man Plätze, die mit blühenden Pflanzen in den buntesten Farben ganz bedeckt sind.¹⁾

Die Jahreszeit drängte zur Beendigung der Reise. Nördlich von Olat hört alle Vegetation auf. Die Küste zeigte nur Felsen, Eis und Schnee. Besonders merkwürdig erschien die Insel Nenoktut, die aus hohen senkrechten Klippen in Gestalt von abgebrochenen Thürmen und Schornsteinen ohne ein Hälmchen Gras oder eine Spur von Moos besteht, eine Wohnung für Polarbären, von denen sie den Namen hat. — Am 19. September wurde die schon eingewinterte Station Hebron erreicht. Auch diese liegt auf einer Halbinsel, nördlich von der Bucht Rangerdlukfoat, d. h. „große Bucht“. Das Missionshaus ist wohl eingerichtet, ein langes einstöckiges Gebäude mit 20 Fenstern in der Front, geräumig genug für 4 Familien und für Vorräthe auf 3 Jahre. Auch einige Werkstätten sind vorhanden, und der lange Flur von 125' ist ein hübscher Spielplatz für die Kinder, wenn sie im Winter wegen der Kälte, die nicht selten auf 26—28° R. steigt, und um der tobenden Stürme willen wochenlang das Haus gar nicht verlassen können. In der ganzen Gegend wächst kein Baum, und das Brennholz muß von Napartok, einer entfernten Bucht, mit vieler Mühe und großer Gefahr herbeigeholt werden, wo ein Häuschen gebaut worden ist, um der Mission den Besitz der Bucht zu sichern. „Es gehört in der That eine nicht geringe Selbstverleugnung dazu“, sagt Reichel, „auf dieser rauhesten und traurigsten aller unserer Missionsstationen zu dienen.“ Die Gemeinde daselbst macht mehr als eine andere den Eindruck einer unmittelbar aus den Heiden gesammelten Christenschaar, und viele ihrer Mitglieder haben erst vor 12 oder 13 Jahren, vom Norden kommend, sich der Gemeinde der Gläubigen angeschlossen. Am 29. September ward das heilige Abendmahl mit ihnen gefeiert, am 1. Oktober aber die Flagge der „Harmony“ aufgezogen zum Zeichen der Abfahrt. Noch desselben Tages gelangte sie in das offene Fahrwasser, am 25.

¹⁾ Gelbe Potentillen, Ranunkeln, Arnika u. s. w. mit rothen Epilobien und Steinröllchen, ferner blaue Gloden, Veilchen, Veronika nebst weißen Gerastien, Anemonen, Arenarien und vielen andern bunt durch einander. Cf. Missionsblatt der Bilder-Gemeinde, 1860 S. 37

Oktober war Gravesend glücklich erreicht, und am 28. November lehrte Reichel nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in England über Rotterdam, Zeist, Magdeburg, Berlin und Neusalz nach Herrnhut zurück.

Zur Schilderung der beiden erst nach dieser Visitationstreife angelegten Stationen sei nur angedeutet, daß Zoar am Ufer einer von sanfteren Bergformen umgebenen Bucht recht anmuthig zwischen dunkeln Fichten und hellgrünen Lärchenwäldern liegt, die sich weit an die Berge hinaufziehen. Ein wohlgebeihender Garten umgibt das freundliche Missionshaus, dem ein Vorrathshaus und einige andere Gebäude zur Seite liegen. Neuerlichst ist auch ein nettes Kirchlein hinzugekommen. Ein ziemliches Eskimodorf, das seit der Anlage der Station entstanden, belebt nun die einst so verlassene Gegend. Das Wort Gottes hat an der dort gesammelten Gemeinde bereits reichliche Früchte getragen, obgleich wiederum auch zu Tage getreten ist, daß man sich über geistliche Erfolge bei den Eskimo nur mit Bittern freuen kann. Jedenfalls aber haben manche sonst von Foffenthal und Nain entfernt wohnende Familien jetzt einen festeren Halt gewonnen. Auch für manche Ansiedlerfamilie ist die Station ein Segen geworden.

Ganz anders zeigt sich uns die Umgebung der jüngsten Station Nama. Weit und breit umgeben die stille Nullotartof-Bucht schroffe, kahle Felsberge, zwischen denen nur hie und da sich nieberes Gestrüpp zeigt. Ein ausnahmsweise günstiger Platz wurde dennoch für die Missionsgebäude gefunden. Es ist eine flache $1\frac{1}{2}$ Morgen große Strecke angeschwemmten Bodens, der für den Garten höchst fruchtbar zu werden verspricht, zumal er durch hohe Bergzüge im Rücken gegen die rauhen von der See herwehenden Nordwinde geschützt ist; nach Süden zu aber ist die Lage so offen, daß auch an den kürzesten Tagen die Sonne nicht ausbleibt. Es ist schon oben angedeutet worden, wie hier die Missionsarbeit es im wesentlichen mit Heiden zu thun hat, die derselben viel Schwierigkeiten entgegensetzen, während die christliche Gemeinde nur aus einigen Familien besteht, die von Hebron dorthin mitgenommen wurden. Dessen kommen auch heidnische Eingeborne von der Nachvat-Bucht oder noch weiter zum Besuch. Sie suchen sich bei den Missionaren wohl einzuführen mit dem Bekenntniß: „Wir glauben an Jesum, wir glauben sehr groß!“ Bald aber verrathen sie ihre eigentlichen Absichten, wenn sie dazwischen die Worte fallen lassen: „Hast du keinen Tabak“ oder „gib mir zu essen“.

Dieser nach dem Irdischen trachtende Sinn aber — um zum Schluß noch einige charakteristische Züge der Labrador-Mission hinzuzufügen — zeigt sich im großen und ganzen immer wieder auch in den christlichen Gemeinden, besonders bei reichlichem Erwerb, denn gute Tage können sie gar nicht wohl ertragen. Geht der Fischfang gut, und bringen sie ihre jetzt nach europäischer Weise gebauten Boote (die die Stelle der alten Fellbote vertreten) reich beladen nach Hause, so denken sie wenig daran, die Vorräthe getrocknet für den Winter zu bewahren, sondern erhandeln bei dem ersten Schooner, den sie treffen, allerlei Luxus, Tand und Flitterwerk. Ihre Bedürfnisse mehren sich in Besorgniß erregender Weise. Darüber zur Rede gesetzt, können sie maulen und tragen. So lange sie zu essen haben, fühlen sie sich als die unabhängigesten Men-

schen.
 sie fast al-
 wohl einer
 rädelzführ-
 blicken lass
 des Mänge
 sitte, wird
 Seite gar
 fehl, so g
 Vorrathsha
 ist einer, de
 Gefäß mitg
 ein Eskimo
 gebunden u
 mit einem
 mußte Schit
 sich die Fra
 Kapuze meß
 dessen zu sol
 that, die sie
 durch Heimg
 Gottes Gehö
 demien²⁾ erw
 Bevölkerung
 im Laufe ein
 fallen, wie sie
 auch bei den
 durch den sie
 sein Wort ern
 Beziehung gu
 fehlt es freilic
 gen Theilnahm
 doch nur wen
 wandel bewäh
 spürbar sind,
 etwa unversch
 denmachen ger
 denheit auf die
 gering, die sich
 tung der Gem
 aber geseffelt
 Kind auf das

¹⁾ Auch der N
 das Fell eines Sil
 werden — hat sehr

²⁾ Meistens e
 Tracht gibt zu derf

Burthard, Missions

sehen. Werden sie in solchen Zeiten daran erinnert alte Schulden, die sie fast alle bei der Missionshandlung haben, abzutragen, so geben sie wohl einem bösen Geiste des Ungehorsams Raum, wobei einige Haupträdelsführer hie und da ein tiefes Mißtrauen gegen die Missionare hindurchblicken lassen. Doch es kommen andere Zeiten, der Heimsuchung und des Mangels. Der Seehund, die Grundlage für das Leben nach Eskimofitte, wird immer seltener. Auf eine gleichmäßige Ausbeute ist nach dieser Seite gar nicht mehr zu rechnen.¹⁾ Schlägt nun auch der Fischfang fehl, so gilt es am Hungertuche zu nagen. Nun kommen sie zum Vorrathshause der Missionsstation und kaufen Waaren auf Borg. Da ist einer, der will Mehl haben — aber leichtsinnig wie ein Kind, hat er kein Gefäß mitgebracht, in das das Mehl geschüttet werden könnte. Doch ein Eskimo weiß sich immer zu helfen. Flink wird das Halstuch abgebunden und bald ist der improvisirte Sack fertig. Ein anderer erscheint mit einem Paar alter Hosen. In das eine der zugebundenen Beine mußte Schiffsbrod, in das andre Erbsen geschüttet werden. Oft lassen sich die Frauen die Waare in die lang über den Rücken herabhängende Kapuze messen. An das Bezahlen wird nachher wenig gedacht. In dessen zu solchen Zeiten erkennen auch die sonst Launen die große Wohlthat, die sie an der Mission haben. Noch ernstlicher aber pflegen sie durch Heimsuchungen anderer Art angetrieben zu werden, dem Worte Gottes Gehör zu geben. Es sind schon die wiederholt auftretenden Epidemien²⁾ erwähnt worden, durch welche schon ein starker Bruchtheil der Bevölkerung hinweggerafft worden ist, wie z. B. in Hebron ein Sechstel im Laufe eines Winters. Bei solchen Gelegenheiten, oder bei Unglücksfällen, wie sie dann und wann immer wieder vorkommen, spürt man auch bei den gleichgültigen und todtten Seelen einen heilsamen Schrecken, durch den sie zum Fragen nach dem Herrn und zur Beugung unter sein Wort erweckt werden. Auch andre Veranlassungen tragen in dieser Beziehung gute Früchte, wie z. B. die Feier der Gebetswoche. Dabei fehlt es freilich zu allen Zeiten nicht an der äußern gewohnheitsmäßigen Theilnahme an den Gottesdiensten, aber es sind verhältnismäßig doch nur kleinere Glieder, welche sich in einem beständigeren Christenwandel bewähren, an deren inwendigen Menschen Kräfte der Heiligung spürbar sind, und die auch in Bezug auf materielle Verhältnisse, wenn etwa unverkündete Forderungen zurückgewiesen, das leichtsinnige Schuldenmachen gerügt oder zur Sparsamkeit ermahnt wird, sich mit Entschiedenheit auf die Seite der Missionare stellen. Die Zahl derer aber ist nicht gering, die sich ihr sogenanntes gutes Christenthum und die äußere Beobachtung der Gemeindefitte zu einem bequemen Ruhefusse machen, dabei aber gefesselt sind von jenem ungebrochenen Willen, mit dem sie von Kind auf das thun, worauf die äußeren Sinne fallen, und der das

¹⁾ Auch der Fuchsfang, der sonst einen sehr ergiebigen Handelsartikel lieferte, — das Fell eines Silberfuchses soll gelegentlich sogar in London mit 200 Thalern bezahlt werden — hat sehr abgenommen.

²⁾ Meistens eine Art Grippe. Erklärung in Folge des Gebrauchs der europäischen Tracht gibt zu derselben wahrscheinlich viel Veranlassung.

Haupthinderniß für das geistliche Leben eines Eskimo bildet. Solche gerathen denn auch immer wieder in allerlei Unaufrichtigkeit im Handel und Wandel, sind dem verführerischen Beispiel gottloser Europäer gegenüber ohne Halt wie die Kinder, und werden wohl bei Ermahnungen zum Besseren sogar zornig, indem sie auf ihre Theilnahme am Gottesdienste u. s. w. trogen.

Und doch finden sich fast überall bei ihnen, wenn auch oft tief verborgen, so eiskalte Körnlein der Kraft des Evangeliums, die hie und da oft unerwartet wieder an den Tag kommen. So ziehen manche, wenn's ihnen zu wohl wird, aus der lästigen Ueberwachung der Missionsstationen fort nach Süden, wo sie im Verkehr mit den Ansiedlern bald in ein sündliches Weltleben mit Trunk, Spiel, Tanz, Unzucht u. s. w. gerathen. Manche aber kommen wieder zurück und gestehen, daß sie dabei doch keinen Frieden im Herzen gehabt hätten. — Unter günstigen Verhältnissen gelingt es ihnen auch wohl mehr ihre Schwachheiten zu überwinden: z. B. wenn im Winter, wo fremde Händler nicht zugegen sind, ein guter Seehundsfang eintritt, so berichtigen sie gern die alten Schulden bei der Missionshandlung und versehen sich mit neuen Kleidern und Geräthen; obwohl in solchen Zeiten auch immer noch viel Vergeudung vorkommt und viel Besuchreisen und Gasteriren getrieben wird, womit eine nachtheilige Zerstreuung Hand in Hand geht. Andererseits fehlt es in solcher Lage aber auch nicht an herzlichster Dankbarkeit, die dem Herrn die Ehre gibt. — Schließlich muß man auch immer wieder mit dem armen bemitleidenswerthen Völkchen in seiner Schwachheit Nachsicht und Geduld haben.

Oft zeigen sie eine rührende Anhänglichkeit an die Missionare, so wie jener, der bei einem Ausfluge ins Innere dem frierenden Missionar seine warme Jacke leiht, ihm zum Uebernachten ein Obdach baut, während er selber draußen in aller Kälte liegt. Bemerkenswerth ist auch ihre Gelassenheit und Geduld bei Leiden und Verlusten. Einer Gesellschaft war beim Erwerb auf dem Eise all ihr Geräth verloren gegangen, während sich die Menschen retteten. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt“ sprachen sie ganz ruhig und getrost. — Bei den Epidemien war es wunderbar, wie bald alle mit Freuden zum Sterben bereit waren, und bei wenigen zeigte sich auch deutlich ein seliger Heimgang.

Schließlich führen wir noch einige Züge aus dem äußeren Leben und Treiben der Labradoreskimo an, wobei wir freilich bedauern, daß uns hier die Quellen in den Stand setzen, ein umfassendes, anschauliches Bild zu geben. Die folgenden Bemerkungen sind meist dem Nachtrage zur Beschreibung der Visitationstreife von L. Th. Reichel entnommen. (Missbl. d. Br.-G. 1862 S. 57.)

Um Neujahr sind die sämmtlichen zur Mission gehörigen Eskimofamilien auf den Stationen in ihren Winterhäusern versammelt. Kirche und Schule sind dann am zahlreichsten besucht, und die Missionsthätigkeit hat ihren unge störtesten Fortgang. Haupterwerb ist die Ripper- (Schneehühner-) Jagd und der Fuchsfang. Letzterer wird mit aufgestellten Fallen betrieben, und ist dadurch sehr beschwerlich, daß die oft entfernten Fang-

stellen täglich werden müßig bemächtigt. und Frauen. Die Reihn Wintermon daß überall allerlei Klei bogen u. s. n Schlitten au im Rajal d fionen, die l Geschichtlich Messer Qua mengefügt u Schneef'usch bei 20—25 o wenigen Gra Anblick, wenn Sternchen res geschwärzt. verfest. Die Schnee eingra hingestreut wa verzehrten. A durch einige Kle auf der geschüt Winterreisen de auf den Boden nen. Die Sp genommen und stilles Wetter, s ungemein schnell Interessanten. Wetter und hell mit doppelten G Bei der See sondern auch da Dienste leistet. besonders bei p Schwingwellen. gebaut. Die grü ziemlich abgekom von 2 bis 8 Ton ihre außerordentl Fahrten auf der zuweilen sogar et betrachten. Weil

stellen täglich auch bei dem tiefsten Schnee und rauhesten Wetter besucht werden müssen, damit nicht etwa ein Wolf sich schließlich des Fanges bemächtigt. Von Seiten der Mission werden zu dieser Zeit Männer und Frauen mit Holzhacken und Schneeschaufeln für Lohn beschäftigt. Die Weihnachtsfeier bildet auch hier einen Glanzpunkt in den trauigen Wintermonaten. Deutsche und englische Missionsfreunde sorgen dafür, daß überall Bescherungen gemacht werden, bei denen außer Schwaaren allerlei Kleinigkeiten, wie Blechlöffel, Halstücher, Pulswärmer, Silberbogen u. s. w. viel Freude anrichten. — Im Februar begeben sich viele zu Schlitten auf das Eis des Seeufers, um, wo sie offnes Wasser finden, im Kajak die Seehundsjagd zu treiben. Bei solchen Schlittenexpeditionen, die längere Zeit dauern, bauen sie sich zum Uebernachten mit großer Geschicklichkeit Schneehäuser, indem sie mit einem langen, begenförmigen Messer Quadern aus dem Schnee ausstechen, die wie Bausteine zusammengefügt und zur Wölbung der Decke benutzt werden. Ein solches Schneehäuschen gewährt ein gutes Obdach; während draußen der Sturm bei 20—25° R. Kälte wüthet, sitzt man bei einer Temperatur von nur wenigen Graden unter Null recht geborgen. Zuerst ist es ein prächtiger Anblick, wenn die blendend weißen Wände das Licht in tausend glitzernden Sternchen reflektiren. Bald aber ist alles vom Rauche des Kochfeuers geschwärzt. In der Nacht wird der Ausgang fest mit Schneestüden versezt. Die armen Hunde können sich draußen nach Belieben in den Schnee eingraben, nachdem ihnen ihr kärgliches Futter auf denselben hingestreut war, das sie mit Heulen und sich untereinander beißend verzehrten. Am Morgen probiren die Insassen des Häuschens zunächst durch einige kleine Löcher, woher der Wind weht, und machen dann auf der geschützten Seite die Thüre. Auch die Missionare müssen bei Winterreisen derartige Nachtquartiere benutzen, wobei sie sich außer den auf den Boden gebreiteten Fellen des Schlaffades aus Eisbärenpelz bedienen. Die Speisen werden in gefrorenem Zustande, in Stücken, mitgenommen und über einem kleinen Kochapparate genügend erwärmt. Ist stilles Wetter, so haben solche Schlittenfahrten, die bei guter Bespannung ungemein schnell von statten gehen, trotz ihrer Beschwerlichkeit viel des Interessanten. Wunderbar ist es in jenen schneeigen Einöden bei stillem Wetter und hellem Himmel das Sternenhäer zu betrachten, das dort mit doppelten Glanze hernieder funktelt.

Bei der Seehundsjagd benutzen die Eskimo hier nicht bloß die Büchse, sondern auch das Fernrohr, das ihnen beim Auffuchen der Thiere gute Dienste leistet. Dieser Erwerb bringt manche Lebensgefahr mit sich, besonders bei plötzlicher Zertrümmerung des Eises durch sogenannte Schwingwellen. — Gegen Ostern werden die Boote reparirt oder neugebaut. Die größeren Fellboote, wie sie früher gebräuchlich waren, sind ziemlich abgekommen; wogegen Holzboote, selbst größere Segelfahrzeuge von 2 bis 8 Tonnen Last gebaut werden. Dabei beweisen die Männer ihre außerordentliche Geschicklichkeit. Dieselbe zeigt sich auch bei ihren Fahrten auf der See, für die sie keinen Kompaß gebrauchen, den sie zuweilen sogar etwas verächtlich als eine Art Eisbrücke der Rablunät betrachten. Weiber und Männer haben eine erstaunliche Fertigkeit

ge-
el und
enüber
zum
sbienst

ief ver-
und da
wenn's
ationen
n sünd-
erathen.
bei doch
ältnissen
winden:
ein guter
oben bei
berathen;
orko:amt
eine nach-
ir: solcher
die Ehre
m armen
id Geduld

re, so wie
Missionar
während
auch ihre
Gesellschaft
während
hat's ge-
ruhig und
alle mit
sich auch

en Leben
uern, daß
Gaulisches
Nachtrage
genommen.

Eskimo-
Kirche
thätigkeit
(Schnee-
en Fallen
en Gang-

im Gebrauch des selbst gemachten Messers, Ulo genannt, mit dem sogar öfter chirurgische Operationen — einmal selbst eine Staaroperation — glücklich vollzogen werden.

Zur Charwoche finden sie sich womöglich wieder alle auf den Stationen ein. Nach Ostern gehen sie meistens landeinwärts auf die Rennthierjagd, besonders von den nördlichen Stationen; im Süden sind jene Thiere seltener. Ende Juni werden auf den Inseln Eier gesammelt und der Fischfang beginnt, welcher, namentlich der Dorschfang, bis zum September dauert. In dieser Zeit lebt die ganze Bevölkerung zerstreut in den Sommerzelten. Nun sind auch die Schooner der Fischer und Händler an der sonst so wenig belebten Küste thätig. Für die Eskimo ist dies die Zeit der Versuchungen. — Rasse Witterung kann ihnen dann viel Verlust bringen durch das Versaulen der zum Trocknen aufgehängten Fische. In neuerer Zeit fängt man daher auch mehr Lachse und Lachsforellen. Diese Fische sind eingefalzen als Wintervorrath zu gebrauchen, werden aber auch mehr und mehr ein einträglicher Handelsartikel.

Im Oktober ziehen die Eingebornen auf die sogenannten Reklplätze, um wieder dem Seehundsfrasse obzuliegen, und bleiben da meist bis gegen Weihnachten. In dieser Zeit werden die Seehunde am zahlreichsten in Netzen gefangen, und wenn die Buchten schnell zufrieren und die Seehunde dadurch oft in großen Heerden eingeschlossen und vom offenen Meere abgeschnitten werden, auch vom Eis aus in Menge geschossen. Erst wenn diese Gelegenheit des Erwerbes vollkommen ausbeutet ist, kehren die Eingebornen zu ihren Winterquartieren zurück, die jedesmal der Reparatur bedürfen.

So verläuft das Leben der Eskimo in einförmiger Weise, Jahr aus, Jahr ein. Durch die Natur ihres rauhen Felsenlandes sind sie genöthigt, ihren Unterhalt als Jäger und Fischer zu suchen. Es wäre jedoch die Frage, die, wie in Grönland von Dr. Nink angeregt, auch in Labrador von der Brüdermission vielleicht in günstiger Weise gelöst werden könnte, ob man die große Geschicklichkeit der Eingebornen nicht zur Hebung ihrer äußeren Wohlfahrt zweckmäßiger Weise für gewisse Zweige der Industrie verwenden könnte? Kürschner- und Weindreharbeiten würden jedenfalls von ihnen ganz sauber ausgeführt werden und dürften ihnen weit angemessener die Mittel bieten zum Ankauf fremder Waaren, deren sie nicht mehr entbehren können, als der jetzige Verkauf eines großen Theiles der Nahrungsmittel, die von ihnen bald nachher schmerzlich vermisst werden.

Möchten die Missionare, die mit so großer Aufopferung an jenen kalten unwirthlichen Gestaden soviel für das arme Völkchen thun, auch nach dieser Richtung hin in aller Weisheit die rechten Wege finden, sein irdisches Wohl zu fördern.

Dass sie bisher nicht umsonst gearbeitet haben, zeigt aufs deutlichste ein Vergleich der christlichen Eskimo mit den im Norden lebenden Heiden, denen in neuester Zeit, wie wir sahen, die Mission auch nahe getreten ist. Dort hat man noch ganz das hinterlistige, mordfüchtige Volk, geknechtet in den Banden des Aberglaubens, wie es vor 100 Jahren

geschilbert
und wann
sie sonst o
wie sie jeh
dort die R
des Völkch
alle Lebens
Aber die 1
in einem 2
erwartet w
fortfahren,
bieten und f
dieses und

über den

Die dän
ihrer Stellu
missionsgesell
setzen — wol
minare zu
werden weiter
zu bewilligen
dürfnis für
Geistliche, um
bereit wären
stehen denn 2
und können n
werden. Um
Gründung ein
gegangen. Ei
vereinigt ware
dem aufs sorg
zukünftigen gr
zu ihren Land
der treffliche P
Reichstag unter
Grönland finde
Dennoch i
durch die Bem
gemacht worden
Upernivik, der

geschilbert wurde. Und blickt man andrerseits nach Süden, wo sie dann und wann auch noch mit Indianern in Berührung kommen, mit denen sie sonst ohne Blutvergießen nicht zusammentreffen konnten, und sieht, wie sie jetzt mit ihnen in christlichem Frieden verkehren, so zeigt sich auch dort die Kraft des Evangeliums, durch die eine bedeutende Umwandlung des Völkchens schon vollbracht ist. Freilich, es fehlt noch viel, daß alle Lebensmomente gleichmäßig von dieser Kraft durchdrungen seien. Aber die 100 Jahre, welche die Mission bereits hinter sich hat, sind in einem Volksleben nicht eine Periode, über die hinaus nichts Weiteres erwartet werden dürfte. So möge die christliche Liebe in aller Geduld fortfahren, jenen Kindern das Heil der seligmachenden Wahrheit darzubieten und sie anzuleiten zu der Gottseligkeit, welche hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Nachtrag

über den neuesten Stand der dänischen Mission in Grönland.

Die dänische Mission in Grönland leidet noch immer schwer unter ihrer Stellung als Staatsangelegenheit. Zwar ist es der dänischen Missionsgesellschaft gelungen, manche zweckmäßige Einrichtung durchzusetzen — wohin namentlich die Gründung der beiden Katechetenseminare zu Jakobshavn und Godthaab gehört — andrerseits aber werden weitere Verbesserungen durch den Reichstag, der die Geldmittel zu bewilligen hat, aufgehalten oder verhindert. Das dringendste Bedürfnis für die dänischen Estimogemeinden sind tüchtige eingeborne Geistliche, um so mehr, als es fortwährend an Kandidaten fehlt, die bereit wären 6—8 Jahre lang in Grönland zu arbeiten. Darum stehen denn 2 Missionsdistrikte, Omanak und Egedesminde, unbesezt, und können nur nothdürftig von den benachbarten Stationen verwaltet werden. Um solchen Uebelständen abzuhelpen, war die Regierung auf Gründung einer Anstalt zur Ausbildung eingeborner Geistlichen eingegangen. Eine Kommission, in der die sachverständigsten Männer vereinigt waren, arbeitete einen eingehenden Bericht aus (1871), in dem aufs sorgfältigste alle Verhältnisse berücksichtigt waren, um den zukünftigen grönländischen Pastoren eine angemessene Stellung sowohl zu ihren Landsleuten als auch zu den Europäern zu schaffen. Aber der treffliche Plan ist bisher nicht zur Ausführung gekommen, da der Reichstag unter politischem Parteihader nicht das nöthige Interesse für Grönland finden konnte.

Dennoch ist wenigstens in der angegebenen Richtung vornehmlich durch die Bemühungen der dänischen Missionsgesellschaft ein Anfang gemacht worden, indem ein eingeborner Katechet, Tobias Mørch aus Upernivik, der seine Bildung größtentheils durch eigenen Fleiß er-

worben und schließlich durch einen Aufenthalt in Kopenhagen vervollständigt hat, als Pastor für die genannte Station ordinirt wurde (im Mai 1874). Dieser Erfolg rechtfertigt die besten Hoffnungen. Gätte man für alle Stationen solche Männer, so würde die Predigt des Evangeliums in jenen eifigen Gegenden viel von dem Charakter einer ergotischen Pflanze ablegen, den sie bisher nachtheiligerweise immer noch an sich trägt. Die Aufsicht und Oberleitung durch einige europäische Missionare würde freilich auch dann noch nicht zu entbehren sein. Am erfolgreichsten aber würden die europäischen Kräfte jedenfalls verwendet, wenn sie vorzugsweise an der Ausbildung solcher grönländischen Pastoren arbeiten könnten.

Ueber die einzelnen bereits S. 61 genannten Stationen ist nicht viel von allgemeinerem Interesse zu berichten. Näheres darüber findet man in Dr. Raskars Artikel, Allgemeine Missions-Zeitschrift, 1875 S. 175 ff.

vervoll-
urbe (im
n. Gatte
es Evan-
iner ero-
r noch an
uropäische
sein. Am
erwendet,
schen Pa-
ist nicht
ber findet
1875 S.

16. 17. 18.

Dr. G. C. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Belgig.

Erster Band: Amerika.

Zweite Abtheilung:
Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.



Vielersfeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Die evangelische Mission

unter den

Indianern in Nord- und Süd-Amerika

von

Dr. G. C. Burkhardt.

zweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,

Pastor zu Wörrg bei Belgig.



Wiesfeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

1. Die eur
Man
2. Land un
3. John C
4. Die Far
5. David R
6. Die Auf
7. David B
8. Neuere W
des Bild
a. Die
b. Die
c. Die
d. Die
e. Die
Om
- f. Die
- g. Die
- h. Die
- i. Die
- k. Die
- l. Die
- Anhang
9. Der neuste
a. Der
b. Die
c. Wissi
d. Wissi
e. Die
f. Die
g. Die
h. Amer

I n h a l t.

Die Indianer in Nord- und Südamerika.

A. Nordamerika.

Seite.

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Die europäischen Ansiedlungen in Nordamerika und das Loos des rothen Mannes | 1 |
| 2. Land und Leute | 13 |
| 3. John Elliot | 52 |
| 4. Die Familie Mayhew | 64 |
| 5. David Brainerd und Eleazar Wheelock | 68 |
| 6. Die Anlage der Brüdermission | 75 |
| 7. David Zeisberger | 82 |
| 8. Neuere Missionen im Gebiete der Vereinigten Staaten bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges | 107 |
| a. Die Missionen unter den Cherokee's | 109 |
| b. Die Missionen unter den Creeks resp. Seminolen | 117 |
| c. Die Missionen unter den Chottaw's und Chickasaw's | 120 |
| d. Die Mission unter den Osagen | 130 |
| e. Die Mission unter den Pawnee's, Iowa's, Sac's, Foxes, Otoe's, Omaha's und Shawnee's | 133 |
| f. Die Mission unter den Dakota's, Chippeway's und Ottawa's | 137 |
| g. Die deutsch-lutherische Mission unter den Chippeway's in Michigan | 141 |
| h. Die Mission unter den Wyandots | 150 |
| i. Die Missionen unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's | 152 |
| k. Die Mission unter den Seneca's und Tuscarora's | 157 |
| l. Die Missionen im fernem Westen | 165 |
| Anhang | 168 |
| 9. Der neueste Stand der Indianermission in den Vereinigten Staaten | 170 |
| a. Der American Board | 171 |
| b. Die Missionen der Nördlichen Presbyterianer | 179 |
| c. Missionen der Baptisten-Union | 181 |
| d. Missionen der Südllichen Baptisten | 183 |
| e. Die Methodist- Episcopal-Missionen | 183 |
| f. Die Missionen der Südllichen Methodist | 185 |
| g. Die Missionen der Südllichen Presbyterianer | 186 |
| h. American Missionary Association | 186 |

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| i. Die Missionen der Protestant-Episcopal-Kirche in den Vereinigten Staaten | 186 |
| k. Die Mission der Brädergemeinde | 189 |
| Anhang. Society for Propagating the Gospel among the Indians and others in North-America | 190 |
| 10. Die Missionen in Kanada | 190 |
| 11. Die Missionen in Subsonia | 200 |
| a. Die Arbeiten der Church Missionary Society | 200 |
| b. Die Arbeiten der Wesleyanischen Methodisten | 220 |
| c. Society for the Propagating of the Gospel | 221 |
| 12. Britisch Columbia | 221 |

B. Südamerika.

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Land und Leute in Guiana | 225 |
| 2. Die Mission der Brädergemeinde unter den Arawaken | 231 |
| 3. Neuere Missionen in Britisch Guiana | 241 |
| 4. Die Mission auf der Moskitoküste | 250 |
| 5. Die Arbeiten der Patagonischen jetzt Südamerikanischen Missionsgesellschaft | 253 |



1. Die eu

Auch
dem wir
Es war die
hundert en
als Abenteuer
zu suchen
der sich in
Ausdruck ih
Fanatismus
bens willen
Puritaner
vor den gra
die Ausübung
Unrecht, das
und in der es
Sympathien
Holland eine
ihrem Gotte
nen. Und doch
der, obwohl
dem Glauben
fühlte sich doch
unter diesem
kam die Gefa
sten Generatio
näher liegende
henden Krieg
So war denn
schluß gesagt
grime verließ
Mühsalen und
Heimat entgeg

Burchardt, Mission

| | |
|---------|-----|
| Seite | |
| en | 186 |
| | 189 |
| dians | 190 |
| | 190 |
| | 200 |
| | 200 |
| | 220 |
| | 221 |
| | 221 |
| | 225 |
| | 231 |
| | 241 |
| | 250 |
| tschaft | 253 |

A. Nordamerika.

1. Die europäischen Ansiedlungen in Nordamerika und das Loos des rothen Mannes.

Auch diesmal finden wir unsern Anknüpfungspunkt an einem Schiffe, dem wir über die dunkelblauen Fluten des Atlantischen Ozeans folgen. Es war die „Maiblume“ (Mayflower), die im Herbst des Jahres 1620 hundert englische Auswanderer der neuen Welt entgegenführte. Nicht als Abenteuerer gingen sie, um im Leichtsinne da drüben goldene Berge zu suchen und ihr Glück zu machen. Dafür zeugte der heilige Ernst, der sich in ihrem ganzen Benehmen offenbarte und in dem düstern Ausdruck ihres Blickes und ihrer Züge, über die sie und da etwas wie Fanatismus zuckte. Doch dürfen wir nicht sagen, daß sie um ihres Glaubens willen vertrieben eine neue Heimat suchten. Freilich waren diese Puritaner 10 Jahre früher aus den nördlichen Grafschaften Englands vor den grausamen Verfolgungen und Placereien geflohen, mit denen die Ausübung ihrer Religion unterdrückt werden sollte. Wohl mag dieses Unrecht, das sie erleiden mußten, mehr als die Sache, die sie vertraten, und in der es sich zunächst um jämmerliche Aeußerlichkeiten handelte, unsre Sympathien für sie in Anspruch nehmen. Damals hatten sie in Holland eine Zufluchtsstätte gefunden. Zu Leyden konnten sie in Ruhe ihrem Gotte in den Formen dienen, die ihnen die allein richtigen schienen. Und doch behagte ihnen zuletzt nicht mehr die Umgebung der Holländer, obwohl diese ihnen freundlich und wohlgeneigt blieben. Rief sich dem Glauben und ihrer Lehre derselben auch kein Vorwurf machen, so fühlte sich doch das Häuflein als das besonders auserwählte Gottesvolk unter diesem sabbathbrecherischen Geschlechte nicht heimisch. Dazu kam die Gefahr, die nationalen Eigenthümlichkeiten schon in der nächsten Generation mehr und mehr hinweggewischt zu sehen, so wie die noch näher liegende, in den nach Ablauf eines langen Waffenstillstandes drohenden Krieg Spaniens mit den Niederlanden sich verwickelt zu sehen. So war denn nach vielem Faßten und Beten der reiflich überlegte Entschluß gefaßt worden, abermals den Wanderstab zu erheben. Als Pilgrime verließen sie die alte Welt, darauf gefaßt, auch in der neuen unter Mühsalen und Beschwerden weiter zu wandern, wenn's nur der ewigen Heimat entgegenginge. Auch war es die ausgesprochene Absicht, unter

den Heiden das wahre Gottesreich auf Erden zu gründen und zu bauen, für das in Europa keine Stätte mehr zu sein schien. Unter schweren Bedingungen hatten sie von einer der beiden Compagnien, der durch die englische Krone die Ausbeutung des nördlichen Amerika übertragen war, ein Patent zur Niederlassung erlangt. Nach schwerer aber wurde die letztere selbst.

Es war am 9. November, als die „Maiblume“ Kap Cod¹⁾ in Sicht bekam. Nach mißlungenen Versuchen weiter südlich zu gehen warf man dort die Anker, während die Pilgrime mit gebeugten Knien heiße Dankgebete zum Himmel sandten. Mochten auch immer die dichtbewaldeten Höhen in ihrem bunten, im Winde hinschwindenden Herbstkleide die Ankömmlinge recht frostig anblicken, dennoch labte ihr Anblick die müden Wanderer, mit der Hoffnung, hier eine Ruhestätte zu finden. Noch ehe jedoch das Land betreten wurde, setzte man eine Urkunde auf, kraft deren die Gesellschaft sich als einen bürgerlichen Staatskörper konstituirte. Damit hatte der Drang nach politischer Selbständigkeit, der schon immer mit dem Ringen der Puritaner nach religiöser Freiheit verquitt gewesen war, hier seine erste Station erreicht. Bezeichnend ist es, daß am nächsten Tage, als an einem Sabbath, trotz des glühenden Verlangens nach dem Lande, dieses noch von keinem Fuße berührt wurde.

Wir können hier nicht die vielfachen, harten Mühsale schildern, unter denen erst einige Wochen später, als die waldigen Hügel im Schneegewande glänzten, endlich eine zur Ansiedlung geeignete Stätte gefunden wurde u. z. am östlichen Ufer der Kap Cod-Bai, wo ein klarer Bach in einen wohlgeschützten Hafen mündet. Dort fand man beackert gewesene Felder und Nester verlassener Wigwams. Von Eingebornen war nichts zu hören und zu sehen weit und breit, nur zahlreiche Gräber deuteten an, was später sich bestätigte, daß hier die gesammte Bevölkerung (der Stamm der Naticks) von einer Seuche dahingerafft war. Augenscheinlich hatte des Herrn Hand seinem Volke hier Platz gemacht. Auf der andern Seite der Bai waren sie bei den Untersuchungsfahrten bereits mit Indianern zusammengetroffen, die vor einigen Schüssen bald in die Wälder flohen.

Die Ansiedlung begann unter den ungünstigsten Umständen mit der Erbauung eines Hauses. Den dabei erforderlichen Anstrengungen erlagen viele von den Ankömmlingen; und als im Frühjahr die Kolonie, die man Neu-Plymouth nannte, einigermaßen hergestellt war, zählte man von den angekommenen hundert Personen nur noch 55 am Leben. Doch Trauern und Klagen, scheint es, wollte sich den Pilgrimen nicht ziemen. Nach wenigen Wochen sahen wir Witwer und Witwen auf neue zur Ehe gesegnet. Und nun begann in der erwachenden Natur, wenn auch unter vielen Hindernissen und Schwierigkeiten, ein rüstiges Wirken und Schaffen. Die Acker wurden bestellt und mit dem Mais, den man in Gräbern gefunden hatte, besät. Dabei ließ sich hie und

¹⁾ Etwa 10 Meilen N. O. von Boston. Der Name dieses 1602 entdeckten Raps rührt von der Menge der Kabeljau (Codfisch, getrocknet Stockfisch) her, die noch mehr nach den nördlicheren Gewässern seit längerer Zeit die Schiffe verschiedener Nationen zur Fischelei angelockt hatte.

da wohl
den Weiß
raschung
Pfeil und
nem Engl
einer nörd
Fischern e
sie über d
seht, hatte
der Pokan
Wampan
ihnen, wäl
war. Diese
vorher ein
Männer al
laga als S
Kolonisten
der Verkehr
schwerer Kr
bewies. M
40 Jahre la
gestört, und
einer Predig
sehr grausam
uns sind sie
man in Wab
und ehrlich.
haben halten
die Hungerst
Bezahlung ge
Bedrückten hi
Soweit f
und den Ein
der bereits er
Alle Kräfte w
der äußeren
wußte auch d
zunächst die S
gangen, so w
mächtig selbst
Leider g
der Theilhaber
westlich von Neu
Wessaguffet
rohes, verlaufe

²⁾ Richtiger J
³⁾ Bei Waig,

da wohl ein Indianer in der Ferne blickten, der aber bald wieder vor den Weißen scheu im Walde verschwand. Welch eine freudige Ueberraschung aber war es für diese, als eines Tags einer jener Wilden mit Pfeil und Bogen sich nahte und ihnen schon von weitem in gebrochenem Englisch den Gruß zurief: „Willkommen Engländer!“ Er kam von einer nördlicher gelegenen Insel, wo er durch den Verkehr mit englischen Fischern etwas von dieser Sprache gelernt hatte. Durch ihn wurden sie über die Verhältnisse des Landes orientirt. Das Gebiet, das sie besetzt, hatte zuvor den nun ausgestorbenen Patuxets gehört, einem Zweige der Pokanotets. Die andern Stämme dieses Volkes, namentlich die Wampanogs unter dem Häuptling Massasoit¹⁾ wohnten westlich von ihnen, während die Halbinsel jenseits der Bai von Naupsetts bewohnt war. Diese waren von Haß gegen die Engländer erfüllt, weil einige Jahre vorher ein englischer Seefahrer, Hunt, eine beträchtliche Zahl ihrer Männer auf sein Schiff gelockt und fortgeführt hatte, um sie in Malaga als Sklaven zu verkaufen. Mit diesem Stamme aber scheinen die Kolonisten weniger in Berührung gekommen zu sein. Um so reger wurde der Verkehr mit jenem Häuptlinge, der, von einem der Engländer von schwerer Krankheit geheilt, sich bis zu seinem Ende dankbar und freundlich bewies. Man schloß mit ihm ein Schutz- und Trugbündniß, das auch 40 Jahre lang treu gehalten wurde. Das gute Einvernehmen blieb ungestört, und den Indianern konnte das beste Zeugniß gegeben werden. In einer Predigt aus jener Zeit heißt es: Man sagt, die Indianer seien sehr grausam und verrätherisch in diesem Lande, wie Löwen; aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft, unterwürfig und treu, daß man in Wahrheit behaupten kann, viele Christen seien nicht so freundlich und ehrlich.²⁾ Ohne ihre Hülfe würde sich die junge Kolonie schwerlich haben halten können. In dem harten Winter 1822 half Massasoit die Hungersnoth abwenden. Eine große Strecke Land hatte er ohne Bezahlung geschenkt und bewies sich oft gegen die von mancher Noth Bedrückten hilfreich und großmüthig.

Soweit schien ein gedeihliches Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Einwandern angebahnt zu sein. Von einer Verwirklichung der bereits erwähnten Missionsabsichten war freilich noch nicht die Rede. Alle Kräfte waren, wie es scheint, durch die Arbeiten zur Sicherung der äußeren Existenz der Kolonie in Anspruch genommen. Vielleicht wußte auch der in Unkenntniß der Verhältnisse gefasste Bekehrungseifer zunächst die Sache nicht recht anzufangen. Indessen wäre es so fortgegangen, so würde das Leben der Puritaner neben den Indianern allmählich selbst zur Mission geworden sein.

Leider gestalteten sich jedoch die Dinge bald anders. Einer der Theilhaber der oben genannten Compagnie hatte um jene Zeit nordwestlich von Neu-Plymouth an der Massachusetts-Bai eine andere Kolonie, Wessagusset, angelegt. Dort benahmen sich die Ansiedler, zum Theil rohes, verlaufenes Gesindel, keineswegs christlich gegen die benachbarten

¹⁾ Richtiger Massasoiet, vierfüßig.

²⁾ Bei Waitz, Anthropologie III, 242.

Eingebornen. In gefeklofer Weise wurden dort nicht blos Betrügereien und Willkürlichkeiten aller Art, sondern selbst offenbare Räubereien verübt. Als nun ein Racheftreich der Massachusetts zu erwarten stand und schon bestimmt geplant wurde, entblödeten sich die Puritaner nicht, mit einem Ueberfall ein Blutbad unter jenen Indianern anzurichten, um ihre Landsleute zu retten resp. sich selbst vor weiteren Angriffen zu schützen. Das Haupt des erstochenen Führers prangte als blutige Trophäe auf einer Stange vor den Mauern der Festung zu Neu-Plymouth, während in der Versammlung dort Lob- und Danklieder erschallten für den Sieg, den Jehovah seinem Volke verliehen. Mit diesem Ereigniß beginnt in Neuengland die Ungerechtigkeit der Ansiedler gegen die Eingebornen, die als ein unverlöschliches Brandmaal dem christlichen Amerika anhaftet und auch nicht durch die von den Puritanern gern benutzte Parallele des Vernichtungskampfes Israels gegen die Kananiter weggerafft werden konnte. Hier zeigte es sich, daß jene Leute, die sich so nachdrücklich als das Volk Gottes bezeichneten, im Grunde vielmehr Engländer als Christen waren. Wie würde sich doch das Leben Nordamerika's ganz anders entwickelt haben, hätte man gleich von damals an vor den Indianern alle Identifizierung mit jenen gottlosen Landsleuten abgewiesen!

Der Raum gestattet uns hier nicht, die weitere Geschichte Neuenglands ausführlicher zu erzählen. Nachrückende Einwanderer, Puritaner und andere, besetzten das Land mehr und mehr. Grund und Boden wurden zum Theil durch Kauf erworben. Immer wieder und wieder aber wurde durch Blutvergießen weiterer Raum geschafft. Es sei nur erwähnt, wie 1637 ganz nach Indianerweise der Stamm der Pequots von den Ansiedlern im Verein mit einigen andern Stämmen ausgerottet wurde, indem man 6—700 Menschen überfiel und niedermachte, aber auch unter den Fliehenden noch mordete. Eine Anzahl Knaben wurden in die Sklaverei verkauft; auch sollen Gefangene gemartert und lebendig verbrannt worden sein. — Eine Maßregel, die die Ansiedler vielfach in ihrem Interesse anwendeten, war diese, verschiedene Indianerstämme gegen einander aufzuheizen, und dann aus der Niederlage des einen oder andern Gewinn zu ziehen. Ihren indianischen Bundesgenossen erwießen sie keineswegs immer die Treue, wie sie ihnen von diesen hier und da geleistet worden war. Sobald der eigne Vortheil bedroht schien, wurde es mit dem Halten der Verträge nicht genau genommen. Dabei waren die in der Nähe der Kolonien lebenden Eingebornen bald auf die Handelsgegenstände, die sie von diesen bezogen, angewiesen und geriethen z. B. in empfindliche Noth, wenn ihnen Pulver und Blei, ohne welches sie später ihre Jagd nicht mehr betreiben konnten, versagt wurde. Man kann daher begreifen, daß sich mehr und mehr die Indianer gewöhnten, die weißen Leute als ihre Feinde zu betrachten, und es nicht an Versuchen fehlte, sie mit vereinten Kräften zu vernichten. Alle diese Versuche aber hatten bei der Ueberlegenheit der schnell anwachsenden europäischen Bevölkerung immer wieder Niederlagen der Eingebornen zur Folge, unter denen ein Stamm nach dem andern gebrochen und ausgerieben wurde.

Die Ansiedler aber betrachteten sich als die alleinigen rechtmäßigen Herren des Landes, das die englische Krone ihnen verliehen hatte, er-

klärten die
Waffen a
Gericht u
Sie schloß
aus und
mit dem,
und gaben
Jahre 162
thanen der
mente, der
oder falsch
der Jurisd
Rechte der
der souver
diese Käufe
berechtigt m
Und selbst
es häufig z
da an jeden
bereit seien.
der mit selb

Vorsteher
gepflanzt wa
erwachsen si
auf einen a
england eine
einer solchen
zurück. Hier n
Unabhängig
die Erfolge de
Leute noch r
ist sehr begre
verschiedene A
1607 dem Ro
Aufschwung z
eine schwierig
gefallen, wurd
jenes Hauptst
zweimal (162
der Vernichtu
Erst der auf
der Indianer
ungefährtem V

18 1) Weib, An
1) Ursprüngl
sprachte Rüste No
Elisabeth genann
lag, hieß Nordvir

klärten die ihnen feindlichen Indianer für Rebellen, forderten ihnen die Waffen ab, sobald ihr Benehmen Mißtrauen erregte, stellten sie vor Gericht und bekriegten sie ganz wie es ihr eigener Vortheil verlangte. Sie schlossen Verträge durch Einschüchterung, legten sie völlig willkürlich aus und hielten sie nur soweit es ihnen nützlich schien, unterhandelten mit dem, dessen Hilfe sie bedurften oder dessen Feindschaft sie fürchteten, und gaben ihn später wieder preis. Allerdings gibt es schon aus dem Jahre 1621 eine Urkunde, in welcher sich mehrere Häuptlinge als Unterthanen der englischen Kronen bekennen. Auf solche und ähnliche Dokumente, deren Bedeutung und Tragweite die Indianer sicherlich gar nicht, oder falsch verstanden — gründete man den Anspruch, die Indianer der Jurisdiktion der Kolonien zu unterwerfen, und obwohl nach dem Rechte der Eingebornen nur der oberste Häuptling, oder anderwärts der souveräne Rath des Volkes Land verkaufen konnte, so wurden diese Käufe doch oft genug mit einzelnen geschlossen, die dazu nicht berechtigt waren; oft wurden auch diese in der größten Weise betrogen. Und selbst wo der Kauf in rechtlicher und ehrlicher Weise geschah, ist es häufig zweifelhaft, ob die Indianer ihn so verstanden, daß sie von da an jeden Anspruch auf das Land rein und vollständig aufzugeben bereit seien.“ Die angeführte Darlegung gibt ein besonr. er Forscher, der mit seltener Gründlichkeit die Quellen durchforscht hat.¹⁾

Vorstehendes genüge, um zu charakterisiren, wie der eine Keim gepflanzt ward und sich entwickelte, aus dem die Vereinigten Staaten erwachsen sind. Dieselben aber führen ihren Ursprung andrerseits auf einen andern Punkt zurück, an dem schon früher als in Neuengland eine englische Niederlassung stattfand. Die ersten Anfänge einer solchen im heutigen Virginien²⁾ reichen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Hier war es nicht das Streben nach kirchlicher oder politischer Unabhängigkeit, das die Ansiedler leitete, sondern im Grunde der durch die Erfolge der Spanier in Südamerika gereizte Goldburs. Daß solche Leute noch viel gewissenloser unter den Eingebornen wirthschafteten, ist sehr begreiflich. Unter der Feindschaft der letzteren mißlangen denn verschiedene Versuche einen festen Halt zu gewinnen, bis es im Jahre 1607 dem Kapitän John Smith gelang, die Kolonie Jamestown in Aufschwung zu bringen, obwohl er dem Häuptling Powhatan gegenüber eine schwierige Stellung hatte. Einst in die Hände der Indianer gefallen, wurde ihm nur durch die Fürbitte der Powahontas, der Tochter jenes Häuptlinges, das Leben gerettet. Später wurde diese Kolonie zweimal (1622 und 1641) von den Eingebornen überfallen und war der Vernichtung nahe; jedesmal fielen 300 oder mehr Weiße zum Opfer. Erst der auf das letztere Blutbad folgende Rachekrieg brach die Macht der Indianer so vollständig, daß die Niederlassungen jener Gegend zu unge störtem Wachsthum gelangten. Gold und Silber war freilich in

¹⁾ Weitz, Anthropologie III, S. 245.

²⁾ Ursprünglich wurde mit diesem Namen die ganze von den Engländern beanspruchte Küste Nordamerika's, zu Ehren (resp. Schmeichelei) der jungfräulichen Königin Elisabeth genannt. Der Strich zwischen dem 42. und 45.° N. Br., in dem Neuengland lag, hieß Nordvirginien.

Virginien nicht zu finden gewesen; wohl aber zeigte sich der fruchtbare Humusboden und das herrliche Klima dem Ackerbau günstig. Bald war der Tabaks- und Baumwollenbau¹⁾ dort in besonderer Weise heimisch. Mit demselben kam die Sklaverei und die afrikanische Rasse nach Nordamerika. — Kirchliches Leben scheint in jenen Ansiedlungen sich zunächst wenig oder gar nicht geregt zu haben. Nach und nach fanden jedoch die Formen der anglikanischen Kirche Eingang.

Um diese beiden Hauptpunkte grupperte sich die fernere englische Einwanderung, die in immer wachsenden Strömen sich über den Ozean ergoß und vor der die eingeborne Bevölkerung immer mehr dahin schwinden mußte.

Aber auch Frankreich sandte seine Ansiedler nach Nordamerika, nachdem seine Schiffer und Fischer schon lange besonders an den nördlichen Küsten einen regen Verkehr gehabt. Die ersten Versuche fester Niederlassungen am Lorenzo-Strom wurden von dieser Seite schon vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gemacht. Doch erst zu Anfang der folgenden erfolgte dort die Gründung bleibender Kolonien. Auch hier gab es mit den Indianern vielfache Kämpfe. Man suchte sich jedoch möglichst freundlich mit ihnen zu stellen, sowie auch alsbald eine systematische Mission durch Barfüßer-Mönche (seit 1614) und Jesuiten (seit 1629) geübt wurde, die alsbald beträchtliche Gemeinden sammelten. Die Leitung der ganzen Kolonie lag in den Händen der französischen Regierung, die besonders unter Ludwig XIV. mit mancherlei verkehrten Maßregeln darauf drang, die „Wilden zu franzoisieren“. Es ist erklärlich, wie dies nicht ohne Widerstand geschehen konnte. Auch hier gab es genug Streit und Kampf zwischen Europäern und Eingebornen, in dem die Reihen der letzteren immer mehr gelichtet wurden. Doch blieben in dem französischen Kanada mehr indianische Elemente, namentlich unter Mischung mit europäischem Blute, erhalten, als dies in den englischen Kolonien der Fall war. Ueberhaupt gestalteten sich dort die Verhältnisse unter feudalen Ordnungen wesentlich anders. Bekanntlich wurde dies französische Gebiet im Pariser Frieden 1763 an England abgetreten.

Fast ein Jahrhundert zuvor hatten die Franzosen unter dem Jesuitenmissionar Vater Marquette nach Westen zu vordringend den Mississippi entdeckt und bis zu seiner Mündung verfolgt. Hierdurch wurde die Anlage einer französischen Kolonie an den unteren Ufern des großen Stromes veranlaßt, mit Namen Louisiana, die freilich geraume Zeit nur ein kümmerliches Dasein fristete und in dem erwähnten Friedensschluß an Spanien abgetreten, das dagegen Florida an England abgab.

Diese Halbinsel hätten wir übrigens, wollten wir die Verührung der Indianer und Europäer nur in historischer Reihenfolge betrachten, an erster Stelle erwähnen müssen; denn schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war sie von den Spaniern in grausamem Kampfe erobert und zum Theil entvölkert worden. Auch von Mexiko aus waren sie schon frühe weit gegen Norden vorgebrungen und hatten einzelne Indianervölker

¹⁾ In Neuengland war es besonders der Pelzhandel, der dieser Kolonie immer mehr zur Blüte verhalf.

unterworfen.
Ozeans an
viele In-
So
Einfluß
Indianer
Die
dene Ind-
erlitten,
keit vom
müssen w-
geordneten
nern frie-
die ersten
an den O-
zur Abtrei-
absahen.
tet, andere
der Weiße
nimmt. A-
derben nach-
tionen vor-
denen Seite
geben und f-
sach mit ein-
von Brant-
die — wie
nachlässigte
Evangelium
mentlich tri-
(Tschoktas¹⁾)
tees (Tschir-
Leider
die Winke,
Kultur lagen
der Menschh-
und Boden
und für eine
ten die Ind-
Lande ihrer
Menschen an-
wollten, such-
unterdrücken.
Wie na-
tees zeigen, i-
men hatten.

¹⁾ Der in-
laut ist das bun-

unterworfen. Besonders dehnten sie ihre Macht an den Gestaden des großen Ozeans aus, in Kalifornien. Namentlich dort wurden durch ihre Missionen viele Indianer äußerlich zur Annahme des Christenthums gebracht.

So war denn im siebzehnten Jahrhundert europäische Macht und Einfluß von den verschiedenen Seiten wie mächtige Reile in das Indianergebiet hineingetrieben.

Die Kämpfe der Franzosen und Engländer, in die überall verschiedene Indianervölker mit verwickelt wurden und den schwersten Schaden erlitten, sowie den Kampf der englischen Kolonien um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande, bei dem es den Eingebornen nicht besser erging, müssen wir übergehen und finden schließlich die Vereinigten Staaten mit geordneten Verhältnissen, in denen sich auch die Stellung zu den Indianern friedlicher als zuvor gestalten zu wollen schien, namentlich da die ersten Präsidenten dieselben billig behandelten, ihr Eigenthumsrecht an den Grund und Boden anerkannten und von allen Zwangsmaßregeln zur Abtretung, wenn solche nicht freiwillig durch Kauf zu erzielen war, absehen. Freilich ganze Völker und Stämme waren bereits ausgerottet, andere in ihrer Lebenskraft gebrochen durch die schädlichen Einflüsse der Weißen, unter denen der Brantweinhandel die erste Stelle einnimmt. Dennoch hätte sich zu jener Zeit dem fortschreitenden Verderben nach Gehalt gebieten lassen und es wäre möglich gewesen Nationen vor dem Untergange zu retten, um so mehr als von verschiedenen Seiten die Indianer Anstalten machten, ihre wilden Sitten aufzugeben und sich an ein sesshaftes kultivirtes Leben zu gewöhnen, wobei vielfach mit einem anzuerkennenden sittlichen Ernste gegen die Einführung von Brantwein gekämpft wurde. Unter diesen Umständen bot sich für die — wie wir hernach sehen werden — auch bisher schon nicht vernachlässigte Mission ein besonders günstiger Boden, wie denn auch das Evangelium bei manchen Stämmen schon schöne Früchte brachte. Namentlich tritt dies bei den südlichen Völkern Creeks (Kriks), Choktaws (Tschoktas¹⁾, Chickasaws (Tschickasas) und vor allen Dingen bei den Cherokees (Tschirokihs, Tschirokesen) zu Tage.

Leider beachtete die fernere Politik der Vereinigten Staaten nicht die Winke, die in diesen Spuren von Streben des rothen Mannes nach Kultur lagen. Leider stumpfte sich das Rechtsgefühl gegen diesen Zweig der Menschheit mehr und mehr ab. In thörichtem Hunger nach Grund und Boden — obgleich das schon erlangte Land auf Generationen hin und für eine wachsende weiße Bevölkerung ausreichend sein konnte — sollten die Indianer immer weiter zurückgedrängt und vollends aus dem Lande ihrer Väter vertrieben werden. Man sah sie kaum noch als Menschen an, die irgend welche Rechte hätten. Wo sie sich nicht fügen wollten, suchte man sie mit List oder offener Gewalt zu zwingen, zu unterdrücken, auch wenn sie dabei vertilgt werden sollten.

Wie man in dieser Hinsicht verfuhr, möge das Beispiel der Cherokees zeigen, die bereits zum großen Theile das Christenthum angenommen hatten. „Der Staat Georgia erklärte 1829, daß sie sich seinen

¹⁾ Der in englischer Schreibung indianischer Namen durch aw ausgebrückte Laut ist das dunkle in o übergehende a.

Gesetzen zu unterwerfen hätten. Dieselben erlaubten keinem Indianer, gerichtliches Zeugniß abzulegen oder gegen einen Weißen zu klagen. Die Cherokees wandten sich deshalb mit einer Beschwerde an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Die Entscheidung fiel zwar günstig für sie aus, doch Georgia kümmerte sich wenig darum, erlaubte sich jede mögliche Bedrückung und wußte durch Bestechungen einen Theil des Landes an sich zu bringen, obgleich die Gesetze der Cherokees jeden Länderverkauf an Weiße mit dem Tode bestrafen. Goldminen, welche die Eingebornen in ihrem Lande entdeckt hatten, ließ Georgia in Beschlag nehmen. Eine bei ihnen erscheinende Zeitung wurde unterdrückt, um ihre Klagen nicht laut werden zu lassen. — Zwei Missionare, die gegen diese ungerechten Gewaltstreichs protestirten, wurden ins Gefängniß gelegt. Infolge weiterer Bestechungen ging ein kleiner Theil der Cherokees im Jahre 1835 einen Vertrag ein, das Land zu verlassen (den Vertrag von Neu-Öhota), gegen den 15,000 unter 18,000 sogleich offenen Einspruch erhoben — aber vergebens, er wurde in Washington für gültig erklärt. Jackson, „der große Vater“, wie die Indianer den Präsidenten zu nennen pflegen, ließ ihnen 5 Millionen Dollars für ihr Land bieten und sie einschüchtern. Schließlich schickte man 2000 Soldaten gegen sie, sie zogen ruhig ab und über den Mississippi (1838).¹⁾

Folgende Rede eines ihrer Häuptlinge in einer Versammlung, in der die Antwort des Präsidenten auf ihre Beschwerden vorgetragen wurde, ist für die ganze Sache sehr charakteristisch. Sie lautet:

„Brüder! Wir haben die Rede unfres großen Vaters gehört; sie ist voll Güte für uns. Er sagt, er liebe seine rothen Kinder. Brüder! als der weiße Mann zuerst an diese Küste kam, gaben die Muskogees ihm Land und machten ihm ein Feuer, sich daran zu wärmen; und als die Bleichgesichter vom Süden (Spanier) ihn angriffen, zogen ihre junge Männer den Tomahawk und schlugen sein Haupt vor dem Stahlhiebesser. Aber als der weiße Mann sich gewärmt hatte am Feuer des Indianers und sich gesättigt an seinem Maispudding, da wurde er sehr groß, er reichte bis über die Berggipfel hinweg und seine Füße bedeckten die Ebenen und die Thäler. Seine Hände streckte er aus bis zum Meere im Osten und im Westen. Da wurde er unser großer Vater. Er liebte seine Kinder, aber sprach zu ihnen: „Ihr müßt ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von ungefähr auf euch trete.“ Mit dem einen Fuße stieß er den rothen Mann über den Oconee und mit dem andern trat er die Gräber ihrer Väter nieder. Aber unser großer Vater liebte doch seine rothen Kinder und änderte bald seine Sprache gegen sie. Er sprach viel, aber der Sinn von allem war nur: „Geht ein wenig aus dem Wege, geht über den Oconee und Ocmulgee, dort ist ein schönes Land. Er sagte auch: „es soll euer sein für immer“. Jetzt sagt er: „Das Land, in dem ihr lebt, ist nicht euer. Geht über den Mississippi, dort ist gute Jagd, dort sollt ihr bleiben, so lange Gras wächst und Wasser läuft“. Brüder, wird nicht unser großer Vater auch dahin kommen? Er liebt ja seine rothen Kinder, und seine Zunge ist ohne Falsch!“

Dasselbe Schicksal traf die nördlichen Indianerstämme, die durch alle Kämpfe mit den Weißen noch mehr als die südlichen gelitten hatten. Von dem einst mächtigen Völkerbündniß der Iroquesen war nur noch ein Schatten übrig geblieben. Die Reste waren größtentheils zum Christenthum bekehrt. 1820 mußten dieselben und alle Stämme, die noch im Staate New-York lebten, bis auf geringe Ueberbleibsel ihre Hei-

¹⁾ Waiz, die Indianer S. 44.

mat verlas-
ihnen ein-
bagos, von
lichen Vertr-
zugleich bef-
Der Präsi-
schützen, ihn-
zu gewähren
Weg zum H-
bessere Zeit
stellt, der Fr-
Indianern o-
konnte einer
hatte, mit de-

Aber die
doch weiße A-
die kaum het-
Vorwande, da-
sie den Streit
zu können. U-
nach Green P-
Indianer. Z-
hielt in dersel-
tument auf de-

„Brüder, hö-
Gesundheit und
den Präsidenten,
Brüder, bei der
viele Jahre zusam-
über der großen
wie wir immer
unsere Feinde vor
ihn abzuhalten.
Brüder im Staa-
uns, hierher zu k-
sprach er uns, er
beunruhigen dürfe
Menomones und
Wege des weißen
der machen und
das wir gekauft
seine weißen Kin-
Wasser (Orantwo-
geben; die großen
er wolle fromme
wolle uns Pfülle
Stämme sich gege-
Vater seinen lang
ihnen sagen: Seid
den leben, mit ein-
Leute, und am E-
denten, in Frieden
wahrhaftigen und
sondern einen stark

mat verlassen. Jenseits des Michigan-Sees bei Green-Bay wurde ihnen ein Gebiet angewiesen, nachdem die Menomemies und Winnebago, von denen sie das erforderliche Land kauften, durch einen feierlichen Vertrag sich zu ihrer Aufnahme verpflichtet hatten. Es wurde zugleich bestimmt, daß nie weiße Ansiedler dort eindringen sollten. Der Präsident machte sich anheischig, sie stets in ihren Rechten zu schützen, ihnen die Mittel zum Ackerbau und zu mancherlei Gewerben zu gewähren, ihnen auch Lehrer und Prediger zu senden, um ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. So schien denn für diese Stämme eine bessere Zeit angebrochen zu sein. Dörfer wurden gebaut, Acker bestellt, der Friede mit den benachbarten noch nach alten Sitten lebenden Indianern aufrecht erhalten und Missionare wirkten in Segen. So konnte einer der Häuptlinge, unter dem die Ueberfiedlung stattgefunden hatte, mit den Worten sterben: „Nun ist meine Seele zufrieden!“

Aber die gute Zeit währte nicht lange. Schon um 1830 drangen doch weiße Ansiedler ein und wiegelten die ursprünglichen Besitzer gegen die kaum heimisch gewordenen New-York-Indianer auf. Unter dem Vorwande, daß sie von den letztern beim Landlauf betrogen seien, begannen sie den Streit, um ihr Land zum zweitenmale an die Weißen verkaufen zu können. Um die Sache zu ordnen, kamen Abgeordnete der Regierung nach Green Bay und beriefen dorthin eine große Versammlung der Indianer. John Metogen, der ehrwürdige Häuptling der Stockbridges, hielt in derselben folgende Rede, nachdem er zuvor ein geschriebenes Document auf den Katholik niedergelegt hatte:

„Brüder, höret, was ich zu sagen habe. Dank dem großen Geist, der uns in Gesundheit und Frieden zusammengebracht hat. Wir ehren unsern großen Vater, den Präsidenten, in unsern Herzen. Wir freuen uns, euch, seine Kinder und unsere Brüder, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette der Freundschaft, welche uns so viele Jahre zusammengebunden hat, uns so lange zusammenketten, als die Sonne über der großen See auf- und in unsern Wäldern untergeht. — Brüder, ihr wiisset, wie wir immer Freunde unsers großen Vaters gewesen sind, der uns versprach, unsere Feinde von uns abzuhalten, wenn wir ihm helfen wollten, seine Feinde von ihm abzuhalten. Wir lebten zuerst unter seinem Schatten im Ostlande mit unsern Brüdern im Staate New-York, und da unser großer Vater sagte, es wäre besser für uns, hierher zu kommen, so gehorchten wir seiner Stimme und kamen. Dabei versprach er uns, er werde es nicht mehr gestatten, daß der weiße Mann uns länger beunruhigen dürfe. Er wünschte, wir sollten Land kaufen von unsern Brüdern, den Menomemies und Winnebago, uns unter denselben niederlassen und sie die guten Wege des weißen Mannes lehren; wie sie Korn pflanzen, Häuser bauen, ihre Kleider machen und andere gute Dinge treiben sollen. Unser Vater sagte: dieses Land, das wir gekauft haben, solle uns und unsern Kindern für immer gehören, er werde seine weißen Kinder nie unter uns kommen lassen, um unsern Nachbarn stilles Wasser (Wassentwein) zu verkaufen und sie zu verführen, daß sie ihnen ihr Land geben; die großen Seen sollen immer eine Mauer sein zwischen uns und ihnen; er wolle fromme Männer zu uns senden, die uns lehren, was wir brauchen; er wolle uns Pflüge geben und Werkzeuge, um Korn zu pflanzen. Wenn einer der Stämme sich gegen uns erheben und Zank anfangen wolle, so werde unser großer Vater seinen langen Arm ausstrecken und mit seinem Munde zu ihnen reden und ihnen sagen: Seid stille! Und so sollen wir hier alle unter seinem Schatten in Frieden leben, mit einander aufwachsen und eine große Nation werden, wie die weißen Leute, und am Ende unsern eignen großen Vater haben, der mit ihm, dem Präsidenten, in Frieden leben werde. — Brüder! Da wir unsern großen Vater für einen wahrhaftigen und ehrenwerthen Mann hielten, der sein Wort nie brechen werde, sondern einen starken Arm habe, das Wort wahr zu machen, so glaubten wir allem,

was er uns gesagt hat. Wir ließen seine weißen Kinder unser schönes Land und unsere Wohnungen im Staate New-York wegnehmen, und wir selbst nahmen unsere Weiber und unsere Kinder in unsere Arme, und kamen über die großen Seen hieher, um am Fuchsfusse zu leben. Wir zündeten das Rathausfeuer an und machten Friede mit unsern Brüdern, den Winnebago und Menomonesie. Wir gaben ihnen Geld für ihr Land. Sie sagten, sie seien froh, uns zu sehen, und daß wir gekommen seien, unter ihnen zu leben und daß wir alle nur ein Volk seien wollten. Sie versprachen, die Jagd und Fischerel fahren zu lassen und gleich uns Korn zu bauen, und daß ihre Weiber spinnen sollten, wie unsere Weiber thun, und daß wir mit einander so gut und so groß werden wollten, wie die weißen Leute. Wir waren alle einverstanden, und unser aller Herz war voll Freude. — Brüder! Wir dachten nicht, unser großer Vater, der Präsident Monroe, werde so bald sterben, oder daß ein anderer an seine Stelle kommen werde, der vergessen würde, was er versprochen hatte. Wir dachten nicht, daß unser jetziger großer Vater so viele Papiere auf seinem Schreibtisch liegen habe, daß er das Papier nicht mehr finden konnte, auf welchem sein Vertrag mit uns geschrieben steht. — Ihr sehet, Brüder, der weiße Mann ist hier; er hat kaltes Wasser gebracht, um es unserem Volke, den Menomonesie, den Winnebago und den Chippewas zu verkaufen, damit sie toll werden und mit einander Händel anfangen. Der Indianer kann zu allem verführt werden, wenn er kaltes Wasser trinkt. Es macht ihn wahnsinnig, er wird nicht mehr arbeiten, er wird sein Weib und Kind schlagen, er wird sie selbst morden, wenn er auch am andern Tag vor Gram darüber vergehen sollte. Es ist kein Friede, so lange der Indianer kaltes Wasser bekommen kann, und alles geht schlecht. Hat uns doch unser großer Vater versprochen: der weiße Mann soll nicht mehr hieher kommen, um kaltes Wasser zu verkaufen. Aber ihr sehet, Brüder, schon ist eine große Anzahl der weißen Leute in unser Land gekommen, um hier zu leben. Sie sagen uns, sie werden bleiben, es sollen deren noch mehr kommen, sie wollen unser Land haben und wir müssen an den Mississippi auswandern. Alles dieses macht uns sehr betrübt. — Wir lebten in Frieden mit den Winnebago und den Menomonesie und allen Stämmen des Nordwestens, unser Rathausfeuer brannte gut und ist niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasselbe herum saßen und die Freundschaftspfeile mit unsern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein und warf einen großen Stein in das Feuer, und streute die brennenden Späne unter unsern Füßen und in unsern Kleidern umher, und rief aus: Es ist kein Friede! Es ist Krieg! — Wir eilten unsern Hütten zu und weinten vor Traurigkeit, und seitdem ist kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unsern Brüdern vom Frieden reden lassen. Er sagt unsern Brüdern, wir seien ihre Feinde und bloß darum hieher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und sie fortzuschicken. Sie sollen, sagt er, das Land wieder zurücknehmen, das sie an uns verkauft haben; sie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es sich zum zweitenmal bezahlen lassen, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben sie einen großen Sad voll Geld aus der Stadt Washington empfangen, um gerade das Land am Fuchsfusse wieder zu verkaufen, welches sie einst an uns verkauft haben. Wir wissen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieses Geld gegeben worden ist, und wir sind deshalb in großer Besorgniß. — Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich aufgesetzt, was wir denken. Es ist euch so eben vorgelesen worden, und es liegt jetzt in eurer Hand. Wir wünschen, ihr müchtet über das nachdenken, was auf diesem Papiere geschrieben steht, daß ihr es unserm großen Vater überbringen und ihn in unserm Namen bitten mögt, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathausfeuer herumstehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eignen Vertrages, und warten mit Verlangen, die Antwort unsers großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen.“

Auch aus einer Rede des Häuptlings der Oneidas sei Folgendes angeführt:

„Es war uns ehemals ganz wohl im Staate New-York, als wir von den Weißen umgeben waren. Dort hatten wir gutes Land, wir pflanzten Korn, wir lernten

die guten
Sitten und
weiße Ma-
nieren; dies
weiße Ma-
nieren, we-
bianer zu
weißen Ki-
und Wohl-
Staate Ne-
mit seinem
schrieben so
welcher So-
Naboths
mir sein, da
lieben Fried-
sagte, er br-
bir einen B-
zu uns, und
Zeit vertheil-
Allein Abat-
rungen seine
nicht mehr
das Betrage
auch alles, u

Aber
den Wind
Und dies
rothen Mann
Antrag gek-
werden soll-
her ein bes-
Indianer u-
sei es gefa-
Kampf un-
berebten F-
Sache der
war der W-

Es ist
indianischen
Bettags ver-
vom Oneida
in der Spr-
der Verjam-

Die we-
ließ nicht
Kette von
bloß wurde
gen für we-
Regierungs-
frankenstücke
scheinen, mi

die guten Wege unsrer weißen Nachbarn, wir hatten Wohnungen für unsere Familien und ein Haus Gottes. Dort genossen wir den Schutz der Geseze, wenn der weiße Mann uns Böses zusagte, so sagten wir es unserm großen Vater (der Obrigkeit); dieser war alsobald bei der Hand und schaffte uns Recht. Aber hier kam der weiße Mann uns alles Böse zufügen und es ist keine Hilfe für uns. Wir kamen hieher, weil wir wünschten, für uns selbst zu sein und ein besonderes Volk der Indianer zu bilden. Unser Vater, der Präsident Monroe, versprach uns, daß seine weißen Kinder nie uns nachkommen sollten. Er sagte, er möchte uns gern in Frieden und Wohlsein allein leben sehen, es sei besser für uns, hierher zu ziehen, als im Staate New-York zu leben, er wolle immerdar an uns denken und uns beschützen mit seinem starken Arm. Aber Brüder, wir erinnern uns, was in eurer Bibel geschrieben steht, die auch unsre Bibel ist: „Da kam ein andrer König auf im Lande, welcher Joseph nicht kannte.“ Auch denken wir daran, daß einst der König Ahab Naboths Weinberg verlangte. Und Naboth sprach: „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte.“ Aber wir haben um des lieben Friedens willen das Erbe unserer Väter hingegeben, weil unser großer Vater sagte, er brauche es für seine weißen Kinder. Ahab sprach zu Naboth: Ich will dir einen bessern Weinberg dafür geben. So sprach auch unser Vater, der Präsident, zu uns, und er versicherte uns, daß er ihn für uns und für unsere Kinder zu jeglicher Zeit vertheibigen wolle. Nun, wir klagen nicht über den Weinberg, er ist gut genug. Allein Ahab braucht ihn auch, und wir sind jetzt den Grausamkeiten und Plünderungen seines Volkes mehr als je zuvor preisgegeben — Brüder! Wir können uns nicht mehr bewegen. Saget unserm großen Vater, daß unsre Herzen bluten über das Betragen seiner weißen Kinder und daß wir keinen Frieden haben. Dies ist auch alles, was ich zu sagen habe.“

Aber alle diese rührenden Darlegungen der gerechten Sache waren in den Wind geredet. „Weiter, nach Westen“, so hieß es zuletzt auch hier. Und dies war überhaupt die Lösung geworden, die man überall dem rothen Manne zurief. Im Kongresse der Vereinigten Staaten war der Antrag gestellt, daß sämtliche Staaten von den Indianern geräumt werden sollten. Jenseits des Mississippi war bereits einige Jahre früher ein besonderes Gebiet, Indian Territory, errichtet, wohin nun alle Indianer übersiedeln sollten. Zur Ehre der besser gesinnten Amerikaner sei es gesagt, daß der betreffende Beschluß im Kongreß nach heftigem Kampf und mit geringer Stimmenmehrheit durchging, trotz der berebten Fürsprache, mit der der edle Everett aus Massachusetts die Sache der Unterdrückten vertheibigte. Aber er ging durch. Und damit war der Wirbel über das Loos der Indianer gefallen.

Es ist rührend, wie von den damals in Washington versammelten indianischen Abgeordneten die christlichen sich zur Feier eines Buß- und Bettags vereinigten — es war der 5. März 1831. Ein Geistlicher vom Oneida-Stamme hielt die Predigt, andere verrichteten, ein jeder in der Sprache seines Volkes, demüthige und inbrünstige Gebete. In der Versammlung waltete eine erschütternde heilige Wehmuth.

Die weitere Ausföhrung des von dem Kongreß gefaßten Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten und erwies sich als eine fortgesetzte Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Betrügereien. Nicht bloß wurde den Indianern das Land um einen Spottpreis, der Morgen für wenige Pfennige, abgelaufen; es soll auch vorgekommen sein, daß Regierungs-Kommissäre für Land anstatt 5000 Dollars 5000 Fünfrankensstücke gegeben; daß sie statt mit Metallmünze und Schatzkammer-scheinen, mit schlechten Banknoten fremder Staaten auszahlten, und

Folgen des

von den Wei-
wir lernten

wenn die Indianer solche Zahlung nicht annehmen wollten, bemerkten, die Regierung zahle auf keine andere Weise; wollten sie sich aber einen Abzug von 15 Prozent gefallen lassen, so sollten sie baare Münze haben. Das den Indianern so abgenommene Land ward dann von der Regierung um guten Preis an die weißen Einwanderer verkauft, und so hat der Staat innerhalb weniger Jahre nach einem ungefähren Ueberschlag 215 Millionen Morgen urbaren Bodens an sich gezogen und dafür den Verkaufspreis von etwa 3—400 Millionen Thaler gewonnen.

Die Anfänge christlicher Kultur, die sich schon bei vielen Stämmen fanden, waren durch die Uebersiedlung hart gefährdet. Viele Stämme kamen nur ruiniert über den Mississippi, wobei der Brantwein das Seinige that. Andere widersehten sich und weigerten sich das Land ihrer Väter zu verlassen, wie ein Theil der Seminolen, die ein Truppenkommando überfielen und niedermachten. Die Folge war ein Vertilgungskrieg 1835—42, dem sie erlagen.

So finden wir denn schon seit Jahrzehnten das weitere Gebiet diesseits des Mississippi frei von Eingebornen, mit Ausnahme von einigen unbedeutenden Ueberresten, die der Uebersiedlung entgingen. Aber auch jenseits jenes Stromes haben die meisten jener Völkerreste keine Stätte gefunden, wo sie ruhig sterben könnten. Nur einige Völker, wie die Cherokee und Chitawas, haben in der neuen Heimat eine gedeihliche Entwicklung erlangt. Die übrigen schwinden schnell dahin. Die weißen Händler, der Brantwein und Epidemien arbeiten an ihrem Untergange. Immer wieder werden sie enger und enger zusammengedrängt und die ihnen zugetheilten Reservationen werden verringert, um für die weiße Bevölkerung, die sich mit stetiger Beharrlichkeit gegen Westen ausdehnt, Platz zu gewinnen.

Etwas anders sind die Verhältnisse bei den Völkern, deren Heimat der ferne Westen ist, die sich bis in neueste Zeit eine größere Freiheit bewahrt haben und auch jetzt noch der Regierung stellenweis viel zu schaffen machen. Doch auch ihre Gebiete sind schon für die Besiedlung bestimmt und eingetheilt, und der Zubrang der weißen Bevölkerung würde auch dort viel größer sein, wenn nicht die endlosen dünnen Prärien des Westens so wenig Verlockendes für den Ansiedler hätten. Dennoch muß auch dort ein Stamm nach dem andern sein ursprüngliches unsätes Jägerleben aufgeben. Das Verschwinden der Büffel zwingt sie mehr und mehr zu den für sie bestimmten Reservationen. Im ganzen wird die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten auf 289,000 angegeben.

Ganz verschieden haben sich die Verhältnisse in Kanada gestaltet, wo sich eine größere Zahl Eingeborner, zum Theil katholische Christen aus früherer Zeit, sich erhalten haben, und an verschiedenen Plätzen des Landes auf ihren Reservationen leben, und nicht aus dem Lande gedrängt sind. Doch ist dabei ihre Zahl noch mehr zusammengeschmolzen als die ihrer Verwandten in den Vereinigten Staaten. In Kanada rechnet man nur noch 12000 reine Indianer. Außer diesen besteht dort ein Bruchtheil der Bevölkerung aus Mischlingen; wie denn solche katholisch und französisch redend von hieraus als Jäger und Agenten des Pelzhandels durch die weiten Strecken des westlichen brittischen Nordamerika

verbreitet
lichen Le
sieht er a
mehr und
ganzen be
schlecht sin

Es ist
geben von
auf der
einer Ausb
Um von u
an dieser
von Norda
ten finden,
das Leben
die evangeli
nördlicheren
sionen selbe

Von d
bernd, habe
einanderfolge
Prärie und

Das er
Charakter jeht
breiten ihre
Treiben weit
ren der Nabe
geschossenen
einsamkeit ei
Häusermeer
faltigen Far
einst ein Wol
einer tiefen
einen großen
Pfade sich b
Bahn die Da
fürstlicher Pr
Ströme, die f
wurden. Wo
Dagegen breit
Selber aus, h
zogen.

Doch um
die in den fol
Gebiet kennen

verbreitet sind. In jenen Gegenden ist der Indianer seinen ursprünglichen Lebensgewohnheiten verhältnismäßig näher geblieben. Doch steht er auch dort bereits überall unter dem europäischen Einflusse, und mehr und mehr zeigt sich auch bei jenen Stämmen wie im großen und ganzen bei den Rothhäuten überhaupt, daß sie ein aussterbendes Geschlecht sind.

2. Land und Leute.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, in einen Rahmen ein Bild zu geben von einem Lande, das auf der einen Seite in das Tropenklima, auf der andern in die eisigen Polaregionen hineinragt und sich in einer Ausdehnung von 600 Meilen von Osten nach Westen erstreckt. Um von unserm Ziele nicht zu fern zu bleiben, beschränken wir uns an dieser Stelle auf eine zwischen beiden Extremen liegende Zone von Nordamerika, die wir etwa in dem Gebiete der Vereinigten Staaten finden, und die uns vornämlich den Schauplatz bietet, auf dem sich das Leben der Indianer bewegte oder noch jetzt bewegt, soweit es für die evangelische Mission in Betracht kommt. Einige Bemerkungen über die nördlicheren Gebiete mögen bei der Besprechung der betreffenden Missionen selber eine Stelle finden.

Von der Küste des atlantischen zu der des großen Ozeans wandernd, haben wir drei ganz verschiedene Arten der Landschaft aufeinanderfolgend zu durchziehen, die sich kurz mit den Worten: Wald, Prärie und Felsgebirge andeuten lassen.

Das erste dieser Gebiete hat freilich seinen ursprünglichen Waldcharakter jetzt zum großen Theil nicht mehr aufzuweisen. Mächtige Städte breiten ihre belebten Straßen und Plätze mit dem rastlos geschäftigen Treiben weit aus, dumpf bröhnt der Hall der Hämmer und das Schnurren der Räder aus hunderten von Fabriken, von einer üppig emporgeschossenen Industrie in Bewegung gesetzt, da wo einst in voller Waldeinsamkeit eine tief Stille herrschte. Zu Duzenden ragen über dem Häusermeer Thürme empor von christlichen Gotteshäusern im mannigfaltigen Farbenspiel verschiedener Denominationen schillernd, da wo einst ein Volk im Stande seiner Unwissenheit und doch von Regungen einer tiefen heiligen Scheu nicht bar, seine schlichten Gebete zu dem einen großen Geiste sandte. Und wo einst der Jäger auf schmalem Pfade sich durch das Dickicht drängte, da brausen jetzt auf eiserner Bahn die Dampfsprosse hin und her, und Palästen gleich gleiten die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Dampfer über die Fluten der breiten Ströme, die sonst nur von dem leichten Kanoe des Indianers durchfurcht wurden. Wald ist zum Theil meilenweit nur noch spärlich zu finden. Dagegen breiten sich über die Ebene und Hügel wohlgepflegte fruchtbare Felder aus, hie und da von gleichmäßigen Reihen edler Obstbäume durchzogen.

Doch um den Schauplatz für die Anfänge der Mission zu haben, die in den folgenden Blättern zu schildern sind, müssen wir auch dies Gebiet kennen lernen, wie es in alter Zeit war. Es sind auch jetzt

noch in jenen östlichen Staaten genug Proben vorhanden, an denen man sich eine Vorstellung von der früheren Waldwüsthum machen kann. Mit derselben sehen wir, im Geiste ein paar Jahrhundert zurückgehend, den 30—40 Meilen breiten Gürtel fruchtbaren Flachlandes bedeckt, der die Küste des atlantischen Ozeans säumt. Dieselbe finden wir weiter auf den Kuppen und in den Thälern des Alleghany-Gebirges,¹⁾ das in mehreren Ketten seine unabsehbaren Wellenlinien von Südwest nach Nordosten streckt. Und gleichermaßen bekleidet sie das weite vom Ohio durchströmte Hügelland bis an die Ufer der mächtigen Seen in Norden. Da aber, wo das Land sich zum Mississippithale herabzusinken beginnt, etwa von der Linie an, die der Wabash, ein Nebenfluß des Ohio, bezeichnet, verändert es seinen Charakter, wie weiter unten zu schildern.

Zunächst aber sehen wir uns den Urwald an.²⁾ Welche Abwechslung und Mannigfaltigkeit setzt das an die Gleichartigkeit kultivirter Wälder der alten Welt gewöhnte Auge in Erstaunen! — besonders wenn ihm der botanische Blick nicht fehlt. Zu Duzenden fast zeigen sich verschiedene Spezies von Laub- und Nadelhölzern, von denen bei uns vielleicht nur 2—3 einheimisch sind. Hier senkt die Hemlocktanne ihre elegant überhängenden Zweige, dort streckt die Weymouthkiefer ihre glattrindigen Äste empor und sticht mit ihren hellen Nadelbüscheln von dem ernstesten Dunkelgrün der Balsamtanne ab. Eichen und Kastanien, Nußbäume und Pappeln, Binden und Eichen, fast jede Art in mannigfachen Formen und Farben variirend, bilden den dichten wirr verwachsenen Wald, in dem alte, weit verästelte Platanen, deren hohlen Stamm 3—4 Männer kaum umspannen, ihre Zweige mit blendend weißer Rinde ausbreiten, die geisterhaft durch das Dickicht leuchten, oder vom Abendsonnenschein angehaucht, purpurfarbig glänzen. Dort ragt der mastartig hochaufgeschobene Tulpenbaum über die andern Bäume hervor und schmückt seine Krone mit den hübschen gelben Blumen. Hier zeigt eine Gleditschie zwischen dem anmuthig gesiederten Laube ihre furchtbaren Dornenbündel.

Stellenweis aber findet sich der Wald auch lichter, und zwischen den hohen Stämmen ist der Boden nur mit niedrigem, dicht verwachsenem Buschwerk bedeckt, in dem Rhododendren, Azaleen und weiter nach Süden Magnolien ihre prächtigen Blüten entfalten. Dazwischen schlängeln sich Neben³⁾, die die Gipfel der Bäume erklettern und ihre schön-belaubten Ranken wie Guirlanden von Ast zu Ast ziehen. Oder die Stämme sind fest umklammert von Epheu oder jenem „Giftwein“⁴⁾, der sich mit borstenartiger Luftwurzelmasse an der Rinde festsaugt. Mancher Baum ist erstickt unter der Umarmung der Schlingpflanzen abgestorben. Ueberhaupt zeigt sich hier rastlos wechselndes Wachsen und Vergehen. Starke Stämme liegen ohne Ordnung über einander-

¹⁾ Im südwestlichen Theile Apalachen genannt.

²⁾ Mit Benutzung der Schilderungen des Prinzen Maximilian zu Wied, Reise in das innere Nordamerika u. a.

³⁾ *Vitis americana*, zahlreiche Varietäten. Vergl. Heft I. Seite 6.

⁴⁾ Poison wine, *Rhus radicans*.

gestürzt
hervor,
mancherle
Wurzel fa

Oft
brochen vo
Waldbaube
die in hob
den Trutth
reisend b
einer ansp
Waldbewo
Prachtgewa
Häher, kau
nehmen G

Auch
schen²⁾ brä
des Bären
den Zweige
Endlich dür
schlüpfen: b
ihre Nähe

Hie un
Strecken, die
Ufer der F
hausen alle
und der blan
nacht erschäl
Funken burch

Doch n
ganz andere
eine richtige
diese öffnen
schreiben. A
bald als öde
Gegensätzen
Prärien dem
Teppiche gle
gelbbräunlich
schwunden zu
so trocken, d

¹⁾ Hier lag
dieser Gegend f

²⁾ *Cervus*
Elk genannt, w
mit dem er nich

³⁾ In Am
mit dem Ton c

an denen
nach kann.
rückgehend,
bedeckt, der
wir weiter
ges,¹⁾ das in
übwest nach
vom Ohio
in Norden.
ten beginnt,
Ohio, bezeich-
hütern.

che Abwech-
t kultivirter
sonders wenn
gen sich ver-
bei uns viel-
tanne ihre
er ihre glatt-
büscheln von
d Kasanien,
in mannig-
irr verwach-
glen Stamm
bend weißer
en, oder vom
ort ragt der
tume hervor-
men. Hier
Laube ihre

nd zwischen
t verwachse-
weiter nach
schen schlin-
ihre schön-
Ober die
Bistwein²⁾,
e festhaugt.
ingpflanzen
s Wachsen
r einander-

gestürzt am Boden und strecken ihre kahlen Backen aus dem Gebüsch hervor, oder sind bereits mit dichtem Moos bedeckt, zwischen dem mancherlei junge Pflanzen aufsprossen und in dem modernden Holze Wurzel fassen.

Oft waltet eine tiefe Grabesstille in dem Urwalde, nur unterbrochen von dem tastmäßigen Klopfen des Spechtes, dem Girren der Waldbauben und dem weithin schallenden „Huh, Huh“ der großen Eule, die in hohlen Stämmen wohnt. Oder es wird lauter, wenn die wilden Truthähne ihr laut kollerndes Geschrei erheben und der Geier reisend die höchsten Gipfel umkreist. Vergeblich lauscht man nach einer ansprechenden Melodie des Vogelgesanges. So vielerlei besiedelte Waldbewohner uns noch begegnen, die vielfach im schimmernden Prachtgewande glänzen, wie der zinoberrothe Kardinal und der blaue Häher, kaum finden sich ein paar unter ihnen, die statt des unangenehmen Getreises der andern eine kurze, leibliche Weise pfeifen.

Auch an vierfüßigen Thieren¹⁾ fehlt es nicht. Rudel von Hirschen²⁾ drängen sich durch das Dickicht. Dort hört man das Brummen des Bären, hier schleicht der schlaue Fuchs durch das Gebüsch. An den Zweigen huschen Eichhörnchen verschiedener Arten auf und nieder. — Endlich dürfen wir die Schlangen nicht übersehen, die am Boden hinschlüpfen: bunte Rattern und Klapperschlangen, die mit leisem Geräusch ihre Nähe verkünden.

Sie und da aber ist der Wald unterbrochen von sumpfigen Strecken, die mit dichtem Schilf bewachsen sind, wie sie meilenweit die Ufer der Flüsse säumen, oder weite Niederungen ausfüllen. Dort haufen allerlei Sumpf- und Wasservögel, buntgefederte Entenarten und der blaue Reiher, der seine klagende Stimme durch die Sommernacht erschallen läßt. Dann schwirren zahllose Leuchtfläyer wie tausend Funken durch die Luft. — —

Doch wir müssen weiter nach Westen, wo uns die Prärie³⁾ ein ganz anderes Bild bietet. Es hält freilich schwer, sich von derselben eine richtige Vorstellung zu machen, da die Schilderungen der Reisenden diese offenen Grasflächen in sehr einander widersprechender Weise beschreiben. Bald werden sie uns als liebliche grüne Wiesen geschildert, bald als öde Steppen. Das Richtige wird wohl in der Mitte zwischen den Gegensätzen liegen. Zu Zeiten namentlich im Frühling mögen die Prärien dem ästig grünen, mit Millionen bunter Blumen geschmückten Teppiche gleichen. Im Herbst, wenn das Gras verborrt, sind sie die gelbbraunlichen Ebenen, auf denen oft weit und breit alles Leben verschwunden zu sein scheint. Stellenweis aber ist der Boden auch wohl so trocken, daß die Grasfläche selten viel über einen kümmerlichen und

¹⁾ Hier lassen mich meine Quellen etwas im Stich, da die größeren wilden Thiere dieser Gegend schon um die Mitte dieses Jahrhunderts fast ausgerottet waren.

²⁾ *Cervus virginianus* und *c. canadensis*, letzterer, *Wapiti* der Indianer, jetzt *Elk* genannt, wird oft mit dem *Elch* oder *Elen* der alten Welt verwechselt (cf. I. Aufl.), mit dem er nichts zu schaffen hat.

³⁾ In Amerika spricht man auch im Deutschen dies Wort nach englischer Weise mit dem Ton auf der ersten Silbe.

dürren Einbruch hinauskommt. Sie und da durchziehen stätliche Wasserabern, die auf fernen Gebirgen oder Plateaux ihren Ursprung haben, dieses weite Gebiet, das an kleineren Bächen und Quellen vielfach Mangel leidet. Alle jene Aern aber vereinigen sich zu den Riesenflüssen, Missouri und Mississippi. Der erstere hat vielfach schroffe, abgepulste Ufer, an denen verschiedene Schichten, besonders Thon und Kohle, sich bandartig meilenweit hinziehen. Stellenweis sind die felsamsten Gestalten ausgewaschen, oder durch Verbrennung der Kohle entstanden. Im Strome selbst sieht man unzählige Bäume, die ihre Aeste über das Wasser herausstrecken. Fortwährend werden solche an den Ufern abgepulst und dann, bald hier bald da festhaftend, allmählich weiter und weiter geführt. In ganze Strecken vom Ufer werden losgerissen und an andern Stellen Sandbänke angelegt, die vielfach ihren Ort wechseln, aber dennoch bald bewachsen und von Wasservögeln bevölkert sind. Oft hat der Strom zu beiden Seiten jene schroffen hohen Ufer. Meist aber ist er mit Ebenen gesäumt, die lichte Wälder tragen, wie überhaupt die Wasserläufe in den Prärien mit solchen eingefast sind. Die letzteren liegen meist höher als jene. Hier erscheinen sie nur selten als eine unabsehbare Fläche. Hügelketten begrenzen den Blick; oft ist das ganze Land wellenförmig. Sie und da erheben sich auch Baumgruppen, alte verkrüppelte Cedern,¹⁾ Ulmen und Pappeln u. s. w., umgeben von niedrigerem Gebüsch, das die rankende Prärie-Rose mit tausend Blüten schmückt, oder manche Prunus-Arten im Frühling wie mit Schnee überschütten, während im Sommer die Buffaloe-Berry²⁾ ihre rothen Beeren zwischen dem mattgrünen Laube hervorleuchten läßt. Nach den Flüssen zu wird die Vegetation üppiger und an den Ufern zieht sich oft dichtes Weidengebüsch hin. Aber auch der einförmige Prärie-Boden hat seinen Schmuck. Ganze Strecken desselben sind zeitweise mit blauen (Phlox) rothen und gelben Blumen bedeckt. Auch selbst wenn die Hitze den Thonboden hart trocknet, entfalten Cacteen ihre prachtvollen Blumen.

Eben so wenig fehlt es der Prärie an lebendigen Wesen. In Herden von Hunderten, ja Tausenden, trabt der Büffel³⁾ über die Ebene hin, ein Ungethüm, dessen funkelnde Augen wild aus der zottigen Mähne hervorblicken, in die der von dem hohen Höcker an gehüllt ist. Dann wieder eilen Rudel von Hirschen (Elk) vorüber und scheuchen das paarweislebende Prärie-Huhn⁴⁾ vom Boden auf. Ober die flüchtigen schlanke Antilope jagt in langen Zügen dahin. Dort aber hat der sogenannte Prärie-Hund⁵⁾ auf eine kaum absehbare Strecke seine Kolonie (villages) angelegt, in der Tausende von kleinen Erdhügeln die

¹⁾ Red Cedar (*Juniperus virginiana*), von der manche Ortsnamen in jener Gegend und nördlicher herrühren. Derselbe Baum, welcher das Holz unserer Bleistifte liefert.

²⁾ Shepherdia.

³⁾ Korrekt: Bison, *bos americanus*, englisch buffalo.

⁴⁾ *Tetrao phasianellus*.

⁵⁾ *Arctomys ludovicianus*, eine Art Murmeltier, dessen Quieten keineswegs der Stimme junger Hunde ähnlich ist.

unterird
der Bö
errichtet,
dichte W
Bäume
Stm

zahllose
geben.
Ausdehn
jene unat
geblich n
Himmel u
höhe aufg
hier die
aber furch
hundert J
getrieben
Verberben
über den
Bäume an
in derselbe
der alten l

Schlie
Felsengebir
Diese Gege
würde auch
der Goldbu
Küstenstrich
zum Theil c
zu den Vor
hoben hat,
wie ein Ge
Häup.ern d
und wann
tigen Gestal
Gräser, sta
erreichen, h
weißlich glä
die die Hoch
Gebirgszüge
Stellenweis
getrockneten
Flecke, in de
dichten weiß
sich auch fle
monen mit
Immer wiek
der wüsten

Burkhardt, Missi

unterirdischen Wohnungen bezeichnen. Weithin hört man das Geheul der Wölfe. An den Flüssen aber hat der Biber sein künstliches Haus errichtet, und die andern Thiere zur Tränke kommend haben durch das dicke Weidengebüsch ihre Pfade gebahnt. Dort sind die Gipfel der Bäume mit allerlei Vögeln bevölkert.

Etwas anders zeigt sich die Landschaft am oberen Mississippi, wo zahllose Seen auf der Hochfläche dem mächtigen Strome den Ursprung geben. Dort nimmt der Wald, besonders Nadelhölzer wieder größere Ausdehnung an. Weiter nach Süden aber sind die Prärien zum Theil jene unabsehbaren Ebenen, auf denen das Auge vor dem Horizont vergeblich nach einem Haltpunkt sucht, wo man weit und breit nur Himmel und Grasfläche sieht, und Tage lang durch das oft über Mannshöhe aufgeschossene Gras wandern kann. Im Herbst aber wird auch hier die Vegetation dürr, und ein Funke genügt, um das prächtige, aber furchtbare Schauspiel des Prärie-Brandes hervorzurufen. Bis zu hundert Fuß schlägt die Flamme empor und eilt vom heulenden Sturm getrieben über die Ebene hin, manches fliehende Thier mit Tod und Verderben überholend und gefolgt von der qualmenden Wolke, die sich über den versengten und geschwärzten Boden dahin wälzt. Auch die Bäume am Rande der Prärie, oder wo sie vorkommen die Baumgruppen in derselben werden versengt, daher der schon erwähnte krüppelige Wuchs der alten Ulmen und Cedern.

Schließlich ist der ferne Westen zu erwähnen, das Gebiet der Felsengebirge (Rocky mountains) und das Küstenland am großen Ozean. Diese Gegend war bis in die neueste Zeit noch wenig erforscht und würde auch bis jetzt von den Weißen wenig betreten sein, wenn nicht der Goldburch sie in Schaaeren dahin führte. Nur der letzterwähnte Küstenrich darf als fruchtbares Land gelten, während das übrige Gebiet zum Theil als Wüste bezeichnet werden kann. Die Prärie, welche sich bis zu den Vorbergen fast unmerklich zu einer Höhe von 5000 Fuß erhoben hat, herrscht weiter, nur daß sie die aufsteigenden Felsenketten wie ein Gewand umkleidet, das diese mit ihren riesigen schneebedeckten Häuptern durchrissen haben. Der Baumwuchs ist spärlich, nur dann und wann zeigen sich Gruppen von Tannen, die schon ihrer schwächlichen Gestalt nach nicht im Stande sind Wälder zu bilden. Gelbliche Gräser, flachliche Rastreen, die nach Süden zu riesige Dimensionen erreichen, hie und da Gruppen von Sonnenblumen oder der silberweißlich glänzender Artemisia u. s. w. bilden die Prärie-Vegetation, die die Hochebenen bekleidet, die in weiter Ausdehnung jene mächtigen Gebirgszüge begleiten. Ueberall zeigt sich eine furchtbare Dürre. Stellenweis hat man die richtige Salzwüste vor sich, wo aus dem hartgetrockneten Boden das krystallisirte Salz hervorbringt, und die niedrigen Flecke, in denen das Wasser am längsten sich zu halten pflegt, mit einem dichten weißen Salzringe umgeben sind. Dann und wann aber finden sich auch kleinere oder größere Dasen, wie eine solche von den Mormonen mit vielem Fleiße zu einer blühenden Landschaft gestaltet ist. Immer wieder aber sieht sich der Wanderer von dem tristen Einerlei der wüsten Steppe und der Felsen umgeben. Charakteristisch sind

für diese Hochebenen die tief ausgewaschenen Flußthäler (Cañon) die sich viele Meilen weit als Schluchten mit schroffen Felswänden von 1000 Fuß Höhe oder mehr hinziehen. Im Grunde rauscht das Wasser, das, so weit es der Boden gestattet, sich mit einer üppigen Vegetation gesäumt hat. Die hohen Felswände aber sind oft zu den wunderlichsten Gestalten ausgewaschen. Ganze Reihen von mächtigen Säulen oder andern Formen der Architektur scheinen von Menschenhand hergestellt zu sein. — Die Wasserscheide nach dem großen Ozean zu ändert die Landschaft bedeutend. Freilich auch jenseits fehlen die eigentlichen Wälder, aber die Baumgruppen zeigen ein üppiges Wachsthum. Kalifornien ist ja die Heimat der *Wellingtonia gigantea*. Der Boden ist weit und breit mit frischen Gräsern, untermischt mit herrlichen Blumen, bedeckt; ja meilenweit wachsen wilde Getreidearten (Hafer und Gerste). Klare Bäche durchfließen das Hügelland und überall bieten sich hier die günstigsten Verhältnisse für Ackerbau und Viehzucht.

Doch genug vom Lande. Lernen wir die Leute¹⁾ kennen, die in demselben hausen. Auch das Land des Urwaldes hat seine offenen Plätze. Einen solchen finden wir den sich kräuselnden Rauchsäulen folgend, welche dort über die Gipfel der Bäume emporsteigen. Da liegt das Dorf der Indianer mit seinen Wigwams²⁾ vor uns. Ohne Ordnung sind diese kegelförmigen Hütten oder besser Zelte bald näher bald ferner von einander errichtet. Eine Anzahl von 20—30 Fuß langen Stangen, im Kreise in die Erde gesteckt und mit den Spitzen zusammengebunden, bilden das Gerüst, das mit der aus vielen Thierfellen zusammengeinähten Decke umgeben ist. An der Spitze bleibt ein Loch zum Abzuge des Rauches, das jedoch mit einem besonderen Zipfel verschlossen werden kann. Ebenso läßt sich die niedrige Oeffnung verschließen, die als Thür dient. Die Außenseite der Zeltwand ist in

¹⁾ Die folgende Schilderung hat ihre Schwierigkeit besonders darin, daß in einem Bilde das Leben von mehr als 400 besonderen Völkern und Stämmen dargestellt werden soll, die bei der großen Uebereinstimmung in den Hauptzügen im einzelnen doch vielfach von einander abweichen. Da die Anschaulichkeit es erheischt, daß spezielle Züge vorgeführt werden, so müssen wir solche, von verschiedenen Stämmen entnommen, hier zu einem Bilde verschmelzen, das selbstverständlich mit den wirklichen Verhältnissen eines einzelnen Stammes weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit sich decken kann. Um jedoch nicht einseitig zu werden, wird unser Bild manche anberuhtige Parallele andeuten haben. Die dargestellten Züge sind übrigens vorzugsweise von den Indianern, wie sie vor Ankunft der Weißen waren, entnommen.

²⁾ Das Wort ist aus der Chippeway-Sprache entlehnt, wird jetzt aber überhaupt von den Indianerwohnungen gebraucht. Die folgende Schilderung hat als für die jetzt noch in Betracht kommenden Stämme besonders charakteristischen Wohnungen der Prärie-Indianer (den *Lepees* [spr. *Tipis*] der *Dacotas*) vor Augen. Die östlichen Stämme pflegten runde Hütten zu bauen, indem biegsame Stangen im Kreise in die Erde gesteckt, oben verbunden und mit Matten oder Baumrinde (Birke) von innen und außen bekleidet wurden. Oben blieb die Oeffnung für den Rauch, zur Seite die niedrige Thür. Dies ist die Form des eigentlichen Wigwam. Andernwärts wurden festere Häuser gebaut von Balken und Sparrwerk mit Rasen bekleidet. Nur einzelne Stämme hatten feste Dörfer. Meistentheils waren die Wohnungen so eingerichtet, daß sie abgebrochen und nach Bedürfnis des hier und dorthin ziehenden Jägervolkes schnell wieder aufgeschlagen werden konnten.

bunten
Jägerle
kleiner

Un
Da schl
wohlgeb
Männer
braune
umsonst
läßt, ert
freilich
oder Gel
das Wor
purifizire
vollen Ge
auch die
breit und
kann aber
das lange
tern und
Federn.³⁾
wird sorgf

Der
Kreuze ver
das nach
gefranzte
sind weiter
Riemen be
nähten Sä
und reichen
Schuhe ohn
mit rother
es wird nu
denselben g
bekleidet, d
gefärbten
ebenfalls di
sehr beliebt
bemalt; viel
und Ohren
Perlen⁴⁾ ge
die Stelle d

¹⁾ Bielleit

²⁾ Andre
flechten und sch
Kamm zu bild

³⁾ Wamp

(Cañon) die Wänden von rauhsicht das ter üppigen oft zu den n mächtigen menschenhand n Jean zu n die eigent- Wachsthum.

Der Boden tit herrlichen arten (Hafer und überall nd Viehzucht. nnen, die in seine offenen Rauchsäulen steigen. Da uns. Ohne e bald näher 20—30 Fuß den Spitzen vielen Thier- tze bleibt ein anderen Zipfel nöffnung ver- twand ist in

, daß in einem darge stellt wer- einzelnen doch s spezielle Züge nnommen, hier stältnissen eines sich decken kann. itige Parallele e von den Zu-

ber überhaupt als für die jetzt ohnungen der lichen Stämme e Erde gestedt, außen bekleidet e Schüre. Dies er gebaut von e feste Dörfer. und nach Be- schlagen werden

bunten Farben und roher Malerei mit Scenen aus dem Kriegs- und Jägerleben der Bewohner geschmückt. Rings um das Zelt ist ein kleiner Graben zum Abzug des Wassers aufgeworfen.

Und nun heraus, du rother Mann! damit wir dich betrachten. Da schlüpfen sie gebückt hervor, in gemessener Bewegung die hohe, wohlgebildete und muskulöse Gestalt wieder emporrichtend. Viele der Männer übertreffen die gewöhnliche Mittelgröße. Die rothe oder kupferbraune Hautfarbe der gewöhnlichen Beschreibungen suchen wir freilich umsonst. Soweit es die halb verwischte Bemalung des Körpers zuläßt, erkennen wir ein helles Braun, das bei andern Indianervölkern freilich etwas dunkler fein, oder bald mehr oder weniger ins Graue oder Gelbe fallen mag. Doch der Sprachgebrauch hat nun einmal das Wort „Rothhaut“ gestempelt,¹⁾ und wir vermögen nicht ihn zu purifiziren. Charakteristischer aber, als die Farbe, sind die ausdrucks- vollen Gesichtszüge. Die stark hervortretende Nase ist meist gebogen; auch die Backenknochen treten hervor; die Flügel des Unterkiefers sind breit und eckig. Der Blick der großen schwarzen Augen ist tief, sinnend, kann aber auch lebhaft und feurig werden. Besonders auffallend ist das lange grobe und glänzend schwarze Haar, das schlicht über Schultern und Rücken hinabhängt, geschmückt mit vielen künstlich befestigten Federn.²⁾ Der Bart fehlt gänzlich, denn jedes einzelne Haar desselben wird sorgfältig ausgezogen.

Der hauptsächlichste Bestandtheil der Bekleidung ist ein über dem Kreuze vermittelst eines Gürtels befestigtes Stück Zeug (Breechcloth), das nach vorne durchgezogen, mit demselben so aufgeschürzt ist, daß das gestranzte Ende weit über den Unterleib hinausreicht. An dem Gürtel sind weiter die beiden einzelnen lederen Beinkleider (Leggins) mit Riemen befestigt. Sie sind von oben bis unten an den bunt ausge- nähten Säumen mit den Loden erlegter Feinde, Stalploden, geschmückt und reichen oft breit überschlagend auf die Knie herab, das sind Schuhe ohne harte Sohlen. Der Oberkörper, der wie das Gesicht meist mit rother und weißer Farbe bemalt wird, bleibt oft unbekleidet, oder es wird nur ein aus Fell gearbeitetes Gewand wie ein Mantel um denselben geschlagen. Bei voller Kleidung ist er mit einer Art Tunika bekleidet, die mit bunten Figuren besetzt ist, — sie werden von den gefärbten Stacheln des Stachelschweines gemacht — und an den Säumen ebenfalls die unvermeidlichen Stalploden zeigt. Unter Schmuck scheint sehr beliebt zu sein. Auch die Mäntel sind meist in grellen Farben bemalt; viele derselben zeigen ein Bild der Sonne. Hals, Handgelenke und Ohren sind mit Schnüren jener eigenthümlichen, blauen und weißen Perlen³⁾ geschmückt die aus Muschelschalen gemacht werden und zugleich die Stelle des Gelbes vertreten. Selten fehlt dem Manne die unger-

¹⁾ Vielleicht war das Bemalen mit rother Farbe die Veranlassung dazu.

²⁾ Andre Stämme rasiren das Haar bis auf eine Locke am Hinterkopf, andere flechten und schmücken es mit gleichmäßigen Federn, die längs des Rückens einen hohen Kamm zu bilden scheinen.

³⁾ Wampun-Schnüre.

trennliche Begleiterin, die Pfeife mit dem oft kunstvoll geschnitzten rothen Kopf¹⁾ und dem verzierten vierkantigen Rohr, an dem wieder die Skalpode herumschlenkert. Dort hat sich eine rauchende Gruppe zusammengefunden. Mit ernsthafter Miene thun sie bedächtig lange Züge am Boden sitzend, die Knie bis zum Kinn herausgezogen oder die Beine lang von sich streckend. Langsam und feierlich spricht einer um den andern, mag es sich auch nur um die gleichgültigsten Dinge handeln, nie hört man in solcher Gesellschaft verschiedene Stimmen durcheinander tönen. Doch lassen wir die Männer in ihrer beliebten Nichtsthueri und bei ihrem schlechten Tabak²⁾, dessen bis in die Lungen gezogener Dampf vielfach die Gesundheit untergraben mag.

Doch wenden wir uns den Weibern zu, die dort emsig am Boden ausgebreitete Felle mit einem Werkzeug aus geschärftem Knochen bearbeiten. Hier sind sie nur mit einem einfachen hemdartigen Gewand aus Leder bekleidet, dessen Saum mit Franzen besetzt ist. Sonst schmücken sie sich auch wohl mit buntgestickten, besetzten und bemalten Kleidern und tragen Motassins und Wampunschnüre. Doch nie reicht ihr Staat an die bunte Pracht, mit der sich der Mann umgibt, heran. Schon dadurch wird das Weib, die Squam³⁾, als ein untergeordnetes Wesen bezeichnet. Sie darf bei einigen Stämmen auch nicht ihr Haar so lang wachsen lassen, wie der Mann, der stolz darauf ist, wenn die Spitzen des feinen die Erde berühren. So flattern denn auch die gekürzten Haare den fleißigen Arbeiterinnen unordentlich um den Kopf. Ein tiefer Mähmuth liegt auf ihren Zügen oder stumpfe Ergebung in ihr hartes Loos. Selten belebt ein Lächeln die Gesichter, die an den Wangen mit ein paar tätowirten Linien⁴⁾ bezeichnet sind. Weiteres Scherzen und Singen sucht man vergeblich. — Rings herum sitzen die ganz unbekleideten Kinder und schauen sinnend den Müttern zu, oder wälzen sich langsam auf dem Boden umher, während zwischen ihnen die wolfsähnlichen Hunde aufpassen, um etwas vom Abfall der Gerberarbeit zu erhaschen. Die letzteren sind nebst dem weiter unten zu erwähnenden Pferde die einzigen Hausthiere, die der Indianer hält. Sie werden zur Jagd gebraucht oder dienen auch selbst als geschätzter Braten.

Doch treten wir in einen Wigwam ein, um das Innere kennen zu lernen. Der Raum ist ziemlich hell, da die dünngeschabten Häute das Licht durchblicken lassen. In der Mitte befindet sich die etwas vertiefte Feuerstelle, über der an drei zusammengestellten Stangen ein Kessel hängt. Vor der Berührung mit den Weißen wurden nur thönerne Gefäße gebraucht, welche die Eingebornen mit vielem Geschick und in gefälligen Formen verfertigten. Sehr schnell aber fanden die europäischen

¹⁾ Der rothe Pfeifenstein findet sich in ausgebeuteten Lagern auf dem Côteau des prairies, dem Hühenauge, welcher die Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi bildet. Die Steinbrüche daselbst wurden seit alter Zeit von den verschiedenen Stämmen als neutrales Gebiet betrachtet.

²⁾ Derselbe (Kinikomick) besteht nur zum Theil aus einer selbstgebauten Mitotiana, zum Theil aus Arbutus- und Cornus-Blättern.

³⁾ so bezeichnet den zwischen a und o liegenden Laut der Indianersprache.

⁴⁾ Das Zeichen erlangter Pubertät, auch ein Stempel der Erniedrigung.

Geräthe
sprüngle
Aerte u
Stiele u
die Pfei
von alle
Manne
der Mär
saz zu d
gehören.
an gefäl
kann. —
läßt sich
sitzen und
die Ersch
zu lassen.
ner: schar
dieses nur
zu Kugeln
uns ohne
Weile reich
Hand zum
ein Stück
geessen, f
reicht sie
währten G
Rauchen i
selbe wohl
Indianerst
ganzem läß
Begriffe de
Zusammenf
fen wir als
hängen La
mit getrod
stehen allerl
sonderbares
Pelz überzo
Niemen fest

¹⁾ Bei de
festigte Klappe
im Auftrade
bis der Kopf
hat, nämlich e
breit auseinander
Stütze der Wil
lichen Europä
wird. Es ist n
vermögen der

Geräthe Eingang. Doch zeigt die Ausstattung der Hütte, daß die ursprüngliche Industrie keineswegs von der fremden verdrängt wurde. Aerte und Messer haben freilich europäische Klingen; doch die bunten Stiele und Hefte sind ganz nach Indianergeschmack gemacht. Ebenso die Pfeile dort im lederen Röcher, der von allen Farben prangt und von allerlei Federn umflattert ist, obwohl die Pfeilspitzen vom weißen Manne geschmiedet wurden. — Vielleicht treffen wir in der Hütte einen der Männer mit solchen künstlichen Arbeiten beschäftigt, die im Gegensatz zu den niedrigen Arbeiten der Frau mit zum Stolge des Mannes gehören. Da schnitzt er aus starkem Eschenholze etwa den Bogen, der an gefälliger Form wie an Spannkraft als ein Meisterstück gelten kann. — Als Besucher sind wir eingetreten. Aber der rothe Mann läßt sich nicht stören, bleibt auf dem am Boden ausgebreiteten Felle sitzen und arbeitet ruhig weiter. Seine Würde gestattet es nicht, sich durch die Erscheinung der Bleichgesichter irgendwie aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Neugieriger blickt uns die Frau an, welche zwischen 2 Steinern: scharf geröstete Maiskörner zu grobem Mehle zermalmt hat, und dieses nun mit Fett gemischt in ihren freilich nicht zu sauberen Händen zu Kugeln zusammenballt. Doch, bekannt mit der Sitte, lassen wir uns ohne ein Wort zu sagen neben den Hausherrn nieder. Nach einer Weile reicht er uns gemessen und ohne eine Miene zu verziehen die Hand zum Gruße. Bald bietet er uns einige jener Maistöße sowie ein Stück von dem im Kessel schmorenden Hirschfleisch an. Haben wir gegessen, so zündet er die gestopfte Pfeife an, thut ein paar Züge und reicht sie weiter, wobei ihm das würdevolle Bewußtsein der gewährten Gastfreundschaft wohl anzumerken ist. Durch das gemeinsame Rauchen ist die letztere besiegelt. Doch ohne Noth möchten wir dieselbe wohl nicht zu lange in Anspruch nehmen. Mag auch bei einigen Indianerstämmen sich ziemliche Keilichkeit der Wohnungen finden, im ganzen läßt dieselbe doch viel zu wünschen übrig. Auch sind die Begriffe des Anstandes auf beiden Seiten zu verschieden, als daß das Zusammen sitzen im Wigwam dem Europäer angenehm sein könnte. Werfen wir also schnell noch einen Blick auf den sonstigen Hausrath. Da hängen Taschen und Taschen an einem Gestelle bunt durch einander mit getrockneten Fischen und Bündeln von Maiskolben. Darunter stehen allerlei Kästgen, geflochtene Körbe und leberne Säcke. Auch ist ein sonderbares Geräth an den ganzen Haufen gelehnt: eine Wiege, ein mit Belz überzogenes Brett, auf welches das Kindchen mit bunt verzierten Riemen fest gebunden ist.¹⁾ Auch die Schlafstätten für die Erwachsenen

¹⁾ Bei den Flat-heads hat diese Wiege am oberen Ende eine mit Scharnieren befestigte Klappe, die über den Kopf des Kindes gelegt wird, so daß derselbe wie die Nase im Kufennader steckt. Mittelft eines Riemen wird sie täglich etwas stärker angezogen, bis der Kopf die dem Schönheitsideal dieser Indianer entsprechende Gestalt erlangt hat, nämlich einen affenartigen Gesichtswinkel, bei dem die Stirne nach beiden Seiten breit auseinandergequetscht ist. — Sollte einer meiner Leser etwa über diese grausame Sitte der Wilden empört sein, so möchte ich ihn an die schlanke Taille mancher christlichen Europäerin erinnern, die nicht weniger gewaltsam und naturwidrig erzogen wird. Es ist nicht bloß die heidnische Kultur, die ihre Thorheiten hat. — Das Dentvermögen der Flat-heads soll unter jener Prozedur übrigens nicht leiden.

scheinen wenig bequemer zu sein. Ein paar niedrige Bänke mit Matten und Fellen bedeckt, das ist alles.

Doch nun hinaus ins Freie, und lernen wir die Männer in ihrem Elemente, auf der Jagd im Walde kennen. Schon die Namen der meisten deuten es an, daß wir es mit einem Jägervolke zu thun haben. Sho-me-kos-so der Wolf, wird dieser genannt, jener: Meach-o-shin-gaw, der kleine weiße Bär. Andere heißen Ko-ha-tunk-a, die große Krähe, oder Cha-to-ga, der wilde Büffel, Chong-tas-sabbee, der schwarze Hund, u. s. w. Andre Namen beziehen sich auf den Krieg oder auf gewisse Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Person. Nun wohl, der „Wolf“ schickt sich an auf die Jagd zu gehen. Dazu bringt er seinen Federschmuck in Ordnung, bemalt das Gesicht von frischem mit rothen parallelen Streifen, wozu er die Farbe in der linken Hand mit seinem Speichel gemischt hat, und legt überhaupt seinen vollen Schmuck an — sonst würden sich ja die Thiere des Waldes beleidigt fühlen, wenn er ihnen ungeschmückt nahestellen wollte. In der Hand den Bogen, den Köcher mit einem halben Hundert Pfeile auf dem Rücken, so ist er bald im nahen Dickicht verschwunden. Weit muß er gehen, ehe das geübte Auge die Spuren des Wildes entdeckt, das sich immer mehr aus der Nähe bewohnter Stätten zurückzieht. Tagelang bleibt er auf seinem einsamen Jagdzuge und zeigt dabei seine abgehärtete, jähe Natur, die gelübt ist Hunger, Durst, Kälte und die größten Anstrengungen Tag und Nacht zu ertragen, ohne darum eine Miene zu verziehen. Dann aber beweist er auch eine erstaunliche Schärfe der Sinne, mit der er die Fährte des Thieres auffindet. Ein paar vor einigen Tagen vom Fuße eines Hirsches oder Rehes geknickte Halmchen bringen ihn auf den Weg, den er mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt, sich durch die dichtesten Büsche drängend, über die moosbewachsenen Stämme steigend, die kreuz und quer am Boden liegen, bis er endlich die Nähe der Beute wittert, wo man noch nichts von derselben sieht. Nun schleicht er mit unglaublichem Geschick heran, die Richtung des Windes, der dem Thiere die Bitterung entzieht, benutzend, und bald schnell der sicher gezielte Pfeil von der Sehne und die Mühen der Jagd sind für diesmal belohnt. Stolz und würdevoll lehrt der Jäger heim, das erlegte Thier auf seinen Achseln tragend.¹⁾

Doch um nicht einseitig zu sein, begleiten wir auch den Indianer der Prärie zu der charakteristischen Büffeljagd. Hier, auf der endlosen, offenen Fläche genügt alle Kunst des Jägers nicht, sich dem flüchtigen Wilde zu nahen; hier muß die Schnelligkeit des Rosses zu Hülfe genommen werden. Fast alle Präriestämme sind gewandte Reiter, die mit oder ohne Sattel sich auf ihren kleinen, langmahnigen Pferden so sicher benehmen, wie andre Menschen auf der festen Erde. Die Pferde sind für diese Leute die besten Besitzthümer, die ihnen selten feil sind. Doch werden sie nicht wie die Hausthiere anderer Völker gezüchtet, was

¹⁾ Zuweilen wird dem Jagdwilde (oder eigentlich dem Geiste desselben) erst eine feierliche Ansprache gehalten, um es zutraulich zu machen, mit dem Versprechen, daß seine Knochen nicht entweiht, sondern in Ehren verbrannt werden sollen.

bei den
von wild
einige S
fangen u
an sich.
Ruhm.

Doch
Wo in d
geblieben
am Fluss
kommt m
seiner Sa
geschäftige
über die
Indianers
schwarzen
Sicht, ein
ruhig gras
theilungen
Nun aber
in Trab z
Duzend Na
durch die
geht es au
zu entkomm
um die Hee
menballt.
angst setzt si
Pferd nieder
desselben hir
Er rettet sic
Ramraden i
rechts und l
Lanze sicher
blutige Arbe
Aber ungeschl
den bald erw
Büffel auf,
Pfeilen erken
und her, die
hat. Dann
herum, woran
Dorfe zurück
Ihnen liegt

¹⁾ Richtiger
eingeführt wurde
²⁾ Wahrsch

mit Matten

in ihrem
n der mei-
un haben.
ch-o-shin-
die große
der schwarze
g oder auf
wohl, der
t er seinen
mit rothen
mit seinem
mud an —
n, wenn er
Bogen, den
en, so ist er
en, ehe das
er mehr aus
er auf sei-
zähe Natur,
nungen Tag
Dann aber
t der er die
Tagen vom
ihn auf den
die dichte-
steigend, die
e der Beute
schleicht er
es, der dem
lt der sicher
für diesmal
erlegte Thier

en Indianer
er endlosen,
in flüchtigen
s zu Hülfe
Reiter, die
Pferden so
Die Pferde
en feil sind.
üchtet, was

bei den Indianern überhaupt unbekannt ist. Es gibt aber große Heerden von wilden Pferden¹⁾ in der Prarie. Wie es scheint beschäftigen sich einige Stämme vorzugsweise damit, diese Thiere mit dem Lasso einzufangen und zu zähmen; andre bringen solche durch Kauf oder Raub an sich. Wer letzteres geschieht ausführt, erwirbt sich damit einen großen Ruhm.

Doch zur Büffeljagd. Zunächst wird eine Heerde ausgekundschaftet. Wo in der dürrn Ebene noch hie und dort ein kleiner Pfuhl übrig geblieben ist, den frischer Regen umgibt, oder wo die mächtigen Thiere am Flusse sich durch das Weidengebüsch zur Tränke zu drängen pflegen, kommt man ihnen am leichtesten auf die Spur. Ist der Kundschafter seiner Sache gewiß, so kliegt er alsbald zum Dorfe, dessen Männer in geschäftiger Eile sich in Bereitschaft setzen. Nun jagt die ganze Schaar über die Ebene hin. Der gemessene Ernst, der sonst auf den Mienen des Indianers ruht, ist hier einer lebhaften Aufregung gewichen, in der die schwarzen Augen kampfesmuthig blitzen. — Endlich ist die Heerde in Sicht, ein paar hundert stattliche Thiere, die ohne Ahnung der Gefahr ruhig grasen. Die Jäger halten einen Kriegsrath,²⁾ bilden zwei Abtheilungen und suchen ihre Beute im weiten Bogen zu umzingeln. Nun aber haben die Büffel auch Wind bekommen und fangen an sich in Trab zu setzen. Doch die Pferde sind schneller; bald verperrt ein Duzend Reiter den Fliehenden den Weg. Durch lautes Geschrei und durch die wild geschwungenen Waffen werden sie zurückgeschreckt. Ebenso geht es auf der andern Seite, wo sie einen neuen Versuch machen zu entkommen. In immer engeren Kreisen galopiren die Indianer um die Heerde, die sich immer mehr zu einem dunkeln Knäuel zusammenballt. Nun aber beginnt das Morde. Doch in der Todesangst setzt sich mancher Büffeltier zur Wehr. Sie und da wird ein Pferd niedergerannt, daß der Reiter im weiten Bogen über den Hals desselben hinausgeworfen wird, vielleicht mitten in die drängende Masse. Er rettet sich geschickt über die Rücken hinwegsteigend, während seine Kamraden in voller Thätigkeit sind, einen Pfeil nach dem andern nach rechts und links zu senden oder den anstürmenden Ungethümen die lange Lanze sicher ins Herz zu bohren. Kaum eine halbe Stunde dauert die blutige Arbeit. Sie und da sind ein paar einzelne Thiere entkommen. Aber unschlüssig bleiben sie in ihrer Einsamkeit stehen. Auch sie werden bald erreicht und erlegt. Nun sucht sich jeder von den Jägern die Büffel auf, die er selber getödtet und die er an seinen gezeichneten Pfeilen erkennt. Da gehen sie durch die Reihen der Schlachtopfer hin und her, die Pferde am Zügel führend, bis jeder die seinigen gefunden hat. Dann lassen sich alle im Halbkreis nieder und die Pfeife geht herum, worauf alsbald wieder die Rosse bestiegen werden, um nach dem Dorfe zurückzusprennen. Nun werden die Weiber und Kinder geholt. Ihnen liegt es ob die erbeuteten Thiere abzuziehen, das Fleisch zu zer-

¹⁾ Richtiger wäre zu sagen verwilderten, da das Pferd ursprünglich aus Europa eingeführt wurde.

²⁾ Wahrscheinlich kommt dabei auch eine Ansprache an die Geister der Büffel vor.

ben) erst eine
sprechen, daß

legen und es auf ihren Rücken, unter der schweren Last schwitzend, nach Hause zu schaffen, wobei höchstens einige alte ausgeübte Pferde ihnen zur Hilfe gegeben werden. Alle Hunde haben sich jedoch auch eingefunden, um ihr Theil von der Beute zu bekommen, und in gemessener Entfernung zeigen sich schon Gruppen von Präriewölfen, die nach den letzten Nesten lüftern sind. -- Die Menge des Fleisches wird in Streifen geschnitten über Stangen gehängt und an der Luft getrocknet, um später zerstoßen als „Pemikan“ für lange Zeit zur Nahrung zu dienen. Solches Ereigniß ist eine Ernte in der Prärie; und bei solcher Gelegenheit sieht man mehr als sonst fröhliche Gesichter, obschon das Weib seine Arbeitslast mehr als sonst zu fühlen hat. Die Männer aber haben noch lange beim Dampf der Pfeife von den Heldenthaten zu erzählen, die dabei vollbracht wurden, wobei der Vortragende oft in gelungener Weise das Benehmen der gejagten Thiere auch mimisch darstellt.

Doch nicht immer bietet sich solches Jagdglück dar, daß eine große Anzahl von Jägern die ganze Herde umzingeln kann. Sind ihrer wenige, so ist die Sache schwieriger. Es gehört die außerordentliche Abrihtung der kleinen Pferde dazu, welche ohne gelenkt zu werden¹⁾ den Reiter dicht an die Seite eines fliehenden Büffels tragen und sobald der Pfeil sßt, sich sofort umwenden, um den Hörnern des wüthenden Thieres, das sich nun zur Wehr setzt, zu entgehen. Dennoch büßt manchmal Mann und Roß das Leben für die Kühnheit, oder trägt schwere Wunden davon. -- Leichter geht die Jagd in der Winterszeit, wo stellenweis der Schnee mehrere Fuß tief liegt, in dem der Büffel fast nicht vorwärts kommen kann. Da ist der Indianer auf seinen breiten Schneeschuhen,²⁾ mit denen er, ohne einzusinken, leicht über die weiße Fläche gleitet, weit im Vortheil, und ein einziger Mann kann oft in kurzer Zeit eine Menge von Thieren tödten, deren dicke Winterpelze dann besonders benutzt werden, während das Fleisch, das sich zu dieser Jahreszeit nicht trocknen läßt, den Wölfen überlassen bleibt. -- Nur im Vorübergehen sei die Art erwähnt, wie Indianer, die keine Pferde haben, auch zu anderer Jahreszeit die Büffeljagd treiben. Bedeckt mit dem Felle des Wolfes, dem der Kopf unverfehrt gelassen, schleichen sie sich auf allen Vieren heran, und so gelingt es ihnen in Schußweite zu kommen. -- Für viele Indianerstämme war übrigens der Büffel, so wie noch jetzt bei den Eskimo der Seehund, die hauptsächlichste Lebensbedingung.

Die Indianer aber sind keineswegs ausschließlich Jägervölker, obwohl dies auf einzelne Stämme zutreffen mag. Andre hatten schon bei der Ankunft der Europäer längst ihren Ackerbau getrieben. Auch diese Arbeit fällt natürlich den Frauen zu. Mit der einfachen feineren Hacke(?) lockern sie auf dem ersten besten offenen Platz in der Nähe des Dorfes den Boden und streuen die Maiskörner³⁾ hinein. Kommen die

¹⁾ Der um den Untertiefer gebundene kurze Zügel dient nur zum Anhalten.

²⁾ Dieselben sind aus Fellstreifen gemacht, die über einen Rahmen gespannt und geflochten sind.

³⁾ Mondamin Korn (Weere) des Geistes. Ueber die Entstehung der Maiskultur haben die Indianer eine hübsche Sage. Siehe Longfellow, Hiawatha, deutsch von Simon, S. 42.

lichtgrün zu schütz
teimende
werden, n
ben habe
haar spie
mit gelle
verschend
nächsten
rungen zu
die Wache
dann endl
Kolben. D
so erschall
harrt ein t
gen bedeut
Maisdiebe
hellem Ge
Doch
Indianer
nur noch
noch von
treiben.

Nur ei
tiger Weise
zogen mit
andern. I
Gegenden a
den Ufern
nannten „w
reiche Körne
Schilfe bede
zwischenhin,
andre mit
Fahrzeug u
andern Han
weis auf d
beginnt. D
wäre unter

Ebenso
Prärie-Rübe
zenreiche lief

¹⁾ Longfellow

²⁾ Nicotin

³⁾ Es hat
gefunden.

⁴⁾ Prairie

weigend, nach
Herbe ihnen
auch einge-
gemessener
ie nach den
rd in Strei-
trochnet, um
ig zu dienen.
her Gelegen-
s Weib seine
aber haben
zu erzählen,
gelungener
rstellt.

ch eine große
ihrer wenige,
e Abrichtung
den Reiter
alb der Pfeil
Thieres, das
schmal Mann
Wunden da-
ellenweis der
cht vorwärts
hneischuhen,²⁾
fläche gleitet,
rzer Zeit eine
besonders be-
preszeit nicht
Vorübergehen
ben, auch zu
em Felle des
ich auf allen
zu kommen.
so wie noch
isbedingung.
ölter, obwohl
chon bei der
Auch diese
n steinernen
er Nähe des
kommen die

lichtgrünen Spitzen hervor, so gilt es, die Felder gegen die Raben zu schützen, die kräczend die nächsten Bäume besetzt halten, um die keimenden Körner zu fressen. Ebenso sorgfältig müssen sie bewacht werden, wenn die hochaufgeschossenen Stengel ihre dicken Kolben getrieben haben, um die im Winde die Staubfäden wie blondes Jünglingshaar spielt. Dann kommen Schaaren glänzend hellgrüner Papageien, die mit gellendem Gefreisch über die Früchte herfallen. An einer Stelle verschucht, wirft sich der ganze Schwarm pfeilschnell, schwirrend auf den nächsten Baumesgipfel, um alsbald an einer andern Stelle seine Verheerungen zu probiren, und hält die Frauen, die mit Stangen und Klappern die Wache halten, fortwährend beschäftigt. — Festlich und fröhlich wird dann endlich die Ernte gehalten. Man entblättert die gelben glänzenden Kolben. Trifft ein Mädchen darunter einen solchen von rother Farbe, so erschallt alsbald der Jubel der Genossinnen, und es heißt: „deiner harret ein tapferer Bräutigam“. Ein mißgestalteter und verkrüppelter dagegen bedeutet einen alten Mann, mit dem sich sofort die Vorstellung eines Maisdiebes verbindet und dessen gebeugter, zitternder Gang bald unter hellem Gelächter von den Mädchen nachgeahmt wird.¹⁾

Doch hat der Ackerbau im ursprünglichen Leben und Treiben der Indianer keine große Ausdehnung erlangt. Außer dem Mais wurden nur noch Bohnen, Kürbisse und Tabak kultivirt. Letzterer²⁾ wird auch noch von Stämmen in der Prärie gebaut, die sonst keinen Ackerbau treiben.

Nur einzelne Stämme, die feste Wohnsitze hatten, beackerten in sorgfältiger Weise Felder an ein und derselben Stelle.³⁾ Die meisten aber zogen mit ihren leicht abzubrechenden Dörfern von einer Stelle zur andern. Doch auch ohne Ackerbau waren diese in den nördlicheren Gegenden ausreichend mit vegetabilischer Nahrung versorgt durch den an den Ufern der Flüsse und Seen sowie auf den Sümpfen wachsenden sogenannten „wildes Reis“, eine Grasart (*Zizania aquatica*), deren mehlsreiche Körner sehr nahrhaft sind. Weite Strecken sind damit wie mit dichtem Schilfe bedeckt. Zur Zeit der Reise fahren die Weiber in den Kanoes zwischenhin, und während die eine langsam vorwärts rudert, bringt die andre mit einem Stabe soviel Halme als sie fassen kann über das Fahrzeug und klopft taktmäßig mit einem zweiten, den sie in der andern Hand hält, auf die lockeren Rispen, welche ihre Körner haufenweis auf den Boden des Kanoes schütten, das sich bald zu füllen beginnt. Die Männer theilnehmen sich auch bei dieser Arbeit nicht, sie wäre unter ihrer Würde.

Ebenso fällt in der Prärie die Einsammlung der sogenannten Prärie-Rübe,⁴⁾ welche den dortigen Stämmen Nahrung aus dem Pflanzenreiche liefert, den Weibern zu. Es ist dies eine Pflanze mit dicker,

¹⁾ Longfellow a. a. O. S. 106 und 174.

²⁾ *Nicotiana quadrivalvis*.

³⁾ Es haben sich z. B. Spuren einer Kultur auf rundlich erhöhten Beeten vorgefunden.

⁴⁾ *Prairie turnip, pomme blanche, Psoralea esculenta*.

anhalten.
gespannt und
er Maiskultur
deutsch von

knolliger Wurzel, die im Frühjahr mit ihren hübschen Blüten oft weite Strecken der Bodenfläche violettblau färbt. An diesen Stellen finden sich Frauen und Mädchen im Sommer ein, mit langen Stöcken versehen, die zu diesem Zwecke besonders geschnitzt und mit bunten Figuren geschmückt sind. Die etwas gekrümmte Spitze wird in den Boden gebohrt und die Knolle herausgewuchtet. Auch diese Arbeit ergibt große Massen, die von den Weibern auf dem Rücken nach dem Dorfe geschafft werden. Die getrockneten Knollen werden in den Wigwams aufbewahrt und halten sich lange Zeit.

Wenden wir uns aber wider zu den Indianern der Seenregion. Dort tritt die Jagd zum Theil bedeutend hinter den Fischfang zurück, der fast ausschließlich manchen Stämmen den Unterhalt gewährt. An jene mächtigen Wasserbeden, die ihre Fluten im donnernden Niagara-Fall herabstürzen und in dem majestätischen St. Lorenzo-Ström dem Meere zufließen, knüpft sich ein gut Theil echten Indianerlebens. Besonders der Obere See (Gitsche Gami) genöß eine heilige Verehrung weit und breit unter den rothen Völkern. Dort finden wir die Hütten der Chippeways (Schippewas) an dem felsigen mit dunkeln Tannen bewachsenen Strande, oder auf einer der zahllosen kleinen Inseln, die an einigen Stellen denselben säumen. Da ist denn das leichte aus Birkenrinde gebaute Boot (Mackinaw) ein Stück von der höchsten Bedeutung. Es wird als das schönste und leichteste Fahrzeug beschrieben, das jemals konstruirt sei. Die sorgfältig abgelöste Rinde eines ganzen Birkenstammes ist künstlich über ein Gestell aus Cedernzweigen gespannt, mit Wurzeln zusammengeknüpft und mit dem Harz der Balsamtanne wasserdicht gemacht. Die beiden Enden sind schnabelförmig in die Höhe gebogen, die Seiten mit bunten Stachelschweinborsten geschmückt, die an jenen Schnäbeln gewöhnlich zu einem Stern (oder Bild der Sonne?) zusammengestellt sind. Das ganze Boot hat eine anmuthige Gestalt und tanzt leicht wie Kork auf dem Wasser. Freilich gehört die Geschicklichkeit der Indianer dazu, um es über die Wellen zu führen. Bei ihnen haben Männer und Weiber darin große Fertigkeit, während ein Weiber in dem leichten Fahrzeug in Gefahr ist das Gleichgewicht zu verlieren.

Die Fischerei, welche mit diesen Böten betrieben wird, scheint sehr einfach, erfordert jedoch grade eine außerordentliche Gewandtheit. Mit einem einfachen, beutelartigen, an einer Stange befestigten Netze gerüstet steht der Fischer im Vordertheile, während ein anderer Mann das Rudern führt. Mit dem geübten Auge erkennt jener selbst tief unter dem Wasser den herannahenden Weißfisch — ein geschickter Stoß — und dieser ist gefangen. Nun aber beim Herausheben des Netzes muß jener wie ein Seilkünstler balanciren, um den Schwerpunkt über dem Boote zu erhalten. Doch die volle Sicherheit im Boote gehört mit zum Ruhme des Mannes. Dann und wann werden festliche Wettfahrten auf dem Wasser angestellt, bei denen sich feuriger Enthusiasmus zeigt, wie nur bei einer italienischen Regatta. Pfeilschnell schießen die theilnehmenden Kanoes zwischen den zwei Reihen hin, die von denen der Zuschauer

gebildet
der eine
An
vermitte
die hin
werden.
man sie
lockt.
zu sicher

Unt
rungsmit
den Tho
ist. Sei
Indianer
des Früh
theilen sic
Orte, wo
werden si
an die M
Erde ange
der Saft
rinnend i
Eimern an
das Feuer
braunen
ungeachtet
wenig von
Kessel und
schmaken
Männer ab
guter Ruh
in hübsche
neuerer Ge
werden.

Wie e
anderer Ste
dianer für
brechen sie
Ort wider
eines länge
So ist das

¹⁾ Acer

²⁾ Derfett
kann, und über
ich in Boston

gebildet werden. Mit lautem Jubelgeschrei wird der Sieger begrüßt, der eine hohe Ehre davon trägt.

Auch in den Flüssen und Bächen wird Fischerei getrieben u. z. vermittelt eines Gitters oder Steinbammes, der so angebracht ist, daß die hinaufgehenden Störe und Lachse bei der Rückkehr aufgehalten werden. Im Winter fängt man die Fische mit der Lanze, nachdem man sie durch Lockspeisen zu den im Eise angebrachten Löchern herbeilockt. Oft werden auch Fische mit dem Pfeil erlegt, der um die Beute zu sichern durch einen dünnen Riemen mit dem Bogen verbunden ist.

Unter den für die indianische Lebensweise charakteristischen Nahrungsmitteln dürfen wir jedoch ein sehr verbreitetes nicht übersehen, den Ahornzucker, der strenggenommen als Luxusartikel zu betrachten ist. Seine Zubereitung bildet einen der Höhepunkte im Leben der Indianer, eine Art Karneval, wie Schoolcraft sagt. Wenn zu Anfang des Frühlings sich der Saft in den noch kahlen Bäumen regt, so theilen sich die einzelnen Familien eines Dorfes an die verschiedenen Orte, wo alte Ahornbäume¹⁾ sich in größerer Anzahl finden. Dort werden für einige Zeit die Wigwams aufgeschlagen. Bald geht man an die Arbeit. Die Stämme werden in einiger Entfernung über der Erde angebohrt, und eine Röhre in die Oeffnung gesteckt, durch welche der Saft halb nicht bloß in einzelnen Tropfen, sondern ununterbrochen rinnend in das untergestellte Gefäß fließt. Die Weiber laufen mit Eimern aus Birkenrinde hin und her; andre hauen Holz und schüren das Feuer, über dem die Kessel hängen, in denen der Saft zu einer braunen Masse eingekocht wird. Die Kinder springen lustig umher, ungeachtet der rauhen Witterung, die oft noch herrscht, schöpfen ein wenig von der heißen Masse mit einem Stüchchen Holz aus dem Kessel und werfen es zur Abkühlung in den Schnee, um es bald darauf schmazend zu verpeifen, und treiben viel heitern Spaß dabei. Die Männer aber sitzen mit der Pfeife vor dem Wigwam und schauen in guter Ruhe dem bunten Treiben zu. Der gewonnene Zucker²⁾ wird in hübsche buntgeschmückte Kästchen, Mokufs, verpackt und bildet in neuerer Zeit einen Handelsartikel, gegen den andre Waaren eingetauscht werden.

Wie erwähnt, werden bei dieser Gelegenheit die Wigwams an anderer Stelle aufgeschlagen. Aber auch sonst haben die meisten Indianer für ihre Dörfer keine festen Plätze. Nach Art der Nomaden brechen sie dieselben dann und wann ab, um sie an einem andern Ort wieder aufzurichten. Die Rücksicht auf das Wild, das in der Nähe eines länger bewohnten Platzes selten wird, mag dabei maßgebend sein. So ist das Indianerleben eine fortwährende Wanderschaft. Besonders

¹⁾ *Acer saccharinum*, Sugar maple.

²⁾ Derselbe ist von vorzüglicher Qualität, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, und übertrifft unsern Rübenzucker bei weitem, doch weiß ich nicht, ob der, welchen ich in Boston kostete, vielleicht durch sorgfältigere Behandlung gewonnen war.

gilt dies in der Prarie. Schnell lassen sich die Zelte abbrechen. Die Stangen werden zusammengebunden, die Felle in Packete zusammengeknüpft, die Vorräthe und alle Habseligkeiten in Säcke, Körbe u. dergl. verpackt. Das alles ist selbstverständlich Arbeit der Squaw. Der Mann bestiegt mit seinen Waffen das Roß. Einige alte Pferde bleiben für den Transport der Sachen zur Verfügung. Man legt ihnen ein aus zwei Stangen und einigen Querrhölzern bestehendes Gestell¹⁾ so auf den Rücken, daß die Enden der Stangen am Boden nachschleifen. Darauf wird das Gepäck angebracht. Auch die Hunde, die sich's gefallen lassen, was nicht alle thun, bekommen ein ähnliches Gestell auf den Rücken und eine angemessene Beladung dazu. Trotzdem bleiben noch immer einige Bündel für das Weib übrig, die sie auf dem Rücken trägt u. z. an einem über die Stirne gelegten Riemen. Schweigend geht der lange Zug durch die weite Ebene, bis etwa einige Hunde im Unwillen über ihre Last sich zu beißen anfangen, wodurch leicht eine allgemeine Beißerei entsteht, die wohl auch zu einer Rauferei der Frauen führt. Die Männer halten dann nur ihre Pferde an und schauen vergnügt lachend auf das bunte Durcheinander, bis es von selber wieder in Ordnung kommt. Oft geht die Reise weit. Mittags wird Halt gemacht. Dann hat das Weib doppelte Plage. Sie muß das sparame Holz zusammensuchen, Wasser vielleicht von weit her holen und die Speisen kochen. Abends muß sie das Zelt aufschlagen u. f. w. und hat also auf der Reise noch mehr als sonst ihr hartes Loos zu empfinden.

Bisher haben wir das Leben des Indianers in Friedenszeiten betrachtet. Doch ihm würde es kläglich erscheinen, wenn es ohne Krieg verflöße. Mag der Mann auch auf der Jagd sich Ruhm erwerben können, die volle Manneshre bringt doch erst der Krieg. Schon den Knaben im frühesten Alter wird dies Bewußtsein eingeimpft und das Streben nach blutigen Heldenthaten in ihm wachgerufen. Die Adlersfeder, die der erprobte Krieger als Abzeichen tragen darf, ist das höchste Ziel seiner Wünsche.

Wie das Mädchen bald angeleitet wird die Beschäftigungen der Mutter mitzumachen, so übt sich der Knabe schon frühzeitig mit den Waffen. Schon die nackten vierjährigen Bürschchen spielen mit dem Bogen; die zwölfjährigen aber haben in der Handhabung desselben bereits eine unglaubliche Fertigkeit.²⁾ Doch von allen Angelegenheiten der Männer bleiben sie ausgeschlossen. Nur spielend ahnen sie die sonderbaren Stellungen derselben bei den Kriegstänzen nach. Sihen die Männer im Kreise, so lauschen sie den Erzählungen der Kriegsthaten, voll Verlangen nach der Zeit, wo sie selbst mit in dem Kreise sitzen dürfen. —

¹⁾ Les Travails in der Sprache der französischen Kanadier.

²⁾ Selbst jetzt noch und bei den schon so weit von ihren ursprünglichen Verhältnissen abgetommenen Stämmen ist dies der Fall. Ich habe bei den Senecas selbst gesehen, wie solche Knaben in der Entfernung von 30—40 Schritt ein auf die Kante gestelltes 5 Cent-Stück mit ihren Pfeilen sicher trafen.

Endlich i
zur Zahl
in welchen
seine Sta
bethätigt.
welchem d
ben zum
weitere Le
Er zeigt si
men wird
Oft ist es
gel u. f. n
nachgespür
einen haltb
sein Leben
jenem von
ischen Wo
Dinge, die
Ein Indian
und von a

Die ei
nach dieser
bei denen d
fen. Es m
nommen, w
mit angeseh
lichkeiten, d
den Bildern

Die Jün
oder an der
Höhe gezogen
machten Me
Wunde gesten
Veinen. Bei
zeigten einer
um jene Pfl
Männern gel
und welche k
noch dazu a
Waffen besch
ja kein Laut
Männer mit
erhoben diese
zu geben im
aus dieser La

¹⁾ Es wird
besonderen T

prechen. Die
e zusammen-
örbe u. dergl.
Der Mann
bleiben für
nen ein aus
so auf den
en. Darauf
efallen lassen,
den Rücken
a noch immer
en trägt u. z.
geht der lange
Anwillen über
lgemeine Wei-
Frauen führt.
uen vergnügt
wieder in Ord-
halt gemacht.
samer Holz zu-
die Speisen
hat also auf
nden.

Friedenszeiten
es ohne Krieg
uhm erwerben
Schon den
und das Stre-
ie Ablesfeder,
as höchste Ziel
ftigungen der
eitig mit den
mit dem Vo-
selben bereits
iten der Män-
e sonderbaren
die Männer
en, voll Ver-
en dürfen. —

en Verhältnissen
s selbst gesehen,
ante gestelltes

Endlich im 14. oder 15. Lebensjahre geschieht die feierliche Aufnahme zur Zahl der wehrhaften Männer, der aber schwere Prüfungen voran gehen, in welchen der Einzuziehende seine Kraft, seinen Muth, besonders aber seine Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen bethätigt. Namentlich gehört das Fasten in der Einsamkeit dazu, bei welchem der „Lebensstraum“ erfolgt, durch den der Uebergang vom Knaben zum Manne bezeichnet wird. In diesem Traume enthüllt sich das weitere Lebensschicksal, sowie der Schutzgeist, unter dem dasselbe steht. Er zeigt sich in Gestalt irgend eines Thieres, und das Fasten und Träumen wird so lange fortgesetzt, bis das Bild eines solchen erschienen ist. Oft ist es ein Eichhörnchen, eine Schlange, Schildkröte, irgend ein Vogel u. s. w. Nach dem Erwachen wird sogleich dem betreffenden Thiere nachgespürt. Der Jüngling erlegt es und wählt die Haut, oder irgend einen haltbaren Theil desselben zu seinem Amulet, von dem er sich dann sein Leben lang nicht wieder trennt.¹⁾ „Medizin“ heißt ein solches mit jenem von Kanada aus bei allen Indianervölkern eingebrungenen französischen Wort, welches überhaupt alles Uebernatürliche und besonders die Dinge, die mit irgend einem Zauber in Verbindung stehn, bezeichnet. Ein Indianer, der seine Medizin verloren, wäre der unglücklichste Mensch und von allen verachtet.

Die eigentliche Aufnahme unter die Zahl der Männer erfolgt erst nach dieser Vorbereitung u. z. unter komplizirten religiösen Ceremonien, bei denen die Aufzunehmenden sich den grausamsten Torturen unterwerfen. Es mag zu dem Stärksten gehören, das in dieser Hinsicht vorgenommen, was der Maler Catlin bei den Madans am obern Missouri mit angesehen hat. Doch ist es bezeichnend für die scheußlichen Unmenslichkeiten, die dabei vorkamen. Einige Züge aus den Schauder erregenden Bildern, die er davon geliefert hat, mögen hier genügen.

Die Jünglinge, nur mit dem Breechcloth bekleidet, wurden am Rücken oder an der Brust an je zwei Punkten verwundet, u. z. so, daß das in die Höhe gezogene Fleisch mit einem scharfen aber absichtlich wieder schartig gemachten Messer der Art durchstochen wurde, daß ein Holzstock durch die Wunde gesteckt werden konnte. Aehnliches geschah an den Armen und Beinen. Bei dieser Operation verzogen die Jünglinge keine Miene, ja manche zeigten einen heiteren lächelnden Ausdruck. Nun aber wurden Stricke um jene Pflöcke im Rücken oder der Brust befestigt, deren Enden von Männern gehalten wurden, die oben auf dem Dache der Erdhütte standen und welche die Stricke sofort anzogen, so daß die Verwundeten, die man noch dazu an den andern Pflöcken mit Büffel-Schädeln sowie mit ihren Waffen beschwert hatte, vollkommen in der Luft schwebten. Keine Klage, ja kein Laut kam während dieser Peinigung aus ihren Rippen. Erst als Männer mit Stangen die Hängenden in eine wirbelnde Bewegung setzten, erhoben diese mit den furchtbarsten Geschrei, das ein Mensch von sich zu geben im Stande ist, ihre Gebete zum großen Geiste, daß er ihnen aus dieser Lage helfen möge, aber auch die bestimmte Zuversicht ausdrück-

¹⁾ Es wird entweder offen an der Kleidung oder einem Waffenschild oder in einem besonderen Tüschchen auf der Brust getragen.

stend, daß dies geschehen werde. Aber auch nicht früher, als bis sie unter diesen entsetzlichsten Qualen wieder ganz stumm geworden, wurden sie, über und über mit Blut bedeckt, heruntergelassen und von den Stricken befreit. Da lagen sie eine Zeitlang, ohne daß ihnen irgend ein Beistand geleistet wäre. Man sagte sie seien unter dem Schutze des großen Geistes, dem sie ihr Leben anvertraut hätten. Sobald sie aber sich einigermaßen fortzuschleppen konnten, schlichen sie zu einem Manne, der mit einem Beile vor einem Büffelschädel saß und ließen als ein Opfer für den großen Geist sich den kleinen Finger der linken Hand, einige dazu auch den Zeigefinger derselben abhauen. Auch damit aber waren die Qualen noch nicht zu Ende. Im Freien mußten sie noch behängt mit den Büffelschädeln und Waffen je in der Mitte von zwei unverletzten Jünglingen, mit deren Händen die ihrigen zusammengebunden wurden, einen furchtbaren Tanz oder Hundlauf durchmachen, bei dem sie meistentheils zusammenbrachen und dann greulicher Weise auf dem Boden umhergeschleift wurden. Erst als die an den Armen und Beinen befestigten Gegenstände mit Zerreißung des Fleisches entfernt waren, wurden die Unglücklichen frei gegeben und taumelten ihren Wigwams zu. —

Wer dergleichen bestanden hat, gehört zu den Männern. Doch nun muß er sich erst seinen Ruhm durch tapfere Kriegsthaten erwerben. Wer keine solche aufzuweisen hat, bleibt nicht bloß von den Rathsverksammlungen ausgeschlossen, sondern wird „altes Weib“ oder „Niemand“ genannt,¹⁾ darf auch nicht daran denken eine Frau zu bekommen. Aber es fehlt nicht an Gelegenheit zu tapferen Heldenthaten.

Für viele indianische Völker war der Krieg das „eigentliche Lebens-element“, ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfnis und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft,²⁾ behufs dessen oft weite Züge ausgeführt wurden. Die ganze Art der Kriegsführung ist freilich von der europäischen sehr verschieden. Offne Feldschlachten gehören zu den seltenen Ausnahmen. Die von uns geachtete Kühnheit, die frei dem Feinde gegenüber tritt, „erscheint dem Indianer albern; seinen Ruhm sucht er vorzüglich in Waffenthaten, bei denen Schlaueit, Schnelligkeit und Verwegenheit mit einander verbunden ebenso sehr den Erfolg sichern als sie zugleich das eigne Leben decken. Er verläßt sich daher fast immer auf listige Ueberfälle und den ersten Anlauf; Rückzug und Flucht gelten ihm, wo sie vorthellhaft erscheinen, für nichts weniger als schimpflich. Es ist sein Ruhm, zum Feinde heranzuschleichen wie ein Fuchs, ihn anzugreifen wie ein Tiger und zu fliehen wie ein Vogel“.

Veranlassungen zum Kriege gab es häufig. Oft war es die Blutrache, die ununterbrochene Kämpfe zwischen verschiedenen Völkern hervorrief. Jeder Stamm war verpflichtet, das einem seiner Glieder zugefügte Unrecht an irgend einem Angehörigen des betreffenden andern Stammes zu rächen, wobei auf die Person des Thäters nichts ankam. Solche Feindseligkeiten zogen sich durch Generationen hin und endeten wohl mit

¹⁾ Bei den Creols.

²⁾ Waitz, Anthropologie III S. 149. Auch der folgende Absatz ist dorthier größtentheils entlehnt.

der Auf-
Grenzver-
Erkranku-
Oft gibt
Doch sin-
geht eine
Kriegsred-
Ein

lichen. I-
mes vers-
greller al-
genen Pfa-
Pfeife zur-
legt in lo-
Krieges v-
holend son-
Heldenth-
Schweigen-
ternehmen-
zum Beschl-
bligen die
art,¹⁾ roth
Pfehl einge-
in allen D-
erklärung.
schleicht sich
ein in die
Es gehört
Hunde zu e-
hat man sic-
Stämme wu-
auch angenc-
nur darin,
Gebiet der
nicht die R-
Rathsverfam-
lustigen um
doch den ro-
tritt der Held-
dem Kriegsp-

¹⁾ Der To-
spigen. In ein-
Umwinde-
(u. z. in eigent-
nach Indianerger-
²⁾ Früher
einer Spitze v-
mit widerhätig-

r, als bis sie
worden, wur-
und von den
ihnen irgend
dem Schutze
obald sie aber
n Manne, der
ein Opfer für
ige dazu auch
n die Qualen
it den Büffel-
Jünglingen,
einen furcht-
istenthums zu-
umhergeschleift
tigten Gegen-
n die Unglück-

nnern. Doch
aten erwerben.
den Rathsver-
er „Niemand“
ommen. Aber

entliche Lebens-
ein alljährlich
essen oft weite
ung ist freilich
en gehören zu
heit, die frei
; seinen Ruhm
; Schnelligkeit
Erfolg sichern
her fast immer
Flucht gelten
s schimpflich.
suchs, ihn an-

es die Blut-
Völkern her-
über zugefügte
ern Stammes
tam. Solche
eten wohl mit

der Aufreibung der kämpfenden Stämme. Sonst aber führten auch Grenzverletzungen zum Kriege, oder der Aberglauben, der in plötzlichen Erkrankungen oder anderen Unglücksfällen Zauberei der Feinde sah. Oft gibt ein Pferdebstahl oder die Rache desselben die Veranlassung. Doch sind die Indianerkriege keineswegs immer bloße Raubzüge. Oft geht eine förmliche Kriegserklärung voraus, und feste Ordnungen des Kriegesrechtes werden von beiden Seiten respektirt.

Ein Beispiel möge uns indessen den ganzen Hergang veranschaulichen. Da sehen wir in der Mitte eines Dorfes alle Krieger des Stammes versammelt, alle in ihrem vollsten Schmuck, die Gesichter noch greller als sonst roth und weiß bemalt. Um einen in die Erde geschlagenen Pfahl haben sie sich in weitem Kreise niedergelassen, in dem die Pfeile zunächst die Runde macht. Nun tritt der Häuptling auf und legt in langer ernst und ruhig vorgetragener Rede die Gründe des Krieges vor. Nach ihm sprechen andere, meist die Alten, die weit ausholend sowohl alles alte Unrecht der Feinde, sowie auch alle denkwürdigen Helbenthaten des eigenen Stammes erzählen. Alles lauscht in tiefstem Schweigen. Weiter werden in den Reden Vorschläge über den zu unternehmenden Angriff u. s. w. vorgebracht. Gebeiht die Berathung zum Beschluß, so steigert sich die Stimmung der Versammlung. Wild blitzen die Augen und unter kriegerischem Geheul wird zuletzt eine Kriegsart,¹⁾ roth bemalt und mit rothen Federn behangen, in den erwähnten Pfahl eingeschlagen. Dasselbe geschieht bei der Heimkehr der Krieger in allen Dörfern des Stammes, und dann folgt die förmliche Kriegserklärung. Einer von den nach Helbenthaten dürstenden Jünglingen schleicht sich bei Nachtzeit in eines der feindlichen Dörfer und stellt dort ein in die Haut einer Klapperschlange gewickeltes Bündel Pfeile auf. Es gehört viel Vorsicht dazu, um dies zu vollbringen ohne den Lärm der Hunde zu erregen. — Doch der feindliche Stamm ist stark. Darum hat man sich inzwischen Bundesgenossen gesucht. Zum benachbarten Stamme wurde eine Art und Wampumschnüre geschickt und von demselben auch angenommen. Die Bundesgenossenschaft besteht aber gewöhnlich nur darin, daß auch von dort aus in einzelnen Zügen Einfälle in das Gebiet der Feinde gemacht werden. Von der Bildung eines Heeres ist nicht die Rede. Die kühnsten und erfahrensten Krieger, die durch die Rathsversammlung dazu autorisirt sind, sammeln einen Kreis von Kampflustigen um sich. Dies geschieht durch den Kriegstanz. Fast nadend, doch den rothbemalten Tomahawk oder die Kriegskeule²⁾ in der Hand, tritt der Held meist bei nächtlicher Zeit in die Mitte des Dorfes, wo neben dem Kriegspfahl ein Feuer lobert. Zu dem einförmigen Tone einer kleinen

¹⁾ Der Tomahawk (haak) war früher von Stein, wie auch die Pfeil- und Lanzen-
spitzen. In einen Kern aus jeder Seite war der gespaltene Stiel eingelassen und durch
Umwinding mit Sehnen (?) befestigt. Später trat allgemein die europäische Art
(u. s. in eigends für diesen Zweck fabrizirter Form) mit dem selbstgefertigten und
nach Indianergeschmack verzierten Stiel an seine Stelle.

²⁾ Früher ein in einem Knauf auslaufendes Stüd Holz, an dem letzteren mit
einer Spitze von geschärftem Knochen versehen. Die Kultur hat auch diese Waffe
mit widerhatiger Eisenspitze noch schrecklicher gemacht.

dorthier großen-

Tromel, die ein am Boden sitzender Mann in kurzem Takte schlägt, stimmt er sein Kriegslied an:

Hört, ihr kriegerischen Vögel!
Ein Fest mach ich zu mäßen euch.
Mitten in der Feinde Haufen
Bring ich ein, wie ihr.
Schnell wie eure Schwingen,
Scharf wie eure Krallen,
Will den Feind ich überfallen!
Se! Ihr jungen Leute,
Die ihr Krieger seid,
Auf zum Streit!¹⁾

Und nun folgt der bröhnende, Mark und Bein durchbringende Kriegsruf (war-whoop), von dem man sagt, daß er einen Büffel oder Bären zu betäuben im Stande sei: Schon während des Singens beginnt der Tanz, ein sonderbares Aufhüpfen mit beiden Füßen zugleich, bei dem der vorher wie zu einer sitzenden Stellung eingeknickte Körper mit vollster Anspannung der ganzen Muskelkraft emporschnellt. Stampfend kehren die Füße zum Boden zurück. So umkreist der Krieger erst langsam, dann immer wilder und wilder das Feuer und einer nach dem andern von den umherstehenden Männern und Jünglingen folgt ihm, seine Bewegungen nachahmend und in den Kriegsschrei einstimmend, auf den dann immer wieder der eintönige Gesang in langsamem aber sich stets aufs neue steigendem Tempo folgt, mit dem auch die Aufregung der springenden Schaar bis zur wildesten Raserei wächst. Der Boden zittert unter ihren Füßen. Dabei werden die Waffen geschwungen, mit der Keule an den Pfahl geschlagen und mit nachahmenden Bewegungen Vorgänge aus dem Kampfe dargestellt, besonders das Stalpiren. Alle, welche am Tanze mit theilnehmen, erklären damit ihre Betheiligung an dem bevorstehenden Kriegszuge.

Der Einfluß dieser Ceremonie ist ein furchtbarer. Alle sonst unter einem ernstern, gemessenen, ja sanftern Benehmen schlummernden Leidenschaften werden wachgerufen. In diesem Zustande ist der Indianer wie ein wildes blutdürstiges Thier. Doch nicht dem Löwen gleicht er in seinem Kriegsmuthe. Es spielt zuviel von der Schlaueit des Fuchses hinein und von dem Ehrgeiz, dessen höchstes Ziel die Sklave sind.

Sind so die Krieger geworden, so geht es an die religiösen Ceremonien, durch welche der Auszug vorbereitet wird, und die in Fasten und anderweitiger Enthaltbarkeit bestehen, sowie in der Zubereitung von Talismanen (Knochen einer Schlange oder einer wilden Katze u. s. w.), welche als „Kriegsmedizin“ mitzunehmen sind. Auch auf Träume und allerlei Vorzeichen wird geachtet, um den glücklichen Ausgang des Unternehmens zu sichern.

Inzwischen sind nach allen Richtungen Rundschaffter ausgesandt. Der Indianer ist „ein geborener Spion“. So gelingt es dann, diese oder jene Stellung eines Trupps von Feinden zu erfahren. Oder ausgestellte Wachen, die Tage lang ohne zu essen und zu trinken sich im dichten Gebüsch verborgen halten, zeigen durch verabredete Signale,

¹⁾ Nach Schoolcraft II S. 59.

z. B. tän-
ger an.
der Jah-
der. Si-
nur ein
untersuch-
ausgesand-
er dort
tes nach-
den Wald
und erzäh-
über gega-
verbargt ist
Verräther
einige neu
und nun
liegen sie
halt. Ein-
stellen, dar-
und den
Kühne wie
sträuch und
zu verlieren
bewegungen
liegenden m
nach zwisch
vor demsell
solchen wir-
er mit ang
Nach wenig
den schmette
den Seinige
schieben. D
Geschrei so
ist. Währen
es ihrer ein-
gefehten Se-
drängen sie
erte Pfeil
Hagel solche
werden. D
Pfeile schwi-
eine Anzahl
Kriegsruf, u
um das blu-
noch geleistet
zu Boden si-
Feinde sind

Burkhardt, Miss

z. B. täuschend nachgeahmte Thierlaute, die Annäherung der fremden Krieger an. Auch die Schaar, die wir sich sammeln sahen, 60 bis 80 an der Zahl, sind ausgezogen. In einer Linie marschiren sie hintereinander. Einer tritt genau in die Fußtapfen des andern, so daß die Spur nur einen Mann andeutet. Dort kreuzen sie eine andere Spur, die genau untersucht wird. Man kennt sie sogleich, es sind die Tritte eines der ausgesandten Späher, man weiß annähernd selbst vor wie viel Stunden er dort ging. An einem hohlen Stamme wird das Klopfen des Spechtes nachgeahmt — und bald ertönt der gleiche Laut als Antwort durch den Wald. Nicht lange darauf ist der Kundschafter bei den Seinigen und erzählt, wie die Feinde in ähnlicher Reihe an ihm nach links vorüber gegangen sind. Das dichte Rhododendron-Gebüsch, in dem er lag, verbarg ihn, doch schloß er noch die Augen, damit ihr Glanz nicht zum Verräther werde. Aber er hat an den Schritten genau gehört, daß es einige neunzig Männer sind. Halblaut flüsternd wird alles mitgetheilt und nun erwogen, wie den Feinden beizukommen sei. Jedenfalls liegen sie dort in dem zerklüfteten Felsenufer des Flußbogens im Hinterhalt. Ein kühner Jüngling folgt ihrer Spur, um die Stätte festzustellen, damit man auf einem Umwege die Klippen von oben erreiche und den Lauernden in den Rücken komme. Doch plötzlich steht der Kühne wie versteinert. Richtig; in der Ferne knarrt das niedere Gesträuch unter Tritten. Die Feinde kommen zurück. Da ist keine Zeit zu verlieren, den in den nächsten Sekunden werden sie jede seiner Bewegungen hören. Mit einem Satz springt er über einen zur Seite liegenden moosbedeckten alten Baumstamm und klemmt sich der Länge nach zwischen diesen und den Boden. Er war so glücklich, keine Pflanze vor demselben mit dem Fuße zu berühren. Jede Verletzung einer solchen würde ihm den sichern Tod bereiten haben. Nun aber liegt er mit angehaltenem Athem. Die Reihe der Feinde geht vorüber. Nach wenigen Minuten aber springt jener aus dem Versteck und läßt den schmetternden Kriegsschrei durch den Wald hallen, der alsbald von den Seinigen erwidert wird. Jetzt ist das Schicksal der Feinde entschieden. Obgleich an Zahl überlegen sind sie durch das unerwartete Geschrei so eingeschüchtert, daß ihre moralische Kraft schon gebrochen ist. Während der Jüngling im rasenden Laufe und brüllend, als wären es ihrer ein halbes Duzend, ihnen folgt, hören sie von der entgegengesetzten Seite die Schaar ihrer Gegner heranstürmen. Unschlüssig drängen sie sich auf einen Haufen zusammen. Aber schon fliegt der erste Pfeil aus dem Dickicht und von der andern Seite her folgt ein Hagel solcher, die wie aus einem Halbkreise in den Haufen gesandt werden. Dies nimmt den Angegriffenen vollends den Muth, denn ihre Pfeile schwirren nur aufs gerathe wohl! in das Gebüsch. Schon liegt eine Anzahl Getroffener am Boden. Mit erneuter Macht erschallt der Kriegsruf, und die Sieger stürzen mit Keule und Tomahawk hervor, um das blutige Werk zu vollenden. So verzweifelter Widerstand auch noch geleistet wird, und obgleich auch manche aus der siegreichen Schaar zu Boden sinken, in kurzem ist der Sieg erkochten. Nur wenige der Feinde sind noch am Leben; es hielt schwer sie gefangen zu nehmen

und zu binden — die andern liegen todt oder in den letzten Zügen auf dem blutbedeckten Boden. — Jetzt aber ist der langersehnte Augenblick gekommen, die schönsten Trophäen zu sammeln. Ein jeder erkennt an seinem Pfeile den von ihm erlegten Feind, oder hat wohl den gemerkt, den er mit seiner Keule zu Boden streckte. Man setzt dem Gefallenen den rechten Fuß auf den Nacken, ergreift mit der linken Hand den gerade über dem Wirbel befindlichen Haarbüschel, führt mit dem scharfen Stalpmesser¹⁾ einen gewandten Schnitt rings um denselben und reißt mit einem Ruck das runde Stück Kopfhaut herunter. Wie leuchten die Augen des Jünglings, der zum erstenmale diesen Siegespreis erworben hat!

Nun aber geht es an die Heimkehr. Einige Baumzweige werden zusammengebunden zu Bahren, auf denen man Tödtete und Verwundete des eigenen Stammes nach Hause bringt. Die Gefangenen werden mit Armen und Beinen an vier Pfähle gefesselt und so setzt sich der Zug in Bewegung. Die Jünglinge aber eilen voran. Auch das ist ein Ruhm, zuerst die Siegesbotschaft bei den Wigwams zu verkündigen, und der schnellste Läufer erlangt ihn. Das Dorf geräth in freudige Aufregung, die jedoch bald durch den Bericht über die Gefallenen gedämpft wird. So ist's auch nicht der Siegesjubel, sondern die Todtenklage, mit der die Heimkehrenden empfangen werden, und die nächsten Tage gelten der feierlichen Bestattung. Erst dann wird das Siegesfest gefeiert. Dazu werden vor allem die Stalpe zubereitet. Man spannt sie auf einen Reifen, der an einem Stod befestigt ist. Die Federn, mit denen der überwundene Feind geschmückt war, werden ebenfalls daran gehängt. Ein jeder Mann legt nun selber die Adlerfedern mit den verschiedenen Abzeichen, wie sie sich für seine Geliebte gebühren, an. Daraus ergeben sich verschiedene Stufen des Kriegsruhms. Der eine darf die Feder mit einem starken rothen Punkt versehen, er hat seinen Feind mit dem Pfeile erlegt; der andre darf auf der einen Seite einen Kerb in die Feder schneiden, dessen Ränder roth gefärbt werden, denn er tödtete seinen Gegner mit der Keule, u. s. w. Wie schon erwähnt, werden diese Federn als Schmuck auf dem Haupte befestigt. Die Jünglinge, die sie erlangt, haben fortan Sitz und Stimme im Rathe der Männer. — Die hauptsächlichste Feier des Sieges aber besteht in dem Stalptanz, der 14 Tage lang in jeder Nacht bei Fackelschein ausgeführt wird. Er gleicht dem oben beschriebenen Kriegstanz. In der Mitte des Kreises stehen einige junge Frauen, die die ausgespannten Stalpe in die Höhe halten. Die Krieger springen unter wilden Gefängen zum Ton der Trommel herum, indem sie ihre Waffen schwingen und den furchtbaren Kriegsschrei vernehmen lassen. Dabei verzerrten sich die Gesichter zum Ausdruck der schrecklichsten Wuth. Auch hierbei werden Scenen aus dem vollbrachten Kampfe mimisch dargestellt.

Doch schrecklicher als dieser nächtliche Siegesjubel bei Fackelschein sind die Martern, mit denen man inzwischen die Gefangenen zu Tode

¹⁾ Seit langer Zeit ist das gewöhnliche englische Schlächtermesser aus den Scheffelder Fabriken gebräuchlich.

peinigt, w
theilt sind,
vorkam¹⁾
dabei vork

Der B
auf dem Ro
Dann schreie
Geister rufen
ihn martern
der Peiniger
steht ihr auch
jenen Selbden
geht das Mar
die Nägel vor
in seine Pfei
quetschen seine
Eisen oder Fe
aus seinem Be
glücklichen zu
währt. Bism
genötigt, an
Schreien seinen
spottet, wogeg
rhythmen. Selb
wollig tobt und

Hiermit
der die Niede
während der
bis in die M
Stalptanze al
genug, so gese
indem er die

¹⁾ Zuweilen
ganz in die Stel
u. s. w. Von s
zu befreien, meis
²⁾ Geschich
Barby. 1789.

³⁾ Schon h
eine religiöse Ge
nischen Aberglan
schlagenen nicht
Einflüssen auf di
genen aufrieben z
Wölfer das allm
haus verleidet n
bedürfen keiner
bemerkt Waig (M
rohe Wilde zu ei
nur äußerlich an
ihnen nicht allein
brennen oder zu
Irotesentriegeln,
holten Malen ga

peinigt, wenn sie zu dieser Strafe von dem Rathe der Männer verurtheilt sind, und nicht etwa als Sklaven — wie es bei einigen Völkern vorkam¹⁾ — am Leben gelassen werden. Lottiel²⁾ beschreibt uns die dabei vorkommenden Grausamkeiten folgendermaßen!

Der Verurtheilte wird nackend, bisweilen schwarz bemalt, mit Nabensehern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann schreien seine Peiniger: „Die Gebeine unserer Brüder liegen unbegraben! Ihre Geister rufen uns laut zu: Rächet unser Blut! Rächet unser Blut! Nun laßt uns ihn martern und mit den Zähnen zerreißn!“ Das Schlachtopfer fängt dagegen an, der Peiniger zu spotten: „Als tapferer Mann will ich fallen. Aufs Peinigen versteht ihr euch gut, aber ihr selbst seiget Memmen im Kriege. Ich gehe hinüber zu jenen Gesdenmännern, die euch wie Spreu vor sich hergetrieben haben!“ Und nun geht das Martern und Quälen los, entsetzlich, schauerhaft. Da reißt ihm einer die Nägel von den Fingern, ein anderer beißt ihm einen Finger ab und steckt ihn in seine Wunde, die er wohl gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andere quetschen seine Finger oder Beine zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühenden Eisen oder Feuerbränden; noch andere zerfleischen ihn mit Messern, schneiden Nerven aus seinem Leibe und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird sie öfters unterbrochen, so daß sie mitunter 2–3 Tage währt. Bisweilen wird der Gequälte, wie wohl schon halb zerfleischt und verbrannt, genöthigt, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herumzulaufen. Gibt er durch Schreien seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen grausamen Peinigern verspottet, moegen sie ihn freilich, wenn er standhaft bleibt, als einen braven Mann rühmen. Sehen sie endlich, daß er nicht viel Gefühl mehr hat, so schlagen sie ihn tödtlich todt und verbrennen den zerfetzten Körper.³⁾

Hiermit ist jedoch der Krieg keineswegs zu Ende. Der Stamm, der die Niederlage erlitt, sinnt auf Rache. Vielleicht schleicht sich noch während der beschriebenen Festlichkeiten ein besonders kühner Mann bis in die Nähe des Dorfes der Sieger, wartet, bis nach beendetem Stalptanze alle Bewohner in tiefen Schlaf gefallen sind. Ist er geschickt genug, so gelingt es ihm wohl, die ausgestellten Wachen zu täuschen, indem er die Stimme irgend eines Thieres nachahmt. Dann dringt

¹⁾ Zuweilen wurden die Gefangenen begnadigt und der Art adoptirt, daß sie ganz in die Stelle eines der im Kampfe Gediebenen eintraten, seinen Namen führten u. s. w. Von seinem eigenen Volke wurde ein Gefangener, wenn es ihm gelang sich zu befreien, meistens zurückgestoßen.

²⁾ Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern Barb. 1789.

³⁾ Schon hier möge die Bemerkung eine Stelle finden, daß der Stalptanz als eine religiöse Ceremonie anzusehen ist, sowie diese Grausamkeiten mit in dem heidnischen Aberglauben ihre Quelle haben. „Man dachte sich, daß die Geister der Erschlagenen nicht eher zu Ruhe kämen, als bis sie gerächt wären“; um schädlichen Einflüssen auf die Lebenden vorzubeugen, suchte man sie durch die Qualen der Gefangenen zu befriedigen. Dazu kommt, daß nach der Vorstellung vieler heidnischer Völker das allmächtige zu Tode quälen den Sinn hat, daß dem Geiste das Wohnhaus verleidet wird und er also von selber auszieht. Solche abgesehnen Geister bedürften keiner weiteren Rache oder Sühnung. „Der Abscheu vor diesen Greueln“, bemerkt Waig (Anthr. III, 157) ganz richtig, „hat oft dazu geführt, die Indianer für rohe Wilde zu erklären, die alles Mitgefühllos baar den Charakter der Menschheit nur äußerlich an sich trügen. Man vergaß dabei, daß Engländer und Franzosen ihnen nicht allein bisweilen Gefangene übergeben haben, um sie lebendig zu verbrennen oder zu schinden, sondern daß sie bei Vertilgung der Pequot und in den Iroquesenkriegen, wie auch die Holländer in Neu-Amsterdamb, sogar selbst zu wiederholten Malen ganz das Nämliche gethan haben.“

er schnell in einen Wigwam ein; die Schlafenden werden in furchtbarer Gewandtheit mit der Keule erschlagen, ehe sich einer von ihnen ermuntert; auch Weiber und Kinder werden nicht verschont. In aller Hast werden die Skalpe abgelöst. Doch nun schnell hinaus, denn das Geheul der Hunde, die das Zelt umkreisen, lockt die Wächter herbei! Wenige Sekunden — und schauerlich hallt der fremde Kriegsruf durch die Nacht, der das ganze Dorf mit einemmale aufschreckt; aber schon ist der Mann, der die Rache vollbracht, auf der Flucht, die das Dunkel begünstigt. Natürlich beginnt nun in dem Dorfe des andern Stammes der Jubel und der Skulptanz.

In dieser Weise schwankt der Krieg hin und her. Zuweilen vergeht einige Zeit, bis von der einen oder andern Seite etwas unternommen wird. Immer wider aber werden Streifzüge in das fremde Gebiet ausgeführt und hie und da sucht man eine möglichst große Zahl von Männern, ja selbst von Weibern und Kindern zu tödten. Ist eine der kriegsführenden Parteien so geschwächt, daß die Einstellung der Kämpfe wünschenswerth erscheint, so wird im Rathe der Friebe beschlossen und symbolisch durch das Begraben der Kriegsart dargestellt, nachdem er durch Uebersendung von Wampumschnüren an die Gegenpartei vereinbart und durch das gemeinsame Rauchen der Friedenspfeife mit ihren Abgeordneten besiegelt ist.

Bei den Prärie-Völkern gestaltet sich die Kriegsführung in sofern etwas anders, als das Roß dabei eine große Rolle spielt. Aber auch dort kommt es eigentlich nicht zu Schlachten in offenem Felde, sondern der Krieg besteht aus einer Reihe kühner Reiterzüge, bei denen sich oft eine unglaubliche Geschicklichkeit entfaltet, die die ritterlichen Künste andrer Nationen weit in den Schatten stellt. Die schwierigsten Stellungen werden auf dem Pferde eingenommen, wie sie kaum der geübteste Kunstreiter auszuführen im Stande sein dürfte. So kommt es z. B. vor, daß der Reiter sich ganz auf die eine Seite des Pferdes herabläßt, um sich vor dem Pfeile seines von der andern Seite kommenden Feindes zu bedecken, dabei aber, nur mit der Muskelkraft des einen Beines am Pferde hängend, während dieses im vollen Laufe ist, wohlgezielt seine Pfeile von der Sehne sendet.

Um unser Bild von dem Leben der Indianer zu vervollständigen, müssen wir noch einige charakteristische Züge hinzufügen. Was zunächst das Familienleben betrifft, so ist dies durch die mehrfach erwähnte untergeordnete Stellung der Frau bestimmt, die wenig mehr als eine Sklavin ist. Schon im Kindesalter sind die Mädchen verachtet und hinter die Brüder zurückgesetzt, von denen man erwartet, daß sie berühmte Krieger werden. Sind sie herangewachsen,¹⁾ so wird ihnen von Seiten der Jünglinge, die um sie werben, wohl Rücksicht und Auf-

¹⁾ Hier und im Folgenden vielfach nach Waits, Anthr. III, S. 100 ff.

merkhamter geht. Auch Romantik; selten vor Schönheit in der Ehe die Frau m

Gewöhnlich Bei mehreren Verkehr mit den.¹⁾ Die sie nur durchliche Essen aber die G Bei einigen nur auf ein Sie war eben dings, falls pflegte. Ja Bei der Sch Verwandtschaft z. B. in der vielmehr der seinem Vater dern.²⁾ Polz gewöhnlich nur gemeine Man einigen Völke heirathete, an Einrichtung d

Sinnsichtli der verschiede in Ehren und Jäger würde herrscht eine schweren Stra Auspeitschen i Ja vielfach so schaft oder bei von unnatürl

¹⁾ Freilich se lungen.

²⁾ Das Jde Kultur würde sich

³⁾ Diese auch aus dem Mißtrau

merksamkeit zu Theil, die jedoch nicht über die Eheschließung hinausgeht. Auch bei den Indianern hat die Zeit der bräutlichen Liebe ihre Romantik; ja der Selbstmord um unglücklicher Liebe willen soll nicht selten vorkommen. Dennoch geschieht die Wahl meist nicht nach Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern nach der Arbeitskraft, und in der Ehe ist von Liebe und theilnehmender Sorgfalt des Mannes für die Frau wenig zu spüren.

Gewöhnlich übrigens wird die Ehe durch die Eltern beschlossen. Bei mehreren Völkern hatten die unverheiratheten Leute gar keinen Verkehr mit einander, durften öffentlich mit einander selbst nicht sprechen.¹⁾ Die Hochzeit selbst findet ohne viel Ceremonien statt. Oft ist sie nur durch das gemeinsame Bauen der Hütte und das gemeinschaftliche Essen des Maisbreyes aus einem Gefäße bezeichnet. So leicht aber die Ehe geschlossen, so leicht kann sie auch wider gelöst werden. Bei einigen Völkern pflegte sie überhaupt nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf eine bestimmte Frist, etwa ein Jahr, geschlossen zu werden. Sie war eben nichts anderes als ein bürgerlicher Kontrakt, der allerdings, falls Kinder kamen, von Jahr zu Jahr erneuert zu werden pflegte. Ja es kommen selbst Ehen zur Probe, auf kürzere Zeit vor.²⁾ Bei der Scheidung folgen die Kinder der Mutter, wie überhaupt alle Verwandtschaft nur von weiblicher Seite in Betracht kommt, so daß z. B. in der Häuptlingswürde nicht etwa der eigene Sohn, sondern vielmehr der Schwestersohn folgte. So erbt auch niemand etwas von seinem Vater, sondern immer nur von der Mutter und deren Brüdern.³⁾ Polygamie war von jeher im allgemeinen erlaubt, wurde aber gewöhnlich nur von den Häuptlingen und Vornehmen geübt, weil der gemeine Mann nicht mehr als eine Frau ernähren konnte. Bei einigen Völkern war es Sitte, daß der Mann, welcher ein Mädchen heirathete, auch ihre Schwestern mit bekam. Auch findet sich die Einrichtung der Leviratshe.

Hinsichtlich der Keuschheit Unverheiratheter weichen die Ansichten der verschiedenen Völker sehr von einander ab. Bei einigen steht sie in Ehren und weder ein Häuptling noch ein berühmter Krieger und Jäger würde ein gefallenes Mädchen zur Frau nehmen. Bei andern herrscht eine furchtbare Prostitution. Ehebruch wird bei diesen mit schweren Strafen — Verstümmelung, — z. B. Abreißen der Nase, — Auspeitschen u. s. w. bestraft, bei jenen mit leichten Geschenken gesühnt. Ja vielfach kommt es vor, daß Männer ihre Weiber aus Gassfreundschaft oder bei festlichen Gelegenheiten andern preisgeben. Auch Spuren von unnatürlichen Lasteren finden sich nicht selten.

¹⁾ Freilich fehlten trotz dieses äußeren Anstandes nicht die geheimen Ausschweifungen.

²⁾ Das Ideal gewisser liberaler Bestrebungen innerhalb unsrer europäischen Kultur würde sich mit dieser Heidenwirthschaft ziemlich decken.

³⁾ Diese auch bei andern Völkern z. B. in Indien vorkommende Sitte scheint nur aus dem Mißtrauen gegen die eheliche Treue erklärlich.

Eine zärtliche und innige Liebe hat der Indianer zu seinen Kindern, wie zu den Kindern überhaupt. Aber auch sonst zeigen sich die Familienbände stärker, als man bei der Polygamie und der Stellung des Weibes erwarten sollte. Es werden rührende Beispiele von der Liebe des Sohnes zu seiner Mutter erwähnt. Die Kinder beweisen sich pietätvoll gegen die Eltern und überhaupt gegen alte Leute. Trotzdem ist es nichts seltenes, daß auf den Wanderungen alte, hilflose Leute ausgelegt werden, was sie selber fordern, um der Familie nicht länger zur Last zu fallen. Sie bitten dann wohl gar, daß man ihrem Leben ein Ende mache, was eigentlich nur einer ihrer Angehörigen thun darf; nur auf Beschluß des Rathes kann es einem andern übertragen werden. — In solchem Falle zeigt so ein Greis denselben stoischen Gleichmuth, den er so oft im Leben bewährt hat, während die Angehörigen weinend Abschied nehmen. Gelassen sitzt er unter dem Thierfell, das zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein auf einem Gestell über ihn ausgebreitet ist. Für einige Zeit reicht wohl die neben ihm zurückgelassene Speise, doch die Lebenskraft reicht weiter als sie. ohne einen Klageruf sieht er dem Hungertode entgegen. In einiger Entfernung aber lauern schon die Präriewölfe, um über seinen Leichnam herzufallen.

Es ist diese grausame Sitte, bei der nicht einmal für die Bestattung der Gebeine gesorgt wurde, schwer in Einklang zu bringen mit der großen Anhänglichkeit, die der Indianer für die Gräber seiner Väter hat. Keine größere Schmach konnte den Feinden angethan werden, als durch Oeffnung der Gräber und Umherstreuen der Gebeine. Und als tiefwehmüthiger Zug geht es durch die Klagen der aus ihrem Lande verdrängten Völker hindurch, daß der weiße Mann seinen Pflug über die Gräber der Väter hinführt. Bei den Völkern der Prärie aber kennt man die Gräber überhaupt nicht. Der Leichnam wird in Felle geschnürt und auf einem auf 4 hohen Pfählen ruhenden Gerüste befestigt. Hier und da bringt man ihn auch in den Zweigen der Bäume an. An manchen Stellen sieht man solche Todtengerüste in großer Zahl sich aus der weiten Ebene erheben. Die neueren leuchten mit den roth angestrichenen Fellen in die Ferne; bei andern hat der Zahn der Zeit die Umhüllung zerstört und die von der Sonne gebleichten Gebeine treten hervor.¹⁾

¹⁾ Diese Art der Bestattung schildert Catlin folgendermaßen: „Sobald in dem Dorfe jemand stirbt, und die Ehren- und Beileidsbezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Del bespritzt. Man gibt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeile nebst Tabak, Messer, Feuerstein und Stahl mit, und so viel Lebensmittel, als er für die einige Tage dauernde Reise, die er ihrer Meinung nach zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in eine frisch abgezogene Büffelhaut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Büffelhaut fast ganz unwidert und dann nochmals in mehrere in Wasser erweichte Häute geschlagen und so fest mit Riemen zusammengeknüpft, daß die Luft durchaus nicht hinzutreten kann. Nun wird die Leiche mit dem Rücken auf ein leichtes, hohes Gerüst hinter dem Dorfe gelegt, die Füße nach Sonnenaufgang gekehrt. Täglich sieht man Väter, Mütter, Frauen, Kinder der Verstorbenen unter diesen Gerüsten mit dem Gesicht auf der Erde liegen, das Unglück der Ihrigen be-

Ein lichen Jdenen sich genannt nicht meh Zusammen Symbol d fern Fam geführt. ten u. f. nicht blos Bände her Die Kinde die so Zus in den einz gen Völker finden Jan englands, S der Angeleg die meistens monarchisch schlüsse er ge tische Verhät Spitze eine die Zuständ Nur gegen Strafrechts Lode bestra

klagend; sie n andern Qualen wähen versch den nächsten Prärie in Kre von einander einem Büffel stand religiöse stätte aber, de auf welcher zu an der mehrer Stätten werde Klagen. Die ein Tag, an d nam aufzume Auch kommen Gesellschaft zu größten Theil herzlich Gespräch

¹⁾ Ursprünglich treffende Thier

²⁾ Diese L

seinen Kin-
den sich die
r Stellung
ke von der
er beweisen
eute. Trotz-
te, hilflose
amilie nicht
daß man
er Angehö-
nem andern
s denselben
während die
unter dem
auf einem
hl die neben
iter als sie.
In einiger
einen Leich-

für die Be-
zu bringen
räuber seiner
en angethan
der Gebeine.
aus ihrem
seinen Flug
Prärie aber
wird in Felle
liste befestigt.
ame an. An
ahl sich aus
oth angestrich-
er Zeit die
beine treten

obald in dem
interbliebenen
maist und mit
abak, Messer,
einige Tage
ann wird die
n Füßen mit
mehrere in
eschnükt, daß
n Rücken auf
innenaufgang
ebenen unter
Ihrigen be-

Ein Blick auf die politischen Verhältnisse zeigt uns bei sämtlichen Indianervölkern eine Eintheilung in kleinere Gruppen, aus denen sich das Gemeinwesen zusammensetzt. Diese „Banden“, wie sie genannt werden, gründen sich auf gemeinsame Abkunft, die jedoch meistens nicht mehr im Bewußtsein lebendig erhalten ist. Dagegen wird die Zusammengehörigkeit durch ein allen Gliedern solcher Gemeinschaft als Symbol dienendes Thier bezeichnet. Dieses Totem¹⁾ entspricht ganz unserm Familienwappen und wurde mit nicht geringerem Familienstolze geführt. Man zeichnete es als Schmuck auf Kleidungsstücke, Geräthschaften u. s. w. Bär, Viber, Otter, Falke und viele andre Thiere gaben nicht bloß dies Zeichen, sondern auch den Namen für die betreffende Bande her. Ehen zwischen Personen eines Totems waren nicht gestattet. Die Kinder nahmen immer das Totem der Mutter an. Natürlich waren die so Zusammengehörigen nicht an demselben Orte vereinigt, sondern in den einzelnen Dörfern lebten Leute verschiedener Banden. — In einigen Völkern scheint eine solche einen Vorrang gehabt zu haben. Wir finden Familien mit erblicher Häuptlingswürde. Diese Häuptlinge Neuenglands, Sachem oder Sagamore²⁾ genannt, hatten jedoch nur die Leitung der Angelegenheiten im Frieden. Für den Krieg gab es besondere Anführer, die meistens gewählt wurden. Dennoch war die Regierungsform nicht monarchisch, da jeder Häuptling einen Rath neben sich hatte, an dessen Beschlüsse er gebunden war. Zum Theil finden wir ziemlich entwickelte politische Verhältnisse, wie namentlich bei dem Völkerbunde der Irokesen, an dessen Spitze eine Versammlung von 50 Häuptlingen stand. Anderwärts waren die Zustände einfacher. Die Häuptlinge hatten weniger festes Ansehen. Nur gegen die schlimmsten Verbrechen lag ihnen die Handhabung des Strafrechts ob. So wurde z. B. Zauberei auf ihren Spruch mit dem Tode bestraft, dagegen blieb es als Privatsache den einzelnen überlassen,

klagend; sie raufen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern, und unterwerfen sich andern Qualen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie wähen verschuldet zu haben. Wenn die Gerüste zerfallen, werden die Gebeine von den nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel aber sorgfältig gereinigt und auf der Prärie in Kreisen von 20–30 Fuß Durchmesser zu mehreren Hunderten, 8 bis 9 Zoll von einander entfernt, mit dem Gesicht nach der Mitte des Kreises und jeder auf einem Büschel von wildem Salbei liegend, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstand religiöser Verehrung auf das sorgfältigste unterhalten. Jede solche Schädelstätte aber, deren es mehrere gibt, hat in der Mitte eine Erhöhung von etwa 3 Fuß, auf welcher zwei Büschelköpfe liegen und eine 20 Fuß hohe „Weibzinsfange“ steht, an der mehrere sonderbare, geheimnißvolle Gegenstände aufgehängt sind. Auch diese Stätten werden von den Hinterbliebenen besucht, doch nicht mehr unter Thränen und Klagen. Die Frau kennt den Schädel ihres Gatten oder Kindes, und selten vergeht ein Tag, an dem sie nicht Abends eine Schüssel mit den besten Speisen, die ihr Wigwam aufzuweisen hat, vor demselben hinstellt, die sie dann Morgens wider abholt. Auch kommen die Frauen in der Absicht, mit den Todten zu plaudern und ihnen Gesellschaft zu leisten. Nicht selten erscheinen sie mit ihrer Arbeit und vorbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit welchem sie unaufhörlich Gespräche führen. —

¹⁾ Ursprünglich scheint es eine religiöse Bedeutung gehabt zu haben und das betreffende Thier als Schutzgeist der Familie verehrt zu sein.

²⁾ Diese letzteren vielleicht die untergeordneten Versallenhäuptlinge der Sachems.

Mord, Ehebruch, Diebstahl u. s. w. selber zu rächen. In Bezug auf das Land, dessen Grenzen fest bestimmt und wohl bekannt waren, sowie auf den Ertrag der Ernte und der Jagd galt gewissermaßen kommunitäres Herkommen. Diebstahl war in alter Zeit sehr selten, galt für höchst schimpflich und wurde wohl mit dem Tode des Diebes geahndet. Auch Lügen wurde als etwas Schändliches angesehen. Durch den Verkehr mit den Weißen, in dem sich die Eingebornen so vielfach hintergangen und betrogen fanden, ist dies freilich ganz anders geworden.

Hiermit kommen wir auf den moralischen Charakter der Indianer, der freilich durch jene Einflüsse so bedeutend verändert ist, daß schon Missionar Hedewelder versicherte, er habe mit dem früheren Charakter keine Aehnlichkeit mehr. Die meisten der älteren Nachrichten lauten sehr günstig. Es wird die Offenheit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit der Indianer gerühmt. „Großsprecheri bei Erzählung der Thaten ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächlichen Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung. Bei manchen Völkern gab es einen „Redlichkeitsbaum“, einen Pfahl, an welchem Gefundenes aufgehängt wurde, um vom Eigenthümer abgeholt zu werden. In der Unterhaltung rühmen die Weiber einander oft ihre Männer, Söhne und sich selbst; von Abwesenden Uebels zu sagen, gilt für sehr häßlich. Sie verleumben nicht. Man spricht überhaupt nicht von dem, der Verachtung verdient, und mischt sich nicht in die Angelegenheiten anderer. Daher ist auch Zant und Streit selten.“¹⁾ Dem steht freilich gegenüber, daß auch in alter Zeit schon „die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguirens bei den Neuengland-Völkern in Blüte stand“ u. z. nicht bloß gegen die Weißen, sondern auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit. Doch scheint dies fast ausschließlich auf das politische Leben Anwendung zu finden und nicht auf den Privatverkehr.

Uebrigens wird sich in diesem Stücke kein allgemein zutreffendes Urtheil abgeben lassen. Wir sahen schon, wie es in Bezug auf die Keuschheit: hier und da so ganz verschieden stand.²⁾ Es wird auch bei den Indianern nicht überall eine gleichmäßige Sittlichkeit geherrscht haben, wie dies ja nicht von irgend einem Volke gesagt werden kann. Sollten aber auch die angeführten günstigen Urtheile irgendwie durch eine etwa romantische Schönfärberei übertrieben sein, so erhellt doch, daß jene „Wilden“ keineswegs so von aller Sittlichkeit fern waren wie man es vielfach von „Heidenmenschen“ voraussetzt.

Freilich ist ihre Sittlichkeit etwas anderes, als was ein Europäer und ein Christ unter diesem Worte versteht. Sie steht beinahe in gar keiner Beziehung zu den religiösen Ueberzeugungen.³⁾ Der Begriff der Sünde fehlt ganz. Von einem heiligen göttlichen Willen wissen sie nicht. Auch der Dieb und der Mörder weiß sich keiner Uebertretung

¹⁾ Wait, Anthropologie III, S. 162.

²⁾ Dies ist freilich der Punkt, in dem die Eingebornen mit den christlichen Einwanderern nicht stimmen wollten, während, es heißt, daß sie im übrigen den Delalog in allen Stücken anzuerkennen bereit waren.

³⁾ Wait, Anthropologie III, S. 106.

eines sol
sie in der
schuldig si
die zu ver
und Veräde
treten. —
oder Heilig
liegt, ihnen
sein, mit
u. s. w.“
vor. Tapp
erste und m
von Schmer
ist oben bere
worden, da
derselben ve
eigenntücht
Grunde, der
kann; ebenf
Weise geübt
der Europä
barkeit und
die eine Gr
Römer Chre
unerbittlich
sönliches Ch
wähnen.

So bel
Mann ersch
genug, welch
Beispielen ge
aber hier wi
besonnene Be
in den Schat
Der Einfluß
aus den Zug
dieselbe zu ge
Vleischgesicht
Verkommenhe
Trunksucht,

¹⁾ Ehebruch
Eigenthum zugeh

²⁾ Das war
nicht im Stande
man sie selbst in
ihrer Anschauung
ten sittliche Maß
ihnen so oft in t

Bezug auf
ren, sowie
kommuni-
galt für
s geahndet.
en Verkehr
untergangen

der In-
daß schon
Charakter
lauten sehr
nd Ehrlich-
wer Kriegs-
atsächlich
ei manchen
dem Gesun-
werden. In
ner, Söhne
hr häßlich.
der Verach-
n anderer.
entüber; daß
und Intri-
t bloß gegen
nicht immer
tische Leben

zutreffendes
ug auf die
wird auch
gehehrt
rden kann.
wie durch
thellt doch
waren wie

Europäer
he in gar
Begriff der
wissen sie
bertretung

eines solchen schuldig. Die einzige Schranke für ihre Thaten sehen sie in der Verantwortung, dieselben durch dieselben verletzten Menschen schuldig sind,¹⁾ oder vielleicht auch für einige Stüde in ihrer Würde, die zu verletzen ihr Stolz nicht erlaubt. Der Begriff des Schlimmen und Verächtlichen scheint bei ihnen vielfach an die Stelle des Bösen zu treten. — Ihre Tugenden haben daher keine Beziehung zur Heiligkeit oder Heiligung. Auch ist das Allmähliche, was in letzterem Ausdruck liegt, ihnen völlig fremd. Es würde dem Stolz des Mannes zuwider sein, mit Paulus zu bekennen: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe u. s. w.“ Der Indianer kommt sich in seinen Tugenden ganz vollkommen vor. Tapferkeit und Freigebigkeit stehen unter denselben oben an. Die erste und was mit derselben verknüpft ist, als Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, Entbehrungsfähigkeit u. s. w., aber auch List und Schlaueheit ist oben bereits angedeutet worden. Die Freigebigkeit ist zwar angezweifelt worden, da die stillschweigende Erwartung eines Gegengeschenkens mit derselben verbunden zu sein pflegt, es liegen jedoch so viele Züge uneigennützigter Wohlthätigkeit vor, daß man dem Indianer aus jenem Grunde, der sich durch die Sitte erklärt, jene Eigenschaft nicht absprechen kann; ebenso wenig die Gastfreundschaft, die oft in der großmüthigsten Weise geübt wird, wie es längst bekannt geworden durch den Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“. Von Treue, Dankbarkeit und aufopfernder Freundschaft finden sich leuchtende Beispiele, die eine Großartigkeit der Gesinnung bekunden, „die dem stolzeften Römer Ehre gemacht haben würde“. Schließlich haben wir noch ein unerbittlich strenges Rechtsgefühl und ein außergewöhnlich starkes persönliches Ehrgefühl als besondere Charakterzüge des Indianers zu erwähnen.

So edel und hochherzig nach diesen Andeutungen jedoch der rothe Mann erscheinen mag, so sind doch wiederum auch die Schatten dunkel genug, welche seine Grausamkeit und Roheit, wie sie an einzelnen Beispielen geschildert wurde, auf seinen Charakter wirft. Wir haben aber hier wie dort den Maßstab anzugeben versucht, nach dem eine besonnene Beurtheilung weder die Lichtseiten zu hoch anschlagen noch in den Schattenseiten eine zu schwarze Finsterniß wird finden wollen. Der Einfluß der Weißen freilich hat die ganze Moral des Indianers aus den Fugen gebracht, ohne ihm die bessere christliche Grundlage für dieselbe zu geben.²⁾ Ueberwunden und unterdrückt von den verachteten Bleichgesichtern, ist er im allgemeinen auf einen Standpunkt sittlicher Verkommenheit herabgesunken, in elende Vettelhaftigkeit, Energielosigkeit, Trunksucht, und in den Sumpf so mancher andrer Schanden und

¹⁾ Gebrauch also ist ihnen nichts Unrechtes, wenn der Mann, dem das Weib als Eigenthum zugehört, dasselbe preisgibt.

²⁾ Das war das Unglück, daß die Weißen, auch wo sie es treu und reblich meinten, nicht im Stande waren, die Indianer von ihrem Standpunkte aus zu verstehen. Hätte man sie selbst überall mit strenger Gewissenhaftigkeit behandelt, sie würden nach ihrer Anschauungsweise immer noch Grund genug gefunden haben, den Bleichgesichtern sittliche Mängel vorzuwerfen. Wieviel mehr mußte dies der Fall sein, da man ihnen so oft in der gewissenlosesten Weise entgegen trat!

en Einwan-
en Detailog

Lasten. Nur dann und wann zuckt ein matter Schein vergangener Größe durch dies Elend, der aber nur wehmüthige Klage wekend bald wieder erlischt.

Was über das intellektuelle Vermögen der Indianer zu sagen ist, möge durch einige Bemerkungen über ihre Sprache eingeleitet werden. Dieselbe ist, wie früher erwähnt, der Eskimosprache ähnlich und bildet wie diese durch Zusammensetzung fast ellenlange Wörter, die selbst den Sinn ganzer Sätze ausdrücken können. Die folgenden Proben¹⁾ mögen zeigen, welch eine Mannigfaltigkeit und Feinheit des Ausdrucks dabei möglich ist.

Nammatscheckodtantamuhngannunonash heißt: „unsre Liebe“, Nuhromantamuhngannunonash „unsere Freundschaften“, und Rummogokdonattat-tamonoaktinaongannunonash „unsere Fragen“. So heißt Nimachiishwebiziwananin „unsere Sünden“, so aber, daß der Angeredete von der Mitschuld freigeschaltet und ausgeschlossen wird, daher diese Form in Gebeten zu gebrauchen ist; dagegen Kimachiishwebiziwananin „unsre Sünden“, mit Einschluß des oder der Angeredeten, daher diese Form in der Rede an die Gemeinde gebraucht werden muß. Um das einfache Zeitwort „lieben“ im Indianischen nach allen Beziehungen hin vollständig durchzuführen, braucht man wenigstens zwanzig gut eingetheilte und ziemlich eng geschriebene Quartetten, und kommen dabei Formen vor, wie Azhiuingtonjiishisagiitizomingihon, „wir hatten uns selbst um deswillen: so geliebt“, im Konjunktiv: Azhiktonjiishisagiitizoiogihon, und im Modus Potentialis: Nindagiwionjiishisagiitizominabon, „wir möchten uns um deswillen so geliebt haben“. Für tshang, gehen, hat man eine andere Form, wenn das Ziel, wohin man geht, ein Mensch, ein Thier, und eine andere, wenn es ein Ort oder eine Sache ist. Nisagiwe heißt ganz allgemein „ich liebe“; ist aber der Gegenstand meiner Liebe ein beseligtes Wesen, so muß ich sagen Nisagia, ist er unbeseelt, Nisagiton. „Ich liebe mich“ heißt Nisagiitiz, „ich liebe dich“ Kisagiin, „ich liebe euch“ Kisagiinim, „ich liebe sie“ Nisagiawag &c. Die Sprache ist für das Leben, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Indianer allerdings unendlich reich, allein so wie man christliche Wahrheiten in ihr ausdrücken will, wird sie eben so arm und dürftig. Des Indianers Sinn ist auf die Erde, auf das Sichtbare gerichtet. Die endlosen Wälder und unübersehbaren Prärien mit ihren Flüssen und Seen sind sein Element. Alles, was da seinem Auge und Ohr begegnet, was er da treibt, weiß er auf die mannigfaltigste Art auszudrücken. Aber etwas anderes, Höheres findet in seiner Seele keinen Raum; das Uebernatürliche, Jenseitige ist für ihn nicht vorhanden. Dafür hat auch seine Sprache keine Zeichen. Für Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß, Erlösung, Vergebung, Gerechtigkeit, Unschuld, Heiligkeit, Treue und Aehnliches sucht man in der Menge seiner Wörter vergebens einen Ausdruck. Und daß es deshalb außerordentlich schwer ist, ihm das Evangelium zu verkündigen, leuchtet gewiß von selber ein. Doch sind die von dieser Seite entgegenstehenden Hindernisse Gott Lob zum Theil bereits überwunden und werden es immer mehr. Aber die eigenthümliche Weise der Indianersprache aber spricht sich der Amerikaner Colton jedenfalls zu günstig aus, wenn er sagt: „Da die Ureinwohner Amerika's für ihr zeitliches Wohlergehen ganz und gar von einander abhängen, und da sie mit einem tief religiösen Gesühle die Leitung ihrer Wege, so wie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse dem großen Geiste im Himmel anvertrauen, — denn sie selbst sind immer sorgenlos, und darum nicht selten in Mangel — so hat diese Empfindung ihrer Ausdrucksweise eine unbeschreibliche Zartheit und Milde aufgeblüht. Ihre Unterhaltung mit einander klingt gleich einer süßen Melodie. Da sie nie in abstrakten Begriffen denken, und ihre Ausdrucksweise nicht in die Vertretung der Schlüsse einschultern, und da ihr Herz immer der wohlwollenden Gesühle bedarf, so ist auch ihre Unterhaltung der lebendigste Ausdruck der Freundlichkeit. Ihre kinder-

¹⁾ Vermuthlich aus der Chippeway-Sprache, in der I. Auflage citirt aus Ev. Luth. Missionsblatt 1852, S. 196 ff.

artigen Er-
eine physisch
Der ganze
der Laut zu
kein Wort u
dianer, wenn
seiner Mutte
bemerten.“²⁾

Jeder
ganz wenig
ganz Amer
angenomme
einstimmen
einander a

Die g
schränkten
ihrer Beob
meist richtig
was ihre
nicht unmit
es nicht na
ein Wunder
große Medie

In sch
Züge angebe
zu hatten,
kennen. Ab
barsten Nebe
gefehrteste Ne
eines Lagerfe
bekannten S
es verlassen
einer Sicherh
ganz unbekant
der Bäume,
legen sie auc
Abweichung
sind sie über
der der Lauf
angegeben ih

Ihr Ge
ein paar Mi
Jahren wieder

²⁾ Ich selbst
ein paar Tage
brochen: Wolat
viel weicher.

³⁾ Waty, K

artigen Ergebenheitsgeföhle haben in dem Ban, sowie im Gebrauch ihrer Sprache eine physische Wirkung hervorgebracht, wie sie sich bei keiner andern Sprache findet. Der ganze Charakter der Indianerstämme ist in ihren wechselseitigen Unterhaltungen der laut zarten Wohlwollens, und erweckt dieses Gefühl im Herzen, wenn man auch kein Wort von ihrer Sprache versteht. Dabei ist besonders auffallend, daß der Indianer, wenn er eine europäische Sprache redet, eine Stimme hat, die von der Stimme seiner Muttersprache durchaus verschieden ist, was sie nicht einmal an sich selbst bemerken.“¹⁾

Jeder Indianerstamm übrigens, und bestände er auch nur aus ganz wenigen Mitgliedern, hat seine eigne Sprache, und so werden in ganz Amerika neben 2000 Mundarten gegen 4 bis 500 Hauptsprachen angenommen, welche freilich in der ganzen Struktur mit einander übereinstimmen, hinsichtlich ihres Wörtermaterials aber sehr bedeutend von einander abweichen.

Die geistigen Fähigkeiten der Indianer sind innerhalb eines beschränkten Gedankenkreises keineswegs gering. „Was in den Umfang ihrer Beobachtung und Ueberlegung wirklich eintritt, wird von ihnen meist richtig, gewandt und selbst scharfsinnig benutzt; vor allem aber, was ihre Fassungskraft übersteigt, oder dessen Zusammenhang ihnen nicht unmittelbar klar ist, steht ihr Verstand rathlos still, sie untersuchen es nicht näher, sondern beruhigen sich mit der Ueberzeugung, daß es ein Wunder und menschlicher Einsicht undurchdringlich ist.“²⁾ „Das ist große Medizin!“ sagen sie, und legen die Hand auf den Mund.

In scharfer Beobachtung sind sie Meister, wie bereits davon einige Züge angedeutet wurden. Dabei kommt ihnen die Schärfe der Sinne zu statten, wie wir sie sonst nur in der Spürkraft mancher Thiere kennen. Aber auch eine Feinheit in der Beurtheilung der unscheinbarsten Nebenumstände ist damit verbunden, die sich ohne die anausageheftete Uebung nicht würde erreichen lassen. Finden sie die Spur eines Lagerfeuers, so können sie genau angeben, von welchem der ihnen bekannten Stämme es herrührt, wie lange es gebrannt hat, und wann es verlassen wurde. Jedes Thier erkennen sie aus der Fährte mit einer Sicherheit, die den europäischen Jäger in Erstaunen setzt. In ganz unbekannten Gegenden orientiren sie sich sofort nach der Rinde der Bäume, und selbst mehrere Tagereisen durch eine baumlose Prärie legen sie auch bei bedecktem Himmel so geschickt zurück, daß sie ohne Abweichung an dem bestimmten Punkte eintreffen. Von ihrem Lande sind sie überall im Stande eine Karte auf den Boden zu zeichnen, in der der Lauf der Flüsse, die Lage der Berge und Seen u. s. w. genau angegeben ist.

Ihr Gedächtniß ist von seltener Stärke. Ein Gesicht, das sie nur ein paar Minuten lang betrachtet haben, erkennen sie noch nach vielen Jahren wieder. Die Reden, die vor langer Zeit bei irgend einer Gele-

¹⁾ Ich selbst kann hinzufügen, daß ich die Sprache der Seneca, bei denen ich ein paar Tage verweilte, rauh fand, mit harten Nasalauten und vielen scharf abgebrochenen Vokalen. Wieder der Choctaw-Sprache, die mir vorgesungen wurden, klangen viel weicher.

²⁾ Waitz, Anthropologie III, S. 222.

genheit vorgekommen sind, vermögen sie wörtlich zu wiederholen, und Verträge pflanzen sich mit großer Treue der Tradition von Geschlecht auf Geschlecht fort.

Ihre geographischen und astronomischen Begriffe stehen auf sehr niedriger Stufe. Das Felsengebirge gilt ihnen als Spitze der Welt. Amerika halten sie für eine viereckige Insel, aus deren Ecken die Winde blasen. Am Monde vermuthen die Dakotas eine Menge kleiner Mäuse, die ihn im Laufe von 14 Tage auffressen, worauf er in gleicher Zeit wieder wachse u. s. w. Einige Sternbilder sind hier und da bekannt und werden zur Orientirung benutzt.

Das Zahlensystem der Indianer scheint sich, wie wir es von den Eskimo angaben, in Pentaden zu bewegen. Die Benennungen der Zahlen sind meist komplizirt. Im Chippeway heißt z. B. elf: *Me das we ashe bashig*. Doch können sie bis weit in die Tausende, ja Millionen zählen. Ihre Zeitrechnung geht nach Monaten, ohne Berücksichtigung des Sonnenjahrs. Die Monate werden nach periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen bezeichnet. Monat der Blätter = Mai, M. der Erdbeeren = Juni, M. der fallenden Blätter = September, M. der Schneeschuhe = November. Damit aber diese Monate immer zutreffen, muß von Zeit zu Zeit ein „verlorener“, namenloser eingeschaltet werden.

Vom Bau des menschlichen Körpers und der Funktion der verschiedenen Organe haben sie mehr Kenntniß, als manche andern Völker. Auch gibt es außer den bald zu erwähnenden Zauberern eigentliche Aerzte, die eine Anzahl von Heilpflanzen mit Erfolg anzuwenden verstehen. Meistens jedoch beschränkt sich ihre Thätigkeit auf chirurgische Fälle. Die Anwendung von Brechmitteln, Aderlassen, Schweißbädern¹⁾ war schon früher bei vielen Indianervölkern üblich.

Eine genaue Fixirung der Sprache durch Schrift war ihnen ursprünglich so fremd, daß sie das Schreiben der Europäer für Zauberei hielten. Doch ersetzen sie die Schrift einigermaßen durch allerlei bedeutungsvolle Figuren, welche sie bisweilen in Steine einhauen, häufiger jedoch an Bäume malen. Um z. B. das Andenken eines berühmten Kriegsmannes zu erhalten, nehmen sie einem Baum auf der einen Seite die Rinde, schaben das Holz hübsch weiß, und malen darauf mit Rothstein den Selben in seiner Waffenrüstung und zu seinen Füßen so viel Menschen ohne Kopf und Arme, als er erlegt hat. Eine solche Malerei kann wohl 50 und mehr Jahre kenntlich bleiben. Ebenso malen indianische Krieger auch wohl selbst ihre Thaten. Wo aber Indianer auf der Jagd gelegen haben, da zeichnen sie an die Bäume, wie viel Mähe sie in der Gegend gewesen sind, wie viel Hirsche, Bären u. s. w. sie geschossen haben. Zuweilen aber kommt eine ziemlich entwickelte Bilderschrift vor, in der ausführliche Berichte verzeichnet werden. Eine kriegerische Unternehmung französischen Militärs wurde folgendermaßen dargestellt: 1. Das französische Wappen mit einer Art darüber, daneben 18 mal das Symbol der Zahl 10: 180 französische Krieger. 2. Ein

¹⁾ Sie wurden in kleinen Glitten, durch Aufgießen von Wasser auf glühende Steine hergestellt.

Berg, von
Mondvier
im ersten
Güthen:
übernacht
Tage u.
rinde gem
Erklärung
Hülfsmittel
den Eing
Bilder als
diese Schr

Zur
benutzt.
einsteigen.
bergleichen
vorzutragen
wählten
Berlen den
einen Anh
war dabei
als die We
jene das
suchung sch

Von ei
Doch fehlt
lebendige
einer bildlic
Dieselbe als
das Schöne
Krieg und
Verpottung
loser Wieder
Auch Liebes
Poesie der
sie zum Th
zur Unterha
hat bergleich
liche desselbe
Züge jener

Betrach
tritt in kein
Beobachter
vereinzelten

¹⁾ Die Nat
verehrt wurde.

Berg, von dem ein Vogel herunterspringt, und ein Hirsch mit dem Mondviertel auf dem Rücken: reisten ab (Vogel) von Montreal (Berg) im ersten Viertel des Hirschmonats (Juli). 3. Ein Kahn mit 21 Hütten: Sie fuhren auf dem Wasser und landeten 21mal, um zu übernachten. 4. Ein Fuß mit 7 Wigwams: dann marschirten sie 7 Tage u. s. w. Solche Malereien wurden auf Felle oder auf Birkenrinde gemalt. Indessen konnte sie nur von Bedeutung sein, wenn die Erklärung dazu gegeben war; so wurde sie mehr ein mnemonisches Hilfsmittel für die Tradition, oder eine Art Geheimschrift, die nur den Eingeweihten verständlich war, und dies um so mehr, als manche Bilder als symbolische Zeichen gebraucht wurden. Namentlich fand diese Schrift für religiöse Lieder ihre Anwendung.

Zur Aufbewahrung von Vorträgen u. s. w. wurde sie jedoch nicht benutzt. Hier mußte die Schärfe des Gedächtnisses für die Richtigkeit einstehen. Zuweilen wurden besondere Personen damit beauftragt, dergleichen wörtlich sich einzuprägen und von Zeit zu Zeit öffentlich vorzutragen. Das einzige Hilfsmittel hierbei waren die schon erwähnten Wampum-Schnüre, die durch die Farbe und Anordnung ihrer Perlen dem Gedächtnisse für die betr. Gedanken und ihre Anordnungen einen Anhalt gaben. Die Treue und Sicherheit ihrer Erinnerung war dabei so groß, daß die Indianer eine solche Sache genauer wußten als die Weißen, die sie schriftlich hatten. In streitigen Fällen, wo jene das Papier dieser Lügen strafen, behielten sie bei genauer Untersuchung schließlich Recht.

Von einer Literatur der Indianer kann hiernach keine Rede sein. Doch fehlt es bei ihnen nicht an Erzeugnissen der Dichtkunst. Ihre lebendige Einbildungskraft, die sie auch im gewöhnlichen Leben oft zu einer bildlichen Ausdrucksweise drängt, führte von selber zur Poesie. Dieselbe aber leidet indessen an „einer gewissen Maßlosigkeit“, die das Schöne beeinträchtigt. Die meisten Lieder beziehen sich auf den Krieg und sind voll prahlerischen Ruhmes der eignen Tapferkeit und Verspottung der Feinde. Oft sind es ganz kurze Strophen, die in endloser Wiederholung von einem Einzelnen oder vom Chor gesungen werden. Auch Liebeslieder und Kinderlieder kommen vor. Die hauptsächlichste Poesie der Indianer aber besteht in ihren Märgen und Mythen, die sie zum Theil mit, zum Theil ohne Beziehung auf die Religion bloß zur Unterhaltung erzählen. Meist sind sie fragmentarisch. Longfellow hat dergleichen in seinem Lied von Hiawatha verarbeitet, das Eintheiliche desselben aber ist das Werk des Dichters, der überhaupt manche Züge jener Mythen unserm Geschmack näher gebracht hat.

Betrachten wir schließlich die Religion des rothen Mannes. Sie tritt in keiner Weise in seinem Leben handgreiflich zu Tage. Viele Beobachter haben gezweifelt, ob er überhaupt eine Religion habe. Mit vereinzelt Ausnahmen¹⁾ finden sich keine Tempel oder Götzenbilder.

¹⁾ Die Natchez hatten heilige Hütten, in denen unausgesetzt ein Feuer brannte, das verehrt wurde.

Man vermißt ausgeprägte Kultusformen, und könnte nach langem Verlehr mit diesen Völkern zu dem Urtheil kommen, das einer der ersten französischen Missionare von ihnen abgegeben hat, welcher schreibt: „Es findet sich sehr wenig Aberglaube unter ihnen. Sie denken nur an das Leben und an die Rache. Sie verehren gar keinen Gott“. Indessen einem aufmerksamen Beobachter werden doch die ziemlich starken Spuren von einem wenn auch sehr rohen Glauben an eine übersinnliche Welt nicht entgehen können. Dahin gehört zunächst das Treiben der Mediziner. Diese Zauberdoctoren finden sich bei allen Indianervölkern und verrichten ihre Künste, um Kranke von den Geistern zu befreien, von deren Eindringen in den Körper die Krankheit herrühren soll. Catlin beschreibt einen solchen in seinem sonderbaren Aufzug. Er hatte das Fell eines gelben Bären so umgehängt, daß der Kopf des Thieres als Maske das Gesicht bedeckte. In der einen seiner Hände, gegen die die Krallen herabhingen, hielt er eine tambourinartige Klapper,¹⁾ in der andern seinen mit vielen Zaubermitteln besetzten Medizinispeer. Auch das ganze Fell war mit solchen Dingen behängt, Schlangenhäute und Vogelbälge, Schnäbel, Krallen und Schildkrötenhäuten, Eidechsen, Frösche²⁾ u. s. w. hammelten ringsumher bunt durcheinander. Indem er mit der Klapper einen furchtbaren Lärm machte, mit schauerlichem Drummen die Stimme des Bären nachahmte und den Speer schwenkte, umkreiste er mit wilden Sprüngen den Patienten, aus dem der böse Geist vertrieben werden sollte. Sonst wird derselbe auch aus dem krankhaften Theile des Körpers herausgesaugt und ausgespien oder der Mediziner macht ein Bild desselben in Gestalt eines bestimmten Thieres und sucht den Geist zu vernichten, indem er das Bild ersticht. Seine Kraft aber geht nicht bloß auf das Heilen. In derselben Weise wird das Bild eines Feindes erstochen, um ihn zu bezaubern. Es soll oft vorkommen, daß der, welchem dies angethan wird, infolge davon in Gemüthskrankheit versinkt und zuletzt wirklich stirbt. Meist ist die Bezauberung mit dem Abfingen irgend einer Formel verbunden. Hat die Zauberkur keinen Erfolg, so erklärt man dies durch den übermächtigen Einfluß höherer Geister, und das Ansehen des Doctors leidet nicht darunter, der auch, falls der Kranke stirbt, dennoch seine Belohnung erhält. Außer diesen Medizinmännern aber gibt es noch andere Personen, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und zu einer geheimen Gesellschaft vereinigt sind. Die bekanntesten dieser Orden, die ihre Mitglieder unter verschiedenen Völkern haben, sind die Meda, Jossakeed und Wabeno. Sie haben ihre besondern Ceremonien und ihre Zauberkünste, die in Geheimschrift aufbewahrt werden. Namentlich die an zweiter Stelle genannten gelten als Wahrsager, die die Geister zu citiren vermögen und von ihnen die Zukunft oder irgend etwas Verborgenes erkunden. Dazu bereiten sie sich durch Fasten und Schwitzbäder vor, und gerathen

¹⁾ Sonst ist auch die aus einem ausgehöhlten Kürbis gefertigte Klapper viel in Gebrauch.

²⁾ Als besonders wirksame Medizin gelten alle Deformitäten aus dem Thierreiche.

zuletzt in
fels erhält
Erhell

dieselben al
und Tänzer
und Spiele
genug, die
spiele, bei de
die Tänze ha
sind nach Th
fenden Thie
tanz, den G
die Geister f
der entspre
um dadurch
tanz gesagt,
Springen, d
der sprechend
der Thiere n
ganzen Thier

In jeder
eine geistige
gegen die Th
behandelt. G
sich gegen sie,
vermeiden ihr
der gemeinsan
Lager eine M
mahnen, sich
daß ihre übr
sollten. Sehr
ehe man es a
zu besänftigen
stellte man al
die man tödt
war man sorg
vor jeglicher
zu stellen, dam
übrigen Thier

¹⁾ So z. B.
mit verschiedenen
Wärfel benutzt n
er all sein Gab
gehen das sehr b
ankommt den B
von Pfeilen zu g
²⁾ G. Fritsch
Der dort gegeben

zuletzt in konvulsivische Zustände, in denen sie die Antwort des Drafels erhalten.

Erheilen schon hieraus die Spuren von Religion, so lassen sich dieselben aber noch in viel ausgedehnterem Maße in den Festlichkeiten und Tänzen erkennen, die oftmals unter der Rubrik von Vergnügungen und Spielen aufgeführt werden. Wohl hat der Indianer solche Spiele genug, die bloß zur Unterhaltung dienen, Kampfspiele oder auch Glücksspiele, bei denen sich oft die ganze Leidenschaft des Spielers zeigt.¹⁾ Doch die Tänze haben durchweg irgend einen religiösen Charakter. Die meisten sind nach Thieren benannt und werden unter Verkleidung mit den betreffenden Thiermasken ausgeführt. So gibt's den Büffeltanz, den Bären-tanz, den Hundetanz u. s. w. Sie haben irgendwie einen Bezug auf die Geister dieser Thiere. So wird z. B., wenn es an Büffeln fehlt, der entsprechende Tanz veranstaltet und Wochen lang täglich wiederholt, um dadurch die Büffel herbei zu locken. Wie schon oben beim Kriegstanz gesagt, besteht auch hier die Bewegung mehr in einem eigenthümlichen Springen, das mit pantomimischen Darstellungen verbunden ist. In der sprechendsten Weise werden dabei die eigenthümlichen Bewegungen der Thiere nachgeahmt und zeigen, wie vertraut der Indianer mit dem ganzen Thierleben ist.

In jedem Thiere aber, ja in jedem lebendigen Wesen erkennt er eine geistige Macht, einen Mánito. Daher das sonderbare Benehmen gegen die Thiere, die der Indianer so zu sagen als seines Gleichen behandelt. Er redet zu ihnen als verstünden sie ihn. Er entschuldigt sich gegen sie, wenn er sie tödten will, und sucht es um jeden Preis zu vermeiden ihre Geister zu beleidigen. — Bei den Huronen mußte, wenn der gemeinsame Fischfang betrieben wurde, jeden Abend einer aus dem Lager eine Rede an die Fische halten, um sie zu versöhnen und zu ermahnen, sich fangen zu lassen, wobei man ihnen die Versicherung gab, daß ihre übrigbleibenden Nester mit größtem Respekt behandelt werden sollten. Sehr gewöhnlich war es, einem Thiere, das man getödtet hatte, ehe man es aß, auf mögliche Weise zu schmeicheln und seinen Geist zu besänftigen und dessen Rache zu verhüten. Ehe man auf die Jagd ging, stellte man allerlei religiöse Uebungen an, um die Geister der Thiere, die man tödten würde, im voraus zu versöhnen. Vor allem aber war man sorgfältig darauf bedacht, die Gebeine der verzehrten Thiere vor jeglicher Profanation zu schützen, besonders sie vor Hunden sicher zu stellen, damit nicht der Zorn des Mánito dieses Thieres und der übrigen Thiere seiner Klasse herausgefordert würde.²⁾

¹⁾ So z. B. das Pflaumenternspiel, bei dem Kerne der wilden Pflaume, die mit verschiedenen eingebrannten oder gravirten Zeichen versehen sind, nach Art der Würfel benutzt werden. Die Leidenschaft des Spielers geht zuweilen so weit, daß er all sein Hab und Gut einsetzt. — Von den übrigen Spielen sei nur im Vorübergehen das sehr beliebte Ballspiel erwähnt, sowie das Pfeilschießen, bei dem es darauf ankommt den Bogen so schnell zu handhaben, daß sich die möglichst größte Zahl von Pfeilen zu gleicher Zeit in der Luft befindet.

²⁾ O. Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern, S. 7. Der dort gegebenen Darstellung ist hier auch im Folgenden manches entlehnt.

Aber nicht bloß die Thierwelt, auch die Pflanzen, Mais, Bohne, und alle Arten der Waldbäume haben ihre Geister, und die ganze Natur ist dem Indianer mit solchen erfüllt. „Im Summen der Insekten, im Knarren der Bäume, im Rollen des Donners hört er ihre Stimme. Sie sind gesetzt über Seen, Flüsse, Berge und Felsen. So gibt es unzählige Lotalgottheiten.“ Man opfert ihnen auch. Ein wenig Tabak wirft man in den See oder legt es im Walde nieder. Es ist schon erwähnt, wie jeder Indianer seinen Schutzgeist hat, der unter harten Uebungen erworben wird, und dessen Zeichen, seine Medizin, er lebenslanglich bei sich trägt. Er vertraut ihm mit blinder Zuversicht.

In diesem Geisterkultus, wie er sich in ähnlicher Weise bei manchen asiatischen Naturvölkern wiederfindet, können wir freilich nur eine sehr niedrige Stufe der Religion erkennen. Es treten jedoch bei den Indianern unter den Gegenständen der Verehrung einige ganz besonders in den Vordergrund, vor allem die Sonne, deren Kultus in einer oder der andern Form fast bei allen Indianervölkern vorkommt. Bekannt ist der Sonnendienst der Mexikaner. Bei den Natchez leiteten die Häuptlinge ihren Ursprung von der Sonne her, sie hießen selbst Sonnen; und jeden Morgen beim Sonnenaufgang begrüßte der Häuptling seinen „älteren Bruder“ mit Heulen und andern Ceremonien und rauchte ihm seinen Morgengruß zu. Der Sonne war geweiht, was man den Tempel nannte, ihr brannte dort das heilige Feuer. Aber auch andere Stämme, wie die Huronen, ließen ihre Häuptlinge von der Sonne abstammen, und die Pawnees, Mandans und Minetarees hatten ähnliche Traditionen. Bei den entferntesten Stämmen in Virginien wie in Kalifornien wurde der Sonne geopfert; in Florida wurden selbst Menschenopfer, erstgeborene Knäblein, ihr dargebracht. Viele Stämme weihen ihr die ersten Flüge aus der Pfeife; andre blicken, wenn sie etwas feierlich bekräftigen, mit großer Ehrfurcht zu ihr empor.¹⁾ Dazu kommt, daß das Bild der Sonne sehr häufig auf den Kleidern, Zelten, Rähnen u. s. w. zu sehen ist.

Der Sonnendienst aber ist, wie es scheint, nur die Form, in der ein bedeutender Zug der Indianerreligion seinen Ausdruck findet, nämlich die bekannte Verehrung des „großen Geistes“²⁾ oder des „Herrn des Lebens“, die allen Indianervölkern eigen ist, wenn sie auch nicht überall gleich deutlich hervortritt. Sie hat jedoch sehr verschiedene Auffassung erfahren. Die einen wollten bei Rousseau'scher Verherrlichung des Naturmenschen darin die reinste Form der Religion erkennen. Andererseits aber meinte man in der Lehre vom großen Geiste die Folgen europäischen Einflusses zu erkennen und leugnete überhaupt ihr Vorhandensein in früherer Zeit. Indessen eine sorgfältige Prüfung der ältesten Quellen thut unwiderleglich dar, daß schon beim frühesten Zusammentreffen der Europäer mit den Eingebornen Nordamerika's sich bei diesen der Glaube an ein höchstes geistiges Wesen, dem auch die Weltschöpfung zugeschrieben wurde, vorfand. Vielleicht aber war

¹⁾ Fritschel S. 5.

²⁾ Gitsche *manito* in der Chippeway-Sprache.

diese Idee europäische

Dazu Lehre vom der Spitze der Mittelpunkt er sich wenig Menschen; diese gibt es Gaben. —

des großen genannte Pf same Heiligt die Fußspur gels ähnlich. Gestalt eines Meer berührt Blitze, sein Neben d

auch ein böse Wasser sucht viel mehr An Uebles zu fü sich vor dem

Wie wenn sich eine zusa zeigen die vers Erzählungen, Sie enthalten nur aus den Unterhaltung darin setzen, da kein religiöser an dem Kurios Daß einzelne theen übergangen der Sündfluth dianer gemustert urprünglichen

Die Vorste fern auch das er als „Kulturhe von dem erzähl Künste gegeben

¹⁾ Watz, a. a. Gebicht, das diesen nicht übersehen wer nur das Wort des Burkhard, Missionar

diese Idee damals noch eine vage und unbestimmte und hat erst durch europäische Einflüsse eine bestimmtere Ausgestaltung gewonnen.

Dazu aber kommt, was Waitz sehr richtig hervorhebt, daß die Lehre vom großen Geiste (auch in ihrer vollen Ausbildung) zwar an der Spitze der Religion des Indianers steht, aber keineswegs in ihrem Mittelpunkte. „Hoch erhaben über die Welt, die er geschaffen, kümmert er sich wenig oder nicht um deren Lauf, noch um das Treiben des Menschen; nur selten richten diese ihre Bitten an ihn, denn auch ohne diese gibt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken sie ihm für seine Gaben. — — Doch erzählen alte Sagen von einem Verlehrs des großen Geistes mit den Menschen, dessen Schauplatz der oft genannte Pfeifensteinbruch von Cöteau des Prairies war, das gemeinsame Heiligthum vieler Algonquin- und Siour-Völker. Dort sind noch die Fußspuren zu sehen, die er zurückgelassen, denen eines großen Vogels ähnlich. Am häufigsten nämlich wird der große Geist unter der Gestalt eines Riesenvogels vorgestellt, der mit seinen Schwingen das Meer berührend die Erde schuf; seine Augen waren Feuer, seine Blicke Blitze, sein Flügelschlag Donner.“¹⁾

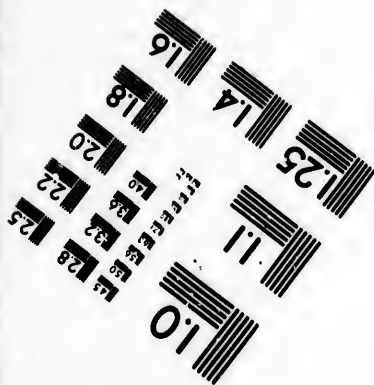
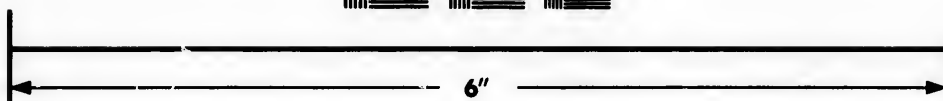
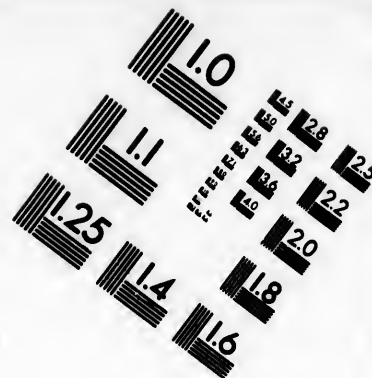
Neben diesem guten Geiste wird meistens in dualistischer Weise auch ein böser gedacht, dessen Aufenthalt man unter der Erde oder im Wasser sucht und in der Gestalt der Schlange. Diesen widmet man viel mehr Aufmerksamkeit als dem guten Geiste, von dem man nichts Uebles zu fürchten hat. Hier gibt man Geschenke und Opfer, um sich vor dem Zorne des Bösen zu sichern und ihn zu beschwichtigen.

Wie wenig aber aus dieser Idee des guten und des bösen Geistes sich eine zusammenhängende religiöse Anschauungsweise gebildet hat, zeigen die verschiedenen bunt durch einander gehenden mythologischen Erzählungen, in denen besonders die Kosmogonie eine Rolle spielt. Sie enthalten die einander widersprechendsten Züge und bestehen vielfach nur aus den Produkten der maßlosen Phantasie der Wabenos, die zur Unterhaltung ihre kindischen Erzählungen erfannen und ihre Ehre darin setzen, das Unglaublichste vorzubringen. Es ist ihnen auch gar kein religiöser Werth beizulegen. Nicht heilige Ehrfurcht, sondern Lust an dem Kuriosen ist es, mit der solche Erzählungen angehört werden. Daß einzelne Züge aus der biblischen Urgeschichte bald in diese Mythen übergingen, darf uns nicht wundern; so wird z. B. vielfach von der Sündfluth erzählt. Wer einigermaßen die Mythologie der Indianer gemustert hat, wird keine Neigung haben darin Reste der ursprünglichen Offenbarung zu sehen, wie dies mehrfach geschehen ist.

Die Vorstellung von dem großen Geiste hat aber bei vielen Völkern auch das Bild einer Menschengestalt gewonnen, und so erscheint er als „Kulturheros, als Lehrer und Wohltäter des Menschengeschlechts“, von dem erzählt wird, wie er den Indianern alle ihre Kenntnisse und Künste gegeben hat. Bei den Irotesen wurde er Giamatha²⁾ genannt.

¹⁾ Waitz, a. a. O. S. 179. ²⁾ Longfellow hat in seinem bereits erwähnten Gedicht, das diesen Namen trägt, die bezüglichlichen Sagen verarbeitet. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß in demselben manche Züge, sowie die Einheit des Ganzen, nur das Werk des Dichters sind.





Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**



Man sollte erwarten, daß irgend etwas über die Beziehungen der oben erwähnten Naturgeister zu dem großen Geiste sich fände. Darüber scheint der Indianer aber nie recht nachgedacht zu haben. Seine ganze Vorstellung von der übersinnlichen Welt ist zerbröckeltes Stückwerk.

Auch die Vorstellung über die menschliche Seele ist in verschiedener Weise ausgebildet, obgleich alle Indianervölker darin übereinkommen, daß sie sie als ein vom Leibe verschiedenes Wesen anerkennen. Vielfach werden mehrere solche angenommen. Die Dacotas denken sich 3. Die eine, gute, geht nach dem Tode in ein warmes Land, die andre, böse, in ein kaltes, die dritte bleibt beim Körper. Im Traume wandert die Seele außerhalb des Körpers umher; und was sie im Traume sieht, muß man ihr verschaffen, damit sie nicht aus Verlangen danach den Körper ganz verlasse. Daher gilt der Traum ganz allgemein als ein Orakel, dem man unbedingt folgt. Ein französischer Missionar schrieb: „Der Traum scheint in der That der einzige Gott dieses Landes zu sein.“

Die Unsterblichkeit der Seele steht allen Stämmen unerschütterlich fest, und die Vorstellungen von dem Jenseits gehen nicht weit auseinander. Es ist ein genaues Abbild des Diesseits, da die Geister aller Kreaturen auch dorthin kommen. Auch das Leben wird dort ganz wie hier fortgesetzt. Darum werden den Todten die nöthigsten Geräthschaften mitgegeben, Bogen, Pfeile, Tomahawt, Pfeife und Tabak, auch die Farben zum Bemalen dürfen nicht fehlen. „Fleisch und Mais wird verbrannt, damit es in die Welt der Geister versetzt werde, und dem Abgeschiedenen auf seiner Reise als Nahrung diene. Am Grabe des Kindes fehlt das Spielzeug, die Klapper, nicht, und die Mutter fällt eine Schale mit Milch aus ihrer Brust, damit das Kind die passende Nahrung nicht vermissen. Für den Krieger und Jäger wird bei den Dacotas, ebenso wie bei den Samanthen ein Pferd getödtet, damit er es bei den jenseitigen Jagden gebrauchen könne. Die Phantasie des Indianers schaut die todtten Helden, wie sie durch die Luft hinreiten.¹⁾ Die Dauer der Reise in das Reich der Geister wird verschiednen angegeben; bei den Irokesen früher auf ein Jahr, und so lange dauerte die Trauerzeit. Die Seelen mancher alten Leute und Kinder, glaubte man, könnten nicht fortkommen und blieben daher in der Nähe ihres irdischen Wohnortes. Kinderseelen sollten auch manchmal in andre Menschen fahren, um gleich hier auf Erden noch weiter zu leben.

Der Eingang in das Paradies wird als mit vielen Hindernissen und Gefahren verbunden beschrieben. Man muß auf einem schlüpfrigen schwankenden Stege einen Fluß überschreiten, an dem drüben ein Hund wartete, um viele zu erschrecken und zu verderben. Wer in den Fluß stürzte, wurde ein Fisch oder eine Schildkröte u. s. w. Eigenthümlich ist die Vorstellung, daß die Abgeschiedenen bei einer Art Zollhütte vorbei müssen, wo ihnen das Gehirn aus dem Kopfe genommen wird. Sollen sie später einmal auf der Erde einen Besuch machen, so muß ihnen dazu erst das wohl aufbewahrte Gehirn wieder eingesetzt werden. Wenn

¹⁾ Fritschel a. a. O. S. 21.

eine Seele
Jagdgrün
Diese
tung einz
die Rede
ursprüngli
der zukünft
ihm eigentl
tapferer K
Feinde und
und kommt
z. B. die F
der Eingam
seitige Best
Die unglück
in einem d
gang erlang
das mannig
diese, soviel
Darum
der Indianer
Bittgebete.
Unternehm
Mitleid mit
Hier bringt
er etwa zu n
— ja er such
freiwilligen
tapfre Mann
es ihm nicht
So geht er
gegen. Das

Ich ver
möglichst und
aber suchen n
finden, weit
nicht bloß die
unaufhaltfam
ist das tiefe L
die Reste der
voll hoher Will

²⁾ Fritschel
³⁾ Außer de
Feuer geworfen,
stimmten Ort g
geopfert, die man

eine Seele alle jene Gefahren übersteht, kommt sie zu den herrlichen Jagdgründen, wo sie glücklich weiter lebt.

Diese Entscheidung von dem Jenseits scheint die Idee einer Vergeltung einzuschließen. Ja es ist wohl von zwei verschiedenen Orten die Rede. Einiges daran mag aus christlichen Einflüssen stammen; ursprünglich ist dem Indianer der Begriff einer sittlichen Vergeltung in der zukünftigen Welt ganz ferne. „Die Frage von Gut und Böses bleibt ihm eigentlich ganz außer Betracht; sondern wer hier ein guter Jäger, ein tapferer Krieger, ein Medicinmann gewesen ist, wer siegreich über seine Feinde und glücklich in jeder Beziehung war, der ist des Paradieses werth und kommt glücklich über den schlüpfrigen Balken, während die andern, wie z. B. die Feigen, rettungslos hinabstürzen. Vom Muth und Glück hängt der Eingang ins indianische Paradies ab. Der Gedanke an eine jenseitige Bestrafung der Uebelthaten wird häufig gradezu desavouirt.“¹⁾ Die unglücklichen Seelen, welche das Paradies nicht erreichen, müssen in einem öden marstigen Lande umherstreifen. Die, welche den Eingang erlangen, leben im vollsten und noch gesteigerten irdischen Glücke, das mannigfach ausgemalt wird; aber vom großen Geiste ist im Paradies, soviel ich sehe, keine Rede mehr.

Darum von den ewigen Lob- und Dankliedern der Seligen weiß der Indianer nichts. Schon hier auf Erden, scheint es, kennt er nur Bittgebete. Mit denen nimmt er es treu und sorgfältig. Bei jeder Unternehmung ruft er den großen Geist an, z. B.: Möge der g. G. Mitleid mit uns haben und mir Glück auf der Jagd verleihen u. s. w. Hier bringt er auch die nöthigen Opfer²⁾ dar, um die Geister, denen er etwa zu nahe kommen möchte, sich geneigt zu machen und zu versöhnen — ja er sucht die Gunst der Geister mit Fasten und den furchtbarsten freiwilligen Martern zu gewinnen. Hier hat er sich als der standhafte tapfere Mann bewiesen und seine Würde nie verleugnet — darum kann es ihm nicht fehlen, daß er den Eingang in das glückliche Jenseits findet. So geht er ohne Wangen in vollkommenster Bereitschaft dem Tode entgegen. Das ist die Religion des rothen Mannes.

Ich versuchte eine Schilderung des Indianers zu geben, wie er möglichst unberührt von fremden Einflüssen uns entgegen tritt. So aber suchen wir ihn jetzt in Wirklichkeit fast vergeblich. Wo wir ihn finden, weit zurückgedrängt, in gelichteten Reihen, da sehen wir, daß nicht bloß die äußere Macht und Größe jener Völker gebrochen ist; die unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen getrieben werden. Schlimmer ist das tiefe Verderben der Demoralisation, das im großen und ganzen die Reste der Indianernation ergriffen hat. Anstatt der muthigen Männer voll hoher Würde finden wir ein heruntergekommenes bettelhaftes Geschlecht

¹⁾ Freischel a. a. D. S. 23.

²⁾ Außer dem schon erwähnten Tabak wird auch Fleisch dargebracht, u. z. ins Feuer geworfen, oder Wampumstränge, Maistolben und dergleichen an einen bestimmten Ort gehängt. Sonst wurden besonders auch Hunde, namentlich weiße, geopfert, die man lebendig an den Weinen aufhing und in Raserei verenden ließ.

in schmierige wollene Decken gekleidet, da sie ihre Gewänder als Leder an die Händler verkauften, um sich eine Zeitlang in dem verderblichen Feuerwasser zu berauschen. Sie und da hat eine halbe Kultur bei ihnen Eingang gefunden, jedoch ohne ihnen Hilfe schaffen zu können. Was nützt das Feuergewehr, das so sicher wie sonst der Bogen gehandhabt wird, wenn weit und breit in der Prärie kein Büffel sich bliden läßt? Immer kleiner werden die zusammenschmelzenden Schaaren. Viele einst mächtige Stämme sind bis auf den letzten Mann verschwunden. Die noch vorhandenen sehen das gleiche Schicksal deutlich vor Augen. Sie haben nicht mehr den Muth, hier auf Erden etwas zu hoffen. Und nur geringe Reste ergreifen die bessere Hoffnung für die Ewigkeit, mit der allein eine Heilung auch der Schäden für diese Zeit beginnen könnte. Darf es uns wundern, daß viele den Segen verwerfen? Er kommt von der Seite, von der einst der Fluch kam und noch immer kommt. Wie aber das Evangelium auch an diesen Völkern seine Kraft bewiesen hat und an einigen Resten derselben noch beweist, mögen die folgenden Blätter darlegen.

3. John Elliot.

Mehr als zwei und ein halbes Jahrzehnt waren verflossen, seitdem die Pilgrimväter ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatten. Von irgend einer ernstlichen Bestrebung, ihre Absicht zu verwirklichen, nach der sie unter den Heiden das wahre Reich Gottes ausbreiten wollten, war noch nichts zu merken.¹⁾ Dagegen war schon ein ganzer Stamm dieser Heiden ausgerottet,²⁾ ohne daß ihm das Heil in Christo nahe gebracht worden war, und laut schallte der Jubel derer, die sich das Volk Gottes nannten, über die grausamen Gelbenthaten, für die man verblendeter Weise Lob- und Dangebete zum Himmel sandte. Diejenigen Häuptlinge, welche man als Helfershelfer brauchte und die sich den Engländern unterwarfen, verpflichtete man zwar auf die heiligen 10 Gebote, im übrigen aber bekümmerte man sich nicht um das Heil ihrer Seelen. Es ist bezeichnend, wie nach einer weit verbreiteten Auffassung die Urbewohner Amerika's als direkte Abkömmlinge des Teufels angesehen wurden. Satan sollte nämlich, als er von Gott verstoßen war, mit einigen Hergen nach diesem Welttheile entflohen sein und also denselben bevölkert haben. Diese Ansicht scheint fast dogmatisches Ansehen erlangt zu haben, und lag also allen Missionsunternehmungen wie ein schwerer Stein im Wege.

Die Eingebornen Neuenglands scheinen allerdings auf einer niedrigeren Stufe als andre Indianervölker gestanden zu haben. Sie

¹⁾ Allerdings hatte ihr bedeutendster Prediger, Roger Williams, die Indianersprache erlernt und versucht, dem Stamme der Narragansets die christliche Lehre beizubringen. Anfänglich von herzlichem Mitleide mit den armen Wilden erfüllt, hatte er sich doch mehr und mehr von ihnen abgewandt als von einem habgierigen, rachgierigen, lügenerischen und betrügerischen Geschlecht, das zwar über die christliche Lehre zu disputiren Lust hatte, aber nicht sie anzunehmen und sich danach zu bessern. Talvi, Geschichte der Kolonisation von Neuengland. S. 415.

²⁾ Vergl. oben Seite 4.

lebten un-
ging es f-
die der f-
aber war-
überrasche-
des weißen
So schiene
zu werden
Denn
Leute zu f-
Elliot, J-
Namen des
sich von d-
Geistig hob
der freilich
eine außerord-
teit, ein he-
unermüdblich
stehende Jü-
heiten, J. E-
die er als d-
den medicin-
daß er mein-
Wenn es na-
werde dann
seltsame und
nicht frei.
durchgeführt
haben würde
gesetzliche Zu-
tiefen ungehe-
des Missions-
doch durch f-
daß man sie
Wohlthätigkeit
er von seiner
nach Hause t-
dem Zahlmei-
einem vergeb-
von dem Jrd-
Kunst, alles
durch ein rei-
sich alles, wa-
sagte er oft: D-
machte, pfligte

¹⁾ 1-2 St-
²⁾ Freischel

lebten unter höchst dürftigen Umständen, selbst bei ihren Häuptlingen ging es sehr ärmlich zu ganz im Gegensatz zu dem Glanz, mit dem sich die der südlichen Stämme umgaben. Schon in den ersten Jahrzehnten aber waren grade die mit den Engländern befreundeten Stämme in überraschender Weise weiter herunter gekommen, und das Feuerwasser des weißen Mannes hatte schon damals seine Verheerungen begonnen. So schienen die Aussichten für die christliche Mission immer ungünstiger zu werden.

Dennoch fand sich ein Mann, der die Bekehrung der armen rothen Leute zu seiner Herzenssache, ja zu seiner Lebensaufgabe machte: John Elliot, Pastor, zu Roxbury,¹⁾ der seiner Zeit mit dem ehrenvollen Namen des Apostels der Indianer bezeichnet wurde. Es ist nicht leicht, sich von diesem ausgezeichneten Manne ein richtiges Bild zu machen. Geistig hohe Begabung, eine eingehende wissenschaftliche Bildung (bei der freilich jene Zeit und Verhältnisse sehr in Rechnung zu ziehen sind), eine außerordentliche Herzensgüte und Freundlichkeit, aufrichtige Frömmigkeit, ein heiliger Eifer für seine Ueberzeugung, eine eiserne Energie und unermüdlige Geduld in der Ausführung derselben, das sind hervorstechende Züge seines Charakters. Doch hatte er manche sonderbare Eigenheiten, z. B. einen ungemeinen Haß gegen lange Haare und Perrücken, die er als die Ursache schwerer göttlicher Strafgerichte betrachtete. Von den medizinischen Fortschritten seiner Zeit hielt er so große Stücke, daß er meinte, das Leben des Menschen würde sehr verlängert werden. Wenn es nach Jes. 65, 20 Kinder von 100 Jahren geben werde, wie werde dann erst das Mannesalter sein!²⁾ Ueberhaupt hatte er manche seltsame und barocke Ideen. „Er war von einem schwärmerischen Zuge nicht frei. Staatsgefährliche revolutionäre Grundsätze, die konsequent durchgeführt zu einer Umstürzung aller bestehenden Verhältnisse geführt haben würden, brachten ihn einmal in peinliche Verlegenheit. Der geistliche Zug, der dem Puritanismus eigen ist, machte sich neben seiner tiefen ungeheuchelten kindlichen Frömmigkeit oftmals auch in der Führung des Missionswerkes recht geltend. Aber es wurden alle Schattenseiten doch durch seine gründliche, herzliche Frömmigkeit so sehr überwogen, daß man sie gerne übersieht. Sein Herz war lauter Liebe. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Schranke. Viele hundert Thaler wendete er von seinem Eigenen den Armen zu. Als er einmal seine Besoldung nach Hause trug und unterwegs angesprochen wurde, gab er das von dem Zahlmeister mit Absicht sehr fest zusammengeknürrte Bündel, nach einem vergeblichen Versuche es zu öffnen, ganz hin. Sein Sinn war von dem Irdischen ganz abgezogen; er verstand in hohem Maße die Kunst, alles Irdische auf Geistliches zu beziehen. Besonders war er durch ein reiches tiefes Gebetsleben ausgezeichnet. Ihm verwandelte sich alles, was er erlebte, in Gebet. Wenn er eine Neuigkeit hörte, sagte er oft: Laßt uns das in Gebet verwandeln. Wenn er einen Besuch machte, pflegte er nicht ohne Gebet Abschied zu nehmen. Ebenso bedeutend

¹⁾ 1—2 Stunden südlich von Boston.

²⁾ Fritzsche a. a. O. S. 37.

war seine völlige Ergebung in Gottes Willen in allen Tagen des Lebens. In seiner Gemeinde ließ er sich vor allem einen heiligen Eifer für die Ehre Gottes anlegen sein und zeichnete sich durch eine ernste Strenge gegen alle Sünde aus. Man hat gesagt, er würde lieber sein Herzblut vergossen als den Kelch des Herrn solchen Personen gereicht haben, die nicht die Merkmale der Jünger Christi an sich trugen. Das hohe Ansehen, das ihm wegen seiner hohen Frömmigkeit zu Theil wurde, zeigt der Ausspruch eines alten Puritaners: „Wir hatten eine Tradition unter uns, daß das Land nicht untergehen könne, so lange Elliot am Leben sei.“¹⁾

Dieser Mann nun, obwohl in seinem Amte, das er fast seit andert-halb Jahrzehnten verwaltete, reichlich mit Arbeit beladen, entschloß sich, den benachbarten Indianern vom Stamme der Massachusetts, deren Elend er vielfach angesehen hatte, das Evangelium zu verkündigen. Von einem alten Indianer, den er als Diener in sein Haus genommen, lernte er in kurzer Zeit²⁾ mit solcher Energie und solchem Erfolg die schwierige Sprache, daß man glaubte, es sei dies nur durch Inspiration möglich gewesen. Am 28. Oktober 1646 machte er mit 3 Freunden seinen ersten Ausflug zu den Indianern an den Fällen des Charles River (3—4 Stunden von Roxbury). Der Häuptling Waubon nahm ihn gastlich auf. Nach kurzer Rast trat er vor die versammelten Eingebornen, die sich infolge vorausgegangener Einladung zahlreich eingefunden hatten. Seinem vollen Herzen mußte er erst durch ein Gebet in englischer Sprache Lust machen. Dann las er Jesaj. 37, 9, 10 und eine fünfviertelstundenlange Predigt in indianischer Sprache. Darauf legte er den Zuhörern allerlei Fragen vor und wurde ihrer-seits mit manchen Fragen angegangen, die freilich mehr Neugierde als Heißbegierde bekundeten, zum Theil auch einen kritischen Geist zeigten. Z. B. Woher kommt es, daß das Meerwasser salzig und daß Flußwasser süß ist? Woher kommt es, daß das Meer nicht das Land überschwemmt, wenn es größer ist als dieses? Was hilft es den Kindern böser Eltern gut zu sein, und was kann ihnen Christus noch nützen wollen, da ja der Herr die Sünden der Eltern an den Kindern heimsuchen will? Warum tödtet denn Gott nicht, wenn er doch allmächtig ist, den Teufel, damit dieser die Menschen nicht verderbe? Nachdem mit möglichster Geduld alle solche Fragen beantwortet waren, theilte Elliot unter die Jugend Nessel, Spielsachen, Stückchen Kuchen, unter die Erwachsenen Tabak und andre Kleinigkeiten aus, und lehrte erfreut über diesen Anfang heim. Dreimal wiederholte er diesen Besuch und jedesmal freuten sich die Indianer ihn wieder zu sehen.

Bald war bei ihnen eine tiefere Regung und Empfänglichkeit zu spüren. Während der Predigt, heißt es, hoben viele Augen und Hände empor und weinten bitterlich. Ja es zeigte sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Heile und ein bereitwilliges Entgegenkommen, so daß Elliot sagen konnte, wenn wir es bei der Zuassung zur Taufe machen wollten wie die Römischen, so könnten wir bald Hunderte und Tausende ge-

¹⁾ Nach Fritschel a. a. O. S. 37 ff.

²⁾ Nicht wie die erste Auflage sagt 14 Jahre lang.

sammel
zu Elli
stieße
diese
River
genann
seinen
die her
sich s
Sabbat
kaum,
wider
Morgen
wurde
werden
licher
Stufe,
Entschie
zu gestal
Mit
da sie
nach kom
sein, wo
Verfassun
den Gott
das bürg
zurückzuh
So
Eingeborn
nach engl
mit Spat
sorgte er
Frauen le
sich mit d
siedlungen

³⁾ Als
soll er 5
unverheirat
sollen ihm
werden, da
bindet, soll
6 Pfennige;
der seine Vä
cord gesamm
20 Schilling
Spirituosen.
Schilling u.
erhalten. P
Engländer

sammelt haben. Sie lernten auch mit vielem Eifer, und alle, die sich zu Elliot hielten, wußten bald den Katechismus, den er übersezt hatte, fließend auswendig. Trotz der Bestrebungen der Zauberer (Pompows), diese Bewegung zu hindern zogen immer mehr Indianer an den Charles River nach Nonantum, d. h. unsre Freude (so wurde der Ort genannt), um dort Elliot zu treffen, und richteten sich gern und willig nach seinen Vorschriften. Die heidnischen Sitten wurden abgestellt; selbst die herkömmliche Kleidung mußte der englischen weichen, die manche sich schenken ließen, andre sich mit ihrer Hände Arbeit verdienten. Der Sabbath wurde mit peinlicher Sorgfalt beobachtet, man traute sich z. B. kaum, an demselben etwas Holz zu spalten, um das erlöschene Feuer wider anzuzünden. In allen Wigwams wurde das tägliche Gebet Morgens und Abends und vor und nach dem Essen geübt. Ja es wurde sogar ein Gesetz entworfen, nach dem das Leben genau geregelt werden sollte. Dasselbe zeigt freilich in seinem bunten Gemisch kleiner Bestimmungen mit wichtigen moralischen Vorschriften die niedere Stufe, auf der diese Gesetzgeber bei allem Guten standen, aber auch die Entschiedenheit, mit der sie ihr ganzes Leben dem der Engländer ähnlich zu gestalten bereit waren.¹⁾

Mit Erstaunen sah Elliot diese Erfolge seiner Arbeit, um so mehr da sie seinen Wünschen so ganz entgegenkamen. Seiner Ueberzeugung nach konnte nämlich die Predigt des Evangeliums nur da von Nutzen sein, wo das Volk auch Civilisation und eine geordnete bürgerliche Verfassung erhielt. Er wollte mit den Indianern denselben Weg gehen, den Gott mit dem Volke Israel gegangen sei. Dem habe er auch erst das bürgerliche Gesetz gegeben, um die Juden dadurch zu zähmen, zurückzuhalten, zu erziehen und zu demüthigen.

So gingen denn seine Bestrebungen vor allen Dingen dahin, die Eingebornen, welche sich an ihn angeschlossen, an ein geordnetes Leben nach englischem Muster zu gewöhnen. Er lehrte sie die Acker einhägen, mit Spate und Hacke zu bearbeiten u. s. w. Mit Hülfe seiner Freunde sorgte er dafür ihnen die nöthigen Werkzeuge zu verschaffen. Die Frauen lernten Spinnen, Körbe flechten, Beisen binden oder beschäftigten sich mit dem Einsammeln von Beeren, die sie nach den englischen Anordnungen zum Verkauf brachten. Auch fanden sich Männer bereit, bei

¹⁾ Als Probe diene Folgendes: Wenn jemand eine Woche oder 14 Tage saul ist, soll er 5 Schilling zahlen; wenn ein unverheiratheter Mann bei einem jungen unverheiratheten Weibe liegt, 20 Schilling. Wenn ein Indianer sein Weib schlägt, sollen ihm die Hände auf den Rücken gebunden und er zum Friedensrichter geführt werden, damit man ihn streng bestraft. Wenn eine Frau ihre Haare nicht aufbindet, soll sie 5 Schilling zahlen; wenn eine mit nackten Brüsten geht, 2 Schilling 6 Pennige; alle Männer, die ihre Haare lang tragen, 5 Schilling. Ebensoviele jeder, der seine Nase zwischen den Zähnen würgt. — Ähnlich sind die Gesetze der zu Concord gesammelten Indianer. Darin heißt es: Wer einen Pompow zum Kranken ruft, 20 Schilling und der Pompow ebensoviele. Desgleichen Mißbrauch von Wein und Spirituosen. Jagen soll das erstemal mit 5 Schilling, das zweitemal mit 10 Schilling u. s. w. bestraft werden. Wer stiehlt, soll das Gestohlene vierfältig wieder erstatten. Für jede Laus (vergl. oben) einen Penny. Kein Indianer soll in eines Engländer's Haus kommen ohne anzuklopfen u. s. w. (Fritschel, S. 41).

den Engländern in der Ernte zu arbeiten. Dabei setzte Elliot seine regelmässigen Besuche treulich fort (zweimal monatlich) und festelte seine Indianer, die als betende (Praying Indians) bekannt waren, immer mehr an sich. Auch hatte er für die Jugend Schulunterricht begonnen. — Angeregt von Nonanetum hatte sich übrigens an einem Orte Concord, einige Stunden nordwestlich von da, eine ähnliche Indianergemeinschaft gesammelt, die Elliot gleichfalls regelmäßig besuchte.

Seine Absichten aber gingen weiter; er suchte die gewonnene Schaar in eine besondere Kolonie zu sammeln, um sie den schlechten Einflüssen sowohl der Weißen als ihrer dem Christenthum feindlichen Landsleute zu entziehen. Die Regierung ging auf diesen Plan ein. Nach Untersuchung der Sache durch ein Comité wurde im Jahre 1650 am Charles River, 18 engl. Meilen von Boston, ein ausreichender Landstrich für die neue Kolonie angewiesen, die den Namen Natick¹⁾ erhielt. Der Stamm der in jener Gegend wohnenden Sowocogen (wahrscheinlich ein Theil der Massachusetts) hatte Elliot dringend eingeladen, auch zu ihnen mit dem Worte Gottes zu kommen. Unter Führung des Häuptlings waren sie nun bald fleißig mit der Erbauung des neuen Dorfes beschäftigt. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich die einfachen Blockhäuser, nachdem der Urwald gelichtet. Eine 80 Fuß lange Brücke verband die beiden Theile der Ansiedlung, die durch eine kleine auf einem nahen Hügel mit Pallisaden errichtete Festung gegen Ueberfälle gesichert wurde. Daneben erhob sich das Versammlungshaus, zugleich Schule und Waarenlager, in dem ein unansehnliches Dachstübchen für Elliot selber eingerichtet war.

Die Indianermission hatte inzwischen doch schon vielfach Aufmerksamkeit erregt. Die Regierung wurde durch dieselbe veranlaßt auf weitere Maßregeln für die Eingebornen zu denken. Es war der Plan, besondere Gerichtshöfe unter denselben einzurichten, um auf diese Weise bei ihnen geordnete Zustände herbeizuführen. Dieser Plan wurde jedoch, wie es scheint, erst in späterer Zeit ausgeführt. — Aber auch in dem fernern Mutterlande hatten die Nachrichten von Elliots Wirksamkeit allmählich Aufsehen gemacht und nicht nur anfängliche Vorurtheile gegen eine Indianermission beseitigt, sondern sogar unerwartetes Interesse für dieselbe erweckt. Man brachte die Belehrung der Indianer nämlich in Verbindung mit apokalyptischen Berechnungen, nach denen das Ende der Welt nahe sein sollte. Man glaubte „den Anbruch des schönen Tages zu sehen, da Ost und West das Lied des Lammes singen werden. Dazu kam die in theologischen Kreisen sehr bestimmt auftretende Ansicht, daß die Indianer die verlorenen 10 Stämme Israels seien, die sich auf manche Aehnlichkeiten gründete, die man zwischen Indianern und Juden gefunden hatte.“²⁾ Hiernach sah man die Belehrung des ungläubigen

¹⁾ Meine Quellen widersprechen einander. Nach einigen waren schon Nonanetum und Concord geordnete Indianerdörfer; nach den andern war Natick das erste, das in dieser Weise angelegt wurde. Der Name wird sonst auch Naticke geschrieben.

²⁾ Elliot selber war auch für die israelitische Abstammung der Rothhäute sehr eingenommen. Er freute sich, daß man bei den südlichen Völkern die Beschreibung entdeckte; doch dachte er weniger an die 10 Stämme, sondern an direkte Abstammung vom Sems, den er mit Melchisedek identifizierte.

Volles J
der nahe
denn Eli
Unterstüt
gebildet,
gating od
und die f
Bestige be
Weise für
rern und
zu Camb
sellschaft
b
bianerspra
Boston gr
Anfänglich
aber auch
das Werk
Hindernisse
sich weit u
Pompoms
linge (Sach
den Engländer
uns erst sel
wollen wir
gegen Anle
Desters klag
mehr den f
Elliot erma
Diese selbst
„Was
Gott und d
als wir; un
noch mehr
Wäldern un
haben viele
was ihr du
auch zu Go
immer meh
unter den g
kräftiger un

¹⁾ Die U
in einzelnen C

²⁾ Kein C
Regen zu stark
wanderte er c
Erde oder der
Ueber steile B
Wegen, die selb

Eliot seine
und fesselte
unt waren,
gultunterricht
as an einem
se Indianer-
suchte.

neene Schaar
en Einflüssen
Landleute
Untersuchung
Charles River,
für die neue
Stamm der
en Theil der
en mit dem
waren sie nun
Zu beiden
nachdem der
beiden Theile
sel mit Walli-
e. Daneben
Baarenlager,
gerichtet war.
ach Aufmert-
ranlaßt auf
ar der Plan,
diese Weise bei
de jedoch, wie
dem fernen
eit allmählich
gegen eine
nteress für
ner nämlich
en das Ende
hönen Tages
werden. Dazu
Ansicht, daß
die sich auf
und Juden
ungläubigen

Volles Israel in der Indianermiffion herannahen und damit ein Zeichen der nahen Wiederkunft Christi. Unter dieser Anschauungsweise fand denn Eliots Arbeit weit und breit, in Amerika wie im Mutterlande Unterstützung. Schon 1649 war in London eine Missionsgesellschaft gebildet, die unter dem Namen Society for (Promoting and) Propagating of the Gospel in Neu-England Korporationsrechte erlangte, und die sich durch den Zusammenfluß reichlicher Geldmittel bald im Besitze bedeutenden Vermögens sah. Die Gelder wurden in verschiedener Weise für die Indianer verwendet, besonders zur Ausbildung von Lehrern und Predigern aus ihrer Mitte, zu welchem Zwecke dem College zu Cambridge ein besonderes Haus errichtet wurde. Auch ließ die Gesellschaft die Bibel,¹⁾ den Katechismus und andre Bücher in der Indianersprache drucken, zu welchem Behufe sie eine eigene Druckerei in Boston gründete, und bestritt die weiteren Ausgaben für die Mission. Anfänglich hatte Eliot alle Kosten aus eignen Mitteln getragen, darum aber auch nur in beschränkterem Maße wirken können. Jetzt konnte das Werk in weiteren Kreisen getrieben werden, denn trotz vieler Hindernisse und großer Feindschaft gegen das Christenthum regte es sich weit und breit unter den Indianern. Außer dem Widerstande der Pompons oder Hauberer zeigten sich mehr und mehr auch die Häuptlinge (Sachems und Sagamores) feindselig. Einer von ihnen sagte zu den Engländern: Weshalb sollen wir eure Religion annehmen? Laßt uns erst sehen, daß eure Religion euch besser macht als wir sind, dann wollen wir sie versuchen. Ein andrer protestirte auf das nachdrücklichste gegen Anlegung einer Indianercolonie im Bereiche seines Stammes. Desters klagten die Häuptlinge, daß die betenden Indianer ihnen nicht mehr den schuldigen Tribut entrichteten, so daß englische Beamte den Eliot ermahnten, denselben diese ihre fortdauernde Pflicht einzuschärfen. Diese selbst aber wurden vielfach von ihren Landleuten angefochten.

„Was habt ihr denn“, sprachen sie wohl, „durch euer Beten zu Gott und durch euren Glauben an ihn gewonnen? Ihr seid so arm als wir; unser Welschthorn ist so gut als das eure, und wir haben noch mehr Freude als ihr. Wir jagen und schweifen weit in den Wäldern und an den Seen, ihr sperrt euch in diese Mauern ein. Wir haben viele Weiber, ihr nur eine Frau. Wenn ihr uns zeigen könnt, was ihr durch euer Beten und Glauben voraus habt, so wollen wir auch zu Gott beten und ihm dienen“. Trotzdem wurden Eliots Besuche immer mehr, auch an andern Orten gewünscht. Unermüdblich reiste er unter den größten Mühseligkeiten im Lande umher, wobei ihm sein kräftiger und an Entbehrungen gewöhnter Körper zu statten kam.²⁾

¹⁾ Die Uebersetzung, die Eliot bald nach dem Anfange seiner Missionsarbeit in einzelnen Stücken begonnen hatte, vollendete er nach vieler Mühe 1663.

²⁾ Kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu stark, ihn von seinem heiligen Werke abzuhalten. Tage, ja Wochen lang wanderte er oft in durchnässten Kleidern umher, und manche Nacht war die feuchte Erde oder der kalte Felsen sein Bett, der dicke Wipfel eines Baumes sein Obdach. Ueber steile Berge und durch reißende Ströme, durch pfablose Wildnisse und auf Wegen, die selbst den abgehärteten Indianern mühsam und beschwerlich vorkamen,

Manche erfreuliche Erfahrung war ihm dabei ein süßer Lohn. Er rühmt das willige Aufmerken auf das Wort, die Bewegung und Betrübnis mehrerer über ihre Sünden; die Besonnenheit, mit welcher manche geistliche Fragen vorbrachten, und die Geneigtheit das aufzufassen und zu glauben, was ihnen erwidert wurde, die Fertigkeit, mit der manche der armen halb nackten Kinder die Katechismusfragen beantworteten u. s. w. Von einem Orte rühmte er: „Sie haben alle ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben die teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie meinen, daß diese in gänzlichem Widerspruch mit der Anbetung Gottes stehen. Ja einige ihrer Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, dasselbe nie wieder auszuüben. Sie beten beständig in ihren Wohnungen zu Gott früh und spät. Auch wenn sie sich zu Tische setzen, rufen sie Gott an und danken ihm, wie sie es bei den Engländern sehen. Wenn sie zu einem Engländer kommen, so wünschen sie belehrt zu werden, und wenn man ihnen zu essen gibt, so beten sie und danken Gott, und gewöhnlich bezeugen sie ihre große Freude darüber, daß sie unterwiesen werden, Gott zu erkennen, und zeigen eine große Anhänglichkeit an die, welche sie belehrt haben. Sie sind besorgt, ihre Kinder zu unterrichten und streng gegen die Entheiligung des Sabbaths durch Fischen, Jagen und andere Arbeiten.“

Aus einem Briefe Elliots möge folgendes Beispiel hier eine Stelle finden. Er schreibt:

„Das Wort, den armen Indianern das Evangelium zu predigen, hat seinen Fortgang, und nicht ohne Erfolg. Der Herr allein ist's, der zu den Herzen der Menschen sprechen kann, und er hat dies so kräftig gethan, daß gewiß, wie ich glaube, eine von den Seelen wahrhaft belehrt worden und zum Herrn eingegangen ist. Ein Weib von gereistem Alter war die erste, welche, seitdem ich ihnen den Weg des Heils gezeigt habe, gestorben ist. Ihr Wandel war ohne Tadel, nachdem sie sich dem göttlichen Worte unterworfen hatte. Sie starb an einer Krankheit, von der sie im Wochenbett befallen war. Ich besuchte sie zu verschiedenen Zeiten, betete mit ihr und befragte sie über ihren geistlichen Zustand. Sie sagte mir, daß sie immerfort Gott geliebt habe, obgleich er sie habe erkranken lassen, und war entschlossen, zu ihm zu beten, so lange sie lebte. Sie versicherte mir auch, daß sie glaube, Gott werde ihr alle ihre Sünden vergeben und habe Wohlgefallen an ihr, weil sie glaube, daß Jesus für sie gestorben sei. Sie sei bereit zu sterben, und hoffe, daß sie in den Himmel kommen und dort bei Gott und Christo selig sein werde. Unaufgefordert rief sie ihre Kinder herbei und sagte zu ihnen: Ich werde nun sterben, und wenn ich gestorben bin, werden eure Großeltern und Oheime zu euch schicken und euch auffordern lassen, zu ihnen zu kommen, um bei ihnen zu leben, und werden euch große Dinge versprechen und euch vorstellen, welch ein angenehmes Leben bei ihnen ist, da sie doch Gott nicht anrufen, den Sabbath nicht halten und jede Art von Sünde begehen; aber ich fordere euch auf, eure ganze Lebenszeit hier zu bleiben. — Bald nachher starb sie.“

ging er den Seelen des rothen Volkes nach. „Ich bin nun“, schreibt er einmal an einen Freund, „von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht, nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wider an mit ihnen. Aber Gott steht bei mir und hilft mir. Ich jaugehe selbst, wenn viele ermüdende Tage und Nächte über mein Haupt dahingeroht sind, in Gefahren unter den Feinden, in Gefahren in der Wildniß. Oft, wenn ich Hülfse durchwatete, brach die Flut plötzlich herein, aber dann gedachte ich der stillen Versprechungen und stützte mich darauf: So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein. Ich rief mir zu: Reide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! und das Wort gibt Kraft, alles zu ertragen.“

Hier
Gemein
waren,
„the C
gierung
der in
gingen
Grundla
Es war
alttestam
seiner
durchfüh
religiös-
er von
regiert
keinen a
sein; der
wird sie
über 100
derselben
geschah.

(Covenan
unstre Ri
unsern
Die Weis
leiten un
dein Vol
siehe.“

Dies
denn Elli
gend dan
civilisirt
wohnen
vergingen
1652 fand
der Kate
nannten
nächsten
die Tauf
einige üb
Denkart
Verlangen

1) Wo
als außerw
zu erschütter
Wörter nich

er Lohn. Er
Bewegung und
it, mit welcher
eit das aufzu-
fertigkeit, mit
chismusfragen
Sie haben alle
hen Gebräuche
iderspruch mit
r haben selbst
wieder auszu-
Gott früh und
an und danken
nem Engländer
man ihnen zu
h bezeugen sie
ott zu erkennen,
belehrt haben.
gegen die Ent-
e Arbeiten.“ —
hier eine Stelle

igen, hat seinen
den Herzen der
iß, wie ich glaube,
gegangen ist. Ein
en Weg des Heils
dem sie sich dem
heit, von der sie
zeiten, betete mit
daß sie immerfort
ntschlossen, zu ihm
aube, Gott werde
l sie glaube, daß
sie in den Himmel
gefordert rief sie
vonn ich gestorben
auffordern lassen,
Dinge vorsehen
doch Gott nicht
aber ich fordere
sie.“

bt er einmal an
troden geworden,
zur Ruhe legen
enig aus, dann
Ich jandye selbst,
t sind, in Gefah-
lüsse durchwatete,
en Verheißungen
dir sein. Ich rief
Wort gibt Kraft,

Ein besonders erwünschtes Feld fand Elliot in der Kolonie Natick. Hier hatte er Gelegenheit, sein Ideal betreffs eines religiös-politischen Gemeinwesens zu verwirklichen. Seine Grundsätze in dieser Beziehung waren, wie schon erwähnt, etwas extrem. Er hatt ein Buch geschrieben, „the Christian Commonwealth“, das als staatsgefährlich von der Regierung unterdrückt wurde; auch mußte er einen Widerruf erlassen, der in den Städten öffentlich angeschlagen wurde. — Seine Pläne gingen auf eine vollständige Theokratie, bei der das Gesetz Moses die Grundlage aller staatlichen Gesetzgebung und Verfassung bilden sollte. Es war dies die äußerste Konsequenz des Puritanismus in seiner alttestamentlichen Richtung. In der ganzen Welt freilich, wie dies nach seiner Theorie geschehen sollte, ließ sich solche Theokratie so bald nicht durchführen;¹⁾ um so mehr wollte Elliot dort unter den Indianern seine religiös-politischen Ideen praktisch ins Werk setzen. „Sie sollen“, sagt er von den Indianern in Natick, „ganz und gar durch die Schrift regiert werden, in allen Dingen, beide in Kirche und Staat; sie sollen keinen andern Gesetzgeber haben, der Herr selber soll ihr Gesetzgeber sein; der Herr soll ihr Richter, der Herr soll ihr König sein, und er wird sie erretten.“ Dazu wurden denn zuerst nach Exod. 18 Aufseher über 100 u. s. w. gewählt, dann aber die kirchliche Gemeinschaft in derselben Weise gegründet, wie dies auch sonst bei den Puritanern geschah. Die Gemeinde schloß nämlich mit Gott ein spezielles Bündniß (Covenant.) „Wir ergeben durch Hülfe der Gnade Christi uns und unsre Kinder Gotte, daß wir sein Volk seien. Er soll uns in allen unsern Werken und Sachen in dieser Welt regieren. — — — Die Weisheit, welche Gott uns in seinem Buche gelehrt hat, soll uns leiten und führen auf dem Wege. Herr nimm uns hin, daß wir dein Volk sind; und laß uns dich nehmen, so daß du unser Gott seiest.“

Diese Gemeinde bestand übrigens aus ungetauften Indianern, wie denn Elliot bisher noch keinen Heiden getauft hatte, obgleich manche dringend danach verlangten. Er hielt jedoch dafür, daß sie erst müßten civilisirt sein und eine geordnete Gemeinschaft bilden, in der der Herr wohnen könnte. Aber auch nachdem eine solche in Natick gegründet war, vergingen noch mehrere Jahre, bis die erste Taufe vollzogen wurde. 1652 fand zunächst einem vorausgegangenen Wet- und Fasttage die Prüfung der Katechumenen statt. Natutomuhtenikusak, d. h. unsere Fragen, nannten die Indianer diesen wichtigen Tag, zu dem alle Geistlichen der nächsten Ansiedlungen eingeladen waren. Unter den Bekenntnissen, welche die Taufkandidaten von ihrem Herzenszustande ablegten, fanden sich einige überraschende Beispiele, welche eine vollständige Umwandlung der Denkart bekundeten und eine tiefe Erkenntniß der Sünde und herzliches Verlangen nach dem Heile in Christo zeigten. Es ist schwer zu begreifen,

¹⁾ Wohl hegte Elliot ganz besondere Hoffnungen von Oliver Cromwell, den er als auserwähltes Werkzeug Gottes betrachtete, um die bisher bestehenden Verhältnisse zu erschüttern, damit für jene theokratische Ordnung Platz gemacht würde, ohne die die Völker nicht zur Ruhe kommen könnten.

wie man diesen Leuten „das Wasser wehren konnte“. Dennoch entschloß sich Elliot in übertriebener Vorsicht, in der er durch seine Amtsbrüder wie es scheint nur bestärkt wurde, noch nicht die Taufe zu vollziehen. Die „Bekenntnisse“ wurden zunächst niedergeschrieben und nach England geschickt; und selbst nach der zweiten, 2 Jahre später gehaltenen Prüfung wurde der Tauftermin abermals hinausgeschoben. Erst im Jahre 1660 wurde in Natick die erste vollständig indianische, christliche Gemeinde organisiert und zehn Jahre später gab es dort 40—50 Kommunikanten, die in die volle kirchliche Gemeinschaft aufgenommen waren, während eine bei weitem größere Anzahl von Indianern außer ihnen im Dorfe lebten, welche in den Covenant eingetreten waren.

Inzwischen aber hatten sich immer mehr Schaaeren von betenden Indianern gesammelt. Elliot vermochte nicht allein die Arbeit zu bewältigen. Mit frohen Hoffnungen hatte er auf die Jünglinge geblickt, die in der erwähnten Anstalt zu Cambridge zu Predigern herangebildet wurden. Sie waren fleißig, lernten englisch, lateinisch und griechisch, ja einige hatten es schon bis zum Baccalaureus gebracht. Doch der ganze Plan schlug zuletzt fehl. Die später so oft gemachte Erfahrung, daß Indianer, die unter den Weißen leben, bald leidend werden und an der Schwindsucht hinfiechen, zeigte sich schon damals. Auf sehr verschiedene Weise suchte man dies Zeichen zu deuten, in dem man bald Gottes, bald des Satans Finger sah. Auch fehlten nicht anderweitige Enttäuschungen, da manche Jünglinge entmuthigt die Anstalt verließen oder sich einem andern, bürgerlichen Beruf zuwandten. So mußte denn der Plan geändert werden, das Haus zu Cambridge wurde zur Druckerei eingerichtet, dagegen suchte Elliot durch weitere Ausbildung seiner indianischen Schullehrer, deren er bereits eine beträchtliche Zahl angestellt hatte, einige Prediger zu gewinnen. Zu diesem Zwecke versammelte er sie alle 14 Tage einmal und ertheilte ihnen Unterricht und praktische Anleitung zum Predigen.

Doch hatte Elliot schon damals verschiedene Mitarbeiter. Einige bekehrte Häuptlinge verkündigten unter ihren Leuten, so gut es ging, das Evangelium. Durch sein Beispiel aber waren auch einige Europäer zu eifriger freiwilliger Missionsarbeit angeregt worden. Pierson und Fitch predigten in Connecticut, Blind man unter den versprengten Ueberresten der Pequots, Bourne und Leverich zu Sandwich in der Plymouth-Kolonie, ebendasselbst Sam. Treat. Am gesegnetsten aber waren die Arbeiten Mayhew's auf der Insel „Martha-Weinberg“, von denen gleich ausführlicher die Rede sein wird. In der Kolonie Massachusetts waren bis zum Jahre 1671 außer Natick 6 ähnlich eingerichtete Dörfer entstanden, und in den nächstfolgenden Jahren kamen noch 7 andere hinzu. In diesen 14 Dörfern standen 1100, in ganz Neuengland aber 3600 Seelen unter Leitung der Missionare.

„Alle christliche Indianerdörfer hatten die gleiche Einrichtung.¹⁾ Ein jedes Dorf bekam einen gewissen Strich Landes als Besitzthum

¹⁾ Die folgende Darstellung ist größtentheils wörtlich von Freischel entnommen (a. a. O. S. 55), dem ich auch im Vorigen vielfach gefolgt bin.

(je 6—800
oder Nicht
waren sam
nannt, mit
treten. D
Gesetze, dur
werden, thei
den gehörig
Treiben der
Trunkenheit
an alle mög
pflanzten D
schlugen Hol
allen Dörfer
Die Schulle
den Gemein
wurden. A
alttestamentl
resp. Drefche
Dörfer als
bestimmten
daher eine U
Gepräge. A
singt die Ge
eine Stelle d
aus, entwickel
beschließt ein
Auch Katechis
kamen sie jed
ganze Sabbat
andern Festta
vollen Kirche
Sie hatten R
strengsten pur
Auch eine Ar
Elliot mit G
Rundreise, un
Ordnung zu l
So viele
Gemeinden au
Zustand berse
schreibt: „Es
kann, es als
Gott und sei
achtet. Zu f
ihre Hände u

¹⁾ 1 Acre etw

(je 6—800 Acres¹⁾) zugewiesen und hatte seine Beamten, seine Regierenden oder Richter, seine Constabler und seinen „Marshall“. Diese Beamte waren sämmtlich Indianer. Ein Engländer (Gookin) wurde dazu ernannt, mit denselben zu einer Art höheren Gerichtshof zusammen zu treten. Die Generalregierung von Massachusetts erließ eine Anzahl Gesetze, durch welche theils die Indianer gegen die Weißen geschützt werden, theils die von den niederen Behörden aufgerichteten Ordnungen den gehörigen Nachdruck bekommen sollten. Die Gesetze gegen das Treiben der Medizinmänner, gegen Polygamie, Sabbathschändung und Trunkenheit wurden streng durchgeführt. Die Indianer gewöhnten sich an alle möglichen Arbeiten des civilisirten Lebens: sie bauten Getreide, pflanzten Obstgärten, preßten Most, zogen Rindvieh und Schweine, schlugen Holz in den Wäldern, machten Dachschindeln u. s. w. In allen Dörfern bestanden Schulen. Viele lernten lesen und schreiben. Die Schullehrer waren meist Eingeborne; so auch die Prediger, die von den Gemeinden nach Vorbereitung mit Fasten und Beten gewählt wurden. Auch Laienälteste (ruling elders) wurden eingesetzt. Nach alttestamentlichem Vorbilde wurde der Zehnt eingeführt. Beim Ernten resp. Dreschen wurde derselbe gleich auf die Seite gebracht und in jedem Dorfe als Eigenthum des Herrn aufgespeichert. Jene Ältesten bestimmten über die Verwaltung, und Lehrer und Beamte bezogen daher eine Unterstützung. — Der Gottesdienst hatte streng puritanisches Gepräge. „Der Prediger beginnt mit einem freien Hergensgebet; dann singt die Gemeinde, und nach dem Psalm liest der, welcher predigt, eine Stelle der Schrift, einen oder mehrere Verse, wie er will, legt sie aus, entwickelt die darin enthaltenen Lehren, wendet sie an, und darauf beschließt ein anderer mit einem Gebet zu Gott im Namen Christi.“ Auch Katechisationen wurden in den Gottesdienst aufgenommen. So kamen sie jeden Sonntag zweimal zum Gottesdienst zusammen. Der ganze Sabbath wurde in geselliger, puritanischer Weise gefeiert, alle andern Festtage fielen weg. Die Gemeinde war getheilt in Glieder der vollen Kirchengemeinschaft (Abendmahlsgenossen) und Katechumenen. Sie hatten Kirchengucht und Kirchenbuße und zwar so streng, wie die strengsten puritanischen Gemeinden. Die Hausgottesdienste fehlten nicht. Auch eine Art Kirchenvisitation war eingeführt. 1673 und 74 machte Elliot mit Gookin, dem Pfleger der bürgerlichen Angelegenheiten, eine Rundreise, um die Gemeinden im Glauben zu stärken, in der politischen Ordnung zu befestigen, u. s. w.“

So vielfache Schwachheit diese so bald schon selbständig gestalteten Gemeinden auch an sich gehabt haben mögen, so liegen uns über den Zustand derselben doch sehr günstige Urtheile vor. Ein Augenzeuge schreibt: „Es ist so viel Gotteswerk unter ihnen, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Güte zu betrachten, wenn irgend jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zu dem lebendigen Gott gen Himmel

¹⁾ 1 Acre etwas weniger als ein halbes Hektar.

erbeben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen; zu hören ihr Bekenntniß des Namens Christi und ihrer Sündhaftigkeit — gewiß! es beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist.“ Auch die Indianer selbst erkannten wohl den Segen, der ihnen zu Theil ward. Einer von ihnen sagte zu Elliot: „Mein Herz lacht vor Freude, weil ich mich vor dir sehe. Wir alle haben das Wort gehört, das du uns sendetest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie roth und zornig, denn unsre Hände waren mit Blut besiedt, unsre Streitärte dürsteten nach Blut. Unsere Weiber heulten über den Tod ihrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsere Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen, die sangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk vor Freude, uns auf demselben Wege mit dir gehen zu sehen, zum Vater der Geister. Unsere Herzen sollen eines sein, komm mit uns in die Wälder, komm zu unseren Hütten am großen Strome. Wir wollen den Baum des Lebens dort pflanzen, von dem du sprichst, und unsere Krieger sollen unter seinen Blättern ruhen, und du sollst kommen und uns mehr von dem Lande sagen, wo kein Sturm und kein Tod ist, wo die Sonne allezeit strahlet. Wird das nicht gut sein? Was sagst du dazu, mein Vater?“

Trotz der außerordentlichen Gesundheit, deren sich Elliot während seiner unablässigen anstrengenden Thätigkeit erfreut hatte, zeigten sich, nachdem er dieselbe 25 Jahre lang getrieben, immer merklicher die Spuren der Alterschwäche, die ihn verhinderte seinen Wirkungskreis ferner auszubehnen, um so mehr, da er noch immer neben seiner Mission das Pfarramt zu Roxbury verwaltete, aus dem ihn seine Gemeinde durchaus nicht entlassen wollte. Nur kurz können wir die häuslichen Trübsale erwähnen, mit denen er in jener Zeit heimgesucht wurde und die er mit seltener Glaubensstärke ertrug. Neben aller Arbeit hatte er der Erziehung seiner 6 Kinder alle Sorgfalt zugewendet. Mit besonderer Hoffnung blickte er auf seine fünf Söhne, von denen er herzlich wünschte, daß sie in seine Fußtapfen treten möchten. Schon war der älteste Prediger einer englischen Gemeinde und wirkte auch unter den Eingebornen, als ihn ein frühzeitiger Tod dahin raffte. Ebenso verlor er noch 2 Söhne, gerade die begabtesten, nachdem der jüngste ihm schon treffliche Hülfe bei den Besuchen in seinen Indianergemeinden gewesen war.

Aber noch Schmerzligeres sollte der tiefgebeugte Greis im Jahre 1675 erfahren, als der Indianerkrieg ausbrach, der als Krieg mit dem König Philip bekannt ist. Vexterer (mit seinem indianischen Namen Metacomet oder Ponnetacom) war Häuptling der Wampanoags, ein Sohn (nach andern Enkel) Massasoits, der den Pilgrimvätern soviel Gutes erwiesen hatte. Schon seit längerer Zeit hegte er einen bitteren Haß gegen die Weißen, da diese trotz der früheren Verträge immer mehr Land in Besitz nahmen. Außerdem klagte er, daß sie sein Volk durch den Brantweinhandel ruinierten, daß sie vor Gericht das Zeugniß eines weißen Schurken gelten ließen, während das von 20 ehrlichen Indianern

abgewiesen gekommen, aber kamen grausamen mords verflo von Massach Indianerbör dieser Krieg Gefangenma von beiden fehlte es bei Verräthereien geviertheilt u Die christliche Laufe des Landsleuten versuchten, einem Schlo vernichtet.

Doch a treu geblieben ihnen nicht g lichen Indianer sie strenge be jener Dörfer entfernen, we und Viehzucht

Am schl mung unter k zum Theil g war, jetzt ab diger redeten genbrut“ u. menschliches die es noch m wähnt, ja Missionsmann dianer. Man herzigen Liebe wiederum der wurde. — A sichten immer die christlichen und wenn sie war der B Gefängnisse n

1) Wahrheits

abgewiesen werde u. s. w. Schon manche Anzeichen waren zu Tage gekommen, daß er Krieg gegen die Engländer im Schilde führe. Diese aber kamen ihm zuvor. Es ist hier nicht der Ort, den Gang dieses grausamen Krieges zu schildern, in den auch die Narragansets und Ripmucks verflochten wurden. In dem Gebiete der letzteren, südwestlich von Massachusetts, scheint es, lagen die zuletzt angelegten 7 christlichen Indianerdörfer. Daraus ergibt sich, welch einen traurigen Erfolg dieser Krieg für die Mission haben mußte, da er nach Philips Gefangennahme mit der Ausrottung jener Stämme endete. Es war von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung gekämpft worden, auch fehlte es bei den Weißen sowohl wie bei den Eingebornen nicht an Verräthereien und schrecklichen Grausamkeiten. Metacomet selbst wurde gewürthelt und sein Kopf als Trophäe nach Neu-Plymouth geschickt. — Die christlichen Indianer in den sogenannten neuen Dörfern waren im Laufe des Krieges meist abgefallen und hatten sich ihren heidnischen Landsleuten angeschlossen. Die wenigen, welche etwa treu zu bleiben versuchten, waren wahrscheinlich umgebracht worden. So war mit einem Schlage die eine Hälfte aller bisher gesammelten Missionsfrüchte vernichtet.

Doch auch die 7 alten Dörfer¹⁾ der betenden Indianer, welche treu geblieben waren, hatten schwer gelitten. Die Engländer hatten ihnen nicht getraut. Man vermuthete ein Einvernehmen mit den feindlichen Indianern und fürchtete Verrätherei von ihnen. Darum wurden sie strenge bewacht. Ohne englische Begleitung durfte kein Bewohner jener Dörfer sich auch nur ein paar tausend Schritte von denselben entfernen, wenn er nicht sofort getödtet sein wollte. Damit waren Jagd und Viehzucht schwer geschädigt.

Am schlimmsten aber war der Umschwung der allgemeinen Meinung unter den Engländern, die durch die Erfolge der Mission schon zum Theil günstig und freundlich für die Indianer gestimmt worden war, jetzt aber in den vollsten fanatischen Haß umschlug. Selbst Prediger redeten von den Indianern mit Ausdrücken wie: „Hunde, Schlangengrüt“ u. s. w. Selbst für die Weiber und Kinder schien es kein menschliches Gefühl mehr zu geben. Elliot aber und seine Freunde, die es noch mit den Indianern hielten, waren übel angesehen und beargwöhnt, ja es fehlte nicht an Erbitterung der Massen gegen den Missionsmann und Gootin, den bürgerlichen Pfleger der armen Indianer. Man kann sich denken, wie das Herz des im Werke der barmherzigen Liebe ergrauten Mannes blutete unter dem Jubel, mit dem wiederum der Sieg Jehovahs über die Feinde seines Volkes gefeiert wurde. — Auch für die noch erhaltenen Gemeinden waren die Aussichten immer düsterer geworden. Ueberall trat der Haß auch gegen die christlichen Indianer zu Tage. „Verbrechen wurden ihnen angedichtet; und wenn sie nach sorgfältiger Untersuchung freigesprochen wurden, war der Böbel darüber entrüstet. Es entstanden Volksaufstände, Befängnisse wurden erbrochen und die gefangenen Indianer ermordet.“

¹⁾ Wahrscheinlich gehörten diese zum Stamme der Massachusetts.

Die Christlichen Gemeinden mußten ihre Dörfer verlassen und sich an anderen ferneren Plätzen ansiedeln.¹⁾ Dabei fingen sie an zusammenzuschmelzen. Von den Engländern beargwohnt und mißhandelt, von ihren heidnischen Landsleuten bedroht und verspottet, blickten sie nur hoffnungslos in die düstere Zukunft.

Zwar bot der greise Elliot alle Kraft auf und besuchte seine Indianergemeinden, um sie zu trösten und zu stärken. Es gelang auch wieder, nachdem die Wogen der Kriegsunruhe sich gelegt hatten, die bürgerliche und kirchliche Ordnung wie früher bei ihnen wiederherzustellen. Aber die Blüte der Mission war geknickt.

Seine letzten Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Stämme, denen er das Evangelium verkündigte, sind nach und nach hinschwindend bis auf den letzten Mann erloschen. Die Sprache, in welche er die Bibel übersehte, wird von niemanden mehr gesprochen. Ueberhaupt sind in ganz Neuengland nur ein paar Häuflein von Indianern bis auf unsere Zeit gekommen, so z. B. eine kleine Gemeinde in Charlestown, N. F. sowie ein Häuflein von Penobscots in Maine.

Im Jahre 1690 machte Elliot seine letzte Predigtwanderung. Sein Amt in Roxbury hatte er schon lange einem würdigen Nachfolger übergeben und auch seine Gattin war schon heimgegangen. Nun harrete er seiner Erlösung entgegen. Aber er konnte auch bei gebrochener Kraft nicht untätig sein. Da er die Indianer nicht mehr erreichen konnte, wandte sich sein Herz den Negerklaven zu, die damals auch in Neuengland gehalten wurden. Er erlangte es von einigen Herren, daß sich die Schwarzen bei ihm zum Unterricht versammeln durften. Als er zuletzt ans Lager gefesselt war, hatte er einen blinden Negerknaben bei sich, dem er Bibelsprüche vorsagte und mit dem er betete. Er starb in dem genannten Jahre, 87 Jahr alt. Aus seinen letzten Worten wird erwähnt daß er gesagt habe: „Eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den Indianern. Der Herr möge das Werk von neuem beleben und segnen, daß es fortlebe, wenn ich todt bin.“

4. Die Familie Mayhew.

Unter der Regierung des unglücklichen Karl I. war der Kaufmann Thomas Mayhew (Mähju) von Southampton in England 1641 nach Nordamerika ausgewandert, und hatte dort die Inseln Martha's Weinberg²⁾, Nantucket und die Elisabeth-Inseln, zu Massachusetts gehörig und südlich von der Sandzunge gelegen, welche die Cod-Bai umschließt, durch Kauf an sich gebracht. Mit ihm war noch eine gute Zahl anderer Kolonisten dahin gezogen, und zum Aufseher und Leiter der ganzen Niederlassung hatte er seinen Sohn, der gleichfalls Thomas hieß, gesetzt. Ihn, einen talentvollen und von Glaubenseifer erfüllten

¹⁾ Fritschel a. a. O. S. 59.

²⁾ Martha's Vineyard, die größte dieser Inseln, mag etwa 3—4 deutsche Quadrat-Meilen umfassen. Leider fehlen die Inseln auf Amerika No. 5 meines Atlases, wo sie hätten angegeben sein sollen.

jungen Mann aber genügte sein Herz trieb auf den beiden um dieselbe Zeit Thomas Mayhew, ein Indianer, eine sichtlich ein hochfahrender Mann, ihn einst hat größten Gedul bei einem M Antwort: „Ja und während hielt ich mit auch ferner bei unter den M Christlichen Glä aber, die India zu gewinnen, Seuche auf be erkrankte darau er von dem S Da bekannte und Gnade, w Und der Häup baren Helfer zu richten. „Sei f wasser steht un als Elliot mit und Mayhew : Häuptlings.

Als bald aber Feindschaft und Lowanquattil a und statt über e sich zu beklagen ihm doch das L ihren Vermünsi Hiakumes und geringste Leid z wohl etwas w der Macht der jammung meh mah's zu fürcht einige auf und vielen Seiten er Da trat Hiaku

Burthord, Missions

jungen Mann, wählten die Ansiedler auch zu ihrem Seelsorger. Bald aber genügte es ihm nicht mehr, nur den Christen zu predigen, sondern sein Herz trieb ihn auch unwiderstehlich zu den Indianern, die besonders auf den beiden erstgenannten Inseln zahlreich waren. Das war etwa um dieselbe Zeit, als Elliot sein Missionswerk begann. Der erste, welchem Thomas Mayhew das Wort von Christo verkündigte, war ein junger Indianer, Namens Hiatumes (Hiacoomes), mit welchem in Folge dessen eine sichtliche Veränderung vorging. Dies zeigte sich besonders, als ein hochfahrender Häuptling wegen seines Umgangs mit den Engländern ihn einst hart und grausam behandelte, Hiatumes aber alles mit der größten Geduld ertrug. Denn als man ihn nach dem Grunde seiner bei einem Indianer fast unerhörten Gelassenheit befragte, gab er zur Antwort: „Ich hatte eine Hand für Beleidigungen, die andre für Gott; und während ich mit der einen das mir zugefügte Unrecht aufnahm, hielt ich mit der andern desto fester an Gott.“ Da sich der Jüngling auch ferner bewährte, beschloß Mayhew ihn zu seinem Gehülfen am Werke unter den Indianern zu machen, und unterwies ihn noch weiter im christlichen Glauben. Das war im Jahre 1644. Alle weiteren Versuche aber, die Indianer in Gesprächen und Unterhaltungen für das Evangelium zu gewinnen, schienen umsonst. Da brach im Jahre 1646 eine schwere Seuche auf der Insel aus und raffte viele dahin. Auch Hiatumes erkrankte daran, und da er zu aller Verwunderung wieder genas, wurde er von dem Häuptling Tomanquatil befragt, was ihn gerettet hätte. Da bekannte der Genesene Jesum Christum und die Barmherzigkeit und Gnade, welche der Heiland ihm erzeigt; der sei sein Arzt gewesen. Und der Häuptling empfand ein Verlangen, noch mehr von dem wunderbaren Helfer zu hören, und lud Mayhew ein, ihn und sein Volk zu unterrichten. „Sei für uns“, ließ er ihm sagen, „wie einer, der am Stromwasser steht und viele Gefäße füllt.“ Das geschah in demselben Jahre, als Elliot mit Erfolg das Evangelium dem rothen Mann verkündigte, und Mayhew predigte von nun an alle 14 Tage unter dem Volke des Häuptlings.

Als bald aber erhoben sich auch die Powah's oder Zauberer in heftiger Feindschaft und regten namentlich die benachbarten Häuptlinge gegen Tomanquatil auf. Den aber machte die Verfolgung nur noch fester, und statt über eine bei dieser Gelegenheit erhaltene schwere Verwundung sich zu beklagen, pries er Gott, der mitten unter den feindlichen Waffen ihm doch das Leben erhalten hatte. Daß nun die Zauberer mit allen ihren Verwünschungen und Zaubereien weder dem Häuptling noch dem Hiatumes und den andern, welche sich dem Christenthum zuneigten, das geringste Leid zufügen konnten, machte die Indianer in ihrem Glauben wohl etwas wankend; aber im ganzen hatten sie doch noch Furcht vor der Macht der Powah's. Als daher im Jahre 1648 auf einer Versammlung mehrerer Stämme darüber berathen wurde, wie viel die Powah's zu fürchten seien und wie viel sie gelten könnten, standen endlich einige auf und fragten: „Wer fürchtet die Powah's nicht?“ und von vielen Seiten erscholl die Antwort: „Es gibt keinen, der sie nicht fürchtet.“ Da trat Hiatumes auf. „Die Powah's“, bekannte er vor allem Volk,

„mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, und daher können alle Powah's in der ganzen Welt mir nichts zu Leide thun; ich bin einer, der sie nicht fürchtet.“ — Die Indianer meinten, diese Kühnheit könne dem Giammes unmöglich ungestraft hingehen: da sie aber sahen, daß ihm auch nicht das Geringste widerfuhr, wurden sie gänzlich irre in ihrem Glauben an die Kraft der Zauberei und suchten weitere Belehrung. Ihrer 22 erklärten bei dieser Gelegenheit, daß sie dem Aberglauben ihrer Väter entsagen und den Glauben der Weißen annehmen wollten. Vergeblich war die Wuth der Powah's, welche alle betenden Indianer umzubringen drohten; Giammes und seine Genossen lachten ihrer.

Eine bessere Aufmunterung, sein begonnenes Werk unter den Indianern rüstig fortzutreiben, konnte unserm Mayhew nicht zu Theil werden. Lehrend und predigend, warnend und strafend durchzog er die Insel; nicht Sonnenglut noch Regen, nicht Wälder noch Sümpfe konnten ihn abhalten, die Wohnungen der Indianer aufzusuchen. Und er hatte so viel Herzgewinnendes in seinen Worten und in seinem ganzen Wesen, man sah es ihm so deutlich an: er suchte nicht das Seine, es war nur die Liebe, die ihn drang — daß der Erfolg, nachdem die Herzen einmal zum Hören willig geworden, nicht ausbleiben konnte. Besonders freundlich hielt sich Mayhew auch zu den Kindern und hatte an ihnen seine rechte Herzensfreude. Früher hatte er manchmal beklagt, daß er nicht oft genug umherwandern und überall predigen konnte, denn nicht bloß sein Amt bei den Anstehlern hielt ihn dabeim, sondern er mußte auch mit eigner Hand sein Feld bestellen und manche schwere Arbeit verrichten, um die Seinigen zu unterhalten, da die Gemeinde ihm als Besolbung kaum halb so viel geben konnte, als ein Tagelöhner bekam. Nun aber suchten die Indianer ihn auf, und wenn sie wußten, daß er irgendwo predigte, so versammelten sich oft 50 Familien von nah und fern, um das Wort des Lebens zu hören. Ja, bald gab der Herr mehr, als Mayhew zu hoffen gewagt hatte. Im Jahre 1656 kamen selbst zwei Powah's und erklärten, daß sie angefangen hätten, an Christum zu glauben, und entsagten ihrem alten Wesen. Das machte einen solchen Eindruck auf die Indianer, daß in kurzem 50 auf einmal ihre Sünden bekannten und samt ihren Kindern sich Christo ganz zu ergeben versprachen. Ihre Zahl vermehrte sich zusehends und bald waren 200 Bekehrte auf der Insel.

Um dieselbe Zeit war es, als auch Elliot seine Kolonie in Natick anlegte, und nun erst 1650 wurden beide Männer mit einander bekannt. Damals lernten auch einige von Mayhew's Indianern die Lebensweise der von Elliot Gesammelten kennen und baten um Einführung einer ähnlichen Ordnung bei ihnen. So wurde denn auf Martha's Weinberg ein christliches Indianerdorf nach dem Vorbilde Naticks gegründet. Dort scharten sich viele um das Evangelium. Selbst vom Festlande aus suchte ein Jüngling, der um des Christenthums willen alles verlassen und von seinen Verwandten deswegen verfolgt wurde, in dieser Gemeinde eine Zufluchtsstätte und erklärte: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, wenn

ich nicht m
als ihnen
lieb zu hab
wo ich Go
nichts würd
geoffenbare
fragte nach
Stammes:
gut!“ war
fuhr er fort
ihr liebet eu
ich mich au
erkenntniß
mir Gottes

So wir
dieses Jahre
nahme für
er fuhr, litt
Schmerzlich
sich nur un
genommen h
mit zu über
gen hatte, ri
Diese, unter
Maße der Ge
aber ward d
alten Tagen
nur auf Mar
des Evangelii
heimging. 1
auf Nantuket
Vater Mayh
er mit große
eine Krankhe
Gehülfe des
Kinder war
Geist des Bo
Missionswerk
Herrn unter
Gnade im G
Auch ihm folg
im 88 Lebens
Mayhew erlos
Mr. John M
ter, der lange
Indianer sorg
Head eine kle
civilisirtes Bel

ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, selbst wenn sie mir versprechen, mich wieder ebenso lieb zu haben als vorher. Denn wenn ich auf den Theil meines Lebens, wo ich Gott nicht kannte, zurückblide, so muß ich es hassen als ein nichtswürdiges; aber der Weg, welchen Gott mir in seinem Worte geoffenbaret, gefällt mir und ist gut." — Ein belehrter Indianer aber fragte nach einer Predigt Mayhew's seinen Häuptling und andre seines Stammes: „Wie gefällt euch das, was hier gepredigt ist?“ — „„Sehr gut!““ war die Antwort. „Warum nehmt ihr es denn aber nicht an?“ fuhr er fort. „Ich will es euch sagen: ihr erkennet eure Sünden nicht, ihr liebet eure Sünden noch! So lange es mit mir noch so stand, kummerte ich mich auch nicht um den Weg Gottes; aber seitdem ich Sünden-erkenntniß von Gott empfangen habe und meine Sünden hasse, gefällt mir Gottes Rathschluß.“ —

So wirkte Mayhew in Segen bis zum Jahre 1657. Im November dieses Jahres unternahm er eine Reise nach England, um dort Theilnahme für seine Indianer zu erwecken. Aber das Schiff, auf welchem er fuhr, litt Schiffbruch und Mayhew fand in den Wellen sein Grab. Schmerzlich beklagten ihn die Indianer und längere Jahre trafen sie sich nur unter Thränen auf dem Plage, wo er von ihnen Abschied genommen hatte. Die verwaisete Gemeinde hat nun Elliot, ihre Pflege mit zu übernehmen, dieser aber, welcher schon so viele Seelen zu versorgen hatte, rieth ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu wählen. Diese, unter welchen auch Siatumes sich befand, arbeiteten nach dem Maße der Gabe und Gnade, die ihnen verliehen war; ihr Mitarbeiter aber ward der beinahe 70jährige Vater Mayhew, der noch in seinen alten Tagen die Indianersprache lernte, und, ob schon Statthalter, nicht nur auf Martha's Weinberg, sondern auch auf Nantuxet mit der Predigt des Evangeliums umherzog, bis er 1680, in einem Alter von 93 Jahren, heimging. Um diese Zeit hielten sich auf Martha's Weinberg 1500, auf Nantuxet aber gegen 300 Indianer zur christlichen Kirche. Dem Vater Mayhew folgte sein Enkel John Mayhew im Hirtenamte, das er mit großem Eifer und reichem Segen führte; doch schon 1689 raffte eine Krankheit den 37jährigen im 16. Jahre seines Amtes, das er als Gehülfe des Großvaters begonnen hatte, dahin. Das älteste seiner acht Kinder war ein Sohn von 16 Jahren, Experience, in welchem der Geist des Vaters lebte, und der schon in seinem 20. Jahre, 1694, das Missionswerk unter den Indianern übernahm und 65 Jahre lang dem Herrn unter den Heiden diente, bis er reich an Erfahrung, reich an Gnade im Herzen und in seiner Arbeit, endlich in hohem Alter entschlief. Auch ihm folgte ein Sohn, Zacharias Mayhew, mit dem, als er 1803 im 88 Lebensjahre heimging, die apostolische Wirksamkeit der Familie Mayhew erlosch. Freilich finde ich noch einmal in neuerer Zeit den Namen Mr. John Mayhew erwähnt, in Verbindung mit seinem Onkel Mr. Thaxter, der lange Zeit wie ein väterlicher Freund für die noch vorhandenen Indianer sorgte. Es hat sich nämlich auf Martha's Vineyard — bei Gay Head eine kleine Indianer-Gemeinde bis jetzt erhalten. Sie führen ein civilisirtes Leben; doch hielt es schwer, für sie einen bleibenden Prediger

zu finden. In einem Jahrzehnt werden nicht weniger als 5 solche erwähnt,²⁾ die zum Theil in rechtem Segen wirkten, aber leider aus verschiedenen Gründen nur zu schnell aus ihrem Amte wieder schieben. Ueber die Stärke dieser Indianer-Gemeinde finde ich keine Angabe.

5. David Brainerd und Eleazer Wheelock.

Nach Elliot's Hinscheiden war in der Indianermission bedeutende Ebbe eingetreten. Die Missionsgesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in Neu-England hatte mit ihm, so scheint es, ein Ende genommen. Außer Mayhew waren nur ganz vereinzelt ein paar Männer in Neu-England für das Heil der Indianer wirksam, der schon erwähnte John Cotton in der Plymouth-Kolonie, der noch 7 Jahre nach Elliot's Tode wirksam war, und Samuel Treat daselbst, der seine Arbeiten bis 1717 fortsetzte. Was mit den Indianern, insbesondere mit den betenden geworden, darüber schweigen unsre vorliegenden Quellen — vielleicht die Geschichte überhaupt.

Bald nach dem Beginn des 18. Jahrhunderts sehen wir jedoch andere Kräfte auf den Schauplatz treten. Es ist zunächst die episcopale Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts (nicht zu verwechseln mit der oben genannten Gesellschaft mit ähnlichem Namen), die 1701 in London gegründet, 3 Jahre später neben ihrer Mission unter den englischen Kolonisten, die mit die Hauptbestrebung der Gesellschaft bildete, auch eine Indianermission eröffnete, u. z. unter den Irokesen, wo jedoch wie es scheint keine besonderen Erfolge erreicht wurden, um so mehr, als die französischen Jesuiten unter den sämtlichen verbündeten Irokesen-Völkern³⁾ schon seit 40 Jahren erfolgreich missionirten. Dennoch wurde diese Mission unter den Mohawk's nach mancher Unterbrechung immer wieder aufgenommen und bis 1775 fortgeführt. Leider finde ich über dieselbe nur diese kurzen Angaben.⁴⁾

Bekannter ist die Thätigkeit einer andern, schottischen Gesellschaft geworden, der Hon. Society for the Propagation of Christian Knolwedge, welche 1701 zu Edinburgh gestiftet war, aber erst 1730 (1741?) der Indianermission näher trat, indem sie zu New-York einen Board of Correspondence einsetzte, von welchem der Prediger Azariah Horton als Missionar zu den Mohikanern auf Long Island (New-York gegenüberliegend und von da sich weit nach Osten erstreckend) gesandt wurde.

Am meisten aber hat derjenige ihrer Missionare, dessen Namen diesem Abschnitt an erster Stelle vorangestellt ist, die Thätigkeit dieser Gesellschaft bekannt gemacht: David Brainerd. Freilich war er

²⁾ Sie wurden von der Soc. Prop. Gosp. among the Indians (cf. unten Kap. 8) unterstützt. Einem Report dieser Gesellschaft für 1862 sind diese Angaben entnommen.

³⁾ Oneida's, Seneca's, Cayuga's, Onondaga's und Mohawk's.

⁴⁾ Bemerkenswerth ist, daß auch John Waley unterstützt von dieser Gesellschaft nach Amerika kam u. z. nach Georgia; seine Thätigkeit bezog sich jedoch nur auf die Kolonisten.

nur 4 Jahre aufflammende aber nachher eine so bedauerliche gewöhnliche ausführliche hatte. War die werthen Missionirende Sondern Auffassung nicht Mäße von dem sonst so ausgeallenes auf Früher Boffust geistliche Weh unseligen die (vielleicht) körperlichen Missethäter sind, ohne in der bei allen Gnade beständig schwierigen Lebens unerlässliche Herr es ihn hoch aufgezogen habe

David Brainerd war sein Vater durch den Tod Knabe, der von tiefes Gefühl für Melancholie, die sich immer bei Lebensjahre einflar, und seine seiner theologischen sein Gnadenlichter, in der Ger durch göttliche entstand eine be von der die Bö wurden. Doch von der Anstalt geäußert und Diese Erfahrung beigetragen, die

Nachdem sein war, predigte er gedachte er öfter Korrespondenten

nur 4 Jahre lang wirksam, und seine Erfolge gleichen mehr dem hell aufflammenden Strohfeuer, das bald wieder erlischt, als einer ruhigen aber nachhaltig wärmenden Glut. Wir können ihn daher nicht als eine so bedeutende Erscheinung auf dem Missionsgebiete ansehen, wie dies gewöhnlich geschehen ist, und widmen ihm daher hier auch nicht die ausführliche Betrachtung, welche die erste Auflage dieses Werkes hatte. War der tiefen Frömmigkeit eines Elliot und seinem bewundernswerthen Missionseifer ein wenig puritanische Einseitigkeit und theokratisirende Sonderbarkeit beigemischt, die namentlich zu unsrer deutschen Auffassung nicht stimmen wollten, so müssen wir dies in viel stärkerem Maße von dem durchaus methodistischen Wesen sagen, das uns Brainerd's sonst so ausgezeichnetes Christenthum trüben muß. „Es war bei ihm alles auf Fühlen und Empfinden gebaut. Bald schwelgt er in hoher Wollust geistlichen Genusses, bald liegt er tief danieder im jammervollen Weh unseligen Gefühles.“ Er gehörte zu den bedauernswerthen Menschen die (vielleicht im Zusammenhange mit ihrem Temperament und ihrer körperlichen Naturanlage) fortwährenden geistlichen Anfechtungen ausge-setzt sind, ohne zu der ruhigen Entwicklung des neuen Lebens zu kommen, in der bei aller täglichen Reue und Buße doch das Licht der göttlichen Gnade beständig und mit wachsendem Glanze leuchtet. Grade für den schwierigen Beruf des Missionars scheint jene Beständigkeit des inneren Lebens unerlässlich. Vielleicht würde auch Brainerd's Werk, wenn der Herr es ihn hätte weiter fortführen lassen, jenen Mangel bald deutlich aufgezeigt haben.

David Brainerd wurde 1718 zu Haddam in Connecticut geboren, wo sein Vater Beamter war, der ihm aber schon im neunten Lebensjahre durch den Tod entzissen wurde. Bereits damals hatte der schwächliche Knabe, der von früherer Kindheit an unter religiösen Einflüssen stand, ein tiefes Gefühl seiner Sünde. Eine Neigung zu Schwermuth und trüber Melancholie, die von prädestinatianischen Zweifeln genährt wurde, stellte sich immer deutlicher heraus. Doch hatte er in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine geistliche Erfahrung, in der ihm der Weg zum Heile klar, und seine angefochtene Seele mit Frieden erfüllt wurde. Während seiner theologischen Studien im College zu New-Haven ließ ihm der Herr sein Gnadenlicht immer stärker ins Herz scheinen, „so daß ich“, sagt er, „in der Gewißheit seiner Huld voll Freude war, und meine Seele durch göttliche und himmlische Freuden recht erquickt wurde“. Später entstand eine besondere Erweckung in der Umgegend von New-Haven, von der die Zöglinge der genannten Anstalt zum Theil mit ergriffen wurden. Doch gab dieselbe auch Veranlassung zu Brainerd's Verweisung von der Anstalt, nachdem er sich über den Rektor derselben unvorsichtig geäußert und sich in mißfälliger Weise darüber verantwortet hatte. Diese Erfahrung hat jedenfalls viel zu den quälenden Anfechtungen beigetragen, die sich in der Folge immer wieder bei ihm einstellten.

Nachdem sein Studium privatim beendet und eine Prüfung bestanden war, predigte er eine Zeitlang hier und dort, ohne feste Anstellung. Dabei gedachte er öfters der Missionspflicht und so waren die oben genannten Korrespondenten in New-York auf ihn aufmerksam geworden und beriefen

Anfangs 1743 ihn in den Missionsdienst, in den er mit vielem Jagen, Beten und Fasten eintrat. Sein Arbeitsfeld wurde ihm zunächst zu Raunaumeet 20 (11?) engl. M. östlich von Albany, angewiesen.¹⁾ Dort brachte er unter vielen Entbehrungen und Beschwerden so wie unter Anfechtungen, und tiefbekümmert über die gewissenlose Behandlung der Indianer seitens der „weißen Heiden“ ein Jahre lang zu, indem er vermittelt eines Dolmetschers das Evangelium verkündete, was nicht ohne Eindruck blieb. Darauf aber berief man ihn in einen andern Wirkungskreis, nach Pennsylvanien. Die Indianer, welchen er gepredigt hatte, überwies er der Fürsorge seines Freundes Sergeant in Stockbridge südöstlich von Albany.

Er selbst aber begab sich auf beschwerlichen Wegen nach der Delaware-Bucht, wo er am 10. Mai 1744 in dem Indianerdorfe Minnisinks eintraf, dessen Häuptling er jedoch vergeblich um die Erlaubniß bat, sein Volk im Christenthum zu unterrichten. „Warum wünschst du“, sagte ihm einer von den dortigen Heiden ins Gesicht, „daß die Indianer Christen werden, da diese doch viel schlechter sind als wir. Die Christen lügen, stehlen und trinken, mehr als die Indianer. Sie stehlen untereinander dergleichen, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen. Aber auch das schreckt sie nicht ab. Nie ist ein Indianer des Diebstahls wegen gehängt worden. Wenn wir Indianer Christen werden, so werden wir bald ebenso schlecht werden wie diese.“ — Bessere Aufnahme fand er in Sathawotung²⁾, das er zu seinem Wohnsitz wählte. Von hier aus machte er jedoch erst eine Reise nach Newark in N.-Jersey, um dort ordiniert zu werden, und begann nach seiner Rückkunft mit großer Aufopferung die Predigt des Evangeliums — natürlich wieder vermittelt eines Dolmetschers. Es fanden sich allmählich Hörer. Auch predigte er bei benachbarten Stämmen, und da ein solcher vor der Habgucht der Weißen sich an den Susquehanna zurückzog, so begleitete er sie dahin, kehrte aber noch vor dem Herbst nach dem Delaware zurück, wo er „den Winter hindurch seine Arbeiten für das Reich Gottes mit großem Eifer und nicht ohne Segen fortsetzte. Ein besonders freudiger Tag für ihn war der 18. Dezember, an welchem er die Indianer durch seine begeisterte Predigt sehr bewegt sah. Unter ihnen war ein Greis von 100 Jahren, der, ganz überwältigt von dem, was er vernommen, viele Thränen vergoß, und des Abends zu Drainerd's Hütte kam, um mehr von dem Evangelium zu hören. Auch sein Dolmetscher wurde an diesem Tage aus dem Sündenschlase aufgerüttelt, und mehrere andre folgten ihm. Drainerd aber lobte und rief den Herrn, dem er auch in körperlicher und geistiger Schwäche, die Anfangs 1745 wieder fühlbar eintrat, sich ergab, selbst zum Lobe mit Freuden bereit.

¹⁾ Ich finde nichts Genaueres darüber, welchem Stamme die Indianer angehörten, unter denen er wirkte. Vielleicht waren es auch Hoosatunni oder Stockbridge Indianer, wie die, unter denen Sergeant arbeitete. Die Reste jenes Stammes wurden 1820 nach dem Flußfuß, jenseits des Michigansees, verlegt.

²⁾ Ueber die genauere Lage dieses Ortes schweigen meine Quellen. Jedenfalls lag er im Gebiete der Delawaren, oder Leniänapen.

Im M
Mittel zur
zusammenbr
Herrn unter
an den Dela
auf, um den
wertes am
darauf finde
14 Tage lang
krankt. wird
paar Wochen
eine große In
auch dort zu
thut. Nach
Delaware zu
dessen Frau
Rast und Au
in „ernster he
sene versamm
trochnen Aug
Pfingsttage“.
zu weit fñhren
und seiner Un
müßlich fortse
den Werkzeug
Der Herr wi
ein Antheil d
schrieben werd
gründung eine
bald, die Erw
Weißen fande
meist nur au
ihre Seele mi
Vorbereitung
und nicht eine
daß sie zu ein
er es als gew
Doch er n
nicht viel aus
einbrangen. A
eine Frau tra
weckung. B
angezogen und
konnten dort 1
brachte er es

¹⁾ Mit den b
Tutela's vereinigt

Im März 1745 machte er eine Reise nach Neu-England, um die Mittel zur Anstellung eines Mitarbeiters in seinem schwierigen Werke zusammenbringen und mit verschiedenen Geistlichen über das Werk des Herrn unter den Indianern sich zu berathen, lehrte gegen Mitte April an den Delaware zurück, machte sich aber bald wieder nach Philadelphia auf, um den Gouverneur daselbst für die Unterstützung des Missionswerkes am Susquehanna zu gewinnen, was ihm auch gelang." Bald darauf finden wir ihn wieder selber an dem genannten Flusse, wo er 14 Tage lang unter vielen Strapazen arbeitet, auf der Rückreise gefährlich krank wird u. s. w. Aber auch hierauf hat er am Delaware nur ein paar Wochen Ruhe. Er hört, daß um Großweefung in N.-Jersey eine große Indianerschaaer sich niedergelassen hat. Sofort ist er entschlossen auch dort zu predigen, was er nicht ohne tiefen Eindruck zu machen thut. Nach kurzer Erholung in Newark (?) kehrt er abermals an den Delaware zurück und erlebte die große Freude, seinen Dolmetscher und dessen Frau als die ersten Bekehrten taufen zu können. Aber ohne Rast und Ruh eilt er wieder nach Großweefung und trifft seine Indianer in „ernster heilsbegieriger Stimmung". „Es waren ungefähr 20 Erwachsene versammelt", schreibt er, „und ich konnte nicht mehr als 2 mit trocknen Augen wahrnehmen". Und nun beginnen die „wahrhaften Pfingsttage". Eine ausführliche Beschreibung der Erweckungen würde zu weit führen. Brainerd sah mit Staunen den Erfolg seines Predigens und seiner Unterredungen, die er belehrend, ermahnend, tröstend unermüdblich fortsetzte, und konnte nur ausrufen: „Nicht uns, Herr, nicht den Werkzeugen und Mitteln, sondern deinem Namen sei der Ruhm! — Der Herr wirkte offenbar ganz allein, und ich sah nicht, wie irgend ein Antheil an diesem seinem Werke einem menschlichen Arme zugeschrieben werden möge". — Dabei war er zugleich bemüht für die Begründung einer gemeinsamen Niederlassung der Indianer und begann bald, die Erweckten zur Taufe vorzubereiten. Auch die benachbarten Weißen fanden sich öfter bei seinen Vorträgen ein und, obschon sie meist nur aus Neugier kamen, nahmen sie doch häufig etwas für ihre Seele mit hinweg. Am 25. August konnte er nach sorgfältiger Vorbereitung 25 Indianer, 15 Erwachsene und 10 Kinder, taufen und nicht eine Seele war darunter, von der er nicht hätte hoffen können, daß sie zu einem neuen Leben erweckt sei: ja, von den meisten durfte er es als gewiß annehmen.

Doch er mußte wieder an den Susquehanna¹⁾; richtete dort freilich nicht viel aus, da die Trunksucht nebst andern Hindernissen immer mehr eindringen. Auch am Delaware war das Feld nicht so fruchtbar, obgleich eine Frau traurig war, daß es dort nicht auch so ging wie in Großweefung. Von dem letzteren Orte fühlte sich Brainerd am meisten angezogen und verlegte nunmehr seinen Wohnsitz ganz dahin. Abermals konnten dort 14 Personen getauft werden. Unter allerlei Schwierigkeiten brachte er es nun dahin, die christliche Gemeinde in einem besonderen

¹⁾ Mit den dortigen Delawaren hatten sich inzwischen eine Anzahl Seneca's und Tutela's vereinigt.

Dörfe zu vereinigen. So entstand im Jahre 1746 Bethel in der Nähe von Cranberry, 30 engl. Meilen nordöstlich von Philadelphia, zu deren 130 ersten Bewohnern bald viele aus der Ferne zuzogen, um unter dem Einflusse des Evangeliums zu leben. Auch wurde eine Schule angelegt und durch einen besonderen Lehrer der Unterricht begonnen. Hier hatte Brainerd nun noch manche weitere Erfahrungen von der erweckenden Kraft des Evangeliums zu machen, obgleich trotz vieles Ringens und Fastens und Betens die trüben Anfechtungen immer wieder über seine eigene Seele kamen. Inzwischen machte er noch einen Besuch am Delaware, und schließlich noch einmal einen Besuch an Susquehanna, freilich wiederum vergeblich. Doch seine Körperkraft war den Anstrengungen der Reise nicht mehr gewachsen. Krank kehrte er nach Bethel zurück. Eine Zeitlang arbeitete er noch fort unter seinen Indianern, obgleich durch sein Leiden vielfach verhindert. Noch einmal verlangte er danach seine Freunde in Neu-England zu sehen. Unterwegs ward er kränker, so daß er Monate lang in Elisabethown liegen blieb. Nachdem er Anfangs 1747 einigermaßen wieder hergestellt war, kehrte er nochmals nach Bethel zurück. Nach rührendem Abschiede von seiner Gemeinde, die fortan der Leitung seines Bruders John anvertraut wurde, begab er sich zum letztenmale auf die Reise. Mit gebrochenen Kräften erreichte er Neu-England. Bei dem Präsidenten Edwards in Northampton fand er freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege, bis am 9. Oktober der Herr den 30-jährigen jungen Mann von seinem langen Leiden erlöste. „O“, rief er einmal auf seinem Krankenlager aus, „die herrliche Zeit ist nun gekommen! Mich hat verlangt, Gott vollkommen zu dienen — nun wird Gott mir diesen Wunsch gewähren.“ Freilich auch in dieser Zeit blieben die Anfechtungen nicht aus, und noch am Tage vor seinem Heimgange sagte er: „Sterben ist etwas anderes, als die Menschen sich vorstellen“.

Er hat gethan, was er konnte. Mögen wir den rastlosen Eifer bewundern, mit dem er seine ganze Kraft dem Herrn weihte, mögen wir ein inniges Mitleiden fühlen für den armen angefochtenen Mann, das Bild eines Muster-Missionars vermögen wir nicht gerade in David Brainerd zu sehen, trotz jener Erfolge. Die von ihm gesammelte Gemeinde wurde von seinem Bruder John noch bis 1780 zusammengehalten. Da starb auch er. Leider finden wir keine Schilderung über die weiteren Zustände derselben; wahrscheinlich werden sie die Hoffnungen, die einst David in den Tagen der Erweckung hegte, nicht erfüllt haben. Grade für den Indianercharakter scheinen Erweckungen nach methodistischer Weise nicht geeignet gesunde Früchte zu bringen. Nach Johns Tode war der Rest der Gemeinde sehr verwaist, und 1802 wurden 85 Indianer¹⁾ nach New-Stockbridge übergesiedelt.

Doch wir wenden uns zu einer ganz anderen Erscheinung auf dem Missionsgebiete: Eleazer Wheelock.²⁾ Er war ein puritanischer Geistli-

¹⁾ Es ist nicht ersichtlich, ob dies der Rest der Gemeinde, oder was wahrscheinlicher ist, der Rest der New-Jersey Indianer überhaupt war.

²⁾ Vergl. Fritschel, a. a. O. S. 180 ff.

cher Neu-En-
gerzen. das
den frühere
mit ansah
ihre Mission
Dafür, daß
Strafgericht
Indianerstät
spiellig zu u

Er legte
war sein wa
Erziehungsan
Daneben sol
— Klein für
ließ sich von
war 14, der d
Erfahrungen
bride. Do
größere Sorg
ergab sich für
Zahl der Sch
ihrer 25. D
Betragen wa
Gönner gesun

Wirklich n
daß man sie
gleich meist u
bald waren i
lesen und sch
an civilisirte
leuten zum A
Freunde groß
Kolonie muß
Ackerbau dem

Noch wo
sah von allen
Summen, bei
einer Kollekte
hat. Infolge
Auf Anerbiet
New-Hampshi
änderung in b
herausstellte.

Der Grun
siren, erwies si
bestätigte es si
solange sie unt
sie aber wieder

der Neu-Englands, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, der mit schwerem Herzen das Hinschwinden der spärlichen Reste christlicher Indianer aus den früheren Elliot'schen Gemeinden, sowie das der Indianer überhaupt mit ansah. Mit gewaltigem Eifer erinnerte er seine Landsleute an ihre Missionspflicht, nach der ausgesprochenen Absicht der Pilgrimsväter. Dafür, daß diese nicht ausgeführt, seien die Indianerkriege als furchtbare Strafgerichte verhängt worden. Auch zeigte er, wie eine Linie belehrter Indianerstämme eine bessere Schutzwehr sein würde als alle die kostspielig zu unterhaltenden Grenzforts.

Er legte Hand ans Werk. Indianer durch Indianer zu belehren war sein wohl erwogener Grundsatz. Es handelte sich also um eine Erziehungsanstalt für indianische Lehrer und Prediger resp. Dolmetscher. Daneben sollten die Jüglinge auch Handwerke, Ackerbau u. s. w. lernen. — Klein fing Wheelock zu Lebanon in Connecticut seine Schule an. Er ließ sich von John Brainerd zwei Delaware-Knaben senden. Der eine war 14, der andre 11 Jahre alt. Zunächst wurden ähnliche, entmutigende Erfahrungen gemacht, wie einst bei den indianischen Studenten in Cambridge. Doch Wheelock ließ sich nicht abschrecken, sondern wandte desto größere Sorgfalt auf angemessene Nahrung und Lebensweise, und wirklich ergab sich für die Folge ein nicht ungünstiger Gesundheitszustand. Die Zahl der Schüler mehrte sich und stieg auf 18; ja eine Zeitlang waren es ihrer 25. Die Ausbildung der Jüglinge machte gute Fortschritte, ihr Betragen war ganz befriedigend. Die Schule hatte viele Freunde und Gönner gefunden, die die schönsten Hoffnungen hegte.

Wirklich waren nach einigen Jahren mehrere Schüler soweit gekommen, daß man sie als Schullehrer aussenden konnte. Es gelang auch, wenn gleich meist unter sehr bescheidenen Verhältnissen, Schulen anzulegen, und bald waren in der Wildniß gegen 200 Indianer-Kinder gesammelt, die lesen und schreiben lernten, bald mehrstimmige Lieder sangen und sich an civilisirte Sitte gewöhnten. Dazu fingen jene Lehrer an ihren Landsleuten zum Ackerbau Lust zu machen, und schon haute Wheelock und seine Freunde große Pläne darauf. Was für einen Umschwung für die ganze Kolonie mußte es haben, wenn alle Indianer mit wohlbetriebenem Ackerbau dem Handel einen ungeahnten Aufschwung geben würden!

Noch war die Schule zu Lebanon im Wachsthum begriffen und fand von allen Seiten Unterstützung. Auch von England kamen reichliche Summen, besonders nachdem ein indianischer Jüngling der Schule auf einer Kollektenreise dort durch seine Vorträge ein tiefes Interesse geweckt hat. Infolge davon faßte Wheelock den Plan, die Anstalt zu vergrößern. Auf Anerbietung einer reichlichen Dotation wurde sie nach Hannover in New-Hampshire verlegt. Damit aber fand zu gleicher Zeit eine Veränderung in der Einrichtung statt, die sich als geboten durch die Verhältnisse herausstellte.

Der Grundsatz Indianer durch Indianer zu civilisiren und Christianisiren, erwies sich nämlich als ein unausführbares Phantasiegebilde. Ueberall beschäftigte es sich, daß Indianer, die eine europäische Ausbildung erlangten, solange sie unter Weißen lebten, sich zu voller Zufriedenheit benahmen, wenn sie aber wieder in ihre alten Verhältnisse zurückkehrten, sanken sie allmählich

in die alte Lebensweise zurück. Es fehlte ihnen die Selbstständigkeit und Kraft, um den sie umgebenden Einflüssen Widerstand zu leisten. Auch Wheelod mußte in dieser Hinsicht bittere Erfahrungen machen und kam zu der Einsicht, daß die Hoffnung der Indianermission auf europäischen Arbeitern beruhe, denen die ausgebildeten Indianer dann als Gehülfen zur Seite zu stehen hätten. Sonach sollte die Anstalt fortan nicht bloß indianische, sondern auch englische Jünglinge aufnehmen u. z. wurde mit letzteren auch auf die dringenden Bedürfnisse der inneren Mission Rücksicht genommen: die Anstalt sollte dem sehr empfindlichen Prediger-Mangel der Kolonien entgegenkommen. So wurde sie denn nach der Umgestaltung von etwa 100 Schülern besucht, von denen 20 Indianer waren.

Manche von Wheelod's Missionaren haben, von indianischen Gehülfen unterstützt, in vielem Segen gewirkt, wenn auch die oft etwas zu phantastisch ausgemalten Erwartungen von ihnen nicht verwirklicht wurden. Leider können wir nicht einmal nur die hauptsächlichsten dieser Missionare namhaft machen oder ihren Wirkungskreis angeben, und müssen uns begnügen die zwei anzuführen, über welche Angaben vorliegen. Dies ist erstens Sampson Occum, ein Indianer, derselbe der die Kollektenreise nach England mitmachte. Er war vom Stamme der Mohikaner. Im Jahre 1768 siedelte er mit vielen seiner Stammesgenossen von Neu-England nach dem Lande der Oneida ins Gebiet von New-York über. Dorthin waren sie von dem genannten Stamme eingeladen. Es hatten sich dort Angehörige verschiedener Stämme zusammengefunden, die das Englische als gemeinsame Sprache annehmend zu einer Gemeinschaft verwuchsen, die sich die Brothertons nannten. Dort arbeitete Occum und war bis zu seinem Tode 1792 als christlicher Prediger der gesammelten Gemeinde thätig und zwar zu New-Stockbridge im Oneida Creekt-Thale. Später wanderten die Brothertons, nachdem sie gute Fortschritte in Civilisation und Christenthum gemacht hatten, nach Wisconsin aus, wo ihnen auch das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten beigelegt wurde.

Der bedeutendste aber von allen aus Wheelod's Schule hervorgegangenen Missionaren ist Samuel Kirkland. Er wurde 1765 zu den Seneca's geschickt, dem wildesten und feindseligsten der Irokesenvölker. Dort wie unter den Irokesen überhaupt hatten schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts französische Jesuiten gearbeitet. Doch die Mission war längst wieder erloschen. Evangelischerseits war hier bisher nur unter den Mohawks missionirt worden. Kirkland brachte auf seinem sehr schwierigen Posten unter unsäglichem Mühjalen und Beschwerden 1 1/2 Jahre zu: Darauf wurde er ordinirt und trat dann in den Dienst der oben erwähnten schottischen Gesellschaft, die damals auch in Connecticut einem Board of Correspondents hatte. Nun setzte er seine Arbeiten auf einem günstigeren Felde, unter den Oneida's fort. Ueber 40 Jahre hat er hier treu und unermülich in großer Selbstverleugnung gewirkt, seit 1769 verheiratet mit einer Nichte Wheelod's, die eine treffliche Missionarsfrau wurde. Ihm zur Seite stand als Schullehrer Fowler, ein Delaware-Indianer. Von besonders glänzenden Erfolgen Kirklands wird nichts

berichtet. Denn Einführung von Stamm ein großer christlicher nach Wisconsin selbst bis in die das Christenthum zurückführen. Erfolge erzielt Indianermission wurden: den

Die früh Nordamerika der Schwefel vertrieben, in sächsischen Reg im Jahre 173 Karolina abgeboner Vermitt dorthin, in der dianer thun könn und kamen gar Land und sein er, etwa nach Gottlieb Sp Ihnen folgten von David M des Mangels sie sich durch il benachbarten C Vertrauen zu Brüber in kur Savannahfluß, Sprache anfang Heiden zu ver im Jahre 173 in Georgien zu faltete, mußten gegen die Span nach Pennsylv lehem und N erfteres wurde von Nord-Ame Spangenb Georgien nach

berichtet. Dennoch hat er zum nachhaltigen Segen gewirkt, nicht bloß durch Einführung von Ackerbau und Handwerken, wodurch er sich um den ganzen Stamm ein großes Verdienst erworben hat, sondern auch durch Sammlung einer christlichen Gemeinde. Noch nach der Uebersiedlung der Oneida's nach Wisconsin, woselbst sie bei Green Bay Wohnplätze fanden, und selbst bis in die neueste Zeit hinein, sollen sich die civilisirten Sitten und das Christenthum mancher Oneida-Familien auf Kirland's Wirksamkeit zurückführen lassen. Daß dieser treue Arbeiter nicht weit größere Erfolge erzielte, rührte von den Hindernissen her, unter denen alle Indianermissionen zu leiden hatten und die meisten von ihnen zertrübt wurden: den Einflüssen der Weißen.

6. Die Anfänge der Brüdermission.

Die frühesten Missionsbestrebungen des Grafen Zinzendorf für Nordamerika sind mit seiner Fürsorge für eine Schaar von der Sekte der Schwentfeldter verknüpft, die unter Jesuitenquälereien aus Schlessen vertrieben, in Herrnhut Aufnahme gefunden hatten, aber auch von der sächsischen Regierung nicht im Lande gebuldet wurden. Es war dies im Jahre 1733, um die Zeit, als Georgien als besondere Kolonie von Karolina abgezwiegt, Einwanderer heranzuziehen suchte. Durch Londoner Vermittelungen lenkte der Graf den Weg der Vertriebenen dorthin, in der Hoffnung, daß sie auch etwas zur Belehrung der Indianer thun könnten. Sie aber fanden in Pennsylvanien geeignete Plätze und kamen gar nicht bis nach Georgien. Zinzendorf aber hatte dies Land und seine Heiden nun einmal ins Auge gefaßt, und so sandte er, etwa nach Jahresfrist, zehn Brüder unter der Führung von August Gottlieb Spangenberg dorthin, die im Frühjahr 1735 anlangten. Ihnen folgten im nächsten Jahr noch 20 Brüder von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Wohl hatten sie anfangs traurige Tage des Mangels und der Krankheit durchzumachen, bald aber erwarben sie sich durch ihren Fleiß die Achtung der Europäer, während auch die benachbarten Creek- (Krih-) Indianer sich freundlich erwiesen und bald Vertrauen zu ihnen gewannen. Unter diesen begannen denn die Brüder in kurzem ihre Missionsthätigkeit auf der Insel Irene im Savannahfluß, wo sie eine Schule errichteten und zunächst in englischer Sprache anfangen „das große Wort“ den mit Freuden zuhörenden Heiden zu verkündigen. Infolge dessen wurde von Herrnhut schon im Jahre 1737 Petrus Böhler als ordinirter Prediger der Kolonie in Georgien zugesendet. Ehe dieselbe aber zu regem Leben sich entfaltete, mußten die Brüder, wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienst gegen die Spanier beneidet und gehaßt, 1740 Georgien verlassen und nach Pennsylvanien übersiedeln. Hier legten sie die Gemeinden Bethlehem und Nazareth ganz nach dem Muster von Herrnhut an, und ersteres wurde zugleich eine Missionschule, nicht nur für die Heiden von Nord-Amerika, sondern auch für die von Westindien und Guiana. Spangenberg, der im Jahre 1737 in Zinzendorf's Auftrage von Georgien nach Pennsylvanien gereist war und von dem tiefen geistigen

Glend der dortigen Heiden bereits in einem Briefe an Christian David in Herrnhut Kunde gegeben und dadurch in mehreren Brüdern den Entschluß rege gemacht hatte, den armen Indianern das Evangelium zu verkünden, lehrte zwei Jahre später nach Europa zurück, und alsbald wurde Christian Heinrich Rauch als Indianermissionar abgesendet. Er fand in New-York zwei Häuptlinge der Mohikaner (Mahikander), Tschoop¹⁾ und Schabafsch, die als Gesandte zum holländischen Gouverneur gekommen waren und sich bereit erklärten Lehrer aufzunehmen. Trotz aller Versuche der Europäer, ihn von seinem Vorhaben durch Entmuthigungen abzuwenden, begab sich Rauch nach dem an der Grenze von Connecticut gelegenen Schekomoko, dem Wohnplatze Tschoop's, der als arger Raufbold und Säufer bekannt war. Am 16. August langte er daselbst an, wurde freundlich aufgenommen und begann, da die Indianer holländisch verstanden, gleich mit der Predigt von Christo dem Gekreuzigten, und staunend und aufmerksam hörten die Heiden ihm zu, so daß er die schönsten Hoffnungen für sie hegte. Aber schon am folgenden Tage antworteten sie auf sein Zeugniß mit verstoßenem Lächeln, und bald behandelten sie den Missionar mit offenem Hohn und Verachtung. Umsonst ging Rauch von Hütte zu Hütte. „Es war, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte.“ Endlich aber schien das Evangelium auf Tschoop und einige andere einen tieferen Eindruck zu machen. Auch der oben erwähnte Schabafsch wird unter den Angeregten genannt. Diese Regungen eines neuen Lebens zogen aber auch dem Missionar die Feindschaft der umwohnenden Weißen zu, deren Sünden durch sein Zeugniß gestraft wurden; sie drohten, ihn zu tödten, und Rauch mußte eine Zeitlang Schekomoko verlassen und bei einem benachbarten wohlwollenden Bauer die Stelle eines Hauslehrers annehmen. Doch konnte er es nicht lassen, auch von hier aus dann und wann die Heiden in Schekomoko zu besuchen. Die Weißen aber hegten die Indianer auf: diese wollten ihn erschießen, an einen Baum aufhängen; einer jagte ihm, das Beil in der Hand, nach, fiel aber in blinder Wuth ins Wasser, ehe er ihn erreichte; selbst Tschoop und Schabafsch mieden ihn, ja wurden seine Feinde. Die besten der europäischen Ansiedler in der Nähe hielten es für ein lächerliches Unternehmen, die „lebendigen Teufel“ bekehren zu wollen. Rauch aber stand fest in demüthigem Glauben und herzlichster Liebe. Nachdem er sich selbst als unwürdig und schwach bekannt, fährt er in einem Briefe aus jenen Tagen fort: „Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden sollte, sieht man noch gar nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun

¹⁾ Nach holländischer Aussprache: Tschohp; nicht Tscháp.

kann; kein ve
es nicht sollt
zuletzt doch m
kehrung des
Versammlung

„Brüder! ich
und weiß also
uns, der wollte
sagten wir: Ei,
du hergekommen
Ihr müßt nicht
Du Narr, denk
lehre die Leute,
stiehlt, wer lügt
Nach einiger Zei
setzte sich zu mi
komme zu dir im
daß er dich gern
zu dem Ende ih
sein Blut für sie
Brett und schlief
ist das für ein
tobtschlagen und
ohne Sorgen.
immer wieder ein
Christus für uns
metzte den ande
mit uns rede.
Daher sage ich
Tod, wenn ihr u

Mit Ähnu
ihrem Lehrer e
der Bewegung
das Wort Gott
lieblicher voran
an die Brüder

„Ich bin ein
gewußt hat, als
Teufels unter ber
habe ich nichtigen
mit vielen Thrän
und ich Ihm mein
zu Ihm. Meine
Feinde, und der
so gut als ein Sw
aber offen waren,
hat ihren Gott v
Wampumausgesch
beten, und wir hab
lamme sagte, das
sehr darüber gew
dardüber: auch ha
mir predigte. Se

¹⁾ cf. Wull

kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können". — Dieser Glaube wurde denn zuletzt doch mit Erfolg gekrönt, der sich am auffallendsten in der Belehrung des Tschoop zeigte. Er selbst hat sich später in einer christlichen Versammlung darüber also ausgesprochen:

„Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden und weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinst du denn, wir wissen das nicht? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. — Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer kauft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als deine eignen Leute? Und so schickten wir ihn fort. — Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, darinnen du liegst. Zu dem Ende ist er Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben, sein Blut für sie vergossen u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber der ist ohne Sorgen. — Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: das ist etwas anderes! und verdolmetzte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Lob, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen.“

Mit Achtung und Liebe kamen nun die Indianer in Schekomeko ihrem Lehrer entgegen; bald wurden auch die benachbarten Dörfer von der Bewegung ergriffen, und heilsbegierige Heiden versammelten sich, das Wort Gottes zu vernehmen. Mit Tschoop¹⁾ aber ging es immer lieblicher voran, wie auch folgender Brief zeigt, den er durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ:

„Ich bin ein armer, wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden, und weil ich nichts von dem Heiland gewußt habe, so habe ich nützigen Göttern gedient, die ich jetzt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereut. Als ich hörte, daß Er auch der Heiden Heiland wäre und ich Ihm mein Herz auch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu Ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihre Götter glaube. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie mir sagte; denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht und mit Wampum ausge schmückt. Weil sie die Älteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange, bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamme sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber: auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stände und mir predigte. Jetzt fühle ich's, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann

¹⁾ cf. Wulfschlägel, Lebensbilder n. I, S. 35 ff.

mit seinem Blute und kein anderer. Ich glaube, daß Er mein Gott und mein Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuz gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich zur Wintersonne nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untren machen, was ich aber zuvor lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Noth. Ich bin der arme wilde Tschoop.“

Gegen Ende des Jahres 1741 kam der Graf Zinzendorf in Amerika an und hielt eine Brüder-Synode in Oly in Pennsylvania, zu welcher auch Christian Heinrich Rauch durch den Bruder Gottlob Wättner, der nach Schetomoko kam und daselbst zehn Tage verweilte, eingeladen ward. Drei Indianer, Schabasch, Seim und Riop, begleiteten die beiden am 22. Januar 1742 nach Oly, wo sie am 9. Februar eintrafen, während der arme Tschoop seines lahmen Fußes wegen daheim bleiben mußte. In Oly empfingen die genannten Indianer am 11. Februar die heilige Taufe und die Namen Abraham, Isaak und Jakob; am 16. April aber wurde auch in Schetomoko das erste Taufest gefeiert, und der gänzlich umgewandelte Tschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. In einem bald darnach geschriebenen Brief an Zinzendorf schreibt er, nachdem er über sein früheres Sündenleben gesprochen, mit den seligen Worten:

„Nun aber bin ich glücklich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm fühlte, wünschte ich mir sogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinem Wort etwas bekannt machen: es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht, das ist leicht. — Es gibt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer; aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre; es ist mir alles süß und leicht, darum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll. Noch weiß ich nichts, als daß es süß und leicht ist, und ich weiß auch nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle. — So Johannes, dein Bruder.“

Das Evangelium machte nun schnelle Fortschritte nicht nur in Schetomoko, sondern auch in den benachbarten Indianerstädten. Aus weiter Entfernung kamen oft die Wilden zu Rauch's Predigten und hörten mit Freuden davon, „wie Gott Mensch geworden sei und die Indianer so sehr liebe, daß er sie mit seinem Blute von dem Dienste des Teufels und der Sünde erlöset habe“. Das Feld war weiß zur Ernte.

Graf Zinzendorf aber, nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Konferenzen gehalten, unternahm selbst drei mühevollen und beschwerliche Reisen in die verschiedenen Indianergebiete; die erste am 28. Juli von Bethlehem bis Meniolagometah, einem Delawaren-dorfe, auf welcher er fast überall freundliche Aufnahme fand und mit den Sitten und Gewohnheiten der Indianer sich bekannt machte. Am 14. August traf er eine große Gesandtschaft der Irotesen oder sechs Nationen und ließ ihnen durch seinen Begleiter, den Gouvernements-Dolmetscher Weißer, sagen: er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder

bringen. Handel mit
zeigen. Sta
klärten nach
übers Meer
zu predigen.
von dir nicht
kommen. R
kommen sein
unsere Wort
Zinzendorf
später den
Seine zweite
moko, wo e
Indianern h
redungen in
vier bereits
einführte un
als Lehrer u
mahner und
incomparable
rechte Gottes
oft mit Ersta
rige Indianer
angewachsen
und trat sein
ihn dahin be
heilige Taufe
wie dem Mi
der Graf noch
am Susque
dem Häuptlin
am 30. Sept
Wajomick, i
Zutrauen den
bedroht, und
Mühen und
1743 wider i

Zu Schet
Frau als Geh
fort, so daß
denen die Mi
hielten und a
ihre herzlich
Mad Schaw
und Post kam
der Weißen, i
Indianern zu

bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handel mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Staunend vernahmen die Indianer diese Botschaft, und erklärten nach längerer Berathung: „Brüder, du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diese Wampumschnur, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind“. So errichteten die Jrotesen mit Graf Jinzendorf einen Freundschaftsbund, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern eine ausgedehnte Missionsthätigkeit ermöglichte. — Seine zweite Reise unternahm der Graf am 21. August nach Schetomoko, wo er am 27. August ankam und im Umgang mit den getauften Indianern herzerquickende Tage verlebte, mit Rauch wichtige Verabredungen in Bezug auf das Missionswerk nahm, auf den Wunsch der vier bereits Getauften in Schetomoko eine christliche Gemeindeordnung einführte und sie selbst feierlich ins Gehülfsenamt einsetzte, Johannes als Lehrer und Dolmetscher, Abraham als Ältesten, Jakob als Ermahner und Isaak als Diener. „Diese vier nach Geist und Natur incomparable Indianer“, heißt es in einem Briefe des Grafen, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Konferenz, der wir oft mit Erstaunen beigewohnt haben“. Nachdem noch sechs heilsbegierige Indianer getauft und die kleine Gemeinde dadurch auf zehn Seelen angewachsen war, verließ Jinzendorf am 4. September Schetomoko und trat seine Rückreise nach Bethlehem an. Zwei Indianer, welche ihn dahin begleitet hatten, empfingen hier von ihm und Büttner die heilige Taufe und wurden Josua und David genannt. Mit ihnen, so wie dem Missionar Mac und dessen Frau, nebst Weisker, unternahm der Graf noch in demselben Monat eine dritte Reise zu den Indianern am Susquehannah, ward am 28. September in Schomokin von dem Häuptling Schikellimus gar freundlich aufgenommen, und zog am 30. September über Oskomwadin zu den wilden Schawano's in Wajomid, wo er 20 Tage verweilte, ohne daß es ihm gelang, das Vertrauen der Indianer zu gewinnen. Ja, sein Leben ward sogar bedroht, und deshalb kehrte er bis zum 9. November unter großen Mühen und Gefahren nach Bethlehem zurück, von wo er Anfang 1743 wider nach Europa sich begab.

Zu Schetomoko war indeß im Oktober 1742 G. Büttner mit seiner Frau als Gehülfe Rauch's getreten, und das Werk des Herrn ging fröhlich fort, so daß gegen Ende des Jahres schon 31 Getaufte waren, mit denen die Missionare wöchentlich noch eine besondere Versammlung hielten und an den Bekenntnissen und dem Wandel der jungen Christen ihre herzlichste Freude hatten. Neben Rauch und Büttner wirkten später Mac Schaw, zu denen hernach noch die Brüder Pyrläus, Senfemann und Post kamen, unbeirrt von den nicht ausbleibenden Anfechtungen der Weißen, in reichem Segen. Am 13. März 1743 ward mit 10 Indianern zum erstenmal das heilige Abendmahl gefeiert, und diese

Feier am 27. Juli bereits mit 22 Indianern wiederholt. Nachdem nun ein früherer Häuptling, Cornellius, zum Ortsvorsteher ernannt worden, nahmen die Brüder auch den Bau eines Gotteshauses in Angriff, das, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, ganz von Baumrinde erbaut, schon im Juli eingeweiht werden konnte, und nachdem so das bürgerliche und weiter auch das kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht war, ging die Gemeinde fortan ihren stillen und geregelten Gang, und der bereits erwähnte C. Weißer, der früher eine erfolgreiche Mission unter den Indianern für unmöglich gehalten, mußte, nach einem Besuche in Schetomoko in einem Brief an Büttner bezeugen:

„Ich bin mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereist. Der Indianer Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfachheit und unversehrtes Wesen, ihre Erfahrung der durchs Blut Jesu zuwegegebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der Herr mit euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravidität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher und hat es aufs allerhöchste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahikanersprache nicht gründlich, doch sind mir ihr Wesen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größten Gnaben, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schetomoko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und dieselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sitzen sah, als Zeugen des Veröhnungsofers unsers Herrn Jesu Christi: ihr Gebet müsse hinaufkommen ins Gebächniß vor Gott, und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gesritten werden.“

Und an Feinden fehlte es nicht: doch waren die jungen Christen selbst bereit zur Verantwortung gegen jedermann, wie denn Abraham einst einem böswilligen Weißen, aus dessen Munde er allerlei verdächtigende Aeußerungen über die Missionare hören mußte, zur Antwort gab: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und niemand von euch bekümmerte sich darum; aber die Brüder haben mir das Blut Jesu gepredigt, und das hat sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöst bin; darum sind mir meine Lehrer genug.“

Von Schetomoko drang der Schall des Evangeliums auch zu den benachbarten Indianerdörfern, und die Bewohner von Wechquat nach und nach kamen zu den Missionaren mit der Bitte, auch ihnen das große Wort bringen zu wollen. So begab sich denn Missionar Macß nebst Frau Anfang 1743 zuerst nach dem fünf Meilen entfernten Pachgatogoch in Connecticut und fand hier die freundlichste Aufnahme und große Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums, sodaß nach nicht langer Zeit 6 Heiden dort getauft werden konnten.

Aber auch die Feinde ruhten nicht. Die weißen Brantweinhändler, denen die christlichen Indianer nichts mehr ablaufen, die angestellten

englischen Pred von jenen man versuchten die zu verleumden. Engländern das men mit den diese Beschuldig New-York selbst von den wieder letzteren gewisse Verantwortung von ihren Religi kein Argwohnen ihrer Feinde erg alle verdächtigen sie dies nicht th folgte ein zweite der Indianer ve Schetomoko den den Indianern a genberg, der Au an und begab si welche nun von der Geduld zu si daselbst konnte er

„Je näher wir bei den Leuten gegen eine Stunde von S lieber seine Hand n sie gemacht worden, Gnade an den Indi meine Brüder, das diesem Volke wider was sich da süßen i in Schetomoko einri Physiognomie, juß der uns vom Grasen dem Namen, irrten uns sogleich zu den empfing uns freundl hat, so leuchtet doch Staub beugt. Die empfangen uns mit Gemeinde zurück, da ander saßen aus wie stern um uns hatten Hände: Wer den Mutter, Schwester gern wider angenom nun mit allen Getas sich auch ein, blieb in an. Wir riefen ihn schämt und reutig au

Burkhardt, Missionar B.

englischen Prediger, welche ihr Amt als Miethlinge versahen, und darum von jenen manchmal auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht wurden, versuchten die Missionare zunächst bei den Indianern als falsche Lehrer zu verleumden, und als dies vergeblich war, streuten sie unter den Engländern das Gerücht aus, die Brüder ständen in heimlichem Einvernehmen mit den Franzosen in Kanada und seien Landesverräther. Auf diese Beschuldigungen hin wurden die Brüder vor den Gouverneur in New-York selbst citirt, um sich zu verantworten und durch einen Eid von den wieder sie erhobenen Anklagen zu reinigen, und obgleich sie den letzteren gewissenshalber nicht ablegten, wurden sie auf ihre getroffene Verantwortung für diesmal mit dem Bemerken entlassen, „sie sollten von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn entstände“. Doch ließ man ihnen keine Ruhe. Auf Betreiben ihrer Feinde erging von New-York im Oktober 1744 ein Gesetz, daß alle verdächtigen Personen den Eid der Treue schwören, und im Fall sie dies nicht thäten, aus dem Lande verwiesen werden sollten; bald folgte ein zweites, was den Brüdern ausdrücklich den fernern Unterricht der Indianer verbot, und im Dezember endlich erhielten die Brüder zu Schekomoko den Befehl, das Land zu verlassen und alle Verbindung mit den Indianern aufzugeben. Unter diesen traurigen Umständen kam Spangenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa an und begab sich ohne Verzug nach Schekomoko, um die Gemeinde, welche nun von den Missionaren verlassen werden sollte; wenigstens in der Geduld zu stärken und mit ihr zu beten. Ueber seinen Aufenthalt daselbst konnte er der Gemeinde in Europa berichten:

„Je näher wir nach Schekomoko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das basige Wort Gottes. Der Friedensrichter von Milsby, eine Stunde von Schekomoko, ritt mit uns hin und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Art, die gegen sie gemacht worden, traktiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hintamen, o meine Brüder, das müßte ein tochter Mensch sein, der nicht über die Gnade, die diesem Volke widerfahren ist, in Thränen zerflöße. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schekomoko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Pinzenborf so beschriebe, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch darin nicht; er bewillkommnete uns herzlich und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Baden eine Schlange eingeküßt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, das nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle mit einander saßen aus wie die Kämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder. — Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wider angenommen sein, die Brüder traueten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Tausenden, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blies in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sündershaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einen Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es waltete große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete

von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann rebete ich von der Nachfolge Jesu und was alles dabei zu merken ist. Isaal that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran mußten sie nicht nur in Schekomelo, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschloßen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen und segneten diese theuer erkauften Seelen und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsere Herzen unglaublich erquickt wurden."

Doch die Missionare mußten zufolge des oben erwähnten Befehls durch die Aeltestenkonferenz in Bethlehem von Schekomelo abgerufen werden. Nur einer der Brüder zog nicht mit fort; das war Büttner, der schon längere Zeit schwer krank, bald nach Spangenberg's Abreise am 23. Februar 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer sanft und selig entschlief. Die gesammelten Gemeinden aber, die immer im Verkehr mit Bethlehem blieben, konnten eine Zeitlang durch Nationalhefer erhalten werden; die von Schekomelo wurde jedoch bald veranlaßt nach Pennsylvanien überzusiedeln, wo sie, nach kurzem Aufenthalt in Friedenshütten bei Bethlehem, sich an dem Einflusse des Mahoni in die Lecha¹⁾ zu Gnadenhütten anbaute, und unter Mack und Rauch mehrere Jahre erfreulicher Entwicklung erlebte. Die andern Gemeinden hatten mehr und mehr unter Schwierigkeiten zu leiden, unter denen sich ihre Glieder allmählich zerstreuten oder gleichfalls nach Pennsylvanien übersiedelten. Am längsten, bis 1762, bestand Paschgatgoch.

7. David Zeisberger.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Bauchenthal in Mähren in dem sogenannten Ruhländchen geboren. Seine Eltern, nicht unbegüterte Landleute, verließen um der Bedrückung ihres evangelischen Bekenntnisses willen Haus und Hof, und wanderten im Jahre 1726 mit drei Kindern nach Herrnhut, von wo sie mit der oben erwähnten Kolonie nach Georgien auswanderten. Den kleinen David ließen sie in Herrnhut zurück. Durch Fleiß und treffliche Anlagen zeichnete er bald sich aus, und frühe schon bemerkte man an ihm eine besondere Gabe, fremde Sprachen zu erlernen, wodurch er in seiner spätern Missionslaufbahn so Großes geleistet hat. Als David 15 Jahr alt war, nahm ihn der Graf Zinzendorf im Jahre 1736 mit nach Holland, wo auf den Wunsch der verwitweten Prinzessin von Dranien die Brüderkolonie Herrendyck, nicht weit von Utrecht, gegründet wurde. Hier blieb nun der Jüngling und eignete sich die holländische Sprache zwar schnell an, fühlte aber durch die feste Regel, in welcher die Gemeinde sich bewegte, sich so beengt und gedrückt, daß er mit einem seiner Jugendgenossen, Schöber, dem es ebenso erging, den Entschluß faßte, heimlich nach Georgien zu entfliehen und dort seine Eltern aufzusuchen. Es fand sich auch ein Schiffskapitän, der sie mit nach Ame-

¹⁾ Dies ist der Nebenfluß des Delaware, an dem Bethlehem liegt.

rika nahm, und mal ihren Sohn sich sahen. Die Eltern nach Amerika hat. Doch ich berief so wie a Leben in den recht zu taugen überflüssige Per Amerika wieder und sich in der betrübt ging er und Wildnissen anfang, die An frommen Begle Frage, ob er a entschiedene Ant Herzen." Die man ihn sofort dem Dienste des Beruf, den Ind dem Unterrichte jungen Leuten i Mitschüler weit er auch deren E derselben auszub eine Missionswa meinten, diese N beide Glaubensab New-York ins (fortsetzten, und Nach siebenwöch sich im Verhör Bethlehem zurück

Noch in der dennoch ausgefüllt Brüdern drang Onondago, am 1 der 6 Stationen Aufnahme nicht zu Wajomit am von Schekomelo Zinzendorf gesch den Indianerhäu

Es ist scho

Mohikanern denn

¹⁾ Es ist nicht

rifa nahm, und David's Eltern staunten nicht wenig, als sie auf einmal ihren Sohn, den sie in Herrendyl wohl aufgehoben glaubten, vor sich sahen. Doch er war nun einmal da und zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mit gearbeitet hat. Doch schien er, 22 Jahr alt und noch ohne bestimmten Lebensberuf so wie auch noch ohne Gewißheit seiner Besehrung, für das stille Leben in den Kreisen der Brüdergemeinde in Nordamerika nicht recht zu taugen, und der Gemeinde zu Bethlehem war er eine ziemlich überflüssige Person. Als daher der Graf Zinzendorf im Jahre 1743 Amerika wieder verlassen wollte, sollte David Zeisberger ihn begleiten und sich in der Heimat ein Fortkommen suchen. Gehorsam, aber tief betrübt ging er auf das Schiff, denn das Leben in den Waldungen und Wildnissen Amerika's war ihm lieb geworden. Da, als man schon anfang, die Anker zu lichten, richtete David Nitschmann, einer der frommen Begleiter des Grafen, an den bestimmten Jüngling die Frage, ob er auch gern nach Europa zurückgehe. „Nein!“ war die entschiedene Antwort, „mir liegt jetzt vor allem meine Besehrung am Herzen.“ Die letztere erfolgte denn auch bald in Bethlehem, wohin man ihn sofort zurückkehren ließ. Nun war sein Wunsch, seine Kräfte dem Dienste des Herrn zu weihen, und immer gewisser wurde ihm sein Beruf, den Indianern zu predigen. Mit großem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Byrläus mehreren jungen Leuten in der Mohikanersprache erteilte, und ließ bald seine Mitschüler weit hinter sich. Von einigen durchreisenden Frotesen lernte er auch deren Sprache¹⁾ und vermochte sich bald mit Leichtigkeit in derselben auszudrücken. Anfang 1745 unternahm er schon mit Post eine Missionswanderung in das Land der Frotesen. Die Weißen aber meinten, diese Reise laufe auf Landesverrath hinaus, und darum wurden beide Glaubensboten plötzlich unterwegs gefangen genommen und nach New-York ins Gefängniß gebracht, wo sie unverzagt ihre Sprachstudien fortsetzten, und bei ihrem unschuldigen Leiden manchen Trost fanden. Nach siebenwöchentlicher Haft wurden die Gefangenen, deren Unschuld sich im Verhör klar herausstellte, entlassen, und zogen fröhlich nach Bethlehem zurück.

Noch in demselben Jahre wurde die Reise in das Froteseengebiet dennoch ausgeführt. Mit dem Bischof Spangenberg und zwei andern Brüdern drang Zeisberger nach außerordentlichen Mühsalen nach Onondago, am südlichen Ufer des Oneida-Sees vor, wo der große Rath der 6 Stationen seinen Sitz hatte. Dort erhielten sie nach freundlicher Aufnahme nicht nur die Erlaubniß zur Gründung einer Ansiedlung zu Wajomik am Susquehannah, wohin man anfänglich die Christen von Schesometo bringen wollte, sondern es wurde auch der vom Grafen Zinzendorf geschlossene Freundschaftsbund erneuert und die Brüder von den Indianerhäuptlingen als ihre Vettern anerkannt.

Es ist schon oben erwähnt worden, wie die Christen aus den Mohikanern denn doch nicht nach dem entfernteren Wajomik gingen,

¹⁾ Es ist nicht gesagt, welche von den 6 Sprachen.

sondern sich in Gnadenhütten ansiedelten. Damit war der Schwerpunkt der Brüdermission fortan nach Pennsylvanien verlegt. Auch aus den Delawaren wurden viele gewonnen, die sich in dem neuangelegten Dorfe niederließen, das mit seiner ganz nach den Ordnungen der Brüderkirche verfaßten Indianergemeinde ein liebliches und für viele Beobachter überraschendes Bild darbot. Bei dem Orte geblieben die fleißig bebauten Felder. Mancherlei Handwerke wurden mit Geschick betrieben; eine Sägemühle gab vielen Beschäftigung und Verdienst. Auch werden zahlreiche Beispiele von der Blüte des christlichen Lebens angeführt.

Von Gnadenhütten aus faßten die Brüder auch die umliegenden Indianer fortwährend ins Auge. Im Jahre 1746 hielt sich Mac nebst seiner Frau längere Zeit in deren Dorfe Schomokin am Susquehanna auf, wo die Wilden indeß seine Predigt verachteten, und besuchte auch die in demselben Flusse gelegene Insel Long-Insel, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre ließ auf den Wunsch der Protosen zuerst Bruder Anton Schmidt als Schmied in Schomokin sich nieder; ihm folgte Mac mit seiner Frau; 1748 finden wir Cammerhof¹⁾ und Zeisberger in Schomokin, der von hier aus mit Mac die Indianer auf Long-Insel besuchte; in demselben Jahre kam auch Joh. von Wattenille, der zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gesandt war, dahin; 1750 aber begaben sich Zeisberger und Cammerhof abermals zu dem großen Rathsefeuer nach Onondago, und erhielten hier nach langen Beratungen der Häuptlinge den Bescheid, daß die Protosen und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten, und der Bund mit ihnen sollte nie getrennt noch zerrissen werden. Auch sollte zwei Brüdern gestattet sein, an irgend einer Stelle im Protosenlande sich niederzulassen und den Missionsberuf zu treiben.

Im Jahre 1751 besuchte Zeisberger mit Nathanael Seidel Europa und wurde zu Herrnhut in seinem Missionsdienst feierlich bestätigt und eingesegnet, worauf er im folgenden Jahre mit Seidel und Missionar Schmid nach Pennsylvanien zurückkehrte. Bald hernach griff er schon wieder zum Wanderstabe und sein Besuch bei den Nanticoke's und Schawano's²⁾ hatte im Juli 1752 eine Gesandtschaft derselben nach Gnadenhütten und den feierlichen Schluß eines Bündnisses dieser Indianer mit den Brüdern in Gnadenhütten und Bethlehem zur Folge. Darauf siedelten sich 65 christliche Indianer von Gnadenhütten in Wajomit an, womit den genannten Stämmen das Evangelium nahe gebracht wurde. Außerdem ist Meniolagomesh am oberen Mahony (?) zu erwähnen als eine Station unter den Delawaren. Die dort Bekehrten zogen jedoch meist nach Gnadenhütten. Diese Niederlassung mußte übrigens an eine andre Stelle auf das nördliche Ufer der Lecha verlegt werden, während auf dem alten Platze nur das Gemeindegelände blieb, das fortan als Pilgerhaus für die Heidenboten diente. — Zeis-

¹⁾ Der zwei Jahre früher als Bischof eingetreten war.

²⁾ Jene wohnten an dem oberen Susquehanna, diese südwestlich von ihnen.

berger finden in Onondago thätig.

Doch von mission auf den Engländern und ihrer nordamerikanischen allgemeiner will, besonders der Schawano's die Brüder beim wilden Indianer. Es war am 11. Schwestern im da wurden sie d. Schuß, worauf Draußen aber Bruder Martin noch etliche wurden und versperrten durch ein Hinter die Brüder und gaben sich alle gelang, fielen von dem bald in entließ er glücklich Sprung vom bre entkam den Feind indem er zum doch auch seine vom Dache glück ihn die Feinde Leib. Er wurde denn sie hieben i Die übrigen wu mann, der durch beschreibenden In den Flammen lieber Heiland, auch die Scheune das Vieh verbrar Milch, ließen sich Schwester Partsch einen Baum verbanges flohen die Busch; des andern von Gnadenhütten am andern Tage hütten, 600 an de

berger finden wir in jenen Jahren wiederholentlich längere Zeit zu Onondago thätig, doch ohne die gewünschten Erfolge seiner Predigt.

Doch von jetzt an begann eine schwere Trübsalszeit für die Brüdermission auf dem Indianergebiete. Der im Jahre 1755 zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochene blutige Krieg über die Grenzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen gab Veranlassung, daß auch ein allgemeiner wilder Indianerkrieg in helle Flammen ausbrach, wodurch besonders der Staat Pennsylvanien in große Gefahr kam. Delawaren und Schawano's, von den Franzosen aufgereizt, griffen zu den Waffen; die Brüder bemühten sich, ihre Indianer in Frieden zu erhalten, die wilden Indianer aber schonten auch ihrer christlichen Landsleute nicht. Es war am Abend des 24. November 1755, als die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony eben zu Tische saßen; da wurden sie durch lautes Hundegebell erschreckt, und plötzlich fiel ein Schuß, worauf einige von ihnen zur Hausthür eilten und sie öffneten. Draußen aber fanden die feindlichen Indianer bereit, schossen, und Bruder Martin Nitschmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den übrigen auf den Boden und versperrten die Treppe, so gut sie konnten. Bruder Partsch sprang durch ein Hinterfenster und entkam. Unterdessen verfolgten die Feinde die Brüder und Schwestern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben sich alle Mühe, die Thüre zu erbrechen. Da ihnen dies nicht gelang, steckten sie das Haus in Brand. Ein Indianerknabe sprang von dem bald in Flammen stehenden Dache herab. Obgleich verwundet entlief er glücklich. Das manöuvre der Schwester Partsch Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter zu wagen; es glückte ihr, sie entkam den Feinden, und so wurde ihres Mannes Gebet erhört, der indem er zum Fenster hinausprang, zu Gott geseufzt hatte, daß er doch auch seine Frau erretten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dache glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und schossen ihn mit zwei Kugeln durch den Leib. Er wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtschaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib und skalpirten ihn darnach. Die übrigen wurden alle lebendig verbrannt, und Bruder Senfmann, der durch die Hinterthür entkommen war, hatte den nicht zu beschreibenden Schmerz, seine geliebte Frau mit verbrennen zu sehen. In den Flammen stehend, faltete sie die Hände und rief: „O nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!“ Die Feinde zündeten nun auch die Scheunen und Ställe an, so daß Frucht und Heu und auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, brockten Brod in Milch, ließen sich's wohlschmecken und gingen davon; welches alles Schwester Partsch von einem nahegelegenen Hügel, da sie sich hinter einen Baum verborgen, mit ansah. Während dieses schrecklichen Vorganges flohen die Einwohner des nahegelegenen Gnadenhütten in den Busch; des andern Morgens früh 3 Uhr aber kam Br. Zeisberger von Gnadenhütten mit dieser Trauerpost in Bethlehem an, und schon am andern Tage folgten ihm die flüchtigen Bewohner von Gnadenhütten, 600 an der Zahl, und fanden vorläufig in Bethlehem Aufnahme;

ihr Dorf aber wurde nach Vertreibung der dahin gesandten englischen Mannschaft am Neujahrstage 1756 von den Wilden gleichfalls verbrannt. Nordend und fengend durchzogen diese das Land, und Bethlehem selbst war in großer Gefahr, wurde jedoch gnädig beschützt. Die Entkommenen aber gründeten mit Genehmigung der Regierung eine neue Niederlassung in der Nähe von Bethlehem, Rain genannt, wohin sie im Herbst 1758 übersiedelten. Im folgenden Jahre 1759 hörten die Streifzüge der Wilden wenigstens in Pennsylvanien gänzlich auf, und aller Orten ward der Herr gepriesen, besonders zu Rain, das sich bald lieblich entwickelte und auch auf heidnische Indianer einen guten Eindruck machte.

Durch den Zugzug der gläubigen Indianer von nah und fern ward die junge Kolonie bald so überfüllt, daß die Brüder sich genöthigt sahen, sie zu theilen und von der Gemeinde in Bethlehem ein Stück Land hinter den blauen Bergen zu kaufen, auf welchem im April 1760 Sensemänn mit 30 getauften Indianern den Gemeinort Wechquetank 6 Meilen von Bethlehem jenseits der blauen Berge zu bauen begann, in welchem bald ein fröhliches Leben erblühte.

Zeisberger, der während der Kriessunruhen zu Bethlehem fleißig die Indianer-Sprachen studirt, auch darüber zum Besten der Mission geschrieben hatte, begab sich 1762 zu den Indianern nach Wajomit, um das kleine Häuflein der Gläubigen zu stärken; und nachdem in diesem Jahre auch mit den Indianern endlich Friede geworden, zog Missionar Post im März 1763 an die Mündung des Muskingum in den Ohio, wo die Häuptlinge ihm ein kleines Stück Land¹⁾ zur Niederlassung bewilligten, Zeisberger aber im Mai nach Machwihilusing am Susquehannah. Hier hatte bisher Papunhaut²⁾, ein berühmter indianischer Prophet, seinen Landsleuten mit großem Eifer eine strenge heidnische Moral gepredigt; weil er aber dabei samt seinen Leuten immer tiefer in Sünden sank, so fingen manche seiner Zuhörer selbst an zu zweifeln, ob er auch ein rechter Lehrer der Wahrheit sei. In Rain hörte er 1759 zum erstenmal die christliche Predigt, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. Doch wollte er seinen alten Einfluß nicht aufgeben. Als aber Zeisberger zu ihm kam, wirkte das Evangelium nicht bloß unter den Landsleuten des Propheten, sondern dieser wurde zuerst überwunden und erhielt die heilige Taufe und den Namen Johannes. Zeisberger, der sich auf Bitten der Indianer bleibend in Machwihilusing niederlassen durfte, wo so großes Heilsverlangen ihm entgegenkam, hoffte dem Herrn hier bald eine Gemeinde zu sammeln, als plötzlich von neuem wilder Kriegslärm ertönte und den Missionar zur Rückkehr nach Bethlehem nöthigte.

Die Indianer an den Kanadischen Seen und am Ohio machten wieder Einfälle in Pennsylvanien und ermordeten viele Hunderte, wo denn immer ihre bekehrten und mit den Weißen lebenden Landsleute diesen gleich geachtet wurden. Die Weißen dagegen, durch die Angriffe

¹⁾ Basler Missions-Magazin a. a. O. S. 291 ff.

²⁾ Wollschlägel Lebensbilder II. S. 70 f.

der Wilden e
des Glaubens
allen Niederla
punhaut und
Zuflucht nach
mußte man f
stadt von Pen
aufgerichteten
bewacht, um
zu sichern; ab
ganz verändert
hervor, und
ward der Fri
weißen Leute
man, die chri
war zunächst
wohin Zeisber
platzes übertra
verneur von P
Fürsorge über
ihre Reise an.
Morgens frühe
hatte." Nach
ger's Führung
war mehrere
ertrugen, ihren
Pilger, „waren
auf eine so fü
pfänden durften
um ein großes
war. Das Au
offen, und wir
und Darmherz

Endlich, n
Ufern des Sus
lusing-Baches
Muthes ihre
Ort, und bald
häuser ein lieb
ben. Kleine G
großes Welschl
aber baute sich
ren Orten zuzu
nenschwarm; j
Freuden. Einige
brachten den wi
fingen Fische
sorgen; wieder

der Wilden erbittert, wollten nun auch alle Indianer, ohne Unterschied des Glaubens, ermordet wissen. Wieder nahmen die Gläubigen aus allen Niederlassungen, denen sich am Ende auch Zeisberger nebst Wapunhau und einem kleinen Häuflein Bekehrter anschließen mußte, ihre Zuflucht nach Bethlehem, und da sie auch hier nicht mehr sicher waren, mußte man sie im November 1763 nach Philadelphia, der Hauptstadt von Pennsylvanien, bringen. Hier wurden sie in einem besonders aufgerichteten Felslager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht bewacht, um ihr Leben gegen die herumstreifenden feindlichen Indianer zu sichern; aber der beschränkte Raum, der Mangel an Bewegung, die ganz veränderte Lebensweise brachten bald Krankheiten unter ihnen hervor, und 36 raffte der Tod hinweg. Endlich am 4. Dezember 1764 ward der Friede mit den wilden Indianern geschlossen, und da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Drangsale gewesen, beschloß man, die christliche Indianergemeinde ins Innere des Landes, und zwar zunächst nach Machwihilusung am Susquehannah zu verpflanzen, wohnen Zeisberger und Schmid, denen die Leitung des neuen Missionsplatzes übertragen wurde, sie führen sollten. Nachdem sie dem Gouverneur von Philadelphia eine Dank-Adresse für seine bisherige treue Fürsorge überreicht, traten die christlichen Indianer am 20. März 1765 ihre Reise an. Die Loosung dieses Tages war: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte.“ Nach einer kurzen Rast zu Rain setzten sie unter Zeisberger's Führung unter viel Gefahren, Mühen und Beschwerden, denen zwar mehrere unterlagen, die sie aber mit getrostem Muth im Glauben ertrugen, ihren Weg fort. „Alle Trübsale“, so erklärten die armen Pilger, „waren bald vergessen, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so süßbare und tröstliche Weise die Nähe des HELLandes empfinden durften. Diese wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit.“

Endlich, nach einer Reise von 5 Wochen, kamen die Pilger an den Ufern des Susquehannahflusses an und erwählten sich unweit des Wapunhau-Baches eine zum Anbau geeignete Strecke Landes, wo sie frohen Muthes ihre Hütten aufrichteten. Friedenshütten nannten sie den Ort, und bald sah man hier 40 nach europäischer Weise erbaute Blockhäuser ein liebliches Kirchlein und die Wohnung der Missionare umgeben. Kleine Gärten grüntem um die Häuser und bald blühte auch ein großes Weizenfeld und verhiess eine gesegnete Ernte. Jede Familie aber baute sich ein eignes Boot, um den Ertrag ihres Bodens entfernten Orten zuzuführen. „Das ganze Dörflein glich einem emsigen Bienenschwarm; jeder kannte sein Geschäft und verrichtete dasselbe mit Freuden. Einige waren mit Aufbau der Wohnungen beschäftigt, andere brachen den wilden Boden auf und pfl egten ihres Gartens; noch andere fingen Fische im Flusse, um für die Nahrung der Arbeitenden zu sorgen; wieder andere besorgten die Haushaltung, indeß die Alten und

die Kinder am Roden oder am Wehstuhle die fleißige Hand bewegten. Auch der fromme Papunhaut ließ sich hier nieder, und so zog der wachsende Ruf von Friedenshütten nach und nach aus allen Theilen des Indianergebietes viele Besuchende herbei.“ Dabei entwickelte sich die Kolonie, wie man es nie zuvor unter den Indianern gesehen hatte, und auch die ausgebreitete Bekanntheit des Johannes Papunhaut trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit Freuden das Wort hörten.

Eine Gesandtschaft, welche die Gemeinde in Friedenshütten an den Häuptling des Cajugastammes sandte, in dessen Gebiet sie sich niedergelassen hatte, um seine Genehmigung dazu nachträglich einzuholen, brachte den unwillkommenen Bescheid, daß sie an einem andern Orte sich aufbauen sollten; als aber Zeisberger selbst sich dahin aufmachte, wurde auf seine eindringliche Rede nicht los die erbetene Genehmigung erteilt, sondern der Gemeinde auch noch ein großes Stück Land zur Bebauung angewiesen. Doch wurde die Freude darüber bald getrübt, als ein Protekte bei einem Besuch in Friedenshütten erzählte, daß der große Rath zu Onondago den Cajuga-Häuptling hart getadelt, daß er solches ohne Einwilligung der andern Irokesen-Häuptlinge gethan. Deshalb machte Zeisberger selbst sich abermals auf und kam am 26. Oktober mit Senjemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Nach langem Zögern erhielt er hier endlich den Bescheid, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der sich über die Niederlassung der Gemeinde in Friedenshütten freue und ferner genehmige, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannahflusse wohnten. — Seitdem erfreute Friedenshütten sich der Ruhe und des Friedens; die Gemeinde wuchs und das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Ein heidnisches Ehepaar, das den Ort um die Osterzeit 1766 besuchte, wurde lebendig ergriffen von der Liebe des Heilandes; ein vornehmer Indianer, dem die Häuptlingswürde angetragen wurde, wies alle Ehren der Welt von sich, um Christo zu dienen; ein junger Mann aus den Nantikot's¹⁾ kam zu lebendiger Erkenntniß seiner Sünde und der Gnade Gottes in Christo Jesu, und bat flehentlich um die Taufe. „Brüder“, so rief er unter Thränen, „erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt sein kann; seit gestern Morgen fühle ich nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt (?). Erbarmt euch doch meiner, wascht mich mit des Heilandes Blut von meinen Sünden; das wird mir helfen und ich werde Ruhe in meinem Herzen kriegen.“ Er ward als der Erstling aus seinem Stamme getauft und bekam den Namen Samuel. — Um die Gastfreundschaft der Gemeinde nicht mißbrauchen zu lassen, wurden die ältesten und erfahrensten Indianerbrüder zu Aufsehern über die Fremden ernannt

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II. S. 41.

und angewiesen hatten, den Gesellschafter wollte, wurde konnte das Stämmen sich daher zu An

Als nun langte, daß zu hören will begleitet von und von den ghan, dem Weg. Durch Reisenden der weißen Mann Deden gehüllt von Thau her Lager herab. tagelangen Be erreichten. Nach 12 Stunden in Dorfe dahin sp Am folgenden anfangs sehr milde Benehm Hütte führte der Welt erzählt Himmels und ist, und so viel an seinem Tod Schrift gegeben zu schwer für immer freundl Reise nicht hin von Goshgosh hätten. Zeist Wort von ihre ihnen nicht, da werde. Am 1 fanden in dem denen die Stad Aufnahme. Im zusammen: komm Im nächstlichen hütte um gewa

¹⁾ Wulfschlägel

und angewiesen, denjenigen, welche gar kein Verlangen nach dem Heiland hatten, den Aufenthalt in Friedenshütten nicht zu gestatten. Eine Gesellschaft weißer Huthändler, die im Jahre 1766 sich einnisten wollte, wurde von den Nationalgehilfen selbst ausgewiesen. Bald konnte das Versammlungshaus die Menge der aus den verschiedensten Stämmen sich einsindenden Zuhörer nicht mehr fassen, und es wurde daher zu Anfang 1767 eine neue große Kirche erbaut.

Als nun in demselben Jahre die Kunde nach Friedenshütten gelangte, daß auch die Indianer am obern Alleghany¹⁾ das Evangelium zu hören wünschten, da machte Zeisberger am 30. September 1767, begleitet von Johannes Papunhaut und dem Nationalgehilfen Anton, und von den Gebeten der Gemeinde geleitet, nach Goshgoshunk am Alleghany, dem Hauptort der dorthin gezogenen Delawaren, sich auf den Weg. Durch pfadlose Wälder, durch mannshohes Gras mußten die Reisenden den Weg sich bahnen, in Gegenden, die der Fuß eines weißen Mannes noch nie betreten hatte. Nachts schliefen sie, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel, so daß die Kleider des Morgens von Thau benetzt waren; oft auch goß der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Raftlos aber drangen sie vorwärts, bis sie endlich nach tagelangen Beschwerden ein im dichtesten Wald gelegenes Indianerdorf erreichten. Kaum waren sie hier angelangt, als einer der Indianer 12 Stunden weit nach dem nächsten gleichfalls von Seneca's bewohnten Dorfe dahin sprengte, um die Ankunft des weißen Fremdlings zu verkünden. Am folgenden Tage kehrte Zeisberger selbst dort ein und wußte den anfangs sehr unfreundlichen Häuptling durch sein festes und zugleich milbes Benehmen wenigstens dahin zu bringen, daß er ihn in seine Hütte führte und zum Nachessen einlud. Als ihm aber vom Heiland der Welt erzählt ward, sagte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erde auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute, diesen allein hat Gott die Schrift gegeben — die können die Indianer nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie.“ Nach mehrstündiger Unterredung ward er indeß immer freundlicher und wollte dem Missionar in der Fortsetzung seiner Reise nicht hinderlich sein, warnte ihn aber ängstlich vor den Einwohnern von Goshgoshunk, die an Bosheit und Mordlust ihres gleichen nicht hätten. Zeisberger erwiderte, um so nöthiger wäre es, ihnen das Wort von ihrem Erlöser zu verkündigen; übrigens fürchte er sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. Oktober erreichten die Reisenden endlich ihr Ziel und fanden in dem mittleren der drei am Alleghany liegenden Dörfer, aus denen die Stadt bestand, bei einem Verwandten Papunhaut's freundliche Aufnahme. Zeisberger aber ließ die Einwohner des Ortes alsbald zusammenkommen und gab ihnen die Absicht seines Besuchs zu erkennen. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Waldhütte um gewaltige Feuer; wild und grausam waren ihre Blicke und

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II. S. 102 ff.

gleich Gespenstern der Nacht stellten sie sich um den Fremdling herum, als hätten sie ihn bereits zum Schlachtopfer ausersehen. Der aber fühlte große Freude in seinem Herzen und hielt eine so mächtige Ansprache an die Versammlung, daß mehrere derselben unwillkürlich ausriefen: „Ja, daß ist gewißlich wahr! Das ist der rechte Weg zur Seligkeit!“ Während seines Aufenthaltes in Goshgoshünt zeigte sich freilich, wie der Seneca-Häuptling von diesem Volke nicht zu viel gesagt. „Der Fürst der Finsterniß“, schrieb er selbst einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke.“ Bald regte sich auch hier die Feindschaft wider das Evangelium. Ein Prophet, Namens Wangomen, suchte das Volk aufzuwiegeln. Er behauptete, daß er an der Seite Gottes wie zu Hause sei, aber von dem Gott, den die Brüder predigten, der Mensch geworden und am Kreuz gestorben sein solle, wisse er nichts. Er fing an, öffentlich zu disputiren und zeigte durch einen Abriß, den er auf der Erde machte, daß zwei Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer geschwinde zu Gott führe, als der Weg der weißen Leute. Nach langem Hin- und Herreden bezeugte ihm Zeisberger mit großer Kraft, „der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige und dessen Knecht er wäre, sei der Teufel, der sei ein Vater der Lügen &c.“ Hierauf erwiderte Wangomen etwas kleinlaut: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen, sie ist mir etwas ganz Neues und Fremdes.“ — „Ich will dir sagen, wie das kommt“, versetzte Zeisberger, „der Satan ist der Fürst der Finsterniß; wo er ist, da ist Finsterniß, und der wohnt in dir, darum kannst du auch nichts von Gott und seinem Worte verstehen. Wenn du aber umkehrst und kommst zum Heilande als ein armer verlorener Mensch und rufft ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du etwas von Gott und seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland gibt dir noch Frist; wenn du dich zu ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele!“ — Das traf; Wangomen war nie geschlagen, bekannte, daß er auch arm und unwissend sei, und bat wie alle übrigen um einen abermaligen Besuch. Die Indianer fasten sogar den Beschluß, bei den Brüdern um einen beständigen Lehrer anzuhalten, und gaben diese Bitte dem Missionar mit, welcher mit Dank gegen Gott die Rückreise antrat und am 5. November wieder in Friedenshütten eintraf, von wo er sich nach Bethlehem begab, um über seine Reise und deren Erfolg zu berichten.

Als die Brüder im Frühjahr 1768 noch Vorkehrungen trafen, eine dauernde Mission am Alleghany zu errichten, kamen von dort schon Boten der Delawaren nach Bethlehem, um ihre Bitte vom vorigem Jahre zu wiederholen. Als bald machten Zeisberger und Sensesmann sich auf den Weg und nahmen von Friedenshütten noch die Indianer Anton, Abraham und Petrus nebst deren Familie mit. Fünf

Wochen war eine merkwürdige Woge gekommen in dem Volke, jeden Tag, Lieber gestorben hatte. Die Zeisberger

„Es ist ein sammelt zu sich strichen haben, sich beständig seinen weißen Brust hängen auch um den mit silbernen Korallen oder haut eingewickelt

Mit dem des Dorfes anner ihre Welschhorn. die Hölle sich das Evangelium Weiber mit i Predigt sei d Welschhorn er das Wild stiel nicht mehr. erst die Mission kommen und die heidnischen Anwesenheit i Boten haster vo zu verbannen Lehrer schickte rung, wenn r Korn von der mit den Wit war den Missionageheim, waren die Br und setzten ih besucht wurde fortzuziehen, r

1) Basler

Wochen waren sie unterwegs und erreichten, nachdem sie in Wajomit eine merkwürdige Lebensrettung¹⁾ erfahren, am 9. Juni Goshgoshünt, wo sie von den Heiden mit großer Freude empfangen und von Wangomen in seinem Hause aufgenommen wurden. Zeisberger predigte nun dem Volke, dessen Häuptling Allmewi ihm besonders gewogen war, jeden Tag, und hielt Morgen- und Abend-Andachten, wobei geistliche Lieder gesungen wurden, die er in die Delawarensprache übersetzt hatte. Die Einwohner kamen fleißig zu den Versammlungen, von denen Zeisberger damals schrieb:

„Es ist ein auffallender Anblick, so viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angesrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knien hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe und ihr langes Haar ist mit einem Stilk Tuch um den Scheitel gewunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zieraten von bedeutendem Gewicht, und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt.“

Mit Hilfe der Indianer erbauten sich die Missionare außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus, neben welchem die gläubigen Indianer ihre Hütten aufschlugen; das Feld umher bepflanzten sie mit Weizenkorn. So ging alles eine Weile ganz vortrefflich, bis auf einmal die Hölle sich zu erheben schien und eine gewaltige Feindschaft gegen das Evangelium und seine Boten ausbrach. Besonders thaten die Weiber mit ihren Klagen sich hervor; sie behaupteten, seit Zeisberger's Predigt sei der Segen der Götter von Goshgoshünt gewichen: Das Weizenkorn erfriere auf dem Felde oder werde von Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren geblieben nicht mehr. Dann verbreiteten sich allerlei Gerüchte: wenn man nun erst die Missionare aufgenommen hätte, so würden bald mehr Weiße kommen und die Indianer zu Sklaven machen u. dgl. Dazu brachten die heidnischen Zauberer feierliche Opfer, um ihre Götter wegen der Anwesenheit der weißen Lehrer zu versöhnen, und endlich kamen geheime Botschafter von den sechs Nationen mit dem Befehl, den weißen Lehrer zu verbannen oder ums Leben zu bringen; ja ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Allmewi einen schwarzen Wampum mit der Erklärung, wenn man noch länger der neuen Lehre anhänge, so werde alles Korn von der Sonne verbrannt werden. Selbst Wangomen machte jetzt mit den Widersachern Gemeinschaft, die Mehrzahl in Goshgoshünt war den Missionaren entgegen und zwei Indianer verbanden sich sogar insgeheim, Zeisberger zu ermorden. In dieser drückenden Lage waren die Brüder zwar auf der Hut, verloren aber den Muth nicht und setzten ihre Versammlungen fort, wenn sie auch weniger zahlreich besucht wurden. Dennoch beschlossen sie endlich mit den Befehrten fortzuziehen, wozu diese auch bereit waren. Der ehrwürdige Häuptling

¹⁾ Basler Missionsmagazin a. a. D. S. 223.

Almevi, ein Greis von 120 Jahren, mit dem durch die Kraft des Evangeliums eine ganz auffallende Umwandlung geschehen war, leitete die Uebersiedlung nach dem 15 Meilen südwestlich (gleichfalls am Alleghany) gelegenen Lahunathanned, obgleich die benachbarten Seneka's dieselbe zu verhindern drohten. Am 7. April 1769 fuhr das Häuflein in seinen Rähnen stromabwärts, während die heidnischen Volksgenossen in dumpfer Stille ihren Abzug mit ansahen.

Die neue Niederlassung hatte ihre schweren Anfänge. Doch fanden sich bald die Indianer der Umgegend ein, um die Predigt zu hören. So auch der stolze Delawarenhäuptling Glikhikan, der nur in der Absicht kam den Missionar mit kluger Widerrede zu Schanden zu machen. Nachdem er einigemal stille zugehört hatte, kam er mit einer Schaar seiner Volksgenossen von Goshgoshunk, damit sie Zeugen seines Sieges sein sollten. Doch gerade bei dieser Gelegenheit wurde er von der Ansprache eines Nationalhelfers so erschüttert, daß er selber in sich ging und im ernstesten Gespräch mit Zeisberger nach dem Wege zur Seligkeit forschte, und in seine Heimat ein Samenkorn christlichen Lebens mitnahm. Auch auf die Männer von Goshgoshunk hatte diese Wendung solchen Eindruck gemacht, daß auch dort fortan die Predigt ungehindert gestattet wurde. Die christliche Niederlassung aber kam immer mehr in Blüte. Schon 1770 zählte sie eine Anzahl Getaufter.

Unterdessen waren neue Feindseligkeiten zwischen den Seneka's und Cherokeeen ausgebrochen, und auch Lahunathanned war dadurch vielfach bedroht. Kaum hatte Glikhikan davon vernommen, als er Zeisberger dringend einlud, sich mit seiner Gemeinde bei ihm zu Kaselung am Wiberflusse niederzulassen und den zahlreichen Bewohnern jener Gegend das Evangelium zu predigen. Zeisberger sah darin eine Weissung Gottes und fuhr mit seinen Neubefehrten am 17. April 1770 nach einem rührenden Abschied von den Häuptlingen zu Goshgoshunk auf 16 Booten den Alleghany bis nach Pittsburg hinab, von wo sie auf dem Ohioströme ihre Reise bis zu der Stelle fortsetzten, wo sie in die Mündung des Wiberflusses einlaufen konnten; „ein merkwürdiger Auftritt und der erste dieser Art in dieser abgelegenen Waldwildniß. — Einige dieser Boote waren angefüllt mit den bekehrten Krieger, die bis an die Zähne bewaffnet waren und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. In andern saßen die wehrlosen Missionare mit dem Kinderhäuflein der Neubefehrten. Von Zeit zu Zeit erschallte eins der köstlichen deutschen Lieder, welche Zeisberger in die Delawaresprache übertragen hatte, auf den Gewässern dieses breiten Stromes, und durchbrach zum erstenmal die Todesstille seiner Einsamkeit.“ Auf den beiden letzten Tagereisen mußten sie ihr sämmtliches Gepäck tragen, da sie auf dem Wiberfluß an einen Wasserfall gelangt waren, wo der Strom sich in eine jähe Tiefe hinabstürzte. Endlich 8 Stunden oberhalb der Mündung des Flusses, mitten in der dichtesten Wildniß, erreichten sie am 3. Mai den Platz, der ihnen künftig zur Wohnung dienen sollte. Feierlich wurden sie hier von ihrem Freunde Glikhikan empfangen und begannen alsbald ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, Hütten wurden aufgeschlagen und die neue

Niederlassung
Glikhikan
Gemeinde
bekam den
nicht blos
kante, der
durch wurt
stadt zu kor
zu werden,
brachte. G
Friedensstat
Seuche aus
Sie hielten
mittel und
ganzen Lan
einen Feind
einem Jesu
vom Oktobe
Mitarbeiter
selbst hielt f
seinen Kinde
an Jesum G

Zeisbe
andern Indi
häuptlinge, I
schiedenem R
er eingeladen
Zeisberger m
ward von M
in der Mitte
baren, von
schatteten Ge
gelegen, daß
Bestig nahm
kurzer Zeit n
kam. Am 4
neue Ort erh
alsbald die P
kamen die G
baten, bei der
Jsaak Glikh
treuer Gehül

Einst fragte
(Häuptling) gew
leugnen. Wie
wortete Jsaak:
liegen, die Sün
unterliegen, son
vorgenommen h

Niederlassung erhielt den Namen Languntoutemnid, Friedensstadt; Ojibwa aber ließ es sich nicht nehmen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen, und konnte bald hernach getauft werden. Er bekam den Namen Jsaak. Durch seine Befehrung aber hatte er sich nicht bloß bei seinem Volk, sondern auch bei seinem Häuptling Pakante, der früher große Stücke auf ihn hielt, verhaßt gemacht. Dadurch wurden auch viele von seinen Leuten abgehalten, nach Friedensstadt zu kommen, und schon drohte die Lage der Christen eine mißliche zu werden, als eine Krankheit die Delawaren auf andere Gebanten brachte. Eine Gesandtschaft von dem großen Rath derselben kam nach Friedensstadt und berichtete, in ihrer Gegend wäre eine verheerende Seuche ausgebrochen, welche sie der Macht der Zauberer zuschrieben. Sie hielten nun die Annahme des Evangeliums für das beste Heilmittel und hätten daher den Beschluß gefaßt, das Wort Gottes im ganzen Lande zuzulassen, und jeden, der sich dagegen widersetzte, als einen Feind der Nation anzusehen. Zugleich luden sie Zeisberger zu einem Besuche ein. Darauf nahm das Werk in Friedensstadt, wo vom Oktober 1770 ab Missionar Jungmann mit seiner Frau als Mitarbeiter eintraten, guten Fortgang, und der Häuptling Pakante selbst hielt sich einige Tage dort auf und gab nach seiner Heimkehr seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen.

Zeisberger aber rüstete sich schon wieder zu neuer Thätigkeit in andern Indianergebieten. Von dem Unami (Fürsten) der Delawarenhäuptlinge, Netawatwis, einem Mann von starkem Geist und entschienenem Regententalent, den er im Jahre 1771 kennen lernte, ward er eingeladen, sich in seinem Gebiet am Muskingum niederzulassen. Zeisberger machte sich 1772 mit einigen Indianerbrüthern dahin auf, ward von Netawatwis freundlich aufgenommen, und fand die Stelle — in der Mitte zwischen Friedensstadt und dem Eriesee, in einer fruchtbaren, von Wallnuß- und wilden Apfel- und Pflaumenbäumen beschatteten Gegend, von einer zahlreichen Bevölkerung umwohnt, — so gelegen, daß er alsbald einwilligte, unter Zustimmung der Heiden davon Besitz nahm und wieder nach Friedensstadt zurückkehrte, von wo er nach kurzer Zeit mit fünf Indianerfamilien, zusammen 28 Personen, wiederkam. Am 4 Mai 1772 wurden die Plantagen abgesteckt, und der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. Auch hier ertönte nun alsbald die Predigt des Evangeliums und aus den benachbarten Dörfern kamen die Heiden, es zu hören; manchen gefiel es auch so gut, daß sie baten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Diesen aber erwies sich Jsaak Ojibwa, der mit nach Schönbrunn gezogen war, als ein treuer Gehülfe.

Einst fragte ihn ein heidnischer Indianer: „Du bist doch auch ein Kapitän (Häuptling) gewesen, ehe du gläubig warst, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen. Wie reimt sich aber ein Kapitän mit einem Gläubigen?“ — Offen antwortete Jsaak: „Ja, vor diesem war ich ein Kapitän, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitän soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter so vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und

mußte des Satans Slave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitän, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehemals, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein bißchen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche“.

Noch in demselben Jahre wurde in der Nähe von Schönbrunn eine zweite Niederlassung, Gnadenhütten, gegründet. Die beiden Gemeinden nämlich am Susquehannah, in Friedenshütten und dem dazu gehörigen Filiale Tschesschequaniut, welche bisher erfreuliche Fortschritte gemacht hatten, entschlossen sich auszuwandern. Ihr Land war von den Protezen treulofer Weise verkauft worden. Immer mehr weiße Ansiedler kamen in ihre Nähe. Die Versuchungen der Brantwein Händler wurden immer stärker. Obgleich die Regierung von Pennsylvania ihnen den Besitz ihrer Ländereien ferner gestatten wollte, gingen sie dennoch mit schwerem Herzen daran, von ihren Friedenshütten, in denen sie 7 Jahre verlebte, Abschied zu nehmen. Es war eine beschwerliche Wanderschaft, da die Schaar von 241 Seelen mit aller Hab' und Gut, ihren Heerden und Ackergeräthen durch die unwegsame Wildniß nach Westen zogen. Nach 8 Wochen trafen sie in Friedensstadt ein. Von da siedelten sich einige Familien mit Erlaubniß des Rathes der Delawaren in Schönbrunn an, andere, und zwar der alte Stamm der Mohikaner-Gemeinde, bauten sich in einiger Entfernung von da ein neues Gnadenhütten, südlich von Schönbrunn am Muskingum. Im folgenden Jahre wurde auch Friedensstadt verlassen, und die bekehrten Delawaren sammelten sich zu Schönbrunn, wohin auch Missionar Schmidt, der früher in Friedenshütten thätig war, seiner Gemeinde folgte.

Zeisberger machte bald darauf einen Besuch bei einem Stamme der wilden Shawano's und meinte die besten Hoffnungen auf eine Ernte unter ihnen hegen zu dürfen; wurde aber bei einem zweiten Besuch 1773 durch ihre veränderte Stimmung enttäuscht.

Einen desto gedeihlicheren Fortgang nahm das Werk des Herrn am Muskingum, wo das Wort Gottes reiche Früchte trug, so daß Zeisberger selbst späterhin auf diese Zeit als auf die schönste in seinem Leben hinzublickten pflegte. Gleich nach seiner Rückkehr von den Shawano's wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neuerbauten Gotteshäuser feierlich eingeweiht und die Verkündigung des Evangeliums auch während eines zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochenen Krieges, der indeß durch die Umsicht und Entschlossenheit der englischen Regierung bald beigelegt wurde, ununterbrochen fortgesetzt. Zeisberger selbst beschäftigte sich in seinen wenigen Mußestunden damit, schöne Lieder aus dem Brädergefangbuch in die Delawarensprache zu übersetzen und Bücher für seine Schulkinder anzufertigen. Das Leben in der Wildniß hatte jetzt für ihn sogar großen Reiz gewonnen. Er verstand sich auch darauf, gleich dem besten Indianer, Hirse und Bären zu schießen, und mußte freilich diese Geschicklichkeit oft genug in Anwendung bringen, um für den täglichen Unterhalt zu sorgen. Wenn er dann Nachmittags nach Schönbrunn, wo er seine Wohnung hatte, zurückkehrte, so pflegte er die Arbeiten an den Gebäuden und

auf den Pfaden zu suchen, die alles zu be-
Dann zog er
Arbeiten un-
anern genoß
lichen Kennt-
Kriegsleute,
Besuche ein-
lichen Aufna-
meinde fand

Ein fremd-
hütten Theil
fragte eine chri-
welcher gepredigt
nicht sagen, ob
ihn liebt, der h-
hier auf dem D-
so würden nur
davon gegessen
Nur diejenigen,
Liebe nicht verge-

Der Mohit
doch auch etwas
ich es kaum er-
doch Gott gescha-
konnte. Das K-
friedigen konnte,
mir, weil mein
Haar bleiben, so
gekommen. Da
ich die Betrübniß
Kinde blieb noch
Bäume an, und
auch mein Kind
ich weiß nicht, w-
haß mein Kind
Das ist geschehen
Vielleicht ist es a-
geßen können und
das ich so lieb hat

Einen sch-
durch den Tod
der ihnen beso-
ein maderer B-
lassen können,
geliebt und bet-
Führer zum B-
barter Häuptlin-
werden können,
Kilbud oder
den Anschlägen
angefochten, di-

auf den Pflanzungen in Augenschein zu nehmen, die Schulen zu besuchen, die Jugend zu prüfen, Abendversammlungen zu halten und alles zu besorgen, was sich auf das Wohl seiner Gemeinden bezog. Dann zog er sich in seine einsame Hütte zurück, um seine christlichen Arbeiten und indianischen Sprachstudien fortzusetzen. Unter den Indianern genoß er das größte Ansehen und Vertrauen; auch zu seinen ärztlichen Kenntnissen nahmen viele ihre Zuflucht. Zahlreiche Fremde, auch Kriegerleute, fanden sich auf den Niederlassungen der Gläubigen zum Besuche ein, empfingen christliche Eindrücke und freuten sich der freundlichen Aufnahme, welche sie — oft wider ihr Erwarten — in der Gemeinde fanden.

Ein fremder Mohikaner, der einst an der gottesdienstlichen Feier in Gnadenhütten Theil genommen und über den zahlreichen Besuch derselben erstaunt war, fragte eine christliche Indianerin, ob denn alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. Sie antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen, ob es alle so im Herzen fühlten; wer aber an den Heiland glaubt und ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stände, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die andern aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und seine Liebe nicht vergessen“.

Der Mohikaner erwiderte: „Dieses Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabei doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich es kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sah, dachte ich: Das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich nichts trösten konnte, und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verstande gekommen. Da riefen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zu dem Kinde blieb noch. Ich ging wider in den Busch. Da sah ich die Bäume und die Bäume an, und dachte: Das hat doch niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und ich sagte: Du, o Gott, der du alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehört, daß du im Himmel wohnest; du hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg. Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabei dachte ich nun: Vielleicht ist es auch so bei denen, die Gott lieb gewinnen, daß sie ihn nicht vergessen können und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bei dem Kinde war, das ich so lieb hatte“.

Einen schmerzlichen Verlust erlitten die Brüder im Jahre 1773 durch den Tod des gläubigen und treuen Nationalgehilfen Anton, der ihnen besonders durch seine Uebersetzungsgabe sehr nützlich und ein waderer Zeuge des Evangeliums, für das er auch sein Leben hätte lassen können, gewesen war. Er entschlief im 77. Jahre seines Alters, geliebt und betrauert auch von den Indianern, deren manchem er ein Führer zum Leben geworden war. Anfeindungen von Seiten benachbarter Häuptlinge hätten um diese Zeit den Brüdern leicht gefährlich werden können, wenn nicht ein angesehener Heerführer der Delawaren, Ribbud oder Weisau, der das Evangelium lieb gewonnen hatte, sich den Anschlägen seiner Landsleute widersetzt und, obgleich deshalb selbst angefochten, die Brüder geschützt hätte. Er bewirkte auch, daß Neta-

watwis der treueste Freund der Brüder ward und bis ans Ende blieb, und daß der Rath der Delawaren den Beschluß faßte, das Wort Gottes anzunehmen und den gläubigen Indianern ganz dieselben Rechte im Lande einzuräumen, wie den anderen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden wollte, der sollte dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehrt werden. Gingegegen sollten sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen. Des freute sich Netawatwis und sprach: „Ich bin schon ein alter Mann, und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es Gott gefällt.“

Schon hatten nach dem allen die Boten des Evangelii die Hoffnung gefaßt, daß sie an dieser stillen Zufluchtsstätte ungehört bleiben würden, da brach im Jahre 1774 der Freiheitskampf der Amerikaner gegen das englische Mutterland aus. Der am 4. Juli d. J. zu Philadelphia gehaltene Kongreß der Amerikaner sandte nach allen Richtungen Kommissäre aus, um auch die Indianer für ihre Partei zu gewinnen, und auf einer Versammlung zu Pittsburg wurde wirklich ein Theil derselben auf die Seite der Freiheitsfreunde gebracht. Die Missionare dagegen boten alles auf, die Indianer von jeglichem Antheil an dem Kampfe, dessen Folgen für ihre Niederlassungen sie wohl voraussehen, abzuhalten, und erklärten samt ihren Gemeinden nachdrücklich ihre Neutralität, wodurch sie es freilich mit beiden Parteien verbarben. Indes blieben sie während der ersten Kriegsjahre noch von Unruhen verschont; ihre Arbeiten in Schönbrunn und Gnadenhütten gingen in Segen fort; ja, sie konnten sogar auf bringende Bitten des Rathes der Delawaren im April 1776 drei englische Meilen unterhalb des letztgenannten Dorfes am rechten Ufer des Muskingumflusses einen dritten Gemeindeort, Lichtenau, anlegen. Der erste Heide, welcher hier am 28. Juli 1776 getauft ward, war Johannes, ein Enkel des alten Netawatwis, ein vortrefflicher junger Mann, der mit Freuden zeugte von dem, was er glaubte, und als ein Heide ihm den Rath gab, seine Erfahrungen für sich zu behalten, um nicht sein Leben in Gefahr zu bringen, die schöne Antwort gab: „So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten und darum unsern Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heiland kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille.“ — Auf den alten Netawatwis machte die Taufe seines Enkels einen tiefen Eindruck, und ernstlicher denn je fing er an, auf das Heil seiner Seele zu denken. Selten fehlte er bei dem Gottesdienst in Lichtenau, wohin er auch seinen Sohn ziehen ließ, und oft saß er bis tief in die Nacht mit Zeisberger am verglimmenden Kohlenfeuer und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. Im demselben Jahre 1776 ließ

ein andrer
Weib war
19 Jahren
gemacht. J
Ehe war so
ist. Da bes
dem Gesange
wider auf;
froh bin ich
Jahren wider
habe schon of
und nun hat
auf stand A

Durch d
wis, Weis
für Zeisber
den Rest sein
da drangen d
wie Amerikan
hörte man, di
in den Krieg
alles auf, den
Indianerstamm
an den Huron
zum Frieden z
vor die Füße
zu verlassen.
hender die Ge
ihre beste Sti
verlieren. Er
er alle Hüpfl
Worten den A
das von den A
dem sie ihm ti
rief der Sterbe
von der Liebe
vollen Gebet so
gend umstande
aug, eine Bib
trat und sie al
Willen unseres
laßt es uns un
reden, wenn w
schauen lassen.
schaffen hat, u
Willen offenbar
ind, das heilig
Leide geschwor

Eurhardt, Missions

ein andrer Häuptling, Assiningt, in Dichtenau sich nieder. Sein Weib war das Kind weisser Eltern, auf einem Raubzuge hatte er vor 19 Jahren sie entführt, sorgfältig erzogen und dann zu seiner Gattin gemacht. Ihre alte Heimat hatte die Frau längst vergessen, und ihre Ehe war so glücklich, als es ohne den Glauben nur immer möglich ist. Da besuchte sie am Morgen die christliche Versammlung; unter dem Gesange der christlichen Lieder wachen die alten Jugenderinnerungen wider auf; ein Thränenstrom bricht aus ihren Augen, und: „O wie froh bin ich“, ruft sie aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wider zum erstenmale das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt!“ Kurze Zeit darauf stand Assiningt mit seinem Weibe unter der Zahl der Gläubigen.

Durch die Freundschaft dieser einflussreichen Häuptlinge, Netawatwis, Weisang, Assiningt, stand so das ganze Delawarengbiet für Zeisberger und seine Mitarbeiter offen, und schon hoffte er, hier den Rest seiner Tage im Dienste des Heilands verzehren zu können, da drangen die Unruhen des Krieges auch in diese Gegenden. Engländer wie Amerikaner suchten jeder die Indianer für sich zu gewinnen; schon hörte man, die Protessen, Wyandot's und Schawano's hätten sich bereits in den Krieg verwickeln lassen. Die Häuptlinge der Delawaren boten alles auf, den Frieden zu erhalten, und sandten Abgeordnete zu den Indianerstämmen, vor dem Kriege sie zu warnen. Weisang ging selbst an den Huronfluß, um den Häuptling der dort wohnenden Stämme zum Frieden zu bewegen; der aber warf ihm den Friedens-Wampum vor die Füße und befahl ihm, binnen einer halben Stunde den Ort zu verlassen. Immer verwickelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren; da mußten die Missionare gerade um diese Zeit ihre beste Stütze auf Erden, den edlen Netawatwis, durch den Tod verlieren. Er starb im Jahre 1777. Vor seinem Ende versammelte er alle Häuptlinge um sein Lager und sprach ihnen in den herzlichsten Worten den Wunsch aus, daß alle Delawaren Christen werden und das von den Missionaren verkündigte Wort annehmen möchten. Nachdem sie ihm tiefbewegt versprochen, alle ihre Kräfte dafür aufzubieten, rief der Sterbende seinen Freund Zeisberger, der ihm noch etwas von der Liebe des Heilandes erzählen mußte, und unter seinem thränenvollen Gebet schloß der Greis in Frieden Gottes seine Augen. Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten, als der edle Weisang, eine Bibel in der Hand und mit Thränen in den Augen, hervortrat und sie also anredete: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblakten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unsern Jünglingen und unsern Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen oder uns vom Feinde ins Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknien vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig sein und uns seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, daß wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn unsern

Gott, daß er es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge.“ Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Gesandtschaft der Cherokee, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern und den entschlafenen Fürsten mit zu Grabe zu geleiten. In der Mitte des Leichenzugs aber und unter den vorbersten Feldobersten wandelte Zeisberger, in seine Delawarentracht eingehüllt, und nur dadurch von jenen unterscheidbar, daß er bitterlich am Grabe weinte. Und als die Erde die Hülle seines Freundes überschüttete, da ergriff seine Seele eine mächtige Ahnung, daß eine Stunde mitternächtlicher Finsterniß dem Missionswerke herannahe.

Und diese Unglücksstunde brach nur allzubald herein. Ein Agent der englischen Regierung hatte sich zu Detroit am Huronflusse niedergelassen, um die Indianerstämme zur Theilnahme am Kriege gegen die aufständischen Amerikaner zu bewegen. Schon war es ihm gelungen, die nördlichen Stämme für die Engländer zu gewinnen; jetzt lag es ihm daran, auch die westlichen, unter denen die Delawaren die erste Stelle einnahmen, in seine Pläne zu ziehen. Die Delawarenhäuptlinge aber waren seit dem Tode ihres Unami Metawatwis dem Kriege noch abgeneigter, und die Missionare suchten sie darin natürlich zu bestärken. Der Gouverneur zu Detroit fing deshalb an, in den Missionaren Feinde der Engländer zu erblicken, und machte mit den ihm gleich Gesinnten allerlei Anschläge, Zeisberger und die übrigen Brüder in seine Gewalt zu bekommen; ja es verbreitete sich das Gerücht, daß sie gefangen oder ermordet werden sollten. In Schönbrunn, wo Zeisberger noch immer gewohnt hatte, war die Gefahr am größten, weil die Gemeinde sich gespalten hatte, und die Monsey's, einer der drei Delawarenstämme, sich auf die Seite der Aufständischen schlugen und den Häuptling Newalite in Schönbrunn, trotz Weisau's Mahnungen, mit einem ziemlichen Anhang für sich gewannen. Dazu kam die Nachricht, daß die verbundenen Wilden Schönbrunn überfallen wollten. Deshalb sah sich Zeisberger genöthigt, am 19. April 1777 mit seinen Gehülften und den gläubigen Indianern abermals auszuwandern, nachdem sie zuvor ihr Gotteshaus, um es vor heidnischen Entweihungen zu schützen, abgebrochen hatten. Der größere Theil zog nach dem benachbarten Lichtenau, einige wenige nach Gnadenhütten. Bald darauf wandten sich Hedewälber und Jungmann mit ihren Frauen nach Bethlehem, während Zeisberger mit Edwards in Lichtenau blieb. Ein Besuch des Halbkönigs der Huronen, der gleich hernach mit 200 Krieger nach Lichtenau kam, wo alle gastlich empfangen und freundlich bewirthet wurden, ging durch Gottes Gnade wider Erwarten ohne Gefahr vorüber, ja der wilde Häuptling versicherte sogar die Missionare seiner Freundschaft. Wurde nun die Gemeinde in der folgenden Zeit auch öfters durch Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so ging sie doch im Innern ungestört ihren Gang und erlebte manches Erfreuliche. So konnte noch im Jahre 1777 der Häuptling Wapachtichieen¹⁾ getauft werden, der sich

¹⁾ Wulfschädel Lebensbilder II, S. 185 ff.

in Lichtenau noch vor seiner Taufe schöne Zeugnisse seiner Frömmigkeit laut ausgesprochen, und die Gefahr, die diese gefährliche allerhöchste Rechnung; ich bei diesen bleiben, da man gehen. Ich Leben beschließen, gelingen, könnten: Hier hat können gemeinde geblieben.

Das Jahr der Kriegsschauplätze die Umgegend, schlagene durch befohlen ausdrückten, sollten gegen die Skulptur derselben, rüstet ins Feld, lische Spione, um diese zum Missionare zu Häuptling zu bereiten zum Kriege, den kriegerischen Entschiedenheit, deren die betheiligten kamen, und die mußten. Um Missionare, der ging. — Im Jahre an diesem Orte waren, nach Lichtenau, mußten. Besonders der indeß keine zu stützen, und mal bewaffnete schon ihre Streifzüge. Dazwischenkunft Lichtenau erlebte die Raum bald zu hütten und Schönbrunn, meinort, Sa-

in Lichtenau trotz alles Widerstrebens der Seinigen niedergelassen und noch vor seiner Taufe in einer Rathsversammlung der Delawaren das schöne Zeugniß abgelegt hatte: „Lieben Brüder und Freunde; weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören; so laßet uns desto angelegentlicher zum Heiland beten, daß er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurchhelfe, denn jetzt haben wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Welapachtischiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist.“

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeindeorte; der Kriegsschauplatz rückte immer näher, wilde Schaaren durchstreiften die Umgegend, und oft mußten die Gläubigen die Skalpe der Erschlagenen durch ihre Dörfer tragen sehen. Der englische Gouverneur befahl ausdrücklich, die Missionare mit ihren bekehrten Indianern sollten gegen die Amerikaner jenseits des Ohio ziehen und ihm die Skalpe derselben ausliefern. Zeisberger aber warf sein Schreibeisen entriistet ins Feuer. Nun sandte der Gouverneur drei verrufene englische Spione, Elliot, McKee und Girty, in das Land der Delawaren, um diese zum Kriege aufzureizen und mit tödtlichem Haß gegen die Missionare zu erfüllen. Eine nicht unbeträchtliche Partei, mit dem Häuptling Pipe an der Spitze, ward auch gewonnen und schiedte sich bereits zum Kriege an. Mit aller Kraft aber stellte sich Weisang den kriegerischen Unternehmungen entgegen und erlangte durch seine Entschiedenheit zunächst einen Aufschub von zehn Tagen, innerhalb deren die betrüglichen Vorspiegelungen jener drei Agenten an den Tag kamen, und dieselben vor dem Unwillen der Indianer eiligst flüchten mußten. Um so größer aber ward der Haß der Engländer gegen die Missionare, deren Werk mitten unter allen Gefahren in Segen fortging. — Im April 1778 zogen die Gläubigen von Gnadenhütten, die an diesem Orte den Durchzügeln feindlicher Indianer zu sehr ausgesetzt waren, nach Lichtenau, wo sie jedoch immer auch auf ihrer Hut sein mußten. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen, der indeß keine Furcht kannte, ohne sich gerade muthwillig in Gefahr zu stürzen, und oft wunderbar errettet wurde. So lauerten ihm einmal bewaffnete Protosen im Dickicht des Waldes auf und schwangen schon ihre Strettärte über seinem Kopf, als sie durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vertrieben wurden. — In Lichtenau erlebte die Gemeinde wider eine Zeit des Gedeihens, und da der Raum bald zu beschränkt erschien, wurde im Jahre 1779 Gnadenhütten und Schönbrunn von neuem bezogen, ja sogar ein neuer Gemeindeort, Salem, in der Nähe von Schönbrunn angelegt. Zeis-

berger wohnte jetzt wider in Schönbrunn und hatte große Freude an seinen wachsenden Gemeinden. Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Der eble Weisung war auf einer Reise zu den Tuscarora's an den Blattern gestorben, und die Partei der kriegslustigen Indianer unter Pipe hatte nun freie Hand. Die Durchzüge feindlicher Indianer wurden jetzt so häufig, die Brandschätzungen durch dieselben so drückend, daß man Lichtenau für eine Zeit lang wider aufgeben und von da nach Salem wandern mußte. Kaum aber war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er mit Susanna Petron¹⁾ sich verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Feinde der Mission, welche die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit den Amerikanern beschuldigten, den neuen englischen Gouverneur zu Detroit so gegen die Gläubigen einzunehmen wußten, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Weber die Friesen, die er durch seinen Agenten bearbeitete, noch die Schippewa's und Ottowa's, denen jene sagen ließen: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen“, wollten das Zerstörungswerk vollbringen; endlich übernahm es der Halbkönig der Huronen, und der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er in Begleitung des brittischen Agenten Elliot, der voll bitterm Hasses gegen die Missionare war, mit einer großen Schaar in Salem ein, ar: Feindlich freundlich, um die Missionare zu täuschen. Elliot's Fahnenträger aber konnte es nicht lassen, den Missionar Hedewälber heimlich vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen, der nun sofort an Zeisberger in Schönbrunn Nachricht sandte. Am folgenden Tage zog die Wildenschaar nach Gnadenhütten, wo der Halbkönig der Huronen am 20. August die Gemeinde samt ihren Lehrern zu bewegen suchte, ihren jetzigen so gefährdeten Wohnsitz zu verlassen, aber zufrieden war, als die Gemeinde seinen Vorschlag zu erwägen und nach der Ernte zu beantworten versprach. Damit war indeß dem schändlichen Elliot nicht gedient, und seinen listigen Vorstellungen gelang es endlich, den Halbkönig aufs neue aufzuregen. Es war gerade die Stunde des Morgengottesdienstes. Zeisberger hielt eine gewaltige Predigt über die Tagesloosung Jes. 54, 8: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Jornes ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser“, und schloß mit den Worten: „Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unser spotten und sagen können: diese Leute geben vor zu glauben, und glauben doch nicht? Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen.“ — Nach beendigtem Gottesdienst fiel ein wilder Haufe über die Missionare

¹⁾ Basler Missions-Magazin a. a. D. S. 273.

Senfemant
das Feldblat
um den and
Missionare
herbeizuschaff
Noch ehe der
größten Anst
heerung gewo
nungen in et
mit großem
wurden gleich
Missionare, a
deckt, in zwei
genden Tagen
halbnacht und
herbeibringen
Gefangenen.
Verfolger mit
gungen schließ
also, warum
der Gewalt zu
getümmel getö
Zeit in meiner
zurückgewiesen
Ich bin Isaa
digen Gott, un
mein Leben au
den Rücken gel
der Missionar
Meine Brüder
Wallfahrt schei
Pforten des T
wir für eine g
schwebten die
sie vor die Ver
bereit wären,
und als sie das
zurückzukehren,
Ausgang aber
waderen Nation
einmal ihr the
wehmüthige Fr
Stätte das Gwa
mit den Gläubi
an den Abschie
Am 11. E
Einen großen I
Jahres mußten

Sensemann, Gedewälber und Zeisberger her und führte sie in das Feldlager der Huronen. Da herrschte wildes Getümmel; ein Haufe um den andern zog ab unter gellendem Geheul, um die noch übrigen Missionare aus den drei Gemeinden und deren Familien als Gefangene herbeizuschaffen und ihre Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Noch ehe der Morgen anbrach, war alles, was seit 7 Jahren mit der größten Anstrengung aufgerichtet worden war, eine Stätte der Verheerung geworden, die Kirchen, die Schulhäuser, die freundlichen Wohnungen in einen Afschenhaufen verwandelt. Zeisberger's sämmtliche, mit großem Fleiß ausgearbeitete Manuscripte und Uebersetzungen wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. Die Nacht brachten die Missionare, aller Kleider beraubt und mit einigen alten Lumpen bedeckt, in zwei elenden Hütten auf dem Boden liegend zu. In den folgenden Tagen sahen sie ihre Brüder, Gattinnen und Kinder, freilich halbnackt und schwer mißhandelt, doch lebendig in wildem Triumphe herbeibringen; auch Isaaß Olikhikan von Salem war unter den Gefangenen. Ruhig hatte er die in seine Wohnung eindringenden Verfolger mit den Worten empfangen: „Freunde, aus euren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinerwegen gekommen seid. Ist dem also, warum zaubert ihr, euren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Olikhikan im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber in bin nicht mehr Olikhikan! Ich bin Isaaß geworden und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, alles was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern.“ Und dann hatte er freiwillig die Hände auf den Rücken gelegt und sich binden lassen. Bald nach ihm wurde auch der Missionar Jung von Salem gefangen eingebracht. „Guten Abend, Meine Brüder“, rief er seinen Lebensgefährten zu, „unsre irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns ums Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns.“ — Vier Tage lang schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Endlich wurden sie vor die Versammlung der Häuptlinge geführt und befragt, ob sie bereit wären, mit den Ihrigen nach dem Sandusty flusse zu ziehen, und als sie das bejahten, gestattete man ihnen, vorläufig nach Salem zurückzukehren, um die gläubigen Indianer zu sammeln. Solchen Ausgang aber hatten sie lediglich den unablässigen Bemühungen der wackeren Nationalgehilfen zu verdanken. Und so betraten sie denn noch einmal ihr theures Arbeitsfeld, noch einmal hatte Zeisberger die wehmüthige Freude, an der ihm so lieben, nun aber völlig verwüsteten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern. Dann ging es an den Abschied; ein herzergreifendes Scheiden!

Am 11. September 1781 traten die Vertriebenen ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die ganze Welschtornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen, so daß allein ihr äußerer Verlust auf

12,000 Thaler sich belief. Nach vierwöchentlichem mäheligen Umherirren kam endlich die vielgeprüfte Gemeinde, nachdem unterwegs manche von ihr ins Grab gesunken, an den Sanduskyfluß, südwestlich vom Erie-See, wo ihr der Gouverneur einen Platz zur Niederlassung bestimmt hatte. Aber welch ein Abstand zwischen der üppig blühenden Natur der verlassenem Heimat und der unfruchtbaren Wildniß, wo sie nun sich anbauen sollten! Bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit konnten sie sich kaum noch Winterhütten aufrichten; an allem litten sie Mangel, und nicht einmal wilde Wurzeln konnten sie finden zu ihrer Nahrung, denn der Boden war schon hart gefroren. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit unter freiem Himmel gehalten wurden, fanden die Verzagten Trost und Stärke, und ihr Glaube hielt sie aufrecht in allen Kümernissen. Raum aber waren die nothdürftigsten Einrichtungen getroffen, als bei den Missionaren von Seiten des Gouverneurs in Detroit der Befehl eintraf, sich unverzüglich vor ihm zu stellen, um sich gegen die wider sie vorgebrachten Anklagen zu vertheidigen. Der Delawarenhäuptling Pipe, dem Elliot selbst die Klagepunkte angegeben hatte, sollte ihnen als ihr Hauptankläger gegenüber treten. Zeisberger, Sensemänn, Gedewälber und Edwards machten sich alsbald auf den Weg, während Jungmann und Jung bei der Gemeinde blieben, und kamen nach 10 Tagen, halberfroren und erstarrt in ihrer ärmlichen Kleidung, zu Detroit an, wo sie am 9. November ins Verhör gebracht wurden. Pipe, der sie früher beim Gouverneur eines geheimen Briefwechsels mit den Amerikanern beschuldigt, sollte jetzt öffentlich seine Anklage wiederholen. Als er aber vom Gouverneur dazu aufgefordert wurde, gerieth er in große Verlegenheit, redete von ganz andern Dingen, und sagte endlich zum Gouverneur: „Vater, du hast uns anbesohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, liehest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzt hier vor dir; du kannst selber mit ihnen sprechen, wie du begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird.“ Noch einmal aufgefordert, seine früheren Anklagen gegen die Missionare zu begründen, forderte er seine Rätthe zum Sprechen auf, und da auch diese den Kopf schüttelten und schwiegen, erklärte er endlich offen die völlige Unschuld der Lehrer, die nun von aller Anklage freigesprochen und selbst mit warmen Kleidern und Decken reichlich versehen wurden, worauf sie zu ihrer Gemeinde zurückkehren durften und daselbst am 22. November zur großen Freude der Ihrigen wohlbehalten wider eintrafen. Am Sandusky aber hatte die Noth bald den höchsten Grad erreicht und kaum konnte man sich des Hungertodes und des Erfrierens noch erwehren. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum gelassenen Kornvorräthen etwas herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich. Auf neue gehässige Anklagen wider die Missionare besonders durch den von englischen

Agenten am
11. März
samt ihren
ihrer Gemein-
Indianer u

Ein Gem
arm geworden
ist; alles das
und noch am
Seil bringen
sollen aber nie
leben wider a
zu etwas zwin-
gehen, mich vo
kümmerlich zu

Am 15.
von der Gen
zuworf durch
in die tiefste
Indianer vo
wieder aufge-
rätthen zu re-
hatten bereits
muthet ein a
eintrückte. W
fürchten zu n
ganz freundli-
sie sogar, ihr
ziehen. Kaum
als sie plögli-
kurzer Verath-
Schlachtopfer
gaben sich in
Loblieder dem
Nach wenigen
trat einer der
vierzehn der L
so fielen an
Männer, Wei-
gehülfsen, auch
Nur zwei Jün-
Vorgang der e
in tiefer Betr-
wo sie mit ih-
blieben. Bald
nungen am S
die Missionare
dem Gouverne-
dem Lande der

Agenten aufgewiegelten Halbkönig der Huronen erhielt der letztere am 11. März 1782 von dem Gouverneur den Befehl, die Missionare samt ihren Familien nach Detroit zu führen, um sie gänzlich von ihrer Gemeinde zu trennen. Bitterlich, aber vergebens, klagten die Indianer um den Verlust ihrer Lehrer.

Ein Gemeindeglied sagte: „Ich sehe allen Verlust von außen nicht an: daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh darauf gegangen ist; alles das will ich gern tragen und mich nicht darüber grämen — aber daß sie uns noch am Ende unserer Lehrer berauben und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache und ihr heidnisches Leben wider annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen“.

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare, der Gewalt weichend, von der Gemeinde beweglichen Abschied, nachdem ihr Herz noch kurz zuvor durch die eingehende Trauerkunde von einem entsetzlichen Ereigniß in die tiefste Betrübnis versetzt worden war. Eine Anzahl gläubiger Indianer vom Sandusky hatten ihre alten Wohnsitze am Muskingum wieder aufgesucht, um wo möglich noch etwas von ihren Getreidevorräthen zu retten. Glücklich kamen sie auf den Brandstätten an und hatten bereits eine ansehnliche Menge Korn gesammelt, als ganz unermuthet ein amerikanisches Streifcorps in das verödete Gnadenhütten einrückte. Während die Indianer als friedliebende Leute nichts befürchten zu müssen glaubten, stellten sich auch die Amerikaner anfangs ganz freundlich, versprachen ihnen Schutz wider die Engländer, bewogen sie sogar, ihre Waffen abzugeben und mit ihnen nach Pittsburg zu ziehen. Raum aber hatten die Indianer den Weg dahin angetreten, als sie plötzlich überfallen und für Gefangene erklärt wurden. Nach kurzer Berathung forderten dann die wilden Freiheitsmänner die armen Schlachtopfer auf, sich zum Tode zu bereiten. Die Unglücklichen ergaben sich in Gottes Willen, baten einander um Vergebung und sangen Loblieder dem Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Nach wenigen Stunden erklärten sie sich zum Tode bereit, und nun trat einer der Unmenschen hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Andere folgten ihm, und so fielen an diesem Tage, den 8. März 1782, alle 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, darunter fünf der trefflichsten Nationalgehülsen, auch Jaak Oltshifan, unter der Hand der grausamen Feinde. Nur zwei Jünglingen gelang es, zu entinnen und den schaudervollen Vorgang der entsetzten Gemeinde zu berichten. Noch war darum alles in tiefer Betrübnis, als die Missionare nach Detroit abgeholt wurden, wo sie mit ihren Familien am 14. April eintrafen und vorläufig blieben. Bald aber wurde auch die Gemeinde genöthigt, ihre Wohnungen am Sandusky zu verlassen und sich zu zerstreuen. Da hatten die Missionare in Detroit keine Ruhe mehr und erlangten endlich von dem Gouverneur, daß ihnen ein neuer Landstrich am Huronflusse, in dem Lande der Tschippewa's, 12 Stunden oberhalb Detroit, überlassen

wurde. Hier, an diesem schöngelegenen, fruchtbaren und wildreichen Plage, wohin Zeisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theil ihrer frühern Gemeinbeglieder zogen und ein drittes Gnadenhütten, auch Neu-Gnadenhütten genannt, begründeten, sammelten sich bald wieder die gläubigen Indianer, und auch die wilden Tschippewa's fingen an, die Niederlassung zu besuchen. Freundlichere Tage brachen wider an; der neue Gouverneur von Detroit zeigte sich bereit, das Missionswerk auf alle Weise zu unterstützen; der im Jahre 1783 zwischen England und den nun anerkannten Vereinigten Staaten geschlossene Friede war auch für die Gemeinde wohlthätig; und der alternde Zeisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wider auf. Aber auch hier sollte er die ersehnte Ruhe noch nicht finden.

Ums Jahr 1785 war Neu-Gnadenhütten für die herbeiströmenden Indianer bereits wieder zu enge geworden, und da die Tschippewa's, welche früher die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben, an der veränderten Lebensweise der bekehrten Indianer aber kein Gefallen hatten, sich durchaus nicht zur Abtretung eines weiteren Raumes verstehen wollten, mußte abermals an eine Auswanderung gedacht werden, die nach der Südseite des Eriesees sich lenken sollte. Während der Vorbereitungen dazu kam aber die erwünschte Nachricht, daß der amerikanische Kongreß in dem Frieden, der jetzt mit den Wilden geschlossen wurde, die Abtretung der frühern Missionsbesitzungen am Muskingum als eine ausdrückliche Bedingung mit aufgenommen habe. Sofort schickten die Bewohner von Gnadenhütten sich nun an, ihre früheren Wohnsitze am Muskingum wider einzunehmen; aber noch volle 12 Jahre sollten vergehen, ehe sie ihr Ziel erreichten. — Am 20. April 1785 hielten Zeisberger, Hedewälder und Edwards mit den gläubigen Indianern den letzten Gottesdienst in Neu-Gnadenhütten. Die schwierige Fahrt auf Flüssen und Seen aber machte es ihnen unmöglich, noch vor Winters an den Muskingum zu gelangen; sie mußten sich daher unterwegs an der Ostseite des Cahagagaflusses Nothwohnungen errichten, die sie Pilgerhütten nannten. Länger als ein Jahr mußten sie indeß wegen der Unsicherheit der dortigen Gegenden an diesem Orte verweilen, bis am 17. Oktober 1786 und gegen Ende desselben Jahres der Häuptling Pipe wegen neuausgebrochener Kriegsunruhen sie mehrmals bringend einlud, in sein Gebiet zu ziehen. Da nun auch von einem befreundeten Delawarenhäuptling ihnen geschrieben wurde, sie möchten jetzt, wo es noch keineswegs überall sicher wäre, nicht an den Muskingum kommen, nahmen sie Pipe's Anerbieten an und begaben sich im April 1787 theils zu Lande, theils zu Wasser in die Gegend bei Petquotting an der Mündung des Huronenflusses, wo sie am 11. Mai anlangten und Neu-Salem gründeten. Zahlreich fanden hier die benachbarten Heiden sich ein; mehrere wurden gläubig und empfingen die Taufe; auch verirrt und untreu gewordene Christen fanden sich ein und bekehrten wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Da brach ein neuer Grenzrieg zwischen Amerikanern und Indianern aus, in welchem Neu-Salem von jeder der streitenden Parteien alles zu fürchten hatte. Deshalb zogen sie im April 1791 abermals aus, zunächst nach

Sandusky
des englisch
diesem Ge
dieser Ort
emporblüht
Muskingum
gust 1795
in der Geg
im Auftrag
Land zugeme
1798 auf, z
Theil der g
Gemeinde so
Hufestätte z
lassungen w
stationen wä
mal Hütten
und Gnaden
gelegten Ort
gedachte.

Zweieun
zugebracht un
und Beschrän
obchon er na
so lange er f
Gottes, wand
findlich vereh
holten, gelieb
Erfahrung her
die Seele der
vermocht, noch
Häuptlinge d
Lehrern zu ih
Johann Per
Josua und
am Weißfluß,
Anfänglich w
wieder los ge
Auch boten di
zu wehren.
bereits ein gr
sich erworben,
mit wunderth
sämmlich Zar
Ab'all von d
leichtgläubigen
diesjenigen, wel
den Häuptling

Sanduskybai, dann an den Detroitfluß, endlich 1792 mit Genehmigung des englischen Gouverneurs zu Detroit an den Thamesfluß auf Kanadischem Gebiet, wo sie Fairfield anlegten. So lieblich nun aber auch dieser Ort unter dem wohlwollenden Schutze der englischen Regierung emporblühte, so konnte die Indianergemeinde ihre liebe Heimat am Muskingumfluße doch nicht vergessen, und als durch den am 15. August 1795 geschlossenen Frieden ihr abermals eine große Länderstrecke in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen und im Mai 1797 im Auftrage des Kongresses der Brüdermission daselbst 12,000 Acker Land zugemessen waren, machte sich der ehrwürdige Zeisberger im Oktober 1798 auf, zunächst mit sieben Indianerfamilien, denen später ein großer Theil der gläubigen Indianer folgte, um in der ihm und der ganzen Gemeinde so theuren Gegend nach so langem Umherirren die ersehnte Ruhestätte zu finden. Alles war voller Freude; bald waren die Niederlassungen wieder aufgebaut; Zeisberger aber, der bereits zwölf Missionsstationen während seines Lebens hatte gründen helfen, begann noch einmal Hütten zu bauen, und ließ sich in der Mitte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten mit einer Anzahl von Gläubigen in dem neu angelegten Orte Gosen nieder, wo er den Rest seiner Tage zuzubringen gedachte.

Zweiundsechzig Jahre hatte Zeisberger jetzt unter den Indianern zugebracht und während dieser langen Zeit unsäglich viel Anstrengungen und Beschwerden ertragen, trotzdem war seine Körper- und Geisteskraft, obschon er nahe an 80 Jahre zählte, beinahe noch ungechwächt. Und so lange er sich noch kräftig fühlte, war er auch thätig für das Reich Gottes, wanderte mahnend, stärkend und tröstend von Haus zu Haus, kindlich verehrt von den Indianern, die sich oft bei ihm Rath suchten, gehalten, geliebt und geachtet von seinen Mitarbeitern, denen er mit seiner Erfahrung helfend zur Seite stand, auch bei abnehmender Kraft noch die Seele der Indianermission. Gern wäre er selbst, hätte er es nur vermocht, noch zu den Delawaren am Wabashstrom gegangen, deren Häuptlinge die Gläubigen in Gosen wiederholt einluden, samt den Lehren zu ihnen zu ziehen. Statt seiner begaben sich im Jahre 1801 Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Josua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am Weißfluß, einem Arme des Wabash, in Indiana zu versuchen. Anfänglich wurden sie gut aufgenommen, bald aber wäre man sie gern wieder los gewesen, um das alte heidnische Leben ungestört fortzusetzen. Auch boten die Heidenpriester alles auf, der neuen Lehre den Eingang zu wehren. Ein Zauberer, Tecumseh, der durch Lug und Trug bereits ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten, den Delawaren, sich erworben, trat gegen die Missionare auf, indem er vorgab, er sei mit wunderthätigen Kräften ausgerüstet, die weißen Lehrer aber sämmtlich Zauberer, die es darauf abgesehen hätten, die Indianer zum Abfall von dem Glauben an den großen Geist zu bewegen. Die leichtgläubigen Indianer gaben ihm Gehör, und so gelang es ihm, alle diejenigen, welche er vorzugsweise als Zauberer bezeichnete, unter ihnen den Häuptling Tatapachsi, auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Auch der fromme Rationalgehilfe Josua hatte dieses Schicksal. Mehrere Indianer, welche bei seinem Tode zugegen gewesen, erzählten, er sei seinem Gott unbeweglich treu geblieben, bis die Flamme seinen Obem erstickte, und habe noch in einer fremden Sprache — der deutschen ohne Zweifel, die er fließend rebete — gebetet. Und da endlich die Heiden am Weißfluß den Missionaren gerabezu erklärten: „Ihr könnt gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht. In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten, jetzt aber wissen wir es selbst, und brauchen daher niemand, der es uns lehrt“, — erschien es am gerathensten, diesen Missionsversuch wieder aufzugeben (1806). War Zeisberger darüber auch tief betrübt, so ließ ihn der Herr doch auch in seinem Alter noch manche Freude erleben. Eines Tages saß der ehrwürdige Greis an der Thür seiner Hütte, um die Abendsonne hinter dem grünen Walde untergehen zu sehen. Plötzlich entstand im Dorfe ein großer Lärm, eine Schaar Huronen, von denen man nach den früher gemachten Erfahrungen nichts Gutes vermuthete, war im Anzuge; die Indianer sammelten sich vor der Wohnung ihres Lehrers, ihn zu schützen. Aber siehe, der Führer der wilden Schaar, erst kürzlich zu ihrem Häuptling ernannt, derselbe, der einst Zeisberger gebunden und gefangen fortgeführt hatte, legte jetzt ehrerbietig vor dem Greise seine Hände auf die Brust, neigte sein Haupt und erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren vergeblich etwas Besseres suche, als die Welt zu bieten vermöge, — „und nun komme ich“, sprach er, „um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet.“ — Das war ein rechter Freudentag für den alten treuen Knecht Gottes, der auch im späten Alter noch nicht ruhen konnte. Schon 87 Jahre zählte er nun, und als er nicht mehr umherzuwandern im Stande war, schrieb er noch an seine Freunde nah und fern erweckliche Briefe, beschäftigte sich mit der Verbesserung seiner schriftlichen Arbeiten, Sprachlehren, Wörterbüchern u. dergl., bis endlich — die letzte Prüfung — auch das Licht seiner Augen erblindete, und er nur noch beten konnte für das Reich Gottes. Und das hat er denn auch treulich gethan und von Herzen gebetet, „daß der Herr helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen.“

Im Oktober 1808 fühlte er, daß sein Ende herannähe. Kurz und schmerzlos war seine letzte Krankheit, und still und gelassen wartete er der Stunde, da sein Heiland ihn rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe“, sagte er auf seinem Sterbelager, „das ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes.“ Dies Wort ließ bald durch die Hütten der gläubigen Indianer, und sie sammelten sich vor seiner Wohnung und traten in kleinen Abtheilungen an das Bett ihres sterbenden Vaters.¹⁾ „Vater“, riefen sie, „vergib uns alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsre Herzen dem Heiland hingeben und für ihn allein leben in dieser Welt.“ Da richtete der ehrwürdige Greis sich auf und wendete sein erblindetes Angesicht

¹⁾ Gofner, Wien 1856 S. 13.

nach seine warnte sie waren, unführen liefen von aller hat mich von mir gefunden, Zeit lang rief er aus heimzuholen trauernden sangen ihm Heimfahrt. Nachmittags da fielen all und beteten tanne.

8. Neuere

Alle bis Indianern hinausgekommen mit den bannederer, die v mit den von ronen (Wyba Indianern) Theil durch Einfluß einz größere auß können, wie gefunden hat gelische Mis heraus und feins der M in denen die treten.

Die erste Propagation in North-A bildete sich n Society, b nary Soci Denominatio Mission der

nach seinen reumüthigen Kindern hin, segnete sie inbrünstig, und warnte sie ernst und freundlich vor den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, und den Abwegen der Sünde, zu denen sie sich so leicht verführen ließen. „Ich gehe nun hin, mein Volk“, fuhr er fort, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier vieles zu vergeben ist.“ Dann schwieg er eine Zeit lang still und schien in inbrünstigem Flehen verloren, aber bald rief er aus: „Der Heiland ist nahe; bald wird er kommen, um mich heimzuholen!“ Das waren seine letzten verständlichen Worte, die trauernden Indianer aber wollten sein Sterbelager nicht verlassen und sangen ihm von Zeit zu Zeit ein paar Lieberverse zu seiner seligen Heimfahrt. Sanft und ruhig schlummerte er am 17. November 1808 Nachmittags ein zum bessern Leben, und als sein Odem stille stand, da fielen alle unter einem Strom von Thränen nieder auf die Kniee und beteten. Auf das Grab pflanzten seine Indianer eine Silber-
tanne.

8. Neuere Missionen im Gebiete der Vereinigten Staaten bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges.

Alle bisher erwähnten evangelischen Missionsarbeiten unter den Indianern waren nicht viel über die Ausdehnung schwacher Versuche hinausgekommen. Mag man die gesammelten Gemeinden vergleichen mit den damals theilweis noch starken Nationen, oder mit der Menge derer, die von den Weißen bereits ausgerottet waren, oder endlich auch mit den von der katholischen Mission gewonnenen, die unter den Huronen (Wyandots) allein 7000 zählten, immer bleiben die evangelischen Indianergemeinden wie ein Tropfen am Eimer. Sie waren zum Theil durch zu vereinzelte Unternehmungen und durch den persönlichen Einfluß einzelner Männer zusammen gebracht worden. Es fehlte eine größere äußere Macht, auf die sich die evangelische Mission hätte stützen können, wie die katholische eine solche an der französischen Staatsgewalt gefunden hatte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts tritt die evangelische Mission überhaupt aus dieser Vereinzelung mehr und mehr heraus und mit dem immer weiter greifenden Erwachen des Bewußtseins der Missionspflicht beginnt die Bildung der Missionsgesellschaften, in denen die zusammengefaßten Kräfte wirksamer in die Arbeit eintreten.

Die erste amerikanische Missionsgesellschaft ist die Society for Propagating the Gospel among the Indians and Others in North-America, zu Boston gegründet 1787. Neun Jahre später bildete sich meist aus Presbyterianern die New-York Missionary Society, der schon im folgenden Jahre die Northern Missionary Society, vorzugsweise auch aus Mitgliedern der genannten Denomination bestehend, zur Seite trat. Seit 1800 aber wurde die Mission der Presbyterianer von der obersten Instanz ihrer Kirche

(der General Assembly) aufgenommen und durch ein ständiges (Standing) Committee derselben geleitet. Es erhebt sich nicht aus meinen Quellen, in wie weit die Arbeiten der beiden genannten Gesellschaften in diese Mission übergingen. Dieselbe aber wurde immer noch nicht mit genügendem Nachdruck betrieben. Erst 1818 schloß sich dieselbe mit der inzwischen entstandenen Mission der Reformed protestant Dutch Church (holländisch reformirte) und der der Associate Reformed Churches (vereinigte reformirte Kirchen) zu der United Foreign Missionary Society zusammen.

Inzwischen aber waren seit dem Anfange des Jahrhunderts in Massachusetts, Connecticut u. s. w. verschiedene kleine Missionsgesellschaften entstanden, die alle mehr guten Willen als kräftiges Wirken zeigten. 1812¹⁾ dann trat die bedeutendste amerikanische Missionsgesellschaft, unter dem American Board²⁾ of Commissioners for Foreign Missions ins Leben, zu Boston aus Presbyterianern und Kongregationalisten bestehend, die alles Missionsinteresse dieser Denominationen an sich zog, jedoch erst 1817 die Arbeiten unter den Indianern begann. Neun Jahre später löste sich die oben genannte U. F. M. S. auf, um sich dem Board anzuschließen. In dem zuletzt genannten Jahre beginnt auch die Indianer-Mission der American Baptist Union (Boston), die drei Jahre früher ihren Board of Missions gebildet hatte. 1819 tritt die Methodist Episcopal Church (New-York) gleichfalls in die Indianer-Mission ein. 1844 spaltete sich dieselbe, und ihre Arbeitsfelder gehen zum Theil an die neugebildete Method. Episcop. Church South (Nashville) über. Auch die bereits 1837 erfolgte Spaltung der presbyterianischen Kirche in eine alte und neue Schule hatte zur Entstehung einer größeren Missionsgesellschaft Veranlassung gegeben. Während die Old-School beim Am. Board blieb, machte die New-School eine schon 1833 unter dem Titel Western Foreign Miss. Society in Pittsburg gestiftete Gesellschaft zu ihrem Organ, indem sie dieselbe zum Presbyterian Board of Foreign Missions mit dem Sitz in New-York umgestaltete.³⁾ 1843 wurde eine Western Evangelical Mission Society (zu Albany?) gegründet, die jedoch mit mehreren kleinen Vereinen sich 1848 in die 2 Jahre früher gestiftete American Missionary Association zu New-York auflöste. Ebenfalls 1843 entstand die (Baptistische?) American Indian Missionary Association zu Louisville, die seit 1855 als Domestic Mission Board of the Southern Baptist Convention zu Marion in Alabama fortgeführt wurde. Endlich haben wir noch die Amer. Baptist Home Missionary Society zu New-York zu erwähnen, die

¹⁾ Das Jahr der Incorporation; als Jahr der Stiftung kann schon 1810 genannt werden.

²⁾ Board eigentlich Tisch, Sitzungstisch eines Committees und dann für letzteres selbst gebraucht.

³⁾ Erst 1870 haben sich die beiden Zweige der presbyt. Kirche wieder vereinigt, und damit ist ein Theil der Missionsfelder des Am. B. an diesen Presbyter. Board gefallen.

1852 besont
Baptist Bo
Gesellschaft
Die mehrfa
liche" und
und Südko
in Amerika
hat ihr Mi

Hierni
mission in
die Arbeiter
organisirten
entziehen. I
hervorgegang
wie auch jet

Die Bl
fziger Jahre
uns erwähn
wie ein Nach
nimmt das
bornen eine
genannten G
Missionsfelde
gewendet. W
sehen ist un
zusammengefo

a. B.

cf. 2

Die erst
Gebiet zwisch
strich vom R
von der Br
Erneuerung d
Versuches da
Abraham S
gliedern der n
genaue Erkun
derselben sich
bigen zu lassen
metischer, einer
der später als
vermocht wur

¹⁾ cf. oben

1852 besondere Indianer-Mission begann und später die Arbeiten des Baptist Board unter den Indianern gänzlich übernommen hat. Diese Gesellschaft gehört, wie ihr Sitz zeigt, den nördlichen Baptisten an. Die mehrfach erwähnte Scheidung der Denominationen in eine „nördliche“ und „südlische“ rührt bekanntlich von dem Zwiespalt der Nord- und Südstaaten betreffs der Sklavenfrage her. — Die Brüdergemeinde, in Amerika wie in England Moravians, Mährische (Brüder) genannt, hat ihr Missionswerk auch bis auf die Gegenwart fortgeführt.

Hiermit hätten wir alle bedeutenderen Organe für die Indianermission in den Vereinigten Staaten angeführt, und haben nur noch die Arbeiten der Friends (Quäker) zu erwähnen, die von keiner organisirten Gesellschaft getrieben, sich größtentheils unsrer Kenntniß entziehen. Doch sind aus dieser Denomination seit 1796 treue Männer hervorgegangen, die in vielem Segen unter den Indianern gewirkt haben, wie auch jetzt die Mission von dieser Seite noch nicht erloschen ist.

Die Blüte der Indianermission fällt in die zwanziger und dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts. Das schon im ersten Kapitel von uns erwähnte Verdrängen der armen Rothhäute nach Westen war schon wie ein Nachtfrost über die hoffnungsreichen Anfänge gekommen. Später nimmt das Werk immer mehr unter dem Dahinschwinden der Eingebornen eine entmutigende Gestalt an. Daher haben die meisten der genannten Gesellschaften längst ihre hauptsächliche Kraft auf ganz andre Missionsfelder, namentlich Indien, China und die Länder des Orients gewendet. Was aber an den Indianern der Vereinigten Staaten geschehen ist und noch geschieht, sei in den folgenden Abschnitten kurz zusammengefaßt.

a. Die Missionen unter den Cherokees (Tschirokees.)

cf. Basler Missions-Magazin 1822—25. 28—31. 55 u. f. w.

Die ersten Arbeiten unter diesem Volke, das ursprünglich das Gebiet zwischen dem oberen Laufe des Tennessee (—ssi) und dem Küstenstrich vom Kap Hatteras bis zum Savanna-Flusse inne hatte, gingen von der Brüdergemeinde aus, in der man schon längere Zeit an Erneuerung des ersten, bei der Niederlassung in Georgien¹⁾ gemachten Versuches dachte. Aber erst im Jahre 1799 erhielten die Brüder Abraham Steiner und Fr. Chr. von Schweinitz von den Mitgliebern der nordamerikanischen Missionsgesellschaft in Salem den Auftrag, genaue Erkundigungen über diese Nation einzuziehen. Da die Häupter derselben sich willig bezeigten, das Evangelium in ihrem Gebiete verkündigen zu lassen, wozu sie vorzüglich durch Charles Hicks, ihren Dolmetscher, einen rebliehen mit der Bibel nicht unbekannten Halbindianer, der später als Oberhaupt des Stammes die Mission eifrig beförderte, vermocht wurden, so gingen Abraham Steiner und Gottlieb

¹⁾ cf. oben Seite 75.

Byhan 1801 von Salem aus und ließen sich zu Springplace auf einem erkauften Stück Landes in der Gegend, wo jetzt Nord-Karolina, Georgien und Tennessee zusammenstoßen, unter den Cherokesen nieder. Eine Schule ward gegründet, in welcher nicht bloß Lesen, Schreiben, Singen und Englisch gelehrt, sondern auch Anweisung in der Haus- und Feldwirthschaft erteilt wurde. Trotz des Mißtrauens der Indianer gegen die immer weiter um sich greifenden Weißen und der Schwierigkeiten, welche die Drüber bei Erlernung der wortreichen, biegsamen und kräftigen Sprache der Cherokesen zu überwinden hatten, hielten dieselben doch treulich aus, und am 13. August 1810 konnte die erste Taufe an Margaretha Vann vollzogen werden. Mit den Alten war nicht viel anzufangen, desto mehr Ermunterung bot der Blick auf die Jugend. Im Jahre 1818 befanden sich bereits fünf Cherokesenjünglinge auf der Missionschule zu Cornwall, und Missionar Gambold, der seit 1805 mit seiner Gattin in Springplace wirkte, konnte schreiben: „Dreizehn Jahre haben wir nun gearbeitet, gebetet und geweint, und hatten keine andere Aussicht vor uns, als daß unsere Schüler ins Heidenthum zurückfallen würden; jetzt aber sind bereits fünf derselben in einer Anstalt, wo sie nicht nur im christlichen Glauben und Leben unterrichtet, sondern durch die Gnade unsers Erlösers zu Evangelisten unter ihren Landsleuten gebildet werden.“ —

Nachdem bereits 1803 von Seiten der Presbyterianer Gideon P. Adburn den Versuch gemacht hatte, eine kleine Schule unter den Cherokesen anzulegen, erschien im Herbst 1816 Cyrus Kingsbury als Sendbote des American Board zum ersten Mal in der großen Rathversammlung der Cherokesen mit dem Anerbieten, Schulen unter ihnen anzulegen. Nach einer lebhaften Berathung trat einer der ersten Häuptlinge zu dem Missionar, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Du bist in unsern großen Rath gekommen. Wir haben gehört, was du uns gesagt hast und haben es verstanden. Wir freuen uns, dich zu sehen; es ist unser Wunsch, daß Schulen eingerichtet werden, und wir hoffen, sie werden für unsere Nation von großem Segen sein.“ — So wurde denn zu Chidamauga, 30 (?) englische Meilen W. N. W. von Springplace, die erste Niederlassung unter dem Namen Brainerd gegründet und im Jahre 1817 von den Missionaren M. Hall und S. Williams mit ihren Frauen bezogen. Bald wurden die beiden hier angelegten Schulen von den Kindern der Eingeborenen fleißig besucht, und die Anzahl der Erwachsenen, welche in dieser Wildniß die ersten Keime einer lebendigen Gemeinde Gottes bildeten, bestand im September 1820 aus 20 Seelen, zu denen noch fünf Neger hinzukamen. Auch die andern Cherokesenbüdler wollten nun Schulen haben, und es wurden zunächst in Taloneney und Chatooga solche errichtet und von den Kindern, wie die Predigtversammlungen von den Erwachsenen, fleißig besucht. Von der Indianerstadt Creek-Path brachte ein Nationalgehilfe, David Brown, der dort seinen kranken Vater besucht, folgendes von den dortigen Indianer-Häuptlingen unterzeichnete Schreiben zurück: „Wir die Häuptlinge der Stadt Creek-Path, Cherokesen-Nation, haben uns an diesem Tage versammelt, um einen Plan

zur Erzie-
unsern Au-
hervorbring-
Schule in
Chidamauga
können. A-
können sog-
Hand, den
Butrid von
Nationalgehil-
und in kurz-
welche die
eine befehrt
Raum es h-
place stand
Einvernehm-
nen der Br-
müssen. M-
und ich glau-
Liebe der G-
durch die B-
die Nachrich-
verkaufen und
deshalb fort,
Regierung d-
diese Mission-
eine im Osten
erfiere Schritt
und seit dem
versammlung
politische Ver-
sich fest. Til-
reisten unerm
Evangelium.
place nach C-
amerikanische
lassungen¹⁾
Creek-Path
Pightower²⁾

¹⁾ Missionar

²⁾ Basler

³⁾ Basler

⁴⁾ 62 engl.

⁵⁾ Im Sta-

⁶⁾ 45 engl.

⁷⁾ 50 engl.

⁸⁾ 60 engl.

⁹⁾ 80 engl.

¹⁰⁾ 25 engl.

place auf
Karolina,
essen nieder.
Schreiben,
der Haus-
er Indianer
der Schwie-
biegsamen
ten, hielten
te die erste
den Alten
er Blick auf
Cherokee-
oniar Sam-
wirkte, konnte
gebetet und
daß unsere
sind bereits
hen Glauben
Erlösers zu

er Gideon
e unter den
Kingsbury
der großen
schulen unter
her der ersten
und sprach:
gehört, was
n uns, dich
werden, und
gen sein.“—
W. N. W.
en Brainerd
Hall und
die beiden
n fleißig be-
bniß die er-
nd im Sep-
hinzukamen.
en, und es
errichtet und
erwachsenen,
brachte ein
Water be-
nterzeichnete
ath, Chero-
einen Plan

zur Erziehung unsrer Kinder zu verabreden. Wir sehen täglich mit unsern Augen die guten Wirkungen, welche eine christliche Erziehung hervorbringt, und es liegt uns daher gar sehr auf der Seele, eine Schule in unserer Nähe zu haben, da die Entfernung von hier nach Chidamanga so groß ist, daß wir die dortige Schule nicht benutzen können. Wir sprechen sie daher um ihre Beihülfe freundlich an. Wir können sogleich 25 Kinder zusammenbringen. Gegeben mit unsrer Hand, den 16. Februar 1820.“ — Infolge dessen ward Missionar Butrick von Brainerd nach Creek-Path gesandt, wo er mit einem Nationalgehilfen als Begleiter ankam, bald eine volle Schule hatte und in kurzem auch eine zweite für die Mädchen errichten mußte, an welche die treffliche Catharina Brown¹⁾ als Lehrerin berufen ward, eine belehrte Cherokee, deren Leben wir gern erzählten, wenn der Raum es hier erlaubte. — Mit dem Brüdermissionar in Spring-place standen die Arbeiter der amerikanischen Gesellschaft im besten Einvernehmen, und Butrick schrieb selber²⁾: „Lange haben die Missionen der Brüdergemeinde viel unverbiente Schmach in Amerika tragen müssen. Aber der Herr hat sie in Gnaden angesehen und gesegnet; und ich glaube getrost sagen zu dürfen, daß sie der Hochachtung und Liebe der Gläubigen in Amerika werth sind.“ — Bald aber wurde die durch die Befehrung so mancher Seele bereits gesegnete Mission durch die Nachricht gestört, daß die Cherokee ihr Land an die Regierung verkaufen und jenseits des Mississippi ziehen müßten. Viele wanderten deshalb fort, weil sie weder ihr Jägerleben aufgeben, noch sich der Regierung der Vereinigten Staaten unterwerfen wollten. So bekam diese Mission wie die der Brüdergemeinde zunächst zwei Abtheilungen, eine im Osten, in Georgien, die zweite im Westen, in Arkansas. Die erstere schritt rasch und glücklich vorwärts in Gesittung und Bildung, und seit dem Jahre 1819 hielten die Oberhäupter regelmäßige Rathssammlungen zu Neu-Scota, und stellten sogar im Jahre 1826 eine politische Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten unter sich fest. Tüchtige Predigtgehilfen und Katecheten aus den Eingebornen reisten unermüdet unter ihren Stammgenossen und verkündigten das Evangelium. Von 1821 hatten die Brüder eine Tagereise von Spring-place nach Süden eine neue Station zu Doggelogg angelegt, die amerikanische Mission hatte gleichfalls bis 1825 im ganzen 8 Niederlassungen³⁾ gegründet, Brainerd, Carmel⁴⁾ (Taloneney 1819), Creek-Path,⁵⁾ Chatooga⁶⁾ (1820), Willstown,⁷⁾ Hameis,⁸⁾ Pightower⁹⁾ (1823), Candys-Creek¹⁰⁾ (1825), wo sie in Segen arbeit-

¹⁾ Missionsfreund 1848, Nr. 5 und 6. Basler Missions-Magazin 1828, Heft IV.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1822, II. 246.

³⁾ Basler Missions-Magazin 1828, IV. 600 ff.

⁴⁾ 62 engl. Meilen S. D. von Brainerd, in Georgia.

⁵⁾ Im Staate Alabama, 4 engl. Meilen S. vom Tennessee R. (?)

⁶⁾ 45 engl. M. S. S. W. von Brainerd.

⁷⁾ 50 engl. M. S. W. von Brainerd.

⁸⁾ 60 engl. M. S. von Brainerd.

⁹⁾ 80 engl. M. S. D. von Brainerd.

¹⁰⁾ 25 engl. M. N. S. von Brainerd.

tete, und denen später noch zwei, Neu-Schota und Red Clay (1835) hinzugefügt wurden.

Bald nach Beginn dieser Mission hatten auch die Baptisten ihre Arbeit unter den Cherokesen begonnen. Humphrey Posey gründete jedoch erst 1820 die erste Station zu Valley Towns am Hiwassee-Flusse in Nord-Karolina, die mit einer Muster-Farm verbunden war. Im folgenden Jahre kam 60 M. südlicher die zweite, Tinsawattie hinzu. Auf beiden wurde mit Erfolg gearbeitet, der zunächst in dem überraschenden Fortschritt der Civilisation sich zeigte. Später wurde auf diese Seite von den Missionaren weniger Mühe gewendet, desto mehr das Evangelium getrieben, und Anfangs der dreißiger Jahre erfolgte eine ausgedehnte Erweckung, die die Gründung verschiedener Außenstationen zur Folge hatte. Bald zählten die Gemeinden 200 Kommunikanten. Die um Tinsawattie lebenden Eingebornen waren übrigens schon 1831 nach Westen gezogen. Die Mission unter ihnen hielt sich nur noch einige Jahre. — Als vierte Mission auf diesem Gebiete haben wir die Methobisten (Meth. Episcopal Church) zu erwähnen, die 1822 begann und 1828 schon 800 Bekehrte zählte.

Von größter Wichtigkeit für die Cherokesen war die Erfindung der Schrift für ihre Sprache. Schon um das Jahr 1825 hörte ein ungebildeter junger Mann unter ihnen, Georg Guess, die Ueberlegenheit der Weißen komme daher, daß sie ein „redendes Blatt“ haben und ihre „Rede fest machen können, daß sie bleibe“. Das ließ ihm keine Ruhe, er nahm anfangs einen flachen Stein, ersann ein Zeichen für jedes Wort und versuchte zu schreiben. Man verlachte ihn, aber er blieb still und sann fort. Nachdem er etwa 7000 Zeichen für ebensoviel einzelne Wörter beisammen hatte, fand er doch, daß dies für sein Gedächtniß zu schwer sei, theilte die Wörter in Sylben, die im Cherokesischen unveränderlich nur aus einem oder zwei Buchstaben bestehen, und nun reichten sechs Vokale und zwölf Konsonanten und 85 Zeichen für die ganze Sprache zu. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Erfindung, und in wenigen Jahren hatte dieser wilde Stamm seine eigne Sprache lesen gelernt. Die christlichen Cherokesen fingen jetzt an, die Stellen der Heiligen Schrift aufzuschreiben, welche in der Predigt vorkamen, und dies führte zu einer Uebersetzung des Neuen Testaments. David Brown, der schon erwähnte cherokesische Nationalgehilfe, übersetzte unterstützt von mehreren Stammesgenossen dasselbe unmittelbar aus dem Griechischen in seine Landessprache, eine Arbeit, die er am 27. September 1825 vollendete. Erst später kamen indeß einzelne Theile derselben gedruckt in die Hände des Volkes. Immer mehr erfüllte sich, was ein ehrwürdiger Häuptling zu Creel-Path¹⁾ im Jahre 1827 nach einer Schulprüfung zu den Kindern sagte: „Liebe Kinder! Ich spreche oft zu euch, um euch aufzumuntern, im Erlernen guter Erkenntniß weiter fortzufahren. Solche Erkenntniß gereicht zu eurem eignen Besten und zum Wohl eures Landes. Ihr seid mit einem

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 616.

guten Wert sehen darf, von euch ab Vaterlandes angeheftet, zu Neu- & einem gründer Cherokesen r der cheroke Worten des sollte, indem Gemeinwesen Museum hat gründet und äußerlichen Gänge waren

Legtere legende Gesitt und zur Wei Jahre 1829 derung, entwo mit Verlust i ganz zu unter ziehen, wo ih Wohnsitze zu Cherokesen jeh gierungsbehör durchaus keine Grund, daß e würde. Desh Vereinigten S Verträge. Che liche Missiona Georgien aufg Eid zu leisten 1830, in weld nischen Kirche der Methobiste sammlung der schaften gehalte ein Ereigniß e mächtig verzög dem Staate ge lesen feindselige sich von einem mit vierjährige

¹⁾ Missions-
Burchardt, Mission

guten Werke beschäftigt; und immer macht es mir Freude, wenn ich sehen darf, daß ihr im Lernen vorwärts rückt. Ich fühle, wie viel von euch abhängt; in euren Händen liegt die künftige Wohlfahrt des Vaterlandes etc.“ — Auch eine Druckerpresse, auf Kosten der Nation angeschafft, war bald in Thätigkeit, und am 21. Februar 1828 erschien zu Neu-Echota die erste Nummer einer von Elias Doubinott, einem gründlich bekehrten, in der Missionschule zu Cornwall erzogenen Cherokeeen redigirten Zeitung in cherokeeischer und englischer Sprache, der cherokeeische Phönix genannt, deren einziger Zweck, nach den Worten des Herausgebers,¹⁾ die wahre Wohlfahrt der Cherokeeen sein sollte, indem sie dieselben mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Gemeinwesens bekannt machte. Auch eine Nationalbibliothek und ein Museum hatten die Cherokeeen in ihrer Hauptstadt Neu-Echota gegründet und waren, obgleich zum großen Theil noch Heiden, in ihrer äußerlichen Bildung so weit fortgeschritten, daß sie schon im besten Gange waren, ihre Ebenbürtigkeit mit den Weißen auszuweisen.

Letztere aber waren keineswegs darnach gesinnt, die sich zu Tage legende Gesittung der Nothen freudig zu begrüßen und anzuerkennen, und zur Weiterbeförderung derselben beizutragen. Vielmehr erging im Jahre 1829 von dem Staate Georgien an die Indianer die Aufforderung, entweder ihre bisherige Selbständigkeit aufzuopfern und sich, mit Verlust ihrer bürgerlichen Freiheiten, den Gesetzen jenes Staates ganz zu unterwerfen, oder auszuwandern und an den Arkansas zu ziehen, wo ihnen unter dem Schutze der Vereinigten Staaten beständige Wohnsitze zugesichert werden sollten. Da das Gebiet, welches die Cherokeeen jetzt bewohnten, ihnen erst im Jahre 1819 durch die Regierungsbehörde der Vereinigten Staaten zugesichert war, hatten sie durchaus keine Lust, aus demselben zu weichen, und fürchteten nicht ohne Grund, daß es ihnen auch am Arkansas bald wieder ähnlich ergehen würde. Deshalb wandten sie sich an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten und beriefen sich auf die feierlich abgeschlossenen Verträge. Ehe jedoch eine Entscheidung erfolgen konnte, wurden sämtliche Missionare unter den Cherokeeen von der Regierung des Staates Georgien aufgefordert, einen dem Vessen der Indianer zuwiderlaufenden Eid zu leisten oder das Land zu meiden. Im Dezember des Jahres 1830, in welchem die Zahl der Cherokeeen-Mitglieder der presbyterianischen Kirche 167, der Brüdergemeinde 45, der Baptisten 90 und der Methodisten 850 betrug, ward in dieser Angelegenheit eine Versammlung der Missionare von Repräsentanten der drei ersten Gesellschaften gehalten, welche die beabsichtigte Vertreibung der Nation für ein Ereigniß erklärte, das ihren Fortschritt in Religion und Civilisation mächtig verzögern, wenn nicht gänzlich aufhalten würde. Der von dem Staate geforderte Eid des Gehorsams aber gegen sein, den Cherokeeen feindseliges Gesetz, wobei die denselben Verweigernden, wofern sie sich von einem gewissen Zeitpunkt an noch im Lande betreffen ließen, mit vierjährigem Gefängniß und harter Arbeit bedroht wurden, brachte

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 264.

die Missionare der amerikanischen Gesellschaft in noch größere Bedrängniß. Denn Missionar Byhan zu Springplace war, weil er zugleich als Postmeister im Dienste der Vereinigten Staaten stand, von dieser Eidesleistung ausgenommen, allein Missionar Glaunder zu Doggeloogy mußte weichen. Er kam zwar versuchsweise zurück, wurde aber festgenommen und unter Androhung von Zuchthausstrafe des Landes verwiesen. Im folgenden Jahre trat er indeß als Postmeister in Byhan's Stelle ein, und beiente nunmehr als Missionar beide Gemeinden. Zwei von den amerikanischen Missionaren dagegen, Worcester und Buttler, welche es wagten, ihre beiden Cherokeeengemeinden gegen den Anbrang offener Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen,¹⁾ wurden nach einem schimpflichen und grausamen Transport etwa anderthalb Jahr lang gefangen gehalten und, obgleich durch ein Urtheil des höchsten Gerichtes der Vereinigten Staaten endlich freigesprochen, vom Staate Georgien dennoch nicht eher freigelassen, bis sie die weitere Verfolgung des Richterspruches aufgegeben hatten, wozu sie, um einem sonst drohenden Bürgerkrieg vorzubeugen, sich entschließen mußten. Die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes lautete allerdings, den Verträgen gemäß, zu Gunsten der Cherokees; weil es aber bedenklich erschien, diese Entscheidung gegen die Regierung des Staates Georgien mit Nachdruck durchzuführen, so ließ die Regierungsbehörde der Vereinigten Staaten es sich wiederholt angelegen sein, die Cherokees durch vortheilhafte Vorschläge zur Abtretung ihres Gebietes und zum Abzug zu bewegen. Nach vielen desfallsigen Bemühungen ließen sich endlich einige Oberhäupter im Dezember 1835 darauf ein, ihr Gebiet für fünf Millionen²⁾ Dollar an die Vereinigten Staaten zu verkaufen und binnen zwei Jahren an den Arkansas zu ziehen.³⁾ Damit war aber weder die Gesamtheit der Cherokees, noch auch die andern Häuptlinge zufrieden und suchten daher die Ausführung jenes von ihnen nicht anerkannten Vertrages auf alle Weise abzuwehren. Allein obwohl Tausende von Bürgern der nördlichen Staaten an den Kongreß Bittschriften einreichten, und manche Mitglieder des Kongresses selbst die dringendsten Vorstellungen gegen die Aufrechterhaltung jenes Vertrages machten, wußten es doch die südlichen Staaten, in deren Grenzen die Cherokees wohnten, durchzusetzen, daß mit einer mächtigen Zugabe in Geld der Vertrag aufrecht erhalten und die gewaltsame Vertreibung der Cherokees und Besetzung ihres Gebietes angeordnet wurde. Da brachen endlich im Herbst 1838 an 16,000 Cherokees mit ihren Missionaren auf und zogen in das ihnen angewiesene Gebiet am Arkansas. Die Missionare der Brüdergemeinde siedelten sich nach vergeblichen Versuchen, in Beatties Prairie und an der Warren-Fork des Illinois R. ihre Pfleglinge zu sammeln,

¹⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 606. Hoffmann Missionsstunden I. 212.

²⁾ Nach andern Berichten 500000.

³⁾ Dorthin hatte die Regierung der Vereinigten Staaten schon seit einer Reihe von Jahren verschiedene Stämme aus dem Osten zu verpflanzen gesucht. Das für diesen Zweck bestimmte Gebiet hatte den Namen Indian Territory erhalten.

in Kanaan nare Jones gewachsen auf der Befähigung des nach dem Gesetz in seiner neu zu besonderen Meilen westlich bald wider ein Testament und Zeitschrift, der sich: De la w Augenstationen nirt, waren die Gemeinden drang übrigen frage die Ba daß es zwei Angaben vor,

Die Mission Indian Territory vor, welche die Gesellschaft gegen 1828, mit Beifall (1828) nach Park S. nun 1838 nach dort. Die Anzahl in ihren Schulen Superintendenten gelten Staatseinkommen freilich Weise die Sache der fand. Auch zu Schrift auch die der, Zeitschriften an eingebornen wie namentlich Tode 1859 trete Methodisten setzen behten Erfolge sie 1846 an wurden immer

¹⁾ Missions-Magazin

²⁾ liegt am A

³⁾ Missions-Magazin

in Ranaan und New-Springplace an. Auch die Baptistenmissionare Jones und Bushyhead begleiteten ihre in den letzten Jahren sehr gewachsenen Gemeinden (allein 1835 waren 300 Personen getauft) auf der beschwerlichen Wanderschaft, die zugleich mit der tiefen Demüthigung des Nationalgefühles für viele eine Veranlassung wurde, ernstlich nach dem Heil zu suchen. So gelangten denn bald nachdem das Volk in seiner neuen Heimat zur Ruhe gekommen war, gerade diese Gemeinden zu besonderer Blüthe. Die Hauptstation wurde Cherokee, 3 engl. Meilen westlich von der Grenze von Arkansas. Auch hier war bald wieder eine Presse im Gange, die nach und nach das ganze Neue Testament und einige Bücher des Alten lieferte; auch erschien eine Zeitschrift, der „Cherokee-Botschafter“. Die Zahl der Stationen mehrte sich: Delaware Town, Osyohee, Taquohee und Flint nebst 8 Außenstationen kamen hinzu. Viele eingeborne Prediger, auch ordinierte, waren unter ihren Landsleuten thätig und bis 1850 wuchsen die Gemeinden bis auf 1200 Mitglieder (Kommunikanten). Seit 1845 drang übrigens auch hier die Spaltung ein, welche über die Sklavenfrage die Baptist-Convention in eine nördliche und südliche schied, so daß es zwei Baptisten-Missionen neben einander gab. Es liegen keine Angaben vor, wie hierbei die Stationen vertheilt wurden.

Die Missionare des Am. Board, welche gleichfalls mit nach Indian Territory zogen, fanden daselbst bereits mehrere Stationen vor, welche unter den früher auswandernden Cherokees von ihrer Gesellschaft gegründet waren; so Dwight¹⁾, angelegt 1820 und später, 1828, mit Beibehaltung des Namens weiter westlich verlegt;²⁾ Fairfield (1828) und die Station von den Forks des Illinois, 1836 nach Park Hill nicht weit von Dwight übertragen. Dazu kamen nun 1838 nach Honey Creek und Lees' Creek, auch nicht weit von dort. Die Anzahl der Gemeindeglieder betrug 240, nebst 170 Kindern in ihren Schulen. Die äußere Verwaltung ward unter einen weltlichen Superintendenten zu Dwight gestellt, und bei einer durchaus geregelten Staatseinrichtung blühte das gut angeordnete Volk bald in erfreulicher Weise wider heran.³⁾ Besonders wird hervorgehoben, wie die Sache der Mäßigkeitsgesellschaften hier einen fruchtbaren Boden fand. Auch zu Park Hill arbeitete eine Presse, die neben der Heiligen Schrift auch die gesetzlichen Bestimmungen des National-Rathes, Kalender, Zeitschriften u. s. w. druckte. — Leider fehlte es dieser Mission an eingebornen Predigern, obgleich einige tüchtige vorhanden waren, wie namentlich John Hux, der schon 1831 ordiniert bis zu seinem Tode 1859 treulich wirkte und in hoher Achtung stand. Auch die Methodisten setzten ihre Mission jenseits des Mississippi mit ausgebreiteten Erfolgen fort. Bei der Scheidung über die Sklavenfrage fiel sie 1846 an den südlichen Zweig der Denomination. Die Zustände wurden immer mehr die eines civilisirten Volkes. Sehr gerühmt wurde

¹⁾ Missions-Magazin 1825, II. 287; 1828, IV. 606, 620.

²⁾ Liegt am Arkansas unter dem 95° w. Länge von Greenwich.

³⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 610.

daß vom Nationalrath¹⁾ eingerichtete Schulwesen, das sich dem der benachbarten Staaten wohl an die Seite stellen konnte. Freilich kamen dann und wann auch Streitigkeiten in der Nation vor, die zum Theil noch in der Uebersiedlung von Georgien, den Kaufgelber-Entschädigungen u. s. w. ihren Grund hatten, und die Mission wurde hie und da nachtheilig davon berührt. Im ganzen aber machte das Christenthum sehr erfreuliche Fortschritte. In einer sehr sorgfältigen Berichterstattung im Jahre 1860²⁾ werden die Cherokees als ein christliches Volk anerkannt. Obgleich in der unwissenden Masse noch mehr Aberglauben vorhanden sei, als in älteren christlichen Gemeinschaften (heißt es da) und obgleich der Grad ihres Christenthums noch niedrig sei, „so ist die christliche Religion doch die einzige, die es bei ihnen gibt“. — — — „Ihre Konstitution bestimmt, daß niemand, der Gott und eine Vergeltung im künftigen Leben leugnet, ein bürgerliches Amt bekleiden könne.“ — „Die Nation als solche nimmt den Christenamen in Anspruch. Alle Lehrer sind durch das Gesetz aufgefordert, in den Schulen³⁾ täglich die Bibel lesen zu lassen und, wenn sie dazu vorbereitet sind, in denselben täglich zu beten.“ Sie bewohnen hauptsächlich den östlichen Theil ihres Territoriums, etwa 300 deutsche Quadrat-Meilen groß. Ihre Zahl wurde damals auf 21,000 geschätzt. Unter ihnen befanden sich im ganzen nicht weniger als 60 Prediger, darunter 16 weiße. Von den letzteren waren 3 von der Brüdergemeinde, 3 nördliche und 2 südliche Baptisten und 5 südliche Methodisten. Vermuthlich war niemand aus der Nation, der nicht wenigstens ab und zu eine angemessene Gelegenheit gehabt hätte, einen Gottesdienst zu besuchen, denn außer den 30 öffentlichen Schulhäusern, die auch zu religiösen Versammlungen benutzt wurden, waren mehr als nochmal so viel besondere gottesdienstliche Versammlungsorte vorhanden. Im ganzen gab es über 3000 Kommunikanten u. z. 1500 N. Baptisten, darauf folgten an Zahl die Methodisten, S. Baptisten, die Brüdergemeinde mit 250 und der Am. Board mit 136. „Von der wirklichen Frömmigkeit so großer Zahlen“, heißt es a. a. O., „wollen wir nicht zu zuversichtlich sprechen. Wo viele doch nur 3 bis 4 mal im Jahre einer religiösen Versammlung beizuwohnen — mögen die letzteren auch sehr ausgedehnt werden⁴⁾ — können wir kaum viel christliche Erkenntnis und wirklich christlichen Charakter erwarten, zumal da der größere Theil der eingebornen Prediger nur eine geringe Bildung haben soll.“ Auf den Stationen des Board dagegen waren nur solche Personen getauft, die augenscheinliche Beweise der Buße und des lebendigen Glaubens an Christum gegeben hatten. Einer der Missionare, der früher als Pastor in Neuengland gewirkt hatte, sagt, daß seine

¹⁾ National-Council ist die oberste Regierung der Cherokees.

²⁾ cf. Annual Report of the Am. Board ff. 1860 S. 138 ff.

³⁾ Hier sind die mit der Mission nicht verbundenen Staatschulen gemeint.

⁴⁾ Jedemfalls sind die Lagerversammlungen (Camp meetings) der Methodisten gemeint, an die sich übrigens manches von zweifelhaftem Werthe, anschließen soll.

Gemeinde
im christl.
Leider
nationen
für den An-
träglich.
keiten, welch-
hielten, wa-
Methodisten
Part Hill;
Tausend S-
Volkes war
Board keine
auf dieser
empfundene,
war, in der
Dolmetschers
durch die G-
jene Mission
seine Arbeit
auf die mit
bezeichneten
Brüdergemein-
bald brachen

b. Die A.

Südlich
Amerika's da-
von Florida,
nach ihrem an-
hauptsächlich
Süden des b-
das mit in il-
holten Kriege
erfuhren spät-
Siegern vers-
Auch bei
Missionsversu-
der feindlicher
geben wurde.
der Vereinigte
beträchtlich zu

¹⁾ Die Abo-
welche dem Skl-
Slaverei fordert

²⁾ Bei Gele-
vorgeworfen, daß

Gemeindeglieder unter den Cherokesen denen seiner früheren Gemeinde im christlichen Leben nicht nachstanden.

Leider war das Nebeneinanderwirken der verschiedenen Denominationen schon seit längerer Zeit kein ungetriebtes mehr. Namentlich für den Am. Board gestalteten sich die Verhältnisse nach grade unerträglich. Die mit Erbitterung geführten abolitionistischen¹⁾ Streitigkeiten, welche seit Jahren die Vereinigten Staaten in höchster Aufregung hielten, waren die Veranlassung zu fortwährenden Reibereien. Die Methodistens bauten eine große massive Kirche grade gegenüber von Bart Hill; die Baptisten hatten ein Versammlungshaus ein paar Tausend Schritte von Lees Creek errichtet. Die Stimmung des ganzen Volkes war von ihnen so eingenommen, daß auf den Stationen des Board keine Aussicht blieb neue Mitglieder zu gewinnen. Dazu wurde auf dieser Seite der Mangel eingeborner Prediger besonders schwer empfunden, zumal da keiner der vorhandenen Missionare im Stande war, in der Volkssprache zu predigen: sie mußten sich alle dabei des Dolmetschers bedienen. Dazu, scheint es, war auch der Nationalrath durch die Eifersucht der die Sklaverei billigenden Denominationen gegen jene Mission eingenommen. Unter diesen Umständen schloß der Board seine Arbeiten unter diesem Volke — nicht ohne wehmüthigen Rückblick auf die mit mancher Trübsal, aber auch reichlich mit Segensspuren bezeichneten 43jährigen Dauer derselben. — Auch die Mission der Brüdergemeinde trankelte längst unter ähnlichen Verhältnissen, und bald brachen über sie die schweren Krisen des Krieges herein.

b. Die Missionen unter den Creeks (Krihks) resp. Seminolen.

Südlich von den Cherokesen bewohnte zur Zeit der Entdeckung Amerika's das weite Gebiet bis zum Golf von Mexiko mit Einschluß von Florida, ein starkes kriegerisches Volk, die Muskogies, die später nach ihrem an Bächen reichen Lande die Creeks genannt wurden. Ihr hauptsächlichster Stamm sind die Seminolen, die einst den ganzen Süden des bezeichneten Gebietes inne hatten. Das Volk der Apalachen, das mit in ihren Grenzen lebte, überwandten die Muskogies in wiederholten Kriegen, und rotteten es 1719 ganz aus. Ein ähnliches Schicksal erfuhr später ihre Nachbarn, die Alabama's, deren Reste mit den Siegern verschmolzen.

Auch bei diesem Volke machte die Brüdergemeinde den ersten Missionsversuch am Flint R. in Georgien 1807, der aber 1813 bei der feindlichen und kriegerischen Haltung desselben ohne Erfolg aufgegeben wurde. Einige Jahre später brach vollends der blutige Krieg der Vereinigten Staaten mit den Seminolen aus,²⁾ in dem diese schon beträchtlich zusammen schmolzen. Auch nach Herstellung des Friedens

¹⁾ Die Abolitionisten waren bekanntlich diejenigen in den nördlichen Staaten, welche dem Sklaven haltenden Süden gegenüber die vollständige Unterdrückung der Sklaverei forberten und dies keineswegs immer ohne Fanatismus.

²⁾ Bei Gelegenheit der Veranlassung zu diesem Kriege wurde den Eingebornen vorgeworfen, daß sie sich der Einführung von Sklaven widersetzen.

gelang es nur unter den nördlichen Creeks Missionen zu gründen, u. z. zunächst den Methodisten, deren Prediger W. Capres 1822 die Station Asbury anlegte. Sowohl über die genauere Lage als auch über die weitere Entwicklung dieser Mission geben meine Quellen keine Nachrichten. Jedemfalls blieben die Erfolge weit hinter denen der Cherokee-Mission zurück. Um dieselbe Zeit gründeten die Baptisten auf Anregung des damaligen Gouverneurs von Georgien durch Rev. Lee Compere die Station Wihington an der Grenze von Alabama. Auch hier wurde jedoch nicht viel ausgerichtet; das Volk war der Civilisation weit weniger zugänglich als seine nördlichen Nachbarn. So fand es auch weniger Halt, den schädlichen Einflüssen der weißen Händler zu widerstehen. Dazu kam die Wildheit des Charakters, die hier stärker als bei vielen andern Indianervölkern hervortrat. — Als ein Theil der Creeks 1829 schon nach dem Westen zog, wurde die Baptisten-Mission unterbrochen. Einer von den wenigen Bekehrten, John Davis, arbeitete unter seinen Landsleuten in ihrem neuen Lande auf eigene Hand weiter. Infolge davon wurde die Arbeit dort durch Rev. Daniel Lewis wieder aufgenommen, der die Station Ebenezer gründete 1830. Eine zweite wurde 1836 errichtet am Canadian Creek. Davis konnte ordinirt werden. Zu gleicher Zeit machte auch der American Board unter jenen bereits im Westen angesiedelten Creeks, deren Zahl übrigens zunächst nur auf 2500 angegeben wird, einen Versuch durch John Flemming nebst seiner Frau, und unterstützt von Dr. Dodge, einem Arzte. Alle die mühsame Arbeit, die auf die ungesüßte, bisher noch nicht literarisch bearbeitete Sprache gewendet wurde, blieb erfolglos. Die wilden kriegerischen Leidenschaften, angefachelt durch weiße Händler, bedrohten die Sicherheit der Missionare, und als 1836 die Creeks durch den Agenten der Vereinigten Staaten um Ausschließung aller Missionare von ihrem Gebiete petitioniren ließen, mußten diese sämtlich weichen. Die Baptisten zogen sich nach Schawanoe (vergl. unten) zurück.

Die Methodisten scheinen inzwischen auf ihren Stationen in Georgien ausgehalten zu haben. Als die Creeks immer mehr nach dem Westen übersiedelten, zogen ihre Missionare mit. 1844 ging auch diese Mission an die Süd-Methodisten über. Wie es scheint wurde erfolgreich gearbeitet, denn 1853 konnte von 728 Kirchengliedern berichtet werden, deren 100 allein in letzten Jahre gewonnen waren. Es bestanden 5 Kirchentreise (circuits) und eine Schule. Leider finden sich keine Angaben über die Stationen. „Eine große Thür ist nun offen in dieser Nation“, sagt der Bericht, „und fast jede Stadt ladet die Missionare ein zu kommen und zu predigen.“

Auch die Presbyterianer hatten 1842 eine Creek-Mission begonnen. Rev. Loughridge gründete die Station Roweta am Arkansas oberhalb der Mündung des Verdigris R. Nicht weit davon wurde die folgende zu Tallahasse 1848 errichtet. Auf beiden wurde vornehmlich durch Schulen gewirkt, u. z. durch Kostschulen, deren Zöglinge also ganz unter christlichen Einfluß gebracht waren. Sie lernten Acker- und Gartenbau, Handwerke resp. weibliche Arbeiten, die englische Sprache

u. s. w. Auch literarische Theile der Logie-Sprache Volkskunde Krieg im

Die als ihre in die Hauptlinie machte, da gaben aus ihrer gedacht uns zu e ihr für u dies Ane paßt, schi und Schv gar nicht dieser dab schreiben Indianern wegen des andern da Papier ze Brüder in und da w das Stück Landes, u lesen und Gräber ih durch die daher dem seine Lehr Lesen brin nichts für in dem sic Bluthunde es, ein pa Stämme t und nach hartnäckig riba's, wo Unter beiden For

1) So

gründen, u. z.
 es 1822 die
 Sage als auch
 Quellen keine
 ter denen der
 en die Pap-
 Georgien durch
 r Grenze von
 tet; das Volk
 ine nördlichen
 en Einflüssen
 Wildheit des
 ndianervölkern
 ch dem Westen
 n den wenigen
 euten in ihrem
 urde die Arbeit
 der die Station
 errichtet am
 u gleicher Zeit
 ts im Westen
 ur auf 2500
 ng nebst seiner
 le die mühsame
 sch bearbeitete
 n kriegerischen
 n die Sicherheit
 enten der Ver-
 ihrem Gebiete
 Die Baptisten
 tionen in Geor-
 ehr nach dem
 44 ging auch
 scheint wurde
 Kirchengliedern
 onnen waren.
 Leider finden
 ist nun offen
 tadt labet die
 et-Mission be-
 am Arkansas
 on wurde die
 e vornehmlich
 nge also ganz
 n Alter- und
 ische Sprache

u. f. w. Die Schulen hatten bald segensreiche Früchte aufzuweisen. Auch literarische Arbeiten wurden hier erfolgreicher als früher betrieben. Theile der Heiligen Schrift und christliche Lieder wurden in der Muscogee-Sprache gedruckt, ebenso ein Lesebuch für die weiter anzulegenden Volksschulen. Mitten in der Blüte wurde diese Wirksamkeit durch den Krieg im Jahre 1861 abgebrochen.

Die Seminolen hatten sich für die Mission noch unzugänglicher als ihre nördlichen Landsleute gezeigt. Als nach Einverleibung Florida's in die Vereinigten Staaten der damalige Gouverneur Duval den Häuptlingen der Seminolen in einer großen Versammlung den Antrag machte, Lehrer zu ihnen zu senden und Schulen unter ihnen zu errichten, da gaben sie, nachdem sie einen Tag Bedenkzeit sich erbeten, durch einen aus ihrer Mitte folgende Antwort: „Mein Bruder! Wir haben nachgedacht über den Vorschlag, uns Lehrer zu senden und Schulen unter uns zu errichten. Wir danken dir herzlich für die Theilnahme, die ihr für unser Wohl zeigt, doch können wir nach reiflicher Ueberlegung dies Anerbieten nicht annehmen; denn was für den weissen Mann paßt, schickt sich deshalb noch nicht für den rothen. — — Lesen und Schreiben ist zwar recht gut für den weissen Mann, taugt aber gar nichts für den rothen. Wenn jener besser dadurch wird, so wird dieser dadurch schlechter. Einige der Creeks und Cherokeseen lernten schreiben und lesen, und sind nun die größten Schurken unter den Indianern. Sie gingen nach Washington, um mit dem großen Vater wegen des allgemeinen Besten sich zu bereben, und das erste, was wir andern davon erfuhren, war, daß der weisse Agent uns ein Stückchen Papier zeigte, was, wie er sagte, ein Vertrag war, welchen unsre Brüder in unsrem Namen mit dem großen Vater abgeschlossen hatten, und da wir nicht wußten, was ein Vertrag sei, so erklärte er uns das Stückchen Papier, und siehe da! es bedeckte einen großen Strich Landes, und so fanden wir denn, daß unsere Brüder durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, ihre Häuser und Ländereien sowie die Gräber ihrer Ahnen verkauft hatten, und daß es die weissen Männer durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, gewannen. Sage daher dem großen Vater in Washington, daß es uns recht leid thut, seine Lehrer nicht unter uns aufnehmen zu können, denn Schreiben und Lesen bringt nur den weissen Männern Vortheile, taugt aber durchaus nichts für die rothen.“ — Erst nach einem zweiten, grausamen Kriege, in dem sich die Amerikaner, wie einst in alter Zeit die Spanier, der Bluthunde gegen die Indianer zu bedienen suchten (1835—42), gelang es, ein paar Tausend Seminolen zur Auswanderung zu bringen. Viele Stämme derselben waren aufgerieben. Von den Resten zogen nach und nach noch einige Schaaren nach dem Arkansas, andere blieben hartnäckig und hielten sich in den unzugänglichen Sumpfsgegenden Florida's, wo es noch bis in die neueste Zeit kleine Ueberreste zu geben scheint.

Unter den im Westen Angesiedelten, die ihr Land zwischen den beiden Forks¹⁾ des Canadian R., eines der Nebenflüsse des Arkansas,

¹⁾ So nennt man 2 gabelförmig zusammentreffende Flüsse.

haben, begannen die Presbyterianer 1848 zu missioniren. Sie fanden damals ein ärmliches, heruntergekommenes und entmuthigtes Volk von 2000 Seelen. Die Trunkucht richtete furchtbare Verheerungen unter ihnen an. Die gebulbigen unermüdblichen Arbeiten der Missionslehrer waren jedoch nicht vergeblich. Es erwachte ein Verlangen nach dem Christenthum. Fleiß und Mäßigkeit fingen an sich Bahn zu brechen, und hie und da zeigten sich schon Spuren von Wohlstand, so daß der Bericht von 1860 und 61 die Aussichten recht hoffnungsvoll schildern konnte. Die erste Station, Dakridge, nicht weit vom Little R., und eine 1859 begründete, die sogenannte Prärie-Station, zählten schon 74 Gemeindeglieder. Da machte der Krieg auch dieser Mission vorläufig ein Ende.

c. Die Missionen unter den Choktaw's (Tschoktá's) und Chikasaw's (Tschikafá's).

cf. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834 und 1855.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie die Cherokesen, hatten die ursprünglich diesseits des großen Mississippistromes vom Meerbusen von Mexiko bis zum Tennessee R. wohnenden Choktaw's und Chikasaw's, die im Jahre 1832, wo sie etwa 20,000 Seelen stark waren und nur noch etwa 7 Millionen Morgen Land inne hatten, gleichfalls zur Auswanderung bewogen wurden, und jetzt zwischen den Eiken der Creeks und dem Red River ein gemeinsames Staatswesen aufgerichtet haben. Die erste Missionsniederlassung unter diesen Indianern gründete im Auftrag des American Board der Prediger Kingsbury, den wir bereits als Gründer der Cherokesen-Mission kennen lernten, am 27. Juni 1818 zu Elliot, etwa 150 Stunden südwestlich von Drainerd am (?) Yallobusha-Flusse. Von Anfang an aber legten die Choktaw's, und besonders die Häuptlinge, die freundlichsten Gefinnungen gegen diese Mission an den Tag. Bald ließen noch 16 Missionsgeschwister meist als Kolonisten in der Wildniß sich nieder, und nach den ersten nothwendigen Einrichtungen wurde im April 1819 eine Schule mit 10 Schülern eröffnet, deren Zahl im Herbst d. J. bereits auf 54 gestiegen war. Die Jünglinge, denn das Alter der die Schule Besuchenden war zwischen 6 und 20 Jahren, wurden außer der Schule auch zum Ackerbau, einige auch zu nützlichen Handwerken und die Töchter zu häuslichen Arbeiten angehalten; alle Schüler aber erweckten die schönsten Hoffnungen. Wie bereitwillig die Choktaw's die Unternehmungen der Missionare unterstützten, ergibt sich unter andern aus folgendem Schreiben einiger Häuptlinge vom 4. Juni 1820 an den Sekretär der Missionsgesellschaft:

„Bruder! Wir haben nun zum ersten Male die Schule unter unserm Volke besucht, seit sie hier errichtet ist. Sie ist in einem sehr blühenden Zustand, und es geht alles gut. — Bruder! Unsere Herzen freuen sich, daß unsere Kinder so schnelle Fortschritte machen. Es ist uns ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie unsere Jünglinge unter der Aufsicht ihrer Lehrer auf dem Felde arbeiten und das Land bauen lernen. Denn wir sehen wohl ein, daß wir nicht länger bloß von der Jagd leben

können. Un-
neuen und
und Kinder
und Kleider
haben zuvor
Kingsbury
Brüder und
wir zuvor
Brüder im
Dank für die
Schule und
sehr vergnügt
wir haben
auf unsere
Lehrern hatte
verbunden
Pande erzeig
Vater, der
rothen Kinder
derselbe so vi
Werke unter
und allenthal
die sie ihren
es nicht verge
gute Schule,
Aber, Brüder,
mehr als 10
Brüder sehnli
Missionar offe
wohl begreifen
halten es dah
Wir sind deshe
jeder Distrikt
6000 Thaler
nubbi (unter

Aus ei
vom 3. Sep
von Dank u

— — —
gewesen, die u
alle Dinge ersch
die bösen Weg
dienen sollen.
sionar Kingsb
herausführen
unsere Kinder
dienen mögen.
gehen hinüber
zu sagen, daß
einem andern
christlichen Unt

¹⁾ Dieselbe
bruar d. J. an
südsächlich von
²⁾ Das v
f. Missions-M

oniren. Sie
entmuthigtes
Verheerungen
der Missions-
erlangen nach
zu brechen,
so daß der
little R., und
hätten schon 74
vorläufig

Chikasam's

1855.

en, hatten die
in Meerbulen
's und Chi-
nen stark waren
en, gleichfalls
en Sizen der
tsweisen auf-
en Indianern
Kingsbury,
nnen lernten,
bwecklich von
er legten die
Gefinnungen
16 Missions-
er, und nach
1819 eine
d. J. hererits
er die Schule
er der Schule
rken und die
ber erweckten
die Unter-
andern aus
820 an den

unserm Volke
ustand, und es
ber so schnelle
unsere Zilug-
Land bauen
er Jagd leben

kennen. Unser Wild ist weg, und unsere Lehrer sagen uns, daß Gott uns einen neuen und besseren Weg zeigen will, uns zu erhalten und uns und unsere Weiber und Kinder zu kleiden. Wir freuen uns, zu sehen, wie unsere Töchter jetzt locken und Kleider machen lernen und alles thun, wie die weißen Leute. — Bruder! wir haben zuvor nie das Vergnügen gehabt, jemand anders von der Mission, als Herrn Kingsbury zu kennen. Jetzt haben wir gesehen, und glauben, daß alle Missions-Brüder und Schwestern zu Elliot unsere Freunde sind und uns Gutes lehren, was wir zuvor nicht gewußt haben. — Bruder! Wir wünschten allen unsern guten weißen Brüdern im Norden, die uns fromme Missionarien hierher gesendet haben, unsern Dank für diese große Wohlthat auszudrücken. Wir sind in jeder Rücksicht mit unserer Schule und den weißen Brüdern und Schwestern der Missionsfamilie zufrieden und sehr vergnügt mit der Art und Weise, wie sie unsere Kinder behandeln. — Bruder, wir haben nie gewußt, welche große Kosten¹⁾ unsere guten weißen Brüder bisher auf unsere Schule verwendet haben, bis wir gestern eine Unterredung mit unsern Lehrern hatten, welche uns davon benachrichtigten. Wir fühlen uns um so mehr verbunden für die große Liebe, die unsre weißen Brüder dem rothen Volk im fernem Lande erzeigt haben. Eben so gewährt es uns große Freude, daß unser guter Vater, der Präsident der Vereinigten Staaten, seine hülfreiche Hand nach seinen rothen Kindern zu ihrem Besten ausgestreckt hat. Wir sind sehr dankbar dafür, daß derselbe so viel Geld auf unsere Schule verwandt hat und die Missionare in ihrem Werke unterstützt. — Bruder! Wir wünschen allen unsern weißen Freunden überall und allenthalben zu sagen, wie dankbar wir alle sind für die großen Wohlthaten, die sie ihren unbewußenden rothen Brüdern erzeigt haben, und wir hoffen, sie werden es nicht vergessen, daß wir noch immer ihrer Hülfe bedürfen. Wir haben jetzt eine gute Schule, in welcher 70 unserer Kinder durch eure Liebe Unterricht erhalten. Aber, Brüder, wir wollen euch offen und frei unser Bedürfnis darlegen. Wir haben mehr als 1000 Kinder in unserer Nation, die auf den Unterricht ihrer weißen Brüder sehnlich warten und nach ihnen hinstreben. Unsere Nation steht für jeden Missionar offen und unsre Herzen sind bereit, sie aufzunehmen. — Wir können es wohl begreifen, Brüder, daß diese Missionen euch große Kosten machen, und wir halten es daher für unsere Pflicht, euch aus allen Kräften darin zu unterstützen. Wir sind deshalb kürzlich in den drei Distrikten unseres Landes eins geworden, daß jeder Distrikt auf 16 Jahre jedes Jahr 2000 Thaler²⁾ liefern soll, was jährlich 6000 Thaler Beitrag ausmacht. — Wir sind eure Freunde und Brüder Puckshannubbi (unterzeichnet †), Muschnatubbi (unterzeichnet ††).

Nus einem eigenhändigen Briefe des Häuptlings David Folsom vom 3. September 1820 an einen Freund in Newark, gleichfalls voll von Dank und Bitten, heben wir nur Folgendes heraus:

— — Bruder! Wir Choktaw's sind so lange in der Unwissenheit und Finsterniß gewesen, die uns viel geschadet hat. Die Choktaw's wissen, daß ein Gott ist, der alle Dinge erschaffen hat, haben aber keine Kenntniß von Jesu Christo, und darum waren die bösen Wege unsere Straße, weil niemand war, der uns sagte, wie wir Gott dienen sollen. Jetzt hoffe ich, mein Volk hat einen treuen Freund gefunden (Missionar Kingsbury), der hoffentlich immer bei uns bleiben und uns aus der Finsterniß herausführen wird, damit wir Brüder und wie ein Volk werden, und daß fortan unsere Kinder als Brüder und Schwestern leben und dem wahren Gott Israels dienen mögen. — — Wir sind umgeben mit unsern weißen Brüdern, und Choktaw's gehen hinüber zu den Weißen und kaufen gebranntes Wasser, und es schmerzt mich zu sagen, daß viele meiner Landsleute also böse Gewohnheiten annehmen. Aber aus einem andern Gesichtspunkt muß ich euch sagen, ich denke, die Choktaw's sind völlig reif, christlichen Unterricht anzunehmen. — — Wir haben einige weiße Menschen unter

¹⁾ Dieselben betrugen bis zum Juni 1820 über 12,000 Thaler, womit im Februar d. J. auch schon eine zweite Niederlassung am Tombigbi-Flusse, 50 Stunden südsüdlich von Elliot, begonnen war.

²⁾ Das von den Vereinigten Staaten für abgetretenes Land bestimmte Jahrgeld f. Missions-Magazin 1825, II. 204 cf. 1822. II. 217. 219.

uns, die sehr schlechte Leute sind, und uns rothen Leuten ein böses Beispiel geben. Oft sagen sie uns, alle frommen Leute seien Betrüger, und die Bibel sei ein Fesselspiel. Das sagen weiße Leute den rothen Chottaw's. Ich für meine Person lehre mich nicht an solchen Menschen. — Grüßet alle Freunde der rothen Leute und betet für uns arme Chottaw's und helft uns zu unserm Glück."

Der Schreiber dieses Briefes wohnte etwa 30 Stunden östlich vor Elliot, wo drei seiner Kinder in die Schule gingen, und 16 Stunden westlich von der neuen Niederlassung, von der wir gleich hören werden, und begehrte nichts sehnlicher, als einen Lehrer in seinen Ort zu bekommen, den er auf seine Kosten unterhalten, ihm auch ein Schulhaus bauen wollte.

Ein Engländer aus Liverpool, Adam Hodgson, ein warmer Freund der Missionsache, der im Jahre 1820 eine Besuchsreise zu den Creeks, Chottaw's, Chitaw's¹⁾ (deren Stamm unter nur einem Häuptling 3625 Seelen zählte), und Cherokesen machte, kehrte auch in Elliot ein und freute sich herzlich über alles, was er da sah und hörte.

In Bezug auf die dortigen Missionare schreibt er: „Mit besonderem Vergnügen wurde ich gewahr, daß sie von ihren Entbehrungen und Leiden, die nach der Natur ihrer Lage keineswegs gering sind, kaum ein Wort fallen ließen, und dabei bemerkten, daß der Soldat, der Matrose und der Kaufmann nicht selten Größeres für irdische Zwecke erdulden. Und doch ziehen sie oft 2—3 Monate unter den Indianern in den Wäldern umher, nicht selten unter anhaltenden Regenströmen, wie ich sie in England nie sah, indeß bei Nacht heulende Wölfe um ihr leichteszelt umherstreichen, oder der freche Panther sie an ihrer Thür besucht und ängstigt. Da indeß andere um zeitlichen Gewinnes willen oft dasselbe ertragen, so wünschen sie, daß in den öffentlichen Missionsberichten nie dieser Mühseligkeiten und Gefahren gedacht würde, wenn nicht eine kurze Bemerkung dieser Art oft ein zweckmäßiges Mittel wäre, Leute vom Missionsdienst zurückzuführen, die ein gemächliches Leben bei demselben erwarten."

Auf die dringenden Bitten der Indianer wurde 1820 100 engl. Meilen östlich von Elliot eine zweite Missionsstation angelegt, und im März 1821 kam Missionar Kingsbury dahin, der schon 10 Gebäude aufgerichtet und ein gut Stück Ackerlandes umgebrochen fand. Sie wurde Mayhem genannt und war sehr lieblich gelegen. Im Herbst desselben Jahres ward mit der Schule begonnen. Bei einem Besuche, den der Prediger Goode! Anfangs 1822 in Mayhem machte, legte Kingsbury in einer Ansprache den versammelten Häuptlingen den Zweck der Schule aus. Da antwortete einer der Vornehmsten unter ihnen: „Ich bin nicht gewohnt, an die Weißen eine Rede zu halten, aber wenn das Herz froh ist, so darf es immer ein Wort reden. Wir haben euren Worten zugehört. Wir haben die Sache nie zuvor so gut verstanden. Wir haben zuvor nie gewußt, daß die Missionare ohne Bezahlung arbeiten, und daß sie aus Liebe zu den Chottaw's Haus und Hof und alles, was ihnen lieb ist, verlassen haben. Die Chottaw's sind unwissende Leute; sie wissen nur, wann der Tag kommt und wann die Nacht kommt. Das wissen sie, aber weiter nichts. Wenn ihr zurückkommt, so sagt zu der frommen Gesellschaft: Ihr seid unsere Väter. Wir sind arm und schwach. Väter müssen für die Kinder sorgen. Wenn diese Missionare sterben, so sendet mehr. —

¹⁾ Missions-Magazin 1825, II. 207.

Wir Alten
aber mit un

Eine wo
Camps) geg
bezogen. D
daß sie bei
Arbeit fortz
vor weißen,
Umkreise von
Obßhon der
berer, die da
Indianer so
die tiefste La
gelium nicht
Regerkaven
diese Station
Nachbarschaft
Im Ot
von dem Obe
Schreiben:

„Wulata
Bolles, das M
ich gemacht hab
gehen, um Sch
rothen Leute ein
den Boden gesch
ganz ausgehört.
ihre Kinder um
konnten. Ich h
damit nicht me
haben ehemals
Schaar meiner
an einen Baum
den Chottaw's,
sie alle in einen
Ich habe ihnen
bauen und ihr
gestohlen und s
ber also thut,
ihrem Manne f
hinab. Ich ha
und wenn sie g
Acker abgebrant
sechs Städten i
senden mögen,
recht bald th
ich noch leben
sehen, ehe ich
ber uns mit I
haben keine. I
weißen Leute t
unsere Kinder
schreibe. Ich f
ihr werdet mic

Wir Alten werden wohl in unseren alten Gewohnheiten dahinsterven, aber mit unsern Kindern muß es besser werden."

Eine weitere Station wurde im Oktober 1822 zu Bethel (French-Camps) gegründet und von Missionar Williams nebst Familie bezogen. Die Indianer arbeiteten hier so eifrig an dem Schulhaus, daß sie bei Nacht große Feuer anzündeten, um bei deren Schein die Arbeit fortzusetzen. Sonntags wurde Gottesdienst in englischer Sprache vor weißen, rothen und schwarzen Zuhörern gehalten, da in einem Umkreise von 12 Stunden auch noch 12 Kolonistenfamilien wohnten. Obgleich der Missionar anfangs klagen mußte: „Die bösen Beispiele derer, die das Bessere kennen und nicht thun, haben die Sitten der Indianer so vergiftet, daß mit wenigen Ausnahmen die Meisten in die tiefste Lasterhaftigkeit versunken sind“, wurde dennoch das Evangelium nicht vergeblich gepredigt, wirkte indeß hier mehr an den armen Negerklaven als an den Indianern. Dennoch mußte im Jahre 1827 diese Station wieder aufgegeben werden, da fast alle Indianer aus der Nachbarschaft weggezogen waren. —

Im Oktober 1822 erhielt die amerikanische Missionsgesellschaft von dem Oberhaupt der sechs Städte der Chottaw's folgendes erfreuliche Schreiben:

Wulatahumaß, Oberster der sechs Städte, an die Gesellschaft des frommen Volkes, das Missionare den Chottaw's zusendet. — Brüder! Das erste Gesetz, das ich gemacht habe, ist dieses: Wenn weiße Leute zu meinen Kriegern über die Linie gehen, um Schnaps zu verkaufen, und mit demselben die Pferde und das Vieh der rothen Leute einhandeln wollen, und sie betrunken machen, so soll der Schnaps auf den Boden geschüttet werden. Das Brantweintrinken hat unter meinen Kriegern ganz aufgehört. — Die Chottaw-Weiber haben lange Zeit die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder ums Leben zu bringen, wenn sie ihnen nicht leicht Nahrung verschaffen konnten. Ich habe ein Gesetz gemacht, daß der Kindermord bestraft werden soll, damit nicht mehr so viele unschuldige Kinder sterben müssen. — Die Chottaw's haben ehemals Schweine und Vieh gestohlen und sie geschlachtet. Ich habe eine Schaar meiner treuen Krieger aufgestellt, die jeden gefangen nehmen, der stiehlt, ihn an einen Baum binden und ihm 39 Streiche geben. — Es war die Sitte unter den Chottaw's, wenn drei oder vier Schwestern waren und sich verheiratheten, daß sie alle in einem Hause mit einander lebten. So will ich es nicht mehr länger haben. Ich habe ihnen gesagt, daß sie von einander ziehen, besonders wohnen, das Feld bauen und ihr Brod verdienen. — Die Chottaw's haben einander ihre Weiber gestohlen und sind davongelaufen. Wir haben jetzt ein Gesetz gemacht, daß jeder, der also thut, 39 Streiche erhalten soll, und ebenso auch das Weib, wenn sie von ihrem Manne fortläuft. — Manche Chottaw's laufen nach Mobile und New-Orleans hinab. Ich habe meinen Kriegern gesagt, daß sie zu Hause bleiben und arbeiten, und wenn sie gehen und ihr Feld nicht besorgen, so soll ihnen das Korn auf dem Acker abgebrannt werden. — Die Zahl der Männer, Weiber und Kinder in den sechs Städten ist 2164. — Ich wünsche, daß die frommen Leute Männer und Weiber senden mögen, um eine Schule in meinem Distrikt zu errichten, und daß sie das recht bald thun möchten. Ich fange an alt zu werden. Ich weiß nicht, wie lange ich noch leben werde. Ich möchte gern das gute Wort noch mit meinen Augen sehen, ehe ich sterbe. Man ist immer an uns vorübergegangen, und da war keiner, der uns mit Rath und That beistehen wollte. Andere Völker haben Schulen, wir haben keine. Wir haben obige Gesetze gemacht, weil wir gern in die Wege der weisen Leute treten möchten. Wir hoffen aber auch, sie zu rufen uns beistehen, damit unsere Kinder erzogen werden. — Dies ist das erste Mal, daß ich einen Brief schreibe. Ich sage nichts weiter, ich habe meine Wünsche ausgesprochen. Ich hoffe, ihr werdet mich nicht vergessen. Wulatahumaß."

Eine neue Station, Goshen, 46 Stunden südlich von Mayhem und etwa 20 Stunden westlich von Emmaus, einem gleichfalls neu gegründeten Schulort, ward für die Missionare Veranlassung, sich nicht bloß auf die Jugend einzuschränken, da die Indianer dieser Gegend für den Unterricht wenig Sinn hatten. Nachdem daher im Jahre 1824 zwei Erstlinge aus den Choktaw's in die christliche Kirche aufgenommen waren, fingen die Missionare munter an, die Choktaw-Sprache zu erlernen, und schon 1825 konnten sie in derselben predigen. Nun wurden nützliche Schulbücher abgefaßt und 1827 zu Cincinnati gedruckt, und Alt und Jung verlangte bald das Alphabet zu lernen, um die Offenbarungen des großen Geistes in ihrer eignen Sprache zu erkennen. Die Leitung der ganzen Mission auf den bisher genannten Stationen, wozu 1824 noch Mi-ik-hun-auh, auf der Straße nach Natchez, etwa 14 Stunden westlich von Mayhem, und später noch einige andere gekommen, hatte Missionar Ringsbury zu Mayhem. Hier und da wurde eine Seele aus dem harten Schlaf der Sünde aufgeweckt¹⁾, die Schulen gediehen und blühten, obschon nicht überall gleich erfreulich, und auch in der bürgerlichen Verfassung der Choktaw's fanden bis Ende 1827 wichtige Veränderungen statt, indem an die Stelle von zwei unwürdigen Distrikts-Häuptlingen zwei andere verständige und vertrauenswerthe Volks-Obersten gewählt und beschloffen wurde, alle zwei Jahre einen Landtag zu halten, an welchem durch Abgeordnete des Volks die Angelegenheiten desselben berathen, neue Verordnungen festgesetzt, und besonders darüber gewacht werden sollte, daß nichts von dem Landeigenthum ohne Einwilligung der Einwohner aller Distrikte künftig weiter veräußert werden dürfte. — Der Durst nach Erkenntniß machte immer allgemeiner auf, und in der Nähe von Goshen fing der schon genannte Folsom, ein wackerer, christlich unterrichteter Mann, selbst eine Schule mit 40 Schülern an; und wer freut sich nicht, in dem Schreiben eines Choktaw-Jünglings zu Mayhem vom Juli 1826 an den Genannten zu lesen:

Verehrter Herr! Ich freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen ein paar Worte zu schreiben. Uns macht der Gedanke Wonne, einen Häuptling zu haben, der ein Freund seines Volkes ist, die Wohlfahrt desselben will, und die Schulen in der Nation befördert. Wären nicht Sie und die Freunde der Mission gewesen, wahrlich, wir würden noch blind in der Wildniß umherirren. Wir haben Leute sagen gehört, die Missionare hätten uns nichts Gutes gethan; aber jetzt ist's Zeit für diese, die Augen aufzu thun und zu sehen, ob wir noch in derselben Lage seien, in welcher wir uns vor acht, oder auch nur vor vier Jahren befanden. Wir denken, Sie werden immer ein Freund der Schulen bleiben und dieselben aus aller Kraft unterstützen; auch hoffen wir, Sie werden sich von Ihrem Volk nicht nuthlos machen lassen. Vielmehr wird Sie Gott zum Werkzeuge machen, der Nation viel Gutes zu thun".

Hören wir dazu noch die Ansprache eines Choktaw-Häuptlings an eine Volksversammlung:

„Meine Kinder, Brüder und Freunde! Was ich euch sage, ist die Wahrheit; horcht wohl zu. Gottes Herz ist gut; ein solches Herz, wie dieses, müßt ihr haben; eure Väter, Mütter, Brüder, Schwestern nicht zu lieben, ist wahrlich nicht gut

Hört, was
fahren. .
muß es ein
einen bösen
und so mu
er sich unse
che wir st
zuvor erha
daß wir da
und erbarm
Herz gut ge
von uns, i
nicht gehört
Jetzt hören
aufgerichtet
Tag, das m
auf uns her
kauft, so n
sterbet, zu
steht niemo
ihr hinaufsi
sterben, son
ihr müßt es
habe. Mein

Unter
Mississippi
von Süd-
vier Stati
Elliot, To
Mission de
der ersten
und breit
„Leute kan
hartnäckige
nur von
aufgenomm
Brantwein
1829 konn
betrunkene
durch die
zählten, u
Weise ver
Uebersiedl
höchst ung
arme Volk
Mission a
ganzes Vo
schlossen si
Choktaw's

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 633.

¹⁾ New

Hört, was ich euch sage: Liebet eure Freunde, liebet Gott, und laßt das böse Herz fahren. Gott siehet uns, und es schmerzt ihn, daß wir böse Herzen haben. Damit muß es ein Ende nehmen. Wie es bei euren Vätern war, die böse Herzen und einen bösen Sinn hatten, so kann und darf es nicht bleiben. Gottes Sinn ist gut, und so muß auch unser Sinn werden. Und wenn wir damit Gott dienen, so wird er sich unser erbarmen und uns segnen. O Gott, gib uns allen ein neues Herz, ehe wir sterben. Was wird aus uns werden, wenn wir ein solches Herz nicht zuvor erhalten. Dem Tod können wir ja nicht entfliehen. Laß uns gut werden, daß wir dahin kommen, wo du bist; und wenn wir sterben, so steige herab zu uns und erbarme dich unser. Als du den ersten Menschen geschaffen hast, hast du sein Herz gut gemacht. Aber wir sind rohe, unwissende Leute; nimm das böse Herz von uns, und gib uns neue Herzen. Wir Choktaw's haben vormals dein Wort nicht gehört; wir hatten keinen Sinn, und unsere Gedanken waren wie der Wind. Jetzt hören wir dein Wort, und haben ein liebes Haus, daß wir deinem Namen aufgerichtet haben. Erbarme dich unser und höre uns. Dieser Tag ist dein heiliger Tag, das wissen wir, und wir haben uns hier versammelt, dich zu preisen. Blick auf uns herab und erbarme dich unser. — Ihr müßt nicht fehlen. Wenn ihr etwas lauset, so möget ihr es nehmen; aber wenn ihr stehet, so wird Gott, wenn ihr sterbet, zu euch sagen: Das ist der Weg zum großen Feuer; gehet hinein. Gott sieht niemals; ihr müßt auch nicht fehlen. Wenn euer Herz gut ist, so werdet ihr hinaufsteigen, wenn ihr sterbet; ja wenn Gott euch liebt, so werdet ihr niemals sterben, sondern ewiglich leben. Was ich euch sage, ist ein wahres und liebes Wort; ihr müßt es hören und verstehen lernen. Dies ist alles, was ich euch zu sagen habe. Meine Brüder, Kinder, Freunde, ihr habt es gehört; dies ist alles."

Unter den Chikafaw's, die den nördlichen Theil des Staates Mississippi bewohnten, missionirte zuerst die presbyterianische Synode von Süd-Karolina und Georgien seit 1821. Es waren bereits vier Stationen gegründet: Monroe, 60 engl. Meilen nordöstlich von Elliot, Tokshish, Martin und Caney Creek, als im Jahre 1827 diese Mission dem Am. Board übertragen wurde. Bald darauf begann auf der erstgenannten Station eine bemerkenswerthe Erweckung, die sich weit und breit unter dem Volke ausdehnte und mehrere Monate anhielt. „Leute kamen 30—40 Meilen weit her, und die hoffnungslosesten hartnäckigen Sünder waren die ersten, die sich bekehrten.“¹⁾ Doch wird nur von 6 Personen berichtet, die in diesem Jahre in die Kirche aufgenommen werden konnten. In der Folge wurde der verderbliche Brantweinhandel im Gebiete dieses Volkes gänzlich unterdrückt, und 1829 konnte ein Missionar schreiben, daß er seit 1½ Jahren keinen betrunkenen Indianer gesehen habe. Leider wurde dieser Zustand durch die Unterwerfung der Chikafaw's, die damals etwa 3000 Seelen zählten, unter die Staatsgesetze von Mississippi in höchst ungünstiger Weise verändert. Die Landverkäufe und Unterhandlungen über eine Uebersiedlung nach Westen, welche zu keinem Ziel kamen, wirkten höchst ungünstig. Ströme von Brantwein ergossen sich durch das arme Volk, das noch keinen Halt gewonnen hatte. 1834 mußte die Mission aufgegeben werden. Die Chikafaw's kamen nicht dazu, als ganzes Volk nach Westen zu ziehen. Nur einzelne kleinere Schaaren schlossen sich andern auswandernden Völkern an (meist wohl den Choktaw's), oder folgten später, die andern verkümmerten und schwanden

¹⁾ Newcomb, Cycl. pedia of Missions. S. 616.

dahin in ihrem Heimatlande, von dem sie ein Stück nach dem andern um das Feuerwasser hingaben¹⁾).

Unter den Choctaw's hatte inzwischen die Mission erfreuliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1829 bildeten die dort arbeitenden ordinirten Missionare nebst denen unter den Chickasaw's ein Presbyterium, und die General-Versammlung errichtete die neue Synode von Mississippi, welche zu Raynew ihre erste Sitzung hielt. Die Gemeinden zählten 400 Getaufte.

Nun aber erfolgten auch hier die Auswanderungsbeschlüsse der Vereinigten Staaten, unter welche die armen Choctaw's sich fügen mußten und versprachen, westlich am Arkansasfluß sich niederzulassen. Aber große Bewegungen entstanden unter ihnen, und am meisten litten die Missionen darunter. Doch hielten die Indianer die Missionare, sie zu den neuen Wohnsitzen zu begleiten, was auch theilweise geschah, als etwa zwei Drittheile des Volkes, 10—14,000 an der Zahl, auswanderten. Die bisherigen Stationen dauerten noch eine Zeit lang fort, bis sie sich endlich 1836 ganz auflösten und alle hier gewonnenen Vortheile, auch die Gebäulichkeiten, auf diese Weise für die Mission verloren gingen. Raum aber hatten die Ausgewanderten das neue Land zwischen dem Arkansas und rothen Flusse (Red river²⁾) betreten, als sie vor allem darauf bedacht waren, die Mission und die Schulen³⁾ wieder in Gang gebracht zu sehen. Die mit großer Hingabe schon bisher in dieser Mission thätigen Männer, wie Kingsbury, Wyngton und Alfred Wright, deren Namen für immer mit dem der Choctaw's verbunden bleiben werden, ließen sich keine Mühe verdrießen, die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen Ansiedlung zu überwinden. So entstanden schon 1834 die Stationen Wheelock, Bethabara, Clear Creek, Wolf Tuffo und Cedron, alle in der südwestlichen Ecke des Indianergebietes nicht fern von der Grenze von Texas und Arkansas gelegen. Bald war die geregelte Missionsthätigkeit wieder in Gang gekommen und gestaltete sich sehr hoffnungsvoll. 6—8 Schulen, in denen der Unterricht in der Volkssprache gegeben wurde, wurden freilich für eine Zeit durch eine furchtbare Kinderkrankheit, die die Jugend fast bezimerte, unterbrochen. Doch konnten 1835 2 neue Stationen, Eagle Town und Pine Ridge, hinzugefügt werden. Theile der Heiligen Schrift und ein Gesangbuch nebst andern christlichen Schriften wurden gedruckt und in vielen Exemplaren verbreitet. Die Zahl der Gemeindeglieder nahm zu. Es lassen sich manche Beispiele von hervorragend christlichen Persönlichkeiten aus denselben anführen: Männer, wie der alte Tunupindschuffa,⁴⁾ der, mit fünfzig Jahren 1827 bekehrt, einer der ersten

¹⁾ Die Angabe der ersten Auflage, daß die Cumberland- und die Methodistengesellschaft unter den Chit. gearbeitet habe, beruht wohl auf einem Irrthum. Cumberland-Presbyterianer begannen nach New-Comb erst 1853 eine Mission. Ueber die Methodistengesellschaft finde ich nichts in meinen Quellen. Dagegen hatten die Baptisten von 1819—23 eine Mission unter den Choctaw's und Chickasaw's gehabt.

²⁾ Nicht zu verwechseln mit dem Flusse gleiches Namens im Brit. Nordamerika.

³⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 616.

⁴⁾ Calwer Monatsblatt 1842, 149 ff.

unter den
Ältesten der
Chickasaw's
Greis, tödtet
den Umstehen
dort oben zu
seinen Name
mich gestorbe
hier in der S
kummert euch
Leib ins Gro
und trauert
gottlosen und
in ihrer Kra
den Missiona
Bruder, ich
großen Körper
mir hilft, so
Ziel meines
Und mit fr
Missionars zu
Throne der
einf einige
Krankenbette
„O das ist sü
eines ihrer le
Jesus mich er
wir von mehr
ohne gesegnete
Choctaw
vier Distrikte
Wenn aber ir
des American
etwas ausführ
zehn blühende
Ridge, Good W
und Benningto
Zudrang zu de
wurden, und f
bereits 7880 T
für die Ausbre
geheuert haben
Rasse auf das
die Choctaw's
die Erziehung
einigen Staate

Ein (illeglich)
Umwandlung, die

unter den Auswanderern gewesen war und im Jahre 1834 als ein Aeltester der Kirche selig starb, Buschtopunne u. a. Als der alte Ischtanahandso, ein frommer und allgemein geachteter Choktam-Greis, tödtlich erkrankte und sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Obgleich ich sterbe, hoffe ich doch in eine gute Welt dort oben zu gehen. Ich habe gesucht, meinem Gott zu dienen, und seinen Namen um Gnade anzurufen, in und durch Christus, der für mich gestorben ist. Meine Gedanken sind jetzt bei ihm, während ich hier in der Krankheit liege. Wenn ich sterbe, trauert nicht und bekümmert euch nicht meiner wegen. Ihr möget weinen, wenn ihr meinen Leib ins Grab leget; aber laßet das genug sein. Denket an das Eure, und trauert nicht!“ — Ischtaholi, eine Choktam-Frau, die von ihrem gottlosen und trunksüchtigen Manne oft viel zu leiden hatte, auch noch in ihrer Krankheit, an der sie am 28. März 1834 verstarb, begrüßte den Missionar Williams, der sie besuchte, mit den Worten: „O mein Bruder, ich freue mich gar sehr, dich zu sehen. Du siehst mich hier in großen körperlichen Leiden, aber selig in meiner Seele. Weil Jesus mir hilft, so liege ich gern so da und denke an ihn. Er allein ist das Ziel meines Verlangens. Ich erhebe mein Herz zu ihm im Gebet.“ Und mit strahlender Freude im Gesicht hörte sie den Worten des Missionars zu, mit denen er ihre Betrachtung zu unterstützen und zum Throne der Gnade zu beten versuchte. Bei derselben versammelten sich einst einige christliche Freunde und beteten und priesen vor ihrem Krankensitte den Herrn, der sie so mächtig tröstete. Da rief sie aus: „D das ist süß! das ist gut! das macht mein Herz fröhlich!“ Und eines ihrer letzten Worte, ehe sie die Bestimmung verlor, war: „D daß Jesus mich erlöset! D, mein Jesus, erlöse mich!“ Aehnliches könnten wir von mehreren erzählen zum Beweise, wie das Evangelium nicht ohne segneten Erfolg diesen Indianern gepredigt ward.

Choktam's und die Reste der Chitafaw's bilden jetzt einen in vier Distrikte getheilten Staat, davon die letzteren einen ausmachen. Wenn aber irgendwo unter den Indianern, so feierte hier die Mission des American Board ihre Siege, weshalb wir auch über diese Nation etwas ausführlicher geworden sind. Wir finden da im Jahre 1854 zehn blühende Gemeinden (Stockbridge, Wheelock, Mount Zion, Pine Ridge, Good Water, Good Land, Mayhew, Mount Pleasant, Six Town und Dennington) mit 1163 Kommunikanten, und so stark war der Jubel und der Jubel, daß in einem Jahre 218 dazu gethan wurden, und so groß der christliche Eifer in denselben, daß sie bis dahin bereits 7880 Thaler für allerlei christliche Anstalten in der Heimat so wie für die Ausbreitung des Evangeliums in andern Heidenländern hergegeben haben. Die einheimische Regierung selbst öffnet ihre National-Rasse auf das bereitwilligste für den Unterhalt mehrerer Schulen; ja die Choktam's haben sogar einen besondern Fond errichtet, um daraus die Erziehung eines Theils ihrer Söhne in den Colleges der Vereinigten Staaten zu bestreiten.

Ein (kürzlich) bekehrter Choktam schreibt voll freudigen Dankes über die große Umwandlung, die das Evangelium unter seinen Landsleuten hervorgerufen, unter

andern Folgendes an die Sekretäre der amerikanischen Gesellschaft: „Ich will euch erzählen, wie das Wort Gottes zuerst behandelt wurde. Die Choctaw wissen (?) Leuten wußten wohl, daß die Schulen eine sehr gute Sache wären, und sie schenkten ihr große Gunst. Als sie aber fanden, daß darin das Wort Gottes gelehrt würde, traten sie alle weit zurück, und auf ihrer Seite standen einige stolze, blinde Indianer. Diese alle stemmten sich und stießen nun hart dagegen. Als aber gar einige dem Worte Gottes beistehen, da entbrannten die übrigen in Wuth und wollten die Predigt aufhalten und diese Männer in ihr Vaterland zurück senden; ja einige gingen so weit, daß sie ein Kriegsgeschrei gegen das Wort Gottes und gegen die Christen erhoben, und ein paar schlugen sich schon zu Kriegstänzen an. Wie wüthete da Satan für eine Weile. Aber, um es kurz zu machen, — nun sind wir überzeugt, daß die heilige Bibel ein großes, gutes Buch ist. Es thut niemandem Schaden. Wir danken euch, daß ihr es uns zugesendet. Ihr könntet uns nichts Besseres zugesendet haben“.

So war diesem Volke, dessen Untergang noch vor einem Menschenalter unvermeidlich schien, eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnet. Mäßigkeit, Ordnung und Geselligkeit, Ackerbau und Gewerbe sind im Zunehmen begriffen. „Im Jahr 1818“ — heißt es in einem der Berichte des American Board in den fünfziger Jahren — „waren sie im vollen Sinne des Wortes ein heidnisches und wildes Volk. Die schlimmsten Laster des Heidenthums herrschten unter ihnen. Vielweiberei und Kindermord, Gefechte und Kriege waren ein Theil, und nur ein Theil ihres traurigen Erbes. Dazu waren auf diesen schlechten ursprünglichen Stamm einige der ärgsten Laster der Civilisation eingetropft. Das ganze Volk war dem Trunke ergeben. Als Missionar Kingsbury einmal fragte: Ist denn kein Ruchterner unter euch? — so wurde ihm die Antwort gegeben, einer sei da. Gehen wir aber in ihre jetzige Heimat, betrachten wir ihre Fluren, sehen wir in ihre Häuser hinein, so begegnen uns überall Wohlstand und Verbesserungen aller Art. Prüfen wir ihre Schulen, so finden wir die gewissen Beweise einer verständigen Auffassung, die zugleich lebendig und umfassend ist. Besuchen wir ihre Kirchen, so erfahren wir, daß der Herr in der That und Wahrheit in ihrer Mitte ist. Mit freudigem Erstaunen fragen wir: Ist dies das Volk, welches, als unsere Missionare vor 34 Jahren zu ihm kamen, so unwissend und tief gesunken war?“

Außer dem American Board aber wirkten unter den Choctaws auch die Methodisten, die schon von 1825—32 in ihrer alten Heimat unter ihnen thätig waren. Im Indianer-Gebiet aber, wohin schon 1857 gegen 500 Christen ausgewandert waren, deren Zahl durch die Nachkommenen sich bis 1836 auf 960 Mitglieder mehrte, fuhr diese Mission fort immer reichlichere Früchte zu tragen, deren Qualität wir jedoch nicht eingehender untersuchen wollen. Es genügt zu bemerken, daß auch hier wie unter den Cherokesen mit den auferschütternde Revivals berechneten Camp Meetings gewirkt wurde. Es waren überhaupt hier nur 2 weiße Missionare beschäftigt, neben ihnen zahlreiche eingeborne Prediger, deren Bildung — wie es hieß — viel zu wünschen übrig ließ. Doch waren 2 von den oben erwähnten Colleges Fort Coffee und Nunawaya Academy in den Händen der Methodisten. Die Lage und Zahl der übrigen Stationen finde ich nicht erwähnt. 1846 ging diese Mission an die Süd-Methodist-Episcopale Kirche über.

Enbli
die 1845
nahmen, i
jedoch auch,
schule für
es neben d
hatten 222
In die
Mission des
Kirche. W
gegeben. D
die Cheroke
hatten in d
die Forberu
der Nation
Missionar d
Verwirklich
Abolitionism
und von den
Beweis sein
Sklaven ober
schreiben ober
Berichten m
ob alle Missi
gleiche Stell
ruhig gehen
Vorbehalt de
Sklaven bedi
Sklaverei in
Tendenzschilb
Ehrenmänner
und getragen
Publikum, k
Verhandlung
blieb dabei g
Dienste aner
der ganzen A
geschah, wie
Board, der d
Mission über
zehn Mission
Gehülfsen, 17
Verbindung n
Verheerungen

Euthardt, Mission

Endlich ist auch die Mission der Presbyterianer zu erwähnen, die 1845 gleichfalls eines jener Colleges, die Spencer Academy übernahmen, in dem 100 Jünglinge zu unterrichten waren. Dabei wurde jedoch auch durch Predigt u. s. w. missionirt. 1855 wurde eine Kostschule für Mädchen in Good Water angelegt. Vier Jahre später gab es neben diesen beiden Hauptstationen 7 Nebenstationen; 5 Missionare hatten 222 Kommunikanten in ihrer Pflege.

In dieser Zeit (1859) erfolgte die Uebertragung der ganzen Choktaw-Mission des American Board an den Board der presbyterianischen Kirche. Veranlassung zu diesem Ereignisse hatte die Sklavenfrage gegeben. Die Choktaw's, welche, wie mehrfach angedeutet, ebenso wie die Cherokese ein wohlgeordnetes republikanisches Staatswesen bildeten, hatten in demselben das Institut der Sklaverei festgehalten. Ja als die Forderungen des Abolitionismus sich immer stärker regten, erließ der Nationalrath unter andern ein Gesetz, dahin lautend, daß jeder Missionar oder Prediger, von dem sich herausstellte, daß er an der Verwirklichung der höchst schädlichen und destruktiven Lehren des Abolitionismus sich betheilige, das Gebiet der Nation verlassen solle und von demselben für immer ausgeschlossen bleibe. Auch sollte es ein Beweis sein, daß jemand abolitionistische Prinzipien hege, wenn er Sklaven oder deren Kinder ohne Erlaubniß des Eigenthümers lesen, schreiben oder singen lehre. Ich finde in Bezug auf diesen in allen Berichten nur mit großer Diskretion behandelten Punkt nicht deutlich, ob alle Missionare des American Board diesen Verhältnissen gegenüber gleiche Stellung genommen hatten. Thatsache ist, daß sie die Dinge ruhig gehen ließen, selbst sich der Arbeit gemiethter oder unter dem Vorbehalt der durch ihre Arbeit zu erwerbenden Freiheit gekaufter Sklaven bedienten. Für einen jeden, der da weiß, daß in praxi die Sklaverei in den Südstaaten nicht überall und immer den bekannten Tendenzschlüssen gleichkam, wird damit der Charakter jener Ehrenmänner keineswegs verdunkelt werden. Der Board aber, verbunden und getragen von einem mit glühendem Eifer abolitionistisch gesinnten Publikum, konnte unmöglich jene Zustände billigen. Nach längeren Verhandlungen mußte der Bruch eintreten. Das Missionseigenthum blieb dabei größtentheils in den Händen der Missionare, deren treue Dienste anerkannt wurden. Es sollte ihnen freigestellt sein, sich mit der ganzen Mission unter eine andre Missionsleitung zu stellen. Dies geschah, wie schon gesagt. Es ist mir nicht klar, wie der Presbyterian Board, der doch wohl nicht weniger abolitionistisch gesinnt war, diese Mission übernehmen konnte. Meine Quellen schweigen darüber. — Zehn Missionare, darunter ein ordinirter Choktaw, und 7 eingeborne Gehülfen, 1757 Kommunikanten und 426 Schüler standen 1861 in Verbindung mit der presbyterian. Mission; als der Krieg mit seinen Verheerungen auch dieses Feld mit Verwirrung erfüllte.

d. Die Mission unter den Osagen.

of. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834.

Weit schwieriger, als bei den bisher genannten Stämmen, erwies sich die Missionsarbeit an den Osagen. Diese wohnten früher am Osagefluß im Staate Missouri, wo sie in die Groß- und Klein-Osagen sich theilten; eine Abtheilung hatte auch eine Gegend am Neosho oder Grand-River beim Arkansas inne. Später (1836) mußte das gesammte Volk am Arkansas, nördlich von den Cherokesen, seine Wohnsitze einnehmen. Es war ein rohes, heidnisches, armes Volk, welches, obschon in einem sehr fruchtbaren Lande lebend, doch meist von der Jagd und etwas Viehzucht sich ernährte, dem Betteln und Stehlen ergeben und mit den Nachbarstämmen, später besonders mit den Cherokesen, fast fortwährend in Krieg verwickelt war. Die erste Niederlassung unter den Osage-Indianern ging noch vor der Translokation von der vereinigten Presbyterianischen Missionsgesellschaft¹⁾ aus und wurde im Jahre 1820 unter dem südlichen Zweig dieses Stammes, der etwa 8—10,000 Seelen in sich faßte, mit Bewilligung der Häuptlinge zu Union am Grand-River, etwa 10 Stunden oberhalb seiner Mündung gegründet und zunächst von zwei Predigern mit ihren Gattinnen und Kindern nebst etwa 12 andern Kolonisten-Gehülfen bezogen. Bei ihrer Ankunft waren die meisten Osagen auf der Jagd, von den Anwesenden aber wurden sie mit großer Freude empfangen. Am Christfest erhielten sie einen Besuch von dem Häuptling, und vernahmen mit Freuden aus seinem Munde die Worte: „Für mich ist dieser Morgen wonnenvoll. Ich bin froh in der Seele, diesen Tag erlebt zu haben. Jetzt werden meine Kinder lesen lernen, und leben wie die Christen. Wir wünschen eure Religion kennen zu lernen, sie ist besser als die unsrige.“ Doch mußten sie im Februar 1821 schreiben: „Wir leben in einem Lande der Finsterniß, denn das Licht des Evangeliums noch nie geschienen hat, wo man den Herrn Jesum nicht kennt, und noch kein Tempel Gottes errichtet ist. Ueberall stößt man nur auf Unwissenheit, Aberglauben und Götzendienst.“

Noch war aber die Missionsfamilie zu Union nicht angekommen, als auch die Osagen am Missouri die Regierung um Einführung christlicher Schulen in ihrem Lande ersuchten, welche sie durch ihre Anhänglichkeit an die Regierung mehr zu verdienen glaubten, als die kleinen Osagen; „denn“, bemerkte der alte Häuptling, „unsere Hände sind weiß, und die Hände der Arkansas sind blutig“. Infolge dessen sandte die Vereinigte Missions-Gesellschaft zuerst den Prediger Milledale nach Washington, um dort mit den Osagen-Häuptlingen die nothwendigen Verhandlungen einzuleiten, und nachdem ein feierlicher Vertrag unterzeichnet worden, reiste auch nach dem Missouri eine Missionsfamilie ab und kam am 6. Aug. 1821 daselbst an, wo sie am Marebinine- (Medicine?) Fluß, etwa 2 Stunden oberhalb seiner Vereinigung mit dem Osagefluß, die Niederlassung Harmony gründeten. Die Indianer bewilligten ihnen

¹⁾ United Foreign Missionary Society.

sogleich ein Unterricht fragten sie Schieppulo als die Nel

Die M Land, fingerdigen blutigtige Noth u Osagen stell davon. In tigen Gliedern Lebensmittel immer mehr Land in Bel Gottes, noch so gut wie d den Missiona zugeführt, so hatten, unger und von ihne fingen enblich unter den M verschwinden. der schwieriger ungemein arm und eine Klein „Oft lachen gemeiniglich a Gott. Sie sa hätten sie nie immer darauf sagen. Unserer

In Har zu leiden, und gerafft, doch b erholen, und r Gebäulichkeiten unter dem Bei eines wachsend Anzahl der S die Alten ließe und die Aussid die Pelzhändler pattete, die S Missions-Stat Schule entzoge

sogleich ein herrliches Stück Land zum Eigenthum, schienen aber nach Unterricht mehr um zeitlicher Vortheile willen zu verlangen. Besonders fragten sie angelegentlich, ob die Missionare sich darauf verständen, Schießpulver zu machen, was ihnen unendlich wichtiger zu sein schien, als die Religion.

Die Missionare zu Union richteten zwar Häuser auf und bebauten das Land, fingen auch eine kleine Schule an, hatten aber wegen der beständigen blutigen Händel zwischen den Osagen und Cherokesen mannigfaltige Noth und Gefahr. Nicht bloß die Cherokesen, sondern selbst viele Osagen stellten ihnen sogar nach dem Leben; doch kamen sie glücklich davon. In den benachbarten Indianerbörfern mußten sie oft die blutigen Gliedmaßen der ermordeten Feinde herumtragen sehen, und an Lebensmitteln hatten sie nicht selten Mangel. Dazu kam, daß ringsumher immer mehr weiße Auswanderer sich niederließen, um das herrenlose Land in Besitz zu nehmen, leider aber in der Regel weder das Wort Gottes, noch den Sonntag, noch den Sinn fürs Ewige mitbrachten und so gut wie die Indianer der Missions-Hülfe bedurften. Doch wurden den Missionaren dann und wann einzelne Indianerkinder für die Schule zugeführt, so daß sie im Sommer 1823 deren 13 um sich versammelt hatten, ungerechnet ein ganz kleines, das von seiner Mutter ausgehört und von ihnen gefunden und aufgenommen worden war. Die Kinder fingen endlich an, am Arbeiten und Lernen Freude zu finden, und auch unter den Alten sah man bei einzelnen die Abneigung gegen die Arbeit verschwinden. Dabei beschäftigten sich die Missionare fleißig mit Erlernung der schwierigen und an Wörtern für die Bezeichnung religiöser Begriffe ungemein armen Osagen-Sprache und legten eine Wörterammlung und eine kleine Grammatik an. Im Jahre 1823 konnten sie schreiben: „Oft lachen unsere Indianer über die neuen Dinge, die sie hören: gemeinlich aber fragen sie mit der größten Angelegenheit nach unserm Gott. Sie sagen, wir wissen mehr hiervon als sie, und solche Rede hätten sie nie zuvor gehört. Sie wollen das Wort fest halten und immer darauf merken, denn wir werden ihnen immer die Wahrheit sagen. Unsere Aussichten werden immer erfreulicher.“

In Harmony hatte die Missionsfamilie anfangs viel vom Fieber zu leiden, und 3 Glieder derselben wurden sogar durch den Tod dahingerafft, doch begannen sie im Frühling 1822 sich sämmtlich wieder zu erholen, und nachdem sie den Aufbau eines Schulhauses und anderer Gebäulichkeiten, sowie die Anpflanzung von 40 Morgen Ackerlandes unter dem Beistand des Herrn glücklich zu Stande gebracht, hatten sie eines wachsenden Zutrauens unter den Indianern sich zu erfreuen. Die Anzahl der Schüler, welche fleißig und aufmerksam waren, mehrte sich; die Alten ließen gern im Evangelium und im Ackerbau sich unterrichten, und die Aussichten dieser Mission waren sehr ermunternd. Da wußten die Pelzhändler, denen der Kongreß freien Verkehr mit den Osagen gestattete, die Häuptlinge derselben zu bereben, 25 Stunden weit von der Missions-Station hinwegzuziehen. Dadurch wurden viele Kinder der Schule entzogen und das Werk in Harmony nicht wenig gestört; doch

wandten sich die Missionare mit um so größerem Eifer der Erlernung der Sprache zu.

Von Union aus wurde im Dezbr. 1823 eine neue, nur 2 Stunden entfernte Niederlassung, Hopefield, angelegt, zunächst mit der Absicht, die umherstreifenden Dsagen, 5000 an der Zahl, die Segnungen des Ackerbaus zu lehren, und schon im folgenden Frühjahr siedelten sich 11 heidnische Familien daselbst an; im Jahre 1826 aber wurde sie von einem Haufen Delawaren überfallen und mehrere Einwohner grausam ermordet; doch wurde der Ort gerettet. In demselben Jahre besaßen die Missionare zu Union 140 Morgen angebautes Land, und die Schule wurde von 50 Kindern fleißig besucht. Kriegerische Unruhen traten auch hier oft recht störend ein.

Von Harmony aus wurde gleichfalls in einer Entfernung von etwa 24 Stunden eine neue Niederlassung Neosho an dem Flusse gleiches Namens gegründet, doch war unter dem umherstreifenden wilden und krieglustigen Volke wenig auszurichten. In Harmony selbst, wo die Missionare gleichfalls mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wurde 1825 die Schule von 40 Dsagen-Jünglingen besucht, die sich in den Kriegsunruhen eine Zeit lang zerstreuten, später aber bis auf 35 wieder sammelten. Viele derselben lasen das Wort Gottes mit Verständnis, ohne daß es jedoch zu einem kräftigen Durchbruch des göttlichen Sinnes unter ihnen gekommen wäre. 1826 ging die Mission an den Am. Board über.¹⁾

Damals bestanden 4 Stationen: Union, Harmony, Hopefield und Boudinott (Neosho), aber wenn auch hier und da kleinere Dsagenhäuflein zur Predigt des Evangeliums sich sammelten, und die Missionare von Zeit zu Zeit in der kleinen Indianerbörsern umherzogen, so lebte doch bei weitem der größere Theil des Stammes noch in roher Wildheit dahin, ohne von den dargebotenen Erleuchtungsmitteln des Christenthums Gebrauch zu machen. Eine blühende Schule zu Union mußte zu Anfang der dreißiger Jahre aufgegeben werden, weil die Eltern um den Unterricht ihrer Kinder sich nicht kümmern wollten, und nur die Schule zu Harmony dauerte mit gesegnetem Erfolge noch fort. Zwölf Jahre hatten die Missionare scheinbar umsonst unter diesem Volke von etwa 18000 Seelen gearbeitet, bis dahin aber mit großer Mühe sich soweit in den Besitz der Sprache gesetzt, daß ein Uebersetzungsversuch von einigen Evangelien gemacht und einige kleine Schulbücher in derselben angefertigt werden konnten. Die Missionsgesellschaft wollte auch dieses Volk nicht seinem gänzlichen Untergange überlassen, aber durch die Translokation wurden ihre guten Absichten zerstört.

Schon seit der Ankunft der Missionare im Dsagenlande kamen dessen Häuptlinge durch gewisse zwingende Anträge von Regierungs-Agenten der Vereinigten Staaten in großes Gebränge, und schon ums Jahr 1827 wurde in einer ihrer Rathversammlungen die Forderung an sie gebracht, das nördliche Gebiet zu verlassen und sämmtlich an den Neosho-Fluß sich

¹⁾ Die oben genannte Gesellschaft löste sich auf.

zurück zur Mission,

„Mein auf meiner schönen Tager. Wir siehst sie nicht Stadt zu m Gouverneur Vater (den Stadt bauen Stadt geba seine Gefinn Unrecht thun (Indianer) der meinem machen. Ich glücklich; wi Ich wünsche, nicht sagen, Landes. Ne

Denm wanderung von den E Bericht sagt schmerzliche den Erwach unstättes Le lächerlichen in den Schu wenige aus an ihnen w zurückkehrten als wenn si Abgrund der edle Kräfte das Volk n Zustande ver gleich nach unter der da werden. S die noch jeh

e. Die A (2)

Im No darüber hina nebst denen

¹⁾ av —

zurückzuziehen. Damals gab der Häuptling Klamore, ein Freund der Mission, dem Agenten im Namen der Häuptlinge zur Antwort:

„Mein Vater, ich habe mit meinem Volke gesprochen, das in dieser Angelegenheit auf meiner Seite steht. Gott steht auf uns herab. Ich spreche zu euch an einem schönen Tage. Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder, sie stehen alle um mich her. Wir haben nur ein Wort zu sagen. Mein Volk ist weithin verbreitet, und du siehst sie nicht alle. Dort (auf das Dorf hindeutend), dort ist meine Stadt. Um eine Stadt zu machen, reiste ich durchs ganze Land, und ich fand einen guten Platz. Der Gouverneur Clark nahm mich mit sich nach Washington. Dort sah ich meinen großen Vater (den Präsidenten der Vereinigten Staaten). Er sagte zu mir: Wollt ihr eine Stadt bauen, so bauet sie an einen guten Strom. Ich habe es also gemacht, und meine Stadt gebaut. Ich habe meinem Vater Wort für Wort gefolgt, warum ändert er jetzt seine Gesinnung? Ich fürchte, er hat viele falsche Geschichten von Leuten gehört, die mir Unrecht thun und mein Land wegnehmen wollen. Mein Vater! viele rothe Häute (Indianer) reden Lügen. Merket dieß. Ich bin der einzige unter den rothen Häuten, der meinem Vater gehorcht hat. Man hat mir immer versprochen, mich glücklich zu machen. Ich habe es noch nicht gesehen bis auf diese Stunde. Mein Volk ist nicht glücklich; wir müssen hart jagen und hoch bezahlen für unser kleines Eigenthum. Ich wünsche, du wüßtest ein Herz haben für unser Wohl. Ich bin betrübt, ich darf nicht sagen, was ich fühle. Ihr nehmt da ein Stück Landes, und dort ein Stück Landes. Nein, das versteh ich nicht!“

Dennoch wurden die Osagen im Jahre 1836 sämmtlich zur Auswanderung genöthigt und bekamen ihre Wohnsitze am Arkansas nördlich von den Cherokees. Da wurde die Mission abgebrochen. Der letzte Bericht sagt: „Ein Rückblick auf die Geschichte dieser Mission muß manche schmerzliche Gefühle erwecken. Sehr wenig, wenn überhaupt welche von den Erwachsenen dieses Stammes haben sich bewegen lassen, ihr wildes unzüftiges Leben mit einem civilisirten zu vertauschen oder für ihren lächerlichen Aberglauben das Christenthum anzunehmen. Die Zahl der in den Schulen erzogenen Jugend ist verhältnißmäßig klein geblieben, und wenige aus derselben haben Zeichen davon gegeben, daß das Evangelium an ihnen wirkte; während viele zu ihren früheren Lebensgewohnheiten zurückkehrten und bald wieder so schmutzig und heruntergekommen waren, als wenn sie es nie besser gehabt hätten; manche aber sind tief in den Abgrund des Verderbens und des Elendes versunken.“ Viel Kosten und eble Kräfte waren auf das Werk gewendet; doch die Missionare mußten das Volk nach 15 jähriger Arbeit in elenderem und hoffnungsloserem Zustande verlassen, als es vordem gewesen war. Ein nochmaliger Versuch gleich nach der Uebersiedlung mußte wegen der feindseligen Haltung, unter der das Leben des Missionars bedroht war, bald wieder aufgegeben werden. Später entstand eine katholische Mission unter den Osagen, die noch jetzt fortgesetzt wird.

- e. Die Mission unter den Pawnee's,¹⁾ Iowa's (Aiwā's), Sac's (Sauks), Foxes, Stor's, Omaha's und Shawnee's.¹⁾

cf. Missions-Magazin 1825.

Im Norden der Osagen, bis zum Platte- oder Nebraska-Fluß und darüber hinaus sind die Nester der in der Ueberschrift genannten Stämme nebst denen einiger anderer angesiedelt. Die Pawnee's gehören einer

¹⁾ aw = ä.

ganz andern Gruppe von Indianervölkern an als die bisher betrachteten.¹⁾ An den Quellflüssen des Platte, Kanzas und Arkansas wohnend, waren sie die nördlichsten von ihren Stammverwandten, die bis an die Küste des Golf von Mexiko zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Missouri wohnten. Dazu gehörten also auch die Texas-Indianer. Die Pawnee's aber, die in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts auf 8000 Seelen geschätzt wurden, theilten sich in drei Aeste, die Grand-Pawnee's oder eigentlichen Pawnee's, und die südlicher gelagerten Pawnee-Loups und Pawnee-Republikaner²⁾. Ein gewisser Wohlstand ist unter ihnen nicht selten, und oft besitzt eine Familie 2—300 Pferde und Maulthiere, die sie meist bei ihren häufigen Einfällen in das spanische Gebiet stehlen. Sie sind sehr abergläubisch, und erst um 1820 wurde durch einen Pelzhändler das Opfern der Kriegsgefangenen unter ihnen abgeschafft. Als Anfangs 1822 eine Anzahl von Häuptlingen und Kriegern verschiedener Indianerstämme vom Missouri und dessen Seitenströmen nach New-York gekommen war, um die Angelegenheiten ihrer Stämme mit der Regierung zu berichtigen, wurde ihnen auch im Auftrag der Vereinigten Missionsgesellschaft das Vorhaben derselben mitgetheilt, christliche Lehrer unter ihre Stämme zu senden, und von den Häuptlingen der Pawnee's, Kanza's und Omaha's mit Freuden begrüßt. Letztere beide sind den Osagen verwandt. Darauf schickte die Gesellschaft im Frühling desselben Jahres den Prediger Sal. Giddings nach dem Missouri ab, um unter diesen Stämmen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Die Häuptlinge der Omaha's, mit denen er zuerst unterhandelte, waren anfangs etwas schwierig, erkannten in ihrer durch Big Elk (großer Hirsch) gegebenen Antwort zwar die Ueberlegenheit und guten Absichten der Weißen und ihre eigene Armseligkeit an, hatten aber doch allerlei Besorgnisse und schlossen mit den Worten: „Mein guter Vater! habt Mitleiden mit uns, und laßt mich nur noch ein paar Jahre dem Büffelochsen nachlaufen. Bin ich einmal alt oder todt, so werden meine Kinder es wohl brauchen, daß ihr sie unterrichtet. Wenn wir kein Thier mehr im Walde (auf der Prärie?) haben, dann müßt ihr kommen und uns Indianer unterrichten.“ Schließlich aber, nachdem ihre Besorgnisse widerlegt waren, erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, eine Missionsfamilie bei sich aufzunehmen und ihre Kinder zur Schule zu senden. Die Pawnee-Loups erklärten mit Freuden ein Gleiches, der Häuptling der Pawnee-Republikaner hatte endlich auch nichts dagegen, einen Versuch zu machen, die Grand-Pawnee's aber erklärten nach langer Berathung durch ihren obersten Häuptling Folgendes: „Bruder! Wir danken unsern weißen Brüdern für ihre Freundlichkeit. Wir glauben, der große Vater des Lebens hat die weißen Menschen neben sich gesetzt, und die rothen unter ihnen. Die weißen Menschen sind groß und verständig, denn der Vater des Lichts hat sie also gemacht. Er will es haben, daß die weißen

¹⁾ Cherokese, Creeks, Choctaw's und Chickasaw's bilden eine zusammengehörige Gruppe. Die Osagen sind mit den Dakota's verwandt.

²⁾ Wahrscheinlich so genannt nach dem Loup (Wolf) St. und Republican River.

Menschen
hat eine
Vater des
und lesen
Er will d
Büffelochs
aber wir
vergleichen
des Lebens
nehmen?
dafür zuse
sagen. W
und schreie
wenn es r
tanern in
und Liebe
Handelsha
bringen, d
ochsen und
nee's eine
Semboten
gebiet jense
dorthin ve
Loups zur
des Regieru
viel mit d
unternahm
nicht viel a
schon nicht
Es wurde
gelegt, die
versehen w
und plünder
die Mission
Zuletzt war
ließen 1847
Unter
1835 an zu
den östlichen
1100, die a
des Brant
hältnisse ni
und ersilich
Indianer n

¹⁾ Zur D

²⁾ Seit I
völkern gehörig

betrachteten.¹⁾ Lohnend waren an die Rüsteorte und dem Texas-Indianer. des Jahrhunderts, die Grandher gelagerten gewisser Wohl- familie 2—300 n Einfällen in h, und erst um kriegsgefangenen von Häuptlingen uri und dessen Angelegenheiten ihnen auch im n derselben mit- , und von den s mit Freunden drauf schickte die al. Gibbings Ort und Stelle ya's, mit denen g, erkannten in wort zwar die re eigene Arm- hlossen mit den und laßt mich Bin ich einmal en, daß ihr sie uf der Prärie?) unterrichten.“ waren, erklärten zuneehmen und oups erklärten nee-Republi- zu machen, die ung durch ihren unsern weißen roße Vater des ie rothen unter dig, denn der daß die weißen

Menschen weiß, und die rothen roth sein sollen. Der weiße Mann hat eine Medizin, der rothe Mann hat eine andre. Wir glauben, der Vater des Lebens hat die Absicht, der weiße Mann soll verständig sein und lesen und schreiben und Flinten und Pflüge und Messer machen. Er will aber auch haben, der rothe Mann soll nichts wissen und seinen Büffelochsen nachlaufen. Er hat uns in einigen Dingen gleich gemacht, aber wir sind arm und elend, wenn wir uns mit den weißen Leuten vergleichen. Warum sollten wir die Medizin wegwerfen, die der Vater des Lebens uns gegeben hat, und dafür die Medizin der weißen Leute nehmen? Dann, fürchte ich, würde er zürnen und uns die Pestilenz dafür zusenden. — Bruder! Ich will euch nun meine eigene Meinung sagen. Mich dünkt, es würde gar gut sein, wenn unsere Kinder lesen und schreiben und den Boden bearbeiten und Kleider machen lernten, wenn es nicht Medizin wäre. Nach allem, was ich von den Amerikanern in den Staaten gesehen habe, werde ich immer Hochachtung und Liebe für sie haben. Ich liebe zwei Wege, den einen von dem Handelshaus zu unserem Dorfe, in das die Amerikaner uns ihre Güter bringen, den andern von unserm Dorf in den Wald zu den Büffelochsen und wilden Pferden.“ — Erst später (1835) trat unter den Pawnee's eine Mission des American Board ins Leben, nachdem einige Sendboten derselben, welche zu einer Expedition nach dem Indianergebiete jenseits des Felsengebirges beordert waren, die jährliche Karawane dorthin verfehlt hatten, und bei den Grand-Pawnee's und Pawnee-Loups zurückgeblieben waren. Sie nahmen ihren Wohnsitz bei dem des Regierungssagenten zu Bellevue am Missouri, mußten aber von dort viel mit den Indianern, die immer wieder weite Jagderkursionen unternahmen, umherziehen. Damit vergingen einige Jahre, in denen nicht viel ausgerichtet wurde. Um 1840 aber schienen die Pawnee's schon nicht mehr so abgeneigt, ihr wanderndes Jägerleben aufzugeben. Es wurde an der Loup-Fort (Wolf R.) des Platte eine Station angelegt, die von der Regierung reichlich mit Ackergeräthen, Vieh u. s. w. versehen wurde. Doch schon 1843 wurde dieselbe von den mordenden und plündernden Dakota's überfallen und zerstört. Seitdem konnte sich die Mission nicht wieder erholen, zumal da immer weitere Einfälle drohten. Zuletzt waren die Missionare ihres Lebens nicht mehr sicher und verließen 1847 das Arbeitsfeld.

Unter den Towa's²⁾ und Sac's²⁾ fingen die Presbyterianer 1835 an zu missioniren. Beide Völker lebten in der Gegend, die jetzt den östlichen Theil des Staates Kansas bildet. Die ersteren zählten 1100, die andern 500 Seelen, aber jene schwanden unter dem Einflusse des Brantweins schnell dahin. So hatten denn auch hier die Verhältnisse nicht viel Ermutigendes. Unter den größten Hindernissen und ernstlichen Gefahren mußten die Missionare arbeiten. Waren die Indianer nüchtern, so waren sie ihre besten Freunde; unter den betrun-

¹⁾ Zur Dakota-Gruppe gehörig.

²⁾ Seit langer Zeit mit den Foxes (Fische) vereint, beide zu den Algonkin- Völkern gehörig und ursprünglich am Wisconsin lebend.

tenen waren sie ihres Lebens nicht sicher. Da die Erwachsenen sich so unzugänglich zeigten, legten sie sich ganz auf die Schulen; auch wurden Uebersetzungsarbeiten gemacht. Dennoch trug die treue Arbeit nicht viel sichtbare Früchte. Als 1860 auch diese Stämme translocirt wurden, und die Verhältnisse sich immer ungünstiger gestalteten, wurde die Mission aufgegeben. Zwar sollte ein Waisenhaus fortgeführt werden; nach einigen Jahren aber (1866) wurde auch dies abgebrochen.

Von der Iowa-Station aus wurde 1846 eine solche zu Bellevue in der Nähe von Council Bluffs am Missouri angelegt, für eine Mission unter den benachbarten Stämmen der Omaha's und Otoe's, beide verwandt mit den Iowa's. Es wurde jedoch nicht viel mehr erreicht, als daß 25—45 Kinder in einer Kostschule unterrichtet werden konnten. Unter diesen waren aber auch solche von den gleichfalls stammverwandten Ponca's, sowie von Mischlingen. Nach etwa 10 Jahren siedelten sich die Omaha's, etwa 1000 Seelen stark, in 3 Dörfern auf ihrer Reservation, 100 englische Meilen oberhalb am Missouri an. Dorthin folgte der presbyterianische Missionar, und seitdem gestaltete sich seine Wirksamkeit etwas günstiger, obgleich die Hauptthätigkeit auch hier auf die Schule beschränkt blieb. Doch haben sich schon einzelne aus diesem Stamme gefunden, die aufrichtige Christen geworden sind. — 1856 war auch unter den Otoe's, die ihre Reservation an der Grenze von Kansas, am Blue R. haben, eine besondere Station errichtet; aber weder ein regelmäßiger Schulbesuch ließ sich erreichen, noch irgend ein christlicher Einfluß auf die Erwachsenen. So wurde diese Mission unverrichteter Sache 1860 wieder geschlossen.

Endlich ist hier die Baptisten-Mission unter den Schawanoe's oder Schawnee's zu erwähnen, die schon 1822 begonnen sein soll. Ich finde nicht, wo dieses einst mächtige Algonkin-Volk, das ursprünglich im Norden der Chitaw's und Cherokee's bis an den Ohio wohnte, damals seine Sitze hatte. Auch über die Entwicklung der Mission habe ich keine Angaben. Ums Jahr 1840 treffen wir das Volk in der nordöstlichen Ecke des Indianergebietes, und die Mission, welche auch den in der Nähe angesiedelten Ottawa's, Puttawatomie's (Stodbridges) und Delawaren diente, in ziemlicher Blüthe. Die Hauptstation war Schawanoe, wo auch eine Presse sich befand, die nicht blos Theile der Bibel und Gesangbücher, sondern auch eine Zeitung, die Schawanoe-Sonne, mehrere Jahre hindurch lieferte. Einige Jahre später waren auch die Ottawa's und Delawaren unter der Pflege besonderer Missionare, und es gab auf den drei genannten Punkten Gemeinden von je 30—40 Mitgliedern. Obgleich es nicht an Schwierigkeiten und an Entmuthigungen fehlte, ging die Arbeit bis 1855 doch ihren ruhigen Gang. Auch die Methodisten arbeiteten seit 1830 unter den Schawnee's und Kansas und zählten 1841 130 Mitglieder. Auch diese Mission ging bald darauf zum Theil an den südlichen Zweig der Denomination über. Am Kansasfluß hatte endlich die Brüdergemeinde seit 1838 die Station West-Field, deren Einwohner meist von New-Fairfield in Ober-Kanada (cf. Kap. 10) hierhergezogen waren. Unter den Schawnee's wirkten schon seit Anfang dieses Jahrhunderts auch

Friends
zuerst in

f. Die

Die

wurden, a
fahren na
als ihnen
Gebiet in
River, for
Banden ge
auf 25000
ihnen legte
Mississippi
Lac qui
und Gemei
gern zum
arbeiten w
der Fall is
1840

Indianer v
der Chippen
Gemeinde f
Druckerpre
In den fol
vers des
seiner Müt
wenig unter
30 englisch
30 englisch
die auf Vi
bald ihren
barten, we.

Aber c
werden. A
Gebiete von
am St. Pe
lange es d
Vorbehalte
seit her ange

¹⁾ 5—6 e

²⁾ Am E

³⁾ Später
partie; nicht se

Friends (Quäker) von der jährlichen Versammlung in Baltimore, zuerst in Ohio, später seit 1833 in Kansas. cf. unten sub k.

f. Die Mission unter den Dakota's, Chippeway's (Tschippewäs), und Ottawa's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 619.

Die Dakota's oder Siour, wie sie von den Franzosen genannt wurden, auch unter dem Namen Nadomeffier bekannt, deren Vorfahren nach ihren eigenen Traditionen von Norden herabkamen, hatten, als ihnen zum erstenmal die Mission nahe trat (1835), das weite Gebiet inne, das sich vom oberen Mississippi bis zum Yellowstone River, sowie vom 43 bis zum 49° N. B. erstreckt. In eine Anzahl Banden getheilt, schwärmte das damals noch starke Volk, das zusammen auf 25000 Seelen geschätzt wurde, jagend und fischend umher. Unter ihnen legte der American Board im Jahre 1835 jenseits des obern Mississippi im heutigen Minnesota die Stationen Lake Harriet¹⁾ und Lac qui parle²⁾ an, in welchen um 1840 bereits Gotteshäuser standen und Gewerbe und Feldbau vorwärts kamen. Die Weiber ließen sich gern zum Spinnen und Weben anleiten, und die Männer fanden Handarbeiten weniger entehrend und lächerlich, als dies bei andern Wilden der Fall ist.

1840 mußte die ersigennante Station aufgegeben werden, da alle Indianer vielfach belästigt durch die Angriffe ihrer feindseligen Nachbarn, der Chippeway's, flohen. Besser ging es zu Lac qui parle, wo die kleine Gemeinde sich mehrte, die Schule in gutem Gange war und auch eine Druckerpresse manche Uebersetzungen in der Dakota-Sprache vervielfältigte. In den folgenden Jahren konnte die Mission erweitert werden. Travels des Siour am Minnesota R., 75 englische Meilen oberhalb seiner Mündung, Kaposia, am westlichen Ufer des Mississippi, ein wenig unterhalb der genannten Mündung, Kapedan, am Minnesota, 30 englische Meilen aufwärts, Prairieville (wo?) und Neb Wing, 30 englische Meilen unterhalb Fort Snelling waren die Stationen, die auf Witten der Dakota's selber bis 1848 angelegt wurden und die bald ihren segensreichen Einfluß auf die umgebende Bevölkerung offenbarten, weil auch die Zahl der Betehten sich nur langsam mehrte.

Aber auch hier sollte die Mission durch die Landverkäufe gestört werden. Anfangs der fünfziger Jahre verkauften die Dakota's im Gebiete von Minnesota ihr ganzes Land mit Ausnahme eines Striches am St. Peters River, den sie aber auch nur inne haben sollten, so lange es der Präsident der Vereinigten Staaten erlaubte, mit dem Vorbehalte der Anweisung einer andern Reservation. Nur zwei noch seither angelegte Stationen, Yellow Medicine und Nem-Hope,³⁾

¹⁾ 5—6 engl. Meilen westlich von Fort Snelling.

²⁾ Am St. Peters R. (Minnesota), 200 engl. Meilen von seiner Mündung.

³⁾ Später Hazelwood genannt, am Minnesota R. etwas unterhalb Lac qui parle; nicht fern davon lag die andere Station.

lagen in dem bezeichneten Gebiete, auf das sich die Dakota's zurückzogen. Alle übrigen Stationen mußten aufgehoben werden, da kein Indianer in ihrer Nähe blieb; nur zu Lac qui parle blieben noch ein paar Bekehrte; und auch die beiden letztgenannten hatten nur eine unsichere Zukunft. Dennoch gestaltete sich die Entwicklung der Mission günstiger als man erwarten konnte. Trotz aller Hindernisse, die namentlich in vielfachen Anfeindungen der Eingebornen seitens anderer Dakota-Banden wegen des Landverkaufes ihren Grund hatten, sammelte sich allmählich eine Gemeinde von mehr als 100 Kommunikanten, und die Niederlassungen am Minnesota machten auch in äußerer Kultur gute Fortschritte.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Lausanner Missionsgesellschaft (gest. 1837) in den vierziger Jahren eine Station unter den Dakota's zu Red Wing hatte, auf der 5 Arbeiter beschäftigt waren. 1848 hatten sie eine Gemeinde von 36 Mitgliedern gesammelt. Wahrscheinlich wurde diese Mission nach dem Landverkauf nicht fortgesetzt.

Die Chippeway's oder Djibwa's (Ojibwa's), bittere Feinde der Dakota's, sind ein Algonkin-Volk, das nördlich und südlich vom Lake Superior, sowie in dem Quellgebiet des Mississippi lebte. Unter ihnen gründete 1830 der Americ. Board die erste Niederlassung La Pointe, auf einer Insel im südwestlichen Theile des Lake Superior, wo mehrere hundert Indianer sich angesiedelt hatten und überdies ein bedeutender Verkehr mit der Nachbarschaft getrieben ward. Von hier aus 80 Stunden weiter nach Südwesten hin am St. Croix R. wurde eine zweite Stelle, Yellow Lake genannt, von den Missionaren besetzt, von wo aus sie meist zu Wasser ohne Schwierigkeit nach St. Peter am Mississippi gelangen konnten. Etwa 400 Indianer waren durch diese Verbindung für ihren Unterricht erreichbar. Eine dritte Stelle ist Sandy Lake nahe am Mississippi, wo gleichfalls 300 Indianer wohnen, und von wo aus sie in einer wohlbevölkerten Gegend an den Quellen dieses Stromes leicht zu Wasser nach allen Richtungen sich bewegen können. Andere Punkte waren nur zeitweilige Besuchsorte der Missionare, wo sie auf ihren wiederholten Reisen bleibende Eindrücke zurückzulassen Gelegenheit hatten. So am Leech (Vietsch) Lake, einer von den Seen im Quellgebiet des Mississippi, wo sie unter einem Stamme der Chippeway's, der anfangs das Evangelium feindselig zurückwies, 1833 Eingang fanden. Die Station Sandy Lake wurde in der Folge nach Fond du Lac, an der äußersten Südwestspitze des Lake Superior, die von Yellow Lake nach Pokegama, 50 Meilen südwestlich, wo sich fruchtbareres Land fand, verlegt. Im Jahre 1833 ward die Chippeway-Sprache zur Schriftsprache erhoben, und später verfaßte D. James eine Uebersetzung des Neuen Test. und ließ sie unter seiner Aufsicht drucken.

Nach und nach hatte sich unter den Chippeway's schon ein kleiner Kern christlicher Indianer gebildet, und die Lust sich anzusiedeln und den Acker zu bauen ward immer allgemeiner. Namentlich auf der letztgenannten Station war bereits ein erfreulicher Anfang gemacht; schon hatten sich mehrere freundliche Wohnungen erhoben, schon ruhte das Auge mit

Wohlgefallen im Sommer ihr Heil zu zuteilen; wuchert, in der Mission andern St und noch d worden, dem Unra Grenzen n on mußte

Die N Abel Bin Niederlassu auch unter die Mission und durch Tituami gelegen, an pocoton am meinde von insolge der kam diese Dinge in

Auch peway's un Staate Mi Eine solche ostede des E aufopfrung sein Haus blieben nicht gesammelt. sich dem M wo sie im M Eine weiteren Little Tra sich nicht de aus, zum f siontren über

Das o hatte früher Mission gel engl. Meile Western M. S. und Auch hier g

Wohlgefallen auf gut bestellten und nett eingeebten Feldern, — da fielen im Sommer 1841 die wilden Dakota's ein, und die Chippeway's suchten ihr Heil in der Flucht. Drei Jahre lang wagten sie nicht dahin zurückzukehren; die Häuser zerfielen, die Felder wurden vom Unkraut überwuchert, und als endlich der Friede und mit dem Frieden die Hoffnung der Missionare zurückkehrte, da fand es sich, daß einige ihrer Freunde zu andern Stämmen sich geschlagen, andere aber den Muth verloren hatten, und noch andere von des weißen Mannes Brantwein sittlich vergiftet worden, — denn die Welle der weißen Bevölkerung wälzt sich mit alle dem Unrath, den sie mit sich zu führen pflegt, von den benachbarten Grenzen näher und näher, — und die vorher so hoffnungsvolle Station mußte gar aufgegeben werden.

Die Baptisten begannen ihre Chippeway-Mission 1828 durch Rev. Abel Bingham zu Sault de Ste. Marie, einer alten französischen Niederlassung am Ausfluß des Lake Superior in den Huron L., der zugleich auch unter den Weißen der dortigen Militärstation wirkte. Doch hatte die Mission viel zu leiden durch die Intriguen katholischer Missionare und durch die Laster weißer Händler. Eine zweite Station wurde zu Tiquamina (Taquamina), etwas westlicher an einer Bucht des Sees gelegen, angelegt, auch erfolgreiche Missionsbesuche auf der Insel Michipocoton am kanadischen Ufer unternommen, wo (1842) eine christliche Gemeinde von 30 Gliedern auf diese Weise gesammelt war. Doch hatte sie infolge der Unbeständigkeit der Indianer keinen Fortgang. Ueberhaupt kam diese Mission nicht sehr zur Blüte; am günstigsten standen die Dinge in Tiquamina.

Auch die Presbyterianer missioniren seit 1838 unter den Chippeway's und Ottawa's, u. z. unter den Resten dieser Völker, die sich im Staate Michigan östlich vom See gleiches Namens noch vorfinden. Eine solche „Bande“ lebte an der Grand Traverse Bay, an der Nordspitze des Sees, ein armes, schon recht heruntergekommenes Geschlecht. Die aufopferungsvollen Arbeiten des Rev. Peter Dougherty, der sich selbst sein Haus nebst Schulhaus bei den Wigwams aus Birkenrinde baute, blieben nicht ohne Frucht. Schon 1843 war eine christliche Gemeinde gesammelt. Um sich feste Wohnsitze zu sichern, zogen die Indianer, die sich dem Missionar angeschlossen hatten, auf die westliche Seite der Bai, wo sie im Ackerbau und in der Civilisation erfreuliche Fortschritte machten. Eine weitere Station wurde 1852 in der etwas nördlicher gelegenen Little Traverse Bay gegründet. Diejenigen Eingebornen aber, welche sich nicht der Mission angeschlossen, wanderten zum Theil nach Kanada aus, zum Theil verfielen sie mehr und mehr. In dieser Gegend missioniren übrigens auch die Katholiken.

Das oben erwähnte Volk der Ottawa's, auch ein Algonkin-Volk, hatte früher, als es noch im nordwestlichen Theile von Ohio lebte, eine Mission gehabt. Zu Maumee, an dem Flusse gleiches Namens, 30 engl. Meilen von seiner Mündung in den Erie-See, war die von der Western Missionary Society angelegte, dann an die United Foreign M. S. und schließlich an den American Board übergegangene Station. Auch hier ging es wie an vielen andern Stellen: unter Schwierigkeiten,

ein hoffnungsvoller Anfang, Landverkauf, Verwahrlosung der Eingebornen durch die schädlichen Einflüsse weißer Händler und Ansiedler und Ende der Mission — hier etwa nach zehn Jahren. Die Ottawa's wollten nicht auswandern. Ohne Heimat schweiften sie weiter nördlich zwischen dem Huron- und Michigan-See umher. Einige von den Resten kamen auf den oben genannten Stationen zur Ruhe. Auch die erste Mission der Amerik. Baptisten, die zunächst für die Putawatomie's, Kickapoo's und Miami's (lauter Algonkin-Völker) zu Fort Wayne am Wabasch in Indiana 1817 angelegt war, aber 5 Jahre später nördlich bis an die Grenze von Michigan hinaufgerückt wurde, wirkte unter den Ottawa's. Carey hieß jene Station, auf der die unermüßliche Thätigkeit Rev. McCoy's durch die zunächst viel versprechenden Putawatomes, die nach und nach in Trunksucht verluden, getäuscht wurde. Der Schwerpunkt der Mission fiel daher bald auf die Station Thomas, die seit 1826 sich unter den Ottawa's günstig entfaltete. Noonday, ein Häuptling, war mit unter den ersten Bekehrten. Innerlich und äußerlich zeigten sich erfreuliche Fortschritte im Volke. Aber auch hier rückten die weißen Ansiedler immer näher. Das Land wurde verkauft. Die Station mußte 50 Meilen südlicher nach Richland verlegt werden, wohin ein Theil der Ottawa's mitzog, während andre nach Westen wanderten und südlich von Fort Beavenworth ihre Wohnsitze fanden. Dort suchte die fortgesetzte Mission zugleich unter den Delawaren zu wirken. Richland aber bestand bis 1853.

Endlich sei hier die Mission auf der Insel Macinaw¹⁾ erwähnt. In der Straße zwischen dem Huron- und dem Michigan-See, nahe bei dem 46. ° nördlicher Breite, etwa 80 Stunden von der Green-Bay, liegt die Insel Mischilli-Macinac, gewöhnlich Macinaw (Schildkröte) genannt, die gegen 3 Stunden im Umfang hat, und deren steiles Felsenufer in allmählicher Wölbung, wie der Rücken einer Schildkröte, bis zur Höhe von 300 Fuß sich erhebt, während ihr östliches Ende den Schwanz einer Schildkröte darstellt. Hier war der große Marktplatz des Pelzhandels, von den Indianerstämmen der nordwestlichen Wildniß so fleißig besucht, daß oft 1500—2000 derselben auf den Ufern der Insel kampirten und dem Boten Christi Gelegenheit gaben, nach allen Richtungen der nördlichen Indianerwelt thätig zu sein. Darum ließ Ende 1823 Missionar Ferry auf dieser Insel sich nieder, kaufte ein Stück Landes an, um die Indianer in Feld- und Gartenbau zu fördern, und richtete Schulen und Werkstätten ein, um in den letzteren die Knaben auch zu allerlei Handwerk anzuleiten. Sein Plan und Eifer fand bei den Kaufleuten Billigung und Unterstützung, und seine Arbeit ward unter Gottes Beistand so reichlich gesegnet, daß viele Indianer von nah und fern ihre Kinder in das Missionshaus brachten, deren Zahl bis auf 180 stieg, und deren Fortschritte zu guten Hoffnungen erweckten. Nach längerem segensreichen Wirken fand diese Mission 1837 ihr Ende.

¹⁾ Dasselbst bestand seit 1671 eine katholische Mission. Siehe unten, im Anhang.

g. Die d

Im
Missionst
Synode u
Seminar
und stiftet
Saginaw-
P. Gräm
der Stant
Erntefelde
immer m
überstand
wenn man
vorzüglich
Vorschein
Glaubens
so viele au
kenmuth w
westlich v
rebet und
gewannen
bis nach
wurden f
deutsch-lut
Machinati
und der
nicht zufried
Rath und
zu thun h
was doch
wandte er
lutherische
sandte im
aber durch
Baierlein
die Indian
Auch der
klagte imm
dort nieder
Juli 1847
klagte meh

¹⁾ Steg
²⁾ Evan

g. Die deutsch-lutherische Mission unter den Chippeway's in Michigan.

cf. Evangelisches lutherisches Missionsblatt 1849 ff.

Im Norden Michigans ließ sich im Jahre 1845 eine deutsche Missionskolonie aus Franken nieder, um der dortigen von der lutherischen Synode von Michigan geleiteten Missionsthätigkeit, für welche auch das Seminar zu Ann Arbor gegründet ist, einen Mittelpunkt zu verschaffen, und stiftete den Ort Frankenmuth¹⁾ (einige Meilen südlich von der Saginaw-Bay, der südwestlichen Bai des Huron Sees), dessen Seelsorger, P. Krämer, nach wenigen Jahren berichten konnte: „Im ganzen ist der Stand der Gemeinde gut, besonders hier. Grüne Fluren, ja weiße Erntefelder dehnen sich immer weiter aus. — Die Leute gewöhnen sich immer mehr an das Klima, — bald werden die ersten mageren Jahre überstanden sein. Manchmal wandelt einen wohl Trübsinn an, besonders wenn man oft wenig Frucht des theuern Gottesworts wahrnehmen muß, vorzüglich wenn so viel Lieblosigkeit, Eigennutz, Kleinmuth u. zum Vorschein kommt, — doch dann bescheidet man sich, daß die Kirche ein Glaubensartikel ist, und glaubt, was man nicht sieht, zumal da doch so viele aufrichtige Seelen darunter sind.“ Pastor A. Krämer von Frankenmuth war auch der erste Friedensbote, der die Indianer am Pine River westlich von Frankenmuth aufsuchte, durch einen Dolmetscher mit ihnen redete und eine Art von Freundschaftsbund mit ihnen schloß. Die Heiden gewannen auch bald einiges Zutrauen und brachten ihm ihre Kinder bis nach Frankenmuth, 64 engl. Meilen weit, zur Schule. Darüber wurden freilich die benachbarten Methodisten voller Neid, und die deutsch-lutherische Mission hatte von da an fortwährend mit ihren Machinationen zu kämpfen, um so mehr, da der Häuptling Bemassike und der Kern seiner Horde mit dem Treiben dieser Leute durchaus nicht zufrieden war, und sich darum wiederholt an Pastor Krämer um Rath und Hilfe wandte. Da dieser aber in seiner Gemeinde genug zu thun hatte, und nicht oft auf eine ganze Woche abkommen konnte, was doch jede Reise zu den Indianern am Pine River erforderte, so wandte er sich durch Pastor Löhe in Neuenbottelsau an die evangelisch-lutherische Missionsanstalt zu Dresden um einen Gehülfen. Dieser sandte im Jahre 1847 ihren zwar für Ostindien bereits abgeordneten, aber durch Krankheit von der Abreise zurück gehaltenen Jüngling Baierlein dem Pastor Krämer zur Hilfe. Dieser besuchte nun öfters die Indianer an ihren Orten, und besonders auch am Pine River.²⁾ Auch der Häuptling von dort machte Besuche zu Frankenmuth und klagte immer mehr über die Methodisten, die sich trotz seines Verbotes dort niederlassen wollten und seine Leute zu verführen drohten. Im Juli 1847 besuchte der Häuptling Bemassike wieder Frankenmuth und klagte mehr als je über die Methodisten. Auf ihr wiederholtes An-

¹⁾ Steger, die protestantische Mission III., 2, 123 f.²⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, S. 322 ff.

bringen, wie auch Verleumben des Pastor Crämer habe er ihnen geantwortet: „Der deutsche Schwarzrock hat mich zuerst besucht; wir sind Freunde und wollen es auch bleiben. Euch aber kann ich nicht leiden. Ihr heulet früh und spät, und hüpfet und klopset mit Händen und Beinen, als ob ihr in den Himmel hineinpringen wolltet. Als mir vor kurzem mein Sohn starb, habe ich auch lamentirt, denn er war mein Sohn. Aber ihr heulet ohne Ursache, bis euch Gott auch eine Ursache geben wird; dann werdet ihr mit Recht heulen.“ — Im Herbst desselben Jahres, als Missionar Baierlein den Häuptling besuchte, machte ihm dieser den Antrag, auf sein Dorf zu ziehen und sich seiner Kinder und seiner Leute anzunehmen. Der Missionar ging darauf ein, wollte aber zuvor die Meinung der ganzen Horde darüber hören, die indessen gerade auf der Jagd zerstreut war. Deshalb reiste Baierlein im Mai 1848 wieder an den Pine River und hielt daselbst am 2. Juni vor der Rindenhütte des Häuptlings die betreffende Versammlung. Nach einer Ansprache des Missionars über den Zweck seines Hierseins und einer ernstlichen Verathung stimmten alle Indianer für sein Kommen, der Häuptling aber trat auf ihn zu, schüttelte ihm gewaltig die Hand, und sprach dann vor seinem Volke:

„Es ist mir sehr lieb, daß dieser unser Freund unter uns wohnen will. Denn wenn ich meine Leute um mich her ansehe, wie arm und herabgekommen sie sind, so thut es mir im Herzen wehe. Es sind zwar viele Feuer (der Weißen) um uns her, aber nicht immer ist ihre Wärme gut. Es kommen auch nicht selten Vögel unserer Farbe (indianische Methodistenprediger) hier an und bringen neue Dinge her, die nicht gut sind. Wenn ihr alle diesen Weg einschlagen und so heulen und euch geberden solltet, als manche von euch wirklich schon thun, so würde mir das sehr wehe thun. Sinegegen würde ich mich sehr freuen, wenn ihr alle in der Weise unterrichtet würdet, wie unser Freund hier euch zu unterrichten gesonnen ist, und wie ich ihre Gottesdienste an ihrem Orte (Frankenmuth), auch in Detroit und sonst gesehen habe. — Und ihr jungen Frauen solltet euch seinen Unterricht besonders zu nütze machen; denn manche von euch haben ihren Weg verfehlt und sind daneben getreten. — Und nun habe ich wenig mehr zu sagen. Ich bin ein alter Mann und werde bald meinen Vätern folgen. Ich möchte diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Wege sehen, ehe ich sterbe; ich möchte, daß bald ein Schulhaus hergebaut würde. (Zum Missionar:) Sage uns doch, wie bald das geschehen wird? — Das ist's, was ich euch zu sagen hatte.“

Darauf schüttelte er abermals dem Missionar sehr derb die Hand und „lehnte sich wieder an den Busen seiner Mutter“ d. i. er setzte sich wieder auf die Erde hin.

Infolge dessen brach Missionar Baierlein am 19. Juli 1848 von Frankenmuth, auf, von 6 Franken begleitet, die zunächst ein Blockhaus zur Schule, Wohnung, und Versammlungsort aufrichteten sollten, und kam am 21. dess. M. am Pine River an, wo gerade große Hungersnoth herrschte. Dies gab dem Missionar Anlaß, diese Stätte Bethanien, „Haus der Armuth“ zu nennen. — Um diese Zeit berichtete Pastor Crämer von Frankenmuth: „Diese Mission anlangend, habe ich am zweiten Pfingsttage das 19. Kind in unserer Kirche getauft. — Die meisten unserer Indianerkinder besuchen nun auch die deutsche Schule, singen die deutschen Lieder mit und fangen an im Katechismus zu lesen. Daneben geht die englische Schule fort,

und den überseht ist schon alles wieder spitz mitgearbeitet Beschäftigt auf dem sie ein neu Machination uns sichtlich sie zu uns, Land für f Stild für meinen Ran zu werben, sein Indianer Eben sind während ich Canoe dahin

Ende die sich bal Sonntags zu wilbe Wesen und Ordnung wieder, ließe Lesen und erste Christe einem Christe Januar 184 bereits 10 Mädchen ne seligen Dem noch drei S des Häuptlin Im Laufe d evangelisch-l Synode von selben aber in Theod. der Mission. Bemassite sta angeeignet zu erhielten die Dolmetscher an der Perso

1) Clearen des Landes.

abe er ihnen
besucht; wir
kann ich nicht
et mit Händen
wolltet. Als
ntirt, denn er
ach Gott auch
len.“ — Im
Hauptling be-
ziehen und sich
missionar ging
Horde darüber
Deshalb reiste
hielt daselbst
treffende Ver-
er den Zweck
alle Indianer
schüttelte ihm

und den Religionsunterricht erteile ich ihnen, da der Katechismus übersezt ist, ausschließlich indianisch, wiewohl sie in der Kirche fast schon alles deutsch mitbeten können. Die Knaben werden hin und wieder spielend angehalten, auf dem Missionslande und im Garten mitzuarbeiten, die Mädchen verwenden ihre freie Zeit auf häusliche Beschäftigung. Welschkorn, Kartoffeln, Kürbise, Melonen der Indianer auf dem Missionslande stehen im besten Wachsthum, und schon haben sie ein neues Stüd zu klären¹⁾ angefangen. Trotz der schändlichsten Machinationen der Methodististen wächst das Vertrauen der Indianer zu uns sichtlich, und wenn sie einen Rath oder Hilfe bedürfen, so kommen sie zu uns, wie sich denn ein Häuptling so dringend um ein Stüd Land für sich und seine Bande an uns gewendet hat, daß wir ein Stüd für ihn gekauft haben, einstweilen bis zur Abbezahlung auf meinen Namen. Doch wichtiger als dies alles verspricht die Einladung zu werden, die Bemassite an Baierlein ergehen ließ, ganz zu ihm auf sein Indianerfeld zu ziehen und ihn und seine Bande zu unterrichten. Eben sind 6 Mann dort mit dem Bau eines Hauses beschäftigt, und während ich dies schreibe, ist auch die zarte Frau Baierlein auf einem Canoe dahin abgegangen.“

nen will. Denn
kommen sie sind,
Beissen) um uns
cht selten Vögel
gen neue Dinge
b so heulen und
würde mir das
alle in der Weise
gesonnen ist, und
Detroit und sonst
icht besonders zu
nd sind daneben
alter Mann und
bet wissen; ich
mühte, daß bald
ch, wie bald das

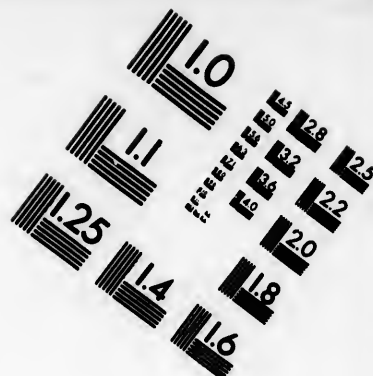
Ende August begann die Schule zu Bethanien mit 8 Kindern, die sich bald auf 19 vermehrten. Auch die Alten stellten sich des Sonntags zur Anhörung des Evangeliums ein, und das anfängliche milde Wesen dieser Versammlungen machte bald einer bessern Zucht und Ordnung Platz. Im Winter zerstreuten sich die meisten Indianer wieder, ließen jedoch ihre Kinder zur Schule zurück, wo dieselben neben Lesen und Schreiben mit Freuden biblische Geschichte lernten. Das erste Christfest zu Bethanien wurde nach guter deutscher Sitte auch mit einem Christbaum und einer Weihnachtsbescherung gefeiert. Am 18. Januar 1849 konnten durch den hierzu eingeladenen Pastor Crämer bereits 10 Erstlinge unter den Indianerkindern, 5 Knaben und 1 Mädchen nebst 4 kleinen Kindelein, getauft werden, und trotz der feindseligen Bemühungen der Methodististen wurden vor dem Jahreschluß noch drei Seelen, unter ihnen als erste erwachsene Person die Tochter des Häuptlings, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jahres 1849 wurde Bethanien von dem Collegio der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig an die deutsch-lutherische Synode von Missouri, Ohio &c. übergeben, in dem innern Gange derselben aber nichts verändert. Auch sandte die Synode dem Missionar in Theod. Eißfeld einen Gehülfen für die mehr äußerlichen Arbeiten der Mission. — Das folgende Jahr 1850 war ein Jahr der Trübsal. Bemassite starb, ohne die ihm so oft dargebotene Gnade in Christo sich angeeignet zu haben; Brantweinhändler ließen in Bethanien sich nieder, erhielten die ganze Horde drei Wochen im Taumel, machten sogar den Dolmetscher der Mission zum Säufer und Händler und drohten selbst an der Person des Missionars, der ihnen natürlich am meisten im

verb die Hand
o. i. er sekte

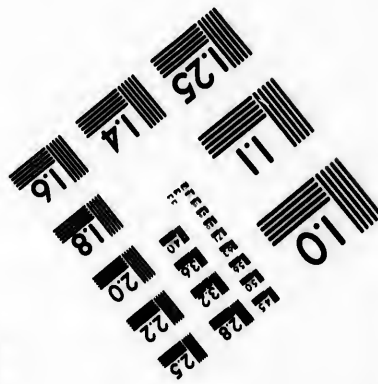
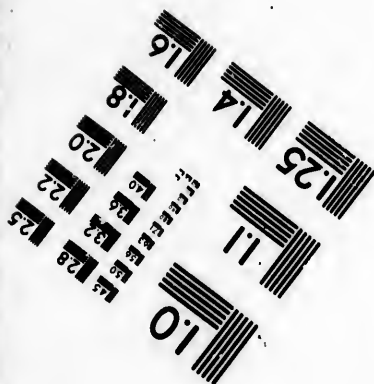
. Juli 1848
zunächst ein
ort aufzurichten
t, wo gerade
Anlaß, diese
— Um diese
Mission an-
d in unserer
besuchen nun
t und fangen
Schule fort,

¹⁾ Clearen (Kieren) nennt man im amerikanischen Deutsch das Urbarmachen des Landes.





6"



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

1.0
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
8.0
9.0
10.0
11.2
12.5
14.0
16.0
18.0
20.0
22.4
25.0
28.0
31.5
36.0
40.0
45.0
50.0
56.0
63.0
71.0
80.0
90.0
100.0

1.0
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
8.0
9.0
10.0
11.2
12.5
14.0
16.0
18.0
20.0
22.4
25.0
28.0
31.5
36.0
40.0
45.0
50.0
56.0
63.0
71.0
80.0
90.0
100.0

Wege war, sich zu vergreifen. Dieser selbst war durch die vielen beschwerlichen Reisen, auf denen er den vierten Theil seiner Zeit verbrachte, ganz krank und hinfällig geworden, und wandte sich daher an das lutherische Missions-Kollegium zu Leipzig mit der dringenden Bitte um einen Gehülfen, der, falls er stirbe, sein Nachfolger würde. Doch hatte sich eine kleine treue Schaar um den Missionar versammelt, welche bei ihm aushielt, und 2 Frauen, 4 Jungfrauen, 1 Jüngling und 3 Kindlein, und kurz vor Jahreschluß noch eine an 100 Jahr alte, ganz erblindete Urgroßmutter konnten getauft werden. Im Jahre 1851 ging der Kampf mit Heidenthum und Methodismus fort; am Ende aber brach sich doch die Macht des Heidenthums. Ein Kirchlein ward gebaut, von dessen kleinem Thurm eine Glocke von 140 Pfund die zerstreuten Indianer zum Gottesdienste rief, Gaben von nah und fern deckten die Kosten, und Missionar Mießler, der im Oktober 1851 von Deutschland anlangte, brachte als Liebesgaben aus dem Vaterlande auch den nöthigen Kirchenschmuck und die heiligen Geräte mit. Zum Weihnachtsfest ward die Kirche zum erstenmal damit geschmückt, und so auch dieses Jahr, in welchem trotz alles Kampfes wieder 17 Seelen hatten getauft werden können, mit Freude und Lobpreisung beschloffen. Die Gemeinde zählte nun an 40 Seelen, ein geordneter Gottesdienst war eingeführt, und für Hebung des Kirchengesangs ward von Missionar Mießler durch wöchentliche Singstunden gesorgt. Baierlein arbeitete ein Lesebuch in der Sprache der Indianer aus, mit Buchstaben- und Lese-Lektionen, aus einer kurzen biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments bestehend, nebst einem Anhang mit einigen Liedern und Gebeten. Das Büchlein wurde zu Detroit gedruckt und machte in Bethanien viele Freude, so daß selbst mehrere ältere Personen sich täglich einsanden, um noch lesen zu lernen. — Im Sommer 1852, als Baierlein gerade zu Detroit war, um den Druck dieses Buches zu leiten, machten die Methodisten wieder große Anstrengungen und hielten selbst Campmeetings zu Bethanien; doch richteten sie so viel wie nichts aus, und die Indianer gewannen immer mehr an Zutrauen zu den Missionaren und Liebe zu dem Worte Gottes, so daß bei den stets zahlreich besuchten Gottesdiensten selten ein Gemeindeglied fehlte; auch die Heiden blieben nicht aus, und am Jahreschluß war das Gemeinlein wieder um 21 Seelen gewachsen, unter ihnen eine englische Frau mit 4 Kindern, die seit einem Jahre zu Bethanien wohnte. Schon im ersten Monate des Jahres 1853 traten drei alte Heiden zum Christenthume über, die bisher wenig Hoffnung gegeben hatten, und einer von ihnen ward ein sehr entschriebener Christ. Auch die übrigen Heiden gaben Hoffnung. So waren denn im Jahre 1853, als an Missionar Baierlein der Ruf erging, sein bisheriges Arbeitsfeld zu verlassen und nach Ostindien, dem Land seiner ersten Bestimmung, zu gehen, 60 Seelen aus den Heiden gesammelt, die immer mehr Liebe zu dem Worte Gottes an den Tag legten und in Sitten und Wandel sich besserten. Auch die äußere Lebensweise hatte sich vortheilhaft verändert. Die Rindenhütten begannen zu weichen und ordentlichen Blockhäusern Platz zu machen,

deren 9 bereit
 dess. J. hielt
 Sievers, ei
 das Scheiden
 den Weibern
 Christenthum
 sich auf den
 „Ich gehöre
 doch ein Wor
 stehen, unser
 wollten, so w
 doch gehen.
 der so lehrt u
 Sonst möchte
 wenn der Wi
 streuet werden
 erkennen das
 ler und sein
 in Segen fort
 mußten, woran
 Schuld trugen.
 Gemeinde in
 wollen genöthig
 1854.

Schon im
 Indianern zu
 Dumfer und
 gebieh.¹⁾ Von
 bahyont, 7 M
 zu Schebabhyont
 Neuen Testamen
 1854 nebst an
 einer Verbindun
 zu einer Gemei
 mit den Indian
 nien überzufiede
 und der Ausfüh
 Saginaw die ga
 mählungen des
 beteilenden Miss
 die frechste Wei
 auf, und Auch
 nach Bethanien
 meinde die Verf

¹⁾ Basler Sei

²⁾ Calwer Mi

³⁾ Evangelisch

deren 9 bereits errichtet und 6 bewohnt waren. Am 6. und 7. April dess. J. hielt der Präses der Missionskommission der Synode, Pastor Sievers, eine Versammlung in Bethanien, um die Gemüther über das Scheiden ihres Hirten zu beruhigen und zu trösten, wobei außer den Weibern und Kindern nur ein getaufter Mann und ein dem Christenthume nahe stehender Heide zugegen war, da die übrigen Männer sich auf den Fischfang begeben hatten. Letzterer stand auf und sprach: „Ich gehöre nicht zur Gemeinde, aber meiner Kinder wegen will ich doch ein Wort reden. Es ist wohl so, daß wenn wir auch alle aufstehen, unsere Hände ausstrecken und ihn (den Missionar) festhalten wollten, so würde das doch nicht helfen; er ist gerufen und wird eben doch gehen. Aber wenn wir nur alsbald wieder einen Mann bekommen, der so lehrt und thut, wie dieser, so werden wir wohl bestehen können. Sonst möchte es uns wohl gehen, wie einem Haufen dürrer Laubes, wenn der Wind darein bläset: wir möchten nach allen Seiten hin zerstreuet werden.“ — Im Jahre 1853 wurde am Weihnachtsfeste zum erstenmale das heilige Abendmahl zu Bethanien gefeiert, wo Niesler und sein Mitarbeiter Röder das von Vaierlein begonnene Werk in Segen fortsetzten, aber auch manche traurige Erfahrungen machen mußten, woran, außer dem Brantwein, die Methobisten nicht geringe Schuld trugen. Röder nahm im November den Ruf einer deutschen Gemeinde in Kanada an, wodurch Niesler sich um des Haushalts willen genöthigt sah zu heirathen. Neue Trauer brachte das Jahr 1854.

Schon im Jahre 1845 war von Ann Arbour aus unter den Indianern zu Sebewaing am Huronsee durch die Missionare Auch, Dunsen und Sinke eine neue Station gegründet¹⁾, die bald fröhlich gedieh.²⁾ Von hier aus entstand eine zweite Indianergemeinde zu Schebahyont, 7 Meilen von Sebewaing. Der Mangel eines Dolmetschers zu Schebahyont, wo Missionar Auch wirkte, sich aber mit Vorlesen des Neuen Testaments in der Chippeway-Sprache begnügen mußte, veranlaßte 1854 nebst andern Umständen die Missionskommission zu dem Plan einer Verbindung der beiden Stationen Bethanien und Schebahyont zu einer Gemeinde, und schon waren nach mehrfachen Verhandlungen mit den Indianern die zu Schebahyont mit Freuden bereit, nach Bethanien überzusiedeln, als in den 6 bis 7 Wochen zwischen dem Entschluß und der Ausführung desselben ein gottloser Brantweinhändler aus Lower Saginaw die ganze Gemeinde zum gänzlichen Abfall brachte.³⁾ Die Bemühungen des Missionars Auch sowohl, als die des von Bethanien herbeieilenden Missionars Niesler hatten nicht den geringsten Erfolg: auf die frechste Weise sagten die bethörten Indianer alle Gemeinschaft ihnen auf, und Auch begab sich betrübten Herzens nach Sebewaing, Niesler nach Bethanien zurück. Im folgenden Jahre kam auch über diese Gemeinde die Versuchung zum Ausbruch, und unterm 5. November 1856

¹⁾ Basler Heidenbote, 1846 S. 97 ff.

²⁾ Calwer Missionsblatt 1848, S. 43 f.

³⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, S. 34 ff.

schreibt Missionar Miesler: „Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bringt und ob wir die Unfern hier erhalten werden. Unsere Freude über ihr Bleiben in Bethanien, während fast alle andern Indianerbörsen Michigans verlassen sind, ist eine Freude mit Bittern.“ Denn Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes hat bei vielen sich eingeschlichen, seit immer mehr Amerikaner in der Umgegend von Bethanien sich angesiedelt haben; eine neue Thür aber scheint sich dieser Mission, die auf Erweiterung im Staate Michigan geringe Aussicht hat, unter den Indianern am Rabbit-Lake im Minnesota-Territorium aufzuthun, denen Miesler im Auftrag der Missionskommission im August 1856 einen Besuch abstattete und freundliche Aufnahme fand. Der Weg dahin führte ihn über die von einem englisch-bischöflichen Missionar Bred 1852 gegründete Station St. Columbus am Gull-Lake am obern Mississippi, die er in blühendem Zustande und unter den 400 daselbst ansässigen Indianern bereits 100 Getaufte fand. Missionar Bred machte Miesler auf die Indianer am Mill-Lake, zwischen dem Mississippi und Oberensee, als ein für die deutsch-lutherische Mission passendes Arbeitsfeld aufmerksam, von dem R.-Lake nur eine gute Tagesreise entfernt. „Es steht zu hoffen, daß der liebe Gott uns auch dahin den Weg bereiten und die Thür öffnen werde zur Verkündigung des Evangeliums.“ Infolge dieser Untersuchungsreise fand sich Pastor Clöter bereit, seine deutsche Gemeinde zu verlassen und als Missionar zu den Indianern in Minnesota zu gehen.

In Bethanien selbst wurden die Verhältnisse immer mislicher, der Leichtsinns und die Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort immer größer, die Einflüsse der Händler und Methodistenprediger immer verderblicher, die sittlichen Zustände nach einem neuen Vertrag mit der Regierung immer schlimmer, die Zahl der Gemeindeglieder immer geringer. Von den 11 Familien, die sonst der lutherischen Kirche angehörten, wohnten im Jahre 1858 bei weitem die meisten nicht mehr in Bethanien, sondern waren theils nach dem Chippeway-Flusse auf das von der Regierung ihnen geschenkte Land gezogen, theils lebten sie zerstreut im Walde, und waren entweder zu den Methodisten übergetreten oder ins Heidenthum zurückgefallen. Im Frühjahr 1860 zogen auch die letzten Indianerfamilien von dort weg, und Bethanien mußte nach 12jähriger Arbeit aufgegeben werden.

Mittlerweile hatte auch Missionar Clöter in Minnesota, wo der engl. bischöf. Missionar Bred eine erst im Herbst 1856 gegründete zweite Station, da die Indianer in der Trunkenheit allen Muthwillen mit ihm trieben, hatte verlassen müssen und auch die sonst so blühende Station S. Columbus in großen Verfall gekommen war und ihrem Ende entgegenging, auf seiner Station Cabitawigama, in wildem und wüstem Lande, unter den furchtbar entarteten, dem Trunk und allen Lastern im höchsten Grade ergebenen Indianern mit unsäglichem Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, ohne darum die Hoffnung ganz aufzugeben.¹⁾

¹⁾ cf. Ev. luth. Missbl. 1861, S. 309. ff.

Mission
Synode der
entfernten
ziehen, ob
falls nach

Eine M
Mount Pl
erbaut war
einsamkeit i
dorthin gezo
den Method
Gottes.

Die gena
der Vereinigte
wurde, umfaß
einigen Schwa
behalten sind,
way-Flusses.
fröhen sehr au
da sie z. B. in
noch niemals z
Wohnen hier d
gegenwärtig bo
außen dauert je
anzusuchen, un
unentgeltlich an
nämlich der S
bewohnten vor
das nördliche
Chippeway's un
sie sich zum gro
boch sind noch v
leben auf eigene
Am vortheilhaft
ausschließlich vor
Kirchenhöhlen wo
wohnen diese in
und haben große
gewissen Grad v
belleiben können.
an der Religion i
zu der Sekte der
der lutherischen,
Bethanien) sind
nur hier und da
der ganzen Anst
Seit dem Beginn
der Reservation,
aus einem gewiss
welchem auch die
gesellschaft gebaut
und Ganztindianer

¹⁾ cf. Ebenb.

Missionar Miesler dagegen erhielt noch im Jahre 1860 von der Synode den Auftrag, den von Bethanien nach der etwa 30 Meilen entfernten Reservation Isabella County¹⁾ gezogenen Indianern nachzusehen, ohne sich jedoch die Möglichkeit abzuschnelden, erforderlichen Falls nach Bethanien zurückkehren zu können.

Eine Meile entfernt von dem kleinen ausgelegten Village (Städtchen) Mount Pleasant, woselbst auch schon ein Court- (Gerichts-) Haus erbaut war, in der Nähe der Reservation baute er sich in dichter Waldeinsamkeit im Februar 1861 an, und namentlich bei den von Bethanien dorthin gezogenen Indianern, mit Ausnahme einiger schon früher zu den Methodisten Uebergetretenen, fand er Lust und Liebe zum Worte Gottes.

Die genannte Reservation, Isabella County, welche laut eines Vertrags der Vereinigten Staaten mit den Chippeway-Indianern den letzteren zugewiesen wurde, umfaßt 6 Townships (1 Township = 6 Quadrat-Meilen) mit Ausnahme einigen Schwammlandes und der Schulsectionen, die als Staats-Eigenthum zurückbehalten sind, und liegt dem größten Theil nach am nördlichen Ufer des Chippeway-Flusses. Das Land ist meistens niedrig gelegen, und deshalb naß und den Frösten sehr ausgesetzt, was den Indianern nicht zum geringen Nachtheile gereicht, da sie z. B. in den 5 Jahren ihrer Besiedelung desselben (bis 1861) ihr Viehstorn noch niemals zur völligen Reife haben kommen sehen; ein Umstand, der vielen das Wohnen hier verleidet und worüber man sie oft klagen hört. Die Seelenzahl der gegenwärtig dort wohnenden Indianer beläuft sich auf etwa 800; der Zugang von außen dauert jedoch immer noch fort. (Jede Familie hat das Recht, sich 80 Acker auszusuchen, und erhält dann das von ihr erwählte Stück als ihr Eigenthum unentgeltlich angewiesen.) Es stehen 3 verschiedene Stämme in Isabella County; nämlich der Saginaw-, der Swan Creel- und der Mad-River-Stamm; dieselben bewohnten vor ihrer Uebersiedelung hierher in kleineren Stämmen und Abtheilungen das nördliche Michigan, und gehören der Sprache nach zu den Stämmen der Chippeways und Ottawas. Was ihr bürgerliches Leben anbelangt, so gaben sie sich zum großen Theil mehr oder weniger der Lebensweise der Weißen anbequem; doch sind noch viele unter ihnen, die das wilde Jägerleben einem geregelten Familienleben auf eigenem Lande vorziehen und deshalb selten zu Hause anzutreffen sind. Am vortheilhaftesten vor allen zeichnen sich die Kapeer-County-Indianer aus, die ausschließlich vom Ackerbau leben. Während die wanderlustigen Jäger in armseligen Hütten wohnen und kaum den ersten Anfang zum Landbau gemacht haben, wohnen diese in schönen Block- oder Frame-Häusern, die sie meistens selbst bauen, und haben große Felder in schönster Ordnung. Mehrere von ihnen haben einen gewissen Grad von Schulbildung, so daß sie gewisse Town- (Gemeinde-) Aemter bekleiden können. In Hinsicht auf Religion ist zu sagen, daß nur noch einige wenige an der Religion ihrer heidnischen Väter festhalten, während die überwiegende Mehrzahl zu der Sekte der Methodisten gehört oder doch gehört hat. Andere Kirchen (außer der lutherischen, und diese allein durch die Uebersiedlung der Kirchenglieder von Bethanien) sind nicht vertreten. Im ganzen wohnen alle sehr vereinzelt und zerstreut, nur hier und da findet man mehrere Häuser in kleinen Gruppen. Die Ausdehnung der ganzen Ansiedelung beträgt in der Länge etwa 10, in der Breite etwa 6 Meilen. Seit dem Beginne der Ansiedelung besteht eine Mission der Methodisten innerhalb der Reservation, welche 1861 bereits 3 Schulhäuser und eine Kirche hatten, erstere aus einem gewissen Fonds, der für die Bildung der Indianer vorhanden ist und aus welchem auch die Lehrergehälter bestritten werden, letztere auf Kosten der Missionsgesellschaft gebaut. Zwei englische Methodistenmissionare und mehrere Halbindianer und Ganjindianer waren als Prediger und Dolmetscher unter ihnen thätig.

¹⁾ cf. Ebend. 1861, S. 327 ff.

Eine kleine Blockkirche ward im Herbst 1861 auf Miesler's neuer Station gebaut, die Schule nahm ihren Anfang, und die Glocke von Bethanien ward herübergeholt, um zur Kirche und Schule zu läuten. Doch waren die Indianer oft längere Zeit auf der Jagd abwesend, und die Sterblichkeit unter ihnen war auffallend groß.

Während hier aber die Missionsarbeit aufs neue begonnen hatte, brachen im August 1862 die Sioux in Minnesota — wie man sagte, durch Agenten der Südstaaten gereizt — plötzlich über die weißen Kolonisten der Gegend los; an 800 Personen, darunter auch mehrere Missionare mit ihren Kindern, wurden erschlagen, ihre Frauen und Töchter gefangen fortgeschleppt.¹⁾ Auch Sabbitawigama wurde zerstört, Missionar Glöter aber gelang es, sich mit den Seinigen durch schnelle Flucht zu retten. Die Verwüstung, welche die Indianer in Minnesota angerichtet, war entsetzlich, und was noch von den Weißen übrig geblieben war, schiedte sich an, die Gegend ganz zu verlassen. Glöter aber gedachte von Crow-Wing am Mississippi aus die Mission unter den Chippeway's wieder aufzunehmen, wo er in einer Miethswohnung mit allem Ernste dem Studium der schweren Indianersprache oblag.²⁾

Auch Miesler in Isabella County konnte nur unter uerschwenden Umständen arbeiten. Manche seiner jüngeren Indianer zogen in den Krieg; dazu waren die meisten Familien im Indianer-Isabella County so schwer vom Miskwachs betroffen worden, da Nachfröste und darauf folgende Dürre fast die ganze Saat des vorhergehenden Frühjahrs zerstört hatten, daß sie gezwungen waren, ihre Wohnplätze zu verlassen und der eine hier und der andere dort seinen Unterhalt zu suchen. Ein guter Theil der Indianer beschäftigte sich aufs eifrigste mit der Jagd, da die Pelze sehr im Preise gestiegen waren, und ihnen Geld zum Ankauf des theuern Mehls durchaus nothwendig war. Die Abneigung der Indianer, in dem neuen ihnen angewiesenen County Isabella zu wohnen, wird immer größer; das Land ist niedriger und bei weitem nicht so gesund zu bewohnen als das von Bethanien; die Jagdplätze sind bald ausgenutzt, weil so viele Indianer in einer Gegend zusammengedrängt leben; die Gelegenheit zum Fischen ist gering; die Indianer sind in jeglicher Hinsicht durch das Nahewohnen der Weißen zu sehr eingeengt. Es scheint daher, als ob sie große Lust hätten, wenn sie nach 1½ Jahren ein jeder seinen Deeb (Urkunde) über das ihm ausgetheilte Land bekommen haben werden, dasselbe zu verkaufen und anderswohin zu ziehen. Sollten sie sich aber in den 1½ Jahren mehr zur Bearbeitung ihrer Farmen bequemen, so könnte man in Bezug auf ihre Versorgung mit der Predigt des göttlichen Wortes und sonderlich in Bezug auf den Unterricht ihrer Jugend in der Schule bessere Hoffnungen haben, da dann ihre Unterstützungsgelder aus öffentlichen Kassen aufhören und die Regierungsschulen eingehen müssen,

¹⁾ cf. Calw. Monatsbl. 1863, S. 163 ff.

²⁾ cf. Ev. luth. Missbl. 1866, S. 75 f.

berem Unter-
Sie selbst
auf die S-
vielleicht a-
lernen. W-
sie während
suchen und
hause zu ve-

Der R-
benen Verh-
Missionar d-
machen muß
eingefunden
langer Abwe-
es fand auch
Frau des G-
Ueberfieberun-
Kinder in d-
hatte ihre Se-
konnte mit J-
schlafen und

Die Er-
gering und b-
für den kom-
Hoffnungen.
pachtet und b-
hellen Tage d-
10 zerrissen.
herzerhebende
umschlossen ha-
da sie sonst z-
beabsichtigte L-
bella County
die Materialie-
Föhrenblöcken,
für die Bretter
höher als in f-
des Missionars
fern, von dem
im Missionsh-
Konnte Miesl-
seiner früher se-
er doch mehr
werles sehen.
bösen Einflüsse
der Mission",
daß es dort e-

deren Unterhaltung bisher von ihren Jahresgelbern bestritten wurde. Sie selbst wären dann auf ehrliche Arbeit und ihre Kinder in Bezug auf die Schule allein auf die Mission angewiesen; sie würden dann vielleicht auch die Liebesarbeit des Missionars unter ihnen mehr schätzen lernen. Bis dahin scheint es das Nächstbeste für den letzteren zu sein, sie während der Woche in kleineren Häusern in ihren Camps aufzusuchen und sie Sonntags wo möglich in größeren Häusern im Gotteshause zu versammeln.

Der Kirchenbesuch war im Jahre 1864 unter den oben angegebenen Verhältnissen sehr spärlich; es kam nicht selten vor, daß der Missionar den weiten Weg zur Kirche (10 englische Meilen) umsonst machen mußte, da sich keine Leute zur Theilnahme am Gottesdienst eingefunden hatten. Anfangs 1865 fanden sich die Indianer nach langer Abwesenheit wieder zahlreicher an ihren Wohnplätzen ein, und es fand auch eine Taufe statt. Um die Mitte des Mai starb die Frau des Häuptlings Ramgischig nach längerem Leiden. Seit ihrer Uebersiedelung von Bethanien nach Isabella County waren ihr 5 Kinder in die Ewigkeit vorangegangen. Dies und viel anderes Kreuz hatte ihre Seele dem Evangelium zugänglicher gemacht, und der Missionar konnte mit Freude und Dank gegen Gott sprechen: „Sie ist selig entschlafen und zu ihres Herrn Freude eingegangen.“

Die Ernte des Missionars Miekler im Herbst 1864 war sehr gering und bei weitem nicht ausreichend für die Bedürfnisse der Station; für den kommenden Herbst aber erweckte der Stand der Früchte schöne Hoffnungen. Die frühere Missionsfarm in Bethanien war bisher verpachtet und brachte wenig ein; dazu wurden im Winter 1864—65 am hellen Tage durch umherstreichende Hunde von den 16 Missionschafen 10 zerrissen. Die Kirche in Bethanien, die in früheren Zeiten so herzerhebende Versammlungen der ehemaligen Bethanischen Gemeinde umschlossen hatte, mußte leider im Sommer 1865 eingerissen werden, da sie sonst zusammengefallen sein würde. Dagegen hatte der längst beabsichtigte Bau eines neuen Wohnhauses für den Missionar in Isabella County seit dem Frühjahr desselben Jahres endlich begonnen; die Materialien dazu waren längst angesammelt, und der Ankauf von Föhrenblöcken, die der Missionar dann schneiden ließ, haben den Preis für die Bretter bedeutend ermäßigt; dagegen sind die Löhne der Arbeiter höher als in früheren Zeiten. Der Gesundheitszustand in der Familie des Missionars war nicht ohne vorübergehende Krankheiten. Die Mätern, von denen viele Indianerfamilien befallen wurden, lehrten auch im Missionshause ein, kamen indeß nicht zum vollen Ausbruch. Konnte Miekler auch für diese Bewahrung, sowie für die Stärkung seiner früher sehr schwächlichen Gesundheit den Herrn preisen, so mußte er doch mehr und mehr mit Betrübniß den Rückgang seines Missionswerkes sehen. Die Klage über den Wankelmuth der Indianer und die bösen Einflüsse von außen werden immer lauter. „Dazu ist das Feld der Mission“, heißt es in einem Briefe von 1868, „so klein geworden, daß es dort eigentliche Heiden bis auf 2 Einzelfälle gar nicht mehr

zu belehren gibt, so daß auch diese Station in Isabella County als aufgegeben zu betrachten ist. — Wir hatten das Amt, einer schon verschwundenen Nation vor ihrem völligen Untergange das Evangelium nachzutragen.“

h. Die Mission unter den Wyandots.¹⁾

cf. Basler Magazin 1822–25 und 1828.

Ein schwarzer Afrikaner, John Stewart, der im Staate Virgini-
en erzogen worden war, wurde im Jahre 1815 zu Marietta am
Ohio durch Methodisten gründlich zu Gott belehrt und der Vergebung
seiner Sünden in Christo Jesu gewiß. Da erwachte in ihm ein heftiger
Drang, den Heiden das Evangelium zu verkünden, und ohne alle Unter-
stützung machte er ganz allein zu den Indianern in der Wildnis sich
auf. Er kam zuerst zu den Delawaren am Sandusky flusse, die
eben in heidnischen Tänzen und Gesängen begriffen waren, und sich so
schrecklich geberdeten, daß ihm für sein Leben bangte. Als sie endlich
nachließen, zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und fing an zu
singen, und je mehr er sang, desto zutraulicher wurden die Wilden.
Er aber zog weiter, und kam nach einer gefährvollen und beschwerlichen
Wanderung bei den Wyandots am obern Sandusky an. Hier
sah er einen afrikanischen Landsmann, Namens Jonathan, der als
Gefangener unter diesen Indianern lebte, sein Dolmetscher ward und
ihn bei dem Stamme einführte. Stewart's Singen und Beten ver-
schaffte ihm auch hier Achtung, aber als er nach etlichen Tagen eine
förmliche Versammlung bestellte, erschien nur eine alte Indianerin, der
er indeß predigte, als wären Hunderte beisammen. Am folgenden
Tage gesellte sich noch ein alter Mann dazu, und Stewart predigte in
derselben Weise. Am dritten Tage kamen schon 10 Indianer in die
Versammlung und hernach immer mehr, und da endlich auch sein
Dolmetscher angefaßt und belehrt wurde, strömten die Heiden zuletzt
schaarenweise zu der Verkündigung des Evangeliums herbei. Am meisten
setzte sie das in Verwunderung, daß der schwarze Prediger ihnen sagte,
was in ihrem Herzen war. Als nun manche durch die Sorge um ihr
Seelenheil sich abhalten ließen, auf die Jagd zu gehen, fingen die

¹⁾ Spr. Weilandots. Früher wurde dieses mächtige Volk Huronen genannt.
Die folgende — ich möchte sagen — etwas legendenhafte Erzählung, die uns den
Beginn der amerikanischen Methodisten- (Methodist Episcopal) Mission schildert, ist
vielleicht geblieben, ohne eine kritische Feder anzusetzen. Nur glaube ich an dieser
Stelle nicht verschweigen zu dürfen, daß die Huronen bereits Christen waren, mochten
sie auch noch auf einem sehr niedrigen Standpunkt des Christenthums stehen. Jener
Stamm der Huronen, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Ober- nach Unter-
Michigan, und um die Mitte desselben von da nach der Sandusky-Bay wanderte,
hatte seit 1660 unter der Pflege französischer Jesuiten gestanden. Satten sich die-
selben dort auch noch nach der Aufhebung des Ordens Jahre lang gehalten, so war
doch damals kein europäischer Priester unter diesen Indianer-Christen vorhanden.

amerikanisch
Stewart als
dem Gesänge
Jonathan m
reiste er ein
die Feinde d
verschreien.
besonders se
wunderbar e
Sie erklärte
von dem We
sei ihr gesag
Von nun an
predigte ihne

Nach zu
von der viert
zu Madriver
schon bejahte
an den obern
bei den Wy
Missionare un
sich „den alte
vorüber wäre.
unter den Wy
ihm ans Herz
nach acht bes
reits ein kleine

Eine Indian
ich danke Gott, d
Geist, daß ich no
gegeben. Und m
ich bin bereit zu
möchten auf imm
den Herrn zu such

Mit 14 J
und ob schon S
denen auch im
Ein Regierungs
berlassung am
blühenden Zust

„Unter der ch
sigen Berichte, „i
geworden. Sein v
der Indianer, sow
tätig, und die J
sah ein schöner M
ihren weißen Nach
Landesstrich, auf
Biehzucht ist so all

amerikanischen Pelzhändler an, für ihren Gewinn zu fürchten, verscrien Stewart als einen gefährlichen Betrüger und bedrohten ihn sogar mit dem Gefängniß. Er aber ließ sich nicht schrecken und arbeitete mit Jonathan noch zwei Jahre ohne Hülfe fort. Noch in der ersten Zeit reiste er einmal nach Marietta, und während seiner Abwesenheit hatten die Feinde alles versucht, ihn zu verdächtigen und das Evangelium zu verschreien. Eine beim Volk sehr angesehene Indianerin hatte sich besonders feindselig erwiesen; aber auf einmal ward ihr Gemüth so wunderbar ergriffen, daß sie eine Zeitlang nicht zu reden vermochte. Sie erklärte darnach, sie sei in einem Traumbilde gewarnt worden, von dem Weg des Verderbens, auf dem sie wandle, abzulassen, und es sei ihr gesagt worden, Stewart zeige den Leuten den rechten Weg. Von nun an trat sie selbst den feindseligen Indianern entgegen und predigte ihnen Ruhe und Glauben.

Nach zweijähriger Arbeit unter den Wyandots erbat sich Stewart von der vierteljährlichen Konferenz der Methodistenprediger, die gerade zu Madriver gehalten wurde, Unterstützung in seinem Werk, und der schon bejahrte Prediger Moses Hinkel erbot sich, als sein Gehülfe an den obern Sandusky zu ziehen. Als er, vorläufig auf ein Jahr, bei den Wyandots war, von denen bereits zwei Häuptlinge wieder als Missionare unter ihre Brüder in der Wildniß ausgingen, erbaten sie sich „den alten Vater“ wenigstens noch auf ein Jahr, wenn sein Jahr vorüber wäre. Kurz darauf wurde Prediger B. Finley als Missionar unter den Wyandots ernannt und besonders die Errichtung von Schulen ihm ans Herz gelegt. Am 8. Oktober 1821 brach er auf und kam nach acht beschwerlichen Reisetagen am obern Sandusky an, wo er bereits ein kleines Gemeinlein vorfand und erfreuliche Erfahrungen machte.

Eine Indianerin, die viel gelitten hatte, sagte einst zu ihm: „Theurer Bruder, ich danke Gott, daß Ihr noch einmal zu uns gekommen seid, und preise den guten Geist, daß ich noch einmal von Euch sein Wort hören darf. Er hat mir viel Kraft gegeben. Und nun ist meine Seele voll Liebe zu Jesu und zu seinem Volke, und ich bin bereit zu sterben. Nur meine Kinder halten mich noch auf; ich fürchte, sie möchten auf immer verloren gehn“. Und dann fing sie an, dieselben zu erinnern, jetzt den Herrn zu suchen, weil jetzt dazu die beste Zeit sei.

Mit 14 Kindern fing Finley eine Schule an, die sich bald mehrte, und obgleich Stewart 1823 starb, wurden doch hunderte bekehrt, mit denen auch im Außerlichen eine durchgreifende Veränderung vorging. Ein Regierungs-Abgeordneter, Leibs, der im November 1827 die Niederlassung am obern Sandusky besuchte, fand dieselbe in einem sehr blühenden Zustande.

„Unter der christlichen Pflege des Missionars Finley“, schreibt er in seinem amtlichen Berichte, „ist Ordnung, Eintracht und Fleiß auf diesem Plage einheimisch geworden. Sein verständiges Benehmen, sein ungeheuchelter Eifer für die Wohlfahrt der Indianer, sowie sein freundliches Wesen machen ihn für diese Arbeit besonders tüchtig, und die Früchte davon zeigen sich in jeder Indianerhütte. Die Wyandots sind ein schöner Menschenschlag, und sie stehen in Hinsicht auf bürgerliche Civilisation ihren weißen Nachbarn in keinem Stillsitzen nach. Sie besitzen einen ungemein fruchtbaren Landesstrich, auf dem sie niedliche Ansiedlungen angelegt haben. Ackerbau und Viehzucht ist so allgemein unter ihnen geworden, daß sie nun das Jagen nur noch

zu ihrer Belustigung treiben. Ihre Kleidung ist wie die ihrer weißen Nachbarn, und sie scheinen so zufrieden und glücklich, als nur irgend ein Theil des amerikanischen Volkes. Ein Fremder würde glauben, er ziehe durch eine europäische Stadt, wenn ihm die Einwohner nicht zu Gesichte kämen, denn außer den niedlichen Händlern mit schönen Glascheiben sieht man Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pflüge und eine volle Geschäftigkeit der Handwerker. Ihre Niederlassung kann als eine wahre Schule für die übrigen Indianer betrachtet werden. Auch für ihren Missionar haben sie eine niedliche Wohnung aufgebaut und einen schönen Garten für ihn angelegt, sowie 18 Ackerland Ackerfeldes mit Weizen für ihn bestellt. Die Schule wird von 70 Schülern von 4–20 Jahren besucht, und die Gattin des Schullehrers unterrichtet die Mädchen in weiblicher Arbeit. Ich fand ungemein viel Geiterkeit und Frohsinn unter der Jugend. Die Knaben gehen ihrem Vater im Ackerbau an die Hand. Im letzten Jahre haben sie eine ungemein niedliche steinerne Kirche, 40 Fuß in die Länge und 30 in die Breite, aufgerichtet. Dieses Christen-Gemeinlein besteht aus 260 Mitgliedern, die in der Furcht und Ermahnung zum Herrn ihr Leben mit einander hier zubringen. Die erwachsenen Schulknaben erlernen regelmäßig ein Handwerk; und wohin nur immer das Auge blickt, wird es der heilsamen Wirkungen des Christenthums gewahr, die hier um so stärker hervortreten, je ergreifender der Kontrast ist, den noch immer unter tausenden der Indianer das Auge in diesen Gegenden erblickt.

Finley dehnte die Mission bis zum Huronflusse im Staat Michigan aus, wo Wyandots und Shawnee's noch kleine Reservationen hatten, und nun über 20 Predigtorte mit 400 Bekehrten entstanden. Vom Jahre 1831 an kam aber ein Stoden in die Mission, da die Unterhandlungen über den Verkauf der Ländereien begannen. Wirklich verkauften auch nach und nach sämtliche Wyandots ihre Reservationen und wanderten meist jenseits des Mississippi aus. Doch sind eingeborene Lehrer mit ihnen gezogen, und so haben sie in die tiefen Urwälder das Evangelium mitgenommen.

i. Die Missionen unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 553 ff. Missionsfreund 1848, Nr. 14. 15.

Die Stockbridge-Indianer, welche zuerst in Massachusetts wohnten und dann nach New-York vertrieben wurden, waren schon durch die Missionare Sergeant, Brainerd und Edwards mit dem Christenthum bekannt geworden und genossen seitdem fast ununterbrochen die Segnungen christlicher Predigt. Um 1820 kamen sie, um den Andrang der Weißen los zu werden, an den Fuchssfluß, der in die Greenbay am westlichen Ufer des Michigansee's sich ergießt. Am östlichen Ufer des Flusses ließen sie sich nieder, schufen die Wälder in Ackerland um und bauten das schön eingerichtete und wohlhabende Dorf Ramfawlin. Ein Missionar des American Board warb seit 1827 der Seelforger dieses aus etwa 350 Seelen bestehenden und die englische Sprache geläufig redenden Stammes. Eine prächtige Bibel, die ihnen schon in der ersten Pflanzungszeit ihrer Gemeinde durch Missionar Sergeant von einem frommen Briten, Francis Miskouth, geschenkt worden und die alle ihre bisherigen Wanderungen mitgemacht, bewahrten sie in einer Art von Bundeslade auf. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule gebraucht wurde, war von unbebauten Hockstämmen in der Mitte der Niederlassung unter dem Schatten herrlicher Eichen aufgerichtet und

fasste über Gottesdienstamt, mit e Knaben, we etwa nichten den Kopf zu des Segens einer nach konnte. Ein dem Schmelt Mifton verl Indianer zu nicht schützen 1830 zugewun und Aushart Weißen hatte den Menomen und die letzte Verlegung de sich klagenb a führte ihre De drangen jetzt händler, denen vom Jahre 1 die Beschwerden früher (Kap. führten; eben Washington, 1 tungen schmäh 1831 einen fe wandern. Im vollendet und im Sommer d den ehrwürdige und Fuchs-In Christenthum 1 Reste der Stoc Saaten aufgen Ein gleich Völkerbunde d Jahrhunderts benannten See Von der meh Volke im 17. übrig, als Sa begann und bis

¹⁾ cf. oben §

den Nachbarn,
amerikanischen
Stadt, wenn
n Häusern mit
und eine volle
hre Schule für
haben sie eine
legt, sowie 18
n 70 Schülern
et die Mädchen
sinn unter der
d. Im letzten
die Länge und
10 Mitgliebern,
hier zubringen.
und wohin nur
thums gewahr,
en noch immer

uat Michigan
onen hatten,
nden. Vom
e Unterhand-
ch veräußerten
ationen und
eingeborene
Arwölber das

Oneida's.

S. Nr. 14. 15.

Massachusetts
waren schon
wards mit
fast ununter-
men sie, um
Luß, der in
rgteßt. Am
e Wälder in
abenbe Dorf
it 1827 der
die englische
el, die ihnen
Missionar
h, geschenkt
t, bewahrten
zugleich als
n der Mitte
erichtet und

safte über 300 Menschen, die sich hier allsonntäglich zum feierlichen Gottesdienst versammelten. Ein Kirchvogt hatte während desselben das Amt, mit einer etwa 10 Fuß langen grünen Ruthe die muthwilligen Knaben, wenn es deren gab, zu züchtigen, und die Erwachsenen, welche etwa nicken, unter dem lauten Ruf: Wach auf! wach auf! thätig an den Kopf zu stoßen. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Ertheilung des Segens setzte die Gemeinde sich ruhig wieder nieder und wartete, bis einer nach dem andern in der größten Stille zur Kirchthür hinausgehen konnte. Einen wohlthuenden Eindruck machte, bei der Weichheit und dem Schmelze ihrer Stimmen, verbunden mit einem scharfen, durch jeden Miston verlegten Gehör, ihr Kirchengesang. Aber das alles konnte die Indianer zu Rawlawlin vor der Habsucht und Ländbergier der Weißen nicht schützen, und ein neuer Umzug westwärts, welcher ihnen im Jahre 1830 zugemuthet ward, gab ihnen wiederum Gelegenheit, durch Geduld und Ausdauern in ihrer christlichen Festigkeit sich zu erproben. Die Weißen hatten unter den Stockbridge's und ihren heidnischen Nachbarn, den Menomontie's und Winebago's, Streitigkeiten zu entzünden gewußt, und die letzteren, für deren Bekehrung man von der i. J. 1821 erfolgten Versekung der Stockbridge-Indianer so vieles gehofft hatte, wandten sich klagend an die Regierung. Diese besetzte alsbald die Handelsposten, führte ihre Behörden ein und nahm das Land in Besitz. Weiße Ansiedler drangen jetzt schaarenweise ein, mit ihnen die verruchten Brantwein-händler, denen doch nach einer ausdrücklichen Zusicherung der Regierung vom Jahre 1821 der Zutritt verwehrt sein sollte. Vergeblich waren die Beschwerden, welche die christlichen Indianerhäuptlinge auf der schon früher (Kap. 1) erwähnten großen Rathssversammlung im Jahre 1830 führten; eben so wenig Erfolg hatten die späteren Unterhandlungen zu Washington, und so hielten denn dort, als alle ihre gerechten Erwartungen schmäzlich getäuscht waren, die christlichen Indianer am 5. März 1831 einen feierlichen Bußtag, und bald darauf begannen sie auszuwandern. Im Jahre 1834 war die Uebersiedelung an den Winebagosee vollendet und die Mission nahm ihre neuen Gebäude in Besitz. Noch im Sommer desselben Jahres aber ging eine Deputation des Stammes, den ehrwürdigen Häuptling John Metoren an der Spitze, zu den Sack- und Fuchs-Indianern, um ihr altes Bündniß zu erneuern und das Christenthum und die Civilisation ihnen zu empfehlen. — Jetzt sind die Reste der Stockbridge-Indianer förmlich als Bürger der Vereinigten Staaten aufgenommen.

Ein gleich trauriges Schicksal hatten die früher zu dem mächtigen Völkerbunde der Iroquesen gehörigen Oneida's, die, zu Ende des vorigen Jahrhunderts schon sehr zusammengeschmolzen, an dem nach ihnen benannten See südöstlich von der Südoßküste des Ontario-Sees lebten. Von der mehrfach unterbrochenen katholischen Mission unter diesem Volke im 17. Jahrhundert waren wohl keine christlichen Spuren mehr übrig, als Samuel Kirkland 1766 seine Wirksamkeit bei demselben begann und bis zu seinem Tode 1808¹⁾ treulich fortführte, zuletzt im Dienste

¹⁾ cf. oben Kap. 5; Seite 74.

der Society for Propagating the Gospel among the Indians. Ich weiß nicht, ob es auf einer Verwechslung beruht, wenn eine Mission der Northern Miss. Soc. unter den Oneida's erwähnt wird. Jedenfalls gab es zu Anfang unsers Jahrhunderts dort erfreuliche Früchte der Mission, unter denen der alte Häuptling Skenandon hervorgehoben wird, der, nachdem er 16 Jahre als Christ gelebt, in einem Alter von 110 Jahren am 11. März 1816 zu Oneida-Castel selig verstarb, nachdem er kurz vorher zu einem Freund, der ihn auf seinem Lodbette besuchte, gesprochen: „Ich bin ein alter, wilder Wasser-Schierling. Die Stürme von mehr als hundert Wintern haben durch meine dürrn Stengel gebraust. Mein Wipfel ist abgestorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist verschwunden und hat mich verlassen; warum ich lebe, das weiß allein der große gute Geist. Betet zu meinem Jesus, daß er mir Geduld schenken möge, ruhig auf mein Sterbestündlein zu warten.“ — Andere christliche Oneida's¹⁾ fand Bischof Chase im Jahre 1827 am Sandusky, wo sie, aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, auf eine Einladung der Seneca's sich niedergelassen hatten, und, ohne Lehrer, aus einer Sammlung von Gebeten, welche aus der englischen Liturgie nebst dem Evangelium Marci 1787 in London in ihren Indianerdialekt übersetzt und daselbst gedruckt war, sich erbauten. Wichtiger jedoch erscheint die leider nur kurze Notiz, die ich hierüber in einer chronologischen Tabelle finde, daß die Protestant Episcopal Church seit 1815 unter den Oneida's ihre erste Mission begonnen hatte, und sie auch nach der Uebersiedlung nach Green-Bay dort fortsetzte. Nur von 1846—49 soll dieselbe unterbrochen worden sein.²⁾ Früher übrigens sollen schon die Friends (Quäker) von 1809 an unter jenem Stamme thätig gewesen sein. — Das Hauptverdienst um die Christianisirung der Oneida's erwarb sich aber seit 1815 der Halbindianer Eleasar Williams, dessen wunderbare Schicksale wohl einer näheren Betrachtung werth sind. In einem Franzosenkriege in Nord-Amerika war auch die Stadt Deerfield in Massachusetts von den Indianern geplündert und niedergebrannt worden. Unter den vielen bei dieser Gelegenheit gemordeten brittischen Familien befand sich auch die des frommen und eifrigen Predigers Williams, welcher an diesem äußersten Grenzorte eine christliche Gemeinde schottischer Ansiedler Jahre lang mit unermüdeter Treue und Hingebung als Hirte geweidet hatte. Sein jüngstes Kind, ein Mädchen, wurde von den Indianern aus der Wiege geraubt, in die Wildniß geschleppt und nach Indianerweise erzogen, später aber an einen Häuptling in Unterkanada verheirathet. Lange konnte man von ihrem Schicksal nichts erfahren, bis sie endlich in Friedenszeiten unter den zerstreuten Indianerhaufen entdeckt und überredet wurde, mit den Ihrigen einen Besuch bei ihren Verwandten in Massachusetts zu machen. Aber in Gefühl, Sprache und Sitten eine vollkommene Indianerin, konnte sie nie bewogen werden, Heimat und Stamm zu verlassen und

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 643.

²⁾ Vielleicht sind die im Folgenden erzählten Arbeiten Williams in dieser episcopalen Mission mit eingeschlossen.

mit ihrem I durch wechse Indianer-Hä den Namen I zwei Brüder, Jahr 1800 r Indianer-Hä Wohlhabenheit aber war sehr erregen, die Knaben haufe anfänglich de sie erst an die E genug. Des Knaben mit d ihrer Mitschül derselben wild Die ersten Be lateinischen M ihrer Mitschül keinen Versam sich schnell mit hinausgeschleub doch noch ein seine Geduld tr zahn und aufr sie machten über rechtshaffenen Aelteste, Elea aus, und vollg gischen Schule New-York als empfing und in stamme im Sto Spitze aller B und 21 veranla und das nordw Namen seiner I geleitet. Dem Stämme im bi jenem (?) zog ließ sich dort al Hier am Duck östliches die St seinen Oneida's die englische Sp gebaute Grundh in der Niederla

dians. Ich
eine Mission
Jedenfalls
Früchte der
ervorgehoben
m Alter von
erb, nachdem
ette besuchte,
Die Stürme
ren Stengel
dem ich an-
ch lebe, das
sus, daß er
zu warten.“
Jahre 1827
drängt, auf
und, ohne
er englischen
in ihren In-
1. Wichtiger
ber in einer
Church seit
atte, und sie
e. Nur von
her übrigens
dem Stamme
ristianisierung
er Eleasar
Betrachtung
war auch die
blünder und
heit gemor-
und eifrigen
enzorte eine
unermüdeten
ngstes Kind,
geraubt, in
ter aber an
te man von
zeiten unter
de, mit den
zu machen.
Indianerin,
lassen und

in dieser epis-

mit ihrem Mann unter den Weißen sich anzusiedeln. Indeß wurde durch wechselseitige Besuche die Verwandtenliebe unterhalten, und der Indianer-Häuptling nahm zum Andenken an seinen Schwiegervater den Namen Williams an. Aus der nachfolgenden Generation stammten zwei Brüder, Eleasar und John Williams, welche ihr Vater ums Jahr 1800 nach einer Schule in Massachusetts brachte. Er selbst, ein Indianer-Häuptling, und seine Söhne waren damals in eine von Wohlhabenheit zeugende Indianerkleidung eingehüllt; ihr ganzer Aufzug aber war seltsam genug, um die Neugierde der lieben Schuljugend zu erregen, die auf den Straßen der kleinen Stadt den wundersamen Knaben haufenweis nachließ. Der Lehrer der Schule hielt es für Pflicht, anfänglich den wilden Launen der beiden Jungen nachzugeben, bis sie erst an die Schulzucht sich gewöhnt haben würden; doch hielt dies schwer genug. Des Stillstehens und Lernens ungewohnt, pflegten die wilden Knaben mit dem Ausrufe „Umpf“ plötzlich über die Tische und Köpfe ihrer Mitschüler hinüber zu hüpfen und zu nicht geringem Schrecken derselben wild zum Hause hinaus auf den Straßen herum zu jagen. Die ersten Versuche dieser Kinder der Wildniß, die Buchstabenklänge des lateinischen Alphabets nachzuahmen, erregten immer ein lautes Gelächter ihrer Mitschüler; dann aber rollte ihr blitzendes Auge wild in der keinen Versammlung umher, und mit dem Rufe „Umpf“ hatten sie sich schnell mit einem Sprunge zu der nächsten Oeffnung der Schule hinausgeschleudert. Der Lehrer ertrug dies alles in der Hoffnung, doch noch ein Paar Christen in diesen Indianerknaben zu erziehen, und seine Geduld trug am Ende den Sieg davon. Die beiden Knaben wurden zahm und aufmerksam; die Indianerkleidung ward auf die Seite gelegt; sie machten überraschende Fortschritte im Lernen und wurden bei ihrem rechtschaffenen Verhalten die Lieblinge der Einwohner. Namentlich der Älteste, Eleasar, zeichnete sich bald durch Fleiß und Geisteskräfte aus, und vollendete seine wissenschaftlichen Studien auf einer theologischen Schule Nordamerika's, worauf er von dem Bischof Hobart zu New-York als Prediger des Evangeliums die kirchliche Ordination empfing und im Jahre 1815 seine Missionsarbeiten unter dem Dneida-Stamme im Staate New-York anfang. Bald hernach stand er an der Spitze aller Bewegungen der New-York-Indianer, wodurch sie 1820 und 21 veranlaßt wurden, aus ihrem alten Vaterlande auszuwandern und das nordwestliche Gebiet in Besitz zu nehmen. Er selbst hatte im Namen seiner Indianerbrüder die Unterhandlungen mit der Regierung geleitet. Dem Moses des alten Bundes ähnlich war er Anführer der Stämme im bürgerlichen und religiösen Sinne des Wortes. Gleich jenem (?) zog er mit seinem Volke in das verheißene Land ein und ließ sich dort als ihr Seelenhirt und Führer in ihrer Mitte nieder. Hier am Duck-Creef auf dem westlichen Ufer des Fuchsfusses, dessen östliches die Stockbridge's eingenommen, verkündigte Eleasar Williams seinen Dneida's das Evangelium in ihrer Muttersprache, während auch die englische Sprache in den Schulen fleißig getrieben ward. Wohlangebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen und ein Schulhaus waren in der Niederlassung dieses Stammes zu finden, und sie waren gerade

damit beschäftigt, auch eine ansehnliche Kirche aufzubauen, wiesie dies schon früher im Süden der Oneida-Grafschaft gethan hatten, ehe sie genöthigt wurden, von dort zu weichen, als das Jahr 1830 auch sie gleich ihren Nachbarn aus den neuen Wohnsitzen vertrieben und Eleasar's schönste Hoffnungen vereitelte. „Hier auf diesem Flecke“, sprach er in diesem Jahre zu seinem Freund Colton, der ihn besuchte, „sollte nach einem süßen, langgehegten Traume meines Herzens ein wissenschaftliches Seminar zur Erziehung von Indianer-Jünglingen errichtet werden. Raum waren unsere Stämme in diese stille Waldeinsamkeit gezogen, so wachte dieser Plan in meiner Seele auf. Dieses weite, schöne Land (das ihm die Regierung erst geschenkt hatte) sollte nach zweihundert-jährigen Vertreibungen die bleibende Heimat unsers Volkes werden. Hier, hofften wir, sollte die Stätte für die langersehnte Wiebergeburt unsers Volkes sein. Hier, hofften wir, sollte sich unser Volk zu der Ruhe der Selbständigkeit erheben, daß wir entweder eine gleiche Stellung im Staatenbunde einnehmen, oder im freundlichen Bunde mit der Nation, die uns so lange unterdrückt hat, als ein eigenes Volk leben könnten. Hier hatten die Amerikaner Gelegenheit, die Wunden zu heilen, die sie uns geschlagen, und die Schuld zu sühnen, die sie an uns auf sich geladen haben. Es lag in allen diesen Erwartungen nichts Erträumtes. Aber — — —“ Und nun brach er in bittere Klagen aus über die Treulosigkeit der Amerikaner, und als Colton ihn fragte, ob denn gar keine Hoffnung mehr sein sollte, antwortete er: „Nein, die Lampe der Hoffnung ist schon längst ausgeblasen. Wir können keinen Schritt weiter thun. Unsere Stämme haben allen Muth verloren. Denn wo keine Treue ist, auf was können wir uns bei den Menschen verlassen?“ — Doch war es Williams, der noch einmal in Washington das Wort rebete für sein Volk; er war es auch, der an jenem denkwürdigen Vortage die Predigt hielt. Dann ist er mit seinen Oneida's hinüber gezogen über den Mississippi und ist bei ihnen geblieben bis an sein Ende.

Auch die Methodisten wirkten unter den Oneida's, von denen ein Theil in ihrer alten Heimat zurückgeblieben war; und was noch übrig geblieben von dem benachbarten Stamme der Onondago's, kam auch mit unter den Einfluß dieser Mission, die bis in die neuesten Zeiten bestanden hat, obwohl die Reste jener Stämme, ärmliche verkommene Häuflein, dem Verschwinden nahe sind. Erfolgreicher aber arbeitete diese Denomination unter den ausgewanderten Oneida's sowie den benachbarten Menomonie's, welche letzteren ebenfalls zu den Algonkin-Völkern gehören. Zu Anfang der fünfziger Jahre sollen dort 88 Gemeindeglieder und 269 Schüler vorhanden gewesen sein, — bei welchen Zahlen undeutlich ist, ob die Statistik der wahrscheinlich nicht sehr bedeutenden Gemeinde in New-York mit eingerechnet ist. Selbst aber in diesem Falle beruht die erstere Zahl wahrscheinlich auf einem Versehen oder Druckfehler, da die in Wisconsin zurückgebliebenen Oneida's wohl kaum jene Zahl erreichten.

Wenn gleichfalls waren um dieselbe der sittlich Missionen rechten Et Missionar er komme, nicht um eine wahr (gewöhnlich) Ältesten z

„Freund zusammen to ferem Rathe mit Glanz a unsere Ohren gesprochen ha Bruder, diese nung frei au dir und könn sprechen zu d da diese groß bis zum Miel schaffen. Er Er machte de zerstreute sie rothen Kinder so wurde er Gure Väter f Zahl war Ne vor bösen M zu erfreuen. gaben, was f Korn und Fl unser Land g

1) Das Indianer nativ von Friends im Staate N Missionen et Die Arbeit g Aufkände der Vorzugweise unter den J fäherlich zu Desentlichkeit 2) Fran

k. Die Mission unter den Seneca's und Tuscarora's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834, 1855.

Wenden wir uns nun zu dem Irotesen-Volke der Seneca's, die gleichfalls schon zu Ende des vor. Jahrhunderts sehr zusammengeschmolzen waren und in der südwestlichen Ecke des Staates New-York wohnten. Um dieselben bemühte sich seit 1795 ein Quäkerverein „zur Beförderung der sittlichen Wohlfahrt der Indianer“¹⁾ und seit 1796 die New-Yorker Missions-Gesellschaft. Doch fand das Evangelium damals noch keinen rechten Eingang bei diesem Stamme, und noch im Jahre 1805, als Missionar Crane von Boston zu den Seneca's kam und ihnen sagte, er komme, um sie zu lehren, wie man den großen Geist verehren soll, nicht um ihnen ihr Land und Geld wegzunehmen, denn es gebe nur eine wahre Religion, antwortete ihm der Häuptling Saguaha, (gewöhnlich Red Jacket, rothe Jade genannt),²⁾ der zu Buffalo seine Aeltesten zum Rathe versammelt hatte, mit folgender Rede:

„Freund und Bruder, es war der Wille des großen Geistes, daß wir heute zusammen kommen. Er ordnet alle Dinge, er hat uns einen schönen Tag zu unserm Rathe gegeben. Er hat seinen Vorhang von der Sonne weggezogen und sie mit Glanz auf uns leuchten lassen. Unsere Augen sind geöffnet, daß wir klar sehen; unsere Ohren sind nicht verstopft, daß wir deutlich die Worte hören konnten, die du gesprochen hast. Für alle diese große Gnade danken wir dem großen Geiste allein. Bruder, dieses Rathesfeuer ist von dir angezündet. Du wilst, daß wir unsere Meinung frei aussprechen, das macht uns große Freude, denn wir stehen aufrichtig vor dir und können reden, was wir denken. Alle haben deine Stimme gehört, und alle sprechen zu dir wie ein Mann. Bruder, horche was wir sagen. Es war eine Zeit, da diese große Insel unsern Vätern gehörte. Ihre Sitze erstreckten sich vom Ausgang bis zum Niedergang der Sonne. Der große Geist hat sie für die Indianer geschaffen. Er hat den Büffel, den Firsch und andere Thiere zur Nahrung gemacht. Er machte den Biber und den Bär, und ihre Felle dienten uns zur Kleidung. Er zerstreute sie über das Land und lehrte sie uns fangen. Das alles that er für seine rothen Kinder, weil er sie liebte. Wenn wir über unsere Jagdgründe Streit hatten, so wurde er ohne viel Blutvergießen geschlichtet. Aber ein böser Tag kam für uns. Eure Väter fuhren über die großen Wasser und landeten an dieser Insel. Ihre Zahl war klein, sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie sagten uns, sie seien vor bösen Menschen aus ihrem Lande geflohen und kommen her, sich ihrer Religion zu erfreuen. Sie baten um einen kleinen Sitz. Wir hatten Mitleiden mit ihnen, gaben, was sie verlangten, und sie setzten sich unter uns nieder. Wir gaben ihnen Korn und Fleisch, und sie gaben uns Obst dafür. Die weißen Leute hatten jetzt unser Land gefunden. Die Nachricht kam zurück in ihre Heimat, es fanden sich

¹⁾ Das Committee for the gradual civilization and improvement of the Indian natives in Verbindung mit der jährlichen Versammlung (Yearly meeting) von Friends in Philadelphia hat seine Thätigkeit unter den Resten der Indianer im Staate New-York bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Diefelbe ist von der anderer Missionen etwas verschieden, wie schon die Betonung der gradual civilization zeigt. Die Arbeit geht weniger auf direkte Einzelbelehrungen als auf Hebung der ganzen Zustände der Eingebornen. Es werden auch wohl christliche Schulen unterhalten. Vorzugweise aber besteht die Wirksamkeit darin, daß ein „Friend“ seinen Wohnsitz unter den Indianern nimmt und durch sein Vorbild sie nach außen und innen sündlich zu beeinflussen sucht. Ueber die ganze Wirksamkeit bringt nicht viel in die Deffentlichkeit.

²⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, S. 118 ff.

mehrere ein. Doch fürchteten wir sie nicht, wir nahmen sie auf als Freunde. Sie nannten uns Brüder, wir glaubten ihnen und gaben ihnen einen größeren Sitz. Endlich war ihre Zahl groß geworden. Sie brauchten mehr Land — sie brauchten unser Land! Unsere Augen wurden geöffnet und unsere Herzen wurden unruhig. Kriege fanden statt. Indianer wurden gedungen, um gegen Indianer zu streiten, und viele unserer Leute wurden umgebracht. Sie brachten ein starkes Getränk zu uns, das war sehr stark und mächtig, und hat Tausende gemordet. — Bruder, unsere Sitze waren einst groß und die eurigen waren sehr klein. Ihr seid nun ein großes Volk geworden, und wir haben kaum einen Platz, unsere Teppiche auszubreiten. Ihr habt unser Land genommen, aber ihr seid nicht zufrieden. Ihr wollt uns auch noch eure Religion aufzwingen. — Bruder, höre noch weiter. Du sagst, du seiest gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach seinem Wohlgefallen verehrt werde, und wenn wir die Religion nicht ergreifen, die ihr weißen Leute habt, so werden wir nachher unglücklich sein. Du sagst, du habest Recht, und wir seien verloren. Woher weißt du das? Wir vernehmen, daß eure Religion in einem Buche geschrieben ist. Wenn es für uns wie für euch bestimmt ist, warum hat es der große Geist nicht uns gegeben, und nicht allein uns, warum gab er nicht unsern Vätern die Kenntniß dieses Buches und die Mittel, es recht zu verstehen? Wir wissen davon bios, was du sagst. Wie sollen wir erkennen, wann wir glauben müssen, nachdem wir so oft von den weißen Leuten betrogen wurden? — Bruder, du sagst, es gebe nur einen Weg, dem großen Geiste zu dienen. Wenn es nur eine Religion gibt, warum sind die weißen Leute über sie so uneinig unter sich, warum seid ihr nicht alle einig, da ihr ja alle das Buch lesen könnt? — Bruder, wir verstehen diese Dinge nicht. Wir hören, daß eure Religion von euren Vorvätern gegeben und vom Sohne zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir haben auch eine Religion, die den Vorvätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir beten nach dieser an. Sie lehrt uns dankbar für alle Güte zu sein, die wir erfahren, einander zu lieben und einig zu sein. Wir streiten nie über Religion. — Bruder, der große Geist hat uns alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen seinen weißen und rothen Kindern. Er gab ihnen verschiedene Gesichter und verschiedene Sitten. Auch hat er die Künste gegeben, für diese sind unsere Augen nicht geöffnet. Warum soll er uns nicht auch eine andere Religion gegeben haben, nach unserem Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was für seine Kinder gut ist, wir sind zufrieden. — Bruder, wir begehren nicht, eure Religion zu zerstören und sie euch zu nehmen, wir begehren nur, die unsrige zu behalten. — Bruder, wir hören, daß du den weißen Leuten hier gepredigt hast. Sie sind unsre Nachbarn, wir kennen sie. Wir wollen eine kleine Weile warten und sehen, was es für eine Wirkung auf sie thut. Wenn wir sehen, es thut ihnen gut, es macht sie chrislich und weniger geneigt, die Indianer zu betrügen, so wollen wir wider überlegen, was du gesagt hast. — Bruder, dies ist unsere Antwort auf deine Rede und das ist alles, was wir jetzt zu sagen haben. Da wir Abschied nehmen, so wollen wir kommen und dich bei der Hand nehmen und hoffen, daß der große Geist dich auf deiner Reise beschützen und dich glücklich zu deinen Freunden bringen wird“.

Leider erwiderte der Missionar damals die Aufforderung, die Hand zum Abschied zu reichen, mit hastigem Aufstehen und mit dem kalten Wort: „Es sei keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels.“ Doch ist hernach von Buffalo aus dem Seneca-Volke das Licht angebrochen. Es war im Jahre 1817, als zwei amerikanische Bürger auf den Gedanken kamen, einige rothe Männer vom Stamme der Seneca's mit sich nach England hinüber zu nehmen und sie dort für Geld sehen zu lassen, indem sie hofften, daß dieselben in ihrer Nationaltracht und mit ihren Waffen die Neugierde des Publikums in hohem Grade auf sich ziehen würden. Nach vielen Schwierigkeiten und mehrfachen Berathungen des ganzen Seneca-Stammes schifften sie endlich mit sieben dieser Wilden zu Boston sich ein und kamen am 31. Januar 1818 zu Liverpool an. In Leeds, wohin sie

am 6. April besucht, und tiefen Eindruck zurückgekehrt den Häuptling dankbarkeit Landsleute bei sich aussprach einen andern, verehrt hätten.

„Das bitter wir vom weißen selbst herrschen ihre Religion; in Folge kommen ta Unterjochungszust den Weissen unser ringerten sich mit dafür vergifteten Der gänzlliche Um Umständen besand land zu besuchen. Leuten beschäftigte unserer Väter ist, fühlten uns gebrau je mehr wir sie p immerhin ihre Re sie durch die vielen in ihr nichts meh Gott, zur Rettung legenheiten, worin des Wortes Gotte prüfen; ein wenig ihnen zu erschöpfen aufmerksam zu un kommt, um uns hinzuleiten. Von genommen wurde, und brachte eine g Narren geworden, gangen, daß wir brüchlich den Indie Dies brachte eine dies, die andern e Weg zu erfragen, wahrhaftige Licht uns gebracht hat, Retter der Sünden angezündet, das si und des Widerstan — — Brüder! Ich ihn zu bitten, daß hat, vollende, und

In Senec (zwischen Buffa Meilen südlich

Freunde. Sie
erhöhen sich.
sie brauchen
den unruhig.
zu streiten.
Getränke zu
— Bruder,
seid nun ein
auszubreiten.
wollt uns auch
agst, du seiest
verehrt werde,
o werden wir
hören. Woher
geschrieben ist.
se Geist nicht
die Kenntniss
n bloss, was
m wir so oft
e nur einen
warum sind
alle einig, da
Dinge nicht.
a Sothe zum
vatern gegeben
her an. Sie
zu lieben und
Geist hat uns
seinen weisen
ebene Sitten.
met. Warum
in Verstande?
aufstehen. —
nehmen, wir
a den weisen
Wir wollen
thut. Wenn
die Indianer
Bruder, dies
sagen haben.
and nehmen
bis glücklich

, die Hand
dem kalten
Hottes und
aus dem
, als zwei
u Männer
u nehmen
s dieselben
e des Pu-
Schwierig-
Stammes
ein und
wohin sie

am 6. April gelangten, wurden diese Indianer häufig von zwei Quäkern besucht, und es fanden lange Unterredungen statt, welche auf jene einen tiefen Eindruck machten. Nachdem die Fremdlinge später in ihre Heimat zurückgekehrt waren, empfingen die Quäker in Leeds ein Schreiben von den Häuptlingen der Seneca's in Nordamerika in welchem diese ihre Dankbarkeit bezeugten für die gute Aufnahme, welche ihre jungen Landsleute bei ihnen gefunden hatten, und über ihren religiösen Zustand sich aussprachen. Sie meldeten, daß sie sich stets geweigert hätten, einen andern, als den großen Geist anzubeten, den auch ihre Väter verehrt hätten.

„Das bittere Unrecht“, heist es weiter in diesem merkwürdigen Schreiben, „das wir vom weisen Volk erlitten, und die Niederträchtigkeit, die wir immer unter demselben herrschen sahen, befestigte unsere Gemüther noch mehr gegen ihre Weise und ihre Religion; indem wir überzeugt waren, daß unmöglich etwas Gutes von einem Volke kommen kann, unter dem so viel Schlechtigkeit im Schwange ist. In diesem Unterjochungszustande sind wir und unsere Väter schon seit 200 Jahren; wir traten den Weissen unsere Länder ab und flohen vor ihnen in die Wälder. So vereinigten sich mit jedem Tag durch sie unsere Unterhaltungsmittel, und zum Lohne dafür vergifteten sie uns mit ihren Laster und verhärteten uns in unserm Jammer. Der gänzliche Untergang lag vor uns, und kein Rettungsmittel war da. In solchen Umständen befanden wir uns, als unfre Jünglinge uns vertieften, um euer Vaterland zu besuchen. Fast um dieselbe Zeit, wo ihr euch so freundlich mit unseren Leuten beschäftiget und ihnen einen besseren Weg zum Glück zeigtet, als der Weg unserer Väter ist, ergriff alle Herzen unseres Volkes eine wunderbare Unruhe. Wir stülften uns gebrungen, die Religion unserer Väter aufs neue zu untersuchen, und je mehr wir sie prüften, desto mehr fanden wir sie dunkel und unangenehm. Möchte immerhin ihre Religionsweise in den alten Zeiten rein und vortreflich sein, so war sie durch die vielen Hände, durch welche sie lief, so verfälscht und entstellt, daß wir in ihr nichts mehr finden können, das uns in dieser und in der künftigen Welt zu Gott, zur Rettung und zum Glück führen kann. In diesen Finsternissen und Verlegenheiten, worin wir uns nicht zu ratzen und zu helfen wußten, kamen Boten des Wortes Gottes zu uns. Einige von uns fanden sich angeregt, ihr Wort zu prüfen; ein wenig Licht erleuchtete ihr Herz; sie luden andere ihrer Brüder ein, mit ihnen zu erforschen, ob das das wahre Licht sein möge, das wir suchen. Sie hörten aufmerksam zu und wurden überzeugt, daß dies das Licht ist, das von Gott selbst kommt, um uns aus dieser schwarzen Welt hinaus zu der Welt, die droben ist, hinzuleiten. Von unserm Dorfe am Buffalo aus, wo dieses Licht zuerst wahrgenommen wurde, verbreitete es sich bald über die andern Dörfer unseres Volkes und brachte eine große Bewegung unter ihnen hervor. Die einen sagten, wir seien Narren geworden, wir hätten den Verstand verloren und ein großes Verbrechen begangen, daß wir die Religion unserer Voreltern verlassen haben, die Gott ausdrücklich den Indianern gegeben habe, um sie bis ans Ende der Tage zu bewahren. Dies brachte eine große Verwirrung unter unserem Volke hervor. Die einen sagten dies, die andern etwas anderes; aber viele von uns kamen herbei, um diesen neuen Weg zu erfragen, und lehten mit der Ueberzeugung nach Hause zurück, daß sie das wahrhaftige Licht gefunden haben, daß das gute Buch, welches der weisse Mann zu uns gebracht hat, wirklich das Wort des lebendigen Gottes, und Jesus der einzige Retter der Sünder sei. Auf diese Weise wurde ein Licht in allen unsern Dörfern angezündet, das sich unaufhaltsam weiter verbreitet, ungeachtet der großen Finsterniß und des Widerstandes, der noch bei einer großen Anzahl unserer Leute stattfindet. — — Brüder! Ihr werdet euch mit uns vereinigen, um den Herrn zu loben und ihn zu bitten, daß Er das Werk seiner Barmherzigkeit, das Er unter uns angefangen hat, vollende, und die ganze Erde von der Erkenntniß seiner Wahrheit voll werde“.

In Senecadorf (4 engl. Meilen von Buffalo), Tonawanda (zwischen Buffalo und den Niagarafällen), Cattaraugus (30 engl. Meilen südlich von Buffalo) und Allegany (südwestlich von Catta-

raugus) wurde so im Jahre 1820 durch Missionar Hyde und andere das Evangelium unter 2000 Seneca's, deren etwa 1800 an den genannten Orten sich aufhielten, nicht ohne gesegneten Erfolg, obgleich unter Widerstreben einzelner Häuptlinge und falscher Propheten verkündigt.¹⁾ Als Missionar Harris am 29. Oktober 1821 in Seneca eintraf, um namens der United Foreign Missionary Society mit den Häuptlingen des Stammes weiter zu unterhandeln, war daselbst mit dem Bau eines Missionshauses schon ein Anfang gemacht, und der Häuptling, Pollard sprach im Namen der übrigen seine Freude aus, daß in Seneca und Tonawanda Lehrer sich niederlassen sollten, versprach ihnen auch Schutz und Unterstützung, wenn schon er die von Seiten einer feindlichen Partei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verhehlte. So begann denn die Mission mit erneuter Lebendigkeit und nicht ohne Segen.

Ein Häuptling, der den Missionar Harris einst nach dem Gottesdienst nach Hause begleitete, sagte unter andern: „Wenn er in seinen jüngeren Tagen um sich her geblickt, und so viele seiner Kameraden der Wollust, dem Trunk und Spiel ergeben gesehen habe, so habe dies einen so widrigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er den Entschluß gefaßt habe, gerecht und aufrichtig in allen Stücken zu Werke zu gehen, so weit es in seinen Kräften liege. Er habe das große Elend gesehen, in welches die Sünde stürze, und dies habe eine Scheu vor derselben in ihm hervorgebracht. Aber wenn er auf seinen Weg zurückblide, den er zurückgelegt habe, so ergreife ihn ein tiefer Schmerz, weil er finde, daß er nichts gethan habe im Leben, was Gott wohlgefallen könne. Er wisse es wohl, daß die Sünde in sein ganzes Thun sich hineingemischt habe. Er glaube, Christus sei allmächtig, und er sei überzeugt, daß wir nur durch Ihn Vergebung unserer Sünden erhalten können. Er fühle daher das Bedürfnis, stets mit Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort zu merken“. — Ein anderer Häuptling äußerte in seinem gebrochenen Englisch: „Vor zehn Jahren Indianer nichts arbeit, kein Haus, kein Vieh, kein Korn. Jetzt viel Vieh, und Knaben, einige arbeiten, und jetzt mach eine Straße nach Buffalo“. — Er schien darüber sehr vergnügt zu sein.

Noch gab es auch noch Widerstand genug. In einer großen Volksversammlung der Seneca's im Jahre 1822 hielt der Häuptling Pollard eine kräftige Rede zur Empfehlung des Christenthums, worauf Red Jacet äußerte, er wolle nichts dagegen haben, wenn man in diesem Distrikt einmal einen Versuch mache, was denn das Christenthum eigentlich zu leisten vermöge, und er wolle der Sache ruhig zusehen. Aber sobald man einen Versuch machen werde, das Christenthum auch in den andern Distrikten der Nation auszubreiten, so werde er sich widersetzen, so lange noch ein Funken von Kraft in ihm sei. — In demselben Jahre begann auch zu Seneca ein geordneter Schulunterricht, an welchem im Frühjahr 1823 bereits 10 Knaben und 8 Mädchen theilnahmen und gute Hoffnung gaben. Auch sonst erfuhren die Missionare Erfreuliches. Oft kamen nach den gottesdienstlichen Versammlungen Indianer zu ihnen, um über die Erfahrungen ihres Herzens und Lebens mit den Lehrern zu reden. Da sagte einer, „oft denke er, seine Sünden seien zu groß, als daß sie ihm vergeben werden könnten, alsdann falle ihm ein, die Gnade Christi sei noch viel größer, und er habe ja den schlechtesten Sünder zu sich eingeladen.“ Ein anderer äußerte:

¹⁾ Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.

„Jeden Tag
Schöpfer und
gehört und
Heiland sei
daraus sei
wohlgefallen.
Gottes zu
allein im
dem er sein
konnten viel
die sich das
Gottes feiern

Die M
im Jahre 1
daselbst nie
dem Widers
Anhang eine
errichteten et
deren Erhalt
wurde diesel
Jahren der
geben, wobei
Dank und je
welcher bald
dabei die Kin

„Meine Kin
Ich habe ein
steht. Sehet
Ihr müßt freun
ihm. Habt ein
eines von euch
Lehrer für euren
und immer gerr
daß ihr bessere
wir in euren ne
wünschen, daß i
Muth nicht ver
gegeben werden,
und Töchter und

Die Sch
Seidenpartei
in einer Vers
Missionar T
geschickt hatten
so weit sie es
einzuführen, d
in diesem Sti

Zu Sen
meinlein, und
hinreichend ge

Burthardt, Mission

und andere
an den ge-
folg, obson-
opheten ver-
in Seneca
sity mit den
dieselbst mit
ht, und der
eine Freude
affen sollten,
n er die von
igkeiten nicht
endigkeit und

ottesdienst nach
Tagen um sich
und Spiel er-
sein Gemüth
a allen Stücken
as große Gland
or derselben in
er zurückgelegt
is gethan habe
e Sünde in sein
mächtig, und er
erhalten können.
geheiligte Wort
heinen Englisch:
in Korn. Jetzt
ich Buffalo". —

einer großen
r Häuptling
ums; worauf
enn man in
Christenthum
hig zusehen.
enthum auch
berde er sich
sei. — In
ulunterricht,
8 Mädchen
en die Mis-
n Versamm-
res Herzens
oft denke er,
en könnten,
ßer, und er
er äußerte:

Jeden Tag bleibe er in der Erfüllung seiner Pflicht gegen seinen Schöpfer und Herrn zurtück. Dies fühle er tief, aber er habe es oft gehört und glaube es auch in seinem Herzen, daß Jesus ein allmächtiger Heiland sei. Seine ganze Hoffnung sei auf Jesu Gnade gebaut, und darum sei es sein Gebet, der Herr wolle mit ihm thun, wie es ihm wohlgefalle. Es sei ihm Bedürfnis geworden, jeden Tag die Gnade Gottes zu suchen, und oft bete er gemeinschaftlich mit andern, und oft allein im Walde, wo ihn niemand sehe, als sein unsichtbarer Freund, dem er sein Herz ausschütte." — Am 13. April des folgenden Jahres konnten vier junge Häuptlinge vor etwa 150 heidnischen Indianern, die sich dabei sehr ruhig betrug, auf den Namen des dreieinigen Gottes feierlich getauft werden.

Die Mission am Cattaraugus, wohin die Vereinigte Gesellschaft im Jahre 1821 den Missionar Thayer nebst Familie schickte, um sich dieselbst niederzulassen und eine Schule zu errichten, hatte anfangs bei dem Widerstreben mehrerer feindseligesinnnten Häuptlinge mit ihrem Anhang einen schweren Stand; die christlichgesinnnten Häuptlinge aber errichteten etwa zwei Stunden von dem Indianerdorf eine Schule, für deren Erhaltung sie zu sorgen versprachen. Am 15. Januar 1822 wurde dieselbe feierlich eingeweiht und 16 Indianerkinder von 7—14 Jahren der Pflege und christlichen Erziehung der Missionsfamilie übergeben, wobei der alte Häuptling Crow in einer längeren Rede seinen Dank und seine Freude aussprach. Der oberste Indianer-Anführer, welcher bald darauf noch zwei Knaben in die Schule brachte, redete dabei die Kinder also an:

„Meine Kinder! Ich betrachte mich als euren Großvater. Nun hört mir zu. Ich habe ein paar Worte euch zu sagen. Ihr müßt aufmerken, daß ihr es versteht. Sehet auf! Hier sind zwei neue Knaben, die gern mit euch lernen wollen. Ihr müßt freundlich untereinander sein und es machen, wie Brüder und Schwestern thun. Habt einander lieb und folget eurem Lehrer, und laßt mich nie hören, daß eines von euch seinen eigenen Weg geht und ungehorsam ist. Ihr müßt euren Lehrer für euren Vater und seine Frau für eure Mutter halten und also ehren, und immer gerne thun, was sie sagen. Eure Väter und eure Mütter wünschen, daß ihr bessere Sitten annehmen mögt, als sie selber haben. Und darum haben wir in euren neuen Vater und eure neue Mutter unser Vertrauen gesetzt, und wir wünschen, daß ihr es auch so macht. Was euer Lernen betrifft, so dürft ihr den Muth nicht verlieren, harret nur aus und sammelt die guten Lehren, die euch gegeben werden, wie einen köstlichen Schatz, so werdet ihr als brauchbare Söhne und Töchter unter unserem Stamm aufwachsen“.

Die Schule nahm guten Fortgang; auch die bisher feindselige Heidenpartei nahm bessere Gesinnungen an, und im Juni 1823 wurde in einer Versammlung aller Häuptlinge am Buffalo, zu welcher sie Missionar Thayer freundlich eingeladen und ihm sogar ein Pferd geschenkt hatten, der Beschluß gefaßt, die christlichen Sitten und Gebräuche, so weit sie es vermöchten, vor allem aber die christliche Ehe unter sich einzuführen, da sie die schlimmen Folgen ihrer bisherigen Lebensweise in diesem Stück genugsam eingesehen.

Zu Seneca und Cattaraugus bildeten sich kleine christliche Gemeinlein, und nachdem die Missionare die Volkssprache dieser Indianer hinreichend gelernt, um ihnen in derselben die großen Thaten Gottes

verkündigen zu können, (?)¹⁾ gab es im Jahre 1827 in Seneca 30, in Cattaraugus 20 Getaufte, die als gründlich bekehrt angesehen werden konnten und einen christlichen Wandel führten. An beiden Orten wurde auch in diesem Jahre zum erstenmal das heilige Abendmahl mit den christlichen Seneca's gefeiert. Ein Mann, der eine Reihe von Jahren unter diesen Indianern verlebte, schrieb damals als Augenzeuge: „Man hat die Meinung zu verbreiten gesucht, daß die Seneca's ein ungewöhnlich wilder und der Verbesserung ganz unempfindlicher Volksstamm seien, und darum gemeint, daß jeder Missionsversuch unter denselben vergeblich sei. Der einzig mögliche Weg, auf dem man zu einem richtigen Urtheil über die Verbesserungsfähigkeit eines Volkes gelangen kann, besteht wohl darin, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, seinen nunmehrigen Zustand mit dem früheren.“ Er bemerkt nun, daß es lange Zeit Diebsteinsmeinung dieses Volksstammes war, die Trunkenheit sei kein Laster, sondern eine Tugend. Weiber und Kinder süßlos zu verlassen, war ein Vorrecht des Mannes; die unschuldige Gattin wurde nicht selten der Zauberei beschuldigt und zu Tode gequält. „Haß, Zorn und Zwietracht und ein ewiger Krieg waren die natürlichen Begleiter dieses jämmerlichen Zustandes, und Schmutz, Armuth und Verbrechen aller Art folgten ihm auf dem Fuß nach. Aber jetzt darf man getrost behaupten, daß alle Familien der Seneca's durch ihre vereinte Arbeit zureichende Mittel haben, sich selbst ehrlich und reichlich zu ernähren. Manche derselben haben Vorrath übrig, den sie jetzt an Korn, Kartoffeln, Heu, Gemüse und Vieh auf ihren Wagen und mit ihren Pferden und Ochsen zu Markt führen und um Geld verkaufen, oder gegen Kleidungsstücke und nützliche Haushaltsartikel vertauschen. Manche, die dem Trunke ergeben waren, haben diesem Laster gänzlich entsagt: die andern fangen wenigstens an, sich desselben zu schämen und es zu verbergen. — Die Gattin willkürlich aufzugeben und zu verlassen, kommt in unsern Tagen höchst selten mehr unter ihnen vor, und jemand wegen Zauberei zu bestrafen, ist selbst unter den heidnischen Seneca's eine ganz unbekannte Sache geworden. Dagegen wird in den Familien, die sich als Freunde des Christenthums erklärt haben, eine allgemeine sittliche Verbesserung ihres Zustandes, Ordnung und Wohlstand ihres Hauswesens, sowie Reinlichkeit ihrer Personen und Kleidung immer sichtbarer. Einigkeit, Liebe und Friede verbreiten ihre beseligenden Einflüsse über Familien, in denen Friede und Wohlsein eine ganz unbekannte Sache war. — Und was hat eine solche mächtige Umwandlung hervorgebracht? — Nur der Einfluß der beseligenden Religion Jesu ist es, der den jammervollen Strom des Lasters unter diesem Volksstamme gehemmt, und viele Herzen der erleuchtenden Kraft der göttlichen Wahrheit geöffnet hat.“ Er berichtet dann weiter von dem zahlreichen Besuch und dem Ernst der erbaulichen Versammlungen, so wie von dem Interesse der Seneca's für ihre von etwa 50 Kindern besuchte Schule, zu deren Unterhalt sie 70 bis 80 Thaler subscribirt haben, ein armer Seneca für sein einziges Kind jährlich 5 Thaler.

¹⁾ Noch 1868 wurde nur durch Dolmetscher gepredigt. G.

Weiter heißt Gehülfe für aus dieser S. Ein anderer S. um dort seine Wille ist, ein Versöhnung p. stellen doch nie göttlichen Sna andern Stellen ermunternde S. Werke ist. Da Gläubigen, we geben sind. M. liegen!“

Unter den S. fionsgesellschaft, an die Vereinig. etlichen Jahren einer Indianerg. rora-Flusse wo hatten schon das Sie hatten gute Pflug und Acker ein hoffnungsvol. Berufe in einem fionschule zu C. hatte eine Schul. Am 9. Decembe. fionsgesellschaft i. bewohnten Dorfe. Porter Gesellscha. 13. December zu. blieb, konnte im fahrungen berich. dem Heil ihrer S. zu ihm, auffallen. mein Herz im Br. seit Jahren der S. bei ihm ein und noch nie erlebt! Am 1. Februar das heilige Abent. denen jungen Ind. Harmonie und L.

¹⁾ Hier engl. M. Auch die Tuscavota

Weiter heißt es: „Schon ist einer der erwachseneren Jünglinge als Gehülfe für eine zweite Missionsstelle unter diesem Volksstamm aus dieser Schule abgerufen worden, um als Dolmetscher zu dienen. Ein anderer hat eine Bildungsschule in der Nähe von Utika bezogen, um dort seine Vorbereitungsstudien zu vollenden und, wenn es des Herrn Wille ist, einst unter seinem Volksstamm das Amt zu treiben, das die Versöhnung predigt. Zwar ist es wahr, daß wir auf diesen Missionsstellen doch nicht jene tiefen und durchgreifenden Auferweckungen der göttlichen Gnade wahrgenommen haben, wie dies zu Brainerd und auf andern Stellen der Fall ist; aber dabei haben die Arbeiter dennoch die ermunternde Erfahrung gemacht, daß der Herr auch hier mit seinem Werke ist. Vorzugsweise bedürfen sie der inbrünstigen Fürbitte der Gläubigen, weil diese Arbeitsstellen mit so manchen Versuchungen umgeben sind. Möge auch unter diesem Volksstamme die Sache Christi siegen!“

Unter den Tuscarora's¹⁾ wirkte ebenfalls zuerst die New-Yorker Missionsgesellschaft, von der diese Mission sowie die eben besprochene 1821 an die Vereinigte Missionsgesellschaft überging. Damals arbeitete seit einigen Jahren Missionar Crane, und hatte bereits den Grund zu einer Indianergemeinde gelegt. Der ganze Volksstamm, der am Tuscarora-Flusse wohnte, zeigte sich dem Christenthum sehr geneigt. Sie hatten schon das Jagdleben aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewendet. Sie hatten gute Wohnungen, und in ihren Dörfern sah man Wagen, Pflug und Ackergeräte aller Art vor den Thüren. Einer ihrer Söhne, ein hoffnungsvoller, frommer Jüngling, widmete sich dem Predigerberufe in einem Seminar zu New-York; ein anderer war in der Missionschule zu Cornwall. Elisabeth Brown, eine fromme Cherokestin, hatte eine Schule unter ihnen errichtet, die bald gedeihlich aufblühte. Am 9. Dezember 1820 langte eine Deputation der Vereinigten Missionsgesellschaft in dem von 260 Seelen, darunter 17 getaufte Christen, bewohnten Dorfe der Tuscarora's an und erneuerte den mit der New-Yorker Gesellschaft von ihnen geschlossenen Bund; dasselbe geschah am 13. Dezember zu Seneca. Missionar Crane, der bei den Tuscarora's blieb, konnte im November 1821 nach manchen niederschlagenden Erfahrungen berichten, wie noch immer mehrere Indianer fortfahren, an dem Heil ihrer Seelen zu arbeiten. Einer der frechsten Sünder kam zu ihm, auffallend verändert, mit den Worten: „Seit drei Tagen ist mein Herz im Brand, und ich habe keine Ruhe.“ Der alte Cusik aber, seit Jahren der Dolmetscher der Mission, trat eines Tages voll Freuden bei ihm ein und äußerte: „Solche Zeiten habe ich unter unserm Volke noch nie erlebt! Alles ist Friede! Alles ein Herz und eine Seele!“ — Am 1. Februar 1822 wurde zum erstenmale mit den Neubetauften das heilige Abendmahl gefeiert, dem die Taufe von vier gläubig gewordenen jungen Indianern voranging. „Es war ein Gefühl einer seligen Harmonie und Liebe unter allen unsern Indianern“, an deren Abend-

¹⁾ Hier engl. Meilen östlich von den Niagarafällen lag das Dorf dieses Namens. Auch die Tuscarora gehörten zu den Irokesen.

mahlfeier auch mehrere weiße Kolonisten aus der Nachbarschaft theilnahmen. „Ich bin nunmehr“, schreibt Missionar Crane im Juni 1822, „in das sechste Jahr meines Aufenthalts unter den Tuscarora's eingetreten — und glaube getrost sagen zu dürfen, daß mit Gottes Hilfe unsere Arbeit unter diesem Indianer-Stamm nicht vergeblich war in dem Herrn. Mehrere dieser Indianer sind bereits, wie wir hoffen dürfen, selig aus der Zeit in die Wohnungen Gottes hinüber gegangen. Andere wandeln mit uns auf dem schmalen Pfade, der zu demselben Ziele führt.“ Dennis Cusit, einer jener vier Getauften, ging bald darnach selig aus der Zeit; Missionar Crane aber hatte, nachdem eine zwischen ihm und den Indianern entstandene Mißhelligkeit durch Abgeordnete der Gesellschaft, welche das Ungegründete der gegen ihn geführten Beschwerden an den Tag brachten, ausgeglichen war, seine Freude und Wonne an manchen redlichen Seelen.

Einer seiner Indianer kam z. B. in ein schweres häusliches Leiden, das seine Geduld auf eine schwere Probe setzte. Er kam zu Crane und sagte: „Ich bin ein Christ; ich darf nicht mehr als Indianer handeln. Ich habe die Sitte meiner Vorfahren weggeworfen; und das gute Wort ist jetzt mein einziger Führer geworden. Die Gesetze meines Stammes gelten mir nicht mehr, und ich kann bei ihnen keine Hilfe suchen. Ich wünsche das auch nicht. Vielmehr möchte ich hören, was der Herr über den Fall sagt, in dem ich bin, und diesem will ich folgen. Ihr seid hieher gekommen, das Wort Gottes vor unsern Augen aufzutun und uns den rechten Weg zu zeigen. Ich gebe euch meine Hand darauf; führet mich nach dem Willen des großen Geistes durch die Sache hindurch, und ich will folgen.“

Die Translocation der Indianer des Staates New-York verursachte den in Rede stehenden Missionen nicht die Störung, wie sie von der Oneida-Mission zu berichten war. Die Seneca's und Tuscarora's scheinen sich meistens auf den ihnen zugewiesenen Reservationen angesiedelt zu haben. Im Jahre 1826¹⁾ gingen die genannten Stationen an den American Board über. Die Arbeiten desselben begannen durch John Elliot, einen jungen Mann von Maine, zu Tuscarora, wo derselbe unter einer Bevölkerung von 240 Indianern 15 christliche Gemeindeglieder vorfand. Seine Schule zählte bald 30 Schüler. 1831 folgte eine Erweckung, durch die die Gemeinde auf 56 Kommunikanten anwuchs. Zu Seneca waren 49 Mitglieder, und eine Kostschule in gutem Gange. Hier arbeitete auch eine Presse; einzelne Theile der heiligen Schrift und einige Lieder wurden veröffentlicht. Die erwähnte Erweckung erstreckte sich auf diese Station. Kleiner waren die Gemeinde zu Alleghany und Cattaraugus. An dem letzteren Punkte aber kamen die Ueberreste der Seneca's näher zusammen, als 1838 (?) die Bewohner der Seneca-Reservation bei Buffalo aus der Nähe dieser schnell aufblühenden Stadt dorthin verpflanzt wurden. Die Auswanderungen nach dem Westen,²⁾ welche in den letzten Jahrzehnten die New-York-Indianer reducirt hatten, hörten nun auf. Auf den Reservationen sicher wohnend,

¹⁾ Newcomb, Cyclopaedia 624.

²⁾ Die Seneca's scheinen 1820 nicht in größerer Zahl, wenn überhaupt mit nach Green-Bay übergesiedelt zu sein. Später finden wir solche in dem nördlichen Winkel des Indianer-Gebietes, wohin sie wohl direct aus ihrer Heimat wanderten.

hatten sie bald das Christen waren im Land der Seneca's in der Mitte wir zwischen Vergleichung fördern und berauschender weißen Leute Grab: Die ist unter den Die Indianer Unglaube hat da in weiten Ungläubiger gehalten.“ — 1852 hielten ein Beweis war

Unter der Methodistischen- und eine Gemeinde unter der American Baptist Home weitere Nachrichten seit 1848 Lorenzo-Strom, eine kleine evan-

Der ferne romantischer Volk Kultur weiter bis zum großen Noch in den bis an den obersten noch na die Dakota-Völke Indianer) und (Schwarzfüße) des Pelzhandels Kanadier (Halb der Handelsgefellen jenen heidnischen

¹⁾ Evangelisch-
²⁾ Die welche

hatten sie bald sich an ein sesshaftes und civilisirtes Leben gewöhnt, und das Christenthum drang immer tiefer ein. Sämmtliche Gemeinden waren im Jahre 1845 im ganzen 273 Seelen¹⁾ stark; der Stamm der Seneca's hebt sich, und noch in den letzten Jahren spricht sich ein in der Mitte der Tuscarora's lebender Missionar also aus: „Sollen wir zwischen den Tuscarora's und den Bürgern von New-York eine Vergleichung anstellen, so würde sie dahin lauten: Die weißen Leute fördern und erlauben obrigkeitlich die Fabrikation und den Verkauf berauscher Getränke; die Indianer legen ein Verbot darauf. Die weißen Leute entheiligen den Sabbath bis zu einem wahrhaft kläglichen Grad: Die Indianer feiern ihn in größerer Allgemeinheit. Gottlosigkeit ist unter den weißen Leuten bei Hoch und Nieder etwas Gewöhnliches: Die Indianer können in ihrer eigenen Sprache nicht gottlos sein. Der Unglaube hat sein Wesen unter den weißen Leuten, und Religion ist da in weiten Kreisen gering geschätzt; unter den Indianern ist ein Ungläubiger etwas Unbekanntes, und Religion ist allgemein hochgehalten.“ — Bei dem Jahresfest des American Board im September 1852 hielten ein Tuscarora und zwei Seneca's Ansprachen, welche ein Beweis waren von der Kraft des Evangeliums unter ihrem Volke. —

Unter den Seneca's zu Cattaraugus wurde später auch eine Methodisten- und Baptisten-Mission angelegt. Die erstere hatte 1858 eine Gemeinde von 30 Kommunikanten. Ueber die andere, welche nicht unter der American Baptist Missionary Union, sondern unter der Baptist Home Missionary Society (?) zu stehen scheint, fehlen mir weitere Nachrichten. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Methodisten seit 1848 unter den katholischen Indianern bei St. Regis am Lorenzo-Strom, dicht an der kanadischen Grenze missioniren und daselbst eine kleine evangelische Gemeinde gesammelt haben.

1. Die Missionen im fernen Westen.

Der ferne Westen war für den Amerikaner gewissermaßen ein romantischer Begriff, der aber von Jahr zu Jahr vor der vordringenden Kultur weiter zurückwich und jetzt, da der Dampfswagen regelmäßig bis zum großen Ozean läuft, sich gänzlich zu verflüchtigen beginnt. Noch in den dreißiger Jahren aber war es ein gewagtes Unternehmen, bis an den oberen Missouri vorzudringen. Dort im fernen Westen hausten noch nach alter Weise auf den noch an Büffeln reichen Prärien die Dakota-Völker und die ihnen verwandten Upsaroka's (Crows, Krähen-Indianer) und gegen Norden die zu den Algonkinen gehörigen Blackfeet (Schwarzfüße). Europäisches Wesen war ihnen nur durch die Vertreter des Pelzhandels nahe gekommen. Diese, meist französisch redende Kanadier (Halbindianer), verwegene Abenteurer, schweiften im Dienste der Handelsgesellschaften (Employés) als Jäger und Trappers²⁾ mit jenen heidnischen Horden umher, denen sie wohl den Gebrauch des

¹⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, S. 202.

²⁾ Die welche das Wild in Fallen fangen.

Schießgewehr, sonst aber mehr die Schattenseiten des europäischen Lebens als die Lichtseiten desselben beibrachten. Die Gegenden der Felsengebirge und gar darüber hinaus aber war nur für wenige selbst dieser Abenteurer mehr als eine terra incognita. Hier ging für sie der ferne Westen an. Und doch wohnten noch jenseits der mächtigen Bergesgipfel Indianer, denen das Evangelium zu verkündigen war, und die vielleicht für dasselbe mehr zugänglich sein mochten, als die diesseitigen Stämme, bei denen europäische Kaster schon den Zugang versperrten.

Es ist bezeichnend, daß der American Board eine Untersuchungsreise zu den Eingebornen jenseits der Gebirge nicht von Boston, sondern von den Hawaii-Inseln aus durch einen seiner Missionare unternehmen ließ (1829). Sie hatte jedoch keinen Erfolg.

Die Stämme, welche wohl besonders ins Auge gefaßt wurden, waren die Flatheads (Plattköpfe), so genannt nach der schon erwähnten Sitte, nach der der Schädel in der Jugend künstlich platt geformt wird.¹⁾ Sie zerfallen in verschiedene Gruppen: Nez percés (Sahaptin), Coeur d'Alènes (Skitswish), Kayuses u. s. w. Von ganz andern Stämme sind die südlich wohnenden Shoshonies oder Schlangen-Indianer und weiter südlich die Uta's (Yuta's) sowie die kalifornischen Indianer, die mehr oder weniger schon längst durch spanisch-katholische Mission christianisirt waren.

Nicht lange nach jener Untersuchungsreise kamen vier Häuptlinge von den Plattkopf-Indianern nach Neu-Orleans und Washington. Sie hatten zu Fuß eine Reise von beinahe 3000 engl. Meilen (1200 Stunden) gemacht, um den General Clarke zu besuchen, den sie ihren großen Vater nennen, weil er der erste amerikanische Beamte war, den sie kennen lernten und zu dem sie das Vertrauen hatten, daß er ihnen in ihrem wichtigen Anliegen Auskunft verschaffen werde. Der Zweck ihrer Sendung aber war kein anderer, als um Erkundigung über den rechten Gottesdienst, wie er unter den weißen Leuten, die fern gegen Sonnenaufgang wohnen, sich findet, einzuziehen. Von einem weißen Manne, der auf einer Reise bis in ihr Land vorgebrungen, waren sie darauf aufmerksam gemacht und ihnen gesagt worden, es gebe bei denselben ein Buch, das Anweisung enthalte, wie man die Gnade Gottes erlangen und zu ihm beten könne, und jeder, der diesem Buche folge, gehe nicht verloren, sondern werde nach dem Tode in das Land aufgenommen, wo der große Geist wohne, um ewig bei ihm zu leben. General Clarke bestätigte die Wahrheit dessen, was sie gehört hatten, und machte sie mit den Hauptlehren des Christenthums kurz bekannt. Allein nicht alle hatten das Glück, mit dieser Botschaft zu ihrem Volke in die Heimat zurückzukehren. Zwei von ihnen starben in St. Louis; die beiden andern, obgleich noch unwohl, traten den Rückweg ins Vaterland an. Dieser Vorfall bestimmte die Methodisten-Gesellschaft in Neu-England, den Missionar Jason Lee, einen Mann von echter Frömmigkeit und kräftigem Körperbau, mit zwei Gehülfsen zu den Plattköpfen zu senden. Sie

¹⁾ cf. oben, S. 2.

Ne
sollten alles
einer Mission
See die Felsen
das er suchte.

Erst im
gesandten Mi
des Oregon o
selben gingen
unter den Ra
makain unter
Nähe des Lem
nach dem Col
aufgenommen.
europäischen
der Stationen
für religiöse B
Zubrang, wie
weniger als 20
dem lebendigen
unvollkommen
Bald schenken
Presse, die zu C
Sprache wurden

Doch die W
waren auch wei
brungen. Ums
Oregon-Indian
in bedeutender
mühle besigt, ist
jetzt ausgerichtet
Taufe empfangen
unterricht, wenig
noch größere An
und zieht Vieh.
in der letzten Ze
fionare in anmo
fund gegeben, und
— die Mission
Das Beste dabei
heße der Allen si
auch nur insolge
treibt dort, in A
heilvolles Wesen,
um wo möglich
dadurch, daß sie
fionare hätten den

¹⁾ cf. Blumhardt

sollten alles mit sich führen, was in jenem wilden Lande zur Gründung einer Missionsstation nöthig ist, und schon im März 1833 gebachte See die Felsengebirge zu erreichen. Er fand indessen das Volk nicht, das er suchte,¹⁾ und das Unternehmen zerschlug sich.

Erst im Jahre 1836 gelang es den vom American Board gesandten Missionaren Spalding und Dr. Whitman im Gebiete des Oregon oder Columbia-Flusses Stationen anzulegen. Einige derselben gingen wider ein; nur folgende drei hielten sich: Waiilatpu unter den Rayusen, Clear-Water unter den Nezpercé's, und Tshimakain unter den eigentlichen Flatheads. Die ersten lagen in der Nähe des Lewis- oder großen Schlangensflusses, die dritte nördlicher, nach dem Columbia-Flusse zu. — Die Missionare waren freundlich aufgenommen. Die Indianer zeigten eine große Neigung für den europäischen Ackerbau; hunderte von Familien ließen sich in der Nähe der Stationen nieder. Dabei aber bekundeten sie einen großen Eifer für religiöse Belehrung. Besonders unter den Nezpercé's zeigte sich ein Zubrang, wie man ihn unter Indianern noch nie erlebt hatte. Nicht weniger als 2000 Personen bekannten ihre Sünden und versprachen dem lebendigen Gott zu dienen. Freilich mag von vielen nur sehr unvollkommen verstanden worden sein, was dies zu bedeuten hatte. — Bald schenkten die Christen der Hawaii-Inseln dieser Mission eine kleine Presse, die zu Clear-Water aufgestellt wurde. Besonders in der Nezpercé's-Sprache wurden mehrere Schriften gedruckt.

Doch die Verhältnisse blieben nicht immer so erfreulich. Inzwischen waren auch weiße Ansiedler mehr und mehr nach jener Gegend vorgezogen. Ums Jahr 1847 wurde berichtet: „Die Mission unter den Oregon-Indianern, die zum großen Nutzen für sich selbst und für die in bedeutender Anzahl einwandernden Weißen eine Schneide- und Mahlmühle besitzt, ist noch in den ersten Anfängen. Alles, was sie bis jetzt ausgerichtet hat, ist das: Zwanzig Indianer haben die heilige Taufe empfangen, ein großer Theil der übrigen lernt den Schulunterricht, wenigstens für die Kinder, immer mehr schätzen, und eine noch größere Anzahl errichtet sich bequeme Häuser, bebaut den Acker und zieht Vieh. Nur auf einer Station, zu Clear-Water, hat sich in der letzten Zeit ein gehässiger Geist gegen die protestantischen Missionare in anmaßenden, beschimpfenden und selbst drohenden Worten kund gegeben, und die drohenden Worte sind auch zu Thaten geworden, — die Mission hat darüber einen großen Theil ihrer Habe eingebüßt. Das Beste dabei ist, daß nur die muthwillige Jugend und die unterste Hefe der Alten sich an derlei Ungehörigkeiten betheiligen, — und dies auch nur infolge äußerer Aufreizung. Ein unruhiger Weißer nämlich treibt dort, in Verbindung mit einem Delawaren-Indianer, sein unheilvolles Wesen, und römische Priester schleichen in der Nähe umher, um wo möglich im Irthum zu fischen“. Letztere schaden besonders dadurch, daß sie den Indianern vorspiegeln, die protestantischen Missionare hätten den Auftrag, auch für die leiblichen Bedürfnisse der Eingebornen zu sorgen.“

¹⁾ cf. Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte II, S. 521.

hernen vollständige Sorge zu tragen, wodurch viele der letzteren sich zu Thätigkeiten haben verleiten lassen.

Im Herbst des genannten Jahres aber ereignete sich eine höchst betrübende Katastrophe. Die Missionen litten in der Umgegend von Wailatpu. Die Eingebornen verlangten von Dr. Whitman, er solle die Krankheit beschwören — andre meinten, sie sei durch seinen Zauber hervorgerufen. Am 29. November wurde die Station überfallen und der Missionar mit seiner Frau und 12 andern Personen grausam ermordet. Infolge davon wurden auch die andern Stationen alsbald abgebrochen. Die Missionare suchten sich zum Theil ihr Arbeitsfeld unter den Weißen in Oregon, deren Zahl sich schnell mehrte. — Unter den Indianern aber waren sofort katholische Priester thätig, die gleich nach dem Muthode von den Mördern freundlich aufgenommen wurden.

Außer dieser haben wir nur noch eine, gleichfalls nicht gelungene evangelische Mission im fernen Westen zu verzeichnen. Sie wurde diesseits der Felsengebirge unter den Upsaroka's (Krähen-Indianer) im Jahre 1858 von der lutherischen Synode von Iowa, die mit Pastor Löhe in Neuenbottelsau Verbindung hatte, begonnen. Den Yellowstone River hinaufziehend waren die Missionare zu dem genannten Volke gekommen, mit dem sie in der Gegend des Powder R. umherzogen. Zwei Jahre später wurde Missionar Bräuninger von einer bettelnden Kriegesgesellschaft der Dakota's ermordet. Die beiden andern, Kessler und Flachenecker, zogen noch einige Jahre ohne viel Erfolg mit dem unfruchtbaren Volke umher, dessen Untergang, falls es sich nicht zum Ackerbau bewegen lasse, unvermeidlich schien. Bei einem Indianer-Aufstande (1865) mußten die Missionare weichen. 1866 sollte die Mission unter den südlichen Cheyennen fortgesetzt werden; doch habe ich keine Nachrichten darüber gefunden, in wie weit dies zur Ausführung gebracht worden ist.

Anhang.

In diesem Kapitel haben wir die evangelische Mission der ersten sechs Jahrzehnte unfres Jahrhunderts unter den Indianern der Vereinigten Staaten in ihren Hauptzügen dargestellt. Damit der Leser sich jedoch kein schiefes Bild mache, müssen wir wenigstens in kurzen Zügen auf die katholische Mission hinweisen, obgleich dieselbe nach dem Plane dieses Werkes nicht genauer zu betrachten ist. — Bis zum Anfang des Jahrhunderts hatte es die evangelische Mission nicht weiter gebracht als zu einigen fast verschwindenden Lichtpunkten in dem weiten dunkeln Gebiet der Indianervölker. Mochte ihnen die katholische Mission auch nur das trübe Dämmerlicht einer in äußeren Formen bestehenden Religion zuführen, so hatte sie doch schon weite Gebiete gewonnen. Ganze Stämme bekannten sich schon vorwiegend zum Christenthum. Im Norden wie im Süden und Westen der Vereinigten Staaten hatte das katholische Bekenntniß unter den Eingebornen weitgehende Wurzeln geschlagen. Dort hatte, wie bereits erwähnt, die französische Regierung angelegentlichst der Mission Vorschub geleistet und alle mit derselben

auf freundlich worden. Alle hundert 8000 Mission auf telen, waren thätig. Auf wurden freilich ich finde nur und in Neu-Indianer der werfen. Auch die katholische westlichen Ma der Ansiedlung französischen K gebornen des Wurzel schlug. auch nach recht zu den Sioux (sich hier anschli zuerst bei dem nach der Insel am Ostufer des für die Meno Stationen an Wirksamkeit erst way's mit der

Die Ausbe Jahrhundert's gewirkt haben, Mission nur b Kolonien an En einen schmeren Hindernisse in d halten", heißt es katholische Glau fanatischem Hass Missionsthätigkei englischen Kolon die christliche Be zuwotten und zu sein, etwas Wal

Erst mit de und mit der An trat für die ka

¹⁾ Unter den
²⁾ Sahn, Gesch

auf freundlichem Fuße stehenden Indianer waren wohl Christen geworden. Allein unter den Huronen hatte man schon im 17. Jahrhundert 8000 Bekehrte gezählt. Im Süden dagegen hatte sich die Mission auf Spaniens Macht gestützt. Während dort Jesuiten arbeiteten, waren hier vor und neben ihnen Franziskaner und Kapuziner thätig. Auf dem ältesten nordamerikanischen Missionsgebiet, Florida, wurden freilich unter den wilden Seminolen nicht viel Erfolge erzielt; ich finde nur 600 Bekehrte erwähnt. Etwas besser ging es in Texas und in Neu-Mexiko. Besonders aber gelang es in Kalifornien, die Indianer der Herrschaft der Spanier und dem Christenthume zu unterwerfen. Auch in den französischen Ansiedlungen am Mississippi arbeitete die katholische Mission sehr rührig, obwohl hier weniger von der weltlichen Macht unterstützt als in Kanada. Die Mission eilte hier der Ansiedlung voran, ja sie stellte eine Verbindung zwischen den beiden französischen Kolonien her, indem sie längs des Mississippi unter den Eingebornen des heutigen Arkansas und Illinois¹⁾, sowie in Michigan Wurzel schlug. Von dieser Kette von Stationen aus breiten sie sich auch nach rechts und links aus: zu dem Miami's am oberen Ohio und zu den Sioux (Dakota's) am Missouri. Bemerkenswerth ist die gleichfalls sich hier anschließende Mission unter den Ottawa's am Lake Superior, zuerst bei dem schon erwähnten La pointe gegründet und 1671 verlegt nach der Insel Madinaw, andere Stationen unter jenem Volke waren am Ostufer des Michigan-Sees Arbres Croche, Grand R., Joseph's R. Für die Menomontie's und Winnebago's in Wisconsin waren die Stationen an der Green-Bay und dem Lake Winnebago, doch ihre Wirksamkeit erstreckte sich auch ins Innere. Endlich sind noch die Chippeway's mit der Station Sault de St. Marie zu nennen.

Die Ausdehnung dieser Mission, in der bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts mehr als drittehalb hundert europäische Missionare gewirkt haben, kann für den gleichzeitigen Stand der evangelischen Mission nur beschämend sein. Mit der Abtretung der französischen Kolonien an England hatte freilich der Katholizismus in Nordamerika einen schweren Stoß bekommen, und seiner Mission stellten sich große Hindernisse in den Weg. „Die Missionare mußten sich meist verborgen halten“, heißt es in einer Darstellung von jener Seite,²⁾ „indem der katholische Glaube hier wie im Mutterlande förmlich geächtet war. Aus fanatischem Hass hinderte sogar die englische Regierung die katholische Missionsthätigkeit unter den wilden Indianern, die im Bereiche der englischen Kolonien ihre Wohnsitze hatten. — — — Man hinderte die christliche Versittlichung der Indianerstämme, und zog vor sie auszurotten und zu verdrängen. Mag dies Urtheil auch parteiisch gefärbt sein, etwas Wahres liegt darin.“

Erst mit der Feststellung der Verfassung der Vereinigten Staaten und mit der Annahme des Prinzips der unbedingten Religionsfreiheit trat für die katholische Mission eine sehr günstige Wendung ein.

¹⁾ Unter den Puttawatomie's, Kickapoo's, Peoria's und Kaskaskia's.

²⁾ Sahn, Geschichte der kathol. Missionen V, 231.

Freilich hat sie seitdem ungleich mehr Kräfte darauf gewendet, die Bevölkerung europäischer Abkunft in den Schooß der sogenannten allein selig machenden Kirche zu sammeln und macht in bedrohlicher Progression bis auf den heutigen Tag darin reisende Fortschritte, so daß selbst in den urprotestantischen Staaten ihre Kirchen und Klöster wie Pilze aus der Erde schießen. Die durch das ganze Gebiet der Union verbreiteten Irländer bieten dabei überall erwünschte Anknüpfungspunkte. Doch ist auch in unserm Jahrhundert und bis auf die Gegenwart die katholische Indianer-Mission keineswegs vernachlässigt worden, wenn sie auch von der evangelischen längst überholt wurde. Bei der folgenden Uebersicht werden einige ihrer gegenwärtigen Arbeitsfelder anzudeuten sein.

In manchen Beziehungen freilich mögen die Erfolge nach der extensiven Seite durch den Mangel in Bezug auf die Qualität der Bekehrten aufgehoben werden. Ich bedaure, daß mir nicht das erforderliche Material vorliegt, um diese Frage gründlich zu untersuchen. Ich meine jedoch aus einzelnen Beispielen schließen zu dürfen, daß — mögen auch manche katholische Indianergemeinden nicht viel mehr als einige äußere Ceremonien angenommen haben — den heidnischen Indianern gegenüber der Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Bekehrten nicht in allen Fällen so bedeutend ist, wie wir es uns von vornherein vorstellen möchten. Man muß sich in diesem Stücke hüten vor einem einseitigen und ungerechten Urtheil.

9. Der neueste Stand der Indianermission in den Vereinigten Staaten.

Der furchtbare Krieg, der ganz Nordamerika von 1861—65 bis in alle Faseren erschütterte, ein Krieg mit der Fülle seiner Schreden, wie die civilisirten Völker seit dem dreißigjährigen vielleicht keinen andern erlebt haben, brachte natürlich auch das ganze amerikanische Missionswerk aus seinen Fugen. Die Veranlassung zu demselben, die seit anderthalb Jahrzehnten immer stärker hervortrat, ist bereits oben erwähnt: die Sklavenfrage. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, die im Laufe unsers Jahrhunderts die warmen Interessen aller christlichen Kreise auf sich gezogen hatte und mit der Mission vielfach in innigster Verbindung stand, näher zu erörtern; hier sei nur bemerkt, daß sie in Nordamerika doch nicht bloß eine christliche und philanthropische Frage geblieben: sie war zu einer politischen geworden. Deshalb standen auch die Vertreter der Mission keineswegs alle auf der Seite der Abolitionisten. Schon seit den vierziger Jahren hatten sich, wie erwähnt, die verschiedenen Denominationen der Vereinigten Staaten gespalten. Es gibt nördliche und südliche Baptisten, Methodisten, Presbyterianer u. s. w.; und wie wir bereits gesehen haben, waren die Hauptmissionen im Indianer-Gebiet zum großen Theil in die Hände dieser Kirchen des Südens gekommen. Die christlichen Cherokesen, Chottaw's u. s. w. standen sonach zunächst auf Seiten der konföderirten Staaten, mit denen sie von vorn herein auch durch die politischen Verhältnisse verknüpft resp. durch politische Agitationen gewonnen waren, und wurden also von

Norden u.
Mittelpun
Schreden
Zerstörung
den Cherok
1862 wur
Kommando
Missionar
engl. Meile
aber, Jam
Südstaatler
zwar in F
zutehren, d
Familie nac
Stationen,
vorlag, fehl
Auflösung.¹

Man k
nicht der F
staaten wüth
legenheit wa
Luft zu ma
unter den so
vor dem die
waren freilie
berührt wur
die waffenfä
sionsgesellsch
ganze von fi
der Mission

Auch n
Verhältnisse
setzung der

Nach die
der einzelnen
3. ordnen wi

missionirte b
Dakota's, C
auf ihren M
soeben, nach
Unruhe vort
zu entfalten.

¹) Die C
nachdem sie zu
müssen. Später

wendet, die Benannten allein der Progression so daß selbst in wie Pilze aus ion verbreiteten ankte. Doch ist die katholische n sie auch von nden Uebersicht uten sein.

nach der exten- ter Befehrten rforderbliche Ma- Ich meine jedoch en auch manche äußere Ceremo- gegenüber der hrten nicht in herein vorstellen nem einseitigen

Bereinigten

1861—65 bis inner Schreden, vielleicht keinen e amerikanische demselben, die t bereits oben uf diese Frage, ller Christlichen ch in innigster merkt, daß sie hilanthropische eshalb standen Seite der Abo- wie erwähnt, ten gespalten. Presbyterianer auptmissionen r Kirchen des . f. w. standen mit denen sie erknüpft resp. den also von

Norden mit als Rebellen behandelt. Da die Missionsstationen die Mittelpunkte dieser Indianerstämme bilden, so waren sie gerade den Schreden und Verwüstungen des Kriegs am ehesten ausgesetzt. Die Zerstörung der Station der Brüdergemeinde New-Springplace unter den Cherokesen mag als Beispiel angeführt werden. Am 2. September 1862 wurde sie von einem zur Armee der Union gehörigen berittenen Kommando unter Anführung eines Oberst Ritchie überfallen, der dortige Missionar Dr. Gilbert Bishop gefangen genommen und nach dem 60 engl. Meilen entfernten Fort Scott abgeführt. Sein treuer Gehülfe aber, James Barb, ein Halbeuropäer, wurde sofort als Anhänger der Südstaatler erschossen. Nach einigen Wochen wurde der Missionar zwar in Freiheit gesetzt, und es gelang ihm nach der Station zurückzukehren, doch nur um aus der ringsum verwüsteten Gegend mit seiner Familie nach Bethlehem zu fliehen. Ueber die Vorgänge auf den andern Stationen, wo noch viel deutlichere Verbindung mit den Konföderirten vorlag, fehlen mir die Quellen. Genug die ganze Mission gerieth in Auflösung.¹⁾

Man könnte erwarten, daß dies bei den nördlichen Indianerstämmen nicht der Fall gewesen sei, da doch dorthin der im Gebiete der Südstaaten wüthende Krieg sich nicht erstreckte. Doch dort wurde die Gelegenheit wahrgenommen, um dem lange gehegten Haß gegen die Weißen Luft zu machen, besonders von den Dakota's. Und so brach denn dort unter den schrecklichsten Grausamkeiten das Morden und Brennen los, vor dem die Missionare bald ihre Stationen verlassen mußten. — Es waren freilich manche Missionsplätze, die nicht unmittelbar vom Kriege berührt wurden. Aber auch hier war das Missionswerk gelähmt, da die waffenfähigen Männer mit zum Kriegsdienst herangezogen, die Missionsgesellschaften zum Theil von Mitteln entblößt, und überhaupt die ganze von fieberhafter Aufregung durchdrungene Zeit für das Gedeihen der Mission nichts weniger als geeignet war.

Auch nach Herstellung des Friedens hat es lange gedauert, bis die Verhältnisse sich wieder so weit beruhigten, daß an eine erfolgreiche Fortsetzung der Arbeiten gedacht werden konnte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge der Entwicklungsgang der einzelnen Missionen bis auf die neueste Zeit angedeutet werden; u. z. ordnen wir diesmal die Reihenfolge nach den Missionsgesellschaften.

a. Der American Board

missionirte beim Beginn des Krieges nur noch unter 3 Stämmen: den Dakota's, Chippeway's und Seneca's. Die Mission unter den ersteren auf ihren Reservationen am St. Peter- oder Minnesota-Riv. begann seihen, nachdem die früher durch Landverkäufe und Umzüge veranlaßte Unruhe vorübergegangen war, sich zu einer hoffnungreichen Blüte zu entfalten. Neben den früher genannten Stationen Hazelwood und

¹⁾ Die Cherokesen übrigens traten im Laufe des Krieges zur Union über, nachdem sie zunächst mit den südlichen Truppen sich am Kampfe hatten theilnehmen müssen. Später wurde ihr Land von letzteren verwüstet.

Yellow Medicine war eine dritte auf der „Unteren Sioux-Agentur (Lower Agency), 33 engl. Meilen abwärts, angelegt worden. Die Zahl der Kommunitanten in den 3 Gemeinden war auf 83 gestiegen. Die Fortschritte in der Kultur waren bei manchen Indianern unverkennbar, so daß auch Leute, die nichts weniger als ein günstiges Vorurtheil für die Mission hatten, diese Erfolge anerkannten. Ihre Häuser waren ihnen zwar größtentheils von der Regierung gebaut, aber sie wurden besser und sauberer gehalten als früher, auch besser mit Tischen, Stühlen, Bettstellen, Federbetten, Wanduhren u. s. w. ausgestattet als sonst. Der Ackerbau machte Fortschritte. Größere Pläne wurden bepflanzt, u. z. sorgfältiger als sonst und besser eingeeget. Welch ein Abstand gegen das unstäte Leben im Tepee! Dazu konnte gerühmt werden, daß in der Umgegend der Stationen nur wenig Brantwein, von den Mitgliedern der Gemeinden aber gar keiner genossen wurde.

Da erschallt — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — am 18. August 1861 die Schreckensbotschaft, daß die Untere Agentur von Indianern angegriffen und eine Zahl von Weißen getödtet sei. Eine Abtheilung von Truppen, die vom Fort Ridgely herangerückt, sind bis zur Hälfte im Kampfe gefallen. Die christlichen Indianer hatten keine Macht, ihre geliebten Missionare (Dr. Williamson und Rev. Riggs) zu schützen gegen ihre Landsleute, in denen noch einmal die ganze Kriegswuth von ehemals aufblühte. So geht es also auf die Flucht. Die gefährlichen Wege werden vermieden. Im strömenden Regen ziehen die Flüchtlinge über die offene Prärie. Andre Flüchtlinge haben sich angeschlossen. Keinen Augenblick des Lebens sicher kommt die Karawane von 44 Personen nach Fort Ridgely. Aber dort haben schon an 500 Weiße und Kinder von Ansiedlern¹⁾ eine Zufluchtsstätte gefunden, es ist kein Platz mehr; so heißt es: „weiter!“ Noch ein Tag mühsamer Wanderung und banger Ungewißheit, — da kommen 600 Soldaten, die den aufrührerischen Indianern entgegen ziehen, und die Missionsfamilien sind gerettet.

Die Vermuthung, daß dieser Aufstand durch Agenten des Südens angefaßt wurde, hat sich nicht bestätigt. Die Dakota's hatten eine ganze Reihe theils zutreffender theils nichtiger Beschwerden gegen die Regierung. Versprechungen waren ihnen nicht gehalten. Gegen ungesegnete Behandlung seitens mancher Weißen fanden sie keinen rechtlichen Schutz u. s. w. Jetzt meinten sie der Tag der Abrechnung sei gekommen. Ein Häuptling, Little Crow, hatte sich an die Spitze der Aufständischen gestellt, und es bedurfte einer nicht unbedeutenden Truppenmacht unter General Sibley, um die Ruhe wieder herzustellen. Die Schlacht am Wood Lake gab für 1862 den Ausschlag. Little Crow entfloß mit einer Schaar Dakota's nach dem Missouri zu. Die andern ergaben sich zum großen Theil. Einer der Missionare hatte die Expedition als Militärprediger begleitet, und fand dabei, so wie nachher unter den gefangenen In-

¹⁾ In jenen Tagen war auch Neu-Ulm, ein deutsches Städtchen, dessen Bewohner nie eine Kirche in ihrer Mitte haben wollten, wie erzählt wird, überfallen und alle Männer ermordet und skalpirt worden.

dianern zu
suchung 300
auch drei M
Im ganzen
Indianer, d
nommen hat
christlichen
zu retten.
mehr als 10
gefangene M

Die M
schwersten V
rebungen des
sich eine förm
große Schaar
vielleicht der
den Wunsch
reißlicher Ue
und so wurde
wurde nach J
von Mission
machten, zum
Christenthum

Die Ang
gegen 1600, i
in einem Tag
mit einer selte
den gefangene
ihre Wirkung
rafften die M
bereit das G
Unkraut unter
Lieder aus de
Dampfer eing
Hügeln für in
zu werden. —
angesiebelt, m
Schicksal mit
gezogen.

Bei den
Gingang. Au
Dort hörte m
klapper der

²⁾ He is a
Selbstverleugnum
lingen ertrug.

³⁾ Am gena

bianern zu Fort Mankato, von denen nach kriegsgerichtlicher Untersuchung 300 zum Strang verurtheilt waren, genug zu thun. Leider waren auch drei Mitglieder der christlichen Gemeinde unter den Verurtheilten. Im ganzen aber stellte sich heraus, daß auch selbst die noch heidnischen Indianer, die auf den Reservationen schon ein sesshaftes Leben angenommen hatten, sich von den Greueln der Empörung fern hielten. Die christlichen Dakota's aber hatten alles was sie konnten gethan, um Leben zu retten. Mit ihrer Hülfe entkamen beim Beginn des Aufstandes mehr als 100 weiße Personen, und durch ihren Einfluß wurden viele gefangene Weiße erhalten.

Die Verurtheilten wurden in der Folge mit Ausnahme der schwersten Verbrecher, 38 an der Zahl, begnadigt. Durch die Unterredungen des Missionars Riggs und der mitgefangenen Christen hatte sich eine förmliche Erweckung vorbereitet. Zu Anfang 1863 hat eine große Schaar aus den Gefangenen um die heilige Taufe. Es mochte vielleicht der Gedanke auf diesem Wege frei zu kommen bei manchem den Wunsch Christi zu werden erregt haben. Dennoch schien es nach reiflicher Ueberlegung nicht billig, die fortgesetzten Bitten abzuweisen und so wurden über 300 Dakota's getauft. Die Mehrzahl derselben wurde nach Fort Davenport in Iowa transportirt, wo sie regelmäßig von Missionaren besucht gute Fortschritte im Lesen und Schreiben machten, zum Theil auch Zeichen von weitergehenden Wirkungen des Christenthums gaben.

Die Angehörigen der Gefangenen, meistens Weiber und Kinder, gegen 1600, Dakota's und Winnebagoe's, befanden sich den Winter über in einem Lager bei Fort Snelling, wo besonders der junge Missionar mit einer seltenen Aufopferung¹⁾ unter ihnen arbeitete. Briefe von den gefangenen Gatten und Vätern, die zahlreich eintrafen, thaten auch ihre Wirkung. Dazu kam die harte Noth; namentlich rafften die Masern viele hin. Schließlich fanden sich auch hier manche bereit das Christenthum anzunehmen. Freilich war dabei manches Unkraut unter dem Weizen. Doch lieblich klangen die christlichen Lieder aus der Schaar der Indianer, als sie im Frühjahr auf 2 Dampfer eingeschifft den breiten Strom hinabfuhr, um den heimatlichen Hügeln für immer Lebenswohl zu sagen und an den Missouri verpflanzt zu werden. — Bei Fort Thompson²⁾ wurden sie in 2 Niederlassungen angesiedelt, mitten in der dünnen öden Prärie. Sie ertrugen ihr Schicksal mit Ergebung. Der junge Williamson war getreulich mitgezogen.

Bei den Winnebagoe's übrigens fand das Evangelium wenig Eingang. Auffallend war der Unterschied zwischen den beiden Lagern. Dort hörte man alle Abend den Lärm des Kriegstanzes und die Klapper der Medizinmänner. Bei den Dakota's dagegen fand man

¹⁾ He is a moral hero, schreibt ein Augenzeuge von ihm, in Bezug auf die Selbstverleugnung, mit der er alle Mühsale und Entbehrungen mit seinen Pflegekindern ertrug.

²⁾ Am genannten Strom etwa unter dem 44° N. Br.

eine Versammlung unter einem in der Mitte des Lagers errichteten Schuppen, während sonst alles still und ruhig zugeht. Mit wehmüthigen Gesängen und herzlichen Gebeten wurde der Abendgottesdienst gehalten.

Inzwischen war jedoch der Kampf von andern Dakota-Banden fortgeführt und trotz aller Bemühungen war es nicht gelungen sie zu beruhigen. Es mußten ihnen erst noch mehrere Niederlagen beigebracht werden, eine harte Aufgabe für die Truppen, die Missionar Riggs wieder begleitete und die vom oberen Mississippi bis an den Missouri zu streifen hatten. Diesmal hatten aber die treugebliebenen Dakota's, unter denen sich die meisten Gemeindeglieder der abgebrochenen Stationen befanden, als Rundschafter, Unterhändler u. s. w. den Feldzug mitgemacht. Nach Beendigung desselben wurden sie mit reichlicher Unterstützung seitens der Regierung nordwestlich von ihren früheren Wohnsitzen am Travers Lake¹⁾ angesiedelt. Unter großen Mühsalen wurden sie dort in den folgenden Jahren von den Missionaren besucht und ihre geistliche Pflege zwei eingebornen Helfern übertragen. Zu ihrem Unterhalt steuerte die Gemeinde mit großer Willigkeit die nöthigen Mittel. In einem Jahre wurden 450 Dollars für den hierzu gebildeten Home Mission and Education Fund gegeben; ein Zeichen von dem Wohlstande, in dem sich diese Indianer befanden, unter denen die Sache des Christenthums sichtlich Fortschritte machte.

Weniger gut ging es denen zu Fort Thompson. Auf dem sterilen Boden waren alle Versuche mit Ackerbau vergeblich. Die Noth trieb zu einer Jagdexpedition in die Prärien. Der Missionar machte sie mit. Es war ein hartes Stück, wie er sagt, doch freute er sich, seinen Indianern zeigen zu können, daß man auch mitten in der Prärie Sonntag feiern und den Büffel ohne heidnische Zauberei tödten kann. Doch lieferte die Jagd nur sehr geringe Erträge — die Zeiten sind vorbei, wo man Büffelheerden zu hunderten antrifft. Im folgenden Jahre aber stieg die Hungersnoth aufs höchste und brachte schwere Versuchungen über die armen Indianer, unter denen dreiviertel der sämtlichen Familien nur aus Weibern und Kindern bestanden. Dennoch trotz mancher betrübenden Erfahrungen von eindringender Unsitlichkeit,²⁾ hielt sich die christliche Gemeinde auch in dieser schweren Zeit im ganzen gut, und hatte 234 Mitglieder, nachdem 19 wegen grober Sünden ausgeschlossen waren. Auch die Schule hatte ihren geregeltsten Fortgang.

In Davenport hatte unterdessen Dr. Williamson treulich unter seinen Gefangenen weiter gearbeitet. Ein mächtiges Heimweh nach den Andern war die unausgesetzte Stimmung unter diesen wie im Käfig gehaltenen wilden Prairie-Vögeln. In jener weichen Stimmung aber hatten sie fast alle das Evangelium angenommen. Nur 3 Männer, 6 Weiber und 7 Kinder blieben Heiden. Eiliche waren von dem katholischen

Missionar gewugewandt: 20 die Gemeinde die Bibel mit ihren fernen endlich ging die wurden nach ein und dort mit d mannigfaltige E suchten vergebli Zurückkehrenden Geister.³⁾ Auf Seiden getrennt hatte die Ankon der Dampfer m da waren die G gemeinden wurde Dakota-Pilgrim manche fort zoge zu vereinigen.

Jene früher zwischen auch me wir sie mit der Eingebornen an de während auch un Aufstände nicht mehreren Punkten nördlichen Theile das Côteau des Pr Stationen entstanden. Auf allen standen wann die beschwer

Die Pilgerte gekommen. Auch Niederlassung gee Versuch zu Bazill 10 Meilen weiter Agency genannt tota's dieser Geger ihren stillen ruhig Wegzug solcher, di doch immer wieder dort in gutem Ga eindringende Kraf

¹⁾ Dieser See bildet die Quelle des Red River, nicht fern vom Quellfluß des Minnesota R.

²⁾ Besonders gefährlich war die weiße Besatzung des Forts.

¹⁾ Derselbe fällt

²⁾ Gunbert Pers

³⁾ Der Ort gehö

Missionar gewonnen, ein Duzend hatten sich der bischöflichen Kirche zugewandt: 200 Kommunikanten aber mit 30 getauften Kindern bildeten die Gemeinde in Verbindung mit dem Board. 143 von ihnen konnten die Bibel mit Verständniß lesen; 130 konnten genug schreiben, um mit ihren fernen Angehörigen einen Briefwechsel zu unterhalten. — 1865 endlich ging die Gefangenschaft zu Ende. Die Fort-Thompson-Indianer wurden nach einer fruchtbareren Gegend am Niobrara River¹⁾ versetzt und dort mit den Ihrigen von Fort Davenport vereinigt. Da gab es mannigfaltige Scenen tiefbewegten Wiedersehens. Manche suchte Augen suchten vergeblich unter dem Haufen. Viele waren nicht unter den Zurückkehrenden zu finden; sie waren hingegangen in das Land der Geister.²⁾ Rührend war die Wiedervereinigung derer, die sich als Heiden getrennt hatten und nun sich als Christen wiedersehen. Man hatte die Ankommenen mit Gefängen empfangen wollen. Aber als der Dampfer mit den braunen Gestalten auf dem Deck einherbrauste, da waren die Gefühle zu mächtig. — Die beiden christlichen Dakota-gemeinden wurden hier zu einer Gemeinde vereinigt unter dem Namen Dakota-Pilgrim Church, die 417 Mitglieder zählte, von denen jedoch manche fort zogen, um sich mit den im Norden angesiedelten Verwandten zu vereinigen.

Jene früher als die Royal-Dakota's bezeichnete Schaar hatte inzwischen auch mehrfach ihren Platz gewechselt. Im Jahre 1869 finden wir sie mit der christlichen Gemeinde unter Leitung eines ordinirten Eingebornen an der Quelle des Red Wood (Nebenfluß vom Minnesota), während auch unter den nördlichen Dakota-Banden, die entweder am Aufstande nicht Theil genommen, oder sich unterworfen hatten, an mehreren Punkten das Christenthum Eingang gefunden. Dort in dem nördlichen Theile (head) jenes von Seen unterbrochenen Hügellandes, das Coteau des Prairies genannt wird, waren also verschiedene Aufseherstationen entstanden, unter denen Fort Wadsworth erwähnt sein möge. Auf allen standen eingeborne Helfer, während ein Missionar dann und wann die beschwerliche Besuchsreise machte.

Die Pilgerkirche am Missouri war jedoch noch nicht zur Ruhe gekommen. Auch die Gegend von Niobrara war nicht zu einer festen Niederlassung geeignet, da alles Bauholz fehlte. Nach einem kurzen Versuch zu Bazille Creek, etwas flomabwärts, fanden sie denn endlich 10 Meilen weiter eine festere Stätte zu Breckenridge, auch Santee Agency genannt nach der Agentur, die für eine andre Bande der Dakota's dieser Gegend hier schon bestand³⁾. Von nun an geht die Mission ihren stillen ruhigen Gang. Die Gemeinde, obgleich mehrfach durch Wegzug solcher, die sich an andern Stellen ansiedeln, geschwächt, wächst doch immer wieder nach innen und außen. Eine Gehülfsen-Schule ist dort in gutem Gange, und manche Zeichen beweisen die immer tiefer eindringende Kraft des Christenthums.

¹⁾ Derselbe fällt etwas südlich von 43° N. B. von Westen in den Missouri.

²⁾ Hundert Personen waren in Davenport gestorben.

³⁾ Der Ort gehört schon zu Nebraska.

Zur weiteren Förderung der nördlichen Außenstationen wurde 1869 dort nicht weit von Dry Wood Agency¹⁾ mit dem Blick abwärts nach Travers Lake eine Hauptstation angelegt, Good Will, auf der bald eine zweite Gehülfsen-Schule ins Leben trat. Bis 1873 waren dort in 6 Gemeinden 374 Mitglieder gesammelt, nachdem von Santee Agency eine große Zahl Familien in jene Gegend gezogen waren, um sich dort ganz nach Art der Weißen anzusiedeln, in der Hoffnung als Bürger der Union anerkannt zu werden. Die Pilgrimkirche war dadurch freilich zusammengeschmolzen und zählte 1873 nur 223 volle Mitglieder.

Doch nicht bloß nach Norden, sondern auch nach Nordwesten breitete sich die Mission aus, den Missouri hinaus, wo noch große Zweige der Dakota-Nation bisher vom Evangelio fast ganz unberührt geblieben waren, unter denen besonders die Teton-Banden, allein 20,000 Seelen stark, die Yanktonais (5000) und die Yanktons (2500) zu nennen sind. Durch den jüngeren Williamson wurde diese neue Mission 1869 auf der Yankton-Reservation begonnen, wobei belehrte Dakota's der Pilgergemeinde mitwirkten. Bald schlug sie Wurzeln und schon im Jahresbericht von 1870 konnten 3 Außenstationen genannt werden. Chateau Creek 15 Meilen unterhalb, White Swan 15 M. oberhalb und Crow Creek 100 M. oberhalb, am Missouri.

So hatte diese Mission in dem Jahrzehnt ihrer schwersten Anfechtung einen nie erwarteten Aufschwung genommen. In dieser Zeit war auch durch gründliche Uebersetzungsarbeiten eine ausreichende christliche Literatur in der Dakota-Sprache geschaffen, wozu die American Tract Society gerne die Hand gereicht. — So lag das Werk des American Board, als infolge der Wiedervereinigung der beiden lange getrennten Zweige der Amerikanischen Presbyterianer die betreffenden (mit Missionaren der New-School Presbyterianen besetzten) Stationen 1871 an die Mission der Presbyterianer übergingen. Dies war der Fall mit den zuletzt erwähnten Dakota-Stationen, sowie auch Flandreau am Big Sioux River, 40 M. oberhalb der Fälle, eine Station, die in der oben angeedeuteten Weise von Santee Agency aus gegründet war. Auch der greise Dr. Williamson, der nach 40-jähriger Thätigkeit unter den Dakota's sich nach St. Peter in Minnesota zurückgezogen hat und noch immer mit sprachlichen (?) Arbeiten für diese Mission wirksam zu sein scheint, kam mit in den Dienst der Presbyterian-Mission. Dieselbe zählt nach den neuesten Angaben 177 Kommunikanten. Die Stationen Santee Agency, Good Will und Fort Sully, sowie die nördlichen in Minnesota verblieben dem American Board.

Verfolgen wir zweitens den weniger komplizirten Verlauf der Mission des Board unter den Chippeway's (Ojibwa's, wie die Beichte schreiben). Hier finden wir 1860 die einzige Station von der Sisseton La Pointe nach dem gegenüberliegenden Festlande verlegt, nach der

¹⁾ Die genaue Lage habe ich auf keiner Karte gefunden. Nach einer Karte Dakota's wird sie auch Sisseton Agency genannt.

Bad-N.-Reser
gesammelte G
fortschritte i
Wenn nun
vielmehr die
ausdrückliche
war doch der
auch dort zu
auf 20 zusam
Lanzen, Ball
Station. Ein
Von diesen U
mit ihren auß
Seligkeit gelan
konnte die Sta
allerlei Klagen
große Summe
lähmend auf d
hatte zwar ihr
sand sich im N
Wheeler sich na
einem Eingebor
Jahre noch imm
aber 1870 auch
scheint nicht mel
Uebersicht der n
auf. Nun ist je
worden. Es wird
welche noch auf n
am Bad-N. vere
Land für alle en

Auch die drit
Theil des Saates
nicht ganz versch
Verhältnisse entst
Versuch gemacht,
und die alte Hän
Erhebung verschie
Es war ein letzte
zu rufen. Die Re
zusammen. Es r
sich allmählich. D
1860 aufgegeben
tanten unter ein
schien nunmehr f
raugus-Reserv
christliche Gemein
Kommunikanten a

Bulthardt, Missions-Bibl

Bab-N.-Reservation unter dem Namen Obanah (Obéna). Die gesammelte Gemeinde war nur klein — 22 Mitglieder. Sonst konnten Fortschritte in der Schule, im Ackerbau u. s. w. berichtet werden. Wenn nun auch die Aufregung des Krieges die Ruhe nicht stötte, vielmehr die Chippeway's am Oberen See, etwa 5000 an Zahl, eine ausdrückliche Erklärung ihrer Treue an den Präsidenten sandten, so war doch der nachtheilige Einfluß der Zustände während des Krieges auch dort zu spüren. Die Gemeinde mehrte sich nicht, sondern schmolz auf 20 zusammen. Das Heidenthum lebte wieder auf mit Zauberei, Tänzen, Ballspiel u. s. w. Der Brantwein floß reichlich auf der Station. Einige Christen waren auch zu der Armee eingezogen. Von diesen Umständen zog die katholische Mission Vortheile, der es mit ihren äußerlichen Ceremonien und den leichten Bedingungen zur Seligkeit gelang, einige Mitglieder zu gewinnen. Auch nach dem Kriege konnte die Station zu keiner rechten Blüte kommen, da die Chippeway's allerlei Klagen gegen die Regierung hatten, von deren Agenten eine große Summe von ihren Jahrgeldern nicht gezahlt war u. s. w., was lähmend auf die Mission wirkte. Die Kostschule und die Tageschule hatte zwar ihren regelmässigen Gang, die christliche Gemeinde aber fand sich im Rückgange. Besonders seitdem der kränkliche, alte Missionar Wheeler sich nach Beloit zurückziehen mußte und die pastorale Arbeit einem Eingebornen überlassen wurde. Derselbe sandte zwar mehrere Jahre noch immer günstige Berichte von der kleinen Gemeinde, als aber 1870 auch diese Station an den Presbyterian Board überging, scheint nicht mehr viel von derselben übrig gewesen zu sein; denn die Uebersicht der neuesten Jahresberichte zählt keine Zahl von Mitgliedern auf. Nun ist jedoch das Werk mit neuen Kräften in Angriff genommen worden. Es wird im Interesse derselben gewünscht, daß die Chippeway's, welche noch auf mehrere Reservationen zertheilt sind (es sind ihrer 4750), am Bab-N. vereinigt wären, wo die Reservation genügendes fruchtbares Land für alle enthält.

Auch die dritte Mission des Board unter den Seneca's im westlichen Theil des Staates New-York blieb von den Erschütterungen der Kriegszeit nicht ganz verschont. Obgleich hier seit geraumer Zeit ganz civilisirte Verhältnisse entstanden waren, wurde doch von heidnischer Seite der Versuch gemacht, die republikanische Verfassung des Völkchens umzustossen und die alte Häuptlingswürde wieder einzuführen, womit dann die Erhebung verschiedener Klagen gegen die Regierung Hand in Hand ging. Es war ein letzter Versuch, den alten Froschenbund wieder ins Leben zu rufen. Die Reste der 6 Stationen traten zu einer Volksversammlung zusammen. Es wurde jedoch nichts daraus, und die Aufregung legte sich allmählich. Die Thätigkeit auf den Tuscarora-Reservationen war 1860 aufgegeben worden. Es waren dort 104 christliche Kommunikanten unter einer dreimal so großen Bevölkerung. Das Feld schien nunmehr für eine innere Mission geeignet. Auf der Cattaraugus-Reservation mit etwa 1450 Seneca's war ebenfalls eine christliche Gemeinde gesammelt, die bis in die neueste Zeit auf 130 Kommunikanten anwuchs. Die Regierung unterhielt hier 10 Schulen

und ein Waisenhaus. Neben der Mission des Board aber hatten Methodisten und Baptisten Eingang gefunden und zusammen etwa 150 Mitglieder gesammelt. Diese Nebenmissionen wirkten nicht eben günstig. Manche Mitglieder waren bald hier bald da zu finden und schienen „Verstecken“ zu spielen. Im Jahre 1867 wurde von hier aus ein Versuch gemacht, dem Evangelio unter den Seneca's der Tonawanda-Reservation nachhaltigen Boden zu schaffen. Dort war bisher die Hauptfeste des Heidenthums gewesen. Durch Besuche von Mitgliedern der Cattaraugus-Gemeinde gelang es wirklich, dort eine Erweckung hervorzurufen, und der alte Missionar Wright erlebte noch die Freude, dort eine Gemeinde gesammelt und ein Gotteshaus errichtet zu sehen. Endlich sind auf der theils im Staate New-York theils in Pennsylvania gelegenen Alleghany-Reservation 1000 Seneca's, unter denen sowohl der American Board sein Werk ruhig weiter führte, als auch Methodisten eine Gemeinde gesammelt hatten. Die Arbeiten der Friends sind unter den New-York-Indianern in der oben angedeuteten Weise¹⁾ bis in die neueste Zeit fortgeführt. Die Hauptmission blieb jedoch immer die des American Board. Dieselbe ist nun 1870 ebenso wie die vorigen an die Presbyterianer übergegangen, welche auch unter den Tuscarora's wieder eine Außenstation errichtet haben und nach dem Berichte von 1873 im ganzen 250 Kommunikanten zählen.

Schließlich erscheint in dem Jahresberichte des American Board für 1873 noch eine Indianer-Mission, die lange aus demselben verschwunden war. Die **Chottaw-Mission** ist wieder aufgenommen worden. Das arme Volk hatte während des Krieges viel gelitten. Die frühere Gemeinde des Missionar Dr. Hobbs wandte sich an diesen mit Bitte um Hilfe nach außen und innen. Die Südlischen Presbyterianer, welche nach dem Kriege hier missionirten, nachdem die Nördlichen ihr Werk nach demselben nicht wider aufgenommen hatten, waren nicht in der Lage, noch eine weitere Station dort zu gründen, so trat denn der American Board wieder in das alte Arbeitsfeld ein, um so eher, da die Gründe, welche 1859 die Aufgabe desselben veranlaßten (Slaverei), nun nicht mehr vorlagen, und da die Gemeinde sich willig zeigte, nach Kräften für den Unterhalt des Missionars zu sorgen. Die besetzte Station ist **Green-Hill**, 20 Meilen von Fort Smith, und das zugehörige Gebiet erstreckt sich von der Grenze von Arkansas bis nach **Lenox**, dem früheren Sitze dieser Gemeinde, 80 Meilen bei 30 Meilen Breite. Die Arbeit des Missionars wird zunächst viele Reisen in diesem Gebiete erfordern. Die alte Kirche zu **Lenox** traf er als eine traurige Ruine: die Fenster zerschlagen, Kanzel und Stühle verbrannt. Doch sammelten sich 70 Personen am ersten Sonntag, den Dr. Hobbs dort wider erlebte, in dem öden Raum, durch den der kalte Sturm jagte. Auch Gebetsversammlungen wurden dort beim Lichte einer Kirchenfackel gehalten, bei denen viele von den lang verwaisten Christen tief bewegt erschienen. — In der Folge hat die Sammlung der Gemeinden zu **Green-Hill**, **Lenox** und **Bush-Creek** erfreuliche Fort-

¹⁾ Vergl. oben Seite 109 und 157.

Schritte gemacht
Kriege noch

b.

Die aus
Indianern wo
durch den Kri
hergestellt wa
das Verlanger
zwei von jener
Die **Creeks** u
Vor dem Krie
digung desselbe
Das Land wa
war die geistli
zurückgeblieben
stände aus fr
Missionare ben
wo er eine Klei
mit den seit
eine Kostschule
als vor dem K
liches Institut
die englische Sp
bücher und Gr
sorgfältig revid
machte die Schu
40 Mädchen. J
gesunken, insfol
gewährten Beitr
zu 50 Mitglieder
Mangelhaftigkeit
sich zum Predigt
in Segen als E
eine wichtige p
um der Nation
zu sichern.

Ein Jahr
wieder hergestell
bis auf 1900 ge
der schon früher
günstigen Ausfid
die Krisis ihrer
Zukunft öffnet si
Wohlthaten der
Ordnungen schäg
Lage. Groß ist

Schritte gemacht, und die schweren Wunden des Volkes, die seit dem Kriege noch ungeheilt blieben, scheinen jetzt vernarben zu sollen.

b. Die Missionen der Nördlichen Presbyterianer.

Die ausgedehnteste Thätigkeit dieser Denomination unter den Indianern war die im Indian Territory, welche, wie wir bereits sahen, durch den Krieg vollständig zerstört wurde. Nachdem 1865 der Friede hergestellt war, regte sich auch hier bei einigen der verlassenen Heerden das Verlangen, ihre Hirten wieder in ihrer Mitte zu haben. Nur für zwei von jenen Völkern wurden von dieser Seite Missionare gesendet: Die Creeks und die Seminolen. Die ersteren hatten furchtbar gelitten. Vor dem Kriege zählten sie noch 20,000 Seelen — bald nach Beendigung desselben fand sich, daß sie auf 12000 zusammengeschmolzen. Das Land war verwüstet; und schlimmer als die äußeren Zerstörungen war die geistliche Verwahrlosung, die als breite Spur des Krieges zurückgeblieben. Dennoch war noch manches Samentorn besserer Zustände aus früherer Zeit vorhanden, wie jene Rückberufung der Missionare beweist. Missionar Robertson kam 1866 nach Talahasse, wo er eine kleine Gemeinde von 17 Mitgliedern zusammenbrachte und mit den seitens des Nationalrathes bereitwilligst gewährten Mitteln eine Kostschule einrichtete. Ueberhaupt sorgte jene Behörde jetzt eifriger als vor dem Kriege für den Schulunterricht und unterhielt ein ähnliches Institut der Methodisten, sowie 20 Tageschulen. In allen wurde die englische Sprache getrieben. Dabei aber wurden doch die Schulbücher und christliche Schriften in der Creek- (Muskegee-) Sprache, sorgfältig revidirt und neu aufgelegt. — In den folgenden Jahren machte die Schule bald gute Fortschritte; sie umfaßte 80 Knaben und 40 Mädchen. In letzter Zeit ist die erstere Zahl wieder auf die Hälfte gesunken, in Folge einer Veränderung in den vom Nationalrath gewährten Beiträgen. Auch die Gemeinde sammelte sich allmählich bis zu 50 Mitgliedern. Der letzte Bericht aber spricht von Laueheit und Mangelhaftigkeit des geistlichen Lebens. Doch konnte einer der Ältesten sich zum Predigtamt vorbereiten. Mehrere frühere Zöglinge wirkten in Segen als Schullehrer. Dabei wird erwähnt, wie einigen andern eine wichtige politische Mission nach Washington übertragen wurde, um der Nation ihr gefährdetes Land und ihre politische Selbständigkeit zu sichern.

Ein Jahr später war auch die Mission unter den Seminolen wieder hergestellt, deren Bevölkerung während des Krieges von 2500 bis auf 1900 gesunken war. Wanukto wird als Ort angegeben, wo der schon früher unter diesem Volke thätige Rev. Ramsay sich unter günstigen Ausichten niederließ. Er schreibt: „Diese Indianer scheinen die Krisis ihrer Geschichte überstanden zu haben, und eine lichtere Zukunft öffnet sich vor ihnen. Sie sind willig zu arbeiten, besorgt die Wohlthaten der Erziehung zu erlangen, haben den Werth kirchlicher Ordnungen schätzen gelernt und sind selbst voller Hoffnung auf bessere Tage. Groß ist wahrlich der Abstand der gegenwärtigen Lage von den

schlimmen Zuständen, unter denen zuerst die Mission begonnen wurde. Es ist Hoffnung, daß die Seminolen in nicht zu langer Zeit gute Bürger der Vereinigten Staaten werden. Was in Florida militärische Macht Jahre lang und die dort aufgewandten Millionen von Dollars nicht vermocht haben, ihren Charakter und ihre Lage zu ändern, wird geschehen durch den friedlichen Einfluß des Evangeliums.“

Diese Ansicht hat sich in den letzten Jahren freilich im Sinne des Schreibers nicht ganz erfüllt. Nachdem er in mehreren Berichten erfreuliche Fortschritte hatte melden können, nahm er 1873 seinen Abschied. Obwohl sein Weggang von vielen Seminolen bedauert wurde, sagt er: „Ich habe einige Monate lang gefühlt, daß mein Werk hier zu Ende ist. Die Sache der Religion macht schnelle Rückschritte.“ Er schied um einem andern Platz zu machen, dessen Arbeiten reichlicher geeignet wären. Ein Nachfolger fand sich bald. Der Regierungsagent aber berichtet von den Seminolen, die 1873 bereits wieder auf 2398 Seelen angewachsen waren, daß sie untereinander und mit ihren Nachbarn im Frieden leben und ruhig ihren Ackerbau mit wachsendem Fleiß und Erfolg betreiben. Vielleicht zeigen sich darin doch schon mehr Wirkungen, als der scheidende Missionar vermuthete. Dieselben werden wohl auch in kirchlicher Beziehung noch kräftiger hervortreten. Zuletzt zählte die Gemeinde 114 Kommunikanten, nachdem in den letzten Jahren die Zahl der neu Aufgenommenen und der Ausgeschlossenen sich die Wage gehalten hatte. Auch hier mag erwähnt sein, daß die Methodististen gleichfalls eine Mission unter jenem Volke haben.

Unter den Omaha's zu Blackbird-Hills¹⁾ hatte die presbyterianische Mission bisher fast nur durch die Kostschule gewirkt, ohne daß auch diese hier die Erfolge lieferte wie unter andern Stämmen, wo die früheren Zöglinge solcher Anstalten nach und nach einflußreiche Stellungen im Volke einnehmen. Hier lagen verschiedene Hindernisse vor, die eine Aenderung und mehr Wirksamkeit durch Tagesschulen wünschenswerth machten. Eine christliche Gemeinde aber war bisher noch nicht auf der Reservation gesammelt. Erst 1869 trug die langjährige Predigt die Erstkingsfrüchte: 29 Omaha's konnten getauft und zum Abendmahl zugelassen werden. Bis in die neueste Zeit mehrte sich die kleine Gemeinde auf 37 Mitglieder, das Wort Gottes aber fand überhaupt mehr Gehör als früher. Der Stamm scheint im letzten Jahrzehnt nicht zusammengeschmolzen zu sein, da er nach dem offiziellen Bericht von 1870 1020 Seelen zählte.

Die Chippeway-Mission zu Traverse-Bay, die neben den Katholiken und Methodististen unter den 700 Eingebornen²⁾ der dortigen Gegend wirkte, konnte nicht recht vorwärts kommen, woran die beiden Rivalen mit Schuld sein mochten. Die weiße Bevölkerung wurde in der Umgegend immer dichter. Die mit der in Rede stehenden Mission verbundenen Familien waren zum Theil völlig kultivirt und als amerikanische Staatsbürger anerkannt. Andre, die sich der Kultur

¹⁾ Am Missouri 70 Meilen oberhalb Omaha City.

²⁾ Unter denselben sind auch Reste von Ottawa's.

verschlossen
zogen nach
Mission au
Mitgl.) und
der Pflege b

Von de
sie unter der
aufgenommen

Dagegen
in Neu-Mexi
virte Volk, da
Deden selber
Mexicanern
Staaten kam
südöstlich von
Westen, an d
Missionare un
den Anfängen
sehr schwierig
in den Pueblos
mußte aber de

Endlich i
Board u. z. u
terianern erneu
die 1847 mit
betreffenden Re
darauf wurde
errichtet. Der
Schaaren von
konnten auf de
nungsvooll befeh
sie früher dur
Der Bericht vo
gelischen Gemei
Ueber die ?
Jankton Age

Die Chipp
aufgegeben wor
gewährten Beitr
die immer ungü
zunächst zu Pen
einige Jahre fo
schwindet.

Die Shaw
Kansas waren f

verschlossen hatten, waren mehr und mehr herunter gekommen und zogen nach und nach fort. Unter diesen Umständen wurde 1872 die Mission aufgehoben. Die Gemeinde zu Grand-Traverse-Bay (50 Mittel.) und ein kleines Häuflein zu Little-Traverse-Bay wurden der Pflege benachbarter presbyterianischer Gemeinden überlassen.

Von den anderen früheren Missionen ist nur zu erwähnen, daß sie unter den *Chokaw's* und *Chitaw's* nach dem Kriege nicht wider aufgenommen wurden.

Dagegen ist als neu begonnen die Mission unter den *Navajoe's* in Neu-Mexiko zu erwähnen. Dieses in gewissem Grade schon kultivirte Volk, das Ackerbau treibt, Pferde und Maulesel züchtet und seine Decken selber webt, war lange Zeit wegen seiner Räubereien von den Mexikanern sehr gefürchtet. Als Neu-Mexiko an die Vereinigten Staaten kam, wurden sie (8000 an Zahl) auf eine Reservation südöstlich von Santa Fe zusammengebracht, die jedoch später nach Westen, an die Grenze von Arizona verlegt wurde. Seit 1868 arbeiten Missionare unter ihnen; jedoch war (1873) das Werk noch immer in den Anfängen, da es an guten Dolmetschern fehlte und die Sprache sehr schwierig ist. Auch bei den seit alter Zeit civilisirten Indianern in den Pueblo's versuchte ein Missionar mit einer Schule zu beginnen, mußte aber dem Widerstande der römischen Priester weichen.

Endlich ist auch die ehemalige Oregon-Mission des American Board u. z. unter den *Nepperze's* im Jahre 1871 von den Presbyterianern erneuert worden. Rev. Spalding, einer von den Missionaren, die 1847 mit Lebensgefahr dem Blutbad entgingen, hat auf der betreffenden Reservation in Idaho die Station Lapwai angelegt; bald darauf wurde die zweite 60 Meilen südöstlich davon zu Ramia errichtet. Der Anfang war überaus günstig. Die Predigt fand Schaaaren von Zuhörern, und noch vor Ablauf des ersten Jahres konnten auf der ersten Station 184, auf der andern 120 als hoffnungsvoll bekehrt zur Kommunion zugelassen werden. Jedenfalls hatten sie früher durch die katholische Mission die heil. Taufe empfangen. Der Bericht von 1873 gibt schon zusammen 608 Mitglieder der evangelischen Gemeinden. Auch die Schulen haben guten Fortgang.

Ueber die *Dakota-Mission* der Presbyterianer mit ihren Stationen Yankton Agency und Flandreau siehe oben sub a.

c. Missionen der Baptisten-Union.

Die *Chippeway-Mission* zu Sault de St. Marie war schon 1856 aufgegeben worden, nachdem die für die dortige Schule bis dahin gewährten Beiträge zurückgezogen worden waren, also mit Rücksicht auf die immer ungünstigeren Verhältnisse der Indianer. Dennoch wurde zunächst zu Bendills-Mill und dann zu Nayahmikanag die Arbeit noch einige Jahre fortgesetzt, bis sie 1859 aus den Jahresberichten verschwindet.

Die *Shawanoë's* (Shawnee's), Delaware, und *Ottawa's* in Kansas waren schon in den fünfziger Jahren von einer ziemlich starken

weißen Bevölkerung umgeben. In der äußeren Kultur hatten sie bedeutende Fortschritte gemacht; aber zu weiter greifenden Erfolgen der Mission wollte es nicht kommen. Missionar Pratt unter den Delawaren klagt darüber: „Persönlich sind sie freundlich, mehr als ich es je von einem Volke ohne das Licht des Christenthums vermuthet hätte. Aber sie nehmen meine Botschaft nicht an. Unfre Kirche könnte groß sein, wenn ich sie als meine Freunde hätte aufnehmen können. Aber Freunde Jesu zu werden haben sie keine Lust.“ Ferner wird über die fortwährenden Wanderungen, Pläne u. s. w. hinsichtlich ihrer Ländereien geklagt, bei denen sie nicht recht zur Ruhe kommen konnten. Der Grundbesitz war unter die einzelnen Familien vertheilt. Viele verkauften ihr Land und zogen fort. Viele andre wurden als amerikanische Bürger anerkannt. Der Krieg hatte auch hier sehr nachtheilige Einflüsse, zumal da bei der Nähe von Fort Leavenworth fortwährende Truppendurchzüge stattfanden, in deren Gefolge allerlei nichtsnutzige Menschen kamen, die jede Gelegenheit zum Stehlen und Plündern wahrnahmen.

Die kleinen in früherer Zeit gesammelten Gemeinden hielten sich treu. Aber von einem Zuwachs war kaum die Rede. Nach Beendigung des Krieges wurde das ganze Gebiet dieser Stämme durch Staatsvertrag von der Union-Pacific-Eisenbahn angekauft. Sie erhielten dafür Ländereien im Cherokee-Gebiet, nördlich von den Wohnplätzen der letzteren, und sollten dahin übersiedeln, sobald es der Präsident verlange. Doch nur ein Theil ist später dahin übergesiedelt; die christlichen und am meisten civilisirten dieser Indianer waren entschlossen, als Staatsbürger in jener Gegend zurück zu bleiben und sich für die ihnen zu Theil gewordenen Entschädigungen anderweitig anzukaufnen. Die Uebersiedlung freilich ging nicht sogleich vor sich; überhaupt finde ich nicht, wann sie ausgeführt wurde. Der schon lange gelähmten Mission aber war vollends der Boden entzogen. Die ganze Indianer-Mission der American Baptist Union wurde 1866 aufgehoben. Die Fürsorge für die gesammelten Gemeinden, deren stärkste 60 Mitglieder zählte, wurde der American Baptist Home Missionary Society übertragen.

Ebenso ging auf die letztgenannte Gesellschaft auch die durch den Krieg ganz in Auflösung gerathene Cherokee-Mission über. Tahlequah, die Hauptstadt der Nation, wurde zur Hauptstation gemacht. Daneben wurden 1869 noch Lees-Creek und Fort Gibson als Stationen genannt. Eine neue Presse, die seitens der Gesellschaft angeschafft war, ging bald darauf in den Besitz der Nation über. Die Arbeit erstreckt sich übrigens auch auf die Creeks sowie die farbige Bevölkerung im Indianergebiet.

Zusammen waren hier 8 Missionare thätig. Leider stehen uns keine weiteren und eingehenderen Quellen über diese Mission zu Gebote.

(Domestic M

Ueber die hier nachzutragen American Indianer sämmtlichen Ar Bei jener Ueber auf denen 28 I Gemeinden um 1) unter den Pa der übrigens au Piankeshaw's u in Kansas, an und 4) unter de schon 1857 aufg

Unter den Na im Süden noch aufzunehmen. I wieder in vollen C unter den Chok Cherokee. D nifanten. Außer tionen des Südens (2) und die R Indianergebiet u stehen.

Im Innern rotesen zurück geb mestic Board for

Leider entbel der weiteren Ver uns mit den etwo

e. Einige von de vor dem Kriege ihr waren und Whan in Nebraska, von angegeben ist. M verzeichnet, ohne r missions; money etwas über die l wurde.

) 1870 wurde it

d. Missionen der Südlichen Baptisten.

(Domestic Missionary Board of the Southern Baptist Convention.)

Ueber die Indianer-Missionen dieser Denomination haben wir hier nachzutragen, daß sie aus der 1842 zu Louisville Ky. gestifteten American Indian Missionary Association, welche jenem Board ihre sämtlichen Arbeiten im Jahre 1855 übertrug, hervorgegangen sind. Bei jener Uebergabe gehörten dazu 6 Stationen und 8 Außenstationen, auf denen 28 Missionare resp. Gehülfen standen. Die 21 gesammelten Gemeinden umfaßten 1300 Kommunikanten. Dieselben befanden sich: 1) unter den Pottawatomie's auf ihrer Reservation am Kansas-R. (auf der übrigens auch die Katholiken missionirten); 2) unter den Wea's, Piankeshaw's und Resten anderer Stämme auf der Reservation ebenfalls in Kansas, an der Grenzen von Missouri; 3) unter den Choktaw's und 4) unter den Creeks. Die unter No. 2 erwähnte Mission wurde schon 1857 aufgegeben; die übrigen erst durch den Krieg abgebrochen.

Unter den Nachwehen des Krieges wurde es den Missionsgesellschaften im Süden noch schwerer als den nördlichen ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Allmählich aber kamen die Arbeiten im Indianergebiet wieder in vollen Gang. Der Jahresbericht von 1873 zählt 7 Missionare unter den Choktaw's, 10 unter den Creeks und einen unter den Cherokee's. Die Gemeinden unter ihrer Pflege umfaßten 864 Kommunikanten. Außerdem gibt jener Bericht an, daß zwei Baptist-Associationen des Südens, nämlich die Georgia-Baptist-Flint-River-Association (2) und die Nehobath-Association (Georgia) (3) Missionare im Indianergebiet unterhalten, unter deren Leitung 1131 Kommunikanten stehen.

Im Innern Nord-Carolina's sind noch einige Häuflein von Cherokee's zurück geblieben,¹⁾ für deren geistliches Wohl der genannte Domestic Board sorgt. Es werden 43 Kommunikanten genannt.

Leider entbehren wir auch hier einer anschaulichen Beschreibung der weiteren Verhältnisse und Arbeiten dieser Missionen und mußten uns mit den etwas dürren Angaben des Jahresberichtes begnügen.

e. Die Methodist-Episcopal-Missionen.

Einige von den Indianermissionen dieser Denomination waren schon vor dem Kriege ihrem Erlöschen nahe. So die unter den Shawnee's, Delaware's und Whandots in Kansas, sowie die unter den Sacs und Fores (?) in Nebraska, von denen 1862 zum letztenmal die Mitgliederzahl, 182, angegeben ist. Mehrere Jahre hindurch ist immer noch ein Missionar verzeichnet, ohne weitere Angaben, bis endlich 1869 die Bemerkung „No missions; money not used“ das Ende dieser Mission andeutet, ohne daß etwas über die Umstände gesagt wäre, unter denen sie geschlossen wurde.

¹⁾ 1870 wurde ihre Zahl auf 2000 angegeben.

Die Stationen unter den **New-York-Indianern** wurden sämtlich ohne Unterbrechung fortgeführt. Zu St. Regis war es freilich schon einmal nahe daran, daß die Arbeit aufgegeben werden sollte. Dann gelang es wieder mehr, die kleine Gemeinde aus der Zahl der katholischen Indianer zu vergrößern. Die im letzten Berichte (1874) angegebene Kommunitantenzahl (63) schließt jedoch, wie es scheint, außer den Indianern auch französische Kanadier in sich.

Die Oneida's und Onondaga's, jene 200, diese 400 Seelen stark, sind bis in die neueste Zeit überwiegend Heiden geblieben, wozu die alte Verfassung unter Häuptlingen, wie sie hier noch besteht, viel beiträgt. Auch ist es hier noch nicht zur Vertheilung bestimmten Landes an die einzelnen Familien gekommen. Die Nähe der schnell heranwachsenden großen Stadt Syracuse (die ersteren wohnen 6—7 Meilen südlich, die andern etwa ebensoweit nördlich von da) wirkt höchst ungünstig, und die Rothhäute lernen immer mehr von dort her alle Laster der Weißen, ohne sich ihre Tugenden anzueignen. Im ganzen scheinen dieselben hier mehr als anderswo sich als ein elendes heruntergekommenes Geschlecht zu präsentiren. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Methodistengemeinden (trotz der regelmäßigen Camp-Meetings, zu denen Vertreter der alten 6 Nationen zusammen kommen) keine großen Fortschritte gemacht haben. In den letzten 16 Jahren ist ihre Mitgliederzahl unter manchen Schwankungen von 90 auf 142 gestiegen.

Auf den Reservationen der Seneca's, die sich in viel günstigeren Umständen befinden und wo die Methodist, wie erwähnt, neben dem American Board, oder jetzt vielmehr neben den Presbyterianern arbeiten, ging es besser. Hier stieg in dem genannten Zeitraum die Zahl der Mitglieder von 31 auf 171.

„Die Oneida-Mission in Wisconsin liegt 18 Meilen nördlich von Appeltown, nicht weit von Green-Bay. Die Bevölkerung der 12 Meilen langen und 8 Meilen breiten Reservation beträgt 1200 Seelen. Sie schreitet langsam, aber sicher in der Kultur vor. Ihre Häuser sind zweckmäßig, manche mit Geschmack gebaut und hübsch angestrichen. Sie leben hauptsächlich von Ackerbau, der mit gutem Erfolg getrieben wird.“ So sagt der Jahresbericht von 1866. Die Gemeinde mehrte sich in den letzten 16 Jahren von 93 auf 136 Mitglieder.

Die Wirksamkeit der Methodist unter den **Chippeway's** mit Nesten der Ottawa's und Pottawatomie's im Staate Michigan haben wir bereits oben (Kap 8. g.) in ihrer Berührung mit der deutschen lutherischen Mission kennen gelernt. Außer der dortigen Station in Isabella-County haben sie eine solche auch unter den am Michigan-See in Oceana und Mason-County angesiedelten Indianern sowie auf der Reservation an der Saginaw-Bay am Pine River. Die Jahresberichte beschreiben das Werk um die Mitte des letzten Jahrzehnts als in hoher Blüte stehend, wobei besonders die Camp-Meetings gerühmt werden. „Keine Zunge noch Feder kann dies Meeting beschreiben. Solche wundervollen Entfaltungen der göttlichen Kraft, solche erstaunlichen Beweislungen der Gnade, solche Einfachheit, solche Aufrichtigkeit zu sehen wird nicht oft Sterblichen auf der Erde zu Theil. Verschiedene wurden bekehrt u. s. w.“

Anders Kling sagte (cf. ob.) Damit war die im letzten die neben den Missionare und die Indianer

Ein besa See. Diese umfaßte die die Baptisten tief einschneid Ueber den B Ausfühligere auf. In den hier rivalisirt

Ein neu im fernen M Arbeit unter b berichte geben schon über 550 Reservation i Bevölkerung u Klamath-Agen Snake's (Schla in neuerer Ze dem Kriege b Station endlic Indianer versch turen sind ger Methodist-Epis von Washing beschloffen, au Thätigkeit zu und die Art il

f.

(Missionary

Diese öfte gegründet wur Wyandot's, den Cherokee unter den Nest finden. 1857 Missionaren und

Anders klingt freilich, was jener Häuptling über die Befehrungsweise sagte (cf. oben S. 142). Die Gemeindefürsorge zählten über 600 Kommunikanten. Damit war aber auch der Gipfel erreicht. Allmählich sinkt die Zahl, die im letzten Bericht mit 412 angegeben wird. Die katholische Mission, die neben den Methodisten wirkt, hatte dort vor einigen Jahren 6 Missionare und gewiß nicht unbedeutende Gemeinden. Im ganzen zählen die Indianer in Michigan noch über 8000 Seelen.

Ein besonderes Missionsgebiet bilden die Chippeway's am Obern See. Diese Mission wird als die der Detroit-Konferenz bezeichnet und umfaßte die beiden Stationen Troquois-Point (Taqumina-Bay, wo früher die Baptisten arbeiteten) und Kewawenon, letztere westlich davon an der tief einschneidenden Bai dieses Namens, an der die Stadt L'Anse liegt. Ueber den Verlauf der Wirksamkeit findet sich in den Berichten nichts Ausfühlicheres. Die Zahl der Mitglieder weist eine starke Schwankung auf. In den letzten Jahren hob sich dieselbe wieder bis auf 193. Auch hier rivalisirt die katholische Mission.

Ein neues höchst fruchtbares Feld aber hat die Methodisten-Mission im fernen Westen. Schon 1861 begegnet man der Notiz, daß die Arbeit unter den Oregon-Indianern begonnen sei, die folgenden Jahresberichte geben eine schnell wachsende Zahl von Befehrten, die 1873 schon über 550 betrug. Die Hauptstation befindet sich auf der Yakima-Reservation in Washington nördlich von Columbia-River, die eine Bevölkerung von 3400 Seelen enthält. Eine zweite ist im Gebiet der Klamath-Agentur im südlichen Oregon, zu der die Stämme der Klamath, Snake's (Schlangen-Indianer) und Modocs gehören — letztere beinahe vollständig in neuerer Zeit infolge ihres blutigen Aufstandes fast ausgerottet. Vor dem Kriege betrug die Zahl der Indianer hier 4000. Die dritte Station endlich ist bei der Siletz-Agentur in Oregon, zu der 2—3000 Indianer verschiedener Stämme gehören. Diese wie zwei weitere Agenturen sind gemäß der unten zu erwähnenden Einrichtungen von der Methodist-Episcopal-Kirche mit Agenturen zu besetzen. Die Konferenzen von Washington und Oregon, die dieses Recht ausüben, hatten beschlossen, an allen diesen Stellen auch genügende Missionskräfte in Thätigkeit zu setzen. — Leider erfahren wir über jene Völkerschaften und die Art ihrer Befehrung aus den Berichten nichts Genaueres.

f. Die Missionen der Südlichen Methodisten.

(Missionary Society of the Southern Methodist Episcopal Church).

Diese öfter erwähnte Gesellschaft, die 1844 in Nashville (Tennessee) gegründet wurde, missionirte vor Ausbruch des Krieges unter den Wyandot's, Shawnee's und Kickapoo's in Kansas sowie unter den Cherokee's und Choctaw's im Indianer-Gebiet, und endlich unter den Stämmen der Creeks, die sich noch in Alabama und Georgien finden. 1857 hatte sie im ganzen 31 Stationen mit 27 weißen Missionaren und 2729 Kommunikanten. Davon kamen 8 Stationen, 5

Missionare und 1359 Kommunikanten auf die Cherokeeen und 10 Stationen, 10 Missionare und 1206 Kommunikanten auf die Choctaw's.

Ueber die neuere Wirksamkeit der Gesellschaft ist es mir nicht gelungen irgend etwas Sicheres zu erfahren. Jedenfalls sind jedoch die Arbeiten im Indianergebiet, sowie die unter den letztgenannten Resten — falls diese noch vorhanden sind¹⁾ — wieder aufgenommen worden.

g. Die Missionen der Südlichen Presbyterianer.

Nach dem Kriege hat diese Denomination das frühere Werk des American Board unter den Cherokeeen und Choctaw's wider aufgenommen. Selbst der alte Dr. Kingsbury, ein Achtziger, der Stifter dieser Missionen, war 1867 auf seiner Station von Doaksville, der Hauptstadt der Choctaw-Nation, immer noch thätig. Spencer, Academy, Boggy, Depot, Park-Hill u. s. w. werden als weitere Stationen genannt. Rev. Byington, auch einer von den Veteranen, leitete in New-York den Druck der Choctaw-Bibel. Die statistischen Angaben fehlen in diesem Bericht. Spätere Nachrichten habe ich nicht erhalten.

h. American Missionary Association.

Diese Gesellschaft hatte zu Anfang des vorigen Jahrzehnts ihre Mission unter den Chippeway's in Minnesota am Winnepeg-See aufgegeben und dafür die Station zu Northport unter den Chippeway's und Ottawa's an der Gr. Traverse-Bay im Michigan übernommen — wahrscheinlich eine Abzweigung von der dortigen presbyterianischen Mission. Sie wurde bis 1868 fortgeführt; von da ab fehlen mir die Berichte. Obgleich die früheren meist günstig lauteten, scheint jedoch die Gemeinde, die beim Beginn 52 Mitglieder zählte, nicht grade wesentlich gewachsen zu sein.

i. Die Missionen der Protestant-Episkopal-Kirche in den Vereinigten Staaten.

Diese Kirche, deren Indianer-Mission unter dem Domestic-Board stehen, hat ihr Werk unter den Oneida's in Wisconsin ungestört bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die Stationen unter den Chippeway's in Minnesota wurden durch den oben erwähnten Aufstand gänzlich abgebrochen. In neuerer Zeit hat diese Mission einen großen Fortschritt durch die Anstellung eines besonderen Missionsbischofs gemacht (1873), der als Bischof von Niobrara auf der Yankton-Agentur seinen Sitz hat, und dessen Diözese ziemlich das Dakota-Gebiet begreift. Doch sind ihm die in den andern Diözesen diesseits der Rocky-Mountains gelegenen Indianer-

¹⁾ Im Bericht der Regierung über Indianer-Angelegenheiten von 1870 sind sie nicht erwähnt.

missionen von solche werden

1) Unter ging, besuchte „Von allen S baren Heiligh andächtiger gewesen wären vor 50 Jahren Enkel konfirmi Weisheit der ga 120 theilnahm den Altar-Schr Reihe nach vor ließ mir dabei sagte: Du hast für die Oneida aufzielen, sind die Verwüstung Tage als in de Dörfe der iri Als die Oneida Wald. Sie h gemacht, und haben es mit h geben. Ihre V gebaut, deren gleichkamen. andern Boden a entbehrte. Vor vation; jetzt ist sie ihre Wahlze eine große Schü am sanberen Li Gabeln zu sibe keineswegs einen viele Personen begegneten) wü kommen.“

Alle weiter den Dakota's g Santee-Mission der Stamm, der lebte, wo der u ihnen das Evan der mit demselbe Früchte von sein einigen Jahren

missionen von den betreffenden Bischöfen gleichfalls übertragen. Als solche werden in seinem ersten Berichte folgende aufgezählt:

1) Unter den Dneida's. Als Bischof Hare auf seinen Posten ging, besuchte er zunächst diese Station und feierte daselbst das Osterfest. Von allen Seiten richteten die Indianer ihren Weg nach dem unscheinbaren Heiligthum. Das ganze Gebäude war gedrängt voll, und eine andächtigere Versammlung, eine Versammlung, in der mehr Männer gewesen wären, habe ich selten gesehen. Viele, welche Bischof Hobart vor 50 Jahren konfirmirte, brachten ihre Enkel, um sie von seinem Enkel konfirmiren zu lassen. Es waren ihrer 20. Zuletzt wurde im Beisein der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl gefeiert, an dem 120 theilnahmen. Zuletzt nahm ich meinen Sitz auf einem Stuhl an den Altar-Schranken, und alle Männer, Weiber und Kinder kamen der Reihe nach vorüber, um mir die Hand zu drücken. Eine alte Frau ließ mir dabei einen Papier-Dollar in die Hand gleiten. Ein Mann sagte: Du hast uns glücklich gemacht, und ein anderer flüsterte: Bete für die Dneida's. — Die Fehler, die mir bei diesem Volke am stärksten auffielen, sind ein Mangel an Ordnung und Wirthschaftlichkeit, und die Verwüstungen des Brantweins. Sie traten aber nicht mehr zu Tage als in den meisten unsrer Grenzstädte; nicht so sehr wie in einem Dorfe der irischen Bergleute in unsern Kohlenbezirken. — Als die Dneida's auf diese Reservation kamen, war hier alles dichter Wald. Sie haben fast 20000 Morgen mit eigner Hand urbar gemacht, und tausende von Morgen sind das beste Ackerland. Sie haben es mit hundert und aber hundert Meilen von Umzäunung umgeben. Ihre Wigwams haben sie aufgegeben und nette Blockhäuser gebaut, deren manche ganz denen weißer Ansiedler an der Grenze gleichstamen. Vor nicht langen Jahren hatte kaum ein Haus einen andern Boden als die bloße Erde; nun ist kaum eines, das der Dielung entbehrte. Vor 20 Jahren war kein einziger Kochofen auf der Reservation; jetzt ist kaum eine Familie ohne einen solchen. Damals aßen sie ihre Mahlzeiten auf dem Boden kauern und alle ihre Köpfe in eine große Schüssel tauchend. Jetzt setzt mancher seinen Stolz darein, am sauberen Tisch mit weißem Tischtuch nebst Tellern, Messern und Gabeln zu sitzen. Und obgleich die Reservation im allgemeinen keineswegs einen Anblick ersten Ranges gewährt, glaube ich doch, daß viele Personen beim Passiren derselben (falls sie nicht die Indianer begegneten) würden meinen durch eine Ansiedlung von Weißen zu kommen."

Alle weiteren Stationen der bischöflichen Kirche, die vornehmlich den Dakota's gelten, liegen jetzt am oberen Missouri, nämlich 2) die Santee-Mission, 30 Meilen oberhalb der Stadt Yankton. Dies ist der Stamm, der vor dem Aufstande am Red Wood Lake in Minnesota lebte, wo der unermüdlige Freund der Indianer, Bischof Whipple, ihnen das Evangelium nahe bringen ließ. Der Missionar Gimman, der mit demselben schwere Zeiten durchgemacht hat, erntet hier schöne Früchte von seiner harten Ausaat. Ein ganzes Volk, das noch vor einigen Jahren in wilder Indianertracht zu sehen war, trägt jetzt des

en und 10
Shottaw's.
mir nicht
sind jedoch
zigenannten
isgenommen

e Werk des
m's wider
stziger, der
Doaksville,
Spencer,
weitere Sta-
anen, leitete
stischen An-
be ich nicht

zehnts ihre
innepeg-See
en Chitpe-
higan über-
gen presby-
von da ab
ig lauteten,
eber zählte,

Vereinigten

estic-Board
geführt bis
hipperway's
d gänzlich
Fortschritt
(1873), der
z hat, und
ihm die in
Indianer-

1870 sind

weißen Mannes Kleid. Das Indianerdorf, ein Haufe von Zelten voll fauler Menschen, vom Klang der Trommel des Medicin-Mannes wiederhallend, ist verschwunden. Die Leute haben sich über die Reservation verbreitet, wo irgend der Boden den Anbau lohnt, und wohnen in selbst erbauten Blockhäusern. Des Sonntags kommen sie von allen Seiten zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen zur Kirche. Es gibt 289 Kommunikanten unter ihnen. Viel war schon von Besuchern über die Innigkeit und Andacht dieser einfachen Leute beim Gottesdienste geschrieben. Aber alle Erwartungen waren dem Bischof durch die Wirklichkeit erfüllt, als er mit ihnen in ihrem schönen Heiligthum niederhielte. Freilich bemerkt er hierbei, man dürfe nicht vergessen, daß die gemüthliche Seite (emotional side) des Christenthums leichter als die sittliche, und daß die Indianer (Oneida's wie Santee's) nur erst Kinder sind, die kindische Versuche auf dem Wege der Tugend machen. — Zu dieser Station gehören zwei Nebenstationen, nämlich zu Bazille-River, 12 Meilen aufwärts, die andre 5 Meilen abwärts. Beide haben hübsche Kirchen. Auf der ersteren arbeitete ein treuer ausgezeichnetener Pastor, Paul Mazakute, dem von allen Seiten viel Lob gespendet wurde. Er war einige Zeit vor Ankunft des Bischofs heimgegangen. Bald darauf herrschten auf der Reservation die Pocken, die wieder eine große Zahl von Indianern hinrafften. — Schließlich ist noch eine Industrieschule für Mädchen zu erwähnen.

Wir dürfen nicht übersehen, daß auf derselben Reservation die Pilgerkirche des American Board besteht (cf. sub a), der diese Mission also als Rivalin zur Seite getreten ist.

Weiter stromaufwärts folgt 3) die Station unter den Ponka's (Punca's). Dieser Stamm, erbitterte Feinde der Dakota's, haben eine sehr ungünstig gelegene Reservation inne, wo sie mit ihren nahe angesiedelten Feinden in fortwährender Fehde leben. Dazu hatte eine Flut alles gute Ackerland dort ruinirt und eine Versekung nach einer andern Gegend stand bevor. Die Mission scheint unter ihnen nicht viel ausgerichtet zu haben und sollte wahrscheinlich bei der Versekung aufgegeben werden.

4) Auf der Yankton-Reservation hat die Episkopal-Kirche 3 Gemeinden. Die Yanktons sind ein großer, viel versprechender Stamm. Heidenthum und Christenthum stehen hier noch in grellem Kontrast neben einander. Das letztere aber gewinnt immer weiter Raum. Hier, wo übrigens wie erwähnt bereits die Presbyterianer ihre Mission hatten, nahm der Bischof seinen Sitz und ging daran verschiedene Anstalten für die ganze Diözese zu gründen. Dahin gehört vor allem eine Kostschule zur Ausbildung eingeborner Lehrer resp. Prediger. Ein solides steinernes Gebäude wird für diesen Zweck errichtet. Ferner will der Bischof ein „Schwesternhaus“ errichten, in dem namentlich Schuldiakonissen thätig sein sollen.

5) und 6) sind die Stationen bei den Lower-Yanktonnais zu Crow-Creek-Agency und die bei den Lower-Brulé's sowie schließlich 7) die noch 100 Meilen weiter hinauf gelegene zu Cheyenne-Agency unter den Stämmen der Spotted Tails und Red Cloud's Band

zu erwähnen.
letztgenannten
sich dem Werke

Es ist schon
unter den Cheyenne
dahin hatten die
Bion ihren stillen
auffälliger Er-
gewesen, der an-
dorthin zum Ge-
jede Wirksamkeit

Nach Deen
die Arbeit unter-
nommen werden
lehrte. Er fan-
schlechtem Zustan-
Danbarkeit. 1
wurden allmähli-
waren nicht wie
Part-Gill ein Fik-
und die Arbeit zu
düstere Wolken ü-
der eigentlichen
etwa 200 und de-
licher. Am Son-
ganz gefüllt zu
ganzen das For-
Verhältnisse bei
wanderung oder
ihr Loos sein we-

Das Delaw-
siebelte hatte, war
hatte sich neben
dorthin verlegte
Mission hatte jed-
mit der die Dela-
Doch sind sie bis
mit der Regierun-
zu werden. In
gefunten. Sie m-
Nüchternheit. „A-
beten und sich un-
und ihrem kleinen

1) Nur eine Str.

zu erwähnen. Diese drei aber sind noch in den ersten Anfängen. Die letztgenannten Stämme sind noch sehr stark (10,000 Seelen) und zeigen sich dem Werke der Mission nicht abgeneigt.

k. Die Mission der Brüdergemeinde.

Es ist schon oben erzählt worden, wie die Mission der Brüder unter den Cherokesen durch den Krieg gänzlich zerstört wurde. Bis dahin hatten die drei Stationen New-Springplace, Kanaan und Mount-Zion ihren stillen Fortgang gehabt, wenn sie sich auch nicht gerade auffälliger Erfolge rühmen konnten. Erfreulich war der Einfluß gewesen, der auf die wachsende weiße Bevölkerung der Umgegend, die dorthin zum Gottesdienst kam, ausübte. Nun war für mehrere Jahre jede Wirksamkeit abgeschnitten.

Nach Beendigung des Krieges konnte endlich im Oktober 1866 die Arbeit unter den Cherokesen wenigstens theilweis wieder aufgenommen werden, indem Missionar Mac nach New-Springplace zurückkehrte. Er fand das Wohnhaus noch stehend, wenngleich in sehr schlechtem Zustande. Die Indianer empfingen ihn mit Freude und Dankbarkeit. 114 Gemeindeglieder, darunter 56 Kommunikanten, wurden allmählich wieder gesammelt. Die andern beiden Stationen waren nicht wieder besetzt worden. Doch konnte in der Folge auch in Park-Hill ein Filial errichtet werden, später nach Mount-Wood¹⁾ verlegt, und die Arbeit zeigte manche Segensspuren, wenn auch immer wieder düstere Wolken über die Zukunft der Indianer aufstiegen. Die Zahl der eigentlichen indianischen Gemeindeglieder betrug (1873) zusammen etwa 200 und der innere Gang des Gemeindelebens war ein erfreulicher. Am Sonntag pflegt die geräumige Kirche zu New-Springplace ganz gefüllt zu sein. „Dennoch“, sagt der letzte Bericht, „wird im ganzen das Fortschreiten des geistlichen Lebens durch die politischen Verhältnisse bei der immer noch schwebenden Frage, ob Weiterwanderung oder Einverleibung als Bürger der Vereinigten Staaten ihr Loos sein werde, sehr gehindert.“

Das Delawaren-Häuflein, das sich in Kansas zu Westfield angesiedelt hatte, war von dort 60 Meilen nach Südwesten gezogen und hatte sich neben einer Abtheilung Chipperday's niedergelassen. Die dorthin verlegte Station erhielt den Namen New-Westfield. Diese Mission hatte jedoch viel unter der Jahre langen Ungewißheit zu leiden, mit der die Delawaren zwischen Bleiben oder Weiterziehen schwankten. Doch sind sie bis jetzt geblieben und stehen (1873) in Unterhandlung mit der Regierung, um als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt zu werden. In den letzten zehn Jahren ist ihre Zahl von 85 auf 55 gesunken. Sie machen aber dem Missionar Freude, durch Fleiß und Nüchternheit. „Wenn ich sie“, schreibt derselbe, „unsre Verse singen, beten und sich untereinander dazu ermuntern, höre, dem lieben Heiland und ihrem kleinen Kirchlein treu zu bleiben, wenn sie ihre Dankbarkeit

¹⁾ Nur eine Stunde von Talequah, dem Hauptort der Cherokesen, entfernt.

für die Wirksamkeit der Missionare so herzlich und einfältig aussprechen, dann fühle ich mich wieder erfrischt, ermuntert und gestärkt. In Beantwortung der Frage, ob sich's auch noch lohne, unter diesen wenigen Ueberresten der Nation noch zu arbeiten, berufe ich mich auf das Wort des Heilandes: „Was ihr gethan habt diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan“.

Anhang.

Society for Propagating the Gospel among the Indians and others in North-America.

Wir wollen die Arbeiten dieser ältesten aller amerikanischen Missionsgesellschaften doch nicht unerwähnt lassen, obgleich die letzten uns darüber vorliegenden Nachrichten schon etwas veraltet sind. Es erscheint nur von 5 zu 5 Jahren ein Bericht. Der von 1861 gibt Folgendes an über die Wirksamkeit der Gesellschaft, die sich auf Unterstützung andrer Missionen resp. Indianergemeinden beschränkt:

1. Stiftung an der Lawrence-Universität zu Appletown in Wisconsin zur Ausbildung von Indianerjünglingen, besonders von den Oneida's.

2. Desgleichen an dem Methodistens-Seminar zu Albion in Michigan, besonders für Chippeway's.

3. Desgleichen bei einer Privatschule zu Twinsburg, wo nach und nach 20 junge Indianer, Ottawa, Seneca u. s. w. ausgebildet waren.

4-6. Unterstützung der Oneida-, Onondaga- und St. Regis-Mission der Methodisten.

6. 8. Unterstützung kanadischer Missionen.

9. Unterstützung der kleinen christlichen Indianergemeinde (Narragansetts) zu Charlestown in Rhode-Island, sowie geistliche Pflege des Häufleins der Indianer, die auf Martha's-Vineyard übrig geblieben sind, und dort bei Gay-Head ihren Sitz haben.

10. Die Missionen in Kanada.

Als den Engländern im Jahre 1763 die französischen Kolonien Kanada und Acadien¹⁾ abgetreten wurde, hatten dort die Jesuiten schon über anderthalb Jahrhundert ihr Missionswerk getrieben und bedeutende Schaaren von Indianern in christliche Gemeinden gesammelt. In den Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen war jedoch, wie es scheint, die Zahl der Eingebornen bereits stark zusammengesmolzen. Unter der englischen Herrschaft ließen sich für diese katholische Mission

¹⁾ Das jetzige Neu-Braunschweig und Neu-Schottland. Von Kanada war nur der östliche Theil, Unter-Kanada, bestedt, daher bis jetzt dort die französische Sprache und die katholische Konfession vorherrschend. Das später besiedelte Ober-Kanada ist vorwiegend evangelisch und hat die englische Sprache.

nicht viel Jesuiten-Dr. obgleich eine Mission, die vorhanden; für die neue ist es zu ver erhalten habe. Freilich wurde wie dies in Sie wurden. Väter vertrie. Doch auch tr wir von be gekommene L ihnen verman mentlich Mol letere in Ac in Betracht f

Die älteste pagation of perway's in D Tag besteht.

Ein Jahr Delawaren na Zufluchtsstätte und erbauten 1 die Station F sionsversuch un Denke errichte im St. Clair, ellschaft wie a Chippeway's, mit den Indian den Kreuzestob am Jongquak schon starben in den Wilden und heidnische überhand und er darauf eine Auch ein ander mißlang, und f den im Jahre 1 und Gosen in

¹⁾ Nach dem C Millionen Gesamt

nicht viel Erfolge erwarten. Dazu ging wohl auch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens nicht ohne nachtheilige Folgen für dieselben vorüber, obgleich eine förmliche Unterbrechung nicht stattfand. Eine evangelische Mission, die sich hätte der Eingebornen annehmen können, war nicht vorhanden; und 28 Jahre verflossen, ehe der erste Anfang dieser Art für die neu erworbenen Kolonien von England aus gemacht wurde. So ist es zu verwundern, daß die Rothhäute auch dort sich nicht als Völker erhalten haben, sondern nur in Nesten auf unsre Zeit gekommen sind. Freilich wurde in Kanada nicht grade so an ihrem Untergange gearbeitet, wie dies in unserm Jahrhundert in den Vereinigten Staaten geschah. Sie wurden nie aus ihrer Heimat und von den verehrten Gräbern ihrer Väter vertrieben. Auch fanden sie unter dem Gesetz genügenden Schutz. Doch auch trotz dieser humaneren Behandlung der Eingebornen finden wir von den einst mächtigen Nationen nur elende und heruntergekommene Ueberreste.¹⁾ Es waren besonders die Huronen und die ihnen verwandten Wyandots, sowie im Süden die Irokesen (namentlich Mohawks) und im Osten die Abenaki's und die Micmacs, letztere in Acadien, und endlich im Westen die Chippeway's, die hier in Betracht kommen.

Die älteste evangelische Mission ist die der Society for the Propagation of the Gospel, die 1791 unter den Irokesen und den Chippeway's in Ober-Kanada zu arbeiten begann und bis auf den heutigen Tag besteht. Ueber ihre frühere Geschichte fehlen mir die Quellen.

Ein Jahr später fand die Brüdergemeinde mit ihren bekehrten Delawaren nach 12 Jahre langem Umherirren (cf. oben Kap. 7) eine Zufluchtsstätte am Thames-Flusse, der sich in den St. Clair-See ergießt, und erbauten 1794 an demselben etwa 18 Stunden von seiner Mündung die Station Fairfield. Von hier aus wurde dann auch ein Missionsversuch unter den benachbarten Chippeway's gemacht. Missionar Dente errichtete 1802 seine Hütte auf einem wenig bewohnten Eilande im St. Clair, und verbrachte hier, von der übrigen menschlichen Gesellschaft wie abgeschnitten, einen Winter in der Wildniß unter den Chippeway's, bis er deren Sprache so weit erlernt hatte, daß er sich mit den Indianern nothdürftig unterhalten und mit stammelnder Zunge den Kreuzestod Jesu verkündigen konnte. Dann bezog er 1803 den Posten am Jongquakamif, 4 Stunden von Fairfield. Aber nach zwei Jahren schon starben die Häuptlinge, welche ihm Schutz zugesagt hatten, und in den Wilden erwachte der alte Groll gegen die Weißen: Saufgelage und heidnische Gaukeleien nahmen in der Nähe des Missionshauses überhand und nöthigten Dente 1806 zum Rückzuge nach Fairfield, wo er darauf einen jungen Chippeway als Erstling der Nation taufte. Auch ein anderweiter Missionsversuch am Sandusky (1804—11) mißlang, und so hatte die Brüdergemeinde bei Zeisberger's Hinscheiden im Jahre 1808 nur die beiden Stationen Fairfield in Ober-Kanada und Gosen in Pennsylvanien. Im Jahre 1813 während des Krieges

¹⁾ Nach dem Censuss von 1861 betrug die Zahl der Indianer 12717 bei 3¼ Millionen Gesamtbevölkerung.

zwischen den Engländern und Nordamerikanern sah sich die Gemeinde genöthigt, aus Fairfield zu flüchten, und der Ort wurde von letzteren zerstört. In betrübter und kümmerlicher Lage, obwohl von der Regierung und von einer Gesellschaft in New-York unterstützt, irrten die Geflüchteten an verschiedenen Orten umher, bis sie 1815 nach geschlossenem Frieden nach Fairfield zurückkehren konnten, wo sie nun auf dem entgegengesetzten Ufer des Thamesflusses sich anbauen und den Ort Neu-Fairfield nannten. Um diese Zeit fingen die heidnischen Propheten wieder an, sich zu zeigen, unter ihnen besonders ein alter berüchtigter Zauberer, Quim, der von Jugend auf ein bitterer Feind der Missionare und der Christlichen Indianer gewesen war. Im März 1816 aber ward den Brüdern die große Freude zu Theil, daß dieser alte verhärtete Sünder in einer schweren Krankheit in sich ging, und erst dem Helfer Jakob, dann dem Missionar Deute die große Bekümmerniß seines Herzens um seine Sünden darlegte und dringend um die Taufe bat. Er bezeugte seinen Glauben mit solchem Nachdruck, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt waren. Am 11. März, kurz vor seinem Ende, ward er mit Namen Leonhard getauft, und freudig sprach in der Gemeinde einer zu dem andern: „Quim unser Feind ist nun unser Bruder geworden!“ — In Gosen riß leider um diese Zeit große Trunksucht ein, und die Zerrüttung ward endlich so allgemein, daß die Versammlungen und Schulen aufhören mußten. Im Oktober 1821 wurden die Missionare abberufen, und den treugebliebenen Indianern als Zufluchtsort Neu-Fairfield angewiesen. Hier lebten etliche hunderte von Indianern unter dem Einflusse des Evangeliums, und als im Jahre 1842 das 50jährige Bestehen der Gemeinde in Kanada gefeiert werden konnte, waren daselbst 101 Erwachsene und 431 Kinder getauft worden.¹⁾ Dennoch wechseln auch hier bis in die neueste Zeit Licht und Schatten, erfreuliche und betrübende Erscheinungen. 1869 lautete der Bericht folgendermaßen:²⁾ „Der Zustand des dortigen Werkes war nach den neuesten Nachrichten im allgemeinen kein befriedigender und genannte Geschwister hatten mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Ein solches war die Verbindung der geistlichen Thätigkeit mit der Bewirthschaftung des der Mission gehörenden Grundstückes, das sich trotz der bereits von Geschwister Warmann angewendeten Mühe von früherer Zeit her in sehr verfallenem Zustand befand, hauptsächlich aber die Uneinigkeit unter den Indianern und die Abneigung eines Theils derselben gegen unsere Weise der Wirksamkeit bei unverständigen Fortschritts-Bestrebungen, welche schließlich auf fleischliche Ungebundenheit hinausliefen. Indessen

¹⁾ Einige Jahre zuvor (1837) hatte ein Theil jener Indianer, von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffen, jenseits des Mississippi eine neue Heimat gesucht und sich am Kansas-R. 45 engl. Meilen von seiner Wäldung in den Mississippi niedergelassen. Die nachfolgenden Missionare gründeten dort im nächsten Jahre die Station Westfield. Die kleine Gemeinde, meist aus Munsee's, weniger aus Delawaren bestehend, mußte jedoch von dort 1853 weiter ziehen. Es ist schon gesagt, wie sie 1860 endlich sich an einer andern Stelle niederließen. cf. oben, Seite 189.

²⁾ Ueberblick über das Missionswerk der Bräutigamsgemeinde (Beilage zum Missionsblatt) S. 84.

hatte Dr. S. gefüllt zu hielten 7 vor dem ergriffen. dem Bethle erstenmale des Mission im vorigen Hand des Themsefluß das Mission nicht erheblich ausgebrochen der Nähe der 268 Personen Gemeinde geh vester Wollte, Visitationsbest der Verhältni Morgen große geistlichen Ber Anordnungen

Später n Ältesten-Konfe bei dem er ein bekam. In de einem Liebesm Ansprachen, un war in lieblich es, daß die G hinter andern von der Regier haben, eine jäh welche sich dane können. Es gil ergebene, verarr Seelen, darunte Ort und Stelle Nähe der Stadt

Die Meth amerikan. Me Grand-River

¹⁾ Nach Newer

²⁾ Fließt in de

Burthard, Missions-

hatte Dr. Meinke doch die Freunde, das Kirchlein bei den Gottesdiensten gefüllt zu sehen. In der Gebetswoche zu Anfang des Jahres 1868 hielten 7 Indianerbrüder eindringliche Gebete und bei dem Sprechen vor dem heil. Abendmahl zeigten sich manche Kommunitanten tief ergriffen. Bei der Feier desselben am 15. Dez. 1867 wurden die von dem Bethlehemer weiblichen Missionsverein geschenkten Gefäße zum erstenmale gebraucht. Alles das war geeignet, den gesunkenen Muth des Missionars wieder aufzurichten. Zu dem innigsten Dant gab ferner im vorigen Jahr die zweimalige Bewahrung durch die allmächtige Hand des Herrn Veranlassung, indem der nahe vorbeiströmende Themsefluß bei einer außergewöhnlichen Ueberschwemmung im Frühjahr das Missionsgrundstück, welches großer Gefahr ausgesetzt war, doch nicht erheblich beschädigen durfte, und später ein im Missionshaus ausgebrochnes Feuer noch zu rechter Zeit gelöscht werden konnte. In der Nähe der Station wohnten zu Ende des Jahres 1867 im ganzen 268 Personen, von denen 117, darunter 47 Kommunitant'en, zu unsrer Gemeinde gehörten. Im Septbr. des vor. Jahres begab sich Dr. Sylvestre Wolle, Mitglied der Prov.-Welt.-Konferenz in Bethlehem, zu einem Visitationsbesuch nach Neu-Fairfield. Er kam bei gründlicher Prüfung der Verhältnisse zu der Ueberzeugung, daß die Bearbeitung des 80 Morgen großen Grundstücks unmöglich in erspriechlicher Weise mit dem geistlichen Beruf verbunden bleiben könne. Es werden demnach neue Anordnungen getroffen werden."

Später machte Dr. Schweinitz, als Mitglied der Provinzial-Altesten-Konferenz in Bethlehem, dort einen amtlichen Visitationsbesuch, bei dem er einen günstigen Eindruck von dem dortigen Gemeinlein bekam. In den Versammlungen herrschte große Aufmerksamkeit; bei einem Liebesmahle hielten auch mehrere Indianerbrüder erbauliche Ansprachen, und das Walten des Geistes der Liebe und Verbundenheit war in lieblichster Weise zu spüren. Im neuesten Bericht dagegen heißt es, daß die Gemeinde z. B. im Gesang und Leistungen der Schule hinter andern zurückstand. "Die Leute dieses Stammes bekommen von der Regierung als Entschädigung für das Land, das sie verloren haben, eine jährliche Unterstützung an Geld, von welcher diejenigen, welche sich daneben noch etwas durch Arbeit verdienen, recht gut leben können. Es gibt aber unter ihnen auch gar manche träge, dem Trunk ergebene, verarmte und verschuldete Leute. Die Gemeinde zählt 155 Seelen, darunter 35 Kommunitanten. Die Station wird übrigens an Ort und Stelle jetzt meist Moraviantown genannt und liegt in der Nähe der Stadt Bothwell.

Die Methodistens-Mission in Kanada¹⁾ wurde 1820 von der amerikan. Methodist-episcopal-Kirche unter den Mohawks am Grand-River²⁾ begonnen, die dort auf einer Reservation lebten.

¹⁾ Nach Newcomb, Cyclopaedia. S. 594 ff.

²⁾ Fließt in den Erie-See, nicht weit von seiner nordöstlichen Ede.

Hier siedelte im Jahre 1783 der berühmte Häuptling Johann Brant sich an, und gründete an der Ostseite des Flusses das Städtchen Brantfort. Er hatte es im Freiheitskriege treu mit den Engländern gehalten und war nicht bloß durch Tapferkeit und Kriegserfahrung ausgezeichnet, sondern besaß auch eine wissenschaftliche Bildung, verstand Griechisch und Lateinisch, und übersetzte das Evangelium Matthäi in die Mohawksprache. Doch war sein Christenthum wohl mehr Sache des Verstandes als des Herzens, und sein Stamm war noch lange nicht christlich. Von Zeit zu Zeit kamen Methodisten-Prediger in die Gegend, ohne genügenden Eingang bei den Mohawks zu finden, bis endlich im Jahre 1822 dem Missionar Torry, der von den Mündungen des Grand-River immer weiter herauf in die indianischen Dörtschaften kam, die Bekehrung derselben gelang.

Bedeutendere Erfolge hatte die Mission jedoch unter den Mississauga's (verwandt mit den Chippeway's), unter denen 1823 infolge einer Erweckung eine Gemeinde gesammelt wurde, die sich am Credit-R. niederließ. 1826 wurde unter einem andern Stamm der Mississauga's die auf Snake-Insel und Yellow-Head-Insel (im See) lebten, eine weitere Station gegründet. Doch schon 2 Jahre später wurde die ganze Mission der Konferenz der Kanadischen (Wesleyan.) Methodisten übertragen, die dieselbe der Leitung der Wesl. Methodist Missionary Society überließ (1833), obgleich wohl auch fernerhin die Geldmittel für dieses Werk in der Kolonie aufgebracht wurden. Der damals als General-superintendent der Gesellschaft ausgesandte Rev. Stinson konnte einen sehr günstigen Bericht über die sämmtlich von ihm besuchten Stationen liefern. Es waren inzwischen deren mehrere unter den Chippeway's hinzugekommen. Nicht weniger als 1200 Indianer bewiesen sich als treue Gemeindeglieder, und auch ihre Fortschritte im seßhaften und civilisirten Leben zeigten die große Umwandlung, die mit ihnen vorgegangen war. 2000 Kinder standen in christlichem Unterricht. Die Berichte der folgenden Jahre lauten höchst günstig. „Die Lieder Zions erklingen nun in den Wäldern, die sonst nur von dem wilden Kriegsgeschrei widerhallten. Statt der schlechten Wigwams sieht man bequeme Häuser von Gärten umgeben, u. s. w.“

Im Jahre 1835 wurde ein ganzer Stamm (von Chippeway's?) am St. Clair-River bekehrt. Der Gouverneur von Ober-Kanada, Sir John Colborne, hatte viel für diese Leute gethan, hatte ihnen Häuser bauen und Gärten anlegen lassen.

Als Rev. Stinson einst eines dieser Häuser betrat, wurde er von dem Hausvater empfangen, der mit Thränen des Dankes sagte: „Als ich vor 9 Jahren hieher kam, war ich ein armer verlassener Indianer und hatte nichts als meine schmutzige Decke. Aber jetzt“, fuhr er fort und zeigte auf die Möbel und andern Gegenstände im Hause, „jetzt habe ich alle diese guten Dinge, und was das Beste ist, ich habe die Liebe Christi in meinem Herzen.“

Die literarischen Arbeiten, die sich mehrenden Schulen, die Industrie-Anstalten mögen nur angebeutet sein.

Besondere Arbeit wurde auf die Ausbildung von National-gehilfen gewendet, deren bald mehrere erfolgreich neben den 6 englischen Missionaren wirkten. So unter den Resten der Tuscarora's und Onondaga's, die in der Nähe von Brantfort wohnten, bis dahin ihr

altes heidnische gegen alle Stv behnte sich die River 1) gegrü mit einer beheb befest.

Indessen b hier mit dem Troß der Fürs wird derselben d Indianer zu seh im Wege steh eine ihnen verbe Mann mit dem reichlicheren Ver daher oft vorgez die größten Gef entrückt allen Be die Missionsberic von manchen Tr Betrachtung der klagen die Berich reputable) Profess gebehnteste Erfahr daß für das zeitlich kann, wo ihre W europäischer Civil

Die Mission Missionsgesellschaft ist in den Berichte oder gar nichts dar Angaben über Re den Deutschen, z zusammenfassen. Jahre 1867 vor i jellschaft.

Damals besta New-Credit, Grand-River, Muncy und L am Thames-S Snake und Ge Rama am Oth Schoogog, Inse

1) Nicht weit von

alles heidnische Wesen mit besonderer Zähigkeit festgehalten und sich gegen alle Civilisation gesträubt hatten. — Auch weiter nach Nordwesten dehnte sich die Mission bis an den Obern See, wo die Station Garden River ¹⁾ gegründet wurde. Nach und nach aber war ganz Ober-Kanada mit einer bedeutenden Anzahl von Wesleyanischen Indianergemeinden besetzt.

Indessen die Verhältnisse der Eingebornen gestalteten sich doch auch hier mit dem Wachsen der weißen Bevölkerung immer ungünstiger. Trotz der Fürsorge, die ihnen die Regierung angedeihen läßt — es wird derselben an einer Stelle sogar zum Vorwurf gemacht, daß sie die Indianer zu sehr bevormunde und damit ihrer selbständigen Entwicklung im Wege stehe — waren sie durch die Berührung mit den Weißen in eine ihnen verderbliche Lage gekommen. Im Ackerbau kann der rothe Mann mit dem weißen nicht konkurriren. Die Gelegenheit anderweitigen reichlicheren Verdienstes, wie durch Holzfällen, Flößen u. s. w., die daher oft vorgezogen wird, hat aber für jene unselbständigen Menschen die größten Gefahren, da sie durch diese Arbeiten zeitweise der Heimat entrückt allen Versuchungen um so zugänglicher sind. Daher lauten die Missionsberichte seit Jahren schon immer ungünstiger. Freilich kann von manchen Triumphen auf Sterbebetten berichtet werden. Aber die Betrachtung der Lebenden gewährt nicht die gleiche Befriedigung. Dazu klagen die Berichte im vorigen Jahrzehnt über eine „ehrwidrige (disreputable) Proselytenmacherei seitens der anglikan. Kirche. — Die ausgedehnteste Erfahrung und Beobachtung bestätigten auch hier die Ansicht, daß für das zeitliche und ewige Heil der Indianer am besten gesorgt werden kann, wo ihre Wohnplätze am entferntesten sind von amerikanischer und europäischer Civilisation“.

Die Mission steht in neuerer Zeit unter der direkten Leitung der Missionsgesellschaft der Wesl. Methodistischen Kirche in Kanada. Daher ist in den Berichten der Wesleyan Meth. Miss. Society (London) wenig oder gar nichts darüber zu finden, da in letzter Zeit die dort veröffentlichten Angaben über Kanada die Indianer-Mission mit der Mission unter den Deutschen, Franzosen und der Kolonial-Bevölkerung überhaupt zusammenfassen. So liegen denn ausführlichere Nachrichten nur vom Jahre 1867 vor in einem Original-Jahresbericht der Kanadischen Gesellschaft.

Damals bestanden folgende Stationen:

New-Credit, einige Meilen südöstl. von Brantfort.

Grand-River, östlich von da.

Muncy und Oneida, eine Reservation 22 Meilen von London am Thames-R.

Snake und Georgiana-Inseln im Simcoe-See.

Nama am Ostufer desselben.

Schoogog, Insel in dem gleichnamigen See, östlich vom vorgenannten.

¹⁾ Nicht weit von Sault de St. Marie.

Alnwid, östlich von der vorigen. Hier bestand die in früherer Zeit oft erwähnte Industrieschule, die sehr segensreich wirkte. Giawatha am Rice Lake, weiter östlich. Mud Lake, nicht fern von der Stadt Peterborough. Wardsville, südwestlich am Thames-R. nicht weit von New-Fairfield.¹⁾ St. Clair, bei Sarnia, nicht weit vom Huron-See. Walpole, Insel im St. Clair-See. Saugeen, am östlichen Ufer des Huron-Sees. Kap Croder, in der Georgian-Bay desselben. Christian-Inlands und Beaufoiel, eben daselbst. Garden-River, vergl. oben.

Auf dieser stattlichen Reihe von Stationen befanden sich immer noch gegen 1800 Kommunitanten, mit deren Pflege 25 Missionare, darunter manche tüchtige Eingeborne, betraut waren.

Aus den Berichten sei Folgendes angeführt: Die gewöhnliche kirchliche Thätigkeit ist regelmässig fortgesetzt worden, und war in einigen Fällen von Beweisungen göttlicher Kraft begleitet. Im letzten Herbst wurden einige spezielle Anstrengungen gemacht, die nicht ohne gnadenreichen Einfluß blieben. [Wahrscheinlich Camp-Meeting oder dergl.] Mehr als 20 junge Leute bekannten Frieden mit Gott zu finden, durch unsern Herrn Jesum Christ; viele dieser Zeugnisse waren klar und überzeugend. Diese Thatfachen gaben hellere Hoffnungen für die Zukunft dieses Volkes, als wir sie vorher zu hegen Grund hatten. Einige von diesen bleiben fest. Aber andre, die zu elendem Tanz und Abendgesellschaften verführt wurden, fielen ab. Ich hoffe, daß einige von diesen wider gewonnen werden. Diese Abendgesellschaften (night parties) und ihre Uebel gehören mit zu den schmerzlichsten Erfahrungen der Missionare. — Wir hatten wie gewöhnlich eine große Anzahl Todesfälle und der Missionar war glücklich, die Sterbenden auf das Lamm Gottes hinweisen zu können, das der Welt Sünde trägt. — Wir haben einige junge Leute, die für die Erziehung, die sie zu Muncy erhielten, ein gutes Zeugniß geben. Sie sind fleißig und sparsam und zeigen durch ihre Beiträge zur Mission, daß sie die Sache zu schätzen wissen, durch die sie so gefördert wurden. Die schnelle Abnahme dieses Stammes schließt jeden merklichen Zuwachs der zu berichtenden Zahlen aus. (New-Credit.)

Der Tod ist unter uns geschäftig gewesen. Darunter war ein gläubiger alter Lokal-Prediger mit seiner Gattin. Während diese in die triumphirende Kirche eintraten, sind ein paar zur streitenden Kirche gekommen in Verbindung mit unsrer Mission. Die Schule ist das ganze Jahr hindurch gehalten worden. Einige Kinder machen Fortschritte, obgleich wohl nicht viel zu erwarten ist, wo sie außer der Schule nur die indianische Sprache hören. — Wir sehnen uns nach

¹⁾ Diese Mission wird als „Moravian Indians“ bezeichnet, worin ein starker Hinweis auf einen ähnlichen Proselytismus wie er oben von dieser Seite gerügt wurde, liegen dürfte.

Ausgießung des
schauer senden

Die Versuchung
der zu Recht be-
zweifel gibt, son-
weins mitten un-
und in ihrem In-
vation betrunken
gelbes Strafe za-
bergibt, soll zue-
Stämme ausgesa-
fortwährend an

Die häufig
neutralisirt fast
geistlichen Förder-
Schuld am Rück-
Indianer nach ei-
schädlichen Einstü-
nicht darauf einge-

— Keine B-
sich nach ihrer Be-
des Christenthums
wurden, mit jeder-
(Rice Lake).

— Es sind
die sich in Bezug
moralischen Werth
Zahl von Weißen,
eine der ältesten E-

Wegen ihrer
abwesend. Der W-
und predigte da
und Wasser durch
bestärkte sie auf
Trunksucht und an-
ist. (Walpole Zel-

Zu Kap Croder
die Mission noch m-
Bevölkerung bishe-
Fortschritte in der
Nur im Vorübergel-
in neuerer Zeit au-
außerlich zur Kathol-
u. z. in der Nähe
tains.

Die Society
ihre ausgedehnte Th-

Ausgießung des Heiligen Geistes. O daß der Herr uns bald Gnaden-
schauer senden möge! (Grand-River.)

— Die Geißel der civilisirten Indianer ist die Auszehrung.
Die Versuchungen zur Unmäßigkeit sind groß, nicht bloß von Seiten
der zu Recht bestehenden Brantweinläden, deren es in der Nähe schon
zuviel gibt, sondern auch durch den ungeseglichen Verlauf des Brant-
weins mitten unter uns. Die Indianer haben jedoch das Uebel erkannt
und in ihrem Rath beschlossen, daß jeder Indianer, der auf der Reser-
vation betrunken gefunden wird, soll nach dem Betrage seines Jahr-
geldes Strafe zahlen. Wer aber sein Haus zum Tanzen und Trinken
hergibt, soll zuerst Strafe zahlen, bei der zweiten Uebertretung vom
Stamme ausgeschlossen werden. Dieser Stamm hatte von 1860—66
fortwährend an Seelenzahl zugenommen. (Nania.)

Die häufige Abwesenheit einer großen Anzahl von Familien
neutralisirt fast gänzlich alle Anstrengungen zu ihrer Belehrung oder
geistlichen Förderung. Das gigantische Uebel, die Unmäßigkeit, ist
Schulb am Niedergange dieser Station. Die Regierung wollte diese
Indianer nach einer andern Gegend verpflanzen, wo sie weniger den
schädlichen Einflüssen der Weißen ausgesetzt wären. Sie wollten jedoch
nicht darauf eingehen. (Alnwid.)

— Keine Belehrungen, obgleich diese Leute als eine Gemeinde
sich nach ihrer Beständigkeit, sozialen Lage, Anhänglichkeit an die Form
des Christenthums, durch die sie aus der heidnischen Finsterniß gerettet
wurden, mit jeder andern indianischen Gemeinde vergleichen lassen.
(Nice Lake).

— Es sind hier manche würdige Personen unter den Indianern,
die sich in Bezug auf Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Frömmigkeit und
moralischen Werth wohl vergleichen lassen mit einer entsprechenden
Zahl von Weißen, die doch so viel günstiger gestellt sind. (St. Clair,
eine der ältesten Stationen mit 180 Mitgliedern.)

Wegen ihrer Armuth sind die Indianer viel von ihrer Heimat
abwesend. Der Missionar folgte ihnen in ihre Lager in den Wäldern
und predigte da Sonntags. Zuweilen mußte er dazu im Schlamm
und Wasser durch Sümpfe gehen. Dies Verfahren war recht gesegnet,
bestärkte sie auf dem guten Wege und verhinderte ein gut Theil
Trunksucht und andre Laster, von denen der arme Indianer bedrängt
ist. (Walpole Island.)

Zu Kap Croder und den Inseln in der Georgian-Bay hat es
die Mission noch mit Indianern zu thun, die den Einflüssen der weißen
Bevölkerung bisher fern geblieben waren. Es werden erfreuliche
Fortschritte in der äußeren Kultur sowie im Christenthum berichtet. —
Nur im Vorübergehen deuten wir schließlich an, daß die Methodisten
in neuerer Zeit auch in Unter-Kanada unter den Indianern, die sich
außerlich zur katholischen Kirche bekennen, eine Mission begonnen haben
u. z. in der Nähe von Montreal bei dem Lake of the two Moun-
tains.

Die Society for the Propagating of the Gospel, welche
ihre ausgedehnte Thätigkeit in Kanada mehr den europäischen Kolonisten

zuwandte, hat jetzt daselbst nur noch ein paar Stationen ausschließlich für die Indianer. Auf Walpole Island besteht eine solche schon seit 1842, neben der später die eben erwähnte methodistische angelegt wurde. Von den 850 Indianern der Insel, die etwa $1\frac{1}{4}$ deutsche Quadrat-Meilen umfaßt, gehören 400 zur Episkopalkirche, von denen jedoch nur 70 Kommunikanten sind. Sie zeichnen sich durch die Anhänglichkeit an ihren Missionar aus, der bereits lange Jahre unter ihnen thätig ist und von den allmählich eingetretenen Veränderungen im Vergleich mit den alten Zuständen eine vortheilhafte Schilderung einwirft. So waren die Rathsversammlungen sonst nichts als Rauchen und dann ein wirres Durcheinander und viel Betrunktheit. Jetzt zeichnen sie sich aus durch ein bewundernswerthes Maß von Ordnung und Decorum, obgleich das alte Rauchen beibehalten ist. Die Indianer selbst führen bei diesen Versammlungen ein gut geschriebenes Protokoll. — Zum Gottesdienst hält sich die Gemeinde treulich und offenbar mit Verständnis. Wenn sie von ihren Wanderungen zurück kommen, so hört der Missionar sie wohl sagen: „Die Kirche hat uns recht gelehrt!“ Oder: „Ich wollte es wäre Sonntag; ich bin hungrig nach dem Worte.“

Epidemien, namentlich 1858 die Pocken, haben die Insel schwer heimgesucht. Damals gewann der Missionar und seine Frau viele Herzen durch die aufopferungsvolle Samariterthätigkeit. — Der Ackerbau scheint dort noch nicht viel Eingang gefunden zu haben. Auch scheint hier mehr als sonst bei jenen Resten der Indianer noch nationale Eigenthümlichkeit festgehalten zu sein. So zeigt z. B. eine Photographie aus neuerer Zeit den Häuptling Doshownoo noch im vollen Feder Schmuck mit Leggins und Mocassins, nur das Obergewand ist europäisch.

Eine andre Station, mit Namen Manitowaning, liegt auf der großen Insel Manitoulin im Huron-See. Dieselbe war 1840 gegründet, gehörte jedoch nur bis 1867 der genannten Gesellschaft, jetzt wird sie von der Diözese Toronto unterhalten. Nach dem letzten Berichte gehörten von den 289 Seelen des Stammes, der in dem Bereiche der Station lebt, 240 zur Kirche, von denen 34 Kommunikanten waren. Auch hier scheint die Kultur noch nicht bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Auf der Insel besteht übrigens noch eine katholische Mission. Außerdem wird immer noch eine starke Heidenpartei erwähnt, die vom Christenthum überhaupt nichts wissen will. — Endlich bestand auch zu Garben-River noch eine episcopale Station der Diözese Toronto, und 1868 sagte mir der Bischof selber, daß eine solche auf der Insel Michipocoton im Oberen See angelegt werden solle.

Es scheint, daß die ausgedehnte Kolonial-Mission der S. P. G. in ganz Kanada auch die Indianer mit im Auge hat, wenn für dieselben auch keine besonderen Stationen errichtet sind. Nur auf diese Weise lassen sich jene Klagen der Methodisten über kirchliche Proselytenmacherei erklären.

Die Indianer in Unter-Kanada gehören sämmtlich der römischen Kirche an. Dennoch hat dort längere Zeit eine Mission des American

Board be-
real und
Maine lebt
eine evange-
unter imme-
sich auflöste
Enblich
Volk, das
und Neu-
in Nova Sc-
jedoch imme-
sogar wieder
seit lange
sehr niedrige
Society, i
gänglich zu
das Mission-
tius Rand
hatte. Obgl-
überseht wa-
brachte es ni-
können, son-
in Buchstabe
Schwierigkeit
beibehalten h-
Die Priester f-
ihn den Indi-
sei die Sprad-
Rand hat mi-
in weitem W-
Besuche gern
Maliseets i
eine von den
Weise. Uns
in sofern gel-
Georg Müller.
Und sein Vert-
Nachrichten k-
legen. Leider
Mittheilungen
Die katho-
sei wenigstens
hinausgehen u-
schwer zugängli-

¹⁾ Dasselbe i
Die Fieber und C
nur als Anhalt f

ausgeschlossen
 schon seit
 gelegt wurde.
 Quadraten
 jedoch
 Anhänglichkeit
 ihnen thätig
 im Vergleich
 einwirft. So
 und dann
 zeichnen sie
 und Decorum,
 er selbst führen
 toll. — Zum
 über mit Ver-
 ummen, so höri
 recht gefehlt!
 grig nach dem

die Insel schwer
 eine Frau viele
 Der Ackerbau
 Auch scheint
 noch nationale
 B. eine Photo-
 noch im vollen
 Obergewand ist

g, liegt auf der
 1840 gegründet,
 t, jetzt wird sie
 letzten Berichte
 im Bereiche der
 ifanten waren.
 Schritte gemacht
 holische Mission.
 wähnt, die vom
 bestand auch zu
 e Toronto, und
 auf der Insel

der S. P. G.
 an für dieselben
 auf diese Weise
 pfelytenmacherei

der römischen
 des American

Board bestanden, der von 1840—58 bei St. Francis (zwischen Mont-
 real und Quebec) unter den Abenaki's, einem Stamme, der früher in
 Maine lebte, einen eingebornen Pastor unterhielt. Es war gelungen,
 eine evangelische Gemeinde zu sammeln, die sich aber nach und nach
 unter immer ungünstigeren Verhältnissen nicht halten konnte, sondern
 sich auflöste.

Endlich sind noch die Micmacs zu erwähnen, ein Algonkinen-
 Volk, das einst Neu-Braunschweig, Nova Scotia, Prince Edwards I.
 und Neu-Fundland bewohnte. Jetzt sind von demselben nur noch Reste
 in Nova Scotia und in einigen Gegenden Neu-Braunschweigs übrig, die
 jedoch immerhin vor einigen Jahren auf 3000 geschätzt wurden, ja
 sogar wieder im Zunehmen begriffen zu sein schienen. Das Volk ist
 seit lange katholisch, steht aber innerlich und äußerlich auf einer
 sehr niedrigen Stufe. 1849 bildete sich die Micmac Missionary
 Society, in der Absicht, demselben die Bibel in ihrer Sprache zu-
 gänglich zu machen. Ein Mann von außergewöhnlicher Hingabe an
 das Missionswerk wurde für die Sache gewonnen: Rev. Silas Ter-
 tius Rand, der schon zuvor das Studium der Sprache begonnen
 hatte. Obgleich ein katholisches Gebetbuch in alter Zeit in dieselbe
 überfetzt war,¹⁾ gab es noch keine literarische Bearbeitung. Rand
 brachte es nicht nur dahin, die schwierige Sprache fließend sprechen zu
 können, sondern überfetzte verschiedene Theile der Heiligen Schrift, die
 in Buchstaben gedruckt werden. Nun geht er unter den größten
 Schwierigkeiten zu den Lagern der Micmacs, die noch den alten Wigwam
 beibehalten haben, redet mit ihnen, liest ihnen vor, singt und betet.
 Die Priester setzten natürlich alles gegen ihn in Bewegung und schilderten
 ihn den Indianern als den leibhaftigen Teufel. Wer ihm nur behilflich
 sei die Sprache zu lernen, sollte schon für ewig verloren sein. Indessen
 Rand hat mit unermüdlicher Geduld weiter gearbeitet und zuletzt doch
 in weitem Maße das Vertrauen des Volkes gewonnen, so daß seine
 Besuche gern gesehen wurden. Auch zu einem kleinen Stamme, den
 Maliseets in der Nähe von St. Johns in Neu-Braunschweig, die
 eine von den Micmac verschiedene Sprache reden, ging er in dieser
 Weise. Ums Jahr 1865 (?) hatte er die Beziehung zu der Gesellschaft
 in so fern gelodert, als er kein festes Gehalt beziehen, sondern nach
 Georg Müllers Weise allein der Fürsorge des Herrn trauen wollte.
 Und sein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Nach den letzten
 Nachrichten konnte er seine Uebersetzungsarbeiten und Besuche fort-
 setzen. Leider liegen aus neuerer Zeit über diese Mission keine
 Mittheilungen vor.

Die katholischen Missionen in Kanaba gehören nicht hierher, doch
 sei wenigstens angedeutet, daß dieselben über die Grenzen der Kolonie
 hinausgehen und selbst unter den Nascapi-Indianern in dem äußerst
 schwer zugänglichen Innern der Labrador-Halbinsel ihre Gemeinden haben.

¹⁾ Dasselbe ist in Zeichen-Schrift verfaßt, und nur handschriftlich vorhanden.
 Die Lieder und Gebete werden mündlich auswendig gelernt und die Schrift dient
 nur als Anhalt für das Gedächtniß.

11. Die Missionen in Subsonia.

a. Die Arbeiten der Church Missionary Society.

Um die Länder nordwestlich von Kanada kennen zu lernen, haben wir uns zu einer weiten Reise zu rüsten. 2500 bis 3000 engl. Meilen würden wir zurückzulegen haben, wollten wir jenes Gebiet möglichst in grader Linie durchschneiden. Es sind die weiten Subsonsbailänder, Subsonia oder Rupertsland genannt. Letzterer mehr und mehr außer Gebrauch gekommener Name rührt von einem Prinzen Rupert her, dem samt einer mit ihm verbundenen Handelsgesellschaft Karl II. im Jahre 1669 das Privilegium ertheilt hatte, alle bei einer Expedition zur Auffindung einer Nordwestdurchfahrt nach dem großen Ozean zu entdeckenden Länder im Namen der englischen Krone in Besitz zu nehmen und allein mit denselben Handel zu treiben. Von einer Besiedlung jener nördlichen Gegenden sah man von vornherein ab. Desto mehr reizten die unermesslichen Schätze an Pelzwerk, deren Werth schon damals von Kanada und Neu-England aus zur Genüge bekannt geworden war. Die Durchfahrt, die man nicht fand, wurde lange gänzlich bei Seite gesetzt,¹⁾ dagegen blühte der Pelzhandel auf und machte die Mitglieder jener Company zu Millionären. Sie war zu einer Großmacht geworden, die die genannten Länder im Namen Englands beherrschte.

Doch sehen wir uns die letzteren etwas genauer an. Nur zwei Gelegenheiten bieten sich zur Reise: im Sommer das indianische Boot aus Birkenrinde, im Winter der Schlitten oder die Schneeschuhe. Wege von irgend einer namhaften Ausdehnung gibt es nicht. Städte oder Dörfer sind, mit verschwindender Ausnahme, nicht vorhanden. Alles weit und breit scheint noch völlig der Natur überlassen. Eine Menge großer und Tausende kleiner Seen sind durch Flüsse und mächtige Ströme mit einander verbunden. Sie bilden die Hauptverkehrsstraßen — freilich hie und da unterbrochen durch Stromschnellen oder durch eine Wasserscheide, an der jedoch die beiderseitigen Gewässer in schiffbarer Stärke nicht weit von einander liegen. Hier wie dort landen die Indianer, packen ihre Boote aus und tragen sie sowie das ganze Gepäck bis zum nächsten Punkt, von dem die Fahrt fortgesetzt werden kann. Eine solche Stelle wird Portage (spr. Portidsch) genannt.

In den südlichen Theilen ist die Vegetation noch stark und kräftig. Aehnlich wie oben geschildert zeigt auch hier der Kontinent jene dreifache Gliederung: im Osten die Region der Felsengebirge, die in ihren Ausläufern bis an das nördliche Eismeer streifen, dann die Prärien und endlich die Waldgegend. Im Süden der Subsonsbai ist die hügelige Gegend noch mit manchem Gehölz meist von Fichten oder Birken bedeckt, doch fehlt hier die Vegetationsfülle des südlicheren Urwaldes. Gegen Norden zu aber wird die Vegetation immer spärlicher, die weiten Ebenen sind zuletzt nur mit bloßen Moosen bekleidet und endlich erscheint das

¹⁾ Bekanntlich entdeckte Maclure 1852 nach manchen vergeblichen Expeditionen die jedoch vollkommen vereisten Wasserstraßen, welche den Zusammenhang des Atlantischen mit dem Großen Ozean bilden.

Land fast das südlicheren Gebiet. Im Winter, sobald das Eis los wird, der Hundeschlitten mit einem leicht auf dem Schnee mehr Abhärtung öfter von den Dörfern ihrer Heerden.

Diese sind Zeit ihrem unabhängigkeit bei den Pelzhandel gekommen, sobald Forts²⁾ sind das einen Hof Warenlager ste agenten und ein für den Verkehr. Die Besatzung Kanadiern resp. bestimmten Zeiten Forts aufhalten, Munition und unbekannt. Das In jedem Sommer gesammelten Pelz der Subsonsbai Indianer sind die europäischen Waaren Faktorei noch nicht Jahr liegen, bis

Die Indianer bis über 100,000 Völkern, unter den hervorzuheben sind Winipeg-See bis selben wird von der Schaffensheit ihres den Chippeway's

¹⁾ cf. S. 1.

²⁾ Die kleineren House, Oxford-House.

³⁾ Ich habe dieselben aus der Erinnerung jedenfalls auf einer ehemals in Georgien

Land fast das ganze Jahr in Eis und Schnee erstarrt. Auch die südlicheren Gegenden von Hudsonia haben einen langen und strengen Winter, sodaß die Gewässer nur wenige Monate lang die Fesseln des Eises los werden. Solange der hohe, gefrorene Schnee liegt, bietet der Hundeschlitten¹⁾ für abgehärtete Naturen, die anstatt des Gasthofs mit einem leichten Zelt, und statt des warmen Lagers mit dem Schlafsaß auf dem Schnee vorlieb nehmen, eine schnelle Reisegelegenheit. Noch mehr Abhärtung erfordert die Reise auf Schneeschuhen, wie sie auch öfter von den Missionaren gemacht wird, um die entlegenen Abtheilungen ihrer Heerden aufzusuchen.

Diese sind aus den Indianern gesammelt, die bis in die neueste Zeit ihrem unstäten Jägerleben treu geblieben, sich ihre politische Unabhängigkeit bewahrt haben, trotz der englischen Oberhoheit. Durch den Pelzhandel aber sind sie in die vollste Abhängigkeit von den Weißen gekommen, sodaß sie ohne dieselben nicht würden leben können. Zahlreiche Forts²⁾ sind durch das Land zerstreut. Ein Viereck von Pallisaden, das einen Hof umschließt auf dem ein paar einfache Häuschen und Waarenlager stehen, das ist die ganze Festung, die von einem Handelsagenten und einer Handvoll Soldaten und Unterbeamten (Employés) für den Verkehr mit Indianern, einen Dolmetscher u. s. w. bewohnt wird. Die Besatzung besteht meistens aus französisch redenden, katholischen Kanadiern resp. Halb-Indianern. Dorthin bringen die Indianer zu bestimmten Zeiten, wo sie sich mit ihrem ganzen Lager in der Nähe des Forts aufhalten, die erbeuteten Felle, um dagegen Jagdgeräth nebst Munition und andre europäische Bedürfnisse einzutauschen. Geld ist unbekannt. Das Biberfell bildet bei diesem Handel die Wertheinheit. In jedem Sommer wird eine Anzahl von Booten (Brigade) mit dem gesammelten Pelzwerk befrachtet, um dasselbe nach den Faktoreien an der Hudsonsbai zu befördern. Die im Dienste der Gesellschaft stehenden Indianer sind die Ruderer. Bei ihrer Rückkehr bringt die Brigade europäische Waaren und die Postsendung zurück. War letztere auf der Faktorei noch nicht eingetroffen, so bleibt sie nachher dort ein volles Jahr liegen, bis sich wieder eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung findet.

Die Indianer dieses Gebiets, deren Zahl verschieden von 55,000 bis über 100,000 geschätzt wird, gehören vorzugsweise zu den Algonkinen-Völkern, unter denen namentlich die Knistineaux (Kenist —) oder Crees hervorzuheben sind, die das ganze Gebiet südlich von der Hudsonsbai vom Winipeg-See bis nach Kanada inne haben. Eine besondere Abtheilung derselben wird von den Engländern, wahrscheinlich nach der sumpfigen Beschaffenheit ihres Landes Swampy-Crees genannt³⁾; auch sind mit ihnen die den Chippeway's nahe stehenden Saulteaux (Sotos), auch Saulteurs ge-

¹⁾ of. Heft I.

²⁾ Die kleineren Handelsposten werden einfach „Haus“ genannt, wie Norway-House, Oxford-House u. s. w.

³⁾ Ich habe dieselben in meinem Atlas, gestützt auf eine Quelle, die mir jetzt aus der Erinnerung gekommen ist, als Muscango's bezeichnet. Es beruht dies ebenfalls auf einer ethnographischen Verwechselung mit den oben genannten Creets, ehemals in Georgien, mit denen dieses Volk nichts zu thun hat.

nannt, verwandt. Bis an das Westufer des genannten Sees kommt das mit Dakota's verwandte Volk der Assiniboinie's vor, obgleich sich dort auch Stämme ihrer Erbfeinde, der Crees, befinden. Westlich, bis zum Felsengebirge und drüber hinaus, schließen sich die Athabasca-Völker an, die eine ganz andere Sprache reden, und unter denen die Chippewyan (nicht mit den Chippeway's zu verwechseln) das bedeutendste ist. Sich selbst nennen sie Tinné oder 'Tinné. Die Hundsruppen-Indianer, Hasen-Indianer, sowie die Loucheur (Loucheurs)-Digothi scheinen alle zu dieser Familie zu gehören. Auch die jenseits der Felsengebirge wohnenden Renai-Völker am Youkonfluß in dem ehemals russischen Gebiet, das jetzt mit den Vereinigten Staaten verbunden ist, sind wahrscheinlich mit denselben verwandt. Dagegen sind die Völker an den Küsten jenes Gebietes ethnographisch von den bisher genannten ganz verschieden und verwandt mit den Eskimo, welche letzteren in kleine Stämmchen zerfällt die ganzen nördlichen Uferstriche inne haben. Sie werden auf 4000 Seelen geschätzt und sind mit wenigen Ausnahmen noch fast ohne Beziehungen zu den Weißen. Auch am Ostufer der Hudsonsbai kommen Eskimo vor. Bekanntlich stehen dieselben überall den Indianern mit eingewurzelter Feindschaft gegenüber.

Die hauptsächlichsten Sprachen, die in dem großen Gebiet gebraucht werden, und mit denen man sich mehr oder weniger überall durchhelfen kann, sind Cree und Chippewyan. Was das Leben und die Sitten sowie Religion der Indianer betrifft, kann ich auf den 2. Abschnitt verweisen, um so mehr, da sich hier die ursprünglich indianische Lebensweise in viel höherem Maße behauptet hat.

Was das Verhältniß der Indianer zu den Weißen in diesem Gebiete betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß die Company in den letzten Jahrzehnten in manchen Stücken das Beste derselben zu befördern suchte, so z. B. auch durch Unterdrückung der Zufuhr von Brantwein, der indessen in früheren Zeiten auch hier schon viel Schaden angerichtet hatte. Um die Forts hatte sich aus den Kindern und Nachkömmlingen europäischer Väter und indianischer Mütter ein verwahrlostes Mischlingsgeschlecht gebildet, das in heidnischem Aberglauben und in Sünden und Lastern heranwuchs.

Das fruchtbare Land in den südlichen Gegenden rief jedoch zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Versuch von Kolonisation hervor, u. z. am Red River oder Rothen Fluß. Schon um die Mitte des vorigen hatten die Franzosen dort Forts gehabt, und es hatte sich ein Häuflein weißer resp. Mischlingsbevölkerung dort gehalten. Lord Selkirk siedelte 1811 eine größere Anzahl von Schotten und Kanadiern dort an. Zu Anfang hatte die junge Kolonie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald aber gelangte sie zur Blüte. Für die geistliche Pflege der Weißen sowie die Ausbreitung des Evangeliums unter den Eingebornen war bis dahin so gut wie nichts geschehen. Ja bis 1818 war in dem unermeßlichen Ländergebiet von Hudsonia nicht ein einziges Gotteshaus zu finden.

In jenem Jahre kamen zuerst ein paar katholische Priester aus Kanada, die sich der verwilderten Angehörigen ihrer Kirche annahmen

und damit
die sich spät
und dem G
Franco-Kan

Doch a
Ländern Fuß
selbst Schritte
kirchlichen
Missionar au
Eingebornen

Der zu
in Port-Jacq
fort. Auf de
hinfahrend la
breiten Wind
die Kolonie
Knabe, der ih
ihn. Auf d
wurde ihm
einen Seite
Tannen bewa
die schmutzige
Noch wußten
wiederholten f
Vater, segne
hatte 6 Woche
man in der K
resp. Schotten
einer zahlreich
zu vollziehen
auch konnte er
zog den Missio
mehr, da er sa
katholischen R
eigenen Bezirk
Landes erstred
gesammelt, als
der Compagnie
besuchen und au
von Schulen u
hohen Nordens
Treiber leitete,
Kälte von 40
Eis- und Schne

¹⁾ Wahrscheinlich kanadische südliche sich erhob.

und damit den Grund zu der ausgedehnten katholischen Mission legten, die sich später schnell über das ganze Gebiet bis zu den Felsengebirgen und dem Cismcer ausdehnte, da sie überall auf den Forts an katholischen Franco-Manadiern ihre Anhaltspunkte fand.

Doch auch die evangelische Kirche sollte bald darauf in diesen Ländern Fuß fassen. Zwei Jahre später that die Hudsonsbay-Company selbst Schritte dazu; man beschloß in Verbindung mit der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) einen Missionar auszusenden, der sowohl unter den Europäern wie unter den Eingebornen wirken sollte.

Der zu diesem Werke bestimmte Rev. John West landete 1820 in York-Factory, und setzte seine Reise von dort im indianischen Boote fort. Auf dem breiten Nelson-River und über mehrere kleinere Seen hinfahrend kam er nach dem 100 Stunden langen und 20 Stunden breiten Winipeg-See und endlich in den Rothen Fluß an sein Ziel, die Kolonie Douglas, wie sie damals genannt wurde.¹⁾ Ein Indianer-Knabe, der ihm in York F. von seinem Vater anvertraut war, begleitete ihn. Auf der Station Norway-House an dem letztgenannten See wurde ihm ein zweiter übergeben. So fuhr er über die nach der einen Seite unabsehbare Wasserfläche hin an den malerischen mit Tannen bewachsenen Ufern im Boot von Birkenrinde, an seiner Seite die schmutzigen, halbbeleideten und ungeschliffenen Indianerjungen. Noch wußten sie nichts von Gott, aber West lehrte sie beten, und oft wiederholten sie in gebrochenem Englisch das schlichte Gebet: „Großer Vater, segne mich durch Jesus Christum unsern Herrn.“ — Die Reise hatte 6 Wochen gedauert. Am 15. Oktober, einem Sonnabend, landete man in der Kolonie, die außer den Halbindianern 5–600 Engländer resp. Schotten umfaßte. Gleich am ersten Sonntag konnte West vor einer zahlreichen Versammlung predigen. Bald hatte er Trauungen zu vollziehen an Paaren, die lange ohne Gottes Segen zusammengelebt; auch konnte er einige Kinder von Halbindianern taufen. Sein Herz zog den Missionar jedoch immer wieder zu den rothen Leuten, um so mehr, da er sah, wie die katholischen Priester sie zu den Formen der katholischen Kirche heranzuziehen suchten. Aus den Wäldern seines eigenen Bezirkes, der sich bis an 160 Stunden in das Innere des Landes erstreckte, hatte er bereits eine beträchtliche Anzahl Kinder gesammelt, als er im Anfang des Jahres 1821 ersucht wurde, alle Posten der Compagnie, soweit das Klima und seine Umstände gestatteten, zu besuchen und auf eigene Beobachtung gegründete Vorschläge zur Anlegung von Schulen und christlichen Gotteshäusern in der kalten Wildniß des hohen Nordens zu machen. Auf einem von 3 Hunden, welche ein Treiber leitete, gezogenen Schlitten verließ er am 15. Januar bei einer Kälte von 40 Grad unter dem Gefrierpunkt seine Wohnung, um die Eis- und Schneegebirge jener Gegenden als Bote Christi zu bereisen.

¹⁾ Wahrscheinlich war dies der schottische Theil der Kolonie, während der kanadische südlicher lag, wo bald die katholische Kathedrale zu St. Bonifacius sich erhob.

kommt das
dort auch
um Felsen-
ter an, die
tippemans
ist. Sich
ter, Hasen-
e zu dieser
wohnenden
Gebiet, das
geinlich mit
üften jenes
verschieden
mchen zer-
Sie werden
hmen noch
c der Sub-
überall den

et gebraucht
durchhelfen
die Sitten
e. Abschnitt
anische Le-

sem Gebiete
den letzten
bern suchte,
ntwein, der
angerichtet
kömmlingen
stess Misch-
in Sünden

jedoch zu
on hervor.
Mitte des
tte sich ein
Lorb Sel-
adiern dort
vierigkeiten
e geistliche
unter den
bis 1818
in einziges

riester aus
annahmen

Unter großen Beschwerden besuchte er die zwei Posten Brandon-Haus und Viber-Dai, wo Europäer und Halbindianer seinem Worte Aufmerksamkeit schenkten, hatte auch interessanten Verkehr mit einigen Indianern, und nachdem er fast 240 Stunden Weges zurückgelegt, kehrte er im Februar 1821 an den Rothen Fluß zurück, wo er seine Arbeit wieder aufnahm. Sein Plan war, eine Anstalt für eingeborne Knaben zu errichten, wo sie nicht nur Unterricht im Christenthum und Bildung empfangen, sondern allmählich auch zum Ackerbau angeleitet werden und etwas von den Gewohnheiten des gesitteten Lebens lernen sollten. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben dazu gebracht, und im Sommer 1822 nahm die Committee der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft die Missionsstation am Rothen Fluß als die ihrige an, und beschloß, dem Herrn West baldmöglichst einige Gehülfen zuzusenden. Ein hölzernes Kirchlein nebst einer Schule ward erbaut, und vier Indianerknaben, unter ihnen die beiden erwähnten, wurden darin getauft. Nachdem West so den ersten Grund zu einer Missionsstelle gelegt und in kaum 3 Jahren eine bedeutende Veränderung in dem geistlichen Zustande der Kolonie zuwege gebracht, kehrte er nach England zurück, und Missionar Jones, der im Oktober 1823 ankam, setzte das begonnene Werk fort. Bald war die vorhandene Kirche zu klein, und mit Hilfe des Gouverneur Simson wurde zu Image-Plains, 4 Stunden stromabwärts, eine zweite, solide Kirche erbaut, im Januar 1825 eingeweiht und bald eben so eifrig besucht, als die weiter oben stehende. Manche Gemeindeglieder kamen allsonntäglich 4—5 Stunden weit zum Gottesdienst. Auch mit den Schulen nahm es einen guten Fortgang; 169 Knaben und Mädchen aller Stände besuchten die Sonntagschule, und die Knaben-Anstalt enthielt 12 Zöglinge, welche gute Fortschritte machten; 1825 aber verlor Jones 2 dieser hoffnungsreichen Knaben, William Sharpe und Joseph Harbridge, durch den Tod. 160 Stunden weit kamen die Verwandten des letzteren herbei, um an seinem Grabe zu klagen und in wildem Schmerz sich selbst zu zerschneiden.

Jones' Gesundheit hatte durch die Strenge des ersten Winters und durch die gehäuften Arbeit gar sehr gelitten. Deshalb war seine Freude um so größer, im Oktober 1825 den Missionar Cochrane und dessen Frau am Rothen Flusse zu bewillkommen, und der weibliche Theil der Bevölkerung erkannte bald den Segen, eine Missionarin unter sich zu haben. In dem folgenden Winter aber schlug die Büffeljagd leider fehl, und entstand infolge dessen in der Kolonie eine für viele sehr drückende Hungersnoth; noch trauriger war im Frühjahr 1826 eine furchtbare, gerade in der Saatzeit eingetretene Ueberschwemmung, die nur drei Häuser in der Kolonie stehen ließ, und Ursach neuen Mangels wurde, dem erst durch die gesegnete Ernte des Jahres 1827 abgeholfen ward. Die Frucht dieser Trübsale zeigte sich besonders an den Europäern und Halbindianern, während die Indianer trotz allen diesen Nöthen bisher von dem Evangelium noch wenig angefaßt waren. Nur ein paar vereinzelte Belehrungen solcher, die wie es scheint auf der Kolonie lebten, werden bis dahin erwähnt.

Um nach
Ueberzeugung
unter nicht
gegründet we
Erlaubniß e
Stunden nö
gegen den W
er 1829 einen
schnellen) gen
längs des St
Bei diesem er
kleine Zahl vo
und außerdem
Indianer auc
Ackerbau zu le
Sichel weg.
Grand-Rapids
dem Stamm d
wandten famil
herbeigekommen
Knaben und W
und Zimmeran
Jahren (1829—
der Bevölkerun
gemorben mit e
sumpfigen Ober
Korn geschmüd
indianischen Bes
Gott. Ueber 6
Abendmahlsgäste
Taufe von Erw
handenen Heiden
Doch hatten hie
inzwischen durch
Indianer fünf
war. Die nicht
herangezogen we
(auch William J
wieder den Geda
aufgeben, und i
bei Seite legen
und zu ihrer Sa
„Ehe ihr weiß
Boden belästigt, n
unsere Dächern hatt
Aber jetzt sind wir
sind in das Gebiet
unserer Ragen und
über den Rauch eun

Um nachhaltig auf die Eingebornen zu wirken, mußte nach der Ueberzeugung der Missionare für die Eingebornen allein, wenn auch unter nicht zu verhehlenden Schwierigkeiten, eine besondere Niederlassung gegründet werden, und nachdem die Committee in England hiezu die Erlaubniß erteilt, schritt Missionar Codran zum Werke. Sechs Stunden nördlich von der Kolonie, am Nothen Fluß weiter hinab gegen den Winnipeg-See zu, vier Stunden von Image-Plains, wählte er 1829 einen hiezu geeigneten Punkt, Grand-Rapids (große Stromschnellen) genannt, wozu ein Landstrich von mehr als vier Stunden längs des Stromes und von einigen Stunden landeinwärts gehörte. Bei diesem ersten Versuch theilte sich allerdings zuerst nur eine ganz kleine Zahl von Indianern, eine bei weitem größere von HalbIndianern und außerdem einige wenige Europäer. Unendlich schwer hielt es, die Indianer auch nur den Gebrauch der verschiedenen Geräthe zum Ackerbau zu lehren, und oft warfen sie Hacke und Spaten, Beil und Sichel weg. Doch nach 2 Jahren hatten sich die 30 Bewohner von Grand-Rapids bis auf 300 vermehrt, besonders durch Indianer aus dem Stamm der Swampy-Cree's, die auf Einladungen ihrer Verwandten familienweise — einmal landeten 20 Kähne auf einmal — herbeigekommen waren. Eine Kirche war gebaut, die Schule unterrichtete Knaben und Mädchen zugleich in Handarbeiten, jene in Landwirthschaft und Zimmerarbeit, diese im Wollspinnen. Im Lauf von sieben Jahren (1829—36) waren aus den Blockhäusern des christlichen Theils der Bevölkerung in Grand-Rapids nette gemüthliche Wohnungen geworden mit einem kleinen Garten und Meierhof. Die früher öden sumpfigen Ebenen waren jetzt mit Viehheerden oder mit wallendem Korn geschmückt. Statt der sonst täglich zu hörenden Klapper des indianischen Beschwörers erschallten jetzt Lobgesänge zu dem wahrhaftigen Gott. Ueber 60 Kinder besuchten die Wochenschule; die Zahl der Abendmahls Gäste war gegen 70; und die Gemeinde, welche durch die Taufe von Erwachsenen aus der Zahl der in der Niederlassung vorhandenen Heiden immer zugenommen hatte, umfaßte jetzt 600 Seelen. Doch hatten hier die HalbIndianer noch so sehr das Uebergewicht, daß inzwischen durch Missionar Codran eine weitere Station blos für Indianer fünf Stunden unterhalb Grand-Rapids angelegt worden war. Die nicht weit von da hausenden Saukteur-Indianer sollten dazu herangezogen werden. Schwer hielt es freilich, den Häuptling Pigwys (auch William King genannt), dazu zu vermögen. Er brachte immer wieder den Gedanken vor, daß, wenn sie die Sitten ihrer Vorfahren aufgeben, und ihre „Medizin“, ihre Trommeln und Beschwörungen bei Seite legen würden, „der Herr des Lebens“ über sie zornig werden und zu ihrer Jagd und Fischerei kein Glück geben würde.

„Ghe ihr weißen Leute zu uns kamet,“ rief Pigwys einmal aus, „und unsern Boden belästigt, waren unsere Flüsse voll Fische und unsere Wälder voll Wild; unsere Buchten hatten Biber in Menge und unsere Ebenen waren mit Wäffeln bedeckt. Aber jetzt sind wir arm gemacht; unsere Biber sind fort für immer, unsere Wäffel sind in das Gebiet unserer Feinde geflohen, die Zahl unserer Fische ist klein geworden, unserer Kagen und Bismarratten sind es nur wenige mehr, die Gänse fürchten sich, über den Rauch eurer Kamine hinzuschießen, und wir sind von allen Seiten dem

Junger preisgegeben. Ihr wißt Leute dagegen werdet reich und immer reicher über dem Staub unserer Vordäter; ihr durchwühlt die Ebenen mit dem Pflug, bedeckt sie im Sommer mit Ähren und im Winter füttert ihr euer Vieh mit Heu von dem nämlichen Moorland, von dem ihr unsere Väter vertrieben habt!"

Nach einem strengen Winter erneuerte Codran im Frühjahr 1831 seinen Versuch, und Bigwys selbst schien diesmal nicht abgeneigt, aber die einflußreichsten Glieder des Stammes waren entschieden gegen das Vorhaben, und so ging der Sommer hin, ohne daß etwas geschehen konnte. Im April 1832 nach einem noch härteren Winter machte sich Codran abermals nach Netley-Creek auf, wo im Frühling und Herbst jedes Jahres der Stamm sich versammelte, um seinen Hauptzauberer über Glück und Unglück zu befragen. Ende Mai kam dieser, und Gott gab, daß er ja sagte zu dem Beginnen des Missionars. Doch von 200 Indianern, welche auf dem Lagerplatz von Netley-Creek für den Sommer sich niedergelassen, vermochte Codran nur ihrer sieben dazu, einen Versuch mit dem Felzbau zu machen, und nicht einmal auf diese konnte er sich verlassen. Er selbst arbeitete vom Montag bis Samstag in Netley-Creek im Schweize seines Angeichts, und stand Sonntags wieder unter seiner Gemeinde zu Grand-Rapids mit der theuren Botschaft vom Heiland der Sünder. Leider war der Sommer des Jahres 1832 ein ungünstiger; der alte Bigwys ward wieder bedenklich, und der Zauberer suchte auf alle Weise die Leute von der Einsammlung der Ernte abzuhalten. Doch sah Codran am 3. September 1832 seine Indianer zum erstenmal mit ihren Sichel in der Gerstenernte stehen, die mit Ueberwindung ihrer Trägheit binnen einigen Tagen glücklich eingebracht ward. Allein nur drei von den sieben, unter ihnen Bigwys, hoben den Ertrag der Ernte für den Winter auf, während die andern vier ihn alsbald verschmauften. Im folgenden Frühjahr aber wuchs die Zahl derer, die an den Felzbau gingen, auf 14 an.

Wegen mannigfacher Störungen jedoch, denen die Niederlassung zu Netley-Creek durch die zwischen den Saulteaux- und Cree-Indianern bestehende Feindschaft ausgesetzt war, fand sich Codran im Frühjahr 1833 bewogen, dieselbe aufzugeben, und mit Bewilligung des Häuptlings eine neue in Sugar-Point (spr. Schugar P., sogenannt wegen der vielen dort wachsenden Zuckerahornbäume), eine starke halbe Stunde näher von Grand-Rapids, anzulegen. Der Häuptling selbst war einer der ersten, die hierher zogen, den Acker zurichteten und Blockhütten sich erbauten. Als bald ging der Missionar auch an die Erbauung eines Schulzimmers und wußte endlich die Eltern zu überreden, ihm ihre Kinder in Unterricht zu geben, die er, um ihnen den Schulbesuch annehmlicher zu machen, täglich einmal speiste und im Winter mit warmer Kleidung versah. Aber er hatte da im Anfange keine leichte Arbeit. „Hätten wir“, schreibt er, „eine gleiche Zahl wilder Waldvögel in einem Zimmer losgelassen, so würde es für uns nicht schwerer sein, uns unter ihnen zu bewegen. Sie rennen herein und heraus, lernen oder spielen nach Belieben, streiten miteinander, und immer suchen sie ihren Haber mit dem Messer oder Bogen und Pfeil auszumachen.

Mit Gewalt endlich die diese ungebä freute sich be fördern, so d eingeweiht w Seelen unter des Stromes 23 weißgetün und Gerste, a umgebenen Dr hatte das Eva Der Häuptlin Zeichen der G seine Widersac zu Sugar-Boi Trunkenheit u 1838 die Lau der Missionsge

„Ich bin jete für meine Seele Freunde, ich hoff Absicht, daß mein Laufe der Zeit eu immer verlassen: Ihr möchtet vielle unsern jungen M ihr wißt wohl, A viele gewinnen. S werdet dieselbe Brief zu senden u

Einen ähnl an die Committ sie sollen eilen! Verwandte und Die Committee hurst abzusenbe folgenden Jahres da die Missionar siebenem Heide Kirchhofe unter des Herrn stand und lud die ung seines Borganges der bekehrten In Vorurtheil der r beitrug. Die Li aber bald das M werden.

Mit Gewalt einschreiten hieße geradezu sie wegtreiben.“ Doch siegte endlich die Geduld und Ausdauer des Missionars nach und nach über diese ungebändigte Schaar. Die Gemeinde in Grand-Rapids aber freute sich des zu Sugar-Point erblühenden Wertes und half es treulich fördern, so daß eine Kirche daselbst erbaut und am 4. Januar 1837 eingeweiht werden konnte, als bereits 47 Christenfamilien mit 260 Seelen unter dem sie noch umgebenden heidnischen Volke standen. Längs des Stromes dehnte sich ein kleines freundliches Indianerdörfchen von 23 weißgetünchten Häusern, jedes mit seinem Getreideschober voll Weizen und Gerste, aus, und inmitten des von angebauten Feldern und Wiesen umgebenen Ortes stand das Schulhaus mit 60 fröhlichen Kindern. Das hatte das Evangelium binnen 3 Jahren zu Sugar-Point ausgerichtet. Der Häuptling Pigwys wurde unter seinem Stamme ein hell leuchtendes Zeichen der Gotteskraft des Evangeliums, und bewies das sowohl gegen seine Widersacher, als bei dem Tode seines jüngeren, in der Schule zu Sugar-Point herangebildeten christlichen Sohnes Georg. Auch die Trunkenheit überwand er mit Gottes Gnade und konnte so im Februar 1838 die Taufe erhalten. Aus einem Briefe, den er an die Committee der Missionsgesellschaft schrieb, sei Folgendes angeführt:

„Ich bin jetzt alt. Ich Sorge jetzt nicht mehr so viel für meinen Leib, als ich für meine Seele zu sorgen wünsche. Ich halte daher euren Unterricht fest. Meine Freunde, ich hoffe, ihr werdet überlegen, was ich gesagt habe. Es war meine Absicht, daß mein Sohn, dessen Hand euch im letzten Jahre geschrieben hat, im Laufe der Zeit euch sollte nützlich werden; aber er ist nicht mehr; er hat mich für immer verlassen: ich hoffe daher, ihr werdet noch aufmerksamer meine Lage überlegen. Ihr müchtet vielleicht entmutigt sein, bei uns fortzufahren, da ihr höret, daß viele unserer jungen Männer nicht wünschen, eurer Lehre und Religion zu folgen; aber ihr wißt wohl, Beharrlichkeit geht einen großen Weg, und wird gewiß bei Zeiten viele gewinnen. Ich gebe euch allen jetzt einen freundlichen Wunsch, und hoffe, ihr werdet dieselbe Freundlichkeit mir erzeigen, die ich euch gezeigt habe, mir einen Brief zu senden und mich wissen zu lassen, was ihr denkt.“

William King, Häuptling der Indianer am Rothen Fluß.“

Einen ähnlichen Brief schrieben damals die Indianer insgesammt an die Committee, und trugen dem Ueberbringer auf: „Sage ihnen, sie sollen eilen! die Zeit ist kurz und der Tod rafft sehr schnell unsere Verwandte und Freunde hinweg. Sage ihnen, sie sollen eilen!“ — Die Committee fand sich dadurch bewogen, alsbald Missionar Smithurst abzusenden, der im September 1839 ankam. Im Januar des folgenden Jahres wurde Pigwys' Glaube ernstlich auf die Probe gestellt, da die Missionare ihm nicht gestatten konnten, seinen ältesten in entschienenem Heidenthum durch Selbstmord gestorbenen Sohn auf dem Kirchhofe unter den Gläubigen zu beerdigen. Als Zeuge und Befenner des Herrn stand der trauernde Vater am Grabe seines Erstgeborenen und lud die ungläubigen Indianer zu dem Lebensfürsten ein. Trotz seines Vorganges und seiner späteren Bemühungen blieb aber die Zahl der bekehrten Indianer immer noch eine geringe, wozu das entschiedene Vorurtheil der rothen Heiden gegen den weißen Mann sicher nicht wenig beitrug. Die Liebe der wenigen Bekehrten zu ihren Verwandten sollte aber bald das Mittel für eine weitere Ausbreitung des Evangeliums werden.

Mehrere Familien aus der Nachbarschaft des Cumberland-Sees, die bisher zu Grand-Rapids sich angesiedelt hatten, wünschten sehnlich, ihre früheren Genossen in den dortigen Wildnissen christlich unterrichtet zu sehen, und die Antworten auf dorthin gekommene Botschaften waren so erfreulich, daß endlich der Beschluß gefaßt wurde, einen Arbeiter dorthin zu schicken. Und wen sandte man? Einen von den beiden Knaben, welche Missionar West damals lehrte: „Segne mich, großer Vater; durch unsern Herrn Jesum Christum!“ Henry Budd, vom Stamme der Cree-Indianer, war nach West's Heimkehr 1823 in die Pflege des Missionar Jones und von da in den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft gekommen, welchen er 1837 wieder verließ, um zu Rapids wohnend regelmäßig den Segen des christlichen Predigtamtes zu genießen. Jones vermochte ihn indeß, die Schule am Rothen Fluß zu übernehmen, wo er als Mann von Festigkeit und Einsicht sich erwies. Er ward im Sommer 1840 nach Cumberland abgeordnet, wohin er nach einer Reise von etwa 200 Stunden über Seen und Flüsse in Begleitung seiner Frau und Mutter gelangte, anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, nach 2 Monaten aber schon eine Schaar von 24 Kindern im Unterricht hatte. Von dem ersten, für Sammlung einer Gemeinde wenig günstigen Niederlassungsorte wandte er sich schon im Laufe der beiden ersten Jahre nach einem Orte an den Ufern des Saslatshewan The Pas genannt; später Devon, wo Groß und Klein von seinem kräftigen, durchbringenden Zeugniß ergriffen ward und viele die Taufe begehrten. Budd, als Katechist, konnte dieselbe nicht vollziehen, und kam deshalb Missionar Smithurst 1842 von Sugar-Point nach der neuen Station, um die Taufkandidaten zu prüfen und zu taufen.¹⁾

Das Resultat der Prüfung war sehr erfreulich. Alle bekannten, ein tiefes Gefühl von ihrem verderbten und verlorenen Zustande zu haben. Viele, wenn sie von ihrem vergangenen Leben und den elenden Täuschungen sprachen, unter welchen sie sich abquälten, waren sehr ergriffen und bezeugten mit starken Ausdrücken ihre Betrübnis über ihre Sünden. Sie drückten sich u. a. aus, ihre Herzen seien so bekümmert als wollten sie in Stücke zerpringen. — Sie hatten einen ziemlich klaren Begriff von dem Wesen der Veröhnung durch den Glauben an Jesum Christum, und versicherten ihren Entschluß, ganz auf sein Verdienst sich zu verlassen, um Zugang zu Gott zu gewinnen. Sie waren vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit einer Sinnesänderung; und während sie auf Gnade durch das Verdienst Christi hofften, erwarteten sie zugleich, es werde ihnen so viel göttlicher Beistand gegeben werden, um sie in den Stand zu setzen, nach seinem Willen zu leben. Schon seit längere Zeit hatten sie alle ihre heidnischen Sitten abgelegt, pünktlich und tren die Anweisungen Budd's befolgt, auch Gelegenheit gehabt, einem bedeutenden Widerstand von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn müßig entgegenzutreten. Ich (Smithurst) konnte mich in allem nur von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen.“ —

So wurden mit einemmale 85 bekehrte Heiden in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen, und am folgenden Tage auch 13 Ehepaare öffentlich und feierlich im Schulzimmer eingeweiht, nach Smithurst's Abreise wirkte Budd in Segen fort und das Häuflein der Gläubigen mehrte sich trotz mancher Anfechtungen von Seiten römischer Priester, bis endlich am 26. September 1844 in der Person J. Hunters,

¹⁾ Calver Monatsblatt 1844, S. 166 f.

der mit seiner für diese Station einer sehr befruchteten zu taufen, zu trauen. Am zum Weihnachtsgottesdienst und bezeugen, daß sie Sonntag heiligte

Ehe wir nun berland-Haus am Missionar Comley, dianer an dem bleibend daselbst n wo er allerdings hatte.

Im Sommer Bischof von Montreal überreichte ihm Adresse: „Unserm die Cree- und Dile wünschen zu unsen Wir danken Dir besuchen. Unser b Du schon seit zwei sehr krank geworden sehr erfreut, daß S daß er Dich gefan Geistes zu thun su Volke im englischen einen betenden Vat unserer Kinder bez Leute das Wort G und wir verdanken hätten sie nicht M beten jeden Tag fü und für ihre Verw und für unsere bete gesund zurückgeleitet Herrn Jesu Christi Heinrich Prince, der Indianer am N In Cumberl Frau den äußern l Mangel zu kämpfen,

¹⁾ Calver Monatsblatt
²⁾ Sondermann a.

der mit seiner Frau von England kam, ein ordiniertes Missionar auch für diese Station eintraf. Gleich am folgenden Sonntag hatte er nach einer sehr befriedigenden Prüfung wieder 31 Erwachsene und 37 Kinder zu taufen, Tags darauf aber 12 Paare aus der Zahl dieser Getauften zu trauen. Am 1. Oktober wurde auch das heilige Abendmahl gefeiert. Zum Weihnachtsfest kamen viele Indianer von der Jagd heim, um dem Gottesdienst und der Kommunion beizumohnen, und Budd konnte ihnen bezeugen, daß sie auch während ihrer Abwesenheit von der Station den Sonntag heiligten und fleißig unter sich Gebetsversammlungen hielten.

Ehe wir nun die weitere Ausbreitung des Evangeliums von Cumberland-Haus aus verfolgen, erwähnen wir, daß im August 1844 Missionar Cowley, der schon seit 1842 vom Nothen Flusse aus die Indianer an dem Manitoba-See hin und wieder besucht hatte, sich bleibend daselbst niederließ und eine neue Station Manitoba¹⁾ gründete, wo er allerdings längere Zeit mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Im Sommer desselben Jahres 1844 besuchte auch der englische Bischof von Montreal die Niederlassungen am Nothen Flusse²⁾ und überreichten ihm bei seinem Abschied die christlichen Indianer folgende Adresse: „Unserm vorgesetzten betenden Vater von Montreal. — Wir, die Cree- und Ojibbeway-Indianer und Mitglieder der englischen Kirche, wünschen zu unserm vorgesetzten betenden Vater einige Worte zu reden. Wir danken Dir, Vater, daß Du den Weg gekommen bist, uns zu besuchen. Unser betender Vater (Missionar Smithurst) sagte uns, daß Du schon seit zwei Jahren vorhattest, zu uns zu kommen, aber daß Du sehr krank geworden bist und nicht gekonnt hast. Unsere Herzen sind sehr erfreut, daß Du nun doch gekommen bist, und wir danken Gott, daß er Dich gesandt hat. Wir werden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu thun suchen, was Du uns sagst. Wir danken dem englischen Volke im englischen Lande jenseits des großen Wassers, daß es uns einen betenden Vater gesandt hat und einen Lehrer zum Unterrichte unserer Kinder bezahlt. Du siehst, Vater, daß fast alle unsere jungen Leute das Wort Gottes lesen können. Wir leben nun sehr glücklich, und wir verdanken dies alles den guten Leuten im englischen Lande. Hätten sie nicht Mitleid mit uns, so würden wir alle Heiden sein. Wir beten jeden Tag für unsere große Mutter, die Frau Häuptling Victoria, und für ihre Verwandten, und für unsere vorgesetzten betenden Väter und für unsere betenden Väter. — Wir hoffen, Gott wird Dich wieder gesund zurückleiten, und wir bitten ihn, daß er Dich segne um unseres Herrn Jesu Christi willen. — Unterzeichnet für die Indianer von mir Heinrich Prince, im Namen meines Vaters Pigwys, Häuptling der Indianer am Nothen Flusse.“

In Cumberland-Haus hatten Missionar Hunter und seine Frau den äußern Umständen nach freilich im Anfange mit großem Mangel zu kämpfen, aber das Wort des Herrn lief am Cumberland-

¹⁾ Calwer Monatsblatt 1849, S. 165 ff.

²⁾ Sondermann a. a. O. S. 22 ff.

See und wuchs nicht bloß dort, sondern verbreitete sich auch von hier aus in die Nähe und Ferne. Auf ihren mannigfachen Zügen trafen die Christen von dort mit andern Indianern zusammen und ließen keine Gelegenheit vorbeigehen, wo sie mit ihren heidnischen Landsleuten ein Wort zu seiner Zeit reden konnten. Und so entstand in weiten Kreisen ein Suchen und Fragen nach der Botschaft des Heils. Schon 1842 war auf solchen Anlaß ein Häuptling von Lac La Ronge, Namens Petische Sukimau, 160 Stunden weit nordwestlich von Cumberland, zu Bubb gekommen, um sich weiter unterrichten zu lassen. Er wiederholte seine Besuche und theilte das Empfangene daheim seinen Stammesgenossen mit, die es begierig aufnahmen, bis er endlich 1846 nach einem längeren Aufenthalte in Pas und regelmäßigem Unterricht bei Bubb und Hunter getauft werden konnte und den Namen Paul empfing. Ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes“ hatte die Indianer am Lac La Ronge¹⁾ ergriffen, und Missionar Hunter sandte deshalb 1845 einen Indianer, Bearby, 1846 gleichfalls einen Eingebornen, Setten, der auch einer der ersten Zöglinge des Missionar West gewesen, nach dieser Station, bis er 1847 selber nach Lac La Ronge aufbrach. Unterwegs begegnete er dem Häuptling vom Rattenfluß, Kinnatashpu, mit seinem Weibe, die sich in Cumberland wollten taufen lassen, und da er sie wohl unterrichtet fand, taufte er sie am Ufer des Flusses. In Lac La Ronge aber, wo der Katechet Setten arbeitete, war bald kein Indianer mehr, der sich nicht zur Taufe gedrängt hätte. Mittlerweile drang Bearby 160 bis 200 Stunden weiter ins Innere, bis zu dem Handelsort Isle à la Crosse vor, in dessen Nachbarschaft römische Priester Eingang gefunden hatten. Noch weiter aber, bis zum Chippewyan-Fort in der Athabasca-Gegend, 400 Stunden über Isle à la Crosse, war der Schall des Evangeliums gedrungen, und ein Häuptling von dort, Tripe de Roche, hatte Botschaft an Missionar Hunter gesandt und um einen evangelischen Lehrer gebeten. — Viele suchende Seelen kamen auch von dem näher gelegenen Nepowewin nach Cumberland, noch andere von Moose-Lake (Glennthier-See), nur zwei Tagereisen von Pas entfernt, wo der Postbeamte sich der Indianer annahm, später aber eine besondere Station gegründet wurde,²⁾ dahin einer der frühesten Bekehrten von Cumberland, Humphible, als Lehrer gesandt ward. — Wie auf der Station Lac La Ronge, so fanden sich allmählich auch auf andern Stationen jener öden Gegend verhältnismäßig zahlreiche christliche Gemeinden, so in Carp-River, etwa 6 Stunden von Lac La Ronge, in Fairford bei Manitoba, von wo im Mai 1851 wieder ein Nationallehrer, Pratt, nach Fort Pelly³⁾ gesandt worden ist.

Vor allen aber wurde Cumberland⁴⁾ zu einem in die Nähe und in die Ferne leuchtenden hellen Licht. In dem kurzen Zeitraum von 1844—1853 wurden dort 600 Eingeborne getauft, und viele und merk-

¹⁾ Calwer Missionsblatt 1851, S. 81 f.

²⁾ Calwer Monatsblatt 1853, S. 151. cf. Calwer Missionsblatt 1853, S. 41.

³⁾ Calwer Monatsblatt 1853, S. 171.

⁴⁾ Calwer Monatsblatt 1854, S. 156 ff.

würdige Beweise lie-
ist. Wie hoch sie d-
daraus, daß sie um
bensmittel wegen au-
bis 80 Stunden na-
zu feiern. Die Miß-
viele, aufrichtige und
Geist die Gebote ihr-
ist geordnet und fron-
dem Gedächtniß, und
eine ungewöhnliche A-
die leitenden Punkte
Weise bringen sie dem
ihre christlichen Erken-
Haufe ist Morgen- und
wird diese Uebung au-
tiefer Bewegung der
Landsleute ist allen ei-
Gelegenheit, sie für C-
hat sich aber zugleich
Easatschewan stehen
immer wächst, während
überziehen zum bessern
spiel voller Leben ist e-
dem Abendgottesdienste
gleicher Zeit mit einem
Jedes Haus hat sein C-
außerdem seine Kartoff-
Ebenso bauen sie Gerst-
Winters aber sieht man si-
geschirres fleißig beschä-
schaffen, wie sie denn a-
ihren Pferden und Schlit-
Ein Geist der Ueberleg-
ihnen wahrnehmbar,
wilden Zustände abgehe-
sich auf, bis sie in ihren
mit sehr wenigen Ausn-
Cumberland in 13 Ja-
des in sich selbst schwacher
Bubb. Denken wir uns
Lage eines solchen India-
was derselbe am 11. D-
sehr kalt, der Boden ist
hinaus in den Wald und
bauen, um doch einiges
weilige Hütte, welche zu
Abend tönte die frohe B-

würdige Beweise liegen vor, daß ihr Bekenntniß lauter und wahrhaftig ist. Wie hoch sie das Wort Gottes und die Predigt halten, erhellt auch daraus, daß sie um Weihnachten und Ostern, wo sie gewöhnlich der Lebensmittel wegen auf der Jagd sind, aus einer Entfernung von 40 bis 80 Stunden nach der Station aufbrechen, um diese Feste daheim zu feiern. Die Missionare geben ihnen das Zeugniß, daß viele, sehr viele, aufrichtige und ernste Christen sind, die in einfältigem, kindlichem Geist die Gebote ihres Heilandes zu halten bemüht sind. Ihre Haltung ist geordnet und fromm. Bei dem Gebetsgottesdienst sprechen sie aus dem Gedächtniß, und beim Gesange schweigt kein Mund. Sie haben eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und können daheim ihren Freunden die leitenden Punkte einer gehörten Predigt wiederholen. Auf diese Weise bringen sie den größten Theil des Sonntags zu, theilen einander ihre christlichen Erkenntnisse mit, singen Lieder und beten. In jedem Hause ist Morgen- und Abendgottesdienst, und sogar auf ihren Jagdzügen wird diese Uebung aufrecht erhalten. Das heilige Abendmahl wird mit tiefer Bewegung der Herzen gefeiert. Die Befehrung ihrer heidnischen Landsleute ist allen ein großes Anliegen, und sie versäumen daher keine Gelegenheit, sie für Christum zu gewinnen. Mit dem innern Leben hat sich aber zugleich das äußere verändert. Auf beiden Seiten des Saskatschewan stehen gegenwärtig über 40 Häuser, deren Zahl noch immer wächst, während die älteren Ansiedler ihre Wohnungen mit Mörtel überziehen zum bessern Schutz gegen die strenge Winterkälte. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen; 20 bis 30 Rähne rudern da zu gleicher Zeit mit einem Geräusch, das einer fernen Stromschnelle gleicht. Jedes Haus hat sein Stück angebauten Bodens, das sich jährlich erweitert, außerdem seine Kartoffelfelder, die auf einer Insel des Flusses liegen. Ebenso bauen sie Gerste, halten Vieh und Pferde. Vor Einbruch des Winters aber sieht man sie mit Herstellung ihrer Schlitten und ihres Arbeitsgeschirres fleißig beschäftigt, um Heu und Brennholz nach Hause zu schaffen, wie sie denn auch durch das Gehölz Wege bahnen, um mit ihren Pferden und Schlitten das Ergebnis ihres Fischfangs heimzubringen. Ein Geist der Ueberlegung, der Thatkraft, der Vorsorglichkeit ist an ihnen wahrnehmbar, — Eigenschaften, die dem Indianer in seinem wilden Zustande abgehen. Nicht eher machen sie zu ihren Jagdzügen sich auf, bis sie in ihrem Hause alles wohl bestellt haben, und lassen mit sehr wenigen Ausnahmen Weib und Kinder daheim. Das ist aus Cumberland in 13 Jahren geworden hauptsächlich unter der Pflege des in sich selbst schwachen, aber im Herrn erstarkten Indianer-Katechisten Budd. Denken wir uns übrigens in die einsame und verleugnungsvolle Lage eines solchen Indianer-Missionars hinein, so werden wir verstehen, was derselbe am 11. Oktober 1852 schreibt: „Diesen Morgen ist es sehr kalt, der Boden ist in der letzten Nacht hart gefroren. Ich ging hinaus in den Wald und fing an, den ersten Balken für mein Haus zuzubauen, um doch einiges Brennholz vorrätig zu haben, wenn die einstweilige Hütte, welche zwei Indianer für mich errichten, fertig ist. Am Abend tönte die frohe Botschaft in meine Ohren: das Herbstboot!

das Herbstboot! Ich bekam von Freunden in England ein Paket Briefe, die ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Thränen der Dankbarkeit durchlas. Der Gedanke, daß so viele gütige Freunde meiner auf diesem einsamen Plage gedenken, und so willig sind, mir und meinen armen Landsleuten Hülfe zu reichen, überwältigte mich ganz. Ich dachte: Was für gesegnete Früchte bringt doch das Christenthum hervor! Hier sind Herren und Damen, die ich nie gesehen habe, und die mich nur dem Namen nach kennen, und doch gedenken sie meiner als ihres Freundes und Bruders in dem Herrn Jesu Christo. Ich dankte Gott und gewann neuen Muth. Gern will ich die Hitze und Last des Tages und auch die Kälte meines Heimatlandes tragen für die Sache dessen, der unendlich mehr für mich gethan hat, wenn ich durch die Gebete und Wünsche so vieler gütigen Freunde und durch ihre großmüthigen Gaben unterstützt werde.“ — Wie wunderbar! Im September 1820 stammelt der unwissende Indianerknabe Henry Budd, vom Missionar West väterlich gelehrt, sein tägliches Gebet zum großen Vater um Segen. Zwanzig Jahre darauf ist dieser Knabe ein gesegneter und segnender Lehrer seines Volkes in Cumberland geworden, und nach dreizehnjähriger hingebungsvoller Arbeit wird derselbe 1853 zum Missionar ordiniert. — Im Oktober 1820 erschallt zum erstenmal das Evangelium am Rothen Fluß aus West's Munde. Ein Menschenalter darnach, im Jahr 1853, fließen von 10 verschiedenen Stationen eben so viele lebendige Quellbrunnen aus in die weiten Strecken und ungeheuern Wildnisse des Indianerlandes. Durch 7 europäische und 2 eingeborne Missionare ist eine Schaar von ungefähr 1400 Gläubigen gesammelt, und in 22 Schulen werden über 700 Kinder zum Heiland gewiesen!

Ein neues Arbeitsfeld aber wurde seit August 1852 auf dem rechten Ufer des Saskatchewan, 15 Tagereisen flussaufwärts, westlich von Cumberland, in der Nähe der sogenannten „Ebenen“, wo viele tausende von Indianern zur Büffeljagd zusammenströmen, zu Repowewin durch denselben Henry Budd in Angriff genommen. Bei einem kurzen Besuch im Jahre 1851 war Budd von den Indianern dort freundlich aufgenommen worden, als aber im Juni 1852 Missionar Hunt wegen Gründung einer bleibenden Niederlassung mit ihnen unterhandelte, war besonders der alte Häuptling Mahnsut, ein verhärteter Sünder, anfangs entschieden dagegen. Alle seine Leute, erklärte er, hätten ihm gesagt, er solle dem Missionar Budd erklären, er möge ihnen drei Schritt vom Leibe bleiben, und wenn er nicht wolle, so möchte man's ihnen sagen, dann würden sie alle ihm dieselbe Erklärung geben, und wenn er nicht gutwillig gehe, so würden sie ihn binden und in sein Boot setzen und den Fluß hinunterscheiden. Doch trennte sich Hunt schließlich von ihnen mit der Ueberzeugung, daß sie ihren Beschluß, keinen Missionar in ihrer Nähe dulden zu wollen, weiter überlegen würden, und daß Missionar Budd nichts von ihnen zu fürchten hätte. Budd ließ sich auch durch Mahnsut's Drohungen in seinem Entschluß, nach Repowewin zu gehen, nicht irre machen.

Am 8.
beren Zelte
selbst beim
Zelte und sa
Morgen der
nachjah, trat
der Ebene ha
habe jetzt kei
nicht, und m
der Ebene fin
nehmen.“ —
wird dir nich
Feld anpflan
lassen.“ —
nicht helfen.
zu versuchen.“
Mahnsut mit
mit ihnen übe
bei er Willk
Indianer ges
wolle. Auf der
auf einer Liebl
regelmäßig Go
nebst einigen a
öfters einlub,
gut heidnisch,
wären alle Ind
hättest; aber w
redest, so haben
sehen, weswegen
ehe das Evange
ihm nur klar w
den Muth nicht
Alle selber alle
und verlangte n
im Herbst verkle
trug Mahnsut e
von dem Platz d
dort; ich nehme
in den Gottesdie
nach den Ebenen
bidgeschwollenen
der Mutter: „M
Haus der Betleu
gewesen, wie wen
nicht im Wege st
an sie anschließen
darum nicht wen

Am 8. September 1852 traf er daselbst ein, und die Indianer, deren Zelte alle um das Fort her aufgeschlagen waren, leiteten ihn selbst beim Landen hilfreiche Hand, Mahnsuk aber lag krank in seinem Zelte und sagte kein Wort vom Fortschicken. Als jedoch am folgenden Morgen der Missionar dem nach Cumberland zurückfahrenden Boote nachsah, trat ein Indianer zu ihm und suchte ihn vor den Indianern der Ebene bange zu machen. „Das mag sein“, sagte Budd, „aber ich habe jetzt keine Wahl mehr, ich muß dableiben, ich mag wollen oder nicht, und muß sehen, wie ich durchkomme. Ich hoffe, die Indianer der Ebene sind nicht so schlimm, daß sie mir ohne Ursache alles wegnehmen.“ — „Du wirst's bald sehen“, erwiderte der Indianer; „es wird dir nichts bleiben, weder Pferde noch Vieh, und wenn du das Feld anpflanzt, so werden sie dir die Frucht abschneiden und dir nichts lassen.“ — „Das ist freilich sehr hart“, entgegnete Budd, „aber ich kann nicht helfen. Ich bin nun einmal da, und bin entschlossen, mein Glück zu versuchen.“ — Schon 2 Tage nach Budd's Ankunft kam der alte Mahnsuk mit seinem Bruder Wulluk zu ihm, und Budd besprach sich mit ihnen über einen geeigneten Platz zur Errichtung seines Hauses, wobei er Wulluk zu überzeugen suchte, daß Gott die Weißen wie die Indianer geschaffen und von beiden nach seiner Weise verehrt sein wolle. Auf dem jenseitigen Flußufer, dem Fort gegenüber, schlug Budd auf einer lieblichen Stelle seine Wohnung auf, Sonntags aber hielt er regelmäßig Gottesdienst im Fort, wozu er auch Mahnsuk, dessen Frau nebst einigen andern Indianerinnen bald fleißig daran Theil nahm, öfters einlud, obschon vergeblich. „Mein Freund“, sagte Mahnsuk auf gut heidnisch, „hättest du einen großen Kessel mit Speise bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen zu kommen, wenn du sie verlangt hättest; aber weil du von nichts als von der Gebets-Religion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, ohne auch nur etwas zu sehen, weswegen sie kommen sollten.“ Und es ging freilich sehr langsam, ehe das Evangelium einen Eindruck auf den alten Mahnsuk machte und ihm nur klar wurde, daß er ein Sünder sei; der Missionar aber ließ den Muth nicht sinken, und trotz seines geschwollenen Fußes kam der Alte selber alle drei oder vier Tage über das Eis des Flusses herüber und verlangte nach Unterricht, obschon sein Bruder Wulluk, als er ihn im Herbst verließ, ihn davor gewarnt hatte. „Saget meinem Bruder“, trug Mahnsuk einigen dorthin reisenden Indianern auf, „ich könne nicht von dem Platz der betenden Leute wegbleiben, ich sei fast alle Tage dort; ich nehme an ihren Versammlungen Theil und gehe alle Sonntage in den Gottesdienst; ich finde dort nichts Böses.“ Und als die Indianer nach den Ebenen auf die Büffeljagd zogen, der Alte aber wegen seines blutgeschwollenen Fußes nicht mit konnte, da sagte sein Stiefsohn zu der Mutter: „Mutter, du hast in der ersten Hälfte dieses Winters das Haus der Betleute besucht, und bist regelmäßig in ihren Versammlungen gewesen, wie wenn du dazu gehörtest; wir wollen dir und dem Vater nicht im Wege stehen, zu thun, wie euch beliebt. Wenn ihr euch gern an sie anschließen wollt, so thut, wie es euch gefällt: ich werde euch darum nicht weniger lieb haben. Es ist augenscheinlich, daß die Reli-

gion, die der Missionar lehrt, die Oberhand gewinnen wird.“ — Am Abend vor Weihnachten traf eine Schaar Wulluk's, sogenannte Dickschulz-Indianer, hungrig und erfroren im Fort ein, und die ganze Schaar, ja selbst der alte Wulluk, wohnten dem Gottesdienst am Weihnachtstfest bei. Ende Januar 1853 aber fing Budd mit fünf Kindern eine Schule an, da ihm aus Mißtrauen nicht mehr überwiesen wurden. Vom Charfsamstag an, Ende März, zwei Wochen hindurch, wogte und wallte es in Nepowewin von ganzen Massen Indianern aus der Ebene, Cree's und Swampy-Cree's, Stein-Indianer und Saulteaur, so daß an eine Feier des christlichen Osterfestes nicht zu denken war. Im Mai brachen die anwohnenden Indianer in ihre Sommerquartiere auf, Mitte Juni aber hatte Budd die Freude, die Uebersetzung der Psalmen in die Cree-Sprache beendet zu sehen, und reiste darauf nach Cumberland, wo der Diakon¹⁾ Budd durch den Bischof McDonald zum Geistlichen und Missionar ordinirt wurde. Ende August kehrte er nach Nepowewin zurück, wo er am 1. Januar 1854 die Freude erlebte, den alten Mahnsuk nebst seinem Weibe und einer andern alten Indianerin nebst deren Enkel als die Erstlinge der Nepowewin zu taufen. Zwei Tage darauf wurde das neugetaufte alte Ehepar kirchlich getraut und nach beendeter Feierlichkeit erklärte Mahnsuk dem Missionar: Ich habe mein altes Weib vorher schon lieb gehabt, aber ich denke, nach dem, was du uns von der gegenseitigen Liebe gesagt hast, werde ich mir Mühe geben, sie fortan noch mehr zu lieben.“ Und von da an war Maguis Twatt, so hieß der alte Mahnsuk jetzt, täglich im Hause des Missionars und zeigte sich überaus begierig, in der christlichen Erkenntniß weiter zu kommen. Budd aber hatte nicht mit ihm allein sich beschäftigt, sondern war gerade in diesem Winter 1853—54 fleißig bemüht, die des Pelzhandels wegen nach dem Fort kommenden rothen Männer zu unterrichten, machte auch im März 1854 einen Besuch bei einem Häuflein weit in der Ebene drinnen,²⁾ das einen Halbindianer, Georg Sutherland, zum Häuptling hatte, wo er freundlich aufgenommen ward und gerne länger geblieben wäre. —

An den Ufern der Hufsonsbai³⁾ selbst waren drei Hauptstationen entstanden: York-Factory an der Westküste, Moose-Factory an der Südküste und Fort George an der Ostküste; aus keinem Theile der Welt aber bekam die Missionsgesellschaft nach ihrer eigenen Versicherung erfreulichere Berichte, als von ihrem Missionar in Moose-Factory, J. Horden, der z. B. unterm 15. Juni 1855 schreibt: „Heute Nachmittag besuchte ich eine kranke Frau, der ich gestern Arznei gegeben hatte, und freute mich im Vorübergehen, die Bewohner mehrerer Zelte in ihren Büchern lesen zu hören. — Wenn mir aber das schon wohl that, wie viel mehr freute mich der Blick in einen Kessel, der in einem der Zelte über dem Feuer hing. Das Zelt war von einem alten Ehe-

¹⁾ cf. Calwer Missionsblatt 1852, S. 41 f.

²⁾ Calwer Monatsblatt 1855, S. 157 ff.

³⁾ Calwer Monatsblatt 1856, S. 171 f. cf. Calwer Missionsblatt 1855, S. 69 f.

paar bewoh-
wilber Reis-
denn sie n-
den Unterri-
die, sonst fa-
Seele eine
der die Ind-
hungern und

Sehen
Ruperts la-
gewachsen.
Distrikte ver-
an Zeichen g-
In einigen
nirenden Cha-
Eingeborne n-
Missionare.
taub erwiesen
Schattenseiten
digkeit des
fahren der ei-
der Reihe nach
nach den neu-

1. Red-
ganzen Missio-
von Stationen
westlich, am
Diesseits ders-
war eine Reih-
Kanada, Whit-
In neuerer Zei-
station ist Lan-
eine Station h-
Kathedrale, die
aus Weissen u-
längst hinausg-
hat jedoch nich-
höhere Schule
seiner Leitung
Nicht weit von
Die Indianer-
ist wie es schei-
und Mapleton
Seitdem d-
Bemina den J

¹⁾ In neuester

— Am
ante Dick-
die ganze
am Weih-
f Kindern
en wurden.
sch, wogte
u aus der
Saulteaux,
enten war.
erquartiere
Lebersekung
eise darauf
McDonald
agust fehrte
die Freude
Missionar:
r ich denke,
hast, werde
Und von da
t, täglich im
er christlichen
t ihm allein
—54 fleißig
enden rothen
en Besuch bei
HalbIndianer,
ndlich aufge-

paar bewohnt. Ich fragte, was in dem Kessel sei; sie sagten, es sei wilder Reis. Sie hätten seit einiger Zeit nichts anderes gegessen, denn sie möchten gern so lange als möglich zu Hause bleiben, um den Unterricht genießen zu können. Welche Entbehrung diese Indianer, die sonst fast nur Fleisch essen, damit ihrem Leide auflegten, um der Seele eine Wohlthat zu erzeugen, das kann nur der recht beurtheilen, der die Indianer kennt. Aber unser Heiland sagt: Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

Sehen wir uns die Abetten der Church Missionary Society in Rupertsland in neuerer Zeit an, so finden wir das Werk bedeutend gewachsen. Es bestehen nicht weniger als 17 Stationen, die in 8 Distrikte vertheilt sind. Neben dem extensiven Wachsthum hat es nicht an Zeichen gefehlt, daß das Evangelium auch tiefer eingedrungen ist. In einigen Distrikten hat die Arbeit mehr einen pastoralen als missionirenden Charakter angenommen. Auf den ferneren Stationen arbeiten Eingeborne nicht bloß als Missionsgehilfen, sondern auch als selbständige Missionare. Aber auch manche hoffnungsvollen Blüten haben sich als taub erwiesen, und die in der bisherigen Erzählung weniger berührten Schattenseiten treten immer stärker hervor, besonders in der Unbeständigkeit des Indianer-Charakters begründet und in den wachsenden Gefahren der einbringenden Civilisation. Betrachten wir jene Distrikte der Reihe nach in ihrer weiteren Entwicklung und in ihrem Zustande nach den neuesten Berichten.

1. Red-River-(Manitoba-)Distrikt. Um dieses Centrum der ganzen Mission waren allmählich auch in größerer Nähe eine Anzahl von Stationen entstanden. So in La Prairie und Westbourne, westlich, am Assiniboine-Riv., 15—20 d. Meilen vom Red-River. Diesseits derselben liegen ein paar katholische Stationen. Im Osten war eine Reihe von Jahren lang ein Platz an der Bootroute nach Kanada, White-Dog genannt, als eine Station Islington besetzt. In neuerer Zeit ist derselbe jedoch nur eine Außenstation. Die Hauptstation ist Landsowne bei Fort Alexander, wo ebenfalls die Katholiken eine Station haben. Zu Grand-Mapids¹⁾ erhebt sich die anglikanische Kathedrale, die Andreas-Kirche, und die zugehörige Gemeinde, die aus Weißen und Halbblutindianern besteht, ist über die Missionsperiode längst hinausgekommen. Der Bischof (die Diözese wurde 1849 gebildet) hat jedoch nicht hier, sondern bei Fort Garry seinen Sitz, wo eine höhere Schule resp. theologisches Seminar, St. Johns-Schule, unter seiner Leitung steht, das sehr brauchbare eingeborne Prediger liefert. Nicht weit von hier steht die katholische Kathedrale (St. Bonifacius). Die Indianer-Niederlassung (Indian Settlement) ist gewachsen. Sie ist wie es scheint in 3 Parochien getheilt: St. Peters, Scanterbury und Mapletown (Sugar Point, = St. Clemens).

Seitdem das erste Dampfboot von der nordamerikanischen Stadt Pembina den Red-River hinabließ, und von den Indianern mit höchstem

¹⁾ In neuerer Zeit Winnipeg genannt.

Staunen begrüßt wurde, haben sich die Zustände dieser Gegend wesentlich verändert. Amerikanische Händler und Ansiedler strömten herbei. Besonders der Brantwein wurde ein sehr gangbarer Handelsartikel, und seine Verheerungen blieben nicht aus. Dazu kamen politische Unruhen. Die neuen Elemente brachten Gährungen in die Bevölkerung, welche 1869 zu einer offenen Empörung gegen die bestehende Ordnung der Dinge führte.¹⁾ Doch die Ruhe wurde wieder hergestellt, und der Red-River-Distrikt als eine selbständige englische Kolonie im Anschluß an Kanada unter dem Namen Provinz Manitoba²⁾ anerkannt. Soviel Vorzüge daraus nun auch für die weiße Bevölkerung erwachsen mögen, für die Indianer der neuen Provinz liegen die Gefahren auf der Hand. Auch hier mögen ihre Tage gezählt sein, obgleich ihnen eine besondere Reservation zugewiesen ist. Mitten im Indian Settlement steht trotz aller Proteste eine Schnapsstube. Die Indianer hatten schöne Fortschritte gemacht, besonders im Ackerbau, waren aber durch mehrere Missethaten — u. a. infolge von Heuschrecken — etwas zurückgekommen. Jetzt werden sie vollends mit der weißen Bevölkerung nicht konkurriren können. Es ist wehmüthig für den Missionsfreund, in solch' eine dunkle Zukunft der aus den Heiden gesammelten Gemeinden hinein zu blicken, bei denen sich so schöne Früchte des Evangeliums bereits zeigten. Unter der weißen und Mischlings-Bevölkerung aber ist in neuerer Zeit doch sehr ein Mangel an geistlichem Leben zu beklagen. „Es gibt vieles uns zu demüthigen und uns ernstlich zum Gebet zu treiben“, schreibt einer der Missionare. Die Gemeinden in der Manitoba-Provinz zählen nach den letzten Berichten 2924 Seelen, unter denen 673 Kommunikanten sind.

Der zweite Distrikt ist der von Fort Alexander³⁾ mit der bereits genannten Station Landsowne, der in neuester Zeit von jenem ersten abgelöst wurde. Auch hier war durch den Brantwein viel geschadet, nachdem epidemische Krankheiten, die übrigens auch auf den andern Stationen auftraten, die Reihe der Gemeinde gelichtet hatten. Es waren traurige Zustände. Die bethörten Indianer gaben den Ertrag ihrer Felber für den verderblichen Trant hin. Immerhin aber tröstete sich der Missionar damit, daß das Heidenthum keine Macht mehr unter dem Volke sei. Er schreibt: „Die Medizin-Männer, welche erst dem Evangelio in jeder möglichen Weise Trotz boten, können das Volk nicht weiter betrügen. Im Gegentheil, sie kommen selbst zu mir und bitten um Arznei, wenn sie krank werden.“ Die weiteren Nachrichten von hier lauten jedoch viel günstiger. Das Verbot des Brantweins im Tauschhandel, das der der Mission geneigte Gouverneur von Manitoba erließ, hat sehr erfreuliche Folgen gehabt. Das Elend und die Laster begannen zu schwinden und zeigte sich ein Bestreben, wenigstens äußerlich einen christlichen Wandel

¹⁾ Dabei waren die Heiden als Loyalisten auf Seiten der Regierung und sammelten sich in einem besonderen Lager, doch ohne Feindseligkeiten zu beginnen.

²⁾ Als Sitz des Gouverneurs und also als Hauptstadt wird Winnipeg genannt, d. i. die Ansiedlung bei Grand-Rapids.

³⁾ Liegt einige 30 engl. Meilen N. N. W. von Indian Settlement.

zu führen, das war gewachsen ein neuer Aufschwung unter der Bevölkerung. Die Indianer wünschen Indianen westlich von der Jägerleben auf die Häuser von Katholiken kommen (zuletzt 23 Distrikt im ganzen sind).

Fairford aber auch nach Lake genannt Hills dazu. eingeborne Arbeiter Zustände, sodaß forderlich. Von Nachrichten über die mit einem umherziehend, das es auch dort bei (30 Kommunikanten) deren 120 ange-

Weiter westlicher Distrikt. Von wenig oder gar der Strom der eine christliche Jahren nicht für Bevölkerung streher, und wenn noch nicht unter Stationen wiegt der Kommunikanten genannt wird, n zu Cumberlan Christen, haben bei ihnen der ge und wann besuch bewunderungswürdiges Heidenthum, scheint Missionare haben sich Von Neponew westlich davon, en Ebenso von Mo noch sehr viel Hei-

zu führen, doch war auch Lust zum Gebete zu merken. Die Gemeinde war gewachsen. Durch das Fehlschlagen der Pelzjagd war dem Ackerbau ein neuer Aufschwung gegeben. Die Außenstation White Dog schreitet unter der Leitung eines eingebornen Christen vorwärts. Außerdem wünschen Indianerstämme bei Rat Portage und Lac Seul, südlich resp. westlich von da, christlichen Unterricht und fangen an ihr unstätes Jägerleben aufzugeben. Auf der Hauptstation Landsowne mehren sich die Häuser von Jahr zu Jahr, Gottesdienste sind wohl besucht, selbst Katholiken kommen dazu, und dann und wann kann ein Häuflein Heiden (zuletzt 23 Erwachsene) die heil. Taufe empfangen. Doch zählt der Distrikt im ganzen erst 120 evangel. Christen, unter denen 25 Kommunikanten sind.

Fairford am Manitoba-See ist der Mittelpunkt des dritten Distrikts, der auch nach einer andern, nordwestlich gelegenen Station Swan Lake genannt wird. Außerdem gehört Fort Pelly und Touchwood Hills dazu. Auf allen diesen Stationen wirkten eine Zeitlang nur eingeborne Arbeiter. Zu Fairford sind auch bereits geordnete kirchliche Zustände, sodaß mehr eine pastorale als missionirende Thätigkeit erforderlich. Vor einigen Jahren kamen auch von dort höchst betrübende Nachrichten über die Verführungen amerikanischer Brantweinhändler, die mit einem kleinen Fäßchen Spiritus, den sie verdünnt verkauften, umherziehend, lange Zeit viel Unheil anstifteten. In neuerer Zeit scheint es auch dort besser zu gehen, doch zeigt die Statistik nur 78 Christen (30 Kommunikanten) im ganzen Distrikt, während schon vor 10 Jahren deren 120 angegeben werden konnten.

Weiter westlich kommen wir in den Saskatschewan- (Cumberland-) Distrikt. Von der politischen Bewegung (1869) wurde derselbe noch wenig oder gar nicht berührt. Jetzt ergießt sich auch dorthin schon der Strom der weißen Einwanderung. Auf den Stationen hatte sich eine christliche Indianerbevolkerung gesammelt, die sich in den letzten Jahren nicht sonderlich vermehrte. Der größere Theil der eingebornen Bevölkerung streift immer noch auf den Prärien nach alter Weise umher, und wenn auch mannigfach vom Evangelio berührt, doch immer noch nicht unter einem ständigen Einflusse desselben stehend. Auf den Stationen wiegt auch hier also die pastorale Thätigkeit war. Die Zahl der Kommunikanten mehrt sich. Am Pas, welche Station jetzt Devon genannt wird, wirkt noch immer Rev. Henry Budd in Segen. Die zu Cumberland-House gehörigen Indianer, seit 30 Jahren schon Christen, haben immer noch keine festen Wohnsitze genommen. So fehlt bei ihnen der geregelte christliche Unterricht. Budd kann sie nur dann und wann besuchen. Sie feiern für sich Sonntag und zeigen eine bewundernswürdige Anhänglichkeit an ihr Bekenntniß, aber ihr Christenthum, scheint es, läßt manches zu wünschen übrig. Katholische Missionare haben sich viel Mühe gegeben, sie zu gewinnen, aber vergeblich. Von Reposem in und der später dazu gekommenen Station Charlton westlich davon, enthalten die letzten Jahresberichte nicht viel Mittheilungen. Ebenso von Moose Lake. In der Umgegend dieser Stationen gibt es noch sehr viel Heiden. Ueberhaupt sollen im Saskatschewan-Distrikt noch

30,000 Heiden vorhanden sein. Die Zahl der Christen wird in den letzten Jahren auf 650 incl. 170 Kommunikanten angegeben.

Englisch River ist der jetzige Name für den Missionsdistrikt, dessen Hauptstation ursprünglich am Lac la Ponge angelegt wurde. Die Station selbst, jetzt am Mississippi ober Englisch R., heißt Stanley. Die zu derselben gehörigen Indianerchristen, 300 an Zahl, darunter 100 Kommunikanten, führen fast alle noch ein Wanderleben. Nur wenige haben sich angesiedelt und ringen mit Mühe dem Boden ihren Lebensunterhalt ab. Im übrigen sagt der Missionar, „obgleich unsre Leute bei weitem das nicht sind, was wir wünschen, muß man doch dankbar sein, daß sie so sind, wie sie sind. Während meines Besuchs am Saskatschewan habe ich sie oft mit den armen Eingebornen jener Gegend verglichen. Die Stanley-Indianer haben nicht bloß durch ihr christliches Bekenntniß, sondern in Kleidung, Sitten, Sittlichkeit und Fleiß den Vorzug. Ohne ein zu hell gemaltes Bild zu geben, dürfen wir doch Gott danken und Muth haben“. Heiden sind in der Nähe der Station nur noch wenige vorhanden. In jene Gegend wird eine europäische Einwanderung nicht stattfinden, da der Boden zu ungünstig ist. Aber jemehr Ansiedlungen am Saskatschewan entstehen, destomehr werden die Indianer von dort an den Englisch River gedrängt werden.

MacKenzie-Distrikt. Inzwischen ist die Mission aber noch viel weiter nach Nordwesten in die unwirthlichen Gegenden bis an den Polarkreis vorgebrungen, um den armen Athabaska-Völkern das Evangelium zu bringen. 1858 machte Missionar Hunter den ersten Besuch an dem großen MacKenzie-Flusse, der sich ins Eismeer ergießt. Mit ihm zuweilen in demselben Boot reiste ein katholischer Missionar mit seinen Rosenkränzen, Maria-Medaillen und Kreuzfäden, die in jener Mission eine Hauptrolle spielen. In Fort Simpson wurde die erste evangelische Station gegründet. Das ganze Missionswerk hat hier jedoch weniger Gelegenheit, auf festen Stationen zu wirken, da alle Indianer dieser Gegend noch ihr nomadisches Jäger- und Fischerleben führen. Dadurch wurde das Werk, das nur auf beschwerlichen Reisen getrieben werden kann, sehr behindert. Auch traten hier die Katholiken mit ihrem rastlosen Eifer und in größerer Zahl als die evangelischen Missionare den letzteren als bedenkliche Rivalen entgegen. Durch den Wettstreit aber ist die Arbeit auf beiden Seiten gefördert worden. Im Bericht von 1870 sagt ein Missionar: „Das weite Feld bietet im ganzen einen erfreulichen Anblick und macht, wie mir scheint, nicht mehr den Eindruck eines heidnischen Landes. Der Einfluß bekehrter Eingeborner vom Red River, die sich allmählich über diese Gegend verbreiten, ist gut, und manche Indianerstämme in den Wäldern scheinen mehr und mehr zu fühlen, was sie dem Gott, der sie erschaffen hat, schuldig sind. Ich habe nur noch wenig Heiden gefunden. Fast alle Eingebornen bekennen sich entweder als Katholiken oder als Protestanten. Durch die ganze Gegend ist der Einfluß der römischen Priester sehr schädlich. Aber die Indianer haben mir mehr als einmal gesagt, daß sie nur auf das achten, was ihnen von Gott gesagt wird, und nicht auf das, was man von der Jungfrau und den Heiligen lehrt. So lange die Indianer nicht

im Stande sind zu prüfen, muß evangelischen zuletzt darauf allein die große sind, beibehalten.

Die Hauptstadt M. S. in diesem Fort Norma aus wird nicht sondern auch Die jüngste und die schon inneren einigten Staaten Volke wird von Erfolg verkündet als anglikanischen ganzen Distrikt geben.

Die beiden an der Hudson 1854 missionirten nordwestlich von verschiedene Indianer Fort Churchill der auch der MacKenzie-Distrikt intelligente und Gehalt empfangen und Fischen er auch einige von ihnen das Evangelium Umgegend von Bevölkerung. Nur abwesend. Nur der Faktorei. Hier eine Civil eine Stätte in 3—6 engl. Meilen Von einigen Missionen Eine besondere dar, wenn die Außenstationen heidnischen Städte werden, eingeboren umfaßt 170 Ge- 8. James in dem seit 18

im Stande sind, beide Lehren nach dem Worte Gottes in ihrer Sprache zu prüfen, müssen sie freilich durch die Angaben der Priester und der evangelischen Missionare verwirrt werden. Aber ich denke, es wird zuletzt darauf hinausgehen, daß sie unsre Unterschiede verwerfen und allein die großen Wahrheiten, wie sie im Apostolicum zusammengefaßt sind, beibehalten."

Die hauptsächlichsten Stützpunkte für die Mission der Church M. S. in diesem Gebiet sind: Fort Simpson, Fort Vermilion, Fort Norman, Fort Chippewyan und Peels Fort, von letzteren aus wird nicht bloß unter den Loucheux (Digothi, Luluth, Kutchin), sondern auch unter den Eskimo an den Ufern des Eismeeress gewirkt. Die jüngste und entfernteste Station aber ist die am Youkon-Flusse, die schon innerhalb der Grenze des früher russischen, jetzt den Vereinigten Staaten gehörigen Gebietes liegt. Außer dem letztgenannten Volke wird von dort aus den Kenai-Völkern das Evangelium mit Erfolg verkündigt. In neuester Zeit ist der eifrige Missionar Pompas als anglikanischer Bischof von Athabasca angestellt worden. Für den ganzen Distrikt werden 732 Christen und 40 Kommunikanten angegeben.

Die beiden letzten Distrikte, die wir hier zu nennen haben, liegen an der Hudsonsbai, nämlich 7. York-Factory-Distrikt, wo seit 1854 missionirt wird. Derselbe umfaßt die Ufer der Hudsonsbai nordwestlich von der Jamesbai. In den südlicheren Theilen leben verschiedene Indianer-Stämme, welche die Cree-Sprache reden; zu und um Fort Churchill dagegen wird Chippewyan gesprochen, die Sprache, mit der auch der jetzige Missionar Kirby vertraut ist, der früher im Macenzie-Distrikt arbeitete. Unter den Cree's stehen ihm mehrere intelligente und treue Gehülfen zur Seite, von denen einige keinerlei Gehalt empfangen, sondern sich wie ihre Stammgenossen durch Jagen und Fischen ernähren. Im nördlichsten Theile des Distrikts leben auch einige wandernde Eskimo-Stämme, doch waren die Versuche, ihnen das Evangelium zu bringen, bisher nicht erfolgreich. — Die Umgegend von York hat dagegen eine wenigstens äußerlich christliche Bevölkerung. Doch ist sie nicht zahlreich und vielfach der Jagd wegen abwesend. Nur etwa 60 bleiben in Häusern und Hütten in der Nähe der Faktorei. Ackerbau ist des Klimas wegen nicht möglich. So ist hier eine Civilisirung sehr erschwert. Dennoch hat das Evangelium eine Stätte in den Herzen gefunden. Im Winter kommt die Gemeinde 3—6 engl. Meilen weit über die gefrorenen Flüsse bei 20—30° Kälte. Von einigen Sterbelagern wurden schöne Glaubenszeugnisse berichtet. Eine besondere Gelegenheit zur Missionsthätigkeit bietet sich im Sommer dar, wenn die Brigaden aus dem Innern nach York kommen. Zwei Außenstationen sind Severn und Trout Lake im Süden, wo bei heidnischen Stämmen, die dann und wann vom Missionar besucht werden, eingeborne Katechisten erfolgreich arbeiten. Der ganze Distrikt umfaßt 170 Gemeindeglieder, darunter 61 Kommunikanten.

8. James' Bay, oder Moose-Distrikt. Dieser Distrikt, in dem seit 1851 die Mission besteht, gehört jetzt zu der neuerlichst

errichteten Diözese Moosonee. Der Bischof hat seinen Sitz in Moose Factory, wo eine englische und eine indianische Gemeinde besteht. — Auch von hier aus sind manche vergebliche Versuche unter den Eskimo gemacht, die an dem östlichen Ufer der Hudsonsbai hin und her wandern. Ein großer Theil der Diözese ist bewohnt von Saulteaux, von denen noch viele Heiden sind, aber das Evangelium macht Fortschritte unter ihnen. Osanaburgh und Martin Falls sind bei denselben als Außenstationen besetzt. Am tiefsten ist das Wort Gottes aber unter den Cree's eingedrungen, für die bisher am besten gesorgt war. Fast alle, zerstreut über ein weites Gebiet schweifend, sind dem Namen nach Christen. Eine zweite Station in diesem Distrikt ist Albany, zu der nicht bloß die genannten Außenstationen, sondern auch östlich von der Bai Ruperts-House und tief im Innern Mistasinee gehören. Auch hier bekennen sich die Eingebornen bei fortgehendem Wanderleben äußerlich zum Christenthum. Es finden sich im Distrikt 1885 Gemeindeglieder, darunter 239 Kommunikanten.

Die ganze Mission der Church Missionary Society in Rupertsland aber umfaßt 17 Stationen mit 11 europäischen und 9 eingebornen Missionaren; 30 Lehrer, 1339 Kommunikanten, 6959 eingeborne Christen, 13 Schulen und 743 Schülern.

b. Die Arbeiten der Wesleyanischen Methodististen.

Auch diese Mission begann 1839 mit Unterstützung seitens der Hudsonsbai-Compagnie, welche für den Unterhalt der Missionare zu sorgen versprach. Dies ist in sehr liberaler Weise geschehen. Auch fanden dieselben bei den Beamten freundliche Aufnahme. Die erste Station war Norway-House, am nördlichen Ufer des Winnipeg-Sees, wo der ausgezeichnete, eifrige Missionar Evans seine Arbeiten begann. Er hat sich ein besonderes Verdienst um die Mission in Hudsonia erworben durch die Erfindung einer Sylbenschrift für die Cree-Sprache, welche die anderweitigen Versuche, dieselbe mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, verdrängt hat. Die ganze Cree-Literatur, selbst die der Katholiken wird in dieser Schrift gedruckt. In der Nähe des Postens wurde das Indianerdorf Nokville angelegt. Die Indianer der Umgegend sind längst Christen, obgleich sie nur zum geringen Theile ein festhaftes Leben scheinen angenommen zu haben. Eine Außenstation ist das nördlich gelegene Oxford-House, ein sehr einsamer Punkt, auf dem mit der Ungunst des Klimas und andrer Verhältnisse viel zu kämpfen war. — In neuester Zeit hat auch das Werk der Methodististen viel Aufsechtung von dem Brantweinhandel zu erdulden gehabt. Dennoch konnte es sich ausdehnen. Seit 1870 besteht eine Station auch am Red River, die jedoch jedenfalls mehr der Arbeit unter der erwachsenden weißen Bevölkerung dient. Für zum Theil noch heidnische Indianer aber sind die Stationen am Berens- und Pigeon-River am östlichen Ufer des Winnipeg-Sees, und am Nelson-River, nördlich von Oxford-House, angelegt. Außerdem werden in dem letzten Jahresberichte noch Headingley mit Boyne-River und High-Bluff nebst Pale-

fine erwähnt.
hältnisse. —
Station am
Kanada, ist f

Weit im
kirchlichen Mi
ein zweiter
Edmonton, d
von Norway-
verschiedene St
die noch ganz
bitterste Feinds
hat die Mission
auch hier in m
Methodisten tr
wandernden St
meinden gesam
von Edmonton.
er nackende Wi
und ihren Me
einer christlichen
Dieselbe machte
Freude. Nach
tion Woodville.
der Rocky-Moun
dem Volke der
Kräfte des Frie
Bis hieher sind
gedrungen, und
arbeiten. — 3
in Hudsonia 7
Kommunikanten.

c. S.

Diese Gesell
Stationen: Affi
1851, wo bereits
hatte 1871 320
Fort Ellice, r
bernden Prärie-
16 Mitglieder.

Das lange 3
Mountains ist se
worden, als an de

Moose
steht. —
Saskimo
wandern.
on denen
tte unter
ben als
er unter
r. Fast
men nach
y, zu der
von der
n. Auch
nderleben
885 Ge-

perthland
angeboren
Christen,

reitens der
ionare zu
en. Auch
Die erste
pege-Sees,
n begann.
sonia er-
e-Sprache,
Buchstaben
st die der
s Postens
der Um-
theile ein
kenstation
er Punkt,
se viel zu
ethodisten
Dennoch
auch am
achsenden
Indianer
östlichen
Oxford-
esberichte
st Pale-

sine erwähnt, sämmtlich ohne Angabe der Lage und der näheren Verhältnisse. — Die gleich bei der Gründung dieser Mission angelegte Station am Rainy Lake, auf der Bootroute am Red River nach Kanada, ist schon seit längerer Zeit wieder aufgegeben.

Weit im Westen aber am Saskatschewan, jenseits des englisch-kirchlichen Missionsgebiets und bis an die Rocky-Mountains findet sich ein zweiter Westkanischer Missionsdistrikt, dessen älteste Station, Edmonton, am Nordarm des genannten Flusses über 600 engl. Meilen von Norway-House, bereits 1839 begonnen wurde. Es kommen dort verschiedene Stämme, Cree's, Assiniboine's, Blackfeet und andre zusammen, die noch ganz nach alter Indianerweise leben und unter denen oft die bitterste Feindschaft zum Ausbruch kommt. Außer diesen Schwierigkeiten hat die Mission zu leiden durch die Geschäftigkeit der Katholiken, die auch hier in weitem Maße Eingang fanden. Dennoch haben auch die Methodistten treue Anhänger gefunden und wirken nicht blos unter wandernden Stämmen, sondern haben auch einige Ackerbau treibende Gemeinden gesammelt. So namentlich zu White Fish Lake, nördlich von Edmonton. Als Missionar Steinhaur (1859 ?) dorthin kam, „fand er nackte Wilde, die nur für heute sorgten und auf den Beschwörer und ihren Medizinbeutel für morgen trauten. Jetzt lebt er unter einer christlichen Gemeinde mit ihren kleinen Häusern und Gärten“. Dieselbe machte ihm durch ihren treuen Eifer für das Evangelium viel Freude. Nach dem letzten Berichte finden wir ihn jedoch auf der Station Woodville. — Westlich von Edmonton, schon in den Vorbergen der Rocky-Mountains, liegt die Station Victoria, von wo aus unter dem Volke der Blackfeet gewirkt wird, und wo das Evangelium die Kräfte des Friedens unter feindlichen Stämmen vielfach bewährt hat. Bis hieher sind in neuester Zeit von Westen aus die Goldsucher vorgebrungen, und auch unter ihnen findet der Missionar Gelegenheit zu arbeiten. — Im Jahre 1869 zählte die ganze Methodistten-Mission in Subsonia 7 europäische resp. kanadische Missionare und 697 Kommunikanten.

c. Society for the Propagation of the Gospel.

Diese Gesellschaft hat in dem in Rede stehenden Gebiet nur zwei Stationen: Assiniboia mit der St. James-Kirche am Red River seit 1851, wo bereits geordnete kirchliche Verhältnisse sind. Die Gemeinde hatte 1871 320 Mitglieder, darunter 81 Kommunikanten. Ferner Fort Ellice, westlich am Assiniboine-River seit 1862 für die wandernden Prärie-Indianer. Die dort gesammelte Gemeinde zählt erst 16 Mitglieder.

12. Britisch Columbia.

Das lange Zeit wenig bekannte britische Gebiet jenseits der Rocky-Mountains ist seit 1858 der Schauplatz einer Masseneinwanderung geworden, als an den Ufern des Frazer R. reiche Goldlager entdeckt wurden.

Bald bildeten sich dort kalifornische Verhältnisse. Auch chinesische Ansiedler machen einen beträchtlichen Theil der zusammengeströmten Bevölkerung aus. Unter diesen Verhältnissen haben die Indianer sehr zu leiden. Man schätzte ihre Zahl auf 10,000. Es sind verschiedene untereinander verwandte Völkerschaften, von denen wir die im Süden und zum Theil auf der Vancouver-Insel lebenden Comitschen und die nördlicheren Tsimshian¹⁾ nennen, die aber sämmtlich von allen bisher erwähnten Indianervölkern ethnographisch verschieden sind und eine selbständige Gruppe bilden.

Unter dem letztgenannten Volke hatte die **Church Missionary Society** schon im Jahre 1865 zu Fort Simpson,²⁾ auf einer Insel nicht weit von der damals noch russischen Grenze, eine Mission angefangen, da ein Schiffskapitän für einen Missionar freie Ueberfahrt angeboten hatte. Zunächst wurde nur ein Lehrer (Duncan) dahin gesandt, der eine schnell aufblühende Schule gründete. 1860 folgte ein ordinirter Missionar, der schon im folgenden Jahre 23 Heiden taufen konnte. Um die junge Gemeinde den schädlichen Einflüssen der Europäer zu entziehen, wurde eine besondere Ansiedlung zu Metlathatla auf dem Festlande begonnen, mit solchem Erfolg, daß das junge Dorf bald alle Besucher mit Staunen erfüllte. Nach Aussagen eines Augenzeugen wurde 1864 berichtet: „Es wohnen etwa 600 Eingeborne in der Niederlassung, in bequemen hölzernen Häusern mit Glasfenstern. Das Innere jedes Hauses ist in besondere Gemächer eingetheilt, die wenig Möbel, aber in guter Ordnung und reinlich enthalten. Jedes Haus hat auch seinen Garten, in dem Kartoffeln und Rüben trefflich wachsen. Männer und Frauen gingen anständig gekleidet, u. z. in Folge ihres eignen Fleißes. Es ist eine Kirche vorhanden, deren einer Theil während der Woche als Schule benutzt wird. Herr Macenzie besuchte den Gottesdienst und war erstaunt über den Anblick der großen indianischen Versammlung. Ihre Aufführung und Andacht war nicht übertroffen durch die gottesdienstlichen Versammlungen irgend einer christlichen Gemeinde, denen er früher beigewohnt hatte. Herr Duncan las die Liturgie und predigte in der Sprache der Indianer, und die Indianer waren offenbar mit Verständniß dabei interessiert bis zum Ende. Die Apathie, die auf den Gesichtern der sich selbst überlassenen Indianer ruht, war hier ganz verschwunden. Viele Physiognomien zeichneten sich durch ein belebtes Aussehen und intelligenten Ausdruck aus. Herr Duncan gibt in der Woche den Schulunterricht und ertheilt Anweisung in den Verrichtungen des civilisirten Lebens, Gartenbau, Handwerke u. s. w. Er hat auch den Kaufladen unter sich, vertritt die Obrigkeit und Gerichtsbarkeit und vollbringt seine schwierigen Arbeiten, die mit überraschendem Erfolge gekrönt sind. Der Unterschied der Fort Simpson-Indianer und derer von Metlathatla ist wie Finsterniß und Licht. Dort sind alle in Unwissenheit, Barbarei, Schmutz und Schlechtigkeit, hier sieht man Auf-

¹⁾ Wir behalten die englische Form und Schreibart bei; deutsch könnte man Zimschier schreiben.

²⁾ Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Fort am Macenzie.

klärung, Fortsicht nicht an wenigem Selbstenthums u. konnte.

„In dem Station weiter Indianern, die mehrere Jahre, das den Namen der Mündung d. einer sehr günstigen oder dahin gehen zu der Ausdehnung Ansiedler, während von jenen waren mit viel Ansehn Tomlinson lä weiter. Unter a stämme viel von 40 Kindern besu ist ein entschieden

Auf das erste Zeit in der Entn vermehrt, daß da Straßen erweitert: Besuch machte, daß er ausrief: „Den Fortschritten genden Wirkungen Getauften stehen Mäßigkeit herrsch Indianer wie ein derselben in neuß nur 10 engl. Me manche andre Gef

Die Society Mission für Britis aufblühenden Stad stande sich zusamm erweckten jedoch n Strome der weisse schwemmt und n gesammelt. „Sie f aus. Der Brant gegohrenen Getränk ste soviel sie wollen Würfelspiels und diese Mission, die

klärung, Fortschritt und Christenthum.“ Freilich fehlte es auch hier nicht an weniger erfreulichen Erscheinungen, Aufleben von Resten des Heidenthums u. s. w., die jener Besucher freilich nicht wahrnehmen konnte.

In dem genannten Jahre wurde die Gründung einer zweiten Station weiter nördlich, am Naas-River begonnen, unter den Kishlah-Indianern, die eine andre Sprache reden als Tsimshians. Doch vergingen mehrere Jahre, bis auch dort ein Indianerdorf errichtet werden konnte, das den Namen Kincolith trägt. Es liegt auf einer Landzunge zwischen der Mündung des Flusses gleiches Namens und des Naas-River, in einer sehr günstigen Lage, da die Indianer, die aus dem Innern kommen oder dahin gehen, hier vorbei müssen. Das Dorf aber ist noch nicht zu der Ausdehnung gelangt wie jenes andre. Es zählte 1870 erst 60 Ansiedler, während andre Indianer nur kürzere Zeit daselbst verweilen. Von jenen waren damals erst 9 getauft und die Niederlassung hatte mit viel Anfeindung von heidnischer Seite zu kämpfen. Doch Missionar Tomlinson läßt sich nicht einschüchtern und arbeitet unermüdblich weiter. Unter anderm hat er ein Hospital angelegt, da jene Indianerstämme viel von Krankheiten heimgesucht sind. Eine Schule wird von 40 Kindern besucht. In der ganzen Haltung der angesiedelten Indianer ist ein entschiedener Fortschritt zu erkennen.

Auf das erfreulichste aber ist Metlakshla his auf die neueste Zeit in der Entwicklung vorangegangen. Die Ansiedler haben sich so vermehrt, daß das Dorf schon zu einer Stadt mit breiten, regelmäßigen Straßen erweitert werden mußte. Admiral Cochrane, der hier einen Besuch machte, war so überrascht von allem, was er sah und hörte, daß er ausrief: „Dies sind doch keine Indianer; das sind weiße Leute“. Den Fortschritten im Aeußeren stehen aber die immer tiefer eindringenden Wirkungen des Evangeliums zur Seite. Neben den 750 Getauften stehen 110 im Katechumenenunterricht; Friede, Ordnung, Mäßigkeit herrschen in der Ansiedlung, die auch für die übrigen Indianer wie ein Licht leuchtet. — Eine bedenkliche Gefahr droht derselben in neuester Zeit durch die Entdeckung von Goldminen, die nur 10 engl. Meilen davon entfernt liegen. Möge diese wie schon manche andre Gefahr mit Gottes Hülfe überwunden werden.

Die Society for the Propagation of the Gospel begann ihre Mission für Britisch Columbia auf der Vancouver-Insel, in der schnell aufblühenden Stadt Victoria, wo 3000 Indianer im elendesten Zustande sich zusammengedrängt fanden. Die Arbeiten unter denselben erweckten jedoch nicht viel Hoffnungen. Mit dem hereinbrechenden Strome der weißen Ansiedlungen wurden diese Eingebornen weggeschwemmt und nur verkommene Reste sind auf den Reservationen gesammelt. „Sie sind auf einer sehr niederen Stufe und sterben schnell aus. Der Brantwein tödtet sie. Obgleich der Handel mit allen gegohrenen Getränken durch das Gesetz unterdrückt werden soll, erhalten sie soviel sie wollen von den Weißen.“ Auch sind sie dem Laster des Würfelspiels und der Unkeuschheit sehr ergeben. So hat sich denn diese Mission, die unter ihrem Bischof von vornherein auch die weiße

Bevölkerung ins Auge faßte, dieser überwiegend zugewendet und nur nebenher wird auf der Vancouver-Insel auch etwas für die armen hinschwindenden Eingebornen gethan. Von den gesammelten Gemeinden scheinen nur noch die auf einer Reservation bei Victoria und zu Comag mit je 50 Mitgliedern und ohne Hoffnung weiteren Gedeihens zu bestehen. — Besser geht es mit der Indianermission auf dem Festlande, wo freilich auch unter der Kolonial-Bevölkerung gearbeitet wird. Die letztere ist jedoch, nachdem die Goldfelder auf die Dauer nicht der Erwartung entsprechen, schnell wieder zusammengeschmolzen. So ist hier die Heidenmission die Hauptsache geworden. Die Hauptstationen sind Yale nebst Hope, wo die Indianer auf Reservationen leben, und Lytton, sämmtlich am Frazer-River. Von ersterer schreibt der Missionar: Das Werk in meinem Distrikte scheint gesund und gedeihend. Viele Indianer warten auf die Aufnahme in die sichtbare Kirche. — — Die Aufführung einiger ist mehrere Jahre lang exemplarisch gewesen. Mehr als einmal habe ich Indianer mit ihren Familien beim gemeinsamen Gebet getroffen, wenn sie meine Anwesenheit nicht vermutheten. — Am bedeutendsten aber ist die von Lytton aus betriebene Mission unter den Indianern am Thompson-R., der sich bei jenem Orte in den Frazer ergießt. Der Stamm, welcher, verschieden von den oben genannten Indianern, mit den östlichen Völkerschaften verwandt ist, zählt 1200 Seelen, die sich unter die Pflege der anglikanischen Kirche gestellt haben. Doch wird die Taufe nur den allerbewährtesten Katechumenen und sonst nur in Todesgefahr erteilt. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesen Indianern und den heruntergekommenen und in allerlei Schande und Laster versunkenen, wie sie auf den Reservationen leben. Diese sind noch weniger berührt von der Verführung der Weißen und leben mit ihren Pferden und Zelten umher wandernd. — Auch von andern Seiten kommen Stämme, die sich dieser Mission anzuschließen begehren, so daß ihre Arbeiten, wie es scheint, noch eine erfolgreiche Zukunft haben.

Auch die Wesleyanischen Methodisten, u. z. die Kanadische Konferenz dieser Denomination missionirt in Britisch Columbia, hauptsächlich jedoch unter der weißen Bevölkerung. Zu Nanaimo auf Vancouver-I. ist eine kleine methodistische Indianergemeinde vorhanden. Für die Indianer des Festlandes besteht die Station Chilliwak, über die der Bericht jedoch nichts Genaueres angibt. 1869 befanden sich auf sämmtlichen 5 Stationen dieser Mission nur 131 Mitglieder, Weiße und Indianer zusammen.

Der Missionsfreund wird von den Indianern Nordamerika's nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl scheiden können. Ihre Geschichte mag man einem Tage vergleichen, der wenn auch kühl und frostig, doch klar und hell im Morgensonnenschein beginnt. Nach und nach aber sammeln sich düstere Wolken, Sturm und Ungewitter treten ein, und der mit schweren Regengüssen überschüttete Boden löst sich auf in Schlamm und Schmutz. Doch wie der Tag sich neigt, da zerreißt hier und dort der Wolkenschleier,

und wenn auch erglänzen vergoldete Indianergemeinden, seit Jahren nicht Schooße wachsen. Schein der göttlichen längst wird in trotz dogmatischer

Wenn man v
Mittag herabsegelt,
westindischen Insel.
Dies hat das n
haupt. Da, wo G
entweder ausgerott
es bildete sich ein
von Spanien und
wurde, so ist in all
zur Herrschaft geko
und in ihrer Art erf
hebung des Jesuite
Anfang unsers Jal
evangelischen Missio
verwehrt. Nur au
100 geogr. Meilen
Küsten über 2000 M
funden. Es ist das
des Orinoco südöstli
streckt, jetzt in West
Osten vom Kaiserre
der Atlantische Ozean
Striche des flachen
überschwemmen. A
fruchtbaren Alluvial
wie fast in keinem
von der hohen Mauer

Kurtzhardt, Missions-Bibl.

und wenn auch nicht die ganze Landschaft, so doch einzelne Gipfel erglänzen vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Die Indianergemeinden, die für christlich gesittetes Leben gewonnen, bereits seit Jahren nicht mehr zusammenschmelzen, sondern aus ihrem eignen Schooße wachsen, sind die Punkte, die noch lange leuchten werden im Schein der göttlichen Gnadensonne, wenn die große Masse jener Völker längst wird in Nacht versunken sein. Ob nicht auch für diese noch, trotz dogmatischer Konsequenzen, ein andrer Morgen tagt?

B. Südamerika.

1. Land und Leute in Guiana.

Wenn man von dem großen nordamerikanischen Festlande gegen Mittag herabsegelt, so kommt man zuerst an dem schönen Kranze der westindischen Inseln vorüber, und stößt endlich auf das südliche Amerika. Dies hat das nämliche Schicksal gehabt wie die neue Welt überhaupt. Da, wo Europäer sich niederließen, wurden die Eingebornen entweder ausgerottet, oder in die tiefen Urwälder zurückgedrängt, oder es bildete sich ein Mischlingsgeschlecht. Da Südamerika vorzugsweise von Spanien und Portugal aus mit europäischen Kolonien versehen wurde, so ist in allen kultivirten Ländern desselben die katholische Kirche zur Herrschaft gekommen, hat auch unter den Eingebornen ausgedehnte und in ihrer Art erfolgreiche Missionen getrieben, die aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens und durch die politischen Umwälzungen zu Anfang unsers Jahrhunderts ganz in Verfall gekommen sind. Der evangelischen Mission war bis in die neuere Zeit fast überall der Zutritt verwehrt. Nur auf einem verhältnismäßig kleinen Küstenstriche von 100 geogr. Meilen (während die ganze Länge der südamerikanischen Küsten über 2000 Meilen beträgt) hat sie Platz für ihre Thätigkeit gefunden. Es ist das Gebiet von Guiana, das sich von der Mündung des Orinoco südöstlich gegen die Mündung des Amazonenstromes hinreckt, jetzt in Westen von der Republik Venezuela, in Süden und Osten vom Kaiserreich Brasilien begrenzt. Seinen Strand bespült der Atlantische Ocean, dessen Gewässer in den Zeiten der Flut weite Striche des flachen, mit Mangrove-Wäldern bedeckten Uferlandes überschwemmen. Auf diesen Sumpfgürtel folgt eine breite Zone fruchtbaren Alluviallandes, wo die Vegetation eine Fülle und Ueppigkeit wie fast in keinem andern Lande entfaltet, während es im Süden von der hohen Mauer eines halbkreisförmigen Gebirgsstranzes umschlossen

ist, der zahlreiche herrliche Ströme zum Meere entsendet. Nur an dem Ufer ist Guiana bekannt und von den Europäern besetzt, da die vielen Wälder und Moräste einem tiefen Eindringen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und wäre das Land nicht von unzähligen Bächen durchflossen, auf denen fahrend man allein landeinwärts kommen kann, so würde man durchaus genöthigt sein, an der Küste zu bleiben. Darum sind auch die Wohnungen der Menschen überall nur an Bächen oder Flüssen aufgeschlagen. Das Klima ist, da das Land in dem heißesten Erdstrich liegt, unter diesen Umständen natürlich eins der ungesundesten in der Welt, aber der Reichthum der Natur hat von jeher die Europäer trotz aller Gefahren hergelockt. Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen haben die Küste unter sich getheilt, weil aber der Antheil der Spanier und Portugiesen in der Folge zu den angrenzenden größeren Ländern in Norden und Süden geschlagen wurde, spricht man nur noch von einem britischen (englischen), holländischen und französischen Guiana. Die Ansiedler sind Besitzer großer Ländereien oder Plantagen, auf denen in großer Menge Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle u. s. w. erzeugt werden. Dazu bediente man sich bisher der vom jenseitigen westafrikanischen Ufer herbeigeschleppten Negerklaven, die hier aufs härteste und grausamste behandelt wurden, so daß viele von ihnen in die Wälder entflohen und hier als sogenannte Maron- oder Busch neger förmliche Räuberkolonien bildeten, die in Suriname in langen Kämpfen ihre Unabhängigkeit erkochten haben.

Die ursprünglichen Einwohner des Landes, die Indianer, deren man etwa 30 verschiedene Stämme zählt, sind in die Wälder verstoßen und durften sich früher, so friedlicher Natur sie auch zum Theil waren, kaum ohne Furcht und Zittern in den europäischen Gebieten blicken lassen. Am bekanntesten sind bis jetzt die Stämme der Marakons, Waraun's, Acaroi's und die von den westindischen Inseln eingewanderten Kariben geworden.¹⁾ Ihre Hauptfarbe ist braunroth oder zimmetfarben, das Haupthaar ist schwarz, lang, straff und glänzend, der Bart bei den Männern dünn und regellos in Büscheln, meist aber ganz ausgezogen. Gewöhnlich gehen sie bis auf eine kurze Schürze um die Lenden ganz nackt. In ihren Hängematten liegend pflegen die Männer am liebsten des Müßigganges, wenn sie nicht zum Krieg ausziehen oder jagen und fischen. Außerdem liegt ihnen der Bau ihrer Hütten und die Herrichtung der sogenannten Kostgründe, das heißt das Umhauen und Abbrennen der Büsche zur Düngung des Bodens ob; ebenso machen sie ihre Jagdgeräthschaften (Bogen und Pfeile²⁾, Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr, Körbe, Siebe, Kästchen und dergleichen zurecht, und verfertigen mit Hülfe des Feuers nicht ohne Geschick ihre Fahrzeuge, Korjare oder Kanoes genannt. Die meiste Arbeit aber liegt, wie bei den Indianern Nordamerika's, den Frauen ob, deren Sklavenloos so elend ist, daß viele Mütter ihre neugeborenen Töchter ermorden sollen, um sie vor gleichem Jammer zu bewahren.³⁾ Das Weib muß den Boden bauen,

¹⁾ cf. Basler Heidenbote 1839, S. 51.

²⁾ Jetzt gebrauchen sie auch vielfach die von Europäern eingeführten Gewehre.

³⁾ Calwer Missionsblatt 1847, S. 116.

Brod und T
zu den Hänge
mit den kleine
geht eine Fr
schäfte zu ver
tigkeit gebrad
Gesicht seiner
Weiber sind
werden gewöh
Gebrechliche
eine Frau zur
Haar, und sie
Länge erreicht
der nächste Be
Frau zu nehm
er sie dem Ver
Die Indi
Morgen und a
sie einen von a
und wo sie ger
Sand, und wer
den Schmuck i
rothe Farbe, di
Kraböl und sch
Hände und Fü
Sandschuhe an.
wider den Gei
Nur auf dem
Weiber legen sie
rupfen sie aus,
dafür einen sch
barkeiten färben
sie mit allerlei
und oft Tage la
mit dunkelrothen
sie noch blaugefä
hinter sich her;
ein über den R
den Anpuß. Be
sie die Bewegung
hinein bringen d
Getränk, nehmen
rallen durchflocht
Stampfen mit be
natürlich nicht fe
geweitete Löcher
und darin ihre
tragen an einem

Brod und Trank bereiten, Brennholz zum Baden herbeischaffen, Schnüre zu den Hängematten machen, Töpfe fabriziren, Baumwolle spinnen, selbst mit den kleinen Kindern auf dem Rücken und unterwegs. Auch auf Reisen geht eine Frau mit, um für den Mann zu kochen und die andern Geschäfte zu verrichten. Heirathen werden schnell und frühzeitig in Richtigkeit gebracht, sonderbar ist dabei, daß ein Schwiegersohn nie das Gesicht seiner Schwiegermutter sehen darf. Bei der Niederkunft ihrer Weiber sind die Männer meist ziemlich gleichgültig, die Kinder aber werden gewöhnlich so lange gesäugt, bis das nächste bald wieder da ist. Gebrechliche Kinder läßt man in der Regel bald umkommen. Wird eine Frau zur Witwe, so scheeren die Verwandten des Mannes ihr Haar, und sie darf nicht eher wieder heirathen, bis dasselbe eine gewisse Länge erreicht hat. Auch darf sie nicht heirathen, wen sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zur Frau zu nehmen, und wenn ein anderer sie zur Ehe begehrt, so muß er sie dem Berechtigten abkaufen.

Die Indianer sind sehr reinlich und haben sich deshalb schon am Morgen und auch des Tages öfter im Flusse. Vor ihren Hütten haben sie einen von allem Graße gereinigten Platz, den sie sehr sauber halten und wo sie gern sitzen und essen. Ueberhaupt wohnen sie gern auf Sand, und wenn der Boden lehmig ist, tragen sie Sand herzu. Auf den Schmuck ihres Leibes sind auch diese Kinder der Wildniß bedacht; rothe Farbe, die sie von dem Rotubaum gewinnen, vermischen sie mit Kraböl und schminken damit den ganzen Leib, bisweilen auch nur Hände und Füße, so daß man meint, sie hätten rothe Schuhe und Handschuhe an. Durch diesen rothen Anstrich meinen sie sich zugleich wider den Geist der Europäer, das ist den Teufel, zu wappnen. Nur auf dem Kopfe leiden sie Haare, die Männer tragen sie kurz, die Weiber legen sie oben auf dem Kopf in Zöpfen zusammen, die Barthhaare rupfen sie aus, und auch die Augenbrauen rasiren sie ab und machen dafür einen schwarzen Strich hin. Bei bevorstehenden Tänzen und Lustbarkeiten färben sie die Kopfhaare roth, den ganzen Körper aber bemalen sie mit allerlei schwarzen Figuren, ein Geschäft, das die Weiber besorgen und oft Tage lang dabei zubringen. Das Gesicht wird noch besonders mit dunkelrothen, gelben und weißen Strichen verziert. Dazu hängen sie noch blaugefärbten ostindischen Rattun vier bis sechs Ellen lang hinter sich her; eine Art Schellen an den Füßen und bisweilen noch ein über den Rücken hängender buntbemalter Rohrmantel vollenden den Anpuß. Bei ihren Tänzen, welche meist Jagden vorstellen, ahmen sie die Bewegungen und Sprünge der Thiere sehr geschickt nach; zwischen hinein bringen die Weiber den Männern Baiwar, ein berauschendes Getränk, nehmen aber auch selbst, mit Korallenschnüren und von Korallen durchflochtenen Schürzen geschmückt, am Tanze Theil, wobei das Stampfen mit den Füßen und das dadurch hervorgebrachte Schellengetöse natürlich nicht fehlen darf. Manche Weiber machen sich auch so ausgeweitete Löcher in die Ohrläppchen, daß sie Korfküpfel hineinstechen und darin ihre Näh- und Stednadeln verwahren; manche Männer tragen an einem durch den mittleren Nasenthorpel gezogenen Faden ein

zierlich ausgearbeitetes silbernes Blech als ganz besondere: Schmuck. — Nach dem Tode eines heidnischen Indianers, oft Monate, ja selbst Jahre nachher, veranstalten sie ein Saufgelage mit Baiwar, wobei jeder der Geladenen mit Peitschenhieben¹⁾ um die Waden empfangen wird. Hat er sein Theil, so stellt er sich unter die Reihe der Peitschenden und bewillkommt auf gleiche Art die neuen Ankömmlinge. Nach solchem Peitschenfest haben sie oft lange an ihren verwundeten Beinen zu heilen, ja, mancher ist schon infolge dessen gestorben. Am Schlusse des Festes werden des Verstorbenen Vogen, Pfeile, Fischangel und dergleichen in ein Loch vergraben, und nun ist sein Andenken vergessen. So geschieht es wenigstens bei den Arawaken; andere Stämme haben andere Todtengebräuche.

Unter einander sind die Arawaken höflich und bescheiden; jüngere Personen erweisen den Alten Ehre, selten trifft man bei ihnen heftige Zänkereien, außer wenn sie von Baiwar berauscht sind. Eigenthümlich ist, daß die Indianer sich den Rücken zudrehen, wenn sie mit einander reden; die Gunos, sagen sie, sehen einander an, wenn sie zusammenkämen, deshalb schide es sich nicht für die Indianer. Ihre Besuche sind sehr ceremoniös, und die Unterhaltung, welche meist um Jagd und Fischfang und um ihre Reisen sich dreht, geschieht in einem singenden, fast kläglichem Tone. Jeder Indianerstamm hat seine eigene Sprache; die der Arawaken soll zwar nicht in den Worten, wohl aber in den Wendungen Ähnlichkeit haben mit dem Hebräischen, und ist schwer zu erlernen.²⁾ Bei der Unterhaltung hören die jüngeren Indianer bloß zu, und selbst wenn sie etwas schon öfter gehört haben, thun sie doch, als ob sie es jetzt zum erstenmal hörten. Die Hausfrau bringt jedem Besucher, sobald er sich gesetzt hat, ein Körbchen mit Kassabibrod oder was sie sonst gerade hat. Die Kassabi- oder Maniokawurzel, welche ein ganzes Jahr zum Wachsthum braucht, liefert außer anderen Erdgewächsen und Baumfrüchten eine Lieblingsnahrung. Bei der Zubereitung wird die Rinde abgeschält und die Wurzel zerrieben, der giftartige Saft, welchen sie in frischem Zustande hat, ausgepreßt, und das Mehl auf einer thönernen oder eisernen Platte zu fingerdicken, süßlich schmeckenden Kuchen gebacken. Die Weiber essen stets allein und zwar meist in der Küche, die durch eine Blätterwand von dem übrigen Theil der Wohnung geschieden ist. Sie wohnen aber in den ungeheuren Waldbungen zerstreut in einzelnen Hütten, in denen eine Familie oder auch eine kleine Gesellschaft von Verwandten kampirt, und zwar unter der Oheraufsicht des Altvaters, der von den übrigen als Befehlshaber geachtet wird. Die Arawaken haben gleich den Buschnegern eine Art König oder Oberhäuptling, der immer einen Haufen Leute um sich hat und von ihnen respektirt wird. Er bestellt die Fischer und Jäger für die Kolonie nach einem alten Vertrage, hat aber trotz seines spanischen Rohres mit silbernem Knopfe, das er als Scepter trägt, dem Volke, das gern ungebunden, nicht viel zu befehlen. Ebenso ergeht es seinen Unterhäuptlingen, denn die Arawaken lassen sich einmal

nicht gern vie Patriarchalisch gefesselt; denn eine abergläubisch weiter, was i außer der Hän fast aus nichts einer neuen S

Auch die haben, sind vor und heuchlerisch tranken durchan sie jede Erinner Eine eigentliche Göttern erzählern den der Weiber Wesen, der den läßt. Einmal i zu sehen, aber Unsterblichkeit u Schlangen. Mehr Krankheiten aber und andern böse wimmle von böß allerlei Schaden meinen sie, das demselben sogleich dem Kranken be gnädig angesehen schlimmer, so we damit dieser den Diese Zauberer Will jemand ein Tabaksblättern g essen und wahr kommen. Auch niedergeschlagenen zu einem Europä gemergelt aus, u Marakka oder J halten können, i Kunst besteht nun der zu ihnen geb man große Gesch kommt zu dem R

¹⁾ Calwer Missionsblatt f. R. 1853, S. 73 ff.

²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1856, I., S. 145.

¹⁾ Wulfschlägel &
²⁾ Calwer Missio

nicht gern viel sagen. Sonst hat ihr Leben, wie schon erwähnt, etwas Patriarchalisches. Uebrigens sind die Indianer nicht an den Boden gefesselt; denn sobald sie ihn nicht mehr fruchtbar finden, oder irgend eine abergläubische Ursache sie fortreibt, ziehen sie ohne Umstände weiter, was ihnen eben keine große Mühe macht, da ihr Hausrath außer den Hängematten und einigen hölzernen und thönernen Gefäßen fast aus nichts besteht, und Holz, Baumrinde und Blätter zum Aufbau einer neuen Hütte überall im Busche sich finden.

Auch die Indianer Südamerika's, mit denen wir es hier zu thun haben, sind voller Sinnenlust, Herzenshärte und Nachsicht, falsch und heuchlerisch¹⁾ in hohem Grade, und dem Gang zu starken Getränken durchaus unterworfen; unfähig, Widerspruch zu ertragen, sehen sie jede Erinnerung von Seiten eines andern als eine Grobheit an. — Eine eigentliche Gottesverehrung haben sie nicht, obwohl sie von allerlei Göttern erzählen. Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, den der Weiber Kulimina. Der erstere, sagen sie, ist ein gutes Wesen, der den Menschen weder Böses noch Gutes zu Theil werden läßt. Einmal kam er auf Erden, erzählen sie, um nach den Menschen zu sehen, aber sie wollten ihn umbringen. Da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und schenkte sie den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen. Ähnlicher Abgeschnittenheiten berichten sie noch mehr. Alle Krankheiten aber schreiben sie dem Teufel, den sie Jawahi nennen, und andern bösen Geistern zu. Denn sie glauben, alles um sie her wimmle von bösen Geistern, deren größte Lust es sei, den Menschen allerlei Schaden und Uebel zuzufügen. Wenn einer krank wird, so meinen sie, das habe der böse Geist gemacht, und darum bringen sie demselben sogleich ein Stück Fleisch zum Opfer. Wird's darauf mit dem Kranken besser, so meinen sie, der böse Geist habe das Opfer gnädig angesehen und ihn wieder gesund gemacht. Wird's aber schlimmer, so wenden sie sich an einen Teufelsbeschwörer oder Zauberer, damit dieser den bösen Geist bewege, von dem Kranken abzulassen. Diese Zauberer, Bogaiier genannt, stehen in großem Ansehen. Will jemand ein Bogaiier werden, so muß er eine Zeitlang eine aus Tabaksblättern gekochte widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen und während seiner Lehrlingschaft keinem Europäer nahe kommen. Auch muß er längere Zeit hinter seinem Lehrmeister mit niedergeschlagenen Augen einhergehen, und sich roth bemalen, wenn er zu einem Europäer gehen will. Die armen Lehrlinge sehen ganz ausgemergelt aus, und weil sie viel zahlen müssen, namentlich für die Marakka oder Zauberklapper, die sie nur von ihrem Lehrmeister erhalten können, so kommen sie ganz verarmt aus der Lehre. Ihre Kunst besteht nun darin, den Teufel oder bösen Geist aus dem Kranken, der zu ihnen gebracht wird, hinauszutreiben. Der Zauberer,²⁾ dem man große Geschenke bringen muß, läßt sich endlich bewegen und kommt zu dem Kranken. Nachdem er ihn lange betrachtet, nimmt er

¹⁾ Wulfschlagel Lebensbilder III. S. 172.

²⁾ Calwer Missionsblatt 1846, S. 66 ff.

enselben und trägt ihn in finsterner Nacht entweder in eine kleine Hütte von Palmblättern, wo er unter Klappern und Schreien seine Beschwörungen vornimmt, oder in den nächsten Wald. Da befestigt er die Hängematte des Patienten an zwei Bäume, so daß sie quer über den Fußpfad hängt, und beginnt dann seine Beschwörungen. Dabei darf aber niemand anwesend sein, und der Kranke selbst muß die Augen zumachen, bis alles vorüber ist. Der Zauberer nimmt seine Maratta, eine Art ausgehöhlten Kürbis, mit zer Schlagenern Kristall und kleinen Kieselsteinen angefüllt, mittendurch mit einem Stöcke, der oben und unten mit grünen, gelben und rothen Federn geschmückt ist, und macht ein schreckliches Geklapper. Dann forbert er den bösen Geist auf, vor ihm zu erscheinen; er murmelt, heult, knurrt, brummt, zischt — kurz, er ahmt alle möglichen Töne in der Welt nach, was in der tiefen Stille der Nacht wahrhaft schauerlich tönt und den armen Kranken mit einem unbeschreiblichen Grausen erfüllt. Ein Missionar (Bernau), der einmal zufällig und unabsichtlich bei den Acavolo's Zeuge einer solche Scene ward, sagte: „Ich habe in meinem Leben nichts so Schauerliches gesehen oder gehört, und es ist mir gewesen, als sei ich wie in der Hölle.“ Wenn nun dieser Höllenlärm eine Zeitlang gewährt hat, so macht der Zauberer mit seinem Stabe einen Kreis um den Kranken, fragt den bösen Geist, warum er mit dem Opfer, das man ihm dargebracht habe, nicht zufrieden sei, und befiehlt ihm, sogleich dem Kranken zu helfen. Dann wird der Leidende wieder in seine Hütte getragen, und wenn er wieder geneset, so denkt man, der Zauberer habe geholfen. Wird er aber noch kränker und stirbt, so sagt der Zauberer entweder: der Teufel habe ihn getödtet, oder: er sei von einem Menschen vergiftet worden. Im ersteren Falle gibt man sich zufrieden, wickelt den Todten in seine Hängematte und begräbt ihn in die Erde. Darauf zündet man die Hütte an, in der er starb, und seine Verwandten ziehen von dem Orte weg auf Nimmerwiederkehr; denn sie meinen, die Seele des Verstorbenen halte sich da auf, und wenn man sie störe, so füge sie den Leuten allerlei Böses zu. Sagt aber der Zauberer, ein Mensch habe den Todten vergiftet, so füllt man einen Kessel mit Wasser, thut die Blätter von einer gewissen Pflanze hinein und setzt ihn über das Feuer. Von der Seite, wo der Kessel schäumend überläuft, muß dann der Mörder gekommen sein, und der Zauberer bezeichnet in Folge dessen genau den Wohnort und sogar die Person desselben. Nun erhält der nächste Anverwandte des Verstorbenen den schrecklichen Auftrag, Blutrache an dem vermeintlichen Thäter zu nehmen, setzt sofort eine seltsame Mütze auf, nimmt seinen Speer, Pfeil und Bogen zur Hand und geht aus, um sein Schlachtopfer zu suchen. Von diesem Augenblicke an, bis er wieder heimkehrt, darf er kein Fleisch essen, sondern muß von den Früchten des Waldes leben; auch darf er mit niemand reden, der ihm auf dem Wege begegnet. Kommt er nun an den vom Zauberer bezeichneten Ort und findet den Mann, den er sucht, so mag er wohl Tage und Wochen lang lauern auf eine günstige Gelegenheit, um seine Rache zu vollziehen. Endlich trifft er den Mann allein; er schleicht hinter ihm her und

schleicht ihm glücklich da und verschafft darauf zurück den unter dem Stock wieder ab und geht der Blutrache oder gar eine Person an Gewalt den in die Zunge werthe Person zündet und gethan hat, Demnach ist sicher, und da werden. Wie zeigt das Bei ihr Mann ihr eignes jüngste sterben ließ, nun von solchen aller Gefahren mörderischen trotz aller der Wilbnis und so man vor mehr als Wilbnis sich Brüdergemein zu den frieblo

2. Die M

Diese Mi Kolonie Surin als er nach Handelsgefellsgungen, unter verhandelt. In hut dahin ab, kauften und be Arbeit an den Als aber wege Unruhen entsta

1) Caliver M

schießt ihm einen vergifteten Pfeil durch den Rücken. Wenn der Unglückliche dann todt zu Boden fällt, schleppt er seine Leiche ins Gebüsch und verscharrt sie in eine Grube. Dahin kehrt er in der dritten Nacht darauf zurück und stößt mit einem spitzen Stod so hinein, daß er den unter der Erde liegenden Leichnam durchbohrt. Dann zieht er den Stod wieder heraus, leckt etwas von dem daran befindlichen Blute ab und geht nun ruhig und zufrieden nach Hause. Anders verfährt der Bluträcher, wenn der vom Zauberer angegebene Thäter eine Frau oder gar ein Kind ist. In diesem Falle beschleicht er die unglückliche Person an einem einsamen Ort, wirft sie zu Boden, öffnet ihr mit Gewalt den Mund, drückt ihr die Zähne von einer giftigen Schlange in die Zunge, und läßt sie dann laufen. Ehe nun die bejammernswerthe Person ihre Hütte wieder erreichen kann, wird ihre Zunge entzündet und geschwollen, daß sie nicht mehr zu sagen vermag, wer es gethan hat, und nach einigen Stunden tritt unfehlbar der Tod ein. Demnach ist bei diesen Indianern eigentlich niemand seines Lebens sicher, und der Haß eines Zauberers kann auch den Unschuldigen verderben. Wie weit sie aber gehen können in der Bosheit ihres Herzens, zeigt das Beispiel einer Indianerin, die aus Unwillen darüber, daß ihr Mann ihre ältere Tochter einem Missionar in die Schule gab, ihr eignes jüngstes Kind lebendig in die Erde verscharrte und so elendiglich sterben ließ, nur um an ihrem Mann sich zu rächen.¹⁾ Was konnte nun von solchen Leuten ein Missionar, ein Fremder, erwarten? Trotz aller Gefahren aber, welche sowohl von Seiten der Indianer als des mörderischen Klimas, von Schlangen und allerlei Ungeziefer drohten, trotz aller Schwierigkeiten, welche das umherwandernde Leben der in der Wildniß zerstreuten Indianer, ihre schwer zu erlernende Sprache und so manches andere entgegenstellte, hat die Liebe Christi schon vor mehr als hundert Jahren auch zu diesen verlornen Kindern der Wildniß sich einen Weg gebahnt, und auch hier war es zuerst die Brüdergemeinde, welche die Boten des Friedens mit dem Evangelio zu den friblosen Heiden sandte.

2. Die Mission der Brüdergemeinde unter den Arawaken.

Diese Mission sollte zunächst den Negerklaven in der holländischen Kolonie Suriname gelten. Bischof Spangenberg war bereits 1734, als er nach England reiste, in Amsterdam mit der surinamischen Handelsgesellschaft in Verbindung getreten und hatte über die Verbindungen, unter denen sich Brüder in jenem Lande anbauen sollten, verhandelt. Im folgenden Jahre gingen die ersten Brüder von Herrnhut dahin ab, denen in den nächsten Jahren andere folgten. Sie kauften und bebauten eine kleine Plantage am Cotticafluß, und ihre Arbeit an den Negern und Indianern schien nicht vergeblich zu sein. Als aber wegen des vielen Zulaufs zu ihren Hausversammlungen Unruhen entstanden, verließen sie 1745 diese Mission und gingen theils

¹⁾ Calwer Monatsblatt 1845, S. 165 f.

nach Pensylvanien, theils nach dem westlicher gelegenen Rio de Verbice.

Dorthin hatten sich inzwischen 1738, auf anderweitige Veranlassung von Amsterdam aus, die Brüder Joh. Gättner und Christoph Dähne begeben und unter manchen Schwierigkeiten und der Mißgunst weißer Beamten und Plantagenbesitzer sich in einem abgelegenen Plätzchen an dem Wironjesflusse, einige Stunden von seiner Mündung in den Rio de Verbice angebaut. Diese Station nannten sie Pilgerhut. Von hier aus bot sich genügende Gelegenheit zum Verkehr mit den Arawaken. Merkwürdigerweise faßten diese Waldbewohner bald Zuneigung zu den weißen Fremdlingen, und da sie aus dem Verkehr mit den Ansiedlern schon etwas holländisch gelernt hatten, so fingen die Brüder sofort an ihnen etwas vom Schöpfer und Erlöser zu erzählen. Doch zeigte sich bald, daß die Sprachkenntniß der Indianer nicht genügend war, und so machte man sich denn an die Erlernung der schweren Arawakensprache, für die leider nicht genug Zeit übrig blieb, da der Lebensunterhalt mit der Hände Arbeit beschafft werden sollte. So arbeiteten sie denn unter vieler Mühsal, Armuth und Schmach, welche letztere von Seiten der Weißen nicht ausblieb. Ein ordinirter Bruder, Joh. Gräbenstein, traf 1741 auf der Station ein. Eine besondere Hülfe zur Erlernung der Sprache erhielten sie an einem Mulattenknaben, den sie bei sich aufnahmen und der auch dem Bruder Dähne in seiner Profession, der Schneiderei, bald mit Geschick zur Hand ging. Mit seiner Hülfe übersehten sie Stücke aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, welche sie bei ihren Besuchen im Walde den Indianern vorlasen, worauf sie sangen und beteten. Mit Verwunderung hörten diese zu, doch von Heilsbegierde war bei ihnen wenig zu spüren.

Erst 1747 fingen Früchte dieser Arbeiten an sich zu zeigen. Die Arawaken kamen fleißiger nach Pilgerhut und selbst Weiber, die früher immer vor dem Anblick der Weißen geflohen waren. Und grade eine alte Frau war es, die schon im folgenden Jahre auf ihre bringende Bitte getauft werden konnte. Bald folgten einige Männer, und in wenigen Monaten war eine kleine Indianergemeinde von 39 Mitgliedern gesammelt. Jener Mulattenjüngling, Jonathan, war für viele ein Wegweiser zu Christo geworden. Freilich regte sich nach diesen Erfolgen die Feindschaft der weißen Pflanze; doch der Gouverneur schaffte den Brüdern Ruhe, daß sie ungestört ihre Arbeit fortsetzen konnten. Um diese Zeit kam Bruder Salomo Schumann ins Arbeitsfeld, der nicht mit Unrecht der Apostel der Arawaken genannt worden ist.

Mit apostolischem Eifer und Gaben griff er denn auch alsbald sein Werk an, und in wenigen Monaten konnte er zu aller Verwunderung schon Arawakisch sprechen. Von den getauften Arawaken zu Pilgerhut hatten die meisten schon einen tiefen Eindruck von Christo, den sie zärtlich liebten, weil er sein Blut für sie vergossen. Im Lande Verbice fanden sich damals etwa 2000 Seelen, in Essequibo und um den Corentynfluß noch bei weitem mehr. Einige Arawakenbrüder hatten dort Verwandte, und so drang der Schall des Evan-

geliums
bis auf
schönes
lebten,
Christi
hörte.
zu Süß-

Wen-
denen jeb-
kleinere
Ungetauft
waren sie
Versamm-
Dolmetsch
hatten, da-
das Willk-
viel sich
sollten ein-

In
ihre Kass-
sionare,
Kassabibr-
hatten sie
Schuman-
Missionsh-
Frau man-
seiner Fr-
während
einige Br-
kamen, de-
das Ganze
Arawake
1748 meh-
bereits 72
jah er bur-
male selbe-
digen, unt-
Lage die
Mit den m-
es wünscht-

Bald sol-
Ersten, welch-
und die alte
christlich, mit
gebracht. Ein-
Kinder noch
auch zum Hei-
und mich da
abgeneigten

geliums weit in die Urwälder hinein; die Missionare aber besuchten bis auf 100 Stunden im Umkreise das Volk. Pilgerhut selbst war ein schönes Heidenhöflein geworden, wo mit den Getauften etwa 80 Seelen lebten, wo man aus den Hütten arawakische und deutsche Verse von Christi Wunden und seiner durchstochenen Seite (aruma attiadahüssia) hörte. „Wir möchten“, sagt Schumann, „unserm Heiland anbetend zu Füßen niederstinken, so oft wir unser Heidenhöflein ansehen.“

Wenn man von Norden her in dasselbe kam, sah man fünf große Häuser, von denen jedes etwa 50 bis 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war, und ungefähr 14 kleinere Häuser und Hütten. Auf der linken Seite lagen etwa vier Häuser, in denen Ungetaufte wohnten, und Fremde bei ihren Besuchen einkehrten. Den Tag hindurch waren sie im Busche, dagegen Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Da lasen sie ihnen etwas vor; der junge Jonathan diente als Dolmetscher. Vier ledige Arawakenjünglinge, die das Evangelium angenommen hatten, bauten sich auf Veranlassung der Missionare ein Häuschen ganz nahe an das Missionshaus, um den üblen Einflüssen entnommen zu sein. Sie standen, so viel sich solche freie Leute finden ließen, unter der Aufsicht der Missionare, und sollten einmal Verkündiger des Wortes vom Kreuze unter ihrem Volke werden.

In der Nähe von Pilgerhut hatten die Besseren der Arawaken ihre Kaffabigründe, doch geschah es aber auch öfters, daß die Missionare, welche selbst nicht selten bitteren Mangel litten, ihnen mit Kaffabibrod aushelfen mußten; auch für die Bekleidung der Bekehrten hatten sie zu sorgen. Aber woher nehmen? „Wir hoffen“, sagt Schumann, „Gott werde uns das Nöthige dazu beschicken.“ In der Missionshaushaltung herrschte übrigens große Thriftigkeit. Schumann's Frau machte sich an die bekehrten Arawakinnen, Bruder Kaske mit seiner Frau und Gräbenstein suchten die Indianer im Busche auf, während die ledigen Brüder vergnügt auf ihrer Profession arbeiteten, einige Brüder aber stets zu Hause blieben, weil beständig Indianer kamen, denen sie Rade und Antwort stehen mußten. Schumann leitete das Ganze, und nachdem gerade in der ersten Zeit seines Wirkens kein Arawake wieder zur Taufe sich eingefunden, konnten doch im Dezember 1748 mehrere getauft werden, und im Frühjahr 1749 zählte Schumann bereits 72 Getaufte, darunter 6 Kinder. Am 2. März desselben Jahres sah er durch Abwesenheit des Dolmetschers sich genöthigt, zum erstenmale selber in arawakischer Sprache den Tod des Herrn zu verkündigen, und es ging gut. Merkwürdiger Weise hieß gerade an diesem Tage die Loosung: „Er wird predigen lassen in allerlei Sprachen.“ — Mit den weißen Leuten in der Kolonie, obschon der Gouverneur Löfner es wünschte, ließen die Brüder sich nicht ein. —

Bald sollten auch bekehrte Arawaken in die siegende Kirche eingehen, und die Ersten, welche der Herr in sein Himmelreich aufnahm, waren der Altvater Simon und die alte Mutter Nanni. Sie starben als gläubige Christen und wurden auch christlich, mit Leichengefolge, Liturgie und Predigt, in stiller Andacht zu ihrer Ruhe gebracht. Eine andere Indianerin, Mirjam, die ihr Ende nahe spürte, ließ ihre Kinder noch vor ihre Hängematte kommen und sprach zu ihnen: „Ich gehe nun von euch zum Heiland!“ und zu ihrer getauften Tochter: „Du wirst mir nachkommen und mich da wiederfinden. Aber ihr“, sprach sie zu ihren beiden der Belehrung abgeneigten Söhnen, „ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam seid.“

Das Werk Gottes schritt nun rasch vorwärts, und die Zahl der Arawaken, welche in der Pflege der Brüder standen, stieg bald auf 140, während Schumann schon im Juni 1749 alle Versammlungen ohne Dolmetscher halten konnte. Er übersehte auch eine ziemliche Anzahl von Lieberverfen und mehrere Bücher des Neuen Testaments. Dabei vergaß er auch das Werk in den Wäldern nicht, wohin er mit Jephtha, einem der ersten Bekehrten, der früher Zauberdoctor gewesen war und großen Einfluß unter seinen Landsleuten hatte, im Mai 1749 eine Missionsreise machte. Durch ein Gewitter kamen sie da vom Wege ab und auf einen ganz unbekannten Indianerplatz, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden und bis tief in die Nacht hinein aufmerksame Zuhörer fanden. Einer von diesen wollte gerade zu den Indianern am Corentyn, denen er nun das Gehörte verkündete, worauf auch vom Corentyn welche nach Pilgerhut kamen. Ja noch weiter, bis zu den Stämmen am Drinoco verbreitete sich die Kunde von der neuen Lehre. Da gab's denn Bewegung unter den Heiden; einige spotteten darüber, andere, und darunter ganze Familien, beschloßen sich auf den Weg zu machen, um selbst zu sehen und zu hören. Dazwischen hatten die Brüder neue Anfechtungen von Seiten der Weißen in der Kolonie; „der Herr aber“, sagt Schumann, „hielt seine Hand über uns“, und auch die Verleumdungen, wodurch man die Indianer gegen sie einzunehmen suchte, hatten keinen Erfolg, also daß die Gemeinde zu Pilgerhut im Frieden sich bauen und ihr Licht in den dunklen Urwald leuchten lassen konnte. Vom Drinoco wie vom Corentyn kamen Indianer dorthin, um Belehrung zu suchen. Es war rührend anzusehen, wie dieses Volk eine Gegend verlassen hatte, wo sie Wild und Fische im Ueberfluß fanden, und mit Freuden Hunger litten, um sich nur von Jesu satt hören zu können, ja wie einige alte Leute selbst auf Krücken herzukrochen. Ohne die Ab- und Zugehenden gehörten am 1. September über 300 Seelen zur Gemeinde und über 200 wohnten beständig zu Pilgerhut. Unter den Ankömmlingen, deren Zahl sich beständig mehrte, war auch einer von den Paletijus, die von den Wilden selbst „die Wilden“ genannt werden und tief im Lande wohnen, ebenso fanden sich auch die ersten Aquaten (Acaroio's) ein. Am Corentyn aber machte Bruder Kaste in Begleitung des Indianerbruders Aqu'a, der mit ihm den Strom durchschwamm, einen erfreulichen und gesegneten Besuch.

Im Frühling dieses Jahres schrieb Schumann an seinen ehemaligen Kollegen Franke: „Der Heiland trägt es hier auf etwas Ganzes an, das ist gewiß. Der Schall des Evangeliums breitet sich immer weiter aus. Du kannst wohl denken, daß dies alle Beschwerden süß und zur Gnade macht, und mir klingt für die Zeit keine Sprache so schön, als die arawakische, und wenn ich ein neues Wort finde, etwas vom Heiland und seinem Verdienst auszudrücken, so freue ich mich ungleich mehr, als wenn ich in unsern Bergen einen Klumpen Gold fände. Es gibt aber auch Bitterkeiten, und recht empfindliche, mit darunter. Denn unter einem Häuflein aus den Heiden kommen manchmal Sachen vor, darüber man roth und blaß wird. Aber weil ich weiß, daß wohl niemand dem treuen Heiland mehr Mühe gemacht hat, als ich, so kann ich mich drein finden und sie dennoch recht herzlich lieb haben“. — Und Ende Juli schrieb er wieder an denselben und rühmte

die außer-
liche und
Seimat,
ist etwas

In
fechtunge
zu erdul
in Amste
der Kolo
aber ließe
dem Go
von der

Ums
als Hesse
thaten.
wöchentli
der Geme
lust durc
Abendmal
Mangel a
genöthigt
Dabei wa

Es f
Gegend a
seit länge
zu suchen.
traten, au
schredten,
wurde die
Schumann
er tief erse
erfolgt wa
jene Zeit

Zu E
auch war,
sich bald e
Jagen und
gründen ko
Viele Leben
Anstrengun
in der Neg
bekamen die
einmal dam
wollte es n
reden konnt
nehmen, es
zur Seligkei
was ihr th

die außerordentliche Macht der Gnade an den Indianern: „Die werden auf einmal selig, und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu ihm in die ewige Heimat, als wären sie 60 Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges“.

In den folgenden Jahren hatten die Brüder wieder manche Anfechtungen von den Pflanzern und selbst von dem holländischen Prediger zu erdulden. Man suchte verschiedene Maßregeln durch die Direktion in Amsterdam herbeizuführen, welche den Brüdern den Aufenthalt in der Kolonie verleiden und sie zum Abzuge veranlassen sollten. Schumann aber lieferte mit rechter Weisheit eine gründliche Verantwortung vor dem Gouverneur und dem Rathe. Auch ein Besuch einiger Herren von der Regierung in Pilgerhut schaffte der Mission wieder Ruhe.

Ums Jahr 1753 war die Blütezeit von Pilgerhut. Jephtha hielt als Helfer öffentliche Ansprachen, was bald auch andre Indianerbrüder thaten. Es war eine Konferenz aus den Besehrten gebildet, mit denen wöchentlich über den Stand des Reiches Gottes innerhalb und außerhalb der Gemeinde geredet wurde. Es wehte damals eine besondere Gnadenluft durch dieselbe, in der bereits 261 getauft und 71 zum heiligen Abendmahl zugelassen waren. — Im folgenden Jahre entstand ein Mangel an Lebensmitteln in der Niederlassung, wodurch die Besehrten genöthigt wurden, sich zum Theil auf entferntere Plätze zu begeben. Dabei war der Dienst der Helfergeschwister von rechter Wichtigkeit.

Es stellte sich überhaupt heraus, daß sich soviel Indianer in jener Gegend am Wironje nicht ernähren konnten. Schumann hatte schon seit längerer Zeit darauf gefonnen, günstigere Plätze zur Ansiedlung zu suchen. Als daher 1757 noch andere schwierige Verhältnisse eintraten, auch ansteckende Krankheiten die Heerde schwächten und erschreckten, und man eine Zerstreuung derselben sogar befürchten mußte, wurde die Station Saron an der Saramakka in Suriname angelegt. Schumann hatte dazu noch die ersten Schritte gethan; dann aber reiste er tief erschüttert durch den Tod seiner Frau, der in seiner Abwesenheit erfolgt war, mit seinen Kindern nach Europa. Auch Jephtha war um jene Zeit heimgegangen.

Zu Saron gab es einen schweren Anfang, denn so gut der Boden auch war, kostete seine Urbarmachung viele Mühe. Zwar sammelte sich bald eine kleine Schaar von Indianern um die Brüder, doch zum Jagen und Fischen waren es ihrer zu wenige, und von ihren Kostgründen konnten sie unter einem halben Jahre keinen Ertrag hoffen. Viele Lebensmittel mußten weit her von Paramaribo unter großen Anstrengungen der gemiethten schwarzen Träger geholt werden, die in der Regenzeit bis an den Leib durchs Wasser zu gehen hatten. Später bekamen die Brüder zwar von Pilgerhut ein Fahrzeug, aber als sie einmal damit am Seeufer landeten, kam ein spanischer Kreuzer und wollte es wegnehmen. Doch der Indianer Stephan, welcher spanisch reden konnte, sagte freimüthig zu den Leuten: „Ihr müßt uns nichts nehmen, es gehört den Brüdern an der Saramakka, die uns den Weg zur Seligkeit lehren, die brauchen es, und unser Schöpfer sieht alles, was ihr thut.“ Da ließen die Räuber alles stehen und zogen sich auf

seiner ehemaligen Kollegen ist gewiß. Der muß wohl denken, mir klingt für die ein neues Wort so freue ich mich Gold fände. Es ter. Denn unter darüber man roth nen Seiland mehr sie dennoch recht selben und rühmte

ihr Schiff zurück. Saron aber, wo es noch mehr solcher Leute gab, wie Stephan, blühte lieblich empor, und am Schlusse des Jahres 1757 waren bereits über 30 Indianer daselbst.

Nachdem er bei der Stiftung von Saron mit thätig gewesen, führte Dähne noch im Frühjahr 1757 den Entschluß aus, das Land am Corentyn in Besitz zu nehmen; einige Indianer begleiteten ihn und halfen ihm eine Hütte bauen. Das war der Anfang von Ephrem. Bald aber machten sich alle Indianer wieder fort bis auf einen, Namens Christoph. Nach einigen Monaten wurde der krank, und durchziehende Indianer, besonders Zauberer, sagten ihm: „Du wirst bei diesem Plante nimmer gesund, denn der Teufel hat zu viel Gewalt bei ihm, und du wirst sehen, daß der Plante auch noch krank werden wird.“ Als es darum mit Christoph etwas besser wurde, ging er auch davon, und Dähne war nun ganz allein in der Wildniß. „Ich habe dann“, schreibt er, „die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein Hans gehalten, und mit einem vergnügten, seligen Herzen gethan, was ich konnte.“ Und: „Der Heiland tröstete mich durch Seine liebe Nähe in dieser Wüste so kräftig, daß ich recht selige Zeiten hatte.“ Doch mußte er hier so schwere Arbeit thun, wie noch nie in seinem Leben, und dazu bekam er Fieber. In dieser Noth half ihm Gott durch Schumann, der ihn besuchte und Arznei mitbrachte. Dester kamen auch Indianer, meist Kalepina und Warauen, die gar nicht begreifen mochten, warum Dähne sich hier ein Haus gebaut, und ihm mittheilten, daß ihre Landsleute ihn umbringen wollten. Er aber redete darüber mit dem Heiland, der ihm den Trost Seiner Durchhülfe gab, und so hielt er im Glauben aus. Längere Zeit beunruhigte ihn auch ein Tiger, der des Abends brüllend seine Hütte umschlich. Zur Vorsicht machte er wohl ein Feuer in seiner Hütte, welches indessen des Nachts oft ausging, „aber ich fürchtete mich nicht“, sagt er, „vor diesem sonst so grimmigen Thiere, und es hat mir nie etwas gethan.“ — Eines Abends, als er sich zur Ruhe legen wollte, fiel eine ziemlich große Schlange¹⁾ von einer Latte des Daches auf ihn, schlang sich zwei bis dreimal um seinen Hals und Kopf herum, und zog immer fester zusammen. „Ich dachte“, erzählt er selbst, „das könne mein Ende sein, und schrieb daher die Veranlassung desselben mit Kreide auf den Tisch zur Nachricht für meine Brüder, damit sie nicht glauben möchten, die Indianer seien Schuld an meinem Ende. Indem aber fiel mir ein, die Schlange im Vertrauen auf das Wort des Herrn (Mark. 16, 18) von mir abzustreifen; und ich that es mit solcher Geschwindigkeit, daß etwas von meiner Haut im Gesicht mit abging.“ Es war finster um ihn her, er wußte nicht recht, wohin er die Schlange geworfen hatte; doch legte er sich ruhig in seine Hängematte nieder, und der Herr half abermal, daß ihm nichts geschah. — Die größte Gefahr aber drohte ihn von den wilden und grausamen Kariben, welche ihn im November 1757 zu ermorden beabsichtigten. Was dabei geschehen

¹⁾ Bullschlängel Lebensbilder II, S. 56 f.

und wie er
wir uns v

„Als ich
und umring
eiserne Saden
mehr. Ich g
lichte; sie au
Acht, wer das
merkten, daß
arawakisch f
Antwort: „D
Nun trat ich
habe Brüder
wohnen, die i
damit ich erst
künftig noch m
Nein. „Oder
wohl von Gott
die euch lieb h
daß dich die J
glaubt, und du
und wissen, da
du seist ein an
lieb habe, wie
ist auch wahr!“
Nur der Anst
Erklärung gab,
wurde er freun
Lebensmitteln,
von Tag zu T
sand, ihn zu lo

Fast zwe
sein Einsiedler
das Evangelis
sich einige In
damals zwei
wurde eine ch
In Pilg
genannten Ja
Noth an Lebe
Schumann, na
Er besuchte
besonders an
traf er auf P
Arbeit. Sie f
entschließ diese
Missionseifer l
gelegt hatte.

Schumann
für Pilgerhut
hoch, daß die
man sonst nich

und wie er durch Gottes Gnade auch diesmal gerettet worden, wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen:

„Als ich Mittags beim Essen war, kamen 50 Mann in ihren Kanoes gerubert und umringten meine Hütte. Das war ein graufamer Anblick. Einige hatten eiserne Säden oder Säuer, andere hölzerne Schwerter und dergleichen Instrumente mehr. Ich ging zu ihnen hinaus und bewillkommnete sie arawakisch aufs freundlichste; sie antworteten mir hart, ich sollte karibisch reden. Indes gab ich wohl Acht, wer das Kommando führte. Als sie unter einander karibisch redeten und merkten, daß ich's nicht verstand, mußte ihr Dolmetscher hervortreten und mich arawakisch fragen: „Wer hat dir erlaubt, hierher zu bauen und zu wohnen?“ Antwort: „Der Gouverneur.“ — „Warum bist du auf unser Land gekommen?“ Nun trat ich zum Oberhaupt dieser Leute und sagte ihm mit Freimüthigkeit: „Ich habe Brüder jenseits der See, die haben gehört, daß in diesem Lande Indianer wohnen, die ihren Schöpfer nicht kennen; mich haben sie aus Liebe zu euch hergeschickt, damit ich erst eure Sprache lerne und euch dann das Weitere sage. Auch werden künftig noch mehrere zu dem Zwecke herkommen.“ — „Du bist wohl ein Spanier?“ Nein. „Der ein Franzose?“ Nein. „Bist du denn ein Holländer?“ Ich komme wohl von Holland, aber noch weiter her. Genug, ich bin einer von den Brüdern, die euch lieb haben, und jenseits der See wohnen. „Hast du denn nicht gehört, daß dich die Indianer todtzuschlagen wollen?“ Ja, aber ich habe es nicht geglaubt, und du hast selbst unter deinen Indianern Leute, die bei mir gewesen sind und wissen, daß ich euch lieb habe. „Das ist wahr, und sie haben mir auch gesagt, du seist ein andrer Christ, als andre Plante.“ Nun, wenn du weißt, daß ich dich lieb habe, wie wolltest du mich todtzuschlagen können? — Er sagte mit Lachen: „Das ist auch wahr!“ Nun änderten alle ihre Mienen, und der Kreis ging auseinander. Nur der Anführer blieb noch bei mir, fragte mich um mancherlei, worüber ich ihm Erklärung gab, und da er hörte, daß keine andern, als Brüder, hier wohnen würden, wurde er freundlich, und beim Weggehen gab er mir auf mein Ansuchen von seinen Lebensmitteln, versprach auch, mich mehr zu besuchen. So half mir der Seiland von Tag zu Tag gnädig durch, daß ich beim Schluß des Jahres gar viele Ursache fand, ihn zu loben und ihm zu danken.“ —

Fast zwei Jahre lang führte Dähne unter vielen Entbehrungen sein Einsiedlerleben und verkündigte den Indianern, die ihn besuchten, das Evangelium. Endlich 1759 hatte er denn doch die Freude, daß sich einige Indianer in der Nähe seiner Hütte anbauten. Auch kamen damals zwei Brüder zu seiner Unterstützung und auch zu Ephrem wurde eine christliche Gemeinde gesammelt:

In Pilgerhut ging es inzwischen immer trauriger. In dem genannten Jahre raffte wieder eine Seuche 40 Leute hinweg, und die Noth an Lebensmitteln wurde immer härter. Zwar kam damals auch Schumann, nachdem er sich in Holland wieder verheirathet hatte, zurück. Er besuchte zunächst die beiden neuen Stationen und erquidete sich besonders an dem lieblich aufblühenden Saron. Anfangs April 1760 traf er auf Pilgerhut ein und begann wieder ernst und thätig seine Arbeit. Sie sollte jedoch nicht lange währen. Schon am 6. Oktober entschlief dieser mit seltenen Gaben ausgestattete und von treuem Missionseifer beehrte Mann, nachdem er erst das 41. Lebensjahr zurechtgelegt hatte.

Schumann's Tod war ein harter Schlag für die ganze Mission; für Pilgerhut aber nahte das Ende. Die äußere Noth stieg daselbst so hoch, daß die armen Indianer mit Pflanzen und Baumfrüchten, die man sonst nicht aß, ihr Leben zu fristen genöthigt waren. Da brach



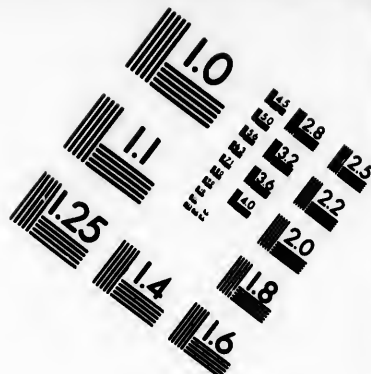
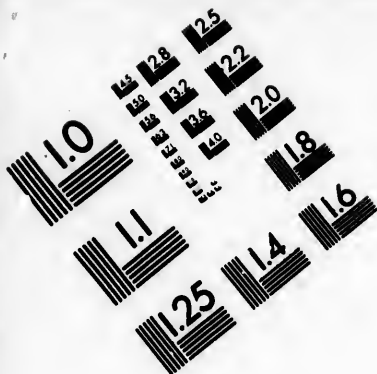
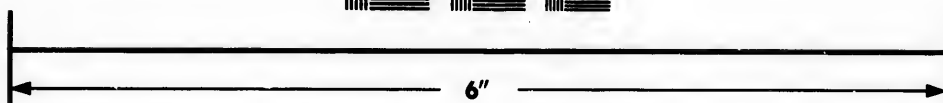
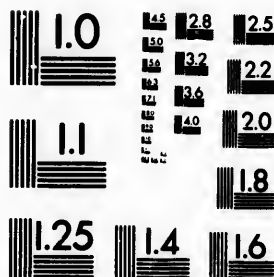


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

10
E 28
E 32
E 25
E 22
E 20
E 18
E 16

10
E 28
E 32
E 25
E 22
E 20
E 18
E 16

die Seuche aufs neue aus und ergriff auch die Missionare, so daß die Versammlungen ganz ausgefetzt wurden. Alles floh von Pilgerhut, und Ende 1762 waren nur noch 22 Arawaken da. Bald sollte es ganz aufhören. Es war in der Nacht des 28. Februar 1763, als man in der Ferne Gewehrfeuer vernahm, einige Tage nachher auch das dumpfe Brüllen der Kanonen. Die Neger waren in blutigem Aufstande begriffen und hatten schon mehrere Weiße umgebracht. Am 2. März erfuhren die Brüder, daß die Rebellen nur noch eine Stunde von Pilgerhut stünden. Nun war keine Zeit zu verlieren. Es gelang den Missionaren sich nach Demerara zu retten. Einige von ihnen blieben noch eine Zeitlang im Walde, um Pilgerhut, falls es nicht verwüftet würde, im Besitz zu behalten. Aber es blieb nicht verschont, und so verließen sie es denn tief betrübt mit einigen Indianerfamilien, um nimmer wieder dahin zurückzukehren. Auf der Flucht ging noch die arawakische Grammatik und das Wörterbuch, die Schumann beide mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte, verloren.

Die Gemeinde zu Saron, welche Schumann im Jahre 1760 im schönsten Gange traf, wurde besonders von Kariben aufgesucht, die in ganzen Gesellschaften, von 10—20 Mann sich einfanden, ja im August i. J. kamen ihrer über 100, um sich in Saron anzubauen. So ging das Werk Gottes hier bald erfreulich vorwärts, als mit einemmale ein höchst betrübendes Ereigniß eintrat. Die Kariben fingen oft entflozene Negerflaven wieder ein, und brachten sie ihren Herren um 60 Gulden Fanggeld zurück. Da faßten die Buschneger den Entschluß, Saron zu zerstören, damit die Indianer genöthigt wären, diese Gegend zu verlassen. Als im Jahre 1761 die Kariben auf ihre alten Wohnplätze gegangen waren, Lebensmittel zu holen, und Saron so bloß war, führten sie ihren Entschluß aus. Sonntag den 25. Januar, als die Gemeinde gerade in der Predigt war, rückten die Buschneger an, schossen mit Gewehren und Pfeilen, und steckten das Missionshaus in Brand. Alles mußte fliehen, und Saron wurde zerstört, worauf die schwarze Bande entfloß. Einige Brüder, Schirmer und Cleve, lehrten darnach mit einer Anzahl Indianer wieder zurück und beschloßen die kleine schlichterne Heerde in Saron wieder zu sammeln. Dabei gab's aber Hunger und Krankheit vollauf, und der weniger Kranke mußte dem Kränkern dienen bei Kassabi und Wasser. Auch die Entflozenen befanden sich im größten Elend. Doch hatten die Brüder bei allem Schmerz die Freude, daß die Indianer in allem Unglück an ihrem Heiland hielten und noch sterbend sich zu ihm bekannten. Bald kam auch die erbetene Hülfe aus Europa, unter andern Dr. Millins mit seiner Frau, der bei der Nachricht von der Zerstörung Saron's geschrieben hatte: „Ich gehe in des Heilandes Namen getrost, und wäre es auch in den Tod hinein.“ Bald machte er sich an das Karibische, aber binnen Jahresfrist starben mehrere Missionare, und auch Millins war todtkrank und verschied, jener Erklärung gedenkend, unter dem Gebet und den Thränen der Geschwister. Nun waren Schirmer und Cleve wieder allein, erholten sich aber völlig von den ausgestandenen Leiden und brachten Saron 1762 wieder in Blüte. Doch waren die Indianer stets in

Furcht und
Schaaren du
manche verli
Saron's
seiner Herste
1765 lehrte
Indessen sein
er zurückkehr
Auch die
als sie 1763
im folgenden
sammelten, u
Stunden auf
Station gena
Jahren stand
das Wort von
Blume, wo d
hatten, fing a
Gemeinlein.
welcher die S
Endlich starb
Conrad Clev
gearbeitet hatt
anfallen auf e
heimging. Di
Europa erst la
erlernen. Des
Indianer imm
alle Kraft auf
In Hoop
mann Burth
zurück, der and
konnte wegen
1784 Verstärkt
mit der Sprach
wegen des heru
Nationalhelfern
1788 zählte man
ihre Versammlu
so nahe, daß d
noch eine gute
außer aller Ver
da, der seine C
seine Witwe el
thun, daß' er e
konnte. Bögtl
vorgeführtes M
gültigkeit ein,

Furcht und Besorgniß wegen der rebellischen Neger, von denen öfter Schaa ren durch Saron zogen und sich sehr unver schämt zeigten, und manche verliefen sich wieder.

Sarons Zerstörung hatte auch Dähne mit erlebt, der ebenfalls bei seiner Herstellung half. Dann ging er zur Stärkung nach Europa. 1765 kehrte er zurück, um unter den Buschnegern zu missioniren. Indessen seine Kräfte waren bald erschöpft. Nach 3 Jahren mußte er zurückkehren und fand 1769 zu Jeist den Eingang in die ewige Ruhe.

Auch die Station Ephrem hatte schon manche Noth durchgemacht, als sie 1763 durch den Negerauf ruhr zerstört wurde. Als die Brüder im folgenden Jahre zurückkehrten und die zerstreuten Indianer christen sammelten, wählten sie für die Ansiedlung eine günstigere Lage, 4 Stunden aufwärts am Coventyn. Hoop (Hoffnung) wurde die neue Station genannt, und die Hoffnung schien sich zu erfüllen. Nach vier Jahren standen dort 10 Indianerhütten, und 80 bis 100 Seelen hörten das Wort von der Versöhnung. Aber Saron, diese einst so liebliche Blume, wo die Brüder 1766 noch ein neues Versammlungs haus gebaut hatten, fing an zu welken, und statt zuzunehmen, verringerte sich das Gemeinlein. Dazu starb am 6. Juli 1768 der liebe treue Schirmer; welcher die Sprache und Lebensart der Leute zu Saron so gut kannte. Endlich starb nach 16 Jahren treuen Wirkens auch Br. Johann Conrad Cleve, der auf den drei Missionsplätzen mit großer Treue gearbeitet hatte, und nach vielen Strapazen und mehreren Krankheitsanfällen auf einer Reise zu seiner kranken Frau am 17. Mai 1775 heimging. Dieser Verlust war schwer zu ersetzen, da die Gehülfen aus Europa erst lange Zeit brauchten, die schwere arawakische Sprache zu erlernen. Deshalb mußte auch Saron, wo ohnehin die Zahl der Indianer immer mehr abnahm, 1779 gänzlich aufgegeben werden, um alle Kraft auf Hoop zu verwenden.

In Hoop war jetzt eigentlich auch nur ein Arbeiter, Jakob Erdmann Burkhardt; denn einer mußte Krankheits halber nach Europa zurück, der andere, Bögtle, der lange in Pilgerhut gearbeitet hatte, konnte wegen Altersschwäche wenig mehr leisten. Zwar kam im Jahre 1784 Verstärkung, u. a. durch Chr. Ludwig Schumann, der sich mit der Sprache der Kariben beschäftigte. Doch wollte diese Gemeinde wegen des herumziehenden Lebens der Indianer und weil sie von den Nationalhelfern sich wenig sagen ließen, nicht recht zunehmen. Im Jahre 1788 zählte man nur 80 wirkliche Gemeindeglieder, welche die Lehrer und ihre Versammlungen ordentlich besuchten; 40 andere Getaufte wohnten doch so nahe, daß die Brüder zuweilen bei ihnen einsprechen konnten; aber noch eine gute Anzahl ihrer Getauften wohnten weiter weg und waren außer aller Verbindung. Da starb Burkhardt, und niemand war da, der seine Stelle ausfüllen konnte, denn Felix Gutherz, welcher seine Witwe ehelichte, hatte so viel mit der arawakischen Sprache zu thun, daß er erst 1789 die Bedienung des Gemeinleins übernehmen konnte. Bögtle, der allein die Sprache verstand, that noch, was sein vorgerücktes Alter erlaubte. Aber bei vielen der Arawaken riß Gleichgültigkeit ein, und wollte man ihnen das Evangelium verkünden, so

pfliegten sie wohl zu sagen: „Das ist ja eben das, was ich von dem alten und jungen Schumann, Quandt, Bögtle, Burckhardt so oft gehört habe; wir haben es ja nicht vergessen.“ Selbst solche, die noch die Versammlungen besuchten, konnten ihre Verwunderung zu erkennen geben, daß man ihnen immer wieder dasselbe vortage. Bestraft man sie über ihre Abweichungen, so wurden sie böse und sagten: „Wir wollen lieber von der Kirche wegbleiben.“ Blattern, Ruhr und Fieber rafften viele Arawaken weg, und man fand viele verlassene und zerfallene Hütten.

So standen die Sachen, als im März 1789 Joh. Jak. Gottlob Fischer aus Württemberg in Hoop angestellt wurde, ein Mann von ausgezeichnete Thakraft und Beharrlichkeit, mit dem noch einmal eine bessere Zeit für die arawakische Mission anzubrechen schien. Von den Kindern, die er in der Schule um sich sammelte, lernte er bald die Sprache, und konnte bereits am 1. September zum erstenmale arawakisch predigen. Schon im April hatte er 30 lehrbegierige Schulkinder um sich, und der Eifer, womit er sich bemühte, die getauften Arawaken zu einer festeren und thätigeren Lebensart zu gewöhnen, belebte den sehr gesunkenen Muth seiner Mitarbeiter aufs neue. Da er den Boden in Hoop zum Kassabibau nicht geeignet fand, suchte er 2 Stunden davon in Kulibissi taugliches Land, welches das dortige Oberhaupt den christlichen Indianern zum Anbau überließ. Ende 1790 wurde ein großes Schulhaus gebaut, und 11 Hausväter errichteten neue Häuser in geordneter Reihe hinter Apfelsinen- und andern Fruchtbäumen. Den Hausvätern wurden über ihre häusliche Einrichtung nützliche Belehrungen ertheilt. Man suchte sie von Müßiggang und Betteln zu entwohnen, und Kinder und Erwachsene wurden zu allerlei Arbeiten angeleitet. Im Juli 1791 arbeiteten die Indianer in die Wette, ihr Kassabiland am Kulibissi zu klären, und eben so thätig zeigten sie sich in Hoop, ihre Felder mit Weiskorn und Bananen zu bepflanzen. Ende Oktober d. J. wurden den 108 ständigen Bewohnern von Hoop Ordnungen vorgelesen, wodurch dem heidnischen Wesen der Eingang abgeschnitten und ihnen zu einer gesitteten Lebensart Anweisung gegeben werden sollte, und sie versprachen, dieselben zu halten. Eine solche geordnete Gemeinde erweckte die Aufmerksamkeit der Wilden in der Umgegend, und veranlaßte manche, auch dahin zu ziehen. Warauen und Kariben fanden sich zum Besuch ein, denen man erklärte, daß man ihnen gern nützlich sein wolle. Doch wollte die neue Ordnung in Hoop den Indianern auf die Länge nicht behagen, und sie hatten 1792 schon im Sinne, sich wieder zu zerstreuen, wurden jedoch durch das standhafte Betragen und die liebevollen Vorstellungen der Missionare davon abgehalten. Im Jahre 1795 zogen 109 Personen nach Hoop, unter ihnen 36 Warauen, die sonst durch Aberglauben, Leichtsin, Arbeitsfurch und Hang zum Stehlen vor andern Wilden sich auszeichnen. Die Eroberung von Berbice aber durch die Engländer, 1796, hinderte allen Verkehr mit Surinam, so daß die Indianer ihre Balken, Bretter, Schindeln u. dgl. nicht mehr absetzen konnten. Dazu kam eine Missernte und die Verhinderung der Zufuhr von andern Lebensmitteln durch englische Schiffe. Bruder Kluge mit 6 Indianern gerieth einmal (1797) in Gefangenschaft

der Engländer
sie ihre Freiheit
Im folgenden
sogar Erlaubniß
Der ruhige
des Krieges,
indem er mit
schaft eines ge
aber Nord-Am
Regierung in
verzüglich den
Schmerz der
Doch wurde im
wieder gestattet
Gehülfsen das
Theodor S
Sprache mit de
1801 im ganze
durch den über
zum Herumschw
durch einige üb
Gebäude in A
und Bruder Be
ner im Auftrag
sah er alles in
ins Heidenthum
Bemühungen de
Theil der Nation
konferenz wurde
den Missionspost
der Brüder unter
ganzen 70 Jahre
einmal zu belebe
Stätten eine dich
in lieblichen Lieb
Papageien durch
sind mit dichtem
die Schlange am
edle Ausfaat, die

3. M

Es war die
sich zuerst der arm
jedoch ihr Arbeitsf
Da wo dieser ma

*) W. H. Brett, Burckhardt, Missions-Be

der Engländer, aber auf Vorstellung bei der dortigen Regierung bekamen sie ihre Freiheit und das Schiff nebst Ladung für 700 Gulden zurück. Im folgenden Jahre ertheilte der Gouverneur in Surinam den Brüdern sogar Erlaubniß, in ihren besondern Geschäften nach Berbice zu gehen. Der ruhige Verkehr mit der englischen Nachbarkolonie, selbst während des Krieges, wurde jedoch durch Fischers Unvorsichtigkeit unterbrochen, indem er mit Genehmigung des holländischen Posthalters die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes, welche sich für Engländer ausgaben, aber Nord-Amerikaner waren, nach Berbice beförderte. Auf Befehl der Regierung in Paramaribo mußte er deshalb mit seiner Familie unverzüglich den Missionsposten am Corentyn verlassen, zu großem Schmerz der Indianergemeinde, und begab sich nach Nord-Amerika. Doch wurde im Februar 1799 den Missionaren der Verkehr mit Berbice wieder gestattet. Nach Fischers Abreise setzte Bruder Kluge mit seinen Gehülfen das Werk in Hoop eifrig fort, und im Jahre 1800 trat Theodor Schulz in den Dienst der arawakischen Mission, der die Sprache mit dem besten Erfolg erlernte. Die Gemeinde in Hoop zählte 1801 im ganzen 208 Einwohner, darunter 169 Getaufte, gerieth aber durch den überhandnehmenden Gang der Arawaken zur Trunkenheit und zum Herumschweifen immer mehr in Verfall, bis am 18. August 1808 durch einige übelgesinnte junge Leute sämmtliche zur Mission gehörige Gebäude in Asche gelegt wurden. Dennoch hielten Geschwister Lösche und Bruder Berg noch auf dem Posten aus; aber als Bruder Büchner im Auftrag der Helferkonferenz in Paramaribo 1808 Hoop besuchte, fand er alles im kläglichsten Zustande, von innen und außen. Die ins Seidenthum zurückgefallenen Getauften verspotteten muthwillig die Bemühungen der Brüder, sie zur Rückkehr zu bewegen. Der größte Theil der Nation hatte sich vom Corentyn weggezogen, und die Helferkonferenz wurde nach Erwägung aller Umstände durchs Loos angewiesen, den Missionsposten am Corentyn aufzuheben. So endete die Mission der Brüder unter den südamerikanischen Indianern, nachdem sie im ganzen 70 Jahre bestanden. Auch ein Versuch 1812—16, um sie noch einmal zu beleben, blieb erfolglos. — Jetzt sind die einst gesegneten Stätten eine dichte Waldwildniß geworden. Wo einst das Lob Gottes in lieblichen Liedern ertönte, schallen jetzt die krächzenden Stimmen der Papageien durch die Zweige. Die verwitterten Grabsteine der Friedhöfe sind mit dichten Geranke von Schlingpflanzen überzogen, durch das die Schlange am Boden schleicht. Doch deuten jene Steine auf eine edle Ausfaat, die nicht verloren ist für die Ewigkeit.

3. Neuere Missionen in Britisch Guiana.¹⁾

Es war die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die in der Folge sich zuerst der armen Indianer Guiana's wieder annahm. Sie wählte jedoch ihr Arbeitsfeld nordwestlich von dem der Brüder, am Essequibo. Da wo dieser majestätische Strom, den die Indianer den jüngeren

¹⁾ W. H. Brett, *The Indian Tribes of Guiana*, London 1868.

Bruder des Orinoco nennen, den mit dem Guyuni vereinigten Massaruni aufnimmt, liegt auf einer Sandbunge Bartica Point, von wo aus die vereinigte Wassermasse in der Breite von 7—8 engl. Meilen sich dem Meere zuwält. Auf jenem Punkte siedelte sich 1829 im Auftrage der genannten Gesellschaft Herr Armstrong, ein Katechist, an, der mit vielen Entbehrungen und Mühsalen von seiner schlichten Hütte aus die benachbarten Indianerstämme besuchte und zuletzt ein einfaches Gebäude als Schule und Kapelle errichtete, als er eine Schaar Eingeborne um sich gesammelt. Nach 4 Jahren trat Rev. Doud an seine Stelle. Doch schon 1836 wurde diese Station infolge der durch eine Masernepidemie angerichteten Verwüstung wieder abgebrochen, und Doud ging weiter ins Innere zu dem Stamme der Macusi's. 1837 wurde J. S. Bernau, ein Basler Missionszögling, von derselben Gesellschaft an den Essequibo geschickt. Er richtete die Station 2 Stunden weiter östlich auf zu Bartica Grove, und schon nach einigen Jahren hatte sie sich zu einer erfreulichen Blüte entfaltet. Nach der einfachen Musterwohnung, die der Missionar baute, entstand bald ein Haus nach dem andern. Eine ganze Anzahl Indianer verschiedener Völkerschaften, besonders Arawaken und Kariben, weniger Arawoio's, gaben ihr herumschweifendes Leben auf; eine ausgezeichnete Schule war mit reinlichen Indianerkindern gefüllt, auch konnte unter Beihilfe der Regierung ein hübsches Kirchlein gebaut werden. Freilich gab es manche Schwierigkeiten, da die im Wald aufgewachsenen Indianer sich gar nicht recht an Ackerbau und geordnete Fürsorge für ihre Nahrungsmittel gewöhnen wollten, daher der Missionar oft die Sorge für Lebensmittel übernehmen mußte. Doch zählte die Gemeinde schon 1845 100 Abendmahlsgenossen, und 50 Taufkandidaten harrten der Aufnahme. Aus jener Zeit sind manche erbauliche Bekehrungsgeschichten aufbewahrt, die wir hier jedoch des Raumes wegen übergehen. — Der Gouverneur von B. Guiana legte auf einer Versammlung in Georgetown unter Beziehung auf Jes. 35, 1 ein sehr günstiges Zeugniß für die Indianermission ab. „Einer“, sagte er, „der vormals mit den Waldprodukten an diesem Fluß Handel getrieben hat, versicherte mich, die Arbeitsplätze, wo dereinst hunderte und aber hunderte von Negern beschäftigt waren, seien jetzt mit Indianern angefüllt; die Neger haben den Fluß verlassen, und man finde in diesem Augenblick mehr indianische Arbeiter, als man beschäftigen könne. Vom Fluß aus sind die Indianer auch bis an die Küste gekommen, und wie mir kürzlich ein Beamter gemeldet hat, verrichten sie dort ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit.“ —

Die segensreichen Erfolge der Mission wurden übrigens auch von unparteiischen Reisenden anerkannt, u. a. auch von unserm durch seine Reisen in Guiana bei den Engländern so berühmt gewordenen Landmann Robert Schomburgk. Derselbe wohnte zu Bartica Grove der Feier des Christfestes und der Taufe von 18 Erwachsenen bei. Nachdem er in seinem Bericht darüber auch die Leistungen der Schule besonders anerkannt hat, sagt er: „Ich habe nur den aufrichtigen Wunsch, daß ähnliche Anstalten auch in andern Theilen Guiana's gegründet werden und dieselbe Hülfe den Resten der Ureinwohner

innerhalb der
ihr nachwach
Unwissenheit
ihnen England
die Europäer

Leider mu
nach Europa
auf der Station
an dem gleich
Mission gestalte
1853, wohl in
auch Bernau n
Hände der Prop
Missionar

Quellgebiet des
(Amazonenstr.),
Amucu-See unt
Gegend, in der
wurde. Die M
Zeugniß versam
ging gekleidet, in
und hörten in
die Station bald
Gegend ihre Des
pfliegen. Doud
nischen Gebiet ge
den Slavenjägern
sah er die Kirch
christlichen Lieder
sich an den Rupu
und auch dort a
keine Gemeinde d
lianer. Ein Brie
jedem der Bekehrte
dem Missionar bi
mußte weiter ziehe
Essequibo, 80 Stur
Lage war weniger
Doch hatte ihn et
Kariben, Arawoio's
über 100 Indianer
Indianer und bater
besonders einer von
Knaben etwa 10 M
ihr Vater und verla
Lang. Der Missio
mitgehen, so könne
aber wollten nicht g

innerhalb der britischen Besitzung dargeboten werden möchte, wodurch ihr nachwachsendes Geschlecht weit über ihre gegenwärtige religiöse Unwissenheit erhoben werden würde. Dies ist der einzige Ertrag, welchen ihnen England für den Verlust ihres Landes und für das Elend, das die Europäer ihnen zugefügt haben, anbieten kann."

Leider mußte Bernau seiner geschwächten Gesundheit wegen 1846 nach Europa reisen. Als er nach 1½ Jahren zurückkehrte, fand er auf der Station viel Arbeit vor. Zwar erhielt er einen Mitarbeiter an dem gleichfalls in Basel gebildeten Lehrer; doch scheint es, die Mission gestaltete sich nicht wieder so günstig wie anfangs. Als Lehrer 1853, wohl infolge des ungesunden Klimas, seinen Tod fand, kehrte auch Bernau nach Europa zurück. — Später ging die Station in die Hände der Propagation-Society über.

Missionar Doub war inzwischen fern ins Innere bis in das Quellgebiet des Rio Branco, eines Nebenstroms des Marañon (Amazonenstr.), vorgebrungen und hatte dort die Station Piara am Amucu-See unter den Macusi-Indianern angelegt. Es ist dies die Gegend, in der das fabelhafte El Dorado lange Zeit hindurch gesucht wurde. Die Mission hatte günstige Aussichten. Nach Schomburgks Zeugniß versammelten sich am Sonntag 3—400 Indianer, so gut es ging gekleidet, in einem rohen Bethause, das sie selbst errichtet hatten, und hörten in Ordnung und aufmerksam der Predigt zu. Leider zog die Station bald die Eifersucht der Brasilianer auf sich, die in jene Gegend ihre Descimentos oder Expeditionen zum Sklavenfang zu machen pfl egten. Doub wurde aus Piara verwiesen, weil es zum brasili-anischen Gebiet gehörte; die Indianer zerstreuten sich aus Furcht vor den Sklavenjägern. Als der Reisende später wieder den Ort besuchte, fand er die Kirche in eine Militärbaracke verwandelt, und statt der christlichen Lieder mußte er schmutzige Lieder hören. — Doub hatte sich an den Kupununi, einen Quellfluß des Essequibo, zurückgezogen, und auch dort an den Stromschnellen von Urwa oder Gurua eine kleine Gemeinde gesammelt. Doch auch dahin folgten ihm die Brasili-aner. Ein Priester erschien mit einer Abtheilung Militär, hängte jedem der Bekehrten ein Kreuz und einen Rosenkranz um, und händigte dem Missionar die Ordre ein, die seine Verweisung enthielt. Er mußte weiter ziehen und ließ sich nun in Warapoota (-uta) am Essequibo, 80 Stunden südlich von Bartica Point nieder (1838). Die Lage war weniger günstig, da die Macusi's weniger hierher kamen. Doch hatte ihn eine Anzahl seiner Anhänger begleitet, und andere, Kariben, Arawoio's u. s. w., kamen dazu, so daß die Station 1841 über 100 Indianer zählte. Unter andern kamen damals zwei junge Indianer und baten um christlichen Unterricht. Er nahm sie auf, und besonders einer von ihnen machte ihm große Freude. Nachdem beide Knaben etwa 10 Monate bei dem Missionar gewesen, kam eines Tages ihr Vater und verlangte, sie sollten mit ihm gehen zu einem heidnischen Tanz. Der Missionar erklärte ganz ruhig, wenn die Knaben gerne mitgehen, so könne und wolle er sie nicht davon abhalten. Die Knaben aber wollten nicht gehen und sagten ihrem Vater, daß solche heidnischen

Länge eine große Sünde seien. Da ging der Vater anscheinend ruhig hinweg, aber in seinem Herzen hatte er dem Missionar den Tod geschworen. Am folgenden Tage sandte er ihm ein Stück von einem erlegten Reh zum Geschenk, und Youb und seine Frau, welche keine Gefahr ahnten, ließen es zurichten und aßen davon. Als bald aber fühlten sich beide sehr unwohl, und schon in der Nacht darauf starb die Gattin des Missionars,¹⁾ dieser aber, der eine stärkere Natur hatte, nahm ein Brechmittel und rettete dadurch sein Leben; denn der Rehbraten war vergiftet gewesen. Wenige Tage darauf bekam Youb zum zweitenmal Gift, er wußte selbst nicht, wie. Auch diesmal wurde sein Leben durch das nämliche Mittel gerettet, aber er wurde doch so krank, daß er genöthigt war, zu seiner Erholung näher an die Meeresküste zu gehen. Hier kam er bald wieder zu Kräften und konnte nach einiger Zeit wieder zu den Indianern zurückkehren. Bald aber zeigte auch jener Mann sich wieder, wie er verdächtig um die Wohnung des Missionars herumschlich, der deshalb sehr besorgt war und sich beim Essen sorgfältig in Acht nahm. Dennoch erreichte der Indianer auf irgend eine Weise seine schändliche Absicht. Eines Tages fühlte Youb gleich nach dem Essen eine große Schläfrigkeit und legte sich für eine Stunde zur Ruhe nieder, aber ein heftiger, stechender Schmerz weckte ihn vom Schlafe auf, und er merkte, daß er Gift bekommen habe. Sogleich griff er wieder nach einem Brechmittel, doch zu spät; das Gift hatte diesmal schon zu mächtig gewirkt, und er starb nach einigen Tagen. Als der rachsüchtige Indianer aber vernahm, daß es ihm gelungen sei, den Missionar zu tödten, rief er voll Freuden: „Jetzt ist alles gut!“ — nahm seine Flinte und that einen Freudenschuß in die Luft. Doch als er zum zweitenmal geladen und nochmals los-schießen wollte, zersprang das Gewehr und verletzte ihn so, daß er in wenigen Minuten eine Leiche war. — Missionar Pollitt, und nachher Christian, Youb's Nachfolger, mußten wegen Kränklichkeit die Station bald wieder verlassen, und damit wurde sie aufgegeben.

Neben diesen Arbeiten der Englisch-kirchlichen Gesellschaft hatte auch die Ausbreitungsgesellschaft (Soc. Prop. Gosp.) schon 1840 eine Mission in Brit. Guiana begonnen. Veranlaßt durch den Bischof von Barbados, zu dessen Diözese Guiana gehörte, schickte sie damals einen ordinirten Missionar und einen Laiengehülfsen, den späteren Missionar Brett, nach jener Kolonie. Der erstere aber starb unterwegs und so blieb es dem letzteren allein überlassen, die Mission zu beginnen. Er wurde an den Pomerän, ein Küstenflüßchen nördlich von der Mündung des Essequibo, geschickt. An den Ufern des Arapaiaco, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pomerän, ist ein kleiner Landstreifen, vormalig von einer Anzahl Neger bewohnt, die beim Holzhauen beschäftigt waren, und zur Zeit der Negerbefreiung den Platz verließen. Anfangs 1840, als Brett hinkam, standen noch drei von den Hütten, welche sie bewohnt hatten, und ein hölzernes Gebäude, das den Kolo-

¹⁾ Nach Brett a. a. O. war Frau Youb schon am Rupununi vermuthlich an Bergiftung gestorben.

nisten des Dis-
jämmerlichen
noch gesund w-
der drei Hütte
bewohnt, der
Negerin mit m
Verfügung des

Es war“, be-
die Vorderseite wa-
mit Schindeln, au-
Stämmen der Ma-
hatte ein Strophba-
wände von ungeho-
gebielte, aber sehr
scheinlich zu einer
Ambos gebient ha-
drang das Wasser,
alten Fußbodens
Anzahl kleiner Fri-
Durch die Oeffnung
und bergl. herunter
an einem großen H-
Gebäudes nagten.
schmutzig ansahen
den ein benachbarte-

Hier nahm
sich willig, seine
Knabe aber, welch
im Hause des M-
füßen — der vi-
Baum erstet —
war als hinten,
nächsten Sonntag
eröffnet, war aber
2 oder 3 schwarze
Flusses eine Nie-
Unwissenheit der
Vorurtheile, ihre
dem Eingang des
Arawaken etwas
sammlungen von
besseres Missionsh-
verachtete, konnte
wirkungen erlaben.

„Von der Zeit a-
Gnade bewogen wurd
Jahr vergangen, und
geringes Bethaus. G
gewöhnlich, und hörte
wo mehrere Indianer
aufmerksam und hörte

nisten des Distrikts früher als Kirche gebient hatte und zwar in einem jämmerlichen Zustande sich befand, aber, da das Balkenwerk desselben noch gesund war, zur künftigen Missionskapelle bestimmt ward. Eine der drei Hütten war von einem fieberkranken weißen Segelmacher bewohnt, der den Platz bald verließ, in der zweiten hielt eine alte Negerin mit mehreren schwarzen Kindern sich auf, die dritte stand zur Verfügung des Missionars.

„Es war“, berichtet dieser, „eine sonderbare, nicht sehr einladende Wohnstätte; die Vorderseite war mit Brettern und Schilbeln verkleidet, die beiden Enden bloß mit Schindeln, auf Latten genagelt, und die Rückwand bestand aus den gespaltenen Stämmen der Manicolepalme überkleidet mit Brettern der Buschpalme. Das Haus hatte ein Strohdach, aber dasselbe war voll Löcher. Innen war es durch Scheidewände von ungehobelten Brettern in drei Gemächer eingetheilt. Zwei davon hatten gebielte, aber sehr zerfallene Fußböden auf der bloßen Erde; das dritte war augenscheinlich zu einer Art von Schmiede benutzt worden, und der Holzblock, der als Amboss gebient hatte, stand noch darin. Wegen der niedrigen Lage des Hauses drang das Wasser, so oft der Fluß zur Flutzeit anschwellt, durch die Spalten des alten Fußbodens hervor, und bei feuchter Witterung kam gewöhnlich auch eine Anzahl kleiner Frösche, die an den grünseuchten Wänden hin und herspazierten. Durch die Oeffnungen des Daches fielen beständig Kloden von beruhten Spinnweben und dergl. herunter, woran die zahlreichen Insekten arbeiteten; auch fehlte es nicht an einem großen Rest von Holzameisen, welche an den verschiedenen Theilen des Gebäudes nagten. Diese wurden durch Arsenik vertrieben, und die Wände, die sehr schmutzig ausliefen und voll Ungeziefer waren, wurden von einem Manne gewischt, den ein benachbarter Kolonist zur Hülfe geschickt hatte“.

Hier nahm die alte Negerin den Missionar in Empfang und zeigte sich willig, seine Haushaltung zu übernehmen; ein schwarzer, elfjähriger Knabe aber, welcher bei ihr wohnte, wurde veranlaßt, seine Hängematte im Hause des Missionars aufzuschlagen. Ein wackliger Tisch mit drei Füßen — der vierte wurde durch einen Ast von einem benachbarten Baum ersetzt — und ein kleiner hölzerner Stuhl, der vorn niedriger war als hinten, bildeten zu Anfang das ganze Mobiliar. — Am nächsten Sonntag wurde der Gottesdienst in der zerfallenen Kapelle eröffnet, war aber sehr schwach besucht. Auch eine Schule wurde mit 2 oder 3 schwarzen und farbigen Kindern angefangen, und jenseits des Flusses eine Niederlassung der Warau's besucht. Aber die große Unwissenheit der Indianer, ihre rohe, wilde Lebensweise, ihre heidnischen Vorurtheile, ihre Abhängigkeit von ihren Zauberern; alles das stand dem Eingang des Evangeliums im Wege. Endlich knüpfte sich bei den Arawaken etwas an, und schon zu Ende des Jahres wurden die Versammlungen von 60 Personen besucht. Mittlerweile wurde 1841 ein besseres Missionshaus gebaut, und wer die Tage geringer Dinge nicht verachtete, konnte sich da und dort an einer Frucht göttlicher Gnadenwirkungen erlaben.

Von der Zeit an“, schreibt ein Missionar, „wo der erste Arawake durch Gottes Gnade bewogen wurde, nach dem lebendigen Gott zu fragen, war noch kein ganzes Jahr vergangen, und schon kam mehr als die Hälfte von den Reuten in unser geringes Bethaus. Einige Monate nachher erwachte ich eines Morgens früher, als gewöhnlich, und hörte zu meiner Verwunderung leise Töne von der Gegend her, wo mehrere Indianer die Nacht zuvor ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ich hörte aufmerksam und hörte, wie einer von ihnen in ihrer Sprache betete, worauf alle

das Gebet des Herrn mit einander her sagten. Dies ist seitdem der Brauch in vielen Familien gewesen, und oft haben ich und meine Mitarbeiter zugehört; aber nie war mir dieser Ton so lieblich, als damals. Ich sah darin einen Beweis, daß die Indianer ihren großen Vater jetzt nicht mehr als ein weit entferntes, von ihnen geschiedenes Wesen betrachten, sondern nach langen Jahren der Unwissenheit ihn als den Gott kennen lernen, der das demüthige Gebet seiner Geschöpfe hört."

Bald nahm die Versammlung in der kleinen Kapelle so zu, daß dieselbe erweitert werden mußte, und bestand aus Engländern, Kreolen, Arawaken, Kariben, Acamolo's und Warau's. Letztere wollten anfangs immer durch die Fenster ein- und aussteigen, und zuweilen kauerte sich einer auf dem Fenster Sims nieder und sah ruhig mit an, was darinnen vorging. Der Gottesdienst wurde in englischer Sprache gehalten, welche die meisten freilich nicht verstanden, bis andere, die ein wenig mehr Kenntniß davon hatten, ihnen den Inhalt verdolmetschten. Dennoch kamen manche 8 bis 9 Stunden weit auf dem Flusse hergerudert, saßen mit großer Ehrfurcht während des Gottesdienstes in dem Kirchlein und warteten, bis ihnen durch einen Dolmetscher auch etwas zu Theil wurde. Bald that das Evangelium auch im Aeußeren Wunder an diesen Indianern; Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Beschäftigungen derselben zeugten davon; und als im Frühjahr 1843 der neuernannte englische Bischof von Guiana die Niederlassungen am Pomeran besuchte, wartete seiner in Pompiaco, am Zusammenflusse des Arapalaco-Creef mit dem Pomeranfluß, eine große Versammlung von Indianern, mehr als 200 Arawaken und Kariben, und schienen hoch erfreut über den Besuch derselben, da sie wußten, daß ihr Ort so weit von dem Wohnort des Bischofs, und dieser wiederum so weit von europäischen Wohnungen entlegen war. „Ich werde nie," sagt er selbst, „das angenehme Schauspiel von mehr als zwanzig Canoes vergessen, gefüllt mit wohlgekleideten Indianern beider Geschlechter und einer Anzahl Kinder mit strahlenden Augen, wie sie in schöner Ordnung an das Missionschiff, worin wir saßen, sich angeschlossen. Sie selber freuten sich über ihren stattlichen Aufzug, und hatten dabei einen sichtbaren Eindruck von der feierlichen Veranlassung, welche sie herbeigerufen hatte." — Beim Abendgebet war Brett's Haus zum Erdrücken voll, und alle benahmen sich mit Anstand und achtungsvoller Stille. Am folgenden Sonntag wurden zwei erwachsene Indianer getauft und darauf mit einander getraut; 40 Indianer wurden confirmirt, und ebenso viele nahmen am heiligen Abendmahle Theil. Infolge dieses Besuchs, bei dem Brett ordinirt wurde, war die Station 1 engl. Meile aufwärts nach einem gesunderen Platz, Cabacaburi verlegt, den der Bischof zu diesem Zwecke angekauft hatte. Dort entstand bald ein Dorf mit netten Häusern.

„Der Einfluß des Christenthums," sagt ein etwas späterer Bericht, „zeigt sich bei den Indianern am Pomeran in allen Beziehungen, namentlich auch in der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, die früher eine sehr harte war, in einem anständigen Verhalten, in Mäßigkeit und Enthaltensamkeit von berausenden Getränken, in Verwerfung des heidnischen Aberglaubens und Zauberwesens. Einige der ersten Bekehrten waren ehemalige Zauberer oder Waimänner. Zwei von ihnen am Pomeran hatten ihre Klappen zerbrochen, ehe sie sich an die neue Religion angeschlossen; andere übergaben sie den Missionaren zum Zeichen ihrer aufrichtigen

Sinnesänderung. der Betrachtung d. geschied. Die h. schiden nach ihre kommen zu lassen

Im Jahre
Rüstenflusse mit
Sabura, eines I
hatte seinen G
zur Ansiedlung
bewegen. Brett
Ansiedlung zu
als Arbeiter an
Einrichtungen v
Mission hinweg.
zum Anlauf von
dienen. Denn
hat, fühlt augen
nicht mehr da se

Das erste euro
ist gewöhnlich ein
kauft er ein neues
will. Es kommt u
darunter herabhäng
trägt unter derselben
es so weit, daß er
Waldes, deren einz
Jaguarzähnen bestar
sie mehr auf die M
anfangs nicht genug
füße waren sichtbar
Kattuns, falsche
Das ihnen eigne W
Hieraten von irgent
sagt der Missionar,
am folgenden Sonn
Dyringe verschwund

Die junge
Schwierigkeiten d
sich selbst für Ch
stationen an sich
trat insofern groß
der die Missionar
nachdem sie erlos
Indianer standen
besuchten die Sch
und mit gebrochen
England zurück 18
Auch Cabac
werden. Ernst

Einnesänderung. Einige davon wurden in der Missionsschule aufgehängt, um sie der Verachtung der jungen Leute preiszugeben; die andern wurden nach England geschickt. Die christlichen Indianer beten miteinander, wenn einer krank ist, und schicken nach ihrem Missionar, statt den Zauberer zur Beschwörung des Dämons kommen zu lassen."

Im Jahre 1845 ward eine zweite Station an einem nördlicheren Küstenflusse mit Namen Moruca, an der Mündung des Saimara Sabura, eines Nebenflüsschens, angelegt. Ein christlich gesinnter Posthalter hatte seinen Einfluß geltend gemacht, die Warau's oder Guarano's zur Ansiedlung an dem Plage, der Waramuri genannt wurde, zu bewegen. Brett wußte die kirchlichen Kreise in Georgetown für die neue Ansiedlung zu interessiren und ein Herr Rowers fand sich bereit, sich als Arbeiter am Evangelio dort niederzulassen. Nachdem die ersten Einrichtungen vorüber waren, gingen 60 Mann alsbald von der neuen Mission hinweg, um eine Zeit lang an der Küste zu arbeiten und Geld zum Ankauf von Kleidungsstücken für sich und ihre Familien zu verdienen. Denn der Indianer, der auch nur einmal eine Kirche besucht hat, fühlt augenblicklich, daß er sich anständig kleiden muß, oder sich nicht mehr da sehen lassen darf.

Das erste europäische Kleidungsstück, das der wilde Waldmensch sich anschafft, ist gewöhnlich ein Hemd. Dies trägt er, bis es ihm fast vom Leibe fällt; dann kauft er ein neues und zieht es über das alte an, wenn er in der Kirche erscheinen will. Es kommt nicht selten vor, daß das neue kürzer ist, und die Fäden des alten darunter herabhängen. Ein Karibe begnügt sich zuweilen mit einer Weste, und trägt unter derselben sein indianisches Kleidungsstück. Nach und nach aber kommt es so weit, daß er vom Kopf bis zum Fuß gekleidet ist. — Wenn die Frauen des Waldes, deren einziger Schmuck aus Glasperlen nebst einigen silbernen Aleraten und Jaguaraähnen bestand, anfangen, auf eine anständigere Kleidung zu denken, so sehen sie mehr auf die Menge, als auf den Geschmack. Die Karibenfrauen konnten sich anfangs nicht genug Kleider anlegen. Nur das Gesicht, die Hände und die bloßen Füße waren sichtbar, alles Uebrige war mit einem verwirrten Haufen gedruckten Kattuns, Falsilücher und dergl. von den schreiendsten Farben und Mustern bedeckt. Das ihnen eigne Wohlgefallen an Schmucksachen warf sich auf große Ohrringe und Aleraten von irgend einer Art von Tombac oder Semilor. „Ich war einmal“, sagt der Missionar, „genöthigt, einige leise Bemerkungen darüber zu machen; und am folgenden Sonntag waren, mit Ausnahme eines einzigen Paares, sämtliche Ohrringe verschwunden“.

Die junge Mission zu Waramuri hatte übrigens manche Schwierigkeiten durchzumachen. Zuerst wollte ein falscher Prophet, der sich selbst für Christum ausgab, die christlichen Indianer der Missionstationen an sich locken. Doch nur wenige ließen sich verführen. Dann trat infolge großer Dürre Hungersnoth ein, und eine Epidemie, in der die Missionare als Aerzte thätig waren, raffte viele hinweg. Jedoch nachdem sie erloschen war, kam die Station bald in Blüthe. 300 Indianer standen unter dem Einflusse des Evangeliums und 65 Kinder besuchten die Schule. Leider mußte Rowers nach schweren Trübsalen und mit gebrochener Gesundheit die Station verlassen, und lehrte nach England zurück 1846.

Auch Sabacaburi sollte bald darauf seines Missionars beraubt werden. Ernstige Krankheit verursachte zunächst Brett's Uebersiedlung

nach der Küste, und 1849 mußte er die Reise nach Europa unternehmen. Die beiden, nur von einem Katechisten geleiteten Stationen waren dem Untergange nahe.

Als Brett 1851 zurückkehrte und mit Rücksicht auf seine Gesundheit ein Pfarramt (Holy Trinity, zu Georgetown?) annahm, um von da aus die Mission zu leiten, war Waramuri ganz verlassen. In Sababuri wohnten noch eine Menge Arawaken unter Leitung eines Lehrers. Auch Kariben waren da; von letzterem Stamme aber waren viele vom Christenthum wieder abgefallen. Die Frauen zeigten auf ihre zerrissene ärmliche Kleidung, indem sie an die Zeit erinnerten, wo ihre Männer arbeiteten, um ihnen anständige Kleider zu schaffen. — Doch die Ausaat von früher sollte nicht verloren sein. Allmählich gestalteten sich die Verhältnisse erfreulicher, und auch an dem verlassenen Waramuri sammelten sich die zerstreuten Schaaren, so daß gegen Ende jenes Jahrzehnts auf jeder dieser Stationen 300 christliche Indianer lebten. — 1857 hatte die Church Missionary Society ihre Mission in Guiana aufgegeben und ihre einzige noch bestehende Station Bartica Grove mit etwa 2—300 Gemeindegliedern der Propagation Society überlassen.

Die letztere hatte übrigens schon 1844 noch in einem andern Theile Guiana's, in den Savannen zwischen dem Demerara- und Berbice-Strom, eine Station unter den Arawaken gegründet u. z. an der Mahaiconi. Die nächstfolgenden Jahre aber brachten auch hier für die Mission (wie überhaupt für die ganze Kolonie) sehr ungünstige Verhältnisse. Erst später finden wir die dort gesammelte Gemeinde unter einem europäischen Katechisten und von dem Pfarrer von St. Mark¹⁾ besucht, unter günstigeren Verhältnissen erwähnt. Der Ort der Station ist Kibleri, einige 30 engl. Meilen von der Mündung des Flusses.

In neuerer Zeit ist die Indianer-Mission durch die treue unermüdete Fürsorge des Bischofs (Dr. Austin ist noch immer in jenem Amte) sehr gefördert worden und hat eine höchst erfreuliche Gestalt gewonnen. Der Jahresbericht von 1864 berichtet von einem wunderbaren Fragen nach dem Heile, das sich unter den Arawoio's am oberen Guyuni und Barahma regte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, kamen sie auf die Missionsstationen am Pomerun und an der Moruca. Ein illustriertes Büchlein (eine Art Katechismus) in ihrer Sprache hatte dazu Veranlassung gegeben.

In ähnlicher Weise aber wurde auch in den andern Gegenden der Kolonie auf die Eingebornen eingewirkt; und schon 1867 konnte berichtet werden, daß an allen Hauptströmen mit Ausnahme des Corentyn Indianerstationen bestanden, meist freilich nur unter der Leitung von Lehrern, aber regelmäßig besucht von ordinirten Missionaren. Es waren zu den bereits genannten Stationen hinzugekommen:

¹⁾ Die ganze Kolonie Brit. Guiana scheint in Parochien eingetheilt zu sein, über deren Lage ich nichts Genaueres finde. Der Pfarrort von St. Mark wird Enmore genannt.

Jturibisi am O von Bartica am und Mala li, so finden wir endlich nicht weit von dem an dem andern U

Der Raum einzelnen Stationen erwähnen wir die wie sie dort hatten den Arawoio's vertheilt, deren Unterricht fortzusetzen unteren Fällen an die Zustände der Arawoio-Bevölkerung wartete ängstlich. Hand die heilige einer angemessener derselben das Sat den Gesichtern zeigten Taufstein knieten.

Hierauf war begierig, einen Le haben. Sie machten urbar und Brett dorthin, um die großen Schuppen mit Freuden den Auch bei dieser werden, so daß im ihnen in die Christen

Auch die ältesten Kränkeln wunderbar ändert worden, um Point seit einiger Farrar, der an dem ihrem schon erwähnt berichtet 1870, daß alles Lob gehen. Ja sie haben sich zu fällen und nach Mission zu verkaufen aufbringen werden,

¹⁾ Der irgendwo gefunden zu haben.

Ituribisi am Essequibo, sowie eine nicht näher benannte Zweigstation von Bartica am Massaruni, ferner am Demerara: Dalgin Klaym a und Malali, sowie am Verbice: Sand Hills und Cumada. 1869 finden wir endlich auch den Corentyn besetzt mit der Station Drealla,¹⁾ nicht weit von der Stätte, wo einst die Brüderstation Hoop lag, doch an dem andern Ufer.

Der Raum gestattet nicht, hier eine ausführlichere Geschichte dieser einzelnen Stationen zu geben. Nur von denen am Demeraraflusse erwähnen wir die außergewöhnlich schnelle Sammlung von Gemeinden, wie sie dort stattfand. 1867 hatte Brett mit dem Bischof dort bei den Acawoio's einen Besuch gemacht und die erwähnten Büchlein vertheilt, deren Text sie vorlasen und deren Bilder sie erklärten. Einer von den Ansiedlern erbot sich freiwillig, nach ihrer Abreise diesen einfachen Unterricht fortzusetzen. Im August 1868 bot die Missionskapelle an den unteren Fällen des Demerara ein Schauspiel, das einigermaßen an die Zustände der ersten christlichen Kirche erinnerte. Fast die ganze Acawoio-Bevölkerung vom oberen Demerara war versammelt und wartete ängstlich auf Bretts und des Bischofs Ankunft, um von ihrer Hand die heilige Taufe zu erhalten. Die Geistlichen kamen und nach einer angemessenen Prüfung wurde 241 Erwachsenen und 145 Kindern derselben das Sakrament ertheilt. Dies dauerte 2 volle Tage. Auf den Gesichtern zeigte sich großer Ernst, als sie der Reife nach am Taufstein knieten. Drei Monat später wurden wieder 70 getauft.

Hierauf war der Häuptling Kanaimapo und sein Volk sehr begierig, einen Lehrer in ihrer Heimat im Inneren des Landes zu haben. Sie machten ein gut Stück Landes an den großen Fällen urbar und Brett begab sich mit einem andern Geistlichen im Mai 1869 dorthin, um die Station einzurichten. Die Indianer hatten einen großen Schuppen als Schule resp. Kapelle errichtet und bewillkommten mit Freuden den Katechisten Newton, den ihnen die beiden zuführten. Auch bei dieser Gelegenheit konnten wieder 79 Acawoio's getauft werden, so daß im Laufe von 10 Monaten nicht weniger als 535 von ihnen in die christliche Kirche aufgenommen waren.

Auch die älteste Station Bartica Grove ist nach langem Kränkeln wunderbar wieder aufgeblüht. Ihre Lage ist ein wenig verändert worden, um sie der Nähe der Strafkolonie, die zu Bartica Point seit einiger Zeit errichtet ist, etwas ferner zu rücken. Rev. Farrar, der an der letzteren thätig ist, hat auch jene Mission nebst ihrem schon erwähnten Ableger am Massaruni unter seiner Pflege. Er berichtet 1870, daß der Glaube und der Eifer seiner Indianer über alles Lob gehen. Sie errichteten eine Kapelle ganz ohne fremde Hülfe; ja sie haben sich verpflichtet, monatlich eine gewisse Zahl von Bäumen zu fällen und nach Georgetown zu schaffen, um sie zum Besten der Mission zu verkaufen. Er meint, daß sie auf diese Weise die Mittel aufbringen werden, um einen eignen Missionar in ihrer Mitte erhalten

¹⁾ Der irgendwo erwähnte Name New-Hope scheint keine weitere Aufnahme gefunden zu haben.

zu können. Er zählte 1871 schon 1436 Kirchenglieder unter seiner Pflege,¹⁾ darunter 228 Kommunikanten. — Die Mission an der Moruca war schwer bedroht, dadurch daß die Kolonialregierung diese Gegend aufgegeben hat, sie nun die Zufluchtsstätte von allerlei schlechtem Gesindel zu werden anfängt. Von Sabacaburi wurden noch immer erfreuliche Fortschritte gemeldet. Beide Stationen zusammen umfaßten 920 Mitglieder mit 230 Abendmahlsgegnossen.

Auch am Corontyn ist das geistliche Leben, das dort vor hundert Jahren sich regte, wie nach langem Winterschlaf wieder erwacht, und wenn auch noch hie und da Schatten der Nacht zurückgeblieben sind, so bringt doch dort in einzelnen Fällen das Licht schon wieder kräftig durch. Missionar Beness traf dort einen heidnischen Zauberer, der schon die Tausche empfangen hatte, später aber ins Heidenthum zurückgefallen war, grade wie er mit seinen Zaubereien beschäftigt war. Die ernstesten Worte, die der Lehrer sprach, brangen so in sein Herz ein, daß er sofort seinen ganzen Zauberschatz zerbrach und seine Zaubershütte zerstörte. „Ich weiß, daß ich Böses gethan habe“, sagte er, „ich bin sehr betrübt, und habe mir vorgenommen, nie wieder zu zaubern, sondern regelmäßig zur Kirche zu kommen.“

Nur im Vorübergehen können wir die Mission der Darbisten (Plymouth Brethren) erwähnen, die sich auch der Indianer Guiana's angenommen haben,²⁾ da sie über ihre Thätigkeit gesondert nichts in die Oeffentlichkeit bringen lassen. Die Missionare treiben ihr Werk meistens neben einem anderen Berufe und werden ohne Verbindung mit einer Gesellschaft nur von ihren Freunden mit den erforderlichen Mitteln versehen. Ein deutscher Missionar, J. Meyer, in Basel gebildet und im Begriff von der Church Miss. Soc. ausgesendet zu werden, hatte sich ihnen angeschlossen. Er arbeitete von 1840 bis zu seinem Tode 1847 mit außerordentlicher Hingabe unter den größten Beschwerden, samt seiner eben so heldenmüthigen Gattin zu Kumaka am Rio Berbice. Dort wie an einem entfernteren Punkte Manaka hat er kleine Gemeinden gesammelt. Von den andern Stationen dieser Mission fehlt uns jede Nachricht.

4. Die Mission auf der Moskitoküste.³⁾

Obgleich nicht zu Südamerika gehörig, mag die Moskitoküste von uns an dieser Stelle behandelt werden, da alle ihre Verhältnisse denen von Guiana viel näher stehen, als irgend einem Gebiete der nordamerikanischen Indianer. Diese Küste, ein Theil der Uferländer des karibischen Meeres, erstreckt sich, im Norden von Honduras begrenzt, im Westen von Nicaragua, ungefähr 60 geogr. Meilen von Norden nach Süden. Die Bewohner sind Indianer verschiedener Stämme, unter denen jedoch die Mosko's oder Moskito's die Herrschaft haben,

¹⁾ Ich bin jedoch nicht sicher, ob nicht die Zahlen der Demerara-Indianer hier mit eingeschlossen sind.

²⁾ Atlas der Brilbergemeinde. Blumhardt, Handbuch.

deren Sprache ihnen sind die Außer den Mulatten u. schiedener Na

Die Stad fruchtbare Bod Landes besteht die europäisch Land unter de britischer Pro nördlichste The einen selbständ

Die Indi Sie leben von Fahrzeuge best mangelhaft. häufige Laster, nische Aberglau Leute.

Durch die exports wegen Farbigen oft in gestimmt. 184 Um jene Zeit h Greytown, sow Moskitosprache 1847 wur

Land untersucht Dies ist der H zählte. Sogleich dienste eingerich Gottesdienste w ließ sich die L stören. Eine E Kirche schritt w 1855 konnte si erste Indianerta Jahre wurde ei (Bant) gegründe gemacht hatten. damals herrsche herziger Liebe. Arbeiter gestärkt während bisher worden war, m Jetzt wurde m gelernt. Auf I

deren Sprache auch an der ganzen Küste verstanden wird. Außer ihnen sind die Wulwa's, Suka's, Loala's und Kariben zu erwähnen. Außer den Eingebornen finden sich eine größere Zahl Neger und Mulatten u. z. meistens Namensyränen, sowie einzelne Weiße verschiedener Nationen.

Die flache Küste ist während der Regenzeit ungesund. Der fruchtbare Boden ist noch wenig angebaut. Ein Hauptreichthum des Landes besteht in den werthvollen harten Hölzern seiner Wälder, die die europäischen Händler anziehen. Dem Namen nach steht das Land unter dem Könige der Moskitos. Dieser war bis 1858 unter britischer Protektion, bis infolge der Eifersucht der Amerikaner der nördlichste Theil mit Honduras vereinigt wurde, während das Uebrige einen selbstständigen Staat bilden sollte.

Die Indianer stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Sie leben von der Jagd, der Fischei und dem Schildkrötenfang. Ihre Fahrzeuge bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, ihre Kleidung ist mangelhaft. Vielweiberei, Unzucht und Kindermord sind bei ihnen häufige Laster, ebenso die Trunksucht. Dazu herrscht der vollste heidnische Aberglaube, und die Zauberer (Suka's) sind die einflussreichsten Leute.

Durch die Verbindung mit Engländern, die sich hier des Holzports wegen einfanden und die Indianer gegen die eingebrungenen Farbigen oft in Schutz nahmen, waren jene dem Christenthum günstig gestimmt. 1845 wurde der junge Moskitokönig zu Belize getauft. Um jene Zeit schickten die Wesleyan. Methodisten einen Missionar nach Greytown, sowie eine Presse, auf der die Uebersetzung der Bibel in die Moskitosprache gedruckt werden sollte.

1847 wurde seitens der Brüdergemeinde von Jamaica aus das Land untersucht und 1849 die erste Station zu Bluefields gegründet. Dies ist der Hauptort des Landes, der damals 8—900 Einwohner zählte. Sogleich wurden zur Freude des Königs öffentliche Gottesdienste eingerichtet und der Bau eines Missionshauses begonnen. Die Gottesdienste wurden von 40—50 Personen besucht; aber im ganzen ließ sich die Bevölkerung in ihrem wüsten Leben und Treiben nicht stören. Eine Schule wurde von 20 Schülern besucht. Der Bau einer Kirche schritt wegen mangelnder Arbeitskräfte nur langsam vor. Erst 1855 konnte sie eingeweiht werden. Bei dieser Gelegenheit fand die erste Indianertaufe, an einer Halbschwester des Königs, statt. In diesem Jahre wurde eine zweite Station an der Pearlkay Lagune (bei Englisch Bank) gegründet, wo die Brüder schon öfter mit ihrem Boote Besuche gemacht hatten. Die Station erhielt den Namen Magdala. Die damals herrschende Cholera gab viel Veranlassung zu Arbeiten barmherziger Liebe. Bald darauf wurde die Mission durch Ankunft neuer Arbeiter gestärkt, und von nun an mehr die Indianer ins Auge gefaßt, während bisher mehr unter den Schwarzen und Mulatten gewirkt worden war, mit denen man in englischer Sprache verkehren konnte. Jetzt wurde mehr und mit gutem Erfolge an der Indianersprache gelernt. Auf Ramakey, einer kleinen Insel südlich von Bluefields,

wurde die Station Nama 1857 errichtet. Es wohnten jedoch nur 150 Indianer dort. Sie nahmen den Missionar willig auf, und am 20. Juli des folgenden Jahres konnten schon 5 Personen getauft werden. Um jene Zeit hatten auch die Brüder in Bluefields schon angefangen ihre Ansprachen in der Moskito-Sprache zu halten. Dort war die Gemeinde (fast ausschließlich aus Schwarzen und Mulatten bestehend) bis auf 40 Abendmahlsgenossen angewachsen. Im nächsten Jahre wurden wiederum 13 Personen auf Nama getauft. Auch in Reitapura bei Magdala wurde mit dem Bau eines Versammlungshauses der Grund zu einer Station gelegt. Um aber der ganzen Küste das Evangelium zugänglich zu machen, fingen die Brüder an in einem eigends dazu erbauten kleinen Schooner, dem „Friedensboten“, nach verschiedenen Punkten bis zum nördlichen Kap Gracias a Dios zu segeln, und vielfach fanden sie die Bewohner geneigt, auf ihre Predigt zu hören. Der Versuch sich an jenem Kap niederzulassen gelang zwar nicht in Folge der schon oben erwähnten politischen Bestimmungen. Doch fand sich ein passender Platz in der Nähe des Wountastflusses, wo 1860 die Station Ephyra angelegt wurde. Ein Jahr später kam die Bitte um einen Missionar von der östlich von Magdala gelegenen Korn-Insel (Corn Island) mit farbiger Bevölkerung. Auch dort ward eine Station, Joppe, errichtet.

In Bluefields war inzwischen ein bereits 1858 begonnenes Institut zur Erziehung von Indianerknaben gebühen. In Reitapura konnte 1862 der erste Wulwa-Indianer getauft werden, bald darauf auch die Erstlinge zu Ephyra; zu Nama aber war bald kein Heide mehr übrig und die kleine Gemeinde entfaltete sich aufs lieblichste. In jener Zeit kam auch die selbständige Gestaltung des Landes nach dem zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage zur Ausführung. Der Oberhäuptling Georg wurde als erblicher konstitutioneller König anerkannt und ihm 2 Kammern zur Seite gestellt. In der ersten derselben haben auch die Missionare neben den Häuptlingen Sitz und Stimme.

1863 konnte die sechste Station zu Tasba panni, 10 Stunden nördl. von Magdala, angelegt werden, wo sich reges Verlangen nach dem Evangelio zeigte. Sie wurde Bethanien genannt. Einen schweren Schaden erlitten die sämtlichen Stationen 2 Jahre später durch einen furchtbaren Orkan, der in schrecklicher Weise das Land verheerte. Bald darauf starb König Georg. Leider hatte ihn seine Trunksucht nicht zum rechten christlichen Wandel kommen lassen; sonst zeigte er sich immer der Mission geneigt. Sein Nachfolger wurde, vorläufig unter Vormundschaft, ein minderjähriger Neffe von ihm, der früher eine Zeitlang zur Erziehung in Joppe gewesen war. Nachher kam er nach Nama, dann nach Jamaila zur weiteren Ausbildung.

In den folgenden Jahren kamen weitere Heimsuchungen durch Hungersnoth und Cholera. In dieser Noth aber wurden manche Gemüther dem Evangelio zugewendet. Seitdem sind die kleinen Gemeinden langsam aber sicher gewachsen. Nur Joppe war nahe daran aufgegeben zu werden, da die farbige Bevölkerung sich als ein zu wenig fruchtbarer

Boden erwies. ihren Banden Mulatten. Da sind besonders theilige Verlehn und sie zur G Produkt der d einträglichen B besonders Epy Jahren dort et eine Schule in Ebenso ge besucht wird. aus der gemisch neten Einfluß dem Städtchen unter der jünger jezt in Magdala auch unter die Betehten auf nicht besonders kanten und 73

Um keine übergehen, müß Besitzung Bells wähen. Freil Corozal¹⁾, gehö civilisirten Ind die spanische E ihre eigene Spr sowie Uebersehu sind. Die Ver schauliche Schill

5. Die Ar

Schließlich an der äusserst Sprößlinge an sind. Es ist f flochtene Missio diesem Namen

¹⁾ Corozal ist wohnern von thei

Boden erwies. Ueberhaupt sind die Indianer, wenn sie einmal aus ihren Banden loskommen, treuer und lebhafter als die Neger und Mulatten. Doch hängen jene sehr fest an ihren alten Gebräuchen und sind besonders von der Trunksucht geknechtet. Dazu kommt der nachtheilige Verkehr der Händler, die sich hie und da bei ihnen aufhalten und sie zur Gummis- (Kautschuk-) Bereitung in Lohn nehmen. Dies Produkt der dortigen Wälder ist nämlich der Gegenstand eines sehr einträglichen Handels geworden und wird massenhaft ausgeführt. Besonders Ephrata wird dadurch viel belästigt. Doch ist in den letzten Jahren dort eine Außenstation hinzugekommen, Rukulaya, wo zunächst eine Schule in gutem Gange ist.

Ebenso geblüht die Schule in Bluefields, die von 100 Kindern besucht wird. Die Gottesdienste dort werden fleißig besucht und die aus der gemischten Bevölkerung gesammelte Gemeinde übt einen segneten Einfluß auf die Umgebung. Doch regt sich in neuester Zeit in dem Städtchen der Geist des Hochmuths und des Leichtsinns, besonders unter der jüngeren Bevölkerung. Die größte Indianergemeinde ist bis jetzt in Magdala gesammelt. Von Rama hat sich das Evangelium auch unter die Indianer von Point Gorda verbreitet. Die Zahl der Befehrten auf der Moskitoküste überhaupt, wobei leider die Indianer nicht besonders gezählt werden, beträgt 924, darunter 200 Kommunikanten und 734 Schüler.

Um keine der evangelischen Missionen unter den Indianern zu übergehen, müssen wir schließlich auch die der Methodisten in der britischen Besitzung Belize auf der Halbinsel Yucatan in Central-Amerika erwähnen. Freilich nur eine Abtheilung derselben, der nördliche Kreis (Corozal¹⁾), gehört hierher. Die dortige Mission wirkt unter den halb-civilisirten Indianern von Yucatan, die wie es scheint zum Theil die spanische Sprache reden. Außerdem aber gibt es viele, die nur ihre eigene Sprache, Maya, verstehen. Auch in dieser wird gepredigt, sowie Uebersetzungen von Theilen der Heiligen Schrift bereits gedruckt sind. Die Berichte lauten meist günstig. Leider fehlt uns eine anschauliche Schilderung der dortigen Zustände.

5. Die Arbeiten der Patagonischen, jetzt Südamerikanischen Missionsgesellschaft.

Schließlich kommen wir zu der letzten evangelischen Indianermission an der äußersten Spitze Südamerika's, von der in neuester Zeit einige Sprößlinge an andere Punkte des großen Kontinents verpflanzt worden sind. Es ist die mehrfach mit den betrübendsten Ereignissen durchflochtene Mission in Tierra del Fuego, dem Feuerlande. Mit diesem Namen wird eine Inselgruppe benannt, südlich von Patagonien

¹⁾ Corozal ist ein Küstestädtchen, etwas nördlich von Belize, mit 1500 Einwohnern von theils spanischer, theils indianischer Abkunft.

und durch die Magalhaens-Straße vom Festlande geschieden, die sich 60 geogr. Meilen von Ost nach West und 40 von Nord nach Süd erstreckt. Die größte der Inseln führt denselben Namen im engeren Sinne, heißt aber sonst auch König Karls Süd-Land und bei den Eingebornen: Onisín. Das Land ist noch wenig erforscht; man kennt fast nur die hohe steile Felsenküste und die wild aufgethürmten Gebirge, wie man sie mit ihren Schneegipfeln vom Meer aus erblickt. Das Klima ist nicht so kalt und schrecklich, wie es früher geschildert wurde. Labrador, das unter entsprechender Breite liegt (54°), hat viel höhere Kältegrade und ist viel öder. Hier sind die Wälder weit reichlicher, als dort. Von größeren Thieren kommt nur das Guanaco und eine Art Faulthier (?) vor. Die Küsten aber sind stellenweis dicht bevölkert mit Pinguinen und andern Seevögeln, so wie die Buchten viele Robben und Seelöwen hegen. Aber Monate lang sind die Inseln in düstere Nebel gehüllt und mit wilder Flut tobt das Wasser durch die von ihnen gebildeten Felsenstraßen, in denen sich die beiden größten Meere der Welt begegnen.

Die Eingebornen dieser Inseln gehören mit zu der großen Gruppe der Indianervölker, die über den ganzen amerikanischen Kontinent verbreitet sind. In näherer Verwandtschaft stehen sie zu den Indianern Chile's und des westlichen Patagonien (Araucaner), doch ist die nordwestliche Küste der größten Insel von östlichen Patagoniern (Tehuelches) bewohnt.¹⁾

Die alten Beschreibungen nennen die Eingebornen Feuerlands Fescherahs, nach dem einzigen Worte, das die ersten Besucher von ihnen gehört haben wollten. Sie werden folgendermaßen geschildert: Von mittlerer Größe, haben sie eine gelb-braune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, flache Nase und sehr großen Mund. Die langen, schwarzen, groben Haare sind bei den Männern durch einen Keil auf dem Kopfe etwas zusammengeschlagen, um die Schultern hängt die Haut von einem Seelöwen oder Seehund, über den Hüften mit einem Strick aus Seehundsgeßärm festgebunden. Eine Schürze von Federn und ein Stück Seehundsfell, welches über den Knöchel zusammen gebunden ist, um den Fuß, bisweilen auch noch eine Federmitze auf dem Haupt, vollenden den Anzug, Gesicht und Schenkel aber werden mit rothen, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Dazu tragen die Frauen um die Hand- und Fußgelenke noch einen sehr kunstvoll aus Fischgeßärm geflochtenen Ring; auch schöne aus Muscheln zusammengereihete Halsbänder dienen als Schmuck. Ihre Hütten, von denen die größten 24 Fuß Umfang und 6 Fuß Höhe haben, bauen sie aus großen Baumzweigen, die mit dem starken Ende in die Erde gesteckt und oben durch Stricke von Rinseln zusammen gehalten werden. Der Fußboden ist mit Seehundsfellen bedeckt, in

¹⁾ Eine neuere Beschreibung (South Am. Miss. Magazine 1869, S. 113) nennt die Yahgans (jedenfalls identisch mit den Yacannacunny bei Watz, also jene östlichen Stämme), die 2000 Seelen zählen sollen, die Mookooloo (Mookooloo westl.?) 3500 bis 4000 S. und außerdem 2000 Owensleute oder Fußindianer, vielleicht im Gegensatz zu jenen mit ihren Booten hin und her ziehenden Stämmen.

der Mitte aber trocknen Grases eine Oeffnung o sentörbe und ein bilden den ganz die hauptsächlich Beziehung die Europäern beton wurde mit grobe sie dem Brode d sonderes Nahrung Baumstämmen n Arbeit sind ihre sie im Bau ihrer verfertigen. Von staatlichen Einrid nichts gefunden.

der faule Herr, d tauert, während i und überhaupt b und gotiesdienstlic nichts bemerkt hal

Schon im v Magalhaensstraße zu befehlen, sonde Haltpunkt an der Hungers gestorben Auch die auf den lassungen haben r auch den Feuerlän das alles sich nich Friedens aufzusuch

Allen Garb nahe bei Wallingfa und Abenteuern li göttlichen Wahrhei ausgestreut, trat b empörenden Gögen Seitdem ergriff ih ernstlich auszuüben Majestät Schiff „A geistigen Erniedrigt und Buenos Ayre England, 1823 — 1 gesellschaft zu verm obgleich ihm dies Kapitän Gardiner, Missionsthätigkeit in

der Mitte aber ein Platz für das Feuer, um welchen herum Bündel trocknen Grases als Betten und Stühle dienen. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung oben ab. Klische Kannen aus Baumrinde, einige Wirsenerkörbe und ein Beutel zur Aufbewahrung ihrer Farben und Halsbänder bilden den ganzen Hausrath. Fische, Robbenfleisch und Thran machen die hauptsächlichste Nahrung der Feuerländer aus, die man in mehrfacher Beziehung die Eskimo des Südens nennen könnte, und was sie von Europäern bekommen oder entwenden konnten, selbst die Talglichter, wurde mit großem Appetit verzehrt, wenn es nur fett war, wogegen sie dem Brode durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten; ein besonderes Nahrungsmittel haben sie an den Schwämmen, die aus den Baumstämmen wachsen. Wurfspieße, Bogen und Pfeile von zierlicher Arbeit sind ihre Waffen; ihre größte Kunstfertigkeit aber entwickeln sie im Bau ihrer Kähne, die sie aus Baumrinde geschickt und zweckmäßig verfertigen. Von Obrigkeiten, Versammlungen und überhaupt einer staatlichen Einrichtung hat man bei diesem elenden Volke bisher noch nichts gefunden. Der Mann ist auch hier, wie bei den meisten Heiden, der faule Herr, der, wenn er nicht jagt und fischt, am liebsten am Feuer kauert, während das Weib selbst den Kahn ausbessert, das Ruder führt und überhaupt die schwersten Arbeiten verrichten muß. Von Religion und gottesdienstlichen Handlungen wollen die Reisenden bei diesem Volke nichts bemerkt haben.

Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier an der Magalhaensstraße eine Kolonie zu begründen, nicht um die Eingebornen zu bekehren, sondern um bei ihren Fahrten nach Peru und Chile einen Haltpunkt an der Küste zu haben. Aber sämtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt jene Stätte der Hungerhafen. Auch die auf den benachbarten Falklands-Inseln gegründeten Niederlassungen haben nie gedeihen wollen. Aber die Liebe des Herrn hat auch den Feuerländern einen Freund zu erwecken gewußt, der durch das alles sich nicht abhalten ließ, diese Armen mit der Botschaft des Friedens aufzusuchen und ihnen selbst sein Leben zum Opfer zu bringen.

Allen Gardiner, so hieß der der treue Mann, 1794 in Berkshire, nahe bei Wallingford, geboren; eine frühe Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf wählen. Die Saat der göttlichen Wahrheit, welche entschieden religiöse Eltern in sein Herz ausgestreut, trat bei ihm zuerst wirklich in das Leben, als er bei dem empörenden Götzendienste in einem Tempel in China zugegen war. Seitdem ergriff ihn ein feuriger Missionsseifer, welchen er sich bald ernstlich auszuüben berufen fühlte, da er als Lieutenant auf Ihrer Majestät Schiff „Dauntless“ Augenzeuge von der tiefen sittlichen und geistigen Erniedrigung der Ureinwohner an den Grenzen von Chile und Buenos Ayres gewesen. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, 1823—1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu vermögen, sich jener Südamerikaner anzunehmen; und obgleich ihm dies nicht gelungen, sehen wir doch 13 Jahre später Kapitän Gardiner, nachdem er er einen Theil der Zwischenzeit auf eine Missionsthätigkeit in Südafrika verwandt hatte, auf seine eigne Hand

nach Buenos Ayres gehen, um das Wort Gottes der umnachteten Bevölkerung zu bringen, was jedoch an dem beständigen Kriegszustande zwischen den Einwohnern und den Pampas-Indianern scheiterte. Darauf wandte er sich nach Mendoza, zu den Araucanischen Indianern, im Süden der Grenze von Chile, und nach Valdivia, wo er aber an dem Katholizismus einen noch ärgern Widersacher fand, als ihm das Heidenthum entgegenstellen konnte; weshalb er nach Patagonien und Feuerland, die er als jenen Einflüssen entlegen, für die Missionsthätigkeit günstiger hielt, seine Augen richtete. Nach England zurückgekehrt, sprach er darüber auf die eindringlichste Weise in der Schrift: „Ernstes Ansprechen an die britischen Christen, zu Gunsten der Patagonier“ sich aus, und der Erfolg seiner unausgesehenen Bemühungen war die Bildung der Patagonischen Missionsgesellschaft, die später zur Südamerikanischen erweitert wurde. Im Auftrage derselben, aber auf seine eignen Kosten, segelte er am 12. Dezember 1844 in Begleitung des Katechisten Hunt am Bord der Brigg „Rosalie“ nach Patagonien ab. Dieselbe ging am 18. Februar in der Gregory-Bai vor Anker, und das Schiffsvolk unterstützte daselbst die beiden bei der Errichtung zweier hölzerner Häuser und der Unterbringung ihrer geladenen Vorräthe; worauf das Schiff seine Reise ohne sie fortsetzte. Nachdem hier einige Monate das äußerste Ungemach und alle Entbehrung ertragen, beständiger Demuthigung und Gefahr durch das zügellose und räuberische Wesen der Eingebornen ausgesetzt, erfuhren sie von einem daselbst einlaufenden spanischen Fahrzeuge, daß entweder Chile oder Buenos Ayres seine Ansprüche auf Patagonien geltend machen würde. Dies veranlaßte sie, das Erscheinen eines englischen Schiffes zu benutzen und, wiewohl mit schmerzem Herzen, den Schauplatz ihrer beabsichtigten Liebesarbeit noch vor deren eigentlichem Beginn wieder zu verlassen. Aber nach einem kurzen Aufenthalt in England begab sich der unermüdlige Gardiner mit einem jungen Spanier, Frederico Gonzalez, im Auftrage der Patagonischen Missionsgesellschaft wiederum nach Südamerika, um sich vor der Gründung einer neuen Station von der Lage der Ureinwohner noch genauer und umfassender zu unterrichten. Die beschwerlichsten Reisen durch ungeheure Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr sie mehr als einmal niederwarfen, bildeten den Hauptinhalt dieser Unternehmung. Kapitän Gardiner indeß hielt sich für alle diese Mühen und Leiden mehr als entschädigt durch die Zusage von Schutz und die Erlaubniß zu Missionsversuchen unter den Ureinwohnern, welche er von dem Präsidenten der Republik Bolivia erhielt. Auf seinen Bericht wurde nun von der Committee beschloffen, nicht allein in Bolivia eine Station anzulegen, sondern auch nach Feuerland ein Missionsunternehmen vorzubereiten, dessen Ausführung Gardiner wie zuvor übernahm. Aber seine Bestrebungen scheiterten auch diesmal vollständig an dem Verhalten der Eingebornen, welche sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe bemächtigten, sondern ihm und den 4 Seeleuten, welche ihn begleiteten, ohne weiteres sogar auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Die dadurch veranlaßte schleunige Rückkehr, sowie das aus verschiedenen andern Ursachen unvermeidlich gewordene Aufgeben der seit kurzem erst in

Bolivia errichteten armen Heiden ebenfalls schlagen. Er war annehmen, wenn würde; und bis in er vor, die nöthig vom Ufer entfernen könnte, um vor vermochte die Pat vorübergehenden sehr nicht auszuführen, und nach Edinburgh gesellschäften in E wiewohl höchst un wurde von einer H trag von nicht wen halb Anstalten zur nehmer an der Exp Burslem, und d Maidment, beide a Joseph Erwin aus Bryant und John Männer zu Begle als Führer, dieser land, Familie und überschritt, um na schaudererregenden

Am 7. September schiff „Ocean Queen“ Lebensmitteln bis der Insel Pictou a nicht halten könnte dazu mit theilweise sollten ihnen weiter lands-Inseln nach am 5. Dezember 1 an die Committee: so oft Sie dem Thr Und wenn wir die sie sowohl wie wir Herzen über ihnen, zu werden in dem eignen Sprache zu für uns!“ — Das des Friedens einging zum Theil geraubt Theil verdorben von Sturm nach einige

Bolivia errichteten Station vermochte indeß Gardiners Liebe zu den armen Heiden eben so wenig auszulöschen als seinen Muth niederzuschlagen. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium annehmen, wenn es ihnen nur erst in ihrer Muttersprache verkündigt würde; und bis ihre Sprache erlernt werden könnte, sollte man, schlug er vor, die nöthigen Vorräthe auf bedeckten Booten behalten, auf welche vom Ufer entfernt ankern, man sich im Nothfalle selbst zurückziehen könnte, um vor Belästigungen gesichert zu sein. Diesen Plan aber vermochte die Patagonische Missionsgesellschaft, deren Mittel durch die vorhergehenden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, ohne Hülfe nicht auszuführen, und Gardiner legte denselben, deshalb nach Sachsen und nach Eimburg reisend, der Brüdergemeinde und den Missionsgesellschaften in Schottland persönlich vor, welche ihn jedoch sämmtlich, wiewohl höchst ungern, von der Hand weisen zu müssen glaubten. Da wurde von einer christlichen Dame der Patagonischen Gesellschaft ein Beitrag von nicht weniger als 7000 Thaler übergeben, und infolge dessen alsbald Anstalten zur Ausföhrung des Unternehmens getroffen. Als Theilnehmer an der Expedition boten sich der Wundarzt Richard Williams von Burslem, und der Lehrer einer Sonntagschule in London, John Maidment, beide als Katecheten, selbst an, und der Schiffszimmermann Joseph Erwin aus Bristol, so wie die Fischer John Badcock, John Bryant und John Pearce aus Cornwallis wurden als erprobt christliche Männer zu Begleitern ausgewählt. An der Spitze stand Gardiner als Föhrer, dieser treue Bote Christi, der nun zum letztenmale, Vaterland, Familie und Elternhaus verlassend, die Eindröden des Ozeans überschritt, um nach dem entfernten Schauplatz seines Todes auf dieser schauderregenden Küste zu gelangen.

Am 7. September 1850 segelten die 7 Boten Christi auf dem Dampfschiff „Ocean Queen“ (Seeföknigin) von England ab. Mit europäischen Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten sie zunächst nach der Insel Picton am Beagle-Kanal sich wenden, wofern sie aber da sich nicht halten könnten, nach Staateneiland sich zurückziehen. Sie waren dazu mit theilweise überdeckten Booten versehen; im Juni 1851 aber sollten ihnen weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklands-Inseln nachgesandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. Dezember 1850 auf der Pictoninsel. Von hier schrieb Gardiner an die Committee: „Ich weiß, wir werden bei Ihnen unvergessen sein, so oft Sie dem Throne der Gnade nahen; das gibt mir Trost und Kraft. Und wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsre Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eignen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Betet für uns!“ — Das war der erste und letzte Brief, der von diesem Boten des Friedens einging. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Flut. Ihre Boote zerschellte zum Theil der Sturm nach einigen Wochen; die bestellten und heißersehnten Lebens-

mittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten, wie Liverpool, London, Bristol, Swansea, Plymouth, Portsmouth, Boston, New-York, Montevideo und Valparaiso Erkundigungen eingezogen wurden. So waren sie von aller Welt verlassen, nur der Herr und ihr Glaube an Ihn ist ihnen geblieben.

So schrieb am 8. Mai 1851 Garbiner in sein Tagebuch: „Säßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet Auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; Keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe, Welche irdischen Uebel ihnen auch begegnen, Mitten im Sturme sind sie heiter vor Anker; Ihre Seelen sind in Geduld gefast. — Dessen Kinder, des wachsamem Auge Der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, Was brauchen sie zu fürchten oder Böses zu ahnen? Sie wissen, ihre Haare sind alle gekämmt, Und auch herabfallen kann nicht der geringste Sperling Ohne ihres Vaters unumschränkten Willen. — Komme denn, was will, demüthig werden wir's erwarten; Noch nie verzog sein Arm, bis es zu spät war; Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, Der Morgen wird heranzubrechen; Sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen; Die Gebete des Glaubens werden doch obliegen, Und die Prüfung wird uns süß dünken, Die uns wartend zu seinen Füßen legte.“ —

Bis zum 22. Mai (1851) reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweislich erfordert. Am 11. Juni stirbt John Badcock, als der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scorbut bereits unter ihnen ausgebrochen, und sie in einer Höhle bei Spanierhafen hatten Zuflucht suchen müssen, aus welcher die Flut sie wieder vertrieb. Am 4. Juli haben sie noch: „eine halbe Ente. et.: Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reis, zwei Tafeln Chokolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse“, die als Leckerbissen verzehrt wurden. Alles irgend Genießbare wird gegessen. Am 22. Juli haben sie nur noch Muscheln und das Moos vom Felsen, daß sie zu Gallert einkochen. Damit fristen sie ihr Dasein noch bis zum 23. August, da entschläft Erwin, der Zimmermann, und am 24. August Dryant, der zweite Fischer. Beide werden in einem Grabe begraben. Die kleine Schaar, nur noch aus 4 Personen bestehend, ist um 1½ engl. Meilen von einander getrennt. Denn Williams und Pearce verließen die übrigen, um irgendwo Nahrung zu suchen; ihre todtten Körper wurden später in einiger Entfernung am Coockfluß gefunden. Garbiner und Maidment sind allein übrig; letzterer starb in den ersten Tagen des September. Am 3. September schreibt Garbiner in sein — später aufgefundenes — Tagebuch:

„Herr Maidment war gestern so schwach, daß er bis Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist, oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gebient hat. — Geprüfet sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße, — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in obligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Erlösers, und durch die Versicherung, daß es alles weise und gnädig gestügt ist; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möchte, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln wie es ihm recht dünkt. Ich lebe nun oder ich sterbe, sei es nur

in ihm. Ich be-
stehendlich, daß er
nehmen, sie tröste
damit wir in eine
Gnade dessen, der
aus dem Feuer g
seines himmlischen
Es ist nun kein F
entnommen ist un
des Herrn, dem e
gnädige Fügung, i
Leiche nicht hätte e
das ist mir sehr z
und in Besorgniß,
härten möchte, etw
ich im Stande, a
Bootes (vom Fels
vielfache Gnade em
sei sein heiliger M
scheibt er noch m
meines gnädigen
ohne Speise, aber
schon sehr unleserl
gerafft, um an den
aber um dieselbe
„Mein theurer W
keinen Gesellschaft
Boot am Dienstag
ist er vor dem An
kleine Welle, und
zu singen. . . . I
ohne Speise . . . D
Bruder in Christo.

Das waren
Gottes. Am 2
fionare aufzufud
die Leiche des
geschriebener Je
ihr das Ufer en
ihr uns in dem
Verhungern“. —
Garbiner's lage
Ueberbleibsel vo
Felseninschriften
die Spur nach
leitete unsern de
zur Entdeckung
gewählt. Die au
unter militärisch
tenant Underwoo
die Worte der v
Seele harret nu
fanden sich 30 F

in ihm. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut, und bete flehentlich, daß er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander preisen mögen und anbeten die Gnade dessen, der uns erlöst hat mit seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindshaft erlangten und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen". — Und einen Tag später schreibt er weiter: Es ist nun kein Zweifel mehr, daß mein theurer Mitarbeiter seiner irdischen Mühsal entnommen ist und vereinigt mit der Gesellschaft der Erlösten in der Gegenwart des Herrn, dem er bis ans Ende gedient hat. Unter diesen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß er das Boot (dies stand auf dem Lande) verließ, da ich die Leiche nicht hätte entfernen können. Er hinterließ ein wenig Pfeffermännchenwasser, und das ist mir sehr zur Stärkung geworden. Aber sonst war kein Wasser vorhanden, und in Besorgniß, vom Durst gequält zu werden, hat ich den Herrn, daß er mich stärken möchte, etwas Wasser zu bekommen. Er erhöhte mein Flehen. Gestern war ich im Stande, aufzustehen, und eine hinlängliche Menge, die am Hintertheil des Bootes (vom Felsen) niederträufelte, mit meinem Gummischuh aufzufangen. Wie vielfache Gnade empfangen ich aus den Händen meines himmlischen Vaters! Gelobt sei sein heiliger Name! — Und am 5. September, einen Tag vor seinem Tode, schreibt er noch mit zitternder Hand: „Groß und wunderbar ist die Heilseligkeit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hieher hat er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst". — Diese Zeiten waren schon sehr unleserlich geschrieben, aber noch einmal hat er seine Kräfte zusammengegrast, um an den noch übrigen Katecheten in dem andern Boote zu schreiben, der aber um dieselbe Zeit die Krone des Lebens erhalten haben wird. Er schreibt: „Mein theurer Williams! Es hat dem Herrn gefallen, noch einen von unserer kleinen Gesellschaft heimzurufen. Unser theurer heimgegangener Bruder verließ das Boot am Dienstag Nachmittag, und ist noch nicht wieder gekommen. Ohne Zweifel ist er vor dem Angesichte seines Erlösers, dem er so treu gedient hat. Noch eine kleine Weile, und — (hier kommen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Lob zu singen. . . . Thron . . . ich fühle weder Hunger noch Durst, obgleich . . . Tage ohne Speise. . . . Maidments Güte gegen mich Himmel Dein treuer Bruder in Christo. Allen F. Gardiner. September 6. 1851." —

Das waren die letzten Worte dieses bis zum Tode treuen Knechtes Gottes. Am 21. Januar 1852 fand Kapitän Morshead, der die Missionare aufzusuchen und ihnen Lebensmittel zu bringen gekommen war, die Leiche des Kapitän Gardiner und seine Papiere. Ein leserlich geschriebener Zettel, aber ohne Datum, enthielt die Worte: „Wenn ihr das Ufer entlang anderthalb englische Meilen südwärts geht, werdet ihr uns in dem andern Boote finden. Weilet nicht; wir sind am Verhungern". — Von dem ersten Boote aus, neben welchem die Gebeine Gardiner's lagen, dieser Anweisung folgend, traf man wirklich die Ueberbleibsel von Williams und Pearce an. Und so wie die beiden Felseninschriften auf Picton-Eiland, „geht nach Spanierhafen" — auf die Spur nach der Felseneinöde von Spanierhafen geführt hatten, so leitete unsern des ersten Bootes die Felseninschrift „Psalm 62, 6—9" zur Entdeckung der Grotte, in welcher Maidment sein Sterbebett gewählt. Die aufgefundenen Gebeine wurden am 22. Januar Vormittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Stelle beisetzt, wobei Lieutenant Underwood die Leichengebete las, und ihre Grabchrift bilden die Worte der von ihnen selbst verzeichneten Psalmstelle: „Aber meine Seele harret nur auf Gott u. s. w." — Auf den Falklands-Inseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 hinspedirt

worden waren; aber kein Schiff hatte sich gefunden, welches die weitere Beförderung davon übernommen hätte.

Dieser traurige Ausgang entmuthigte jedoch die englische Missionsfreunde nicht, sondern entflammte sie zu neuem Eifer. Die Patagonische Missionsgesellschaft bereitete alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zwecke eigens angekauftcs Schiff erhielt zum Andenken an den ersten heldenmüthigen aber unglücklichen Leiter dieser Mission dessen Namen „Allen Gardiner“. Am 24. Oktober 1854 ging dasselbe in See. Kapitän Snow, Katechet Phillips und ein Arzt Ellis nebst einer Anzahl Kolonisten wagten diesmal das gefährliche Unternehmen. Glücklicherweise kam man nach den Falklands-Inseln, wo auf der kleinen zu Westfalland gehörigen Keppel-Insel¹⁾ von der Regierung ein großes Areal angewiesen war, um dort eine Kolonie von Feuerländern und Patagoniern, die sich zur Uebersiedlung bereit finden würden, anzulegen. Von dort aus fuhr der „Allen Gardiner“ nach Feuerland, ankerte bei der Insel Navarin, südlich von der Hauptinsel, und knüpfte bei einem auf der Westseite derselben belegenen Platze Ushurwia oder Woollya Verkehr mit den Eingebornen an, und nach einigen weiteren Besuchen konnte man im Jahre 1858 zuerst 5, später 9 derselben nach der Keppel-Insel bringen, wo inzwischen die Station Cranmer angelegt war. Die Feuerländer machten dort in ihrem äußeren Benehmen Fortschritte, wohnten dem Gottesdienste gern bei, wurden reinlicher und zeigten Fleiß und Auffassungsgabe. Besonders konnte man sich von 2 Jünglingen viel versprechen. Im Verkehr mit ihnen hatten die Missionare, zu denen inzwischen einige andere, namentlich Missionar Despard gekommen waren, in der Fuego-Sprache gute Fortschritte gemacht, und sich bereits in Uebersetzungen versucht. Im November 1859 kehrte der „Allen Gardiner“ mit jenen 9 Eingebornen nach Feuerland zurück und ankerte vor Woollya, jetzt unter Führung des Kapitän Fell, welcher früher der innern Mission gebient und auf den Schiffen in verschiedenen Häfen mit Segen gepredigt, jetzt aber der Patagonischen Mission sich hingegeben hatte. Er hielt es, ehe er die Neun ans Land setzte, für Pflicht, weil einiges fehlte, ihre Bündel zu untersuchen, und fand auch das Vermisste; aber nun waren alle böse und gereizt, weil man ihnen nicht getraut hatte. Sechs Tage lag das Schiff vor Anker, und immer mehr Besuche kamen herbei, zuletzt 70 Rähne auf einmal, gegen 300 Menschen, und man sah gegenseitig nichts als Freundlichkeit. Am Sonntag beschloß man, den Gottesdienst am Ufer zu halten, und zwar in einem Blockhaus, welches Missionar Despard bei einem früheren Besuche mit Hülfe der Wilden aufgebaut hatte. Der Kapitän, sein Bruder, der Steuermann, Katechet Phillips²⁾ und die 5 Matrosen gingen alle unbewaffnet ans Land; außer dem Koch blieb niemand im Schiff zurück. Während des Gebetes aber wurde plötzlich ein Matrose mit einer Keule niedergeschmettert; die andern flohen eiligst dem Boote zu, aus welchem schon

¹⁾ Sie ist 6 engl. Meilen lang und 4 Meilen breit.

²⁾ cf. G. W. Philipps, The Missionary Martyr of Tierra del Fuego. London 1861.

die Auber gesto-
bliden mit Reu
Gemegel vom
Feuerländer na
in großer Bewe
Koch warf das
Ufer zu, wo er
irrte, bis er w
Feuerländer auf
erfekte ihm spät
Wilden ausgelee
lebte 3 Monate
Schiff kam, um
von 2 Witwen
Bereits aber wa
und ein englischer
um auf der nebl
auch dem finste
das Licht des Co

Ihre Bemüh-
worden. Trotz de
immer wieder ju
anstalt nach der
der nach den Bes
und zweckmäßiger
mit dem Feuerlan
Verheirathete, vo
seien und an Reie
hätten. Sie gabe
Lebens unter ihre

Um dieselben
Brief des Occowe
an den frühern
lautet:

Strohbedecktes
bin sehr froh, hören
mein Weib, sehr bet
Wir zwei, ich, mein
nicht kennen wird.)
sage ich innen. — J
Boden, Rüben, Kohl
wohl, groß, stark, zw
Töchtern (für ein Ge
stark, weise, alles gle
Mann. Ich liebe E
Gott und Jesu anbet
viele. — Sage mir,
Sohn. — Ich aufri

¹⁾ cf. Basl. Miss

²⁾ cf. Calw. Miss

die Klüber gestohlen waren, und wurden vereinzelt in wenigen Augenblicken mit Keulen und Steinen todtgeschlagen, während der Roch dem Gemetzel vom Schiff aus zusehen mußte. Selbst die mitgebrachten Feuerländer nahmen an dem Morde theil, nur Einer, Ukoko, lief in großer Bewegung auf und ab und rang weinend die Hände. Der Roch warf das Boot ins Wasser und ruderte unbelästigt dem andern Ufer zu, wo er 4 Tage lang, von Beeren lebend, im Gebüsch umher irrte, bis er wieder nach Woollya kam, wo ihn doch ein bekannter Feuerländer aufnahm. Die Kleidung, die ihm andere vom Leibe zogen, ersetzte ihm später der Häuptling Jam. Das Schiff wurde von den Wilden ausgeleert, die Leichname in die See geworfen. Cole, der Roch, lebte 3 Monate unter den Wilden, bis im Februar 1860 ein anderes Schiff kam, um die Vermissten zu suchen. Die Brüder Zell wurden von 2 Witwen und 2 Waisen und einer betagten Mutter betrauert. Bereits aber waren 2 Brüder von der Chrischona-Anstalt¹⁾ bei Daser und ein englischer Geistlicher, Rev. Stirling, für diese Mission unterwegs um auf der nebligen Keppel-Insel die mühsame Aufgabe zu verfolgen, auch dem finstern Feuerland durch Besuche auf dem Missionschiff das Licht des Evangeliums zu bringen.

Ihre Bemühungen sind denn auch mehr und mehr mit Erfolg gekrönt worden. Trotz des mörderischen Ueberfalles bei Woollya haben sich doch immer wieder junge Eingeborne bereit finden lassen in die Erziehungsanstalt nach der genannten Insel zu kommen. Der „Allen Gardiner“, der nach den Beschädigungen bei jener Gelegenheit in England umgebaut und zweckmäßiger eingerichtet wurde, erhält die regelmäßige Verbindung mit dem Feuerlande. 1864 waren 13 Eingeborne, unter ihnen einige Verheirathete, von denen berichtet werden konnte, daß sie glücklich seien und an Reinlichkeit, Ordnung und Fleiß beträchtlich zugenommen hätten. Sie gaben Hoffnung, daß sie der Keim eines neuen höheren Lebens unter ihren Landsleuten werden würden.

Um dieselben einigermaßen zu charakterisiren, möge hier noch der Brief des Occomeahes Copaniscola,²⁾ den er in gebrochenem Englisch an den frühern Missionar Despard schrieb, eine Stelle finden. Er lautet:

Strohbedecktes Haus, den 1. October 1861. Mein freundlicher Lehmann, ich bin sehr froh, hören Du wohl. — Du, Dein Weib, Deine Familie hier fort. Ich, mein Weib, sehr betrübt. Viele Grüße Dir, Deinem Weib, Deiner Familie. — Wir zwei, ich, mein Weib, sagen: armes Kind! (er bedauert, daß es seine Freunde nicht kennen wird.) Ich nach und nach Dich einmal wiedersehen. Ich sehr froh, sage ich innen. — Nach und nach habe ich sieben (viele) Kartoffeln in meinem Boden, Rüben, Kohl auch. Ich danke Dir, Du mir den Boden geben. Mein Kind wohl, groß, stark, zwei Zähne, bald einen andern. — Ich sage Dank, Dir, Deinen Töchtern (für ein Geschenk). Mein Weib sehr froh. Ich heute immer gleiche Arbeit, stark, weise, alles gleich ich war bei Euch hier. — Ich glücklich heute. Ruhiger Mann. Ich liebe Thomas Prides mich lehren und verstehen machen. Ich liebe Gott und Jesu anbeten. Herr, hilf mir schnell! Ich schwach, meine Feinde gar viele. — Sage mir, wie es geht Dir, Deinem Weib, Deiner Familie, Deinem Sohn. — Ich aufrichtig ein Freund.“

¹⁾ cf. Basl. Miss.-Mag. 1863, S. 185 ff.

²⁾ cf. Calw. Missbl. f. R. 1863, S. 107 ff.

Im März 1864 wurde der erste Versuch gemacht, Eingeborne in ihrer Heimat in einem Häuschen anzusiedeln, damit sie ihren Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausüben möchten. Ein Jahr später reiste Rev. Stirling mit vieren seiner Jünger nach England, wo sie die heilige Taufe empfingen. Leider starb der versprechendste unter ihnen, der den Namen Allen Gardiner angenommen hatte, auf der Rückreise, noch ehe man die Reppel-Insel erreichte. Er verschied in herzlichem Glauben an seinen geliebten Heiland, nachdem er sich oft mit den Worten des 23. Psalm in seiner Krankheit getröstet hatte. Einer von den Matrosen sagte: „Ich wollte, ich wäre so zum Sterben bereit wie dieser Junge; so gut und harmlos wie er ist!“ Ein zweiter von den Vierern folgte jenem bald nach.

Auf Reppel-Insel war inzwischen auf dem Acker und im Garten, bei den Schafen und Kühen wie in der Schule alles seinen guten Gang fortgegangen. Auch auf der Insel Navarin zeigte sich bei jedem weiteren Besuch der Einfluß der Eingebornen, die einst auf der Station verweilten. Obgleich große Haufen von Menschen sich beim Schiff versammelten, benahmen sie sich ganz ruhig, daß man (bei aller Vorsicht) doch eine Wiederholung des Angriffs von 1859 nicht zu fürchten brauchte. Ja 1868 konnte Missionar Stirling, der damals zum Bischof von Falkland ernannt war, es wagen, mehrere Wochen unter den Indianern der genannten Insel resp. der gegenüberliegenden Küste ganz allein zu bleiben. Zwei Jahre später erfolgte dann die Gründung einer Station daselbst zu Ushuwia,¹⁾ für die ein fertiges, aus Eisen konstruirtes Haus von England dahin gebracht wurde. Eine ganze Anzahl von Familien, die in Reppel-Insel die Anfänge der christlichen Kultur angenommen, hatten sich dort angesiedelt, und legten bei der Aufstellung des Hauses mit Hand an. Seitdem hat nun die Mission an Ort und Stelle ihren geordneten Gang gehabt. Sind bei der tiefen Versunkenheit des Volkes hier auch nicht so schnelle Erfolge zu erwarten wie in manchen andern heidnischen Ländern, und ist die unsäthige Lebensweise der Bevölkerung, die mit ihren Rähnen bald kommen, bald gehen, dem Werke recht hinderlich, so ist doch die Station schon ein lichter Punkt in jener dunkeln Gegend geworden. Nach den neuesten Nachrichten (1874) war dort bereits eine kleine christliche Gemeinde von 36 Getauften gesammelt und Missionar Bridges mit seiner Frau und einem Katechisten arbeiteten mit großer Aufopferung weiter auf dem abgelegenen, jetzt aber sicheren Platze. — Auch auf der Reppel-Insel geht die oben geschilderte Arbeit erfolgreich weiter.

Inzwischen aber hatte sich die Missionsgesellschaft längst zu einer Südamerikanischen erweitert und verschiedene Stationen auf dem mächtigen Kontinente besetzt, nicht bloß um den heidnischen Indianern, sondern auch der vielfach auf tiefer Stufe stehenden römisch katholischen

¹⁾ Der Platz liegt nicht (wie auf meinem Atlas nach den damals noch ungenauen Notizen angegeben) auf der Mc Clinton-Halbinsel an der Westseite von Navarin I. — jener Punkt ist Woollya, sondern auf der Südküste von Tierra del Fuego im engeren Sinne, gegenüber jener Halbinsel.

Bevölkerung das für letztere absehen der Mission unter solche sind zu nen

Patagones, El Carmen. In leration finden sich äußerlich die kathol auch noch mit ihr gehören zu dem B gesellschaft 2 Brüd zinker, die von e aus Reisen unter eines Stammes ge Insel versetzt und genannte Station, Thätigkeit fand, daß es bis jetzt zu gekommen wäre.

Eine andere Araucaner ins Au Küste, mehrere Me Sohn Allen Gardi hier ging die Ar vollends die Ind Krieg weiter nach bianermiffion von Dort arbeitet bis jet Araucanischen Jün suchen im Innern ihm zuweilen von sich die letztere Mi noch uncivilisirten sich auf einigen vor unter den schon se Stämmen forzusetzen bereits im Gange. beträgt, erstreckt si Süden, östlich von sie nicht schon Kul sie im Aussterben viel Verderben an.

Die Nachricht liegen uns nur bis allein. Auch war Gemeinde gekomme

¹⁾ Eine andre An

Bevölkerung das Evangelium zu bringen. Indem wir von den Arbeiten für letztere absehen, führen wir hier nur diejenigen Stationen auf; die der Mission unter den Indianern wenigstens zum Theile dienen. Als solche sind zu nennen:

Patagones, am Rio Negro auf der südlichen Seite, gegenüber von El Carmen. In der Nähe jener Stadt mit spanisch redender Bevölkerung finden sich noch ziemlich viel Indianer, die jedoch zum Theil äußerlich die katholischen Formen angenommen haben, dieselben jedoch auch noch mit ihren alten heidnischen Gebräuchen vertauschen. Sie gehören zu dem Volke der Tehuelchen. 1862 hatte die Missionsgesellschaft 2 Brüder von der Chrichona geschickt, Schmidt und Hünzinger, die von einem etwas südlicher gelegenen Punkte Sandy Point aus Reisen unter diesen Patagoniern machten und die Zuneigung eines Stammes gewannen. Sie wurden jedoch später nach der Reppel-Insel versetzt und der Missionsarzt Dr. Humble ging auf die oben genannte Station, wo er unter der weißen Bevölkerung eine ausgedehnte Thätigkeit fand, und auch öfter etwas für die Indianer that, ohne daß es bis jetzt zu einer regelmäßigen Missionsthätigkeit unter ihnen gekommen wäre.

Eine andere Station faßt die Indianer des südlichen Chile, die Araucaner ins Auge. Für sie war 1861 die Station Lota an der Küste, mehrere Meilen südlich von Concepcion angelegt, auf der der Sohn Allen Gardiner's eine Reihe von Jahren thätig war. Doch auch hier ging die Arbeit bald ganz in Kolonial-Mission auf; und als vollends die Indianer, die noch nicht civilisirt sind, durch einen Krieg weiter nach Süden gedrängt wurden, zweigte man die Indianermission von Lota ab und verlegte sie weiter südlich nach Lebu. Dort arbeitet bis jetzt der Chrichona-Bruder Keller, der eine Anzahl von Araucanischen Jünglingen in seinem Hause erzieht, und auch auf Besuchen im Innern die Eingebornen zu gewinnen sucht. Dabei wird ihm zuweilen von katholischer Seite entgegengearbeitet. Doch nahm sich die letztere Mission keineswegs, wie es scheint, in neuerer Zeit der noch uncivilisirten Indianer mit besonderem Eifer an, sondern begnügt sich auf einigen vom Staate unterhaltenen Stationen ihre Wirksamkeit unter den schon seit langer Zeit an ein sesshaftes Leben gewöhnten Stämmen forzusetzen. Die Gründung weiterer Stationen war aber bereits im Gange. Das Gebiet der Araucaner, deren Zahl 10000¹⁾ beträgt, erstreckt sich etwa 200 engl. Meilen vom Bihobihofluffe nach Süden, östlich von den Anden, westlich von der Küste begrenzt. Soweit sie nicht schon Kultur und spanische Sprache angenommen haben, sind sie im Aussterben begriffen. Auch hier richtet der Brantweinhandel viel Verderben an.

Die Nachrichten über die evangelische Mission unter denselben liegen uns nur bis 1871 vor. Bis dahin arbeitete immer noch Keller allein. Auch war es noch nicht zur Sammlung einer evangelischen Gemeinde gekommen.

¹⁾ Eine andre Angabe sagt jedenfalls zu hoch 22000.

Endlich beginnt nun auch die Südamerik. Missionsgesellschaft sich der heidnischen Indianervölker im Herzen des Kontinents anzunehmen, u. z. zunächst in Brasilien. Zu Santarem, einem Städtchen am Amazonen-Flusse, 500 engl. von seiner Mündung, ist im Jahre 1874 nach vorhergegangener Untersuchungsreise eine Station angelegt worden, von der aus unter den Indianern am Tapajos missionirt werden soll. Bis jetzt ist das Unternehmen noch in der Vorbereitung begriffen.

Brasilien enthält nach den besonnensten Schätzungen noch eine große Menge von Indianern, die als das Minimum auf 500000 anzugeben sind.¹⁾ Eine einzige Provinz des Kaiserthums, Matto Grosso, soll nach sachverständiger Schätzung 260000 Köpfe zählen. Davon sind 56,000 civilisirt u. z. katholische Christen, 133,000 sind erst von der Kultur berührt und die übrigen 71,000 sind wilde Heiden, ja zum Theil Anthropophagen. Welch ein weites Gebiet ist da für die Mission noch übrig! Die katholische Mission, die Jahrhunderte lang gearbeitet hat, konnte, wie dieses Beispiel zeigt, die Indianer nur zum kleinen Theil zum Christenthum bringen, trotzdem, daß die äußere Gewalt ihr zur Seite stand. Möge denn der Herr nun seinem Worte selbst die Thüren öffnen, daß es bei jenen Völkern von innen her neue Lebenskraft schaffe!

¹⁾ E. Behm, Geograph. Jahrbuch 1866.

haft sich
nehmen,
hen am
Jahre
angelegt
iffionirt
ereitung

och eine
000 an-
Grosso,
Davon
ind erst
Seiden,
da für
hunderte
ner nur
e äußere
t Worte
her neue

Dr. G. G. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belgig.

Erster Band: Amerika.

Dritte Abtheilung:
Die Neger in Westindien und Süd-Amerika.



Wiesfeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Die evangelische Mission

unter den

Negern in Westindien und Süd-Amerika

von

Dr. G. E. Burkhardt.

zweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,

Pastor zu Mdrz bei Belgis.



Wiesfeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

Die

1. Westindien, seine
2. Land und Leute
3. Die Missionen d
 A. Die Brilb
 hundert
 B. Die Brilb
 hundert
4. Die Mission der
5. Die Mission der
 ipation
6. Die Mission der
7. Die Arbeiten der
 a. Die Englis
 b. Die London
 c. Die Genera
 d. Die Schott
 e. Die Ausbre
8. Die Emancipatio
 Anhang
9. Die Mission der
10. Die Mission der
11. Die Mission der
12. Die Arbeiten ant
 a. Die London
 b. Die Mission
 c. Die anglikan
 d. Die amerik
 e. Die Vereini

Anhang. Die Mission

I n h a l t.

Die Neger in Westindien und Südamerika.

| A. Die Neger in Westindien. | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Westindien, seine Entdeckung, Entvöllerung und Vesteuerung | 1 |
| 2. Land und Leute vor der Emancipation | 8 |
| 3. Die Missionen der Bräbergemeinde in Westindien | 38 |
| A. Die Bräder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahr- hunderts | 38 |
| B. Die Bräder in Britisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahr- hunderts | 51 |
| 4. Die Mission der Methodisten | 60 |
| 5. Die Mission der Bräbergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Eman- zipation | 84 |
| 6. Die Mission der Baptisten | 100 |
| 7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien | 116 |
| a. Die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft | 116 |
| b. Die Londoner Missionsgesellschaft | 117 |
| c. Die General-Baptisten | 117 |
| d. Die Schottische Missionsgesellschaft | 118 |
| e. Die Ausbreitungsgesellschaft | 118 |
| 8. Die Emancipation | 118 |
| Anhang | 125 |
| 9. Die Mission der Bräbergemeinde bis auf die neueste Zeit | 127 |
| 10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart | 140 |
| 11. Die Mission der Baptisten seit der Emancipation | 149 |
| 12. Die Arbeiten anderer Missionsgesellschaften | 160 |
| a. Die Londoner Gesellschaft | 160 |
| b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands | 163 |
| c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft | 166 |
| d. Die amerikanische Missionsgesellschaft | 169 |
| e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen | 172 |
| Anhang. Die Mission unter den Negern in Nordamerika | 174 |

B. Die Neger in Südamerika.

Seite

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Die Brüdermission unter den Buschnegern | 176 |
| 2. Die Brüdermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname | 187 |
| 3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana | 200 |
| a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unser's Jahr- hunderts | 200 |
| b. Die neuesten Zustände der Mission in Britisch Guiana | 206 |



1. Westindien,

Es war ein Columbus auf
Das gezogene Seil
in der andern Hand
doch nicht ohne
Des Erlösers gedulde
regten sich in ihm
Ausichten auf die
gefunden zu haben
indien geblieben
ausgesprochen hat
sein, zumal wenn
ansah, die mit
zu nahen wagten
Schwerlich hatte
Tragweite seiner
Folgen haben die
aber, die sich an
knüpften, sind in
Doch fassen
folgenden Blätter
San Salvador
Diese bilden einen
gegen Südosten hin
der Korallenforma

¹⁾ Wahrscheinlich
die Lageninsel, für die
²⁾ Bestimmter hi
wählte Wunderland

Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.

1. Westindien, seine Entdeckung, Entvölkerung und Besiedelung.

Es war ein denkwürdiger Tag, der 12. Oktober 1492, an dem Columbus auf Guanahani¹⁾ zuerst den Boden der neuen Welt betrat. Das gezogene Schwert in der einen, das entfaltete Banner von Castilien in der andern Hand, so nahm er das Land für seinen König in Besitz, doch nicht ohne zuvor unter Thränen auf den Knien gebetet zu haben. Des Erlösers gedenkend nannte er die Insel San Salvador. Gewiß regten sich in ihm damals mächtig die Gefühle des Triumphes und die Ausichten auf die Schätze Indiens,²⁾ zu dem er einen so kurzen Weg gefunden zu haben meinte, — woher bis auf unsere Zeit der Name Westindien geblieben ist. Aber auch Missionsgedanken, wie er sie öfters ausgesprochen hat, werden ihm damals lebhaft durch die Seele gegangen sein, zumal wenn er die Schaaren jener nackten, kupferbraunen Menschen ansah, die mit Zeichen des Schreckens nur zögernd den Ankömmlingen zu nahen wagten, um sie als übermenschliche Wesen zu verehren. — Schwerlich hatte der kühne Seefahrer eine Ahnung von der ganzen Tragweite seiner Entdeckung. Ihre noch heute nicht abgeschlossenen Folgen haben die höchsten Erwartungen übertroffen. Alle Hoffnungen aber, die sich an die dichte Indianer-Bevölkerung der herrlichen Inseln knüpften, sind in wenigen Jahrzehnten zunichte geworden.

Doch fassen wir zunächst die Inseln selbst ins Auge, denen die folgenden Blätter gelten sollen.

San Salvador war eine der Bahama- oder Lucanischen Inseln. Diese bilden einen Archipel, der sich von der Halbinsel Florida aus gegen Südosten hinzieht. Hunderte von flachen Inseln und Inselchen der Korallenformation, zum Theil mit der schroff abgebrochenen Kante

¹⁾ Wahrscheinlich die jetzige Watling-Insel, während man früher Cat-Inland, die Rageninsel, für die erste Entdeckung des Columbus hielt.

²⁾ Bestimmter hielt er seine Entdeckung für Cipango, das von Marco Polo erwähnte Wunderland im Osten Asiens.

ihrer weißen Kalkfelsen 100 ja 200 Fuß das Wasser überragend, zum Theil eben nur über den Meerespiegel erhöhte Stellen von Klüften und Sandbänken, sind über einen weiten Raum zerstreut — zwischen ihnen viele dem Schiffer gefährliche Untiefen. Etwa 20 dieser Inseln sind von größerem Umfange und bewohnbar. Fließendes Wasser fehlt; doch findet sich im Boden Trintwasser. Trotz des felsigen Grundes fanden die Spanier eine üppige Vegetation. Auch die Menge der Einwohner zeugte für die Ergiebigkeit. Der Goldschmuck aber, den man hier und da bei denselben gewahrte, und den man für Glasperlen und Schellen eintauschte, drängte die Entdecker weiter nach Südwesten, denn in dieser Richtung deuteten die Indianer durch Zeichen den Fundort des Metalles an.

So fand man die großen Antillen, den wichtigsten Theil Westindiens. Sie sind von den Bahama's gänzlich verschieden. Hohe Gipfel überragen das durch Thäler gegliederte Gebirgsland, an das sich weite Niederungen anschließen. Die Gebirgszüge, die ihre größten Höhen in der Sierra del Cobre auf Cuba und den Blauen Bergen auf Jamaica erreichen (über 7000 Fuß), scheinen Mittelglieder der Gebirgssysteme in Nord- und Südamerika zu sein und auf weite Länder zu deuten, die einst im Osten die beiden Kontinente verbanden, wie jetzt Mittelamerika in Westen, nun aber zum größeren Theile vom Meere bedeckt sind. Cuba und Haiti entdeckte Columbus noch auf der ersten Reise. Dieses nannte er Hispaniola und legte daselbst die erste Niederlassung an, jenes hielt er für Cipango selber. Hier waren vollends die Spanier entzückt über die Fülle der Vegetation mit ihren fremdartigen Formen. Klare Bäche rieselten durch den dichten Urwald mit seinem mannigfaltigen Grün, mit seinen Blüten und Früchten. Schwärme glänzend buntgefliederter Vögel schwirrten durch die Zweige. Dazu kam die angenehme kühlere Zeit des tropischen Klimas in unsern Wintermonaten. Dann auch hier wieder die Indianer mit ihrer sanften Gemüthsart, die ohne Argwohn die feierliche Bestignahme ihres Landes für den Herrscher Spaniens geschehen ließen und wie die Kinder ihren Goldschmuck für Flitter und Spielwert hergaben. Alles dies wirkte bezaubernd auf die Entdecker, die ein Paradies auf Erden gefunden zu haben meinten.

Im März 1493 brachte Columbus die Kunde von seiner Entdeckung nach Europa, wo sie mit Staunen, hier und da auch nur als ein Märlein aufgenommen schnell von Land zu Land flog. Der Papst aber fertigte eine Schenkungsakte aus, die den Spaniern alle die neu entdeckten und noch zu entdeckenden Länder dort im Westen verlieh. Damit war ihnen natürlich die Mission in denselben zur Pflicht gemacht.

Noch in demselben Jahre segelte der mit Ehren überhäufte Entdecker zum zweitenmal hinaus, und erreichte diesmal zuerst die kleinen Antillen, dann Jamaica. Wir aber sehen von seinen weiteren Reisen und seinem traurigen Geschick unter der Verleumdung seiner Rivalen ab, und geben zunächst nur folgende Andeutungen über jenen dritten Bestandtheil Westindiens. Die genannten Inseln bilden eine Reihe, die in flachem Bogen sich von Portorico (Puerto rico) gegen die Mün-

bung des Orients und bis in die tendenden Inseln erreichen eine Areal, wie u Entdeckung, so ragden, umflossen und überwölbt die Ankömmlinge.

Hier fand Erscheinung, ne zeite, sich aber schied. Krieg v man Kariben ma's u. z. wurden.²⁾

Es würde spanischen Ansie die sich bald he Rücksicht auf d Boden ausgethe als Sklaven un werken sollten in dem tropisch ebenfalls nicht Körperbau und Viele erlagen de man die kraftlo liches Defret im gänzlich auf. I die Eindringliche Daraus entstand gerottet wurden, bedeckten.

Zwar fehlte predigten. Besor Pfarrer auf Cul an den König v gutmüthig, arglo weiches, zartes u weniger Körpertr erzogen sind. S

¹⁾ Mit Ausnahm n. Antillen nach de Inseln über dem I bis St. Lucia, jene ²⁾ Vergl. über t

bung des Drinoco erstreckt, alle hoch,¹⁾ mit vielen vulkanischen Spuren und bis in die neueste Zeit mit vulkanischer Thätigkeit. Der bedeutenderen Inseln sind einige zwanzig. Nur Trinidad und Guadeloupe erreichen einen größeren Umfang; die andern haben meist nicht ein Areal, wie unsre kleinsten Deutschen Fürstenthümer. Zur Zeit der Entdeckung, scheint es, waren sie alle noch reich bewaldet. Wie Smaragden, umflossen von der bis zum Grund durchsichtigen Wasserflut, und überwölbt vom heitersten Himmelszelt, erfüllten auch diese Inseln die Ankömmlinge mit Entzücken.

Hier fand sich jedoch ein andres Volk vor, das zwar der ganzen Erscheinung nach mit den erst erwähnten Indianern sich stammverwandt zeite, sich aber durch seine wilderen Sitten von ihnen bedeutend unterschied. Krieg und Kannibalismus herrschte unter diesen Stämmen, die man Kariben (Karaien) nannte, während die Einwohner der Bahama's u. z. Theil der großen Antillen als Arawaken bezeichnet wurden.²⁾

Es würde zu weit führen, wollten wir hier eine Geschichte der spanischen Ansiedlungen in Westindien geben. Es genüge die Zustände, die sich bald herausbildeten, folgendermaßen zu charakterisiren. Ohne Rücksicht auf das Eigenthumsrecht der Eingebornen wurde Grund und Boden ausgetheilt, jene selbst aber ohne weiteres den neuen Besitzern als Sklaven unterworfen. Auf den Pflanzungen und in den Bergwerken sollten sie für den weißen Mann die Arbeit thun, die diesem in dem tropischen Klima zu hart schien. Die Indianer aber waren ebenfals nicht im Stande, solche Arbeit zu leisten, da sie von schwachem Körperbau und aller schwereren Arbeit gänzlich ungewohnt waren. Viele erlagen den Anstrengungen und den grausamen Strafen, mit denen man die kraftlosen über ihr Vermögen anzutreiben suchte. Ein königliches Dekret im Jahre 1503 hob überhaupt die Freiheit der Indianer gänzlich auf. Natürlich war das arglose Wohlwollen derselben gegen die Eindringlinge bald geschwunden. Sie suchten sich ihrer zu entledigen. Daraus entstanden jene Kämpfe, in denen die Eingebornen bald ausgerottet wurden, die Kolonisten aber sich mit unverlöschlicher Schande bedeckten.

Zwar fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die Menschlichkeit predigten. Besonders that dies der edle Bartholomeo de las Casas, Pfarrer auf Cuba, „der Beschützer der Indianer“. In einem Brief an den König von Spanien schreibt er von ihnen: „Sie sind einfach, gutmüthig, arglos, wehrhaftig, friedlich, geduldig. Aber sie sind ein weiches, zartes und kraftloses Geschlecht. Die Bauernkinder haben dort weniger Körperkraft als die Fürstensöhne Europa's, die in allem Kurzus erzogen sind. Sie sind arm aber zufrieden, ohne Stolz und Ehrgeiz.

¹⁾ Mit Ausnahme der flachen Koralleninsel Barbuda. Man theilt übrigens die 11. Antillen nach dem nautischen Ausdruck ein in „Inseln unter dem Winde“ und „Inseln über dem Winde“ (leeward und windward Islands), diese von Trinidad bis St. Lucia, jene die nördlicheren.

²⁾ Vergl. über die Indianer in Guiana Abth. II. S. 225 ff. dieses Bandes.

Gelehrig, klug und sittenrein, sind sie für die Annahme des Christenthums vorbereitet. Wenn sie den wahren Gott kennen lernen, so kann es kaum ein glücklicheres Volk auf Erden geben, als sie.“ Aber alle seine wohlgemeinten Rathschläge wurden überhört; alle Fürsprache für das braune Geschlecht verhallte vergeblich. Ein Menschenalter nach der Entdeckung der Inseln war das Werk der Ausrottung auf vielen derselben fast vollendet. Im Jahre 1534 schreibt derselbe las Casas: „Die Spanier vergaßen, daß die Indianer Menschen sind, und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunden hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgedacht. So kam es, daß von den drei Millionen¹⁾ Eingebornen, die Columbus auf Hispaniola antraf, jetzt nur noch 200 am Leben sind, daß auf der großen Insel Cuba nicht ein Ureinwohner mehr zu finden ist, daß Puerto Rico und Jamaica ganz von ihnen entleert sind; daß auf den Lucayan-Inseln, die eine halbe Million¹⁾ glücklicher Einwohner nährten, nur noch elf Bewohner dieser Race sich finden.“ Mit der abscheulichsten Grausamkeit wurden die schlecht bewaffneten Eingebornen, die gegen die Feuergewehre der Spanier nichts ausrichten konnten, hingemordet. Es war kein Krieg, es war nur eine fortgesetzte Mezelei, für viele nur ein Sport, wie die Stiergefächte. Es soll darauf gewettet worden sein, einem Indianer mit einem Streich des Schwertes den Leib zu durchhauen. In der verruchtesten Barbarei wurden hier und da den armen Schlachtopfern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, oder man quälte sie mit gräßlichen Martern zu Tode. Um sie bequemer zu fangen, wurden eigens abgerichtete Hunde angewandt.

Am scheußlichsten aber war es, daß man sich nicht entblödete, im Namen des Christenthums solche Grausamkeiten zu vollbringen. Man wollte ja Mission treiben und die Indianer nicht bloß dem irdischen, sondern auch dem himmlischen Könige unterwerfen. Es war die Inquisition, die hier für ihr gotteslästerliches Treiben einen höchst fruchtbaren Boden fand. Es soll vorgekommen sein, daß man eine Anzahl Eingeborner ins Wasser trieb, sie zu taufen, und ihnen sofort die Hälse abschnitt, um sie vor Rückfall zu bewahren. Die unmenschlichsten Grausamkeiten waren auf diese Weise sanctionirt. Man sagt von Spaniern, die das Gelübde thaten, jeden Morgen 13 Ungläubige zu Ehren des Erlösers und seiner Apostel zu erwürgen. Einmal wurden ihrer 13 in demselben Sinn auf lange Gabeln gespießt und gebraten. Andre übergoss man mit Pech und zündete sie an.

Mordlust und Unkeuschheit pflegen oft Hand in Hand zu gehen. Wir übergehen die Schilderungen der Behandlung indianischer Weiber seitens der Weißen. Verheerende Krankheiten, denen sich auch Epidemien wie Pocken u. s. w. anschlossen, waren die Folge und beschleunigten die Vernichtung.

¹⁾ Diese Schätzungen waren wahrscheinlich bedeutend über die Wirklichkeit hinausgegangen.

nigten die Au-
daß die Ueber-
wurden? Eine
getauft die Du-
niern leben, u-
des Franziskan-

An den A-
Länger hielten
Antillen. Auf
den Engländern
sich durch Ver-
hatten, die in
Rolle spielten.
wohner Westind-
zwischen Englä-
offen erhielt, u-
waren, wurden
Angabe der Ja-
Insel gehören
Häuflein noch
Bekenner an der

Ehe jedoch
macht hatte, sa-
unsfähigen Men-
herzliches Mittel
Gedanken eingal-
die unter einem
die harte Arbeit
Er hat auf sein
gegeben zu habe
Skavenhande
mittel auch auf
für unmenschlich
wollte zur Aus-
meinte den Indi-
blieben seine des-
nach seiner Thron-
indischen Inseln
dianern durch die
im Jahre 1517

¹⁾ Auch die engl-
Die Regierung aber
wurden 1796 nach
Kariben nach Ballise
from the West-Indi-
geringe Zahl derselb-
selben, dem sogenan-
²⁾ † zu Madrid

nigten die Aufreibung des armen Volkes. Wer kann sich wundern, daß die Ueberlebenden vom bittersten Haß gegen ihre Bebränger erfüllt wurden? Einer ihrer Häuptlinge (Kaziken), Hatuey, wollte lieber ungetauft die Qualen der Hölle erdulden als im Himmel mit den Spaniern leben, und wies damit noch am Marterpfahl die Bemühungen des Franziskaners zurück, der ihn zu belehren versuchte.

An den Arawaken war das Werk der Ausrottung bald vollbracht. Länger hielten sich die tapfern und gefürchteten Kariben, auf den kleinen Antillen. Auf einigen Inseln machten sie noch im vorigen Jahrhundert den Engländern dort viel zu schaffen, besonders auf St. Vincent, wo sich durch Vermischung mit Negern die schwarzen Kariben gebildet hatten, die in den Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen eine Rolle spielten.¹⁾ In unsrer Zeit sind nur geringe Reste der Ureinwohner Westindiens übrig geblieben. Auf Dominica, das die Eifersucht zwischen Engländern und Franzosen ihnen lange als Zufluchtsstätte offen erhielt, und wo im vorigen Jahrhundert noch gegen 2000 übrig waren, wurden vor einigen Jahren noch gegen 300 gezählt. Ohne Angabe der Zahl werden sie auf Trinidad erwähnt. Die auf ersterer Insel gehören äußerlich zur katholischen Kirche. Möge sie an diesem Häuflein noch jetzt gut zu machen suchen, was einst ihre verblendeten Befenner an den Vorfahren derselben so freventlich gesündigt!

Ehe jedoch die Ausrottung der Indianer größere Fortschritte gemacht hatte, sann man schon darauf, für diese schwachen, zur Arbeit unfähigen Menschen ein stärkeres Geschlecht einzuführen. Es war herzlichliches Mitleid, das dem edeln Bartholomeo de las Casas den Gedanken eingab, von den starkgebauten, kräftigen Negern Westafrika's, die unter einem noch ungünstigeren Klima vielfach schon als Sklaven die harte Arbeit gewohnt seien, Arbeiter nach Westindien herüberzuholen. Er hat auf seinem Sterbebette²⁾ schmerzlich bereut, einen solchen Rath gegeben zu haben, aus dem ein neuer Strom von Grausamkeit sich im Sklavenhandel über Westindien ergoß. Zuerst war das Auskunftsmittel auch auf Bedenken gestoßen. Der Kardinal Ximenes hielt es für unmenschlich, das alte Uebel durch ein neues zu beseitigen und wollte zur Ausführung des Vorschlages nicht die Hand bieten. Er meinte den Indianern noch auf andre Weise helfen zu können. Leider blieben seine besessenen Pläne unausgeführt, und Karl V., dem man nach seiner Thronbesteigung vorstellte, wie die Indianer auf den westindischen Inseln immer mehr abnahmen, und die Arbeit von vier Indianern durch die Arbeit eines Negers reichlich ersetzt würde, ertheilte im Jahre 1517 seinem Günstling Lebresa, einem Flamänder, das

¹⁾ Auch die englischen Pflanzler hatten meist nicht viel Humanität für die Indianer. Die Regierung aber bediente sich eines gemäßigten Verfahrens. Von St. Vincent wurden 1796 nach einem unterdrückten Aufstande die letzten Reste jener schwarzen Kariben nach Balliseau, einer der Grenadinen, verpflanzt. Nach Horsford, a voice from the West-Indies, p. 324, sollte noch in neuester Zeit auf St. Vincent eine geringe Zahl derselben übrig sein, die aber ganz isolirt im nördlichen Theile derselben, dem sogenannten Kariben-Lande, lebten.

²⁾ † zu Madrid 1566, nachdem er bis 1547 Bischof zu Chiapa in Mexiko gewesen.

Privilegium, jährlich 4000 Afrikaner nach Westindien zu führen. Bald genug erkannte er zwar das durch diese Erlaubniß angerichtete Uebel und erließ daher im Jahre 1542 Gesetze zum Schutze der Indianer und Neger, gab letzteren die Freiheit und verbot den Sklavenhandel. Aber sein kaiserlicher Wille scheiterte an der Gabsucht seiner Unterthanen und der vermeintlichen Unentbehrlichkeit der Sklaverei, und Philipp von Spanien hob die Gesetze seines Vorgängers wieder auf. Neue Einfuhren von Afrikanern begannen; bald wurde die von Karl V. festgesetzte Zahl überschritten, und in wenigen Jahren zählte man auf den westindischen Inseln eben so viel Neger als Spanier. Den Aktivhandel mit Negern hatten die Portugiesen lange Zeit allein, da sie allein afrikanische Besitzungen hatten, und die Ehre, welche den portugiesischen Seefahrern in ihrer Heimat zu Theil wurde, ward nach der Zahl der mitgebrachten Sklaven abgemessen, deren jährlich 7—800 allein nach Portugal geführt wurden. Dem Vorgange der Portugiesen folgte zuerst der englische Seefahrer Hawkins, 1562, dessen Handel jedoch die Königin Elisabeth ernstlich mißbilligte. Sein Beispiel blieb längere Zeit ohne Nachahmung; seit aber 1631 Karl I. einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befaßte, seine Bestätigung erteilte, trieben die Engländer den Sklavenhandel in stets wachsender Ausdehnung. Eine im Jahre 1662 entstandene Gesellschaft unternahm es, die britischen Kolonien Westindiens jährlich mit 3000 Sklaven zu versorgen, deren Zahl sich in kurzer Zeit auf 9000 vermehrte. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1697 erlaubte allen britischen Unterthanen den Sklavenhandel, und während im Jahre 1712 die Zahl der englischen Sklavenschiffe auf 33 sich belief, hatte sie im Jahre 1725 sich bis auf 200 vermehrt. Als die erwähnte Gesellschaft 1739 bankrott machen wollte, wurden ihr 10000 Pfund Sterling aus Staatsmitteln zur Unterstützung gewährt. Von 1700—1786 sind nach angestellten Berechnungen allein auf Jamaica 610,000 und von 1680—1786 nach dem britischen Westindien überhaupt 2,130,000 Neger eingeführt worden. Den Engländern folgten bereits im 17. Jahrhundert auch die Franzosen, Holländer und Dänen, ja selbst die Brandenburger, seitdem der große Kurfürst das Schloß Friedrichsburg auf der Goldküste hatte erbauen und zugleich auf der Insel St. Thomas in Westindien eine Kolonie hatte errichten lassen.

Den Negerhandel selbst werden wir in unsrer Darstellung von Westafrika näher zu betrachten haben. Hier genügt es zu zeigen, wie durch denselben die westindischen Inseln den weit überwiegenden Theil ihrer jetzigen Bevölkerung erhalten haben. Bis 1807 dauerte dieser Handel mit Menschenfleisch offen und unangefochten. Vom ersten Januar des folgenden Jahres ward er im ganzen Gebiet des britischen Reiches gesetzlich verboten, und auch die andern europäischen Mächte wurden einige Jahre später durch Englands Einfluß bewogen, denselben abzuschaffen. Wenn Portugiesen und Spanier ihn freilich im Geheimen nach lange Zeit fortsetzten, so wurde doch dadurch in der Bevölkerung Westindiens, namentlich der Inseln, die uns hier besonderes angehen, keine wesentliche Veränderung mehr hervorgerufen. Abgesehen etwa von dem

Import auf
geraumer Zei

Doch ni
wohner berau
Völker, wenn
des 16 Jahr
freie Entwickl
gierung gehem
welche im 17.
Furcht und E
weiter zurück
mächte in We
Franzosen län
ging zu versch
aber die Räm
verschiedenen
hinüber um d
weiße Bevölke
seiner schwarze
oder Braunen
Negern, die in
für die letztere
einem weißen
einer Mulattin
Quadrone von
Kolonien gelte
wurde die bet
Holländer aber
latten und Neg

Nach dies
von Land und
Schauplätze, au
Mission ihr W
gegen früher e
ihrer Vegetatio
führten, fremde
Schilderung al
Nahmen ein B
und im Zustan
wollen wir ver
teilschen Quelle

¹⁾ Sie sind R
Kinder und Nach
auch die Nachkom

²⁾ Beiläufig
sie noch mit Ind
als früher die Sp

Import auf Cuba, können wir die Schwarzen Westindiens schon seit geraumer Zeit als Eingeborne betrachten.¹⁾

Doch nicht allein der Sklavenhandel bevölkerte die ihrer Ureinwohner beraubten Inseln, sondern auch die Kolonisation europäischer Völker, wenn diese auch nur zum geringeren Theil. Schon am Schlusse des 16. Jahrhunderts sank die Blüte der spanischen Kolonien, deren freie Entwicklung immer mehr durch die despotischen Maßregeln der Regierung gehemmt war. Ein Haufe von Seeräubern, die Flibustier genannt, welche im 17. Jahrhundert lange Zeit über die westindischen Gewässer Furcht und Schrecken verbreiteten, brachte jene Kolonien weiter und weiter zurück. Mit dem zunehmenden Verfall begannen andre Seemächte in Westindien Besitz zu erlangen. Niederländer, Engländer und Franzosen kämpften hie und da um die Herrschaft, und manche Insel ging zu verschiedenen Malen aus einer Hand in die andre über. Ruhten aber die Kämpfe, so übten die reichen Inseln immer wieder auf die verschiedenen Länder Europa's ihre Anziehungskraft, und mancher ging hinüber um dort sein Glück zu suchen.²⁾ So hat denn Westindien seine weiße Bevölkerung erhalten, die freilich nur etwa dem fünften Theile seiner schwarzen und farbigen Bevölkerung gleichkommt. Die Farbigen oder Braunen sind hervorgegangen aus Mischung der Weißen mit Negern, die in mannigfachen Abstufungen erscheint. Die Benennungen für die letzteren sind folgende: 1. Mulatte, Kind einer Negerin von einem weißen Vater. 2. Quadroon (Quadrone, Quarteron), Kind einer Mulattin von einem Weißen. 3. Mestee (Mestice), Kind einer Quadrone von einem Weißen. Dies waren die in den englischen Kolonien geltenden Grade. Bei weiterem Vorwalten von weißem Blute wurde die betreffende Person zur weißen Bevölkerung gerechnet; die Holländer aber unterschieden noch mehrere Grade. Kinder von Mulatten und Negerinnen heißen Sambo's.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zu einer Schilderung von Land und Leuten übergehen, um ein Bild zu gewinnen von dem Schauplatze, auf dem, und den Verhältnissen, unter denen die evangelische Mission ihr Werk zu treiben hatte. Nicht bloß die Bevölkerung ist gegen früher eine andere geworden, sondern auch die Inseln selbst mit ihrer Vegetation haben durch den Plantagenbau und die vielen eingeführten, fremden Pflanzen ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Unsere Schilderung aber würde auch nicht zutreffen, wollten wir in einem Rahmen ein Bild zeichnen von Westindien zu den Zeiten der Sklaverei und im Zustande der Freiheit. Um uns den Blick nicht zu verwirren, wollen wir versuchen die beiden Bilder getrennt, möglichst nach unparteiischen Quellen zu zeichnen.

¹⁾ Sie sind Kreolen. Mit diesem Namen werden alle in den Kolonien gebornen Kinder und Nachkommen der Eingewanderten oder Eingeführten benannt. Also auch die Nachkommen der europäischen Ansiedler heißen Kreolen.

²⁾ Beiläufig sei erwähnt, daß auch Angehörige der genannten Nationen, wo sie noch mit Indianern zusammentrafen, sich nicht viel weniger grausam zeigten, als früher die Spanier, z. B. Franzosen auf Grenada.

2. Land und Leute vor der Emanzipation.

Nur mit Entzücken erzählen die Besucher Westindiens von seinen herrlichen Naturschönheiten. Wie Juwelen schimmern die Inseln über der klaren Flut, die ungetrübt den Blick bis zum Meeresgrunde durchdringen läßt. Vom Ufer erheben sich sanfte Hügel im hellgrünen Kleide der Zuckerrohrfelder. Da und dort schimmert das weiße Wohnhaus einer Plantage daraus hervor, umgeben von einigen hohen Kokospalmen mit ihren mächtigen Wedeln, die gravitätischen Straußenfedern gleichen. Nicht weit davon steht an einem hervortragenden Punkte die Windmühle, daneben die Gebäude der Zuckersiederei. Gärten mit Fruchtbäumen deuten den Ort an, wo die hinter ihnen versteckten Negelhütten liegen. Weiterhin aber erhebt sich eine dichtbewaldete Kuppenreihe, auf die eine zweite und dritte folgt, überragt von einer oder etlichen Bergspitzen, die bis oben hin das glänzendgrüne Gewand einer üppigen Vegetation tragen. Darüber wölbt sich ein heiterer Himmel, vor dessen leuchtendem Blau selbst der Himmel unsrer schönen Sommertage erbleichen müßte. Früh des Morgens muß man hinaus, um sich an dem Bilde zu laben, wenn es am prächtigsten ist, wenn im Osten, ehe die Sonne dem Meere entsteigt, Farbentöne — selbst grün, orange, lila und purpur — ausgegossen sind, wie sie schwerlich der Pinsel eines Malers wiederzugeben vermag. Schön ist auch der Abend mit seiner sanften, fast schwermüthigen Stimmung, die auf der Landschaft ruht, doch die Herrlichkeit des jugendfrischen Morgens erreicht er nicht. Unvergleichlich aber ist die Nacht in Westindien mit dem glänzenden Heer der Sterne, deren einer oder der andere¹⁾ so leuchtet, daß alle Gegenstände einen Schatten werfen. Balsamische Lüfte erquickend, was am Tage unter der Sonnenglut leuchtete. Mit Ergößen folgt der Blick dem Fluge der Leuchtkäfer, die zu Tausenden mit ihrem sanften Lichte hin und wieder ziehen. Steht aber der volle Mond am Himmel, so scheint die ganze Landschaft in eine wonnige Helle getaucht, die alles deutlich erkennen läßt, ohne mit scharfen Strahlen das Auge zu treffen.

Nicht alle die kleinen Antillen haben freilich jene bewaldeten Berge, wie ich sie oben von Dominica, St. Vincent und Grenada beschrieb. Andere, wie Antigua und Barbados,²⁾ sind ihrer Wälder längst beraubt. Die Kulturen ziehen sich hinauf bis zum Gipfel der Berge. Dafür aber sind auch die Bäche versiegt, die einst murmelnd durch die Thäler eilten, und die Quellen sind verschwunden, so daß man sich mit gesammeltem Regenwasser begnügen muß. — Die großen Antillen haben zum Theil auch weite Grasflächen, Savannen, die nur im Hintergrunde von den blauen Gebirgen begrenzt erscheinen.

Kein Winter entfärbt die westindische Landschaft. Doch gibt's dort zwei verschiedene Jahreszeiten. Die trockene beginnt mit dem April und dauert bis Ende August. Nur im Mai ist sie von einer etwa 14tägigen leichten Regenperiode unterbrochen, durch die der Pflan-

¹⁾ Die Venus sehr auffallend.

²⁾ Die Engländer sprechen „Barbados“.

zenwuchs eine bei wolkenlosen dessen weniger den mit groß wird. Jeden Mittag, und Windstille eint von den Berg durch ihre lan September tri zeit ausmacht zwischen aber heitern Himmel hervorlockt. Festigkeit auf und ganze Sa chen in jedem wieder der un gesuntener Ter

Doch beg Augenschein j Vincent) muß lassen. Eine Dienst zu thu mer diesen un Filzhut und d tuch von eine sicher, du mu gestreiften Ra patisch, patisch Ohren spritzt. er beruhigt di 'haftig Massa von kalt Salz

Glücklich auf, die wie Straßen sind sind mit Ber

¹⁾ Für Jam

²⁾ Es hat ahmen; doch gl sind, dies Versa auf allen Inseln dorbenees Hollän langgezogene Au fällt jedem auf gar nicht. Es Kopfe des Neger werden die Wei

zenwuchs eine unglaubliche Triebkraft empfängt. Andauernde Hitze bei wolkenlosem Himmel herrscht in den andern Monaten. Sie ist indessen weniger intensiv als in andern Tropenländern¹⁾, da sie durch den mit großer Regelmäßigkeit eintretenden östlichen Seewind gemildert wird. Jeden Morgen 8 Uhr erhebt sich derselbe, steigert sich bis Mittag, und nimmt dann wieder ab, bis um 5 Uhr Nachmittags völlige Windstille eintritt. Gegen 8 Uhr Abends beginnt auf den hohen Inseln von den Bergen her der Landwind zu wehen. Trotzdem wird die Hitze durch ihre lange Dauer ohne Abwechselung recht lästig. — Mit dem September tritt die kühlere Jahreszeit ein, deren erste Hälfte die Regenzeit ausmacht. Heftige Regengüsse rauschen nun täglich hernieder, dazwischen aber kommen immer wieder Stunden, in denen die Sonne vom heitern Himmel niederbrennt und aus dem feuchten Boden Fieberdünste hervorlockt. Auch ist diese Zeit gefährlich durch die zuweilen mit rasender Heftigkeit auftretenden Orkane, die Bäume entwurzeln, Häuser umstürzen und ganze Landstriche verwüsten. Keineswegs aber ereignet sich dergleichen in jedem Jahre. Ist der November vorübergegangen, so lacht wieder der ungetrübte heitere Himmel über Westindien, und bei etwas gesunkener Temperatur dauert unverändert das schönste Frühlingswetter.

Doch begeben wir uns ans Ufer, um so eine Insel näher in Augenschein zu nehmen. An einigen Orten (z. B. Kingstown auf St. Vincent) muß der Ankömmling aus dem Boote sich ans Land tragen lassen. Eine Anzahl Schwarzer steht im Wasser bereit, um ihm diesen Dienst zu thun. Mit lautem Durcheinanderschreien streiten sie sich, wer diesen und jenen Massa tragen will. Der dort mit dem grauen Filzhut und den steifen Vatermördern, unter denen ein rothseidenes Halsstuch von einer goldenen Nadel zusammen gehalten wird, packt dich sicher, du mußt seinen, mit einer nicht eben sauberen blau und weiß gestreiften Kattunjacke bedeckten breiten Rücken besteigen, und so geht es patsch, patsch dem Ufer zu, daß das kühle Seewasser dir bis an die Ohren spritzt. Du mahnst deinen Träger vorsichtiger zu gehen. Doch er beruhigt dich in freundlicher Geschwägigkeit: „Salzwasser seh...r gut, 'haftig Massa für weiße Manns(H)ut; Bökra niemals hol sich Lob von kalt Salzwasser, 'steht sich bloß Massa Bökra nich drin versaufen!“²⁾

Glücklich ans Land gelangt suchen wir eine Herberge in der Stadt auf, die wie die meisten westindischen gleich am Strande liegt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und schmutzig. Die hölzernen Häuser sind mit Veranden versehen, unter denen sich vielfach Läden von Krä-

¹⁾ Für Jamaica werden + 25° R. als Maximum, + 20° als Minimum angegeben.

²⁾ Es hat etwas Mißliches, den Negerdialekt in einer andern Sprache nachzuahmen; doch glaubte ich mit Rücksicht auf die Leser, die des Englischen nicht mächtig sind, dies Verfahren einer Wiedergabe des Originals vorziehen zu müssen. Nicht auf allen Inseln übrigens sprechen die Neger englisch; auf einigen haben sie ein verborgenes Holländisch oder Französisch. Dem Ankömmling klingt es seltsam. Die langgezogene Aussprache der Wörter, die übrigens auch den weißen Kreolen eigen ist, fällt jedem auf. Die Neger aber versteht man gewöhnlich in der ersten Zeit fast gar nicht. Es gehört viel Uebung dazu, um in die auf eigenthümliche Weise im Kopfe des Negers grammatisch verarmte Sprache einzubringen. Bökra (buckra) werden die Weißen genannt. „Deddy“ = Vater, „Pitainny“ = Kind u. s. w.

mern und Werkstätten von Handwerkern befinden. Die zahlreichen breiten Fenster des oberen Stockwerks sind mit grünen Jalousien geschügt. Auf den mit Schindeln gedeckten, nicht steilen Dächern vermischt der Europäer die Schornsteine. — Wer nicht durch Bekanntschaft oder Empfehlungsbrieft in einem Privathause Quartier erhalten kann, muß in einem Gasthause ein Unterkommen suchen, wo er von der braunen Wirthin, vielleicht einer etwas zweifelhaften Persönlichkeit, höchst würdevoll empfangen wird. Sehr gepußt, in bunten Kleidern nach französischer Mode, reichlich behängt mit Gold und Edelsteinen, sitzt sie ziemlich ungenirt in ihrem bequemen Armstuhl zwischen den offenen Thüren des Hausflurs, um ihre Gäste zu empfangen. Eine kurze Unterhaltung mit ihr gibt sofort ein Proßbüch von der Schwatzhaftigkeit und Eitelkeit dieser Klasse. Hören wir geduldig zu, denn leicht wird ein Mulatte beleidigt, und über die kleinste Veranlassung entbrennt Zorn und Rachsucht. Hat doch Fräulein Austin¹⁾ im Jähzorn nach einem ihrer Gäste z. B. mit einer Flasche geworfen, ganz zu geschweigen von dem Strom der Schimpfreden, den manche andre über den Hals bekommen, wenn sie die unverkämte hohe Rechnung für ein geringes Maß von Comfort zu kritisiren wagen. — Viel Studien könnten wir noch in dem Gasthause mit seiner schwarzen Bedienung anstellen. Wir werden es nicht verlassen ohne diesen oder jenen Beweis von der Faulheit, der Lügenhaftigkeit und der Dieberei der letzteren erfahren zu haben. Doch hinaus aus der engen Stadt, in der sich die Hitze häuft und die schwüle dunstige Atmosphäre dem Ankömmling gefährliche Krankheit droht.²⁾ Suchen wir eine der draußen auf den Hügeln frei und lustig gelegenen Plantagen auf.

Unser Weg führt zwischen wohlbestellten, sauberen Zuckerrohrfeldern hin, auf beiden Seiten mit lebendigen Hecken gesäumt. Hier zeigt eine genauere Betrachtung aller Pflanzen, die uns umgeben, erst recht, wie wir uns in einer ganz neuen Welt befinden. Was man daheim mit Mühe in den Warmhäusern zieht, wächst hier ohne Mühe als Unkraut am Wege, doch schöner und vollkommener als dort die werthvollsten Exemplare. Unter den fremdartigen Gesträuchen der Hecke wuchert dort die Fuchsie mit ihren leichtbeweglichen rothen Glöckchen; Convolvulaceen mit mächtigen weißen oder fleischfarbenen Kelchblumen, Schlingpflanzen mit brennender Scharlachblüte, Cacteen, deren sonderbare fleischige Gestalten mit gefährlichen Stacheln bewaffnet sind, dort wieder Myrthengewächse mit ihren dunkelgrün glänzenden Blättern, durchflochten von der bekannten Passionsblume, auf weite Strecken der Guavabusch beladen mit pflaumenartigen wohlgeschmeckenden Früchten, hie und da das Ganze überragt von Tamarinden mit ihrem zartgefiederten Laube, — wir könnten Stundenlang nach rechts und links blicken und würden immer wieder etwas Neues und Schönes finden. Auch die Fauna zeigt uns

neue Gestalten Flora. Grün von Blüte zu so groß wie e nachahmt. S ein fleißiges, besorgt. Bra während da, gras bedeckte Vögeln mit Schritten. E kommen, wenn des genannten Rosigründen (Vogelart bem Landthieren gewöhnlichen sind, das an sprüchlich vor worden.¹⁾ D setzen, und viele tige Eidechse. gemacht, so w lichen Farben panzers haben deren treffliche hatten wir ve trotz des Mos jene Blutsaug Westindiens f Papier u. s. w

Doch ge ein in den We Rohlpalmen b Eindruck mach Architekten; f finden. — B dessen ganze Boden herabr sind. Einer empfängt un Muß un halter eintret

¹⁾ Eine Wirthin zu Bridgetown auf Barbados, einstmals eine bekannte Persönlichkeit.

²⁾ Einzelne Städte mögen freilich auch damals schon eine vortheilhafte Aufnahme gemacht haben.

¹⁾ Auf den lantingen (Agua u. s. w. Ein leichtfüßigen eu auf den Baßan

neue Gestalten, wenn auch nicht in so reicher Mannigfaltigkeit wie die Flora. Grün- und rothgoldig schimmernde Kolibris schwirren leicht von Blüte zu Blüte. Dort sitzt ein grauer Vogel in den Zweigen, so groß wie eine Drossel, der bald diese, bald jene andre Vogelstimme nachahmt. Hier vor uns fliegt die Rabenkrähe vom Wege auf, sie ist ein fleißiges, gern gesehenes Wesen, das das Geschäft des Cassenlehrers besorgt. Braune Pelikane fliegen über uns fort, dem Strande zu, während da, wo sich rechts statt der Mohrfelber die weite mit Guinea-gras bedeckte Fläche öffnet, ein ganzer Schwarm von kleinen grauen Vögeln mit rothen Schnäbeln hinweghuscht, erschreckt von unsern Schritten. Es sind Reisvögel, die vom nördlichen Kontinent herüberkommen, wenn dort die Reisernte vorüber, um sich hier von der Frucht des genannten hirseartigen Grases zu nähren. In den Wäldern und Rostgründen (siehe unten) würden wir noch manche prächtig gefiederte Vogelart bemerken, doch ohne die Lieder unsrer Waldsänger. Von Landthieren möchten wir kaum vielen andern begegnen, als unsern gewöhnlichen Hausthieren, die sämmtlich nach Westindien eingeführt sind, das an sich arm an vierfüßigen Thieren war; ja manche der ursprünglich vorhandenen Spezies sind wie die Urbewohner ausgerottet worden.¹⁾ Doch mag uns hie und da eine Schlange in Schrecken setzen, und vielleicht nicht minder der unschädliche Leguan, eine mächtige Eidechse. Hätten wir in der Stadt einen Gang über den Markt gemacht, so würden wir die Mannigfaltigkeit der Fische mit den herrlichen Farben und dem starken Gold- und Silberglanz ihres Schuppenpanzers haben bewundern können, auch die mächtige Riesenschilbkröte, deren treffliches Fleisch zum Verkauf ausgeschlachtet wird. Mit Insekten hatten wir vermuthlich schon im Gasthause Bekanntschaft gemacht und trotz des Mosquitonezes, das die breite Bettstatt umgab, hatten uns jene Blutsauger wohl manchen Aderlaß beigebracht. Eine andre Plage Westindiens sind die Katerlate, eine Art Schabe, die alles, Zeug, Leder, Papier u. s. w., zerfrisst. Auch die gefräßigen Ameisen sind zu erwähnen.

Doch genug der naturgeschichtlichen Betrachtungen. Wir lenken ein in den Weg, der der nahen Plantage zuführt. Zwei Reihen schlanker Kohnpalmen bilden eine Allee, die durch ihre Gleichförmigkeit uns einen Eindruck macht, als sei sie nicht gewachsen, sondern das Werk eines Architekten; fast könnte, wer selten Palmen sah, sie unnatürlich steif finden. — Bald stehen wir vor dem einfachen, aber geräumigen Hause, dessen ganze Wandflächen fast eingenommen werden von den bis zum Boden herabreichenden Fenstern, die natürlich mit Jalousien geschlossen sind. Einer von den vielen Hausklaven, nett und sauber gekleidet, empfängt uns unter der Veranda und führt uns zum Massa.

Muß uns nicht das Herz klopfen, wenn wir bei einem Sklavenhalter eintreten? Bei einem jener Scheusale, die ihre wie Vieh gekauften

¹⁾ Auf den größeren Inseln und wo Wälder sind findet sich noch das Ferkel-taninchen (Aguti), ein kleines Wildschwein (Pelari), ein paar kleine Affenarten u. s. w. Ein Reh wird erwähnt, das aber eher einem plumpen Kalbe als dem leichtfüßigen europäischen Namensvetter ähnlich sein soll. Auch kommt namentlich auf den Bahama's der Waschbär vor.

Mitmenschen um schnöden Gewinnes willen mit erdrückender Arbeit plagen, bis ihr letzter Tropfen Kraft herausgepreßt ist, und die, wo in den armen Schwarzen sich ein Funke von Freiheitsgefühl regt, mit eigener Hand die Geißel schwingen und ihre unglücklichen Mitbrüder und Mitschwärtern um geringfügiger Veranlassung willen mit satanischer Bosheit zu Tode martern! So steht uns der westindische Pflanze aus Tausenden von Schilderungen vor der Seele. — — — Gemach, mein Freund, wir werden sogleich sehen, wie es in dieser Zeit (in die wir uns versetzt haben; 1820—30) mit dieser Art von Leuten steht. Ich will nicht sagen, daß alle jene Schilderungen aus früheren Zeiten un wahr seien. Gewiß hat es solche Unmenschen gegeben, gewiß sind solche Grausamkeiten vorgekommen, namentlich in jenen alten Zeiten, vor 100 oder 150 Jahre, wo jedem Besitzer über seine Sklaven die weiteste Willkür offen stand. Ich zweifle auch nicht, daß bisher einzelne Fälle vorkommen, in denen ein Herr im Jähzorn einen Sklaven so straft, daß er Schaden an seinem Leibe und Leben leidet, oder daß manche, im Hinblick auf die weit überlegene Negerbevölkerung, sich selbst nicht anders schützen zu können meinen, als indem sie durch nachsichtsloses Strafen aller Uebertretungen den gefährlichen Haufen durch Schrecken im Zaume halten. Aber das ist das Unzutreffende an jenen Schilderungen, daß sie die schwärzesten Züge zusammenfassen und zu einem Bilde verbinden, in dem die übrigen der gleichen Schuld und Schmach nicht theilhaftigen Zustände ohne weiteres übergangen und also todtgeschwiegen sind für den Leser, der nun, was von einzelnen Fällen angeführt ist, generalisirend von dem Ganzen gelten lassen muß. Ich wünschte, wir könnten einen gerechten Vergleich anstellen und eine genaue Chronik aller Vorgänge von 10 durchs Loos bestimmten westindischen Plantagen mit einer solchen von 10 gleichermaßen gewählten deutschen Gethöfen zusammenhalten. Ich meine, wenn wir darnach die durchschnittliche Behandlung der Sklaven dort und der Leibeigenen hier in die Waage werfen, dürfte jene gegen diese vielleicht nicht allzutief sinken.¹⁾

Doch treten wir ein bei dem Pflanze. Hoffentlich haben wir nicht so einen getroffen, wie es hier und da auch einen geben mochte, der erbittert über die immer deutlicher hervortretende Emanzipationsbewegung, jeden der da kommt, um sich nach den Verhältnissen der Sklaven zu erkundigen, für einen Spion hält und ihm mit offener Kälte die Thür weist. Nein wir werden mit der anerkannten Gastfreundlichkeit westindischer Familien aufgenommen. Auch die Frau des Hauses wird das Ihrige thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wenige Stunden der Beobachtung übrigens genügen, uns zu zeigen, wie diese Leute keineswegs ein Leben in Nichtsthuerie und Ueppigkeit führen.²⁾

¹⁾ Wir haben hier die Verhältnisse der für die evangelische Mission in Betracht kommenden Inseln im Durchschnitt im Auge. Jamaica speziell betrachtet würde allerdings zum Theil ein anderes Bild liefern, worüber weiter unten einiges zu sagen ist.

²⁾ Manche Plantagen wurden freilich von Verwaltern geleitet, während die abwesenden Besitzer in England ein bequemes Leben führten. Unter diesen Verwaltern sollen freilich die Verhältnisse der Sklaven ungünstiger gewesen sein, als unter den Herren selbst.

Der Mann hat
Plantage mit
Gänge zu halten
er seine Augen
wegs nur die g
Gutbesitzers d
im Hofe, sowie
der Familie s
überwachen un
der Neger wer
langen Vortre
teleien und d
dabei zeigt das
verhältnismäßig
selben beschäfti
Lurus ist, wer
zu sprechen kon

Zunächst
zur Plantage
des Herrn liegt
Boden darbietet
Hier könnten
Die breitblättr
büscheln, die ho
ihrem dunkelgr
so auffallend i
pflaumenartige
schneeweiße Bl
(Pepo) mit sei
suchen unsre A
Früchten, die k
sie beneiden. —
treten, die an
Häuschen beste
beworfen und
den Blättern i
auch die Thü
Schlössern wol
päßliches Worl
fähigen Neger
es sind die H

Dort sitzt
Alter erreicht
dem schwarzen
bewegung, die f
könnte nicht s

¹⁾ Die mei

Der Mann hat seine harte Arbeit, den complicirten Mechanismus einer Plantage mit ihrer Vereinigung von Ackerbau und Fabrikation im Gange zu halten; trotzdem daß ein paar Aufseher ihm zur Seite stehen, muß er seine Augen überall haben. Auch die Frau des Hauses spielt keineswegs nur die große Dame. Sie hat mehr zu thun als manche Frau eines Gutsbesizers daheim. Sie muß für das Fehervieh und die Schweine im Hofe, sowie für den Küchengarten sorgen, die Wäsche und Kleidung der Familie sowie ihrer Hausklaven im Stande halten, die Küche überwachen und manche Gerichte selbst zubereiten. Die meisten Anliegen der Neger werden an die „Misses“ gerichtet; sie muß geduldig ihre langen Vorträge anhören, wird bebelligt mit all' den kleinen Eifersüchteleien und Querelen, die unter den Schwarzen nicht abreißen, u. s. w. dabei zeigt das Haus wohl Comfort, aber doch auch wieder vielfach verhältnißmäßige Einschränkungen. Deshalb die Schaar der in demselben beschäftigten schwarzen Dienerschaft kein Zeichen von übertriebenem Luxus ist, werden wir sehen, wenn wir auf die Leistungen der letzteren zu sprechen kommen.

Zunächst aber fassen wir die Feldnegers ins Auge, deren 2—300 zur Plantage gehören mögen. Etwa 1000 Schritt vom Wohnhause des Herrn liegen ihre Hütten, da wo ein flaches Thal den fruchtbarsten Boden darbietet. Dichte Gruppen von Frucht bäumen umgeben sie. Hier könnten wir wieder unsere botanischen Betrachtungen beginnen. Die breitblättrigen Bananen und Plantanen mit ihren mächtigen Fruchtbüscheln, die hohen Brodfruchtbäume mit ihren glatten grauen Stämmen, ihrem dunkelgrünen Laube und den kopfgroßen Früchten, deren Schale so auffallend in regelmäßige Sechsecke getheilt ist, die Mangobäume mit pfäumenartiger Frucht, Orangen, zwischen deren glänzendem Laube schneeweiße Blüten und die goldnen Früchte schimmern,¹⁾ der Papaw (Pepo) mit seinen Melonen, und viele andre fremdbartige Frucht bäume suchen unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Sicherlich um diese Fülle von Früchten, die hier den Negern ohne viel Mühe zu wachsen, möchte mancher sie beneiden. — Aber wir sind in die offene Straße ihres Dorfes eingetreten, die aus zwei regelmäßig angelegten Reihen netter, weißer Häuschen besteht. Sie sind aus Pfosten und Flechtwerk, das mit Lehm beworfen und mit Kalk angestrichen wird, gebaut, mit einem Dach von den Blättern des Zuderrohrs. Die Fenster sind mit Läden geschlossen, auch die Thüren sind mit eigenthümlichen, selbstgemachten, hölzernen Schließern wohl versichert; bei einigen ist zum Ueberfluß noch ein europäisches Vorlesgeschloß hinzugefügt. Jetzt nämlich sind alle arbeitsfähigen Neger bei der Arbeit. Nur hier und da steht eine Thüre offen: es sind die Häuser der Alten und Invaliden.

Dort sitzt einer vor der Thür. Er muß wohl bereits ein hohes Alter erreicht haben, denn sein wolliges Haar leuchtet schneeweiß von dem schwarzen Gesicht absteckend, und das Haupt ist in zitternder Bewegung, die sich der breiten Kränze seines Strohuts mittheilt. Man könnte nicht sagen, daß er sauber gekleidet ist, doch wäre es andrerseits

¹⁾ Die meisten dieser Bäume sind erst von den Europäern eingeführt.

eine grobe Uebertreibung, wollten wir erzählen, daß er nur in Lumpen geküßt war. Eigenheit und Sauberkeit ist nun einmal nicht jedermanns Sache. Mancher unsrer Tagelöhner würde unter den Verhältnissen jenes Klimas froh sein und sich immer gut kleiden, wenn er Zeit seines Lebens jährlich zu Weihnachten das Zeug zugemessen bekäme, wie es jeder Sklave, auch dieser Greis noch immer erhält: etwa 10 Ellen wollenen Stoffes, 7½ Ellen Leinwand u. s. w. Sonderbar scheint uns das buntseidene Halstuch zu dem schmutzigen Hemde zu stimmen — auch das Alter hat die Eitelkeit nicht ganz ausgelöscht. Der Alte sitzt auf einer niedrigen Bank, um ihn her eine ganze Versammlung von Hühnern, denen er aus dem zwischen seinen Füßen stehenden Korbe dann und wann eine Hand voll Mais vorwirft. Er redet mit ihnen. Die verwegenen, die dem Korbe selbst nahen, schilt er und wehrt ihnen mit der Hand. Andre ermuntert er näher zu kommen und nicht so schüchtern zu sein. Es ist ein interessantes Bild. „Kein Wunder“, sagt unser Begleiter, der Herr der Plantage, daß der alte John seine Hühner so lieb hat. Glauben sie mir, er macht sich mit seiner Geflügelzucht jährlich seine 5—6 Pfund Sterling (= 40 Thlr.) die er baar zurüchlegt.“ „Aber wie kommt er zu dem erforderlichen Futter?“ — „Ein junger Burſche, sein Enkel, ist beauftragt, den ihm zugetheilten Grund und Boden zu bearbeiten; es fehlt ihm nie an dem nöthigen Mais. Die knöcherne Hand des Alten sorgt schon von Zeit zu Zeit dafür, dem faulen Schlingel einzuschärfen, daß er ihm die Pflanzung nicht vernachlässigt.“

Doch jetzt hat uns der alte John bemerkt. Indem er das Gesicht zu freundlichem Lächeln verzieht, tritt er dem Herrn entgegen. Sein ganzes Benehmen verräth eher Zutraulichkeit als sklavische Furcht. Bald ergießt sich ein Strom schwer verständlicher Rede aus seinem zahnlosen Munde, wir hören nur, wie er sich erkundigt nach dem Befinden der „Mißes“ und all de sweet pikaninies (aller süßen Kinder). Gefragt, wie es gehe, hat er freilich viel zu klagen. Es mag überhaupt wenige Neger geben, die nicht fortwährend mit bedauerlichem Gesichte was zu klagen hätten. Diesmal geht es gegen die Frau seines Nachbarn: „Sie böß zu sehr, Massa w'rhaftig, sie sicherlich mir stehl fünf Ei dies Morgen u. s. w.“ Da er aber keinen Beweis für den Diebstahl beibringen kann, wird seine Bitte um Bestrafung der Uebelthäterin abgelehnt und der Massa besänftigt den Alten mit seinen eignen traurigen Erfahrungen; die herrschaftlichen Hühner nämlich legen immer nur spärlich, während einige schlaue Neger vielleicht dreimal so viel Eier zu Markte bringen, als ihre Hühner zu legen im Stande waren. Mit einem tiefen Seufzer und: „o God allmächtig, o Christ, Welt böß zu sehr!“ schließt John dies Kapitel.

Doch wir wollen das Innere des Häuschens sehen. Es ist eins von den kleinsten, nur 20 Fuß lang und 15 breit. Eine Scheidewand trennt die Schlafkammer von der Wohnstube. Der Fußboden ist festgestampfter Lehm, in vielen andern Häusern aber würden wir die Wohnstube gediebt finden, wie sie denn auch gewöhnlich größer sind (20 und 30 Fuß) und mehrere Zimmer enthalten. Hier finden wir

einen Tisch und eine Johns, die auf einem Wa u. dergl. Da. Kochgeräthe. getrockneten Bäckwerk, fächem Gefäß, sehr reinlich sind. In einigen Häusern finden: gute und dergleichen. Besuchen wir Krüppel, der ein Auskommen hat, so wird die Zeit haben ihre Grasmüthen müßig. Mittagsstunden Straße belebt von das bunte Gemisch uns sofort klar das Sprichwort unter den Negern kein schöner Anblick schmierigen Kleides daß sie mit den nacktem Oberkörper gekleidet, ja geputzte tüchern, die sie haben sogar ihren Männern bemerkbar sind; jener da mörder, oder die der goldnen Uhr Wellington-Stiefel Hemd und Weinfl.

Ob diese so wurden bei der schwer angekommen. Doch der sobald die Temper wir diesen und jenen meisten sind froh, sie eine geröstete einem Stückchen

¹⁾ Den betreffenden nur als eine Ausnahme

einen Tisch und ein paar Stühle und eine Bank, zwei Kisten, deren eine Johns, die andre seines Enkels Kleider und Habseligkeiten enthält. Auf einem Wandbrett prangen mehrere bunte Teller und Tassen, Gläser u. dergl. Darunter liegen die nicht grade reinlichen Kalabassen und Kochgeräthe. In der Schlafkammer stehen die Betten der beiden, mit getrockneten Bananenblättern gestopfte Säcke und Kopfkissen, auf einfachem Gestell, darüber weiße, wollene Decken, die freilich nicht mehr sehr reinlich sind -- doch es ist bald Weihnachten; da gibt es neue. — In einigen Häusern würden wir eine viel vornehmere Einrichtung finden: gute Mahagonimöbel, eine breite Bettstelle mit Moskitonez und dergleichen.

Besuchen wir noch ein oder das andre alte Mütterchen, oder einen Krüppel, der einst in der Mühle zu Schaden kam, jetzt aber das gleiche Auskommen hat und ebenso versorgt ist, wie ein arbeitsfähiger Mann, so wird die Zeit der Vormittagsarbeit verstrichen sein. Die Arbeiter haben ihre Grassbündel, die sie jedesmal für das Vieh der Plantage mitbringen müssen, in den Ställen abgeliefert (was ihre zwei freien Mittagsstunden um etwa 10 Minuten schmälern soll), nun wird die Straße belebt von Männern, Frauen und Kindern. Sehen wir uns das bunte Gewimmel einige Minuten aufmerksam an — soviel muß uns sofort klar werden, daß wir diese krausen Wollköpfe nicht alle, wie das Sprichwort sagt, über einen Kamm scheeren dürfen, daß es auch unter den Negern ordentliche und lieberliche gibt. Es ist allerdings kein schöner Anblick, den jene Weiber darbieten, die die Taille ihres schmierigen Kleides von buntgeblütem Zirkattun heruntergezogen haben, daß sie mit den Armen hinten nachbammelt, während sie mit völlig nacktem Oberkörper einhergehen. Andre dagegen gehen wirklich anständig gekleidet, ja gepußt, namentlich mit den buntseidenen ostindischen Taschentüchern, die sie turbanartig um den Kopf gewunden haben. Einige haben sogar ihren Schmuck bei der Arbeit getragen. Auch unter den Männern bemerken wir etliche, die geradezu als Stutzer zu bezeichnen sind; jener da mit dem rothen Soldatenrock und den steifen Vatermördern, oder dieser hier im blauen Frack mit blanken Knöpfen, mit der goldnen Uhrkette über der weißen Biqué-Weste und den blanken Wellington-Stiefeln.¹⁾ Andre freilich gehen sehr nachlässig, nur mit Hemd und Beinkleid, und die meisten gehen barfuß.

Ob diese so lustig schwagenden Menschen wohl zu sehr angestrengt wurden bei der Arbeit? Einem europäischen Arbeiter freilich würde es schwer angekommen sein, in der glühenden Sonne die Hade zu schwingen. Doch der Neger kann außerordentlich viel Hitze vertragen, ja sobald die Temperatur etwas sinkt, ist ihm nicht wohl. Dennoch sehen wir diesen und jenen sich den Schweiß von der Stirn wischen, und die meisten sind froh, wenn sie sich zur Ruhe ausstrecken können, nachdem sie eine geröstete Yamswurzel oder ein paar geröstete Bananen mit einem Stückchen Stöckfisch genossen haben. Zu Mittag nämlich halten

¹⁾ Den betreffenden Fall solches Gala-Anzuges bei der Arbeit fand ich allerdings nur als eine Ausnahme erwähnt, u. z. bei einem braunen Knaben.

sie nicht die Hauptmahlzeit. Doch trinken sie reichlich Wasser mit einem Zusatz von Rum, oder die Frauen besonders mischen es lieber mit Melasse (Syrup). Bald wird es in den meisten Häusern still und hie und da vernimmt man durch die offenen Fenster ein lautes Schnarchen. Dennoch fühlt der eine oder andre noch Lust und Kraft, auch in der Mittagsstunde etwas für sich zu thun. Da z. B. geht einer mit der Angelruthe nach dem klaren Bach. Ein kühles Bad thut wohl, und behaglich ist es den schwarzen Körper von der Sonne trocken scheinen zu lassen. Inzwischen beißt schon ein Fisch an. Mit kindischer Freude wird der Fang herausgezogen, und das Herausreißen des Angelhakens geschieht fast mit einer Art Lust an Tierquälerei. Es kommt ein zweiter und dritter Fisch, und ehe die größere Hälfte der Mittagszeit verstrichen, hat Charley ein Gericht zusammen, das er vergnügt der Mißes hinträgt und dafür den Marktpreis mit $1\frac{1}{2}$ Schilling ($\frac{1}{2}$ Thaler) ausgezahlt bekommt.

Andre begleiten wir nach ihren Kostgründen (Provision-grounds). Jeder Sklave, Mann und Weib, erhält nämlich ein mehrere Morgen großes Stück Ackerland meist auf dem fruchtbarsten Boden. Selbst für jedes Kind wird den Eltern ein gleiches Stück zugemessen. Hier können sie nicht nur ohne viele Mühe Lebensmittel für ihren eignen Bedarf erbauen, sondern jeder fleißige Neger gewinnt außerdem soviel Waaren für den Markt, daß er eine ansehnliche Summe Baargeld erwerben kann.¹⁾

Zur Bearbeitung dieser Pflanzungen wird ihnen freilich außer der alltäglichen Zeit, die nicht von den Arbeitsstunden besetzt ist, nur der Nachmittag des Sonntags bewährt. Ich will nicht entscheiden, ob diese Zeit ausreichend ist; jedenfalls arbeiten viele, die es zu etwas bringen wollen, auch Sonntags dort. In diesem Punkte mögen die westindischen Pflanzer sich derselben Sünde gegen das 3. Gebot schuldig gemacht haben, wie sie heute noch (nicht 1830, sondern 1875!) von vielen deutschen Gutsbesitzern in noch höherem Maße begangen wird, die ihren Arbeitern wohl Feld gewähren, aber keine Viertelstunde Zeit an einem Wochentage, um die nöthige Arbeit auf demselben zu verrichten, die ohne weiteres zur Enttheiligung des Feiertags veranlaßt.

Wir aber nehmen die Kostgründe der Plantagen-Neger näher in Augenschein. Sie sind so verschieden wie die Neger selbst: einige wild mit Unkraut überwuchert, das hier noch ganz andre Triebkraft entfaltet als daheim bei uns, andre sauber und ordentlich. Wie hübsch ist hier der lange Plantanengang angelegt und gehalten, während der Nachbar die mächtigen Stauden auf einer weiten Fläche überbreit wachsen läßt, dicht durchrankt mit wilden Schlingpflanzen. Die Kultur dieser

¹⁾ Es wird gesagt, daß diese Summe mit Leichtigkeit auf 30 Pfund Sterling (= 200 Thlr.) gebracht wurde, daß andre aber weit mehr erzielten. Sie binden das ersparte Geld in Tücher und verbergen es so unter dem Dache ihres Hauses. Bei manchen soll sich eine ganze Reihe solcher Geldbündel angesammelt haben, die ein ansehnliches Vermögen ausmacht. Viele aber sind nachlässig oder verschwenderisch und legen nichts zurück. — Es sei hier sogleich bemerkt, daß jeglicher Besitz der Sklaven (ohne Ansprüche der Herren) auf ihre Erben überging.

herrlichen Pflanzungen er-
der im Gips-
bilden, im L-
gehauen, und
auf. Jene f-
Hauptnahrung
die Pampasw-
am Stäbchen
bepflanzt, hi-
langstieligen
des giftigen
herrlichsten W-
Bohne) und
lonen und G-
Maisfeldes, d-
wichtigsten P-
selbst macht
Westindien w-
nicht versäum-
Mittagszeit d-
sie etwas Kut-
lehren die mei-
Kopf. Lausch-
mit der feuer-
ihre blendend-
sagt sie, „wen-
für die Schwei-
auf bequemere
aber hat das
mit schlau wir-
Abend ein Bal-
verabredet hab-
Gesellschaft des
die bei dieser (

Die Haus-
verschlafen, bis
weckt und das

Wieder ist
beginnt der Fe-
auf den Köpfen
wird es vor der
In Töpfen, P-
richte. Hier ist
Töpfe zu guden-
zu kochen; und

¹⁾ Plantane
Burthard, Missions

herrlichen Pflanze¹⁾ ist höchst einfach. Aus den gepflanzten Wurzel-
schößlingen erhebt sich schnell der Schaft mit seinen mächtigen Blättern,
der im Gipfel 30—40 gurtenförmige Früchte, die einen großen Büschel
bilden, im Laufe eines Jahres zur Reife bringt. Dann wird er ab-
gehauen, und aus dem Wurzelstock sprießen sofort mehrere neue Pflanzen
auf. Jene süßen, mehr mehlig als saftigen Früchte bilden eines der
Hauptnahrungsmittel für die Neger. Demnächst möchten als solches
die Yamswurzeln zu nennen sein, deren Ranten die Fleißigen sorgfältig
am Stäbchen hochziehen. Weiter sehen wir weite Strecken mit Manioka
bepflanzt, hier Kassavi genannt, einem mannshohen Strauch mit
langstieligen gelappten Blättern, dessen dicke Wurzeln nach Entfernung
des giftigen Saftes ein gutes Mehl liefern. Dort aber wachsen die
herrlichsten Ananas in Masse nebst mancherlei Hülsenfrüchten (Lima-
bohne) und dem beliebten Kallalou, eine Art Spinat. Kürbisse, Mel-
onen und Gurken gedeihen wie Unkraut. Erwähnen wir noch des
Maisfeldes, das sich meist auf den Kostgründen findet, so dürften die
wichtigsten Pflanzen genannt sein, die die Sklaven anbauen. Dies
selbst macht wenig Arbeit; denn in der Treibhaus-temperatur von
Westindien wächst alles fast ohne Pflege — nur das Reinigen darf
nicht versäumt werden. Viel übrigens haben jene, die noch in der
Mittagszeit dort etwas schaffen wollten, nicht ausgerichtet. Nachdem
sie etwas Futter für die Schweine und Ziegen zusammengekratzt haben,
kehren die meisten zum Dorfe zurück. Die Bündel tragen sie auf dem
Kopf. Lauschen wir auf die Unterhaltung jener beiden Mädchen. Die
mit der feuerrothen Pelarine lacht ihre Gefährtin freundlich an, daß
ihre blendendweißen Zähne sichtbar werden. „Nun bald gut Zeit komm“,
sagt sie, „wenn Rohr reif, kein Futter hol von Kostgrund. All Rohr
für die Schwein, schmeckt ihm schön zu sehr“. Sie freut sich, nächstens
auf bequemere Weise besseres Futter stehlen zu können. Die andre
aber hat das Ziel ihrer Freude noch näher. Sie erzählt geheimnißvoll
mit schlaun winkenden Augen, wie auf einer andern Plantage diesen
Abend ein Ball sein wird, wie sie sich mit einer der Hausflavinnen
verabredet habe, auch dahin zu gehen, und diese ihr bereits 3 bei einer
Gesellschaft des Massa gestohlene Flaschen Porterbier eingehändigte habe,
die bei dieser Gelegenheit verwendet werden sollen. —

Die Hausthiere sind gefüttert. Noch ist ein Stündchen Zeit zu
verschlafen, bis der Treiber mit dem Knall der Peitsche die Schläfer
weckt und das Zeichen gibt, daß die Nachmittagsarbeit zu beginnen hat.

Wieder ist's einige Stunden still im Negerdorf. Um 6 Uhr aber
beginnt der Feierabend. Der ganze Zug kehrt mit den Grasbündeln
auf den Köpfen vom Felde zurück, zunächst nach den Ställen. Dann
wird es vor den Häusern lebendig. Vor jeder Thür brennt ein Feuer.
In Töpfen, Pfannen und Tiegeln brodeln und dampfen allerlei Ge-
richte. Hier ist's dem neugierigen Blicke leichter, einem andern in die
Töpfe zu gucken! Um so mehr sucht jeder eine Ehre darin etwas Gutes
zu kochen; und die Kochkunst steht hier keineswegs auf einer zu niedrigen

¹⁾ Plantane und Banane sind nur wenig verschiedene Spezies der Musa.

Stufe. Damsuppe mit Bohnen, Spinat mit Stockfisch, eine Art Pudding von Bananen u. s. w. sind beliebte Gerichte, von denen einige selbst von den Weißen geschätzt werden. Dann und wann findet man auch bei einzelnen Negern frisches Fleisch im Topfe, wenn sie ein Schwein geschlachtet und zum Verkauf nach der Stadt gebracht haben, wobei sie jedesmal einige Stücke, namentlich den Kopf, für sich behalten. Zuweilen kaufen sie auch Schildkrötenfleisch, das auf jenen Inseln am billigsten zu sein pflegt. Stockfisch erhalten sie wöchentlich 2 Pfund vom Herrn geliefert. Manche tauschen sich für Früchte und dergleichen gesalzenes Fleisch, zuweilen auch Brod ein. Beim Essen, wo sich ein guter Appetit offenbart, ist alles in bester Laune. Auch wird sogleich, wenigstens bei den ordentlichen, noch eine gute Suppe zum andern Morgen gekocht, denn früh mag der Neger nicht gern heraus: „fast zu sehr“, sagt er¹⁾.

Ja wenn am andern Morgen des Treibers Peitsche knallt, wird es manchen herzlich sauer, unter der wärmenden Decke hervorzukriechen, und jene herrliche Morgenfrische bei einer Temperatur von 18°, die dem Europäer in Westindien die größte Erquickung ist, dünkt ihm harte Kälte, bei der er sich schüttelt. Schnell muß die erwärmte Suppe herunter geschluckt werden, denn schon läßt sich der Peitschenknall zum zweitenmal vernehmen, und Punkt 6 Uhr müssen alle an der Arbeit sein. Das Land wird zur Pflanzung des Zuckerrohrs vorbereitet. Reihen von Stöcken, die schon im röhlichen Thonboden stecken, bezeichnen die Vierecke, die mit der Hacke vertieft und aufgelockert werden, damit nachher in jedes dieser Löcher ein Steckling des Rohrs gepflanzt werde. Es ist dies die schwerste Arbeit, die dem Sklaven zugemuthet wird. Doch müssen wir sagen, daß sie gegen viele bei unserm Landbau vorkommende Arbeiten ungleich leichter erscheint. Die Löcher sind 3—4 Fuß im Quadrat und 15 Zoll tief. Hundert solche Löcher in einem Tage zu machen ist die höchste Forderung, die an einen starken Mann gestellt wird. Sehen wir recht, so stellt sich der Schwarze (wie man bei uns sagt) „gefährlicher“ dabei an als nöthig wäre,²⁾ und unterscheidet sich dadurch von unserm Feldarbeiter, der gewöhnlich in seinen Verrichtungen eine große Gewandtheit zeigt, in der keine überflüssige Kraft verbraucht wird, während jener mit übertriebener Kraftanstrengung die Hacke hoch über sein Haupt schwingt. Männer und Frauen arbeiten in einer Reihe und es fehlt nicht an lustigem Plaudern, Scherzen und Lachen. Ja dort haben einige über ihrem Geschwätz die Arbeit vernachlässigt, daß sie gegen die andern um eine ganze Reihe zurück geblieben sind. Der Treiber, selbst ein Schwarzer, schilt tüchtig auf sie los, und seine Ausdrücke sind nicht fein. Doch von der Peitsche in seiner Hand macht er keinen Gebrauch. In früheren Zeiten mochte es anders sein und

viele der erzählten an ihren Körperliche Störungen nur zurückgeblieben und wenden nach derselben wird um 9 Uhr um ihr Stück mit Syrup oder Mütterchen während der mehrere Knaben einer gezogenen Quadrate vorzugeselbes fertig gesehen einem

Viel weniger die bei der Ernte bis vierzehn bald einige Kinder verwendet werde: das Behälter des Rohrs sterben müssen abgestreift wird. Es ist so spröde sind, Sie werden über die ausdörrende Erntezeit, der 12 Fuß Höhe eine lange Stücke gestreift werden aufgehoben, die Karren, vor der nach der Mühle und guter Dinge hat sein Stück Saft, der bei einem rungsmittel billigsänge. Häufig wobei der volle

¹⁾ Sehr viele begnügen sich freilich des Morgens mit ein paar gerösteten Bananen. Gern haben sie auch einen warmen süßen Trank. — Noch ist zu bemerken, daß das gebrauchte Geschirr fast überall ohne Reinigung stehen bleibt. In diesem Zustande bieten die Kalabassen und Pfannen allerdings keinen schönen Anblick dar.

²⁾ Diese Bemerkung stützt sich nur auf Abbildungen.

¹⁾ Eine von den tete, ging dahin, die gewisse Zeit vorüber diese Maßregel für Anschlag.

viele der erzählten Grausamkeiten mögen von diesen schwarzen Treibern an ihren Landsleuten begangen sein. Jetzt wird uns versichert, daß körperliche Strafe bei der Arbeit schon lange gar nicht mehr vorkomme, sondern nur von dem Herrn selbst nachträglich verhängt werde.¹⁾ Jene Zurückgebliebenen bemühen sich denn auch, das Versäumte nachzuholen, und wenden selbst noch etwas Zeit der Frühstücksstunde daran, um nach derselben wieder in Reih und Glied zu arbeiten. Diese Pause wird um 9 Uhr gehalten. Die meisten suchen ein schattiges Plätzchen, um ihr Stüd geröstete Yamswurzel zu verzehren. Der Trank, Wasser mit Syrup oder Rum, wird ihnen dazu verabreicht, sowie ein altes Mütterchen mit einem großen Kübel dort unter den Kokospalmen auch während der Arbeit bereit war, jeden Durstigen zu erquicken. — Auch mehrere Knaben sind unter Anleitung des Treibers beschäftigt, nach einer gezogenen Leine weitere Stäbe in den Boden zu stecken, um die Quadrate vorzuzeichnen. Bis zur Mittagszeit ist ein ansehnliches Stüd Feldes fertig gemacht, so hübsch und akkurat, daß es nun von weitem gesehen einem mächtigen Waffeltuchen gleicht.

Wiel weniger anstrengend ist das Pflanzen der Rohrstedlinge, wozu die bei der Ernte abgeschnittenen Spitzen des Rohrs benutzt werden. Acht bis vierzehn Tage später sprossen je 5—6 Stöcklinge hervor, die bald einige Fuß hoch wachsen. Dann kommt die Arbeit, zu der nur Kinder verwendet werden, damit der Boden möglichst wenig fest getreten werde: das Bekämen zur Vertilgung des Unkrauts. Die untersten Blätter des Rohrs sterben schnell ab und werden trocken. Diese (trash genannt) müssen abgestreift werden, damit das Reifen des Rohrs nicht aufgehalten wird. Es ist ein leichtes aber unangenehmes Geschäft, da die Blätter so spröde sind, daß tausend Stückchen davon in der Luft umherfliegen. Sie werden übrigens sofort über den Boden gedeckt, um denselben gegen die ausdörrenden Strahlen der Sonne zu schützen. Endlich kommt die Erntezeit, der alle Neger mit Freuden entgegen sehen. Das bis zu 12 Fuß Höhe empor gewachsene Rohr wird mit Hackmessern in 3 Fuß lange Stücke gehauen, wobei zugleich alle noch vorhandene Blätter abgestreift werden. Das oberste Stüd wird sorgfältig zur Pflanzung aufgehoben, die übrigen in Bündel gebunden und mit zweirädrigen Karren, vor denen man Ochsen oder Maulesel als Zugthiere gebraucht, nach der Mühle befördert. In dieser Zeit sind alle Schwarzen fröhlich und guter Dinge. Jeder, vom ältesten Greis bis zum jüngsten Buben, hat sein Stüd Rohr wie eine Cigarre im Munde, und saugt den süßen Saft, der bei aller Hitze stets kühl erscheint, auch ein gesundes Nahrungsmittel bildet. Draußen auf den Feldern hört man lustige Gesänge. Häufig wird irgend ein Lied improvisirt und sofort gesungen, wobei der volle Chor stets mit dem Refrain einfällt.

¹⁾ Eine von den gesetzlichen Bestimmungen, welche die Emancipation vorbereitete, ging dahin, daß eine Körperstrafe erst vollzogen werden dürfe, nachdem eine gewisse Zeit vorübergegangen sei, um Ausbrüche des Jähzorns dabei zu verhüten. Diese Maßregel fand jedoch bei den Schwarzen selber kein Verständniß und keinen Anklang.

Nur kurz deuten wir die weitere Verarbeitung des Rohrs an. In der Windmühle geht es zwischen zwei verticale Cylinder hindurch; der Saft sammelt sich in einem darunter befindlichen Becken, aus dem er durch Röhren in das daneben gelegene Siebhaus geleitet wird. Hier wird er in großen kupfernen Kesseln eingedickt und kommt schließlich in hölzerne Gefäße, um zu krystallisiren. Als Brennmaterial werden die Rückstände des zerquetschten und ausgepressten Rohres (Magos oder Migas) verwendet, nachdem sie sorgfältig getrocknet sind. Das Geschäft des Siebens ist nicht leicht; es erfordert viel Übung und Sorgfalt. Der Obersieber muß daher ein tüchtiger, zuverlässiger Mann sein. Dabei bemerken wir den Rangunterschied, der auch zwischen den Sklaven gemacht wird. Die Sieber, die Treiber, die bei der Rumfabrikation Beschäftigten und einige andre erhalten manche Auszeichnungen: doppelte Lieferungen an Zeug, gesalzenen Fischen u. dergl. Auch ihre Kostgründe sind viel größer, oft wie eine kleine Farm von 20 Morgen. Der Obersieber hat während der Erntezeit sehr angestrengt zu arbeiten. Der Saft darf nämlich nicht länger als 24 Stunden stehen bleiben, sonst verdirbt er. So wird denn im Siebhaus bis spät des Abends gearbeitet. Die übrigen Leute, die dort beschäftigt sind, werden um 6 Uhr abgelöst, und die, welche am Abend gearbeitet haben, erhalten am andern Tage einige Stunden Ruhe.

Aber am Abend wird das Siebhaus ein beliebter Sammelplatz. Wir bewundern in der That die Nachsicht des Massa, der seinen Leuten die Freiheit gestattet, haufenweis in diesen Raum einzubringen, der doch immer auf die peinlichste Weise rein und sauber gehalten wird. Auch werden die Arbeiter leicht durch das bunte Durcheinanderschwagen und Lachen gestört. Aber es ist nun einmal so Sitte geworden, und Massa läßt es geschehen, trotzdem daß es ihm nicht angenehm ist. In jeder deutschen Fabrik würde solche Gesellschaft einfach hinaus gejagt werden. Hier aber thun die Schwarzen ganz, als wären sie zu Hause. Da tauchen etliche die Finger in den heißen Saft — sie müssen viel Hitze ertragen können, daß sie sich nicht verbrühen — und lecken ab was sitzen blieb. Andre haben sich ihre Yamswurzel mitgebracht, um sie samt einem Stück Salzfish unter einem der Kessel am Feuer zu rösten. Alle sind höchst vergnügt, denn die Wärme im Siebhaus ist ihnen zu behaglich. Der Obersieber aber weiß unter dem Gewirre sein Ansehen aufrecht zu erhalten, denn hier ist er der oberste Befehlshaber, und wie alle Sklaven höheren Ranges ist er auf seine Würde sehr eingeübt. Da gibt's gleich ein Beispiel. Er fragt einen Burschen, der eben seine gerösteten Bananen unter dem Kessel hervorgeholt hat, ob er auch dabei keine Asche mit herausgeschoben habe? „Nein“, sagt dieser, indem er behaglich in die warme Frucht beißt. Aber der Bissen bleibt ihm im Munde stecken, denn a tempo erhält er von dem Obersieber eine nicht gelinde Maulschelle wegen seiner unehrerbietigen Antwort. „No Sir“ (Nein, mein Herr) mußte er sagen, so gebührt es sich einem Manne von solcher Stellung gegenüber. —

Während viele Schwarzen ihr Abendvergnügen im Siebhaus suchen, wird von der Mehrzahl ein anderes vorgezogen: der Tanz. Auf der

Dorfstraße b
geführt. Da
einem alten
bearbeitet e
und jauchzt
werden dabei
Vergnügen a
Negern zu na
auf das er
Mensch, da
tanzt als alle
namentlich zu
einige vergnü
u. s. w.; ober
denn ein besser
begnügen sie
lustigen ein
gegeben werd
Dazu werden
Gombah, Kess
Für letzteres
dem Triangel
scheinen nun
sie mehrere
bei dem es m
dabei vor. T
Nacht hinein,
Gesellschaften
mit, was er
wobei die Har
Vorrathskamm
kommt übrige
die Trunksuch
Wo aber
größeren, die
wir sie nur
Hause kamen.
Jenes netze
sich den Hügel
alte Kinderfra
Arbeit hat. W
ihr zur Hand

¹⁾ Diese Sch
als die oben ge

²⁾ Mr. A....
on Tuesday even

³⁾ Im ersten
Diese Trennung

Dorfsstraße beim Mondenschein wird er ohne viel Vorbereitungen ausgeführt. Da steht ein Mann neben der einfachen Trommel, die aus einem alten Faß besteht, über das ein Schaffell gespannt ist. Letzteres bearbeitet er unermüßlich in einformigem Takte. Dazu aber springt und jauchzt alles, so zu sagen, was Deine hat. Anstand und Ehrbarkeit werden dabei wohl wenig berücksichtigt, doch zeigt sich mehr kindisches Vergnügen als aufgeregte Fleischeslust. Doch wir würden manchem Neger zu nahe treten, wollten wir hiernach sein Tanzen beurtheilen, auf das er sich nicht wenig einbildet. Er fühlt sich als civilisirter Mensch, da er den Walzer und Galopp ebenso gut, wo nicht besser tanzt als alle Badra's¹⁾. Dazu gibt's Gelegenheit zunächst bei den Festen, namentlich zu Weihnachten und zu Ostern, wo die Herrschaft ihren Leuten einige vergnügte Tage macht. Sie erhalten Schweinefleisch, Mehl, Reis u. s. w.; oder es wird gar ein Ochse für sie geschlachtet. Dazu kommt denn ein besser arrangirtes Tanzvergnügen. Aber mit diesen paar Festen begnügen sie sich nicht. Dofters wird von irgend einem Unternehmungslustigen ein Ball angefangt, zu dem sehr förmliche Einladefarten ausgegeben werden, auf denen zugleich der Preis mit angegeben ist.²⁾ Dazu werden denn ein paar Musikanten bestellt, der eine mit der Gombah, Kesselpauke, der andre mit dem Bonjoo, einer Art Violoncell. Für letzteres wird vielfach die Fibel gebraucht und gewöhnlich auch mit dem Triangel ein unsägliches Geklimper gemacht. Die Geladenen erscheinen nun alle höchst gepuht, in möglichst europäischer Toilette. Haben sie mehrere Stunden getanzt, so wird das Abendessen eingenommen, bei dem es meist recht großartig hergeht. Ja selbst Champagner kommt dabei vor. Dann geht das Tanzen von neuem los bis in die tiefe Nacht hinein, wenn nicht gar bis an den lichten Morgen. — Andre Gesellschaften werden weniger förmlich eingerichtet. Es bringt ein jeder mit, was er von ausgesuchten Speisen und Getränken aufstreifen kann, wobei die Hausflaven ihr Möglichstes leisten, um den Keller und die Vorrathskammer der Herrschaft zu bestehlen. — Uebermäßiges Trinken kommt übrigens bei solchen Gelegenheiten nur selten vor, wie überhaupt die Trunksucht nicht ein hervorstechendes Laster der Neger ist. —

Wo aber bleiben die Kinder den ganzen Tag? Mit Ausnahme der größeren, die wir hie und da bei der Arbeit beschäftigt sahen, haben wir sie nur bemerkt, wenn die Eltern Abends von der Arbeit nach Hause kamen. Nun auf jeder Plantage besteht eine Kinderbewahranstalt. Jenes nette geräumige Haus, von dem aus schattige Plantanenränge sich den Hügel hinab erstrecken, ist dazu bestimmt. Da finden die alte Kinderfrau, umgeben von ihrer kleinen Heerde, mit der h. Tag Arbeit hat. Bei der Besorgung der Kleinsten müssen die etwas Größeren ihr zur Hand gehen. Das Füttern³⁾ und Baden aber muß sie selber

¹⁾ Diese Schreibung ist für buckra nach englischer Orthographie wohl zutreffender als die oben gebrauchte Badra.

²⁾ Mr. A.... requests the honour of Mr. B....'s company to a dance and supper on Tuesday evening at nine o'clock. Three dollars.

³⁾ Im ersten Lebensjahre erhielten die Kinder daneben noch die Mutterbrust. Diese Trennung von Mutter und Kind den ganzen Tag über war gewiß ein großer

besorgen. Welch sonderbares Schauspiel, wenn sie da ein kleines schwarzes Wesen in die Wanne mit kaltem Wasser eintaucht, und dann am rechten Beinchen es herauszieht und eine Sekunde lang hoch in der Luft hält, ja dieselbe Manipulation an dem andern Beinchen sowie an jedem der Aermchen wiederholt, bis schließlich das ganze Kind in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird. Die Kleinen schreien nicht dabei, sondern geben sogar ihr Wohlgefallen durch Lachen und lautes Jauchzen zu erkennen. — Für die Nahrung ist bestens gesorgt, und man könnte viele unsrer Arbeiterkinder glücklich schätzen, wenn sie so gesunde und kräftige Kost erhielten. Hat die Alte auch die größeren Kinder gereinigt, ihre Füße genau untersucht, ob die gefährlichen Insekten sich nicht unter die Haut eingebohrt haben¹⁾ u. s. w., so singt und tanzt sie mit ihrer kleinen Schaar, die sie meistens recht lieb und freundlich behandelt. Sie bringt ihnen auch allerlei Kunststückchen bei, lehrt sie Krazfüßchen und Knirzchen machen und artig good mornig Massa und Misses sagen, um die Herrschaft würdig zu begrüßen. Die Kinder sind denn auch höchst anhänglich und freuen sich keineswegs immer, wenn sie um 6 Uhr Abends zu ihren Eltern zurückkehren, die sie oft mit weniger Freundlichkeit behandeln als die Kinderfrau.

Neben dem Kinderhause liegt das Hospital. Ein Arzt besucht die Plantage zweimal wöchentlich. Sind schwer Kranke da, so kommt er täglich und öfters. Ein kranker Neger ist schwer zu behandeln. Man muß ihm die Medizin wie einem Kinde einschütten, und oft wird die ganze Kur durch Quacksalberei verdorben. Das einzige, was sie gern einnehmen, ist Ricinusöl. — Das Hospital wird viel benutzt, aber die Patienten bleiben oft nicht lange. Es gibt etliche Faulpelze, die es sich fast zur Gewohnheit gemacht haben einen Tag in der Woche dort zuzubringen. Besonders Montags kommen solche, ein Tuch fest um den Kopf gebunden, mit jämmerlicher Miene stöhnend und ein Bein nach dem andern schleppend. „Massa, mei Aut (my kin für skin) weh, mich schlimm zu sehr“, so klagen sie. Der Arzt findet vielleicht Puls und alle Funktionen des Körpers in Ordnung, den Appetit vortrefflich. Da ist nichts zu machen. Doch sobald ihnen eine bittre Medizin ein paarmal eingegossen ist, pflegt sich meistens die Gesundheit wiederzufinden.²⁾ Zur Ehre der andern übrigens sei es gesagt, daß es doch nur schlechte Sub-

jectstand; indessen muß doch auch berücksichtigt werden, daß die meisten Negermütter, auch wenn ihnen alle möglichen Erleichterungen bei der Arbeit gewährt worden wären, nicht im Stande gewesen sein würden, ihren Kindern die Sorgfalt zuzuwenden, die ihnen von dieser unter der Aufsicht der Herrin stehenden Kinderfrau zu Theil wurde. Dazu Welch eine schöne Gelegenheit wären diese „Nurseries“ gewesen, den Kleinen die Keime christlicher Frömmigkeit frühzeitig ins Herz zu pflanzen! Gewiß hat es hier und da nicht an solchen Bestrebungen gefehlt. Aber Welch ein Segen hätte es für ganz Westindien werden können, wenn die christliche Kirche von vornherein die Gelegenheit wahrgenommen hätte und auf jeder Plantage in diesem Stille mit der barmherzigen Liebe des Diakonissenamtes eingetreten wäre!

¹⁾ Chigres oder Sandflöhe, die gefährliche Geschwüre veranlassen.

²⁾ Ich weiß nicht ob und wie weit Körperstrafe bei derartiger Verstellung angewendet wurde.

jette sind, die Kranken aber Räumen.

Bisher jeder Plante zur Bedienung in Westindien 4 Neger tau gefordert w gingen, such Sehr schlech Urtheil¹⁾.

Um das Oberdiener d Arbeit zu ve Markte zu be ist ein Koch i zur Seite ste um die Wäsc Das Zeug n geschlagen un diesem Verfa auch das bes doppelte soviel Es wäre eine lehteren zu be das Plättchen verweigert un Wäsche in ein wenn man h 18 paar wei ist nicht zu b wird weggewo wenn auch d dem Zuschneit daß sie nicht wollen. Anfl slaven. Selt soviel Verbru Versuchen sie Regen in die

¹⁾ Sie ging Fuß auf englisch Lebensanschauung lassungen eines freilich, Engla für nichts zu h la verlaufen der

jette sind, die so der Arbeit aus dem Wege gehen wollen. Die wirklich Kranken aber werden gut versorgt, Männer und Frauen in besonderen Räumen.

Bisher haben wir nur die Feldneger (predials) betrachtet. Auf jeder Plantage aber wird eine größere Zahl von Hausnegern gebraucht zur Bedienung der Herrschaft und der Aufseher, nicht als ob die Weißen in Westindien so sehr viel mehr Bedienung bedürften, sondern weil 3 bis 4 Neger kaum das leisten, was von einem europäischen Diensthboten gefordert wird. Diejenigen, welche mit ihrer Herrschaft nach England gingen, suchten deshalb sobald als möglich wieder zurück zu kommen. „Sehr schlechtes Land; da Leute arbeiten zuviel“ war das gewöhnliche Urtheil¹⁾.

Um das Hauswesen einigermaßen in Ordnung zu haben, muß ein Oberdiener da sein, der sonst nichts thut als die andern anhält ihre Arbeit zu verrichten, wobei er viel schilt, und die Einkäufe auf dem Markte zu besorgen, wobei er oft seinen guten Profit macht. In der Küche ist ein Koch oder eine Köchin beschäftigt, der mehrere jüngere Diensthboten zur Seite stehen. Mehrere Frauen sind Jahr aus Jahr ein beschäftigt um die Wäsche zu waschen. Sie gehen dabei wenig sorgfältig zu Werke. Das Zeug wird eingeseift und auf einem Stein im Bache so lange geschlagen und dazwischen immer wieder gespült bis es rein ist. Bei diesem Verfahren gehen nicht bloß gewöhnlich die Knöpfe verloren, sondern auch das beste Linnen geht bald in Stücke. Dabei verbrauchen sie doppelt soviel Seife, wie das europäische Verfahren erfordern würde. Es wäre eine fruchtlose Bemühung, wollte man sie bewegen, sich des letzteren zu bedienen. Gelingt es doch nicht, sie von der Unsitte abzubringen, das Blättelstein mit Eichtertalg zu bestreichen. Als ihnen das Material verweigert wurde, stahlen sie zu diesem Zwecke Lichter. — Was an Wäsche in einem solchen Haushalte darauf geht, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß z. B. ein Oberdiener 8—9 gute linnene Hemden, 18 paar weiße Beinkleider u. s. w. jährlich verbraucht. An Gliden ist nicht zu denken. Dazu ist der Neger zu stolz. Was zerrissen ist wird weggeworfen. — Natürlich sind auch Näherinnen viel beschäftigt, wenn auch die Frau des Hauses fleißig mit Hand anlegt: sie hat mit dem Zuschneiden genug zu thun. Jene aber sind z. B. so eingebildet, daß sie nicht mit einem andern als einem silbernen Fingerhut nähen wollen. Anspruchsvoll und träg sind im ganzen und großen alle Hausflaven. Selten hat eine europäische Herrschaft mit ihren Diensthboten soviel Verbruß, wie die westindischen Pflanzer mit ihren Hausflaven. Versuchen sie es mit freien Schwarzen, so kommen sie vielleicht aus dem Regen in die Traufe. So eine Dienstmagd ist noch unverschämter

¹⁾ Sie gingen gern nach England, da jeder Sklave frei wurde, sobald er seinen Fuß auf englischen Boden gesetzt hatte. Wie wenig sie aber mit ihrer ganzen Lebensanschauung in europäische Verhältnisse paßten, zeigen die weiteren Auslassungen eines schwarzen Dienstmädchens, die gewiß im ganzen charakteristisch sind: „Freilich, England, schönes Land. Viel Läden mit hübschen Sachen. Aber nichts für nichts zu haben. Alles kostet Geld. Menschen zu gemein. Verkauften Sand, ja verlaufen den schwarzen Ruß für Geld. Ich nicht sein möchte in England“.

und miethet sich wohl selbst wieder jemanden, der allerlei Arbeiten verrichten muß, die ihr selbst nicht anstehen.

Schlimmer noch als die Schwarzen sind in manchen Hinsichten die Braunen. Man sagt oft, die Mischlinge erben vorzugsweise die schlechten Seiten beider Nationen, denen sie angehören. Ein hervorragender Zug an ihnen ist ihr Dünkel den Schwarzen gegenüber. Letztere sehen sie ziemlich als verächtliche Kreaturen an, und haben oft mit ihnen allerlei Handel. Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, Zank und Streitsucht, Eitelkeit und Puffsucht sind bei ihnen sehr gewöhnlich. Ein großer Theil der braunen Bevölkerung ist frei. Viele haben es zu einer hervorragenden Stellung und zu großem Wohlstande gebracht, haben eine gute Erziehung in England genossen, sind gewandte Geschäftsleute u. s. w. Andre leben als Handwerker oder Kleinräumer. Sobald sie dazu im Stande sind, pflegen sie sich einen Sklaven anzuschaffen. Vielfach herrscht Unsittlichkeit unter ihnen, großentheils leben sie in wilder Ehe. Der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist weit zurück hinter den Männern, da sie gewöhnlich eine geringe Bildung erlangen. Manche, für die nicht sonst gesorgt ist, vermietthen sich, aber unbeständig, bald hier bald da — oder beschäftigen sich mit dem Einmachen von Früchten, oder treiben Hausirhandel. Hat eine ein hübsches Gesicht, so wird sie den einzelnstehenden Europäern (Aufsehern, Verwaltern u. s. w.) leicht gefährlich, und viele der letzteren lassen sich zu ihrem Unglück in ihren schlaue gelegten Schlingen fangen. Mancher, der auf diese Weise eine Braune heirathete, ist immer weiter heruntergefunken und zuletzt in Trunksucht zu Grunde gegangen. Bei den Farbigen selbst ist dieses Laster selten.

Es wäre jedoch unbillig, wenn wir uns durch diese allerdings im ganzen und großen zutreffenden Züge den Blick für manche ehrenwerthe Ausnahme trüben ließen. Unter dem Einflusse des Christenthums haben sich doch bereits Charaktere herausgebildet, die sich auch bei der weißen Bevölkerung alle Achtung erworben haben, die durch ihren Eifer für die Sache der Religion¹⁾ und durch die bedeutenden Opfer,

¹⁾ Leider lassen mich meine Quellen bei der Schilderung der religiösen und kirchlichen Zustände Westindiens in jener Zeit ziemlich im Stiche. Die sehr eingehende Darstellung der Mrs Carmichael hatte nur Gegenden vor Augen, die unter dem Einflusse der Methodisten standen. Bei aller Anerkennung ihres Strebens nach Unparteilichkeit will es mir jedoch scheinen, als ob sie hier und da etwas einseitig gesehen hätte. Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Vertreter des Methodismus, wie es scheint, nie auf solche eingehende Darstellungen der Zustände einlassen, sondern immer nur so allgemeine Berichte geben, daß die wirklichen Verhältnisse im einzelnen dem Leser oft völlig verborgen bleiben. Mühen in Wirklichkeit nun auch die Zustände bei den eigentlichen Mitgliedern jener Denomination (Membres, Kommunitanten) damals viel günstiger gewesen sein, ich kann hier nur mit Abrechnung aller vermuthlichen Vorurtheile die Zustände der großen Masse darstellen, wie sie damals zu Tage traten. Die genannte Verfasserin beklagt an einer Stelle u. z. im Namen vieler Weißen, daß ihre Neger nicht unter dem Einflusse der Bräutigamsgemeinde gestanden hätten. Diese scheint damals besonders durch den richtigen Takt, mit dem sie alle politischen Fragen vom Evangelio trennte, in Westindien gern gesehen gewesen zu sein. Ich würde mich freuen, wäre ich im Stande, die Zustände der unter ihrem Einflusse stehenden Bevölkerung in anschaulichen Zügen

die sie für die geben.

Gewiß für Bevölkerung. fassen, was a. lichten zeigt. Feier desselben.

Es ist e. Gruppen von von den auffal. Glasperlen u. ein hölzernes und andern. Geschwätz beg. Vielleicht kom. Entrüstung d. enttheiligen un. prebigt macht. fühlt sich gew. werde, und gr. sich zu versich. gehr's weiter.

In der S. Verkäufer, S. Dort ist auch hat die an ein. gehen lassen, o. mählich verziel. von dem Thur. Kapelle erkling. ersteren halter. sich mit vorne. beten, wie sie. weilige Prebig. Nur wenige m. geboten wird. Schwarzen best. Doch nur wen. voll dagegen r. geringe Zahl. Kapelle ist's v. Beginn des Go. hie und da hö.

darzustellen. Seit älteren Missions. gefunden hätten, richte.

die sie für dieselbe bringen, ein Zeugniß ihrer aufrichtigen Frömmigkeit geben.

Gewiß finden sich dergleichen Ausnahmen auch unter der schwarzen Bevölkerung. Wir aber können bei unsrer Beobachtung nur ins Auge fassen, was an der Masse der Bevölkerung zu Tage tritt. Am deutlichsten zeigt sich ihre Religion des Sonntags. Betrachten wir die Feier desselben nach ihren Licht- und Schattenseiten.

Es ist ein heller Sonntagsmorgen. Von allen Seiten kommen Gruppen von Negern in die Stadt, Frauen und Männer in Kleidern von den auffallendsten Farben, gepuzt mit buntseidnen Tüchern, Bändern, Glasperlen und anderm Schmud. Auf dem Kopfe tragen die meisten ein hölzernes Gefäß oder einen Korb mit Bananen, Ananas, Eiern und andern Erzeugnissen. Nebstselig, wie immer, sind sie in lustigem Geschwätz begriffen; von sonntäglicher Stimmung ist wenig zu spüren. Vielleicht kommt hie oder da einer ohne Marktware, der mit großer Enttäuschung die Kinder der Welt schilt, die also den Tag des Herrn entheiligen und ihn zu einem Tage des Teufels machen. Die Strafpredigt macht jedoch keinen sonderlichen Eindruck. Einer oder der andre fühlt sich gewaffnet gegen die Drohung, daß ihn der Teufel holen werde, und greift nach dem Amulet, das er auf bloßer Brust trägt, um sich zu versichern, daß es noch da sei, — und mit heiteren Reden geht's weiter.

In der Stadt finden wir einen vollständigen Markt. Käufer und Verkäufer, Schwarze und Braune drängen sich bunt durcheinander. Dort ist auch der Oberdiener jener Plantage. Mit schwerem Herzen hat die an eine strenge Sonntagsfeier gewöhnte Hausfrau ihn diesmal gehen lassen, aber gewisse Waaren sind nur Sonntags zu haben. Allmählich verzieht sich das Gedränge, und wenn um 10 Uhr die Glocken von dem Thurm der (anglikanischen) Kirche und von der (methodistischen) Kapelle erklingen, ist der Marktplatz ziemlich leer geworden. Vor der ersten halten die Equipagen der Pflanze. Die Kirchstühle füllen sich mit vornehm gekleideten Herren und Damen, die die Litanei mitbeten, wie sie es von Jugend auf gewohnt sind, und darauf eine langweilige Predigt im Style des wäfrigen Nationalismus ablesen hören. Nur wenige mögen mit Schmerz empfinden, daß hier der Seele nicht geboten wird, was sie braucht. Eine Empore der Kirche ist für die Schwarzen bestimmt, die in den unteren Raum nicht zugelassen werden. Doch nur wenige schwarze Gesichter sind da oben zu bemerken. Gedrängt voll dagegen von Negern und Farbigen ist die Kapelle, und nur eine geringe Zahl Weißer ist mitten unter ihnen zu sehen. „In der Kapelle ist's viel hübscher“, das ist das gewöhnliche Urtheil jener. Vor Beginn des Gottesdienstes ist auch hier noch alles recht heiter gestimmt; hie und da hört man ein paar mit einander flüstern und sieht sie sich

darzustellen. Leider sind mir keine Quellen für diesen Zweck zugestossen. Auf die älteren Missionsberichte selbst zurückzugehen, in denen sich doch nur vereinzelte Bilde gefunden hätten, wäre eine Arbeit gewesen, für die meine Zeit diesmal nicht ausreichte.

bemühen ein lautes Lachen zu unterdrücken. Sobald aber das erste Lied angestimmt ist, wird die ganze Versammlung von den Tönen der in munterem Takt fortschreitenden Weise wie elektrisirt. Schon bei dem freien Gebete sieht man hier und da starke Gemüthsbewegungen. Wenn aber die mit steigendem Feuer vorgetragene Predigt in den Seelen zündet, so erhebt sich ein Wogen und Wallen in der Versammlung, von der jemand, der nie schwarze Methodisten zusammen gesehen hat, sich schwerlich eine zutreffende Vorstellung machen kann. Erst fängt bei einzelnen ein leises Hin- und Herdrehen des Oberkörpers an, begleitet von einem Angstgeschrei, das immer lauter wird, dann hört man lautes Rufen: „Gnade“, „Erbarmen“, „ich bin ein Sünder“, „ich bin verloren“ u. s. w. Die Bewegung wird immer allgemeiner; einer scheint den andern anzustecken. Wie vom heftigsten Froste werden die Körper gerüttelt und geschüttelt und Angstgeschrei in den verschiedensten Nuancirungen läßt sich vernehmen, während die großen (mit ihren weißen Theilen stets von der schwarzen Haut so eigenthümlich abstechenden) Augen sich verzweiflungsvoll drehen und wenden, und bei manchen schon Ströme von Thränen über die dunkeln Wangen rinne. Diesmal überschreitet die Bewegung nicht ihre gewöhnlichen Schranken; zuweilen soll sie noch höher steigen, so daß es zu einem wilden Durcheinander kommt. Der Uebergang von der Bußstimmung zu der Freude des begnadigten Sünders vollzieht sich heute nicht ganz so gewaltsam, wie es in andern Fällen geschieht. Immerhin aber ist der Jubel laut genug, indem nunmehr viele fast hüpfend von ihren Sitzen emporstrebend, in die Hände klatschen und Lob und Dankworte ausstoßen und hell aufjauchzen. Auch die Freudenthränen fließen reichlich. Mit beendigtem Gottesdienst sind sie getrocknet und die Gesichter strahlen wieder mit jenem Ausdruck kindlichen Vergnügens, den sie so oft bei den Negern annehmen. Man sieht ihnen ein gewisses Wohlbehagen an, das solch ein Gottesdienst bei ihnen gewirkt hat.¹⁾

Nun versammeln sich die meisten Kirchgänger wieder auf dem Marktplatz. In Schatten einiger herrlichen Bäume mit leichtgefedertem lockeren Laube, großen rothen Blüthentrauben und den hartartigen Luftwurzeln²⁾, wo ihre Körbe und hölzernen Kübel zurückblieben, lagern sie sich in Gruppen, genießen ein Stückerl kalten gebratenen Fische und trinken dazu einen kühlen Jugwertrank. Manche gehen darauf heim; andere bleiben in der Stadt, um dem Abendgottesdienste auch noch beizuwohnen. Viel von der Predigt bleibt freilich nicht sitzen; ja von manchem möchte man nicht einen einzigen verstandenen Satz wieder hören. Ueberhaupt ist ihre religiöse Erkenntniß höchst verkümmert, obwohl sie das Vaterunser und einige auch den Glauben her-

sagen können der Bevölkerung disten als Mi (hearers) an bers) müssen Bild in zieml

Viele Sch vom Markt d lehteren oft z zungen der R die jener ande beim Tanzver wäre, und bis Schall der Tr

So schled Neger in jener geprägtem Ge freilich war b findet sich dav waren noch v gehört hatten waren, obmoh manche Sklave gut sprachen d den ganzen R war aber auch Bevölkerung f ihren muham Uebrigens sei in Westindien fühlten. Kein seine Heimat; sie wohl, beiße das Zeichen ih

Der Abbe bösen Geister i ist er nicht seh z. B. sehr gem Weise von dem

¹⁾ Viel ruhiger verläuft der Gottesdienst bei den Negern der Brilberggemeinde und andrer Denominationen, bei denen die von den Methodisten wohl benutzte Neigung der Schwarzen zu exaltirten Gefühlsbewegungen möglichst nieder gehalten zu werden pflegt.

²⁾ The pride of Barbados — den botanischen Namen des Baumes habe ich nicht gefunden.

¹⁾ Es klingt beruhende und u erzählt, daß sie A Gottes, dem Erli know 'bout him -

²⁾ In den fr handen waren, so dings förmlichen i erhalten, z. B. de den Ausdruck: „A

sagen können¹⁾. Doch dies ist jedenfalls nur bei der großen Schaar der Bevölkerung der Fall, die nicht der engeren Gemeinde der Methodisten als Mitglieder angehören, sondern nur als sogenannte „Hörer“ (hearers) an ihren Versammlungen Theil nehmen. An jenen (members) müssen wir leider, wie schon bemerkt, vorüber gehen, indem ihr Bild in ziemlich undeutlichen Zügen vor uns zerfließt.

Viele Sklaven sind übrigens nicht in die Kirche gegangen, sondern vom Markt auf ihre Kossgründe gewandert. Doch soll sich an den letzteren oft zeigen, daß Sonntagsarbeit nicht fördert, und die Pflanzungen der Kirchgänger sollen gewöhnlich besser in Ordnung sein als die jener andern. Am Nachmittag aber sammeln sich diese und jene beim Tanzvergnügen, ohne welches ihnen der Sonntag nicht vollständig wäre, und bis tief in die Nacht hinein vernimmt man den einförmigen Schall der Trommel und das Geklimper des Triangels.

So schlecht es im großen und ganzen mit dem Christenthum der Neger in jener Zeit bestellt war, so wenig konnte man doch von ausgeprägtem Heidenthum bei ihnen reden.²⁾ Aberglaube und Zauberei freilich war bei ihnen in ausgedehntestem Maße vorhanden; doch wieviel findet sich davon auch jetzt noch in den christlichen Ländern! Damals waren noch viele in Afrika geborne, die dem Muhammedanismus angehört hatten und im Stillen ihrem Propheten immer noch ergeben waren, obwohl sie davon nicht gerne etwas merken ließen. Ja es gab manche Sklaven mit verhältnismäßig hoher Bildung, die das Arabische gut sprachen und schrieben, ja solche, die große Abschnitte (wo nicht den ganzen Koran) nach dem Gedächtnisse aufschrieben. Meistentheils war aber auch für diese der allgemeine religiöse Zustand der schwarzen Bevölkerung so bestimmend, daß sie, im sonderbarsten Kontrast mit ihren muhammedanischen Vorstellungen, christliche Formen annahmen. Uebrigens sei hierbei bemerkt, wie sich alle in Afrika gebornen Neger in Westindien auf eine bedeutend höhere Stufe des Lebens vererbt fühlten. Kein einziger bezeugte auch nur die geringste Lust, wieder in seine Heimat zurückzukehren. „Mich nit das geb' für Afrika!“ sagen sie wohl, beißen sich ein Stüchgen vom Nagel ab und speien es aus — das Zeichen ihrer größten Verachtung.

Der Aberglaube bezieht sich meistentheils auf die Macht der bösen Geister und Teufel, jumbée's (Dschambie's) genannt. Vielfach ist er nicht sehr ernst gemeint und besteht mehr in Lebensarten, wie z. B. sehr gewöhnlich ein angerichteter Schaden in ziemlich plumper Weise von dem Thäter den Dschambie's in die Schuhe geschoben wird —

¹⁾ Es klingt unglaublich, und möchte doch vielleicht eine auf Mißverständnissen beruhende und unberufte Uebertreibung der guten Mrs Carmichael sein, wenn sie erzählt, daß sie Dugende von Negern jedes Alters gefragt habe nach dem Sohne Gottes, dem Erlöser der Menschen, und nur die Antwort erhalten habe: Me nebber know 'bout him — ich niemals weiß von ihm.

²⁾ In den frühesten Zeiten, als in Westindien noch wenig Kreoleneger vorhanden waren, sondern die Mehrzahl der Sklaven eingeführt wurde, gab es allerdings förmlichen Fetischdienst. Nur einzelne Spuren davon hatten sich bis später erhalten, z. B. der Ausdruck den „Fetisch nehmen“ für schwören, der aber auch durch den Ausdruck: „Das Buch (die Bibel) küssen“ verdrängt wurde.

sonst sollen es auch oft die Ratten gewesen sein. Dennoch beherrscht oft eine große Furcht vor solchen finstern Mächten die Gemüther. Es werden viele grausige Geschichten erzählt, wie solche Wesen erscheinen. Menschen mit forntnehmen u. s. w. Besonders aber knüpft sich jene Furcht an die von Menschen verübte Zauberei, Obiah genannt.¹⁾ Fast auf jeder Plantage gibt es einen, wo nicht mehrere Obiah-Männer oder Frauen, die zusammen eine Art Genossenschaft bilden, doch ist es schwer für einen Weißen sie kennen zu lernen, obwohl sie bei den Schwarzen allgemein bekannt sind. Hat einer seinen Haß auf einen andern geworfen, so wirbt er um Geld den Obiahmann, um seinen Feind zu verderben. Zuweilen wird dem letzteren ein langsames Gift beigebracht; oft aber ist's bloßer Hokuspotus, der von dem Zauberer gemacht wird. Ein Säckchen mit einigen alten Lumpen, Ragenklauen, Papagaienschnäbeln, Erde von Gräbern und dergleichen Gegenstände wird dem, welchem die Nachstellung gilt, vor die Hausthür gehängt. Darüber erschrickt er gewöhnlich dermaßen, daß alsbald unter den Wirkungen der aufgeregten Einbildungskraft die Gesundheit schwindet. Die Lebenskraft ist gebrochen, der Appetit ist weg; schlaff und matt schleicht der vor kurzem noch kräftige Mann einher, und endlich nach unsäglichem Gemüthsleiden erfolgt der Tod. — Obwohl Todesstrafe auf die Ausübung jenes teuflischen Unfuges gesetzt war, kam er doch noch sehr häufig vor, und hatte gewöhnlich den angedeuteten Erfolg; selbst die sonst so beherzten Koromanti-Neger, die bei andern Gelegenheiten mit einer Standhaftigkeit und Todesverachtung auftraten, wie wir sie bei den Indianern Nordamerika's kennen lernten, waren durch das Obiah sofort geknickt. Es fehlte nicht an Schutzmittel gegen diesen Zauber. — Hier und da mögen wir Flaschen mit einer gewissen Flüssigkeit gefüllt um ein Haus gestellt oder an den Wänden aufgehängt finden. Viele tragen allerlei Gegenstände als Amulette. Dennoch aber ist, wenn sie „obiabt werden“, oft der Schrecken größer als das Vertrauen auf die Schutzmittel.

Gleichfalls mit dem Aberglauben hängen die oft vorkommenden Gottesurtheile zusammen, die angewandt werden, um irgend einen Schuldigen zu ermitteln. Unter den Einflüssen des äußeren Christenthums ist z. B. die Bibel in Gebrauch gekommen. Ein Schlüssel wird in eine Bibel derart lose hinein gebunden, daß der Bart hervorsteht. Diesen nimmt man zwischen zwei Fingerspitzen und nun wird der 51. Psalm gelesen. Fällt die Bibel während des Lesens zu Boden, so ist der Schuldige unter den Anwesenden, bleibt sie hängen, so sind die letzteren unschuldig. Oder es wird der zu Prüfende auf einen Stuhl gesetzt und ihm ein lockerer, wenig haltbarer Gegenstand um den Hals gelegt. Nun zieht man nach hinten. Gelingt es, ihn umzureißen, so ist die Schuld erwiesen; reißt das Band, so lautet das Urtheil: unschuldig.²⁾

¹⁾ Namentlich auf Jamaica kommt auch der Name Myal (Meiel) dafür vor.

²⁾ Darüber, ob die aus früherer Zeit erwähnten Feuerproben damals noch in Gebrauch waren, finde ich nichts.

Die von Hochzeiten und freilich manch Essen und Tr auch wohl V auch ein gewiss der Plantagen Formular aus eine solche Frei

„Als ich das afrikanischen und höchst melancholische Worte aufzufassen mehr als etliche führten Gesänge darin vor, aber von der Seligkeit Die Ausdrücke in wenigstens wenn diente: —

Die letzte Ze Worte, aber unge holt. Derselbe Anzahl von Nege scher Mahagoni- und einer Karaffi sollte wohl zur ich eintrat, und b in Schwarz gekel wären, wollte ich von Massa, sich t wurde hinausgetr Tochter dabei auf schädlichen und or bei solcher Gelege Theil der Planta gebaute Denkmäle waren. Sie beze rings um das G mit großer Aufm zum Staube, Asch girte, und mit ein versäumt hätte de Massa, — immer Ceremonie wurde

¹⁾ A twelve
²⁾ Negerausdr

Die von Afrika mit herübergekommenen heidnischen Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen sind längst abgestellt. Die letzteren gleichen freilich manchmal noch einem Freudenfeste mit wüstem Tanzen, Singen, Essen und Trinken, um die Hinterbliebenen zu erheitern. Dabei kommt auch wohl Lärm und Schlägerei vor. Andererseits aber tritt auch vielfach ein gewisses christliches Gepräge dabei hervor, wie denn gewöhnlich der Plantagenbesitzer oder der Aufseher bei der Beerdigung das betreffende Formular aus dem Common prayer book vorliest. Madben hat uns eine solche Feier folgendermaßen beschrieben: ¹⁾

„Als ich das Negergrundstück betrat, hörte ich ein klägliches Konzert von vielen afrikanischen und kreolischen Stimmen. Die Töne waren „nicht musikalisch, aber höchst melancholisch“. Ich blieb in einiger Entfernung stehen, und versuchte die Worte aufzufassen; aber ich war nicht genügend mit dem Negerdialekt bekannt, um mehr als etliche Worte wie und da aus dem nach Art eines Recitativs ausgeführten Gesange herauszubekommen. Es kamen keine Anspielungen auf Bettelbienst darin vor, aber eine Fülle von Schriftworten sonderbar angewendet auf ihre Ideen von der Seligkeit eines künftigen Daseins und die Verdienste der verstorbenen Frau. Die Ausbrüche waren eine Mischung von echter Frömmigkeit und Fanatismus — wenigstens wenn die familiäre Weise, in der sie Gott anredeten, diesen Namen verdiente: —

Gott allmächtig, sieh dies böse Welt —
Ihm sagt: „Schwester komm hinweg,
Warum willst du nicht zu mir kommen?“
Schwester sagt: „O Gott allmächtig,
Freu dich sehr zu komm' hinweg!
Wenn man stirbt, ihm Krankheit über;
Ihm läßt all Leid in die sünd'ge Welt;
Ihm brauch kein nyam²⁾, kein Kleid, kein Schlaf.
Ihm viel zu froh zu komm' hinweg“.

Die letzte Zeile wurde vom Chor oft wiederholt. Dies waren nicht genau die Worte, aber ungefähr die Gedanken, die sich in dem langen Gesang immer wiederholten. Derselbe verstummte, als ich an die Thür kam. Es war im Zimmer eine Anzahl von Negern versammelt. In der Mitte stand auf einem Gestell ein hübscher Mahagoni-Sarg. Im Hintergrunde war ein Tisch mit Kuchen, Weinflaschen und einer Karaffine mit Madeira aufgestellt. Der letztere war noch unberührt und sollte wohl zur Bewirtung des weißen Mannes sein. Die Neger standen auf, als ich eintrat, und die Tochter der Verstorbenen, eine anständig aussehende junge Person in Schwarz gekleidet, bot mir eine Erquickung an. Ich sagte ihnen, wenn sie fertig wären, wollte ich das Begräbniß vollziehen. Manche äußerten, es wäre sehr freundlich von Massa, sich die Mühe zu machen, und andre höfliche Redensarten. Der Sarg wurde hinausgetragen, und mit Ausnahme eines durchbringenden Schreies, den die Tochter dabei ausstieß, war kein Laut von den Negern zu hören, die in einer so schädlichen und ordentlichen Prozession zum Grabe gingen, wie ich sie sonst irgend bei solcher Gelegenheit gesehen habe. Der Begräbnißplatz war ein abgeschlossener Theil der Plantage, besetzt mit Mangobäumen, wo ich zwei oder drei aus Ziegeln gebaute Denkmäler sah, die gewiß mit nicht geringer Arbeit und Kosten errichtet waren. Sie bezeichneten Gräber von Sklaven der Plantage. Als die Neger sich rings um das Grab versammelt hatten, begann ich das Formular zu lesen, das mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde. Als ich aber zu den Worten: „Staub zum Staube, Asche zur Asche“ kam, unterbrach mich der Neger, der als Küster fungirte, und mit einem Spaten voll Erde bereit stand, mit der Erinnerung, daß ich veräumt hätte den Sarg zuvor einsenken zu lassen: „Leg' ihn in die Loch erst, Massa, — immer leg' ihn in die Loch erst!“ — — — — — und die Ceremonie wurde ohne weiteren Fehler vollzogen“.

¹⁾ A twelve month's residence in the West-Indies I. p. 187.

²⁾ Negerausdruck für Essen.

Wir sehen also, wie in Westindien bereits vor der Emanzipation das offenbare Heidenthum, wie es einst aus Afrika mit herüber kam, verschwunden war. Äußere christliche Lebensformen hatten sich über die ganze Negerbevölkerung verbreitet. Wie weit aber und wie tief waren die christlichen Einflüsse nach innen gegangen? Dies möge die folgende Charakterisierung andeuten, bei der jedoch im Auge zu behalten ist, daß wir von der verhältnißmäßig geringen Zahl derer, die schon zu christlichen Gemeinden gesammelt worden, absehen und den Zustand der großen Masse der Bevölkerung zur Darstellung bringen wollen. Fassen wir auch hier die Zeugnisse von Abolitionsfreunden und den Vertheidigern der Sklaverei zusammen, so dürften folgende Züge als von beiden Seiten anerkannt fest gehalten werden:

Lügenhaftigkeit ist ein allgemeines Laster der Schwarzen. Mit der frechesten Stirn können sie die Unwahrheit sprechen, selbst da wo die Beweise gegen sie auf der Hand liegen. Ihrer Lüge überführt, pflegen sie keine Spur von Scham zu zeigen; oft lachen sie in solchem Falle, oder sie schwagen schon in der nächsten Minute ganz fröhlich, als wenn nichts gewesen wäre. Mit großer Schlaubeit wissen sie ein wohl ausgedachtes Lügengewebe so anzulegen, daß ihnen vielfach grobe Täuschung gelingt. Ein Bursche beanspruchte vor Gericht seine Freiheit, da er vor Jahren mit seiner Herrschaft in London gewesen sei, ohne daß diese ihn damals nach dem Gesetze frei gegeben habe. Er mußte umständlich über seinen Aufenthalt berichten, und gab dabei eine so zutreffende Beschreibung von London, daß der Richter die volle Ueberzeugung gewann, er spreche aus eigener Anschauung. Dennoch stellte sich durch Zeugen heraus, daß dieser Bursche niemals Jamaica verlassen hatte. — Sie fühlen selbst wohl, wie ihre Glaubwürdigkeit durch das fortwährende Lügen hinfällig geworden ist. Sie suchen sie durch Hinzufügung eines Eides etwas zu bekräftigen. „Ich küß“ das Buch und schwöre darauf“ ist eine alltägliche Redensart geworden. Selbst die offenbarste Lüge sind sie zu beschwören bereit. Eine Magd hat ihrer Herrin einen silbernen Fingerhut gestohlen. Nachdem er einige Zeit verborgen gehalten, kommt er wieder zum Vorschein; sie näht damit vor den Augen der Frau. Sie will ihn vor langer Zeit auf dem Markt gekauft haben, und dies beschwören, trotzdem die eingravirten Buchstaben und die verschiedenen Personen wohlbekannte Form des Fingerhuts ein deutlicher Beweis wider sie sind. — Die Köchin zerbricht ein Stück vom Tafelgeschirr nach dem andern, so daß nach anderthalb Jahren von einem vollständigen Service nichts mehr vorhanden ist. Immer müssen es die Ratten oder die Dschambies gewesen sein; aber ihre Unschuld kann sie beschwören. — Täuschen, betrügen und hintergehen können sie mit großer Frechheit. Es kommt vor, daß eine Magd in den Kleidern ihrer Herrin zum Ball geht, oder der Sklave auf dem Pferde seines Herrn zu solcher Festlichkeit reitet. Auch in solchen Fällen werden für etwaige Entdeckung allerlei Ausreden bereit gehalten.

Ferner sind Unredlichkeit und Dieberei als Züge des Negercharakters anzuführen. Sie stehlen mit großer Unverschämtheit und oft mit unglaublicher Schlaubeit. Aus einem wohl vergifteten Keller,

der so verschlo-
nicht denkbar
Fenstergitter m
Jedesmal, we
untersucht, ob
in Ordnung u
Bindsfaden mit
lag. Dieser f
Bursche beim
gelegt; später
Gitter geholt
Nun wurde sie
vorsichtig zer
Stehlen des B
ordnung ist, w
der Nacht aus
sollen. Aber n
auch ihren Na
sie zum Markt
angesehen und
eigenen Pflanzu
Dem Herrn ab
als Unrecht; si
daß man das
Gegenstände zu
kommen selten
die moralischen
und nicht zur C

Oft sind b
beschaffenheit be
westafrikanischer
zutreffen. So
verschiedenen M
keit und Leide
können selbst be
sie wild um sich
wie Bestien auf
kommen häufig
höchst grausam,
zu prügeln. A
sein. Die eine
glühenden Plätt
mal behielt. G
Kaufereien hab

¹⁾ Maden so
zehmal hängen i
mordete.

der so verschlossen gehalten wurde, daß das Hineinkommen eines Sklaven nicht denkbar war, kam eine Flasche Wein nach der andern fort. Das Fenstergitter war so eng, daß eine Flasche sich nicht durchzwängen ließ. Jedemal, wenn der Sklave mit im Keller gewesen war, wurde er untersucht, ob er etwa eine Flasche mit herausbringe. Alles fand sich in Ordnung und doch verschwanden die Flaschen. Endlich wurde ein Bindfaden mit einer Schlinge bemerkt, der scheinbar zufällig am Boden lag. Dieser führte endlich zur Entdeckung. Sehr geschickt hatte der Bursche beim Hinausgehen die Schlingen um den Hals einer Flasche gelegt; später mit einer Stange das Ende des Bindfadens durch das Gitter geholt und die Flasche selbst mit dem Halse durch dasselbe gezogen. Nun wurde sie entfort, der Inhalt in einen Topf geschüttet, die Flasche vorsichtig zerbrochen und alle Scherben sorgfältig entfernt. — Wie das Stehlen des Zuckerrohrs zum Viehfutter und der Eier an der Tagesordnung ist, wurde bereits erwähnt. Auch Rüge werden wohl während der Nacht ausgemolken, was natürlich auch die Oshambies gethan haben sollen. Aber nicht bloß der Massa wird bestohlen, sondern etliche stehlen auch ihren Nachbarn die Früchte von den Kofigründen und bringen sie zum Markte. Diese aber sind bei den übrigen als schlechte Subjekte angesehen und verachtet. Gewöhnlich sind es diejenigen, welche ihre eignen Pflanzungen aus Trägheit und Unordentlichkeit verkommen lassen. Dem Herrn aber etwas wegzunehmen erscheint ihnen allgemein nicht als Unrecht; sie halten ihre Kinder dazu an, sie wundern sich wohl, daß man das Diebstahl nennen könne. Nur größere und werthvollere Gegenstände zu nehmen fürchten sie sich, und Einbrüche oder Räubereien kommen selten vor.¹⁾ Jedemfalls hat die Sklaverei viel dazu beigetragen, die moralischen Begriffe in diesem Punkte vollständig zu verwirren und nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.

Dft sind die Neger als Menschen von sanfter, kindlicher Gemüthsbeschaffenheit beschrieben worden. Es mochte früher auf die aus gewissen westafrikanischen Nationen stammenden Sklaven (Weidab's und Ibo's) zutreffen. So aber wie sich der Negercharakter nach Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten herausgebildet hat, ist vielmehr Festigkeit und Leidenschaftlichkeit ein hervorstechender Zug desselben. Sie können selbst bei geringfügigen Gelegenheiten so wüthend werden, daß sie wild um sich schlagen, stoßen, beißen, kratzen, kneifen, spucken und wie Bestien auf einander losfahren. Besonders Sonntags Nachmittag kommen häufig Kaufereien vor. Chemänner sind gegen ihre Frauen höchst grausam, und lassen sich durch keine Vorstellungen abhalten sie zu prügeln. Auch die Mütter können gegen die Kinder furchtbar hart sein. Die eine stieß ihre Tochter um einer Kleinigkeit willen mit einem glühenden Plättchen so auf den Rücken, daß diese lebenslang das Brandmal behielt. Eine andre zerbiß ihrem Sohne das Ohr. Bei den Kaufereien haben sie sich manchmal gegenseitig förmlich wie wilde

¹⁾ Madben sagt: „Ein richtiger Räuber wird er nicht; er würde sich lieber zehnmal hängen lassen, als daß er einen Menschen, den er ausgeplündert hat, ermordete.“

Thiere verbissen, und es bleibt nichts übrig, als sie mit Gewalt auseinander zu bringen und einzusperren. Die Leidenschaftlichkeit des Negers ist aber auch nur ein schnelles Ausfludern. Ist erst ein je Zeit verflichen, so sind keine weiteren Ausbrüche in der betreffenden Sache zu befürchten. So sind sie auch, falls sie bestraft werden, im ersten Augenblick höchst aufgeregt; aber schon nach einer halben Stunde sind sie wieder lustig, als wenn nichts passiert wäre. — Es mag hier noch angedeutet sein, daß sich mancherlei Fälle von Grausamkeit gegen Thiere, mit abscheulicher Lust an ihren Qualen, erwähnt finden. Auch eine freundliche Behandlung der Hausthiere ist ihnen ganz fremd. Die Pferde pflegen zu scheuen, wo sie Schwarze sehen.

Es ist viel darüber gestritten, ob der Negerflave fleißig oder faul sei. Daß er fleißig sein kann, haben wir an den wohl gehaltenen Pflanzgründen gesehen, auf denen mancher nicht bloß seine Bedürfnisse, sondern sogar überflüssige Lebensmittel erzielt, daß er im Stande ist bedeutende Summen zurückzulegen. Wo er für den eignen Vortheil arbeitet, kann er viel leisten, und Madben versichert, daß er den egyptischen Fellah und den italienischen Bauern durch seine Leistungen weit übertrifft. — Dagegen in der Arbeit für den Herrn ist er fast nur unter dem Motiv der Furcht vor der Strafe thätig. Fast nur; denn ein gut Theil Arbeit wird gewohnheitsmäßig gethan. Der gute Neger im Durchschnitt arbeitet wie eine Maschine, wobei dann freilich die Arbeit keine sittliche That mehr ist. Es sind wohl nur wenige, von denen wir endlich zu erwähnen haben, daß sie in treuer Anhänglichkeit an den Massa, der sie mit Nahrung und Kleidung versorgt, ihre Arbeit thun. Erkenntlichkeit nach dieser Seite ist äußerst selten. Die Leistungen des Herrn sehen sie als etwas Selbstverständliches voraus, ohne irgend eine Verpflichtung zu Gegenleistungen zu fühlen. So war ihnen denn auch im Hinblick auf die Emanzipation es ganz unverständlich, daß diese Fürsorge nach derselben wegfallen würde. Massa König Wilhelm sollte das alles ihnen weiter gewähren wie bisher, nur die Arbeit sollte fortfallen. Das ist dem Neger der Begriff der Freiheit. Wir haben schon gehört, wie mißfällig das europäische Leben von denen, die es kennen lernten, beurtheilt wurde, weil hier die Leute so viel arbeiten. „Was ist das für Freiheit, wenn man arbeiten muß!“ Manche freuten sich: wenn sie erst frei wären, wollten sie immer bis 10 Uhr schlafen, und immer nur arbeiten, wenn sie Lust dazu hätten. In diesem Sinne hatten sich denn manche losgelaufen. Der Erfolg aber, welcher zeigte, daß sie als freie Leute viel mehr als bisher arbeiten mußten, um die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu erlangen, schreckte viele andre zurück, so daß sie unter ihrem Herrn blieben, obgleich sie vielleicht mehr als die Summe des Kaufpreises zurückgelegt hatten. Sie mochten ein Gefühl von dem Zusammenhang der Arbeit mit dem Versorgtsein erhalten haben. — In vielen Beziehungen ist auch die Vorliebe für Putz und Schmuck ein Antrieb zur Arbeit geworden, und man hat mit auf diesen Umstand die Hoffnung für Weiterführung der Arbeit nach der Emanzipation zu gründen versucht. Indessen jenes Motiv konnte nicht eine gleichmäßige Thätigkeit hervorgerufen. Es war höchst mißlich, auf den selbständigen Fleiß der Neger

viel Erwartung
daß auch bei d
Unterschied hinf

In hohem
Eitelkeit; er
Madben, der n
mit unter, den
Nach bunten T
allerlei Flittern
bloß mit dem b
kostbarsten Stoff
Eckstein. Es ist
von den Slav
arbeitenden Bev
zurückstehen. D
z. B. zu Festlic
Namens in. bunt
einen halben Do

Was die S
dieselbe in den
verwahrlosten Z
gesegneten Ehe
Alter (das in den
hatten, thaten sie
sicht des Slavens
scheint in diesem
war dies Zusamm
durch keinerlei f
jederzeit, sobald d
war, wieder aufge
sondern auf versch
Frauen an versch
Dennoch soll zwisch
waltet haben. Nur
schließen; sie woll
schlechter behandeln
zu befürchten hätte
einzelnstehender Cu
ff. Wir wollen
westindischen Neger
hervorheben. Da
Herrn und seine
sich doch bei manche
rührende Beispiele
geworden. Dem

¹⁾ Der Begriff S
wie es die Schwelle d
Barthardt, Missions-Bis

viel Erwartungen zu bauen. — Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß auch bei den Negern zwischen verschiedenen Individuen ein großer Unterschied hinsichtlich des Fleißes oder der Faulheit sich findet.

In hohem Maße gehört zur Eigenthümlichkeit des Negers seine Eitelkeit; er bettelt, borgt und stiehlt, um sie zu befriedigen, sagt Madden, der negerfreundliche Schriftsteller. Dabei läuft die Hoffahrt mit unter, den Europäern alles gleich zu thun, wo nicht sie zu überbieten. Nach bunten Tüchern und Bändern in den schreiendsten Farben nebst allerlei Flittern steht der Sinn der Frauen. Oft aber sind sie nicht bloß mit dem bunten Schein zufrieden, sondern wollen die gebiegensten, kostbarsten Stoffe haben und theuern, echten Schmuck von Gold und Edelfstein. Es ist kaum glaublich, welche Summen für dergleichen Dinge von den Sklaven verausgabt werden, hinter denen die bei unsrer arbeitenden Bevölkerung zuweilen vorkommenden Extravaganzen weit zurückstehen. Oft zeigt sich in dem Puz rechte Geschmacklosigkeit, wie z. B. zu Festlichkeiten sich die Frauen die Anfangsbuchstaben ihres Namens in bunter Farbe auf das Kleid sticken ließen, was beiläufig einen halben Dollar kostete.

Was die Sittlichkeit im engeren Sinne betrifft, so befand sich dieselbe in den Zeiten der Sklaverei bei den Negern in einem höchst vernachlässigten Zustande. Die Zahl der gesetzlichen resp. kirchlich eingesegneten Ehen war sehr gering. Sobald junge Leute das nöthige Alter (das in den Tropenländer bekanntlich frühzeitiger eintritt¹⁾) erreicht hatten, thaten sie sich zusammen. Von einem Einfluß oder Ueberaufsicht des Sklavenbesizers bei der Wahl finde ich nichts erwähnt; es scheint in diesem Punkt volle Freiheit geherrscht zu haben. Eine Ehe war dies Zusammenleben nicht zu nennen, da es in den meisten Fällen durch keinerlei festeres Band gehalten wurde. Die Verbindung konnte jederzeit, sobald der eine oder andre Theil ihrer überdrüssig geworden war, wieder aufgelöst werden. Vielfach wohnten sie gar nicht zusammen, sondern auf verschiedenen Plantagen. Nicht selten hatte ein Mann zwei Frauen an verschiedenen Orten, aber ebenso eine Frau zwei Männer. Dennoch soll zwischen den betreffenden Personen nicht viel Eifersucht gewaltet haben. Nur ungern ließ sich eine Frau herbei das Band fester zu schließen; sie wollten sich nicht so sehr binden, indem sie fürchteten, schlechter behandelt zu werden, wenn der Mann nicht mehr ihr Fortlaufen zu befürchten hätte. — Wie schädlich in diesem Punkte die Sittenlosigkeit einzelstehender Europäer gewirkt hat, braucht nur angedeutet zu werden. Wir wollen aber nicht bloß die Schattenseiten des Lebens der westindischen Neger zeichnen, sondern auch ihre guten Charakterzüge hervorheben. Dahin gehört besonders die Anhänglichkeit an den Herrn und seine Familie, die wenn sie auch keineswegs allgemein ist, sich doch bei manchen, namentlich den älteren Sklaven, oft findet. Einzelne rührende Beispiele von Treue gegen den Master sind bekannt genug geworden. Dem steht freilich auch bei vielen eine Gleichgültigkeit

¹⁾ Der Begriff Jungfrau fällt ganz hinweg, wo das weibliche Individuum, so wie es die Schwelle der Kindheit überschritten hat, Mutter wird.

gegenüber, die der fortgezogenen Herrschaft bald vergißt, was freilich nicht zu verwundern ist, wenn die letztere es versäumt hatte, immer ein Herz voll Liebe für die Schwarzen zu haben.

Eine gewisse Ehrenhaftigkeit untereinander läßt sich ihnen auch nicht absprechen. Es war eine Art von Gemeinschaftsbewußtsein, das sie und da ihre Handlungen beeinflusste. Bei den Aufständen auf Jamaica kam es kaum vor, daß ein Gefangener einen andern Mitschuldigen verrieth; sie starben lieber, als daß sie die Namen angegeben hätten.

Ein meist fröhlicher Sinn mit gutem Humor, ihre Vorliebe für Musik und Gesang¹⁾, ihre scharfe Beobachtungsgabe mag mit zu den guten Eigenschaften und Fähigkeiten gezählt werden, während das bedeutende Nachahmungstalent — sie sind geborne Schauspieler — und die Kunst etwas ins Lächerliche zu ziehen sowie sich zu verstellen einen zweifelhafteren Werth haben dürfte.

Schließlich mögen hier noch einige ergänzende Bemerkungen über die Behandlung der Sklaven Platz finden. Sklaverei ist freilich immer ein großes Uebel, und ruht immer auf dem Fundamente schwerer Sünden. Daß Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen und als Waaren betrachtet werden, die man kaufen und verkaufen kann, ist etwas Unmenschliches und vollends Unchristliches. Wie sich in der Zeit, von der wir reden, in Westindien dieses Kaufen und Verkaufen gestaltet hatte, darüber habe ich wenig Andeutungen gefunden. Es ist möglich, daß dabei öfter auf die Familienbande keine Rücksicht genommen wurde, und vielleicht möchte dies der dunkelste Punkt in der damaligen Behandlung der Sklaven sein. Andererseits aber ist es doch wahrscheinlich, daß viele Besitzer von Sklaven sich von solchen Rücksichten leiten ließen. Was im übrigen die Behandlung der Sklaven seitens ihrer Herren betrifft, so ist schon angedeutet, daß dieselbe keineswegs eine so allgemein grausame war, wie dies im Eifer des Parteikampfes oft dargestellt worden ist²⁾ und in weiten Kreisen noch jetzt geglaubt wird. Unsere bisherige Schilderung von dem Leben der Neger mußte schon manchem Vorurtheil entgegentreten. Ihre Lage war durchschnittlich durchaus nicht eine gedrückte; wenigstens auf allen den Plantagen, die sich in gutem Gange befanden. Daß auf andern, die in Verfall gerathen waren, auch die Sklaven vernachlässigt und schlecht versorgt waren, möge hier ausdrücklich erwähnt werden. Auch der Verkehr der Herren mit den Schwarzen war im allgemeinen keineswegs lieblos und unfreundlich. Freilich traten diese jenen stets in einem strengen befehlerischen Tone entgegen, der gewiß auch vielfach hart zu nennen war. Es darf dies jedoch nicht allein den Herren als Schuld angerechnet werden. Manche hatten es versucht ihre Sklaven in liebevoller und freundlicher Weise zu be-

handeln; die Er- und nachlässig r haben keinen G berichtet. Sie h Sklaven fertig i Grausamkeit geg suchte ihm mit f ihn auf den heil Jörn und sein G „wie sehr ihnen wollten lieber au ließ sich aber nid das moralische G zu stärken suchte, machen. Aber l Schwarzen wurde ihre Aufführung als eine Pest bek geworden, die bei erhoben, wie sie ex „so Gott will“ ei nern und Dieben eingeführt werden.

Die Züchtigun nur für solche Be bestraft worden sei Verbrechen angewo Todesstrafe stand. „den Bloß“ gelegt fukende mit zwei Bestrafenden eing einmal auf den bl und jedenfalls ein umgeben. Diese St Eindruck. Eine ju machte vor ihrer He Dank, Madam, daß Die schweren bestritten werden, d lung noch bis in d waren dies aber di Zeiten war bergleid

¹⁾ Ihre Lieder haben meist einen melancholisch-n Charakter. Sie besitzen die Gabe, bei Gelegenheiten sofort aus dem Stegreif ein Lied zusammen zu reimen.

²⁾ Hiermit soll keineswegs der Vorwurf absichtlicher Lüge ausgesprochen sein; das Generallitren nach einzelnen Fällen sowie Unkenntniß der Sachlage konnte nur zu leicht solche unrichtige Darstellung veranlassen.

¹⁾ Domestic Mann
²⁾ Dieser gedanten Vincent infolge des Ein befiehlt: „Bring mir e thun!“

handeln; die Erfahrung aber lehrte, daß sie dadurch höchst unverschämte und nachlässig wurden und häßlich in ihrem ganzen Betragen. Wir haben keinen Grund anzuzweifeln, was uns Mrs Carmichael¹⁾ darüber berichtet. Sie hatte sich vorgezogen, ohne körperliche Strafen mit ihren Sklaven fertig zu werden. Hatte einer gestohlen, gelogen oder eine Grausamkeit gegen einen andern verübt, so nahm sie ihn allein und suchte ihm mit freundlichen Worten seine Sünde vorzustellen, verwies ihn auf den heiligen Gott, dem die Sünde ein Greuel ist, auf seinen Zorn und sein Gericht u. s. w. „Es ist kaum zu beschreiben“, sagt sie, „wie sehr ihnen diese Behandlung zuwider war. Sie sagten mir, sie wollten lieber ausgepeitscht als auf diese Art gequält werden.“ Sie ließ sich aber nicht irre machen, sondern versuchte immer aufs neue an das moralische Gefühl zu appelliren, das sie durch Religionsunterricht zu stärken suchte, um auf diese Weise die Körperstrafe überflüssig zu machen. Aber leider hatte sie nicht den gewünschten Erfolg. Ihre Schwarzen wurden so frech, im Vertrauen auf ihre Straflosigkeit, und ihre Aufführung so unerträglich, daß sie in der ganzen Nachbarschaft als eine Pest bekannt waren. Etlliche waren dabei vollendete Heuchler geworden, die bei jeder Gelegenheit feukzten und ihre Augen fromm erhoben, wie sie es in der Kapelle gesehen, und in jeden Satz womöglich „so Gott will“ einschalteten²⁾, dabei aber mit unter den ärgsten Lügneren und Dieben waren. Es half nichts; die Körperstrafe mußte wieder eingeführt werden.

Die Büchtigung mit der Ruthe oder mit der Peitsche trat aber doch nur für solche Vergehen ein, die in Europa damals viel härter würden bestraft worden sein. Ja das höchste Strafmaß, 39 Hiebe, wurde für Verbrechen angewendet, auf die nach europäischen Gesetzen zum Theil Todesstrafe stand. Für geringere Vergehen wurden die Sträflinge in „den Bloc“ gelegt. Derselbe bestand in einer hölzernen Bettstelle, deren Fußende mit zwei Böckern versehen war, in welche die Beine des zu Bestrafenden eingeschlossen werden konnten. Oft brauchte derselbe nicht einmal auf den bloßen Brettern zu liegen, sondern hatte eine Matratze und jedenfalls ein Kopfkissen; ja zuweilen war er von einem Moskitoneß umgeben. Diese Strafe machte denn auch gewöhnlich wenig oder gar keinen Eindruck. Eine junge Hausflavin, die in den Bloc geschickt wurde, machte vor ihrer Herrin spöttisch lächelnd einen Knix und sagte: „Schönen Dank, Madam, daß Sie mich hübsch stille sitzen lassen!“

Die schweren Strafen kamen nur selten vor. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß einzelne Fälle von harter, ja grausamer Behandlung noch bis in den letzten Zeiten der Sklaverei sich ereigneten. Es waren dies aber die Ausnahmen und nicht die Regel. In früheren Zeiten war dergleichen viel häufiger gewesen, besonders auf den Plan-

¹⁾ Domestic Manners I. pag. 227.

²⁾ Dieser gedankenlose Mißbrauch des Namens Gottes war damals auf St. Vincent infolge des Einflusses der Methodisten allgemein geworden. J. B. die Frau befehlte: „Bring mir eine Tasse!“ „Ja Madam, so Gott will, ich will's gleich thun!“

tagen, die in Abwesenheit des Besitzers unter Leitung eines Verwalters standen. Diese Praxis der Plantagenbesitzer, in Europa den Ertrag ihrer Grundstücke zu verzehren, war überhaupt für die ganzen westindischen Zustände höchst nachtheilig. Wo die Herren selbst ihre Sklaven unter sich hatten, waren die Neger meist besser versorgt und milder behandelt, und die Plantagen gediehen. Jene Verwalter aber waren in alter Zeit oft ungebildete, rohe Leute, von denen nicht zu erwarten war, daß sie mit der nöthigen Langmuth, Ruhe und Menschlichkeit ihr Regiment über die Schwarzen führen könnten. Da kamen denn wohl oft solche Grausamkeiten vor, wie sie in den meisten Schilderungen der Sklaverei (vielfach aber doch noch mit Uebertreibungen) dargestellt werden. Wir würden jedoch der Wahrheit zu nahe treten, wollten wir die Zustände Westindiens in unserm Jahrhundert mit solchen Darstellungen charakterisiren. Nur zu oft ist der Blick des Missionsfreundes dadurch getrübt worden. Wir wollten hier aber so offen wie möglich den wirklichen Verhältnissen ins Auge sehen, unter denen die evangelische Mission ihre Hauptarbeit zu thun hatte. Fast jede Mission unter den Heiden ist erschwert durch die Hindernisse, die die Sünden gottloser Europäer unter dem betreffenden Volke angerichtet haben. Nirgend anderswo aber waren diese Hindernisse größer als in Westindien. Mögen dieselben in früheren Zeiten sich vorzugsweise als durch Begleichungsünden der Europäer verursacht charakterisiren, so finden wir doch später weit überwiegend die Unterlassungsünden. Das war die große Unterlassungsünde nicht bloß der einzelnen Plantagenbesitzer, sondern des Mutterlandes der Kolonien, daß der nun einmal vorhandenen Sklaven-Bevölkerung nicht durch allgemeinen Unterricht die Segnungen christlicher Bildung zugeführt wurden. Das war eine Vernachlässigung der Heimat an den Kolonien, die durch die angestrengteste Missionsthätigkeit nicht wieder gut gemacht werden konnte. Anstatt die Neger zu erziehen, hat man sie in ihrer geistigen und geistlichen Verkommenheit gelassen, die um so schlimmer war, je besser für das materielle Dasein derselben gesorgt wurde. Daher ward der Schwarze so leicht zur Karikatur. Wäre die Kirche der europäischen Länder damals nicht in den tiefen Schlaf des Nationalismus versunken gewesen, hätten in Westindien christliche Männer die Gewalt, die ihnen unter Gottes Zulassung über die Schwarzen zugeflossen war, richtig angewendet und sie verschmolzen mit der Frucht des Evangeliums, so hätte dort allerdings die Mission Triumphe feiern können, wie in keinem andern Lande, und es hätte mit Rücksicht auf die Greuel des Sklavenhandels, unter denen der schwarze Mann nach jenen Inseln gebracht wurde, und die als unverlöschliches Brandmal der Geschichte der christlichen Völker aufgeprägt sind, schon jetzt zum Preise der wunderbaren Regierung des Herrn heißen können: „Ihr gebachtet es böse — zu machen; aber Gott gedachte es gut — zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ (Gen. 50, 20.) Ueber Westindien ist's jetzt noch nicht am Tage. Das Ziel liegt vielleicht noch fern; denn der Menschen Wanken hält oft Gottes Gnadenziele auf, zu weiten selbst da, wo der Mensch seine alten Verschuldungen (doch mit

verkehrtem Ei
Westindien zu
Vorher betrach
der Sklaverei,
gemeinde bis

Die vorstehen
jugendlichen Klein
sagen sein. Scho
schönen Insel hat
koloniale Leben be
Zuckerkultur dreh
(engl. Gewürz) u
Windviehzucht get
Guineagrass bewa
Breeching-Pennis.

Auch die Beh
als auf den ande
verbieten und mit
ipation hin doch
und bis zum 1. V
— doch jedenfalls
der Baptisten, in
Wirksamkeit hinaus
Bevölkerung überl
auf andern Inseln.
Kämpfen vollzogen

Noch müssen
ihren Herren entsp
führten. Auch die
den Entflohenen sie
(Maroon's) gena
ein, da das Leben
Bei manchen schle
worden. Man dur
sie sonst gar nicht

Ueber die Beh
die Juden eine gr
sachen u. s. w.

Zur Schilder
auftretenden Orta
spiel diene die B
gegeben hat.

„In der Nach
fürchterlichen Orta
mittags zuvor war
aus Norden und
wurde es gefährlic
wir für nöthig, un
nehmen; und sieh
getragen. Um 3
einer halben Stun

¹⁾ Leider trägt
geschloßt wurde, noch
vermischen stehen wof

verkehrtem Eifer) selber wieder gut zu machen gedachte. Wie dies auf Westindien zutrifft, wird uns ein weiteres Kapitel dieses Buches zeigen. Vorher betrachten wir indessen die evangelische Mission in den Zeiten der Sklaverei, und zunächst die Anfänge derselben durch die Brüdergemeinde bis zum Beginn unsers Jahrhunderts.

Nachträge.

Die vorstehende Schilderung hat besonders die Zustände der der evangelischen Mission zugänglichen kleinen Antillen im Auge. Ueber Jamaica würde manches andere zu sagen sein. Schon die Naturverhältnisse, die Landschaft, die Vegetation u. s. w. dieser schönen Insel hat manches Eigentümliche aufzuweisen. So hat sich auch hier das coloniale Leben besonders gestaltet. Während auf den andern Inseln sich alles um Zuckerkultur drehte, gab es auf Jamaica zahlreiche Kaffee-Plantagen; auch Piment (engl. Gewürz) und Ingwer wurde viel gebaut. In großem Maße wurde auch Rindviehzucht getrieben, besonders auf der nördlichen Seite in den weiten, mit Guineagrass bewachsenen Ebenen. Die betreffenden Grundstücke hießen Penns oder Breeding-Penns.

Auch die Behandlung der Sklaven gestaltete sich wie es scheint auf Jamaica härter als auf den andern Inseln. Den Sklavent Kindern Schulunterricht zu erteilen war verboten und mit harten Strafen bedroht. Die Peitsche scheint hier bis zur Emanzipation hin doch eine andere Rolle gespielt zu haben als auf den kleinen Antillen, und bis zum 1. August 1834 sollen unmenschliche Grausamkeiten vorgekommen sein — doch jedenfalls nicht in der Ausdehnung, wie partielle Darstellungen, besonders der Baptisten, in ihrer generalisirenden Weise angegeben; sie gehen weit über die Wirklichkeit hinaus¹⁾. Doch soll nicht geleugnet werden, daß auf Jamaica die weiße Bevölkerung überhaupt in einem schrofferen Gegensatz gegen die schwarze stand, als auf andern Inseln. Daher konnte hier die Emanzipation auch nur unter den schwersten Kämpfen vollzogen werden, wie wir im Folgenden sehen werden.

Noch müssen wir bemerken, daß in den Zeiten der Sklaverei nicht selten Neger ihren Herren entsprangen und in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden ein freies Leben führten. Auch dies kam auf Jamaica besonders vor, wo die ausgebehten Gebirge den Entflohenen sichere Aufenthaltsorte boten. Solche freien Neger wurden Maroon's (Maroon's) genannt. Andre liefen nur zeitweise weg und stellten sich später wieder ein, da das Leben auf den Plantagen doch bequemer war als in der Einöde der Wälder. Bei manchen schlechten Subjekten war das Weglaufen förmlich zur Gewohnheit geworden. Man durfte sie nicht einmal zu hart strafen, da man befürchten mußte, daß sie sonst gar nicht sich wieder einstellen würden.

Ueber die Bevölkerung Westindiens überhaupt ist nachzutragen, daß in den Städten die Juden eine große Rolle spielten, besonders im Kleinhandel mit Zeug, Schmaucksachen u. s. w.

Zur Schilderung der Natur müssen wir noch nachträglich die dann und wann auftretenden Orkane erwähnen, die zuweilen von Erdbeben begleitet sind. Als Beispiel diene die Beschreibung eines solchen, wie sie Missionar Catte's (Methobist) gegeben hat.

„In der Nacht vom 21. September d. J. geschah es Gott, uns mit einem fürchterlichen Orkan heimsuchen, der beinahe die ganze Insel verheerte. Nachmittags zuvor war der Himmel mit schweren Wolken beladen, der Wind blies heftig aus Norden und wurde gegen die Nacht immer stürmischer. Mit jedem Augenblick wurde es gefährlicher, sich zur Thüre hinaus zu wagen. Um 12 Uhr Nachts fanden wir für nöthig, unser Haus zu verlassen und in ein anderes unsere Zuflucht zu nehmen; und siehe, wenige Augenblicke nachher wurde das Haus vom Sturm weggetragen. Um 3 Uhr in der Mitternacht war die Wuth des Windes namenlos; in einer halben Stunde lagen $\frac{1}{2}$ der Häuser in der Stadt zu Boden. Eine Flut

¹⁾ Selber trägt eines unsrer folgenden Kapitel nach den einseitigen Quellen, aus denen es geschöpft wurde, noch so manche Spuren einer derartigen Darstellungsweise an sich, die sich nicht verlohnen ließen, wenn von dem ursprünglichen Werke noch etwas stehen bleiben sollte.

von Regen strömte herab, es erbehte die Erde, und die feurigsten Blitze mit Schwefeldampf umströmten uns von allen Seiten. Wir machten uns zum Tode gefaßt. Laufende, die ohne Gott und ohne Gebet dahingelegt hatten, warfen sich nun auf ihre Knie nieder und riefen zu dem, dem der Wind und das Meer gehorham sind. Viele unter ihnen haben den Tod unter den Trümmern ihrer Häuser gefunden. Hundertfünf derselben fand man sogleich todt, viele andre sind indeß an ihren Wunden gestorben und andere dem Tode nahe. — Ein einziges Haus ist uns übrig geblieben, in dem uns der Herr Schutz finden ließ. — Alle unsre Kirchen, bis auf eine, wurden zu Boden gestürzt, und viele unsrer armen Neger, die ihr zureichendes Auskommen hatten, sind Bettler geworden.“

3. Die Missionen der Brüdergemeinde in Westindien.

A. Die Brüder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Es ist bereits im ersten Hefte (S. 41) erwähnt worden, wie die Begegnung des Grafen Zinzendorf mit einigen Grönländern zu Kopenhagen (1731) den ersten Anstoß zur Begründung der Brüdermission in Grönland gab. Noch ehe diese zur Ausführung kam, wurde die Mission nach Westindien unternommen, die ebenfalls bei jener Gelegenheit ihre Veranlassung erhalten hatte. Die Bedienten des Grafen und unter ihnen namentlich David Nitschmann, der nachmalige Bischof, lernten damals den Kammerröhren des Oberstallmeisters Grafen von Raurvig kennen. Anton, so hieß er, war früher auf St. Thomas Sklave gewesen, nun aber im Christenthum unterwiesen und getauft. Er erzählte den Brüdern viel von dem Elende der Sklaverei, in dem eine Schwester von ihm noch schmachte, und wußte gar rührend zu schildern, wie sie zu dem ihr unbekannten Gott um Hülfe und Erlösung flehe, wie er denn selbst als Sklave auch oftmals einsam am Meeresufer sitzend mit schmerzlichem Verlangen sich nach dem Lichte göttlicher Offenbarung gesehnt habe. Viele Neger auf St. Thomas, meinte er zuversichtlich, seien eben so gesinnt und würden der Predigt des Evangeliums sofort zufallen und sich bekehren.

Es kann wohl nicht befremden, daß die Brüder und auch der liebe Herr Graf, dem Anton gleichfalls viel erzählen mußte, diese Mittheilungen ohne viel Kritik aufnahmen. Bald war Zinzendorf voller Freudigkeit, Boten des Friedens in dieses weiße Erntefeld zu senden. In dieser Stimmung theilte er der Gemeinde zu Heernhut nach seiner Rückkehr alles, was er über Westindien erfahren hatte, mit. Bald darauf kam Anton auf seine Veranlassung selber dahin und wiederholte vor versammelter Gemeinde seine Erzählungen. Es traten diesmal freilich die Schwierigkeiten der beabsichtigten Mission deutlicher zu Tage. Die Prediger des Evangeliums, so hieß es, würden selber Sklaven werden müssen¹⁾, um den Sklaven nur nahe zu kommen. Aber auch hierdurch konnte der Funke, der in das Herz eiltlicher Brüder gefallen war, nicht wieder ausgelöscht werden. Namentlich fühlte Leonhard Döber einen

¹⁾ Nach den bestehenden Gesetzen wäre dies freilich gar nicht zulässig gewesen, was Anton aber nicht erwähnte.

starken Drang im ganzen hundertjährigen Unternehmen am 18. Aug.

Auf der antraten, hatten die frommen ihnen Muth es wohl werthe lasse.“ Die wo ihnen die als bisher dazwischen ant mit einer dem zählungen von Lügen und su Als diese aber ihrem Vorhab Schwester Am glaubensfesten Königs wahren war die Beför nicht zu erla Kapitän die und Nitschman Einige vornehmlicher und zum rohen Schiffsch beschwichtigten

Da lag bewaldeten Rausend Fuß blaue See hin später nach damals noch e in dem die denen verschied auf ihren über

Einer der Lorenzen, such ihm ohne ihr er nahm sie g Sorgenstein denn Antons denen sie den sonderbaren E

¹⁾ St. Tho

mit Schwefel-
Tode gekost.
sich nun auf
horam sind.
er gefunden.
es an ihren
ist uns übrig
schen, bis auf
zureichendes

dien.

18. Jahr-

en, wie die
zu Kopen-
mission in
de die Mi-
Gelegenheit
drasen und
ge Bischof,
drasen von
t. Thomas
nd getauft.
ei, in dem
rührend zu
d Erlösung
m Meeres-
e göttlicher
meinte er
des Evan-

h der liebe
die Mittheil-
voller Freu-
nden. In
nach seiner
mit. Bald
wiederholte
n diesmal
r zu Tage.
ben werden
h hierdurch
war, nicht
ober einen

ffig gewesen,

starken Drang, zu jenen schwarzen Heiden zu gehen. Die Gemeinde im ganzen hatte weniger Freudigkeit. Als aber das Loos über das Unternehmen bejahendentschied, wurden Dober und David Nitschmann am 18. Aug. 1832 als Missionare für St. Thomas abgeordnet.

Auf der Reise, die sie jeder mit nur 6 Thalern in der Tasche antraten, hatten sie aller Orte Bedenklichkeiten zu hören. Doch war die fromme Gräfin Stolberg in Wernigerode eine der wenigen, die ihnen Muth zusprachen, für den Heiland alles zu wagen, „als welcher es wohl werth sei, daß man sich allenfalls um seinetwillen tobschlagen lasse.“ Die schwersten Prüfungen aber warteten ihrer in Kopenhagen, wo ihnen die Verhältnisse auf St. Thomas in ganz andern Lichte als bisher dargestellt wurden. Ja der verschmigte Kammermoor, der inzwischen anderweitigen Einklüsterungen Raum gegeben hatte, erklärte mit einer dem Neger eigenen Unbefangenheit alle seine früheren Erzählungen von der Sehnucht der Sklaven nach Gottes Wort für lauter Lügen und suchte die Brüder von ihrer ferneren Reise abzubringen. Als diese aber trotz dem standhaft blieben und sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen ließen, gab er ihnen einen Brief an seine Schwester Anna mit. Trotz der Theilnahme, die die anspruchlosen, glaubensfesten Missionare selbst bei der Königin und der Schwester des Königs während ihres verzögerten Aufenthalts in Kopenhagen fanden, war die Beförderung auf einem Schiffe der Dänischen Handelsgesellschaft nicht zu erlangen. Endlich wurde ihnen von einem holländischen Kapitän die Mitreise gestattet, aber nur indem Dober als Köpfer und Nitschmann als Zimmermann sich nach der Kolonie begeben wolle. Einige vornehme Freunde sorgten für das Passagiergeld. — Nach beschwerlicher und zuweilen gefahrvoller Seereise, zuerst oft dem Spotte des rohen Schiffsvolkes ausgesetzt, den sie nach und nach durch ihr Betragen beschwichtigten, kamen sie am 13. Dezember 1732 auf St. Thomas an.

Da lag sie vor ihnen, die Insel ihrer Sehnucht mit den grünbewaldeten Ruppen ihrer Berge, deren einige sich gegen anderthalb Tausend Fuß erheben, mit den weiten Buchten und den vielen in die blaue See hinausragenden Vorgebirgen.¹⁾ Der Hauptort, Tappus, später nach des Königs Schwester Charlotte Amalie genannt, war damals noch ein unansehnliches Dorf, überragt von einem alten Thurm, in dem die Flibustier gehaust hatten. Die meisten Pflanzern, unter denen verschiedene Nationen, auch Deutsche, vertreten waren, wohnten auf ihren über die Insel zerstreuten Plantagen.

Einer der letzteren (wohl in der Nähe von Tappus), mit Namen Lorenzen, suchte die beiden Herrnhuter alsbald auf, denn sie waren ihm ohne ihr Vorwissen von Kopenhagen aus empfohlen worden, und er nahm sie gastlich in sein Haus auf, womit er sie von einem schweren Sorgenstein befreite. Noch an dem Tage ihrer Ankunft suchten sie denn Antons Schwester Anna, so wie ihren Bruder Abraham auf, denen sie den mitgebrachten Brief vorlasen, indem sie zugleich in einem sonderbaren Sprachgemisch, wie es sich eben machte, den sich sammelnden

¹⁾ St. Thomas ist fast 4 deutsche Meilen lang, und etwas über eine Meile breit.

Negern die frohe Botschaft von Christo zu verkündigen begannen. Die sprangen und klatschten vor Freude in die Hände; denn es war ihnen ganz neu, daß solche guten Worte auch für sie gelten sollten, die sie bisher nur für die Weißen bestimmt meinten, von denen dieselben doch so wenig geachtet wurden.

Von nun an suchten sie an jedem Sonntage eine Schaar von Zuhörern zu sammeln; in der Woche ließ es sich nicht ausführen. Sie lernten nach und nach den äußern und innern Zustand der Schwarzen kennen, und erweckten durch ihre Freundlichkeit bei vielen derselben Zutrauen. Da es sie indeß drückte, das Brod ihres gastlichen Wirthes umsonst zu essen, auch das Alleinwohnen ihrem Berufe dienlich zu sein schien, so wurden sie mit Lorenzen eins, nach Tappus zu ziehen, wo derselbe ein noch unvollendetes Haus besaß, und dasselbe auszubauen. So verdienien sie ihren Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit. Die Missionsarbeit ging dabei ruhig weiter. Bald hatten sie sich das verdorbene Holländisch, das die meisten Neger auf St. Thomas sprachen, angeeignet. Auf Anna und Abraham machte das Evangelium schon einen sichtlichen Eindruck. Auch mit den Freinegern, die bereits dem Namen nach Christen waren, kamen sie in Berührung, bei denen sie aber einen sehr harten Boden fanden; während einer, der sich ihnen anfangs mit großem Heilsverlangen angeschlossen, bald darauf als Heuchler und grober Sünderdiener entlarvt wurde.

Als der Hausbau vollendet war, erhielten die Brüder Aufträge zu weiteren Bauarbeiten. So namentlich auf einer Plantage an der Muskitobai, wo Dober auch wieder den Handlanger machte und mit ihm 4 Schwarze beschäftigt waren, denen im täglichen Verkehr die christliche Wahrheit nahe gebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit konnte den Negern der oft gemachte Einwand, die Arbeit lasse ihnen nicht Zeit, auf Gottes Wort zu achten, widerlegt werden.

Doch Dober wollte nicht länger von Mitschmanns Verdienst mitleben. Dieser sollte ja auch nach dem Willen der Gemeinde zu Herrnhut mit der nächsten Schiffsgelegenheit dorthin zurückkehren. So versuchte jener es zunächst mit seinem Handwerk, der Töpferei. Aber der Thon der Insel war für dieselbe nicht geeignet. Dann zog er wieder nach der Muskitobai, um sich von Fischerei zu ernähren; versiel aber bald in ein schweres Fieber, in dem er von seinem Gefährten treulich gepflegt wurde. Nach eingetretener Genesung reiste dieser ab (17. April 1733), während Dober mit ungebrochenem Glaubensmuth zurückblieb und in Lorenzens Hause wieder ein Unterkommen fand. Einige Wochen später nahm ihn der Gouverneur der Insel (Garbelin) als Haus Hofmeister an. Da ging es ihm äußerlich ganz wohl, auch hatte er Zeit, sich mit den Negern zu beschäftigen — dennoch fühlte er sich nicht glücklich. „Ich schämte mich so sehr“, sagt er, „daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu sein; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war.“ Aber er sah auch hier des Herrn Fülhrung, „mit dem er einen festen Bund gemacht hatte, sich seiner Providenz kindlich und blindlings zu überlassen.“

Mit Ab-
Gerb, sich d-
nischen Lustb-
in ihnen sich
seine ganzen
der er nur u
im Stiche un-
nur sehr küm-
mit seinen 3
nun fleißiger
ihm das Am-
lehnen wollte
Schwarzen ve-
Die Gemeinb-
Ältestenamt
ganze Kolonie
landeten.

Die etwo-
(Santa Cruz)
der Dänisch-
sie mehrere J-
hatte auf der
nun nach Her-
und leiten sol-
Christenthums
über diese Be-
Vorschlag ang-
bias Leupo-
ihnen seine A-
selben und ve-
und Entbehr-
opfernden T-
anzusehen ist,

Seine E-
eingenommen
den Tod abge-
nisten nach E-
unverbrochen

Die Un-
traurigen Ver-
gekauften Ne-
schwach, daß
unbekannt mi-
säumten die

1) Es ist u
hört. Croiz ist

2) Die wäl-
höchst ungesund

Mit Abraham und Anna schloß nun auch der Mann der letzteren, Gerb, sich dem Missionar näher an. Sie enthielten sich von den heidnischen Lustbarkeiten und legten schon manches schöne Zeugniß von dem in ihnen sich regenden geistlichen Leben ab. Dober hätte ihnen gerne seine ganzen Kräfte gewidmet. Darum gab er seine Stellung auf, aus der er nur ungern entlassen wurde, ließ Ueberfluß und Bequemlichkeit im Stiche und nahm einen Wächterposten in Tappus an, bei dem er nur sehr kümmerlich seinen Lebensunterhalt verdiente, war aber erfreut, mit seinen 3 erweckten Negern, zu denen sich noch ein vierter gesellte, nun fleißiger verkehren zu können. — Nach einigen Monaten wurde ihm das Amt eines Plantagenvorstehers angeboten, das er nicht ablehnen wollte, da es die beste Gelegenheit zum Verkehr mit den Schwarzen versprach. Aber nicht lange blieb er in dieser Stellung. Die Gemeinde in Herrnhut rief ihn zurück; er war in das erledigte Ältestenamt gewählt worden. Diese Nachricht erhielt er durch eine ganze Kolonie von Brüdern, die im Sommer 1734 auf St. Thomas landeten.

Die etwa 8 deutsche Meilen südlicher gelegene Insel Ste. Croix¹⁾ (Santa Cruz) war im Jahre zuvor der französischen Regierung von der Dänisch-Weindischen Handelscompagnie abgekauft worden, nachdem sie mehrere Jahrzehnte wüste gelegen. Der Oberkammerherr von Pless hatte auf derselben ausgebehnte Ländereien erworben und wandte sich nun nach Herrnhut um Kolonisten, die die Plantagen dort einrichten und leiten sollten und zu gleicher Zeit Gelegenheit zur Ausbreitung des Christenthums finden würden. Trotz einiger Bedenken Zinzendorf's über diese Vermengung der Mission mit äußeren Geschäften wurde der Vorschlag angenommen und 18 Personen unter der Leitung von Tobias Leupold reisten zunächst nach St. Thomas, woselbst Dober von ihnen seine Abberufung erfuhr. Mit schwerem Herzen gehorchte er derselben und verließ die ihm so lieb gewordenen Stätten seiner Arbeiten und Entbehrungen am 12. August 1734. Obgleich er mit seiner aufopfernden Thätigkeit als der Bahnbrecher der weindischen Mission anzusehen ist, dachte er selber von seinem Wirken nur sehr gering.

Seine Stelle sollte von einigen der neu angekommenen Brüder eingenommen werden. Doch dieselben wurden zum Theil bald durch den Tod abgerufen, und die übrigen gingen zur Unterstützung der Kolonisten nach Ste. Croix, so daß die Mission auf St. Thomas gänzlich unterbrochen war.

Die Unternehmung auf jener Nachbarinsel hatte einen höchst traurigen Verlauf. Als die Brüder mit 12 für den Oberkammerherrn gekauften Negern dorthin übersetzten, waren ihrer einige noch so schwach, daß sie ans Land getragen werden mußten. Die Gesunden, unbekannt mit den Gefahren des Klimas, überarbeiteten sich und versaumten die nöthige Vorsicht und Schonung.²⁾ So wurden in kurzer

¹⁾ Es ist unrichtig, die Insel „Saint Croix“ zu nennen, wie man gewöhnlich hört. Croix ist bekanntlich ein Femininum.

²⁾ Die während eines Zeitraums von 38 Jahren verwilderte Insel war hierdurch höchst ungesund geworden.

Zeit ihrer Behn dahingerafft. Dazu kam, daß Zwistigkeiten, die schon auf der Seereise ausgebrochen waren und die auch Dober nicht beizulegen vermocht hatte, immer stärker hervortraten, sowie unlautere und selbstsüchtige Absichten einiger von den Kolonisten die Missionsarbeit lähmten. Elf von Herrnhut nachgesandte Brüder¹⁾ stellten zwar die Einigkeit wieder her, stärkten auch den Missionseifer, aber immer wieder forderte das Klima seine Opfer und so mußte das ganze Unternehmen aufgegeben werden. Einige Brüder trennten sich ganz von der Gemeinde und von der Sache der Mission und richteten sich auf eigne Hand auf der Insel ein. Nur wenige kehrten, elend an Leib und Seele, nach Hause zurück (1736). Matthäus Freundlich blieb auf St. Thomas.

Doch schon im August des Jahres zuvor war dorthin ein andrer Bruder gesandt, mit dessen Namen die ersten größeren Missionserfolge in Westindien verknüpft sind: Friedrich Martin. Er war begleitet von dem Br. J. A. Bönike, einem Schneider, der durch Ausübung seines Handwerks für den Unterhalt sorgen sollte, damit sich Martin völlig der Mission widmen könne. Dies that denn derselbe mit außerordentlichem Eifer. Zunächst nahm er sich der wenigen an, die sich bereits an Dober angeschlossen hatten. Dann aber hielt er nicht bloß auf der Kompagnie-Plantage Sonntagsgottesdienst, sondern wußte jede Gelegenheit wahrzunehmen, um den Negern nahe zu kommen. Hatte er bei einem derselben erst einen Eindruck des göttlichen Wortes bemerkt, so ließ er ihn nicht wieder aus den Augen, sondern ging ihm überall nach, bis er ihn völlig gewonnen hatte. Eine Negerin riß er einmal mitten aus einem wilden Tanze heraus und stellte ihr die göttliche Gnade so ernstlich vor, daß sie sich entschloß, der Welt zu entsagen. Seine Vertraulichkeit und Freundlichkeit mit den Schwarzen, zu denen er sich in herzlichster Liebe herabließ, gewann ihm die Herzen; sein Leben, das die Kraft des Christenthums bezeugte, gab seiner Lehre einen mächtigen Nachdruck. Besonders ist seine Wohlthätigkeit zu rühmen, die er ohne Unterschied an Gläubigen und Ungläubigen übte. Jeden Abend versammelte sich, in dem Hause der Brüder eine Schaar von Negern, und da dasselbe bald zu klein ward, baute ein solcher Namens Glas ein eignes Versammlungshaus.

Bereits nach einigen Monaten dieser Wirksamkeit wurden die Brüder durch einen Visitationsbesuch A. G. Spangenberg's erfreut. Letzterer vollzog die heilige Taufe an drei Negern u. z. auf der Plantage Muskitobai. Martin war nämlich nicht ordiniert. Leider waren einige der schon durch Dober Erweckten wieder untreu geworden; so auch jene Anna, die wir nicht unter den Erstlingen von St. Thomas finden. Sehr ermunternde Erfahrungen aber boten sich bei einigen Personen dar, die freilich noch nicht die Taufe empfangen konnten.

¹⁾ Schon nach der Nachricht von 2 Todesfällen unter den Kolonisten waren dieselben abgeordnet. Als die weitere Trauerkunde in Herrnhut eintraf, sang die Gemeinde: Es wurden zehn dahingest! als wären sie verloren;

Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren.

So wird
aus ihre
mitgebrac
zuweilen
eine will

Von
unter den
sich einfa
theilnahm
des Heil
eigentliche
Gebet; d
Einzelnen
längerten
Freuden
lebte und
wurde de

Nun
besonders
Besuche
durch Bel
sie mitbr
Zumuthu
fungen w
gingen vo
und treu.
Insel ver
Streit des
than und
der Schm
nehmen."

Im
eine von
Christ. E
wieder du
über ein
der befeh
Bevölkeru
schon läng
missionire
Er wurde

Bald
lichen Neg
30 Perso
Ordnungen

"Alle
theilt, die
Aufsicht über

So wird namentlich von einer alten Freinegerin, Marotta, erzählt, die aus ihrem Vaterlande dunkle Begriffe von einem dreieinigen Gotte mitgebracht hatte, dem sie in großer Frömmigkeit mit viel Beten sowie zuweilen mit Opfern von Lämmern diente. Das Evangelium war ihr eine willkommene Botschaft.

Von jener Zeit an wuchs der Hunger nach dem Wort Gottes unter den Negern, deren nun täglich fast 200 zu den Abendstunden sich einfanden, am Unterricht im Lesen und Schreiben mit Freuden theilnahmen und schon dabei oft ein Verlangen nach der Erkenntniß des Heilandes gewannen. Nach den Leseübungen folgte dann der eigentliche Unterricht im Christenthum, bestehend in Gesang, Lehre und Gebet; daran schlossen sich noch vertrauliche Unterredungen mit den Einzelnen, wodurch die Zusammenkünfte oft bis Mitternacht sich verlängerten. Jeder, der zu diesen Abendstunden sich meldete, ward mit Freuden aufgenommen; nur wer in offenbaren Werken des Fleisches lebte und auf wiederholte Mahnungen nicht davon absteigen wollte, dem wurde der Zutritt bis zur Aenderung seines Sinnes untersagt.

Nun aber erhob sich auch Haß und Feindschaft gegen die Mission, besonders von Seiten der Weißen. Manche Herren ließen zwar die Besuche ihrer Sklaven bei den Brüdern zu; andre aber suchten sie durch Peitschenhiebe davon abzuhalten und verbrannten die Bücher, die sie mitbrachten. Besonders hatten die Negerinnen, die den wollüstigen Zumuthungen ihrer Herren widerstanden, viel zu leiden. Diese Prüfungen waren freilich manchen der bereits Angeregten zu schwer; sie gingen von dem guten Wege wieder ab. Andre aber blieben standhaft und treu. Als Spangenberg nach mehrwöchentlichem Aufenthalt die Insel verließ, konnte er nach Herrnhut berichten: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen.“

Im Jahre 1737 wurde Martin vom Bischof Nitschmann durch eine von London aus datirte Urkunde ordinirt und erhielt in Joh. Christ. Schöneweck mit seiner Frau Mitarbeiter, die ihm aber bald wieder durch den Tod entzissen wurden. Freundlich, der ihm schon über ein Jahr lang zur Seite gestanden hatte, verheirathete sich mit der bekehrten Mulattin Rebekka, die treulich unter der weiblichen Bevölkerung wirkte. Bönicke aber hatte sich in hochmüthiger Weise schon längere Zeit von den Brüdern getrennt und auf eigene Hand zu missioniren angefangen, was auf Schwärmerei hinauszu laufen schien. Er wurde in jenem Jahre vom Blik erschlagen.

Bald nach Martins Ordination begann die Bildung einer christlichen Negergemeinde, indem er nach und nach in Jahresfrist gegen 30 Personen taufen konnte. Für diese Gemeinde wurden folgende Ordnungen festgesetzt.

„Alle Getauften wurden in kleine Gesellschaften von 5, 6 oder 10 Personen getheilt, die sich über ihren Herzenszustand brüderlich mit einander besprachen. Die Aufsicht über diese kleinen Kreise vertraute Martin 5 Nationalgehilfen an, welche

er für die tüchtigsten zu diesem Berufe erkannt hatte. Mit der Taufe war er nicht allzuschwierig; bei wem er ein aufrichtiges Verlangen nach seinem ewigen Heile wahrnahm, mochte er auch in vielen Stunden noch schwach und unbefestigt sein, den nahm er durch die Taufe in die Gemeinde auf, und überließ es der Wirkung des heiligen Geistes, ihn durch das Bad der neuen Geburt selbst zu befestigen und zu gründen. Nachher jedoch wurden nur diejenigen, die Festigkeit im Gange durch die göttliche Gnade erlangt hatten, nach einer kurzen Rede von der Wichtigkeit und dem Segen des heiligen Abendmahls, zu dem Genuße dieses Sakraments zugelassen. In allen Getauften, besonders den Abendmahlsgegnossen, suchte Martin die ihnen anvertrante Gabe durch unablässige, treue Anwendung zu wecken; er ließ sie die erweckten, lernbegierigen Neger fleißig besuchen, und die Erfahrungen, welche sie an ihrem eignen Herzen gemacht hatten, ihnen mittheilen. Einige ließ er auch kurze Briefe aufsetzen, nahm diese bei einem Besuche in Ste. Croix mit, und las sie den dortigen, früher von der Predigt der Brüder angeregten Negern vor, was auf diese einen tiefen Eindruck machte. Unter den gläubigen Negern wurde eine christliche Eheordnung eingeführt; die in die Ehe tretenden wurden unter Gesang und Gebet der ganzen Gemeinde dazu eingeweiht. Nach Art der ersten Christen wurden zur Verbesserung innigerer Gemeinschaft und herzlicherer Theilnahme in allen Lebensverhältnissen öfters Liebesmahle mit den Negern gehalten, wozu bald dieser einen großen Fisch, den er gefangen hatte, bald jener ein anderes Gericht, das er sich selber verdient hatte, hergab. Jede Verläumdung gegen äußere Pflichten, Ungehorsam gegen Vorgesetzte u. dgl. m. wurde, nach Verschiedenheit der Umstände, mit mehr oder weniger Schärfe geahndet. Der Lehrling oder Getaufte, der sich hartnäckig oder trotzig gegen seine Herrschaft auführte, wurde von den Versammlungen so lange ausgeschlossen, bis er mit herzlicher Reue um Vergebung bat; dies wirkte meistens mehr, als alle Züchtigungen des Meisterknechtes; es wurde den Schuldigen bald unerträglich, des gelegneten Unterrichts zu entbehren, und sie baten mit Thränen um Wiederannahme. Einige, die sich durch das Singen quineischer heidnischer Lieder zum Anstoß anderer verläumdigt hatten, wurden darüber in öffentlicher Gemeindeversammlung ernstlich erinnert, und ihnen die Ausschließung angedroht, der sie jedoch durch ernsthafte Abbitte zuvorkamen. Ueberhaupt wurden alle, die noch in offensbaren Werken des Fleisches lebten, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Auf Pflanzungen, wo viel gläubige Neger waren, wurden ihnen Aufseher bestellt, die besonders darüber zu wachen hatten, daß sie treu, fleißig und ehrerbietig gegen ihre Vorgesetzten waren, und die Uebertreter sogleich anzeigen mußten; dies hatte zur Folge, daß manche Herren den Beweis selbst in die Hände bekamen, wie sehr die Predigt des Evangeliums zum Vortheil ihrer Sklaven und ihrer selbst gereichte. Aber alle diese Einrichtungen waren dem treuen Missionar noch nicht genug; er ging noch außerdem unter den Negern umher und unterredete sich mit jedem einzeln, und die großen Schwierigkeiten, welche der Dienst, die Entfernung der Pflanzungen und die äußere Lage der Sklaven diesem Geschäft in den Weg stellten, überwand er durch unermüdeten Eifer und Geduld.

Da das Haus der Brüder zu Tappus für die Versammlungen zu klein wurde, so nahmen sie die Gelegenheit wahr eine kleine Plantage anzukaufen, wohin sie alsbald übersiedelten. Die Gebäulichkeiten lagen auf einem Berge, etwa eine Stunde östlich von jenem Orte, von dem aus die Christen durch den Schall der Posaune zusammengerufen wurden, daher er den Namen Posaunenberg erhielt (1738). Die Gemeinde war im besten Aufblühen. Nun aber begann ein bedrohlicher Sturm über das junge Werk herzufahren. Die Herren, welche nicht leiden wollten, daß ihre Sklaven frömmen würden als sie selbst, warfen einen bitteren Haß auf die Missionare. Selbst der holländisch-reformirte Prediger J. Vorm verschmähte es nicht, mit den Feinden gemeinsame Sache zu machen. Er söcht Martins Ordination an, da sie nicht vom Könige bestätigt sei, und bewirkte, daß demselben jede Amtshandlung bis zu der von Kopenhagen geforderten Entscheidung

unterjagt
und dessen
nisten Fie
knecht war
leisten ko
strafe veru
fängniß g
Mitaltstet
Seelen inz
und Heule
gegen 400
sich Schw
und ertrug
paar Wor

Dem
tigkeit sein
Prozeß ge
daler Str
Frau sollt
überwiesen
noch nicht
während
befreundet
treulich ve

Diese
gemeinde n
treu und
Getauften
von dem
morteten e
sie weit n
blieben da
genheit, i
Eine zwei
nicht dazu
Ganz

Zinzenbor
rigen Lag
den ihm d
Leute in
Gleich na
Freilassun
rührendes
Christi m
Aufnahme

1) Das
die Karte g

unterjagt wurde. Dazu war um jene Zeit von Martin, Freundlich und deſſen Ehefrau in einem Prozeß gegen den früheren Brüderkoloniften Fiedler, der jezt auf einer Plantage in St. Thomas Meifterknecht war, ein Eid verlangt worden, den fie mit gutem Gewiſſen nicht leiſten konnten. Infolge der Weigerung wurden fie zu einer Geldſtrafe verurtheilt, die fie nicht zahlen konnten, und deſhalb ins Gefängniß geworfen. Zuvor aber hatte Martin aus der Gemeinde 2 zu Mitalteften und 8 zu Gemeinbedienern gewählt, denen die Pflege der Seelen inzwiſchen übertragen wurde. Unter dem ſchmerzlichen Weinen und Heulen einer großen Schaar von Negern — (es hielten ſich ſchon gegen 400 zu ihnen) wurden die Brüder abgeführt. Auch verſammelten ſich Schwarze dann und wann unter den Fenſtern des Gefängniſſes und ertrugen gern die Schläge und Stöße der Soldaten, um nur ein paar Worte von dem geliebten Lehrer hören zu können.

Dem Bruder Freundlich wurde übrigens nun auch, da die Giltigkeit ſeiner von Martin vollzogenen Trauung beſtritten wurde, der Prozeß gemacht, weil er in wider Ehe lebe. Er wurde zu 100 R. daler Strafe und lebenslänglicher Karrenarbeit¹⁾ verurtheilt. Seine Frau ſollte in die Sklaverei verkauft, und das Geld einem Hoſpital überwieſen werden. Zur Vollſtreckung des Urtheils kam es freilich noch nicht, und beide wurden noch weiter in Gefangenſchaft gehalten, während der ſchwer erkrankte Martin auf die Bürgſchaft eines ihm befreundeten Pflanzers, Carſtens, vorläufig losgegeben und von dieſem treulich verpflegt wurde.

Dieſe Zeit der Inſeſtung gereichte übrigens der jungen Negergemeinde recht zum Segen. Die Bekehrten blieben ihrem Bekenntniß treu und wurden feſter auf demſelben gegründet. Die ſämmtlichen Getauften wurden eines Tags in das Kaſtell nach Lappus citirt, um von dem reformirten Prediger Vorm geprüft zu werden. Sie antworteten einfältig und klar, aber viele Fragen waren ſo geſtellt, daß ſie weit über die Faſſungskraft der Schwarzen hinausgingen und blieben daher unbeantwortet. Es gelang aber nicht bei dieſer Gelegenheit, irgend etwas Gravirendes gegen Martin herauszubekommen. Eine zweite Prüfung ſollte nach 8 Tagen ſtatfinden, aber es kam nicht dazu.

Ganz unerwartet nämlich kam am 29. Januar 1739 der Graf Zinzendorf zu einer Viſitation nach St. Thomas, ohne von der traurigen Lage der Brüder irgend wie Kenntniß zu haben. Er kam um den ihm öfter gemachten Vorwurf zu widerlegen, daß er nur immer Leute in ein ungesundes Land bringe, wo ſie bald ſterben müßten. — Gleich nach ſeiner Ankuft erſuchte er den Gouverneur der Inſel um Freilaſſung der Gefangenen, die auch alsbald erfolgte. Es war ein rührendes Wiederſehen. Der Graf küßte den leidenden Bekenner Chriſti mit Ehrfurcht die Hand. Bei Carſtens hatten ſie zunaechſt Aufnahme gefunden, von wo ſie am folgenden Tage nach dem Po-

¹⁾ Das Erkenntniß ſagt: in Bremerholm (bei Kopenhagen) auf Lebenszeit an die Karre geſchloſſen zu werden.

saunenberg zogen. Von der dort stattfindenden Versammlung der Negerchristen erhielt Zinzendorf einen tiefen Eindruck, besonders als er in einer an sie gerichteten Ansprache Luthers Erklärung zum zweiten Artikel citirte, und die sämtlichen Neger in ihrer kreolischen Sprache mit in das Bekenntniß einfielen. — Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, während dessen durch Verhandlungen mit dem Gouverneur die Verfolgung der Brüder gänzlich beigelegt wurde, verließ der Graf die Insel, auf die er übrigens zwei neue verheirathete Brüder, Weber und Löhans, mitgebracht hatte.

Doch erneuerten sich bald nachher die Feindseligkeiten gegen die christlichen Neger. Man brachte es zu einem Verbot, daß kein Neger nach Sonnenuntergang die Plantage verlassen sollte, und als die Versammlungen der Brüder trotzdem besucht wurden, kam es zu einem Ueberfall, bei dem mehrere Schwarze verwundet wurden. Eine Zeit lang versammelte man sich nun in einem Gehölz unter Ausstellung von Wachen. Die wachsende Sache des Evangeliums blieb durch diese Drangsale vor falschem Namenschristenthum bewahrt, und die Anhänger immer mehr auf dem guten Grunde befestigt. Bald aber verloren sich denn die Versammlungen wieder, da eine strenge Kontrolle nicht durchzuführen war. Auch traf die königliche Entscheidung über die Ordination Martins ein, die anerkennend ausgefallen war. Dem reformirten Prediger wurde dabei bedeutet, daß er sich aller Aeußerungen gegen die Brüder zu enthalten habe, „sintemal er auch nur tolerirt sei.“

Von nun an wuchsen die Schaaeren derer, die sich um das Evangelium sammelten, das nun auch in Tappus, Muskitobai und de Paarl, einer Plantage auf der Nordseite der Insel, regelmäßig verkündigt wurde. Schon waren Nationalgehilfen soweit ausgebildet, daß man ihnen die Predigt anvertrauen konnte. Ja Martin hatte sogar schon seine 16 „Fischer“, wie er sie nannte, die Sonnabends und Sonntags je 2 und 2 auf allen Plantagen der Insel umherzogen und missionirten. In kurzem gab es an 52 Orten der Insel Erweckte. 1741 konnte Martin schreiben: „Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen und um Gnade schreien. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen u. s. w.“

Ein theologisch gebildeter Missionar, Feder, der von Herrnhut ausgesandt wurde, fand seinen Tod beim Schiffbruch nicht weit vom Ziele der Reise, während seine Gefährten Ch. G. Israel, ein schwächlicher, verwachsener und lahmer, aber von Eifer für die Sache des Herrn beseelter Mann, unter merkwürdigen Umständen aus demselben gerettet wurde¹⁾. Der letztere eignete sich schnell die kreolische Sprache an und stand bald in voller Thätigkeit. — Die Zahl der Täuflinge mehrte sich. 1741 konnten 90 Personen mit einemale getauft werden, unter denen auch endlich Anna war, die nun Zeichen eines neuen Lebens gab. — Der Beseunterricht, der bisher als Hülfsmittel zur Kenntniß des Evangeliums getrieben war, von manchen aber in weltlichen Absichten benutzt

¹⁾ cf. Wulfschlägel, Lebensbilder II, S. 16 ff.

wurde, blieb beschluß wurdigung des R

Ein Ver Weber und die Sendboten Israel aber Auf Zinzendorf belpia. Do nach einigen Thomas zur unter aller Abscheiden en von seinen lie

Friedrich wandte aber St. Jan. Wi durch ein Re stellte das Mi wurde eine Brüder dahin kunft neuer und mehrere

Auf Ste Fuß fassen kö getaufter Neger der Insel, war Am 12. Juli die hier ersten garten ausblü von National werth, der vo

„Als ich u Gelland die Me damit sie nicht Herz durchbohrt diesem großem wir Gleichgestun uns doch von lbarkeit so hingen den Herrn kenne bigen Neger vungen von Se die Wälder, um sammlungsplatz Gottes waltete in die Nacht zu

Auf der von St. Tho der mit den

wurde, blieb fortan den Negern unter sich überlassen. Durch Konferenzbeschuß wurde die Arbeit der Brüder ausschließlich auf die Verkündigung des Kreuzes beschränkt.

Ein Versuch auf Ste. Croix, der im genannten Jahre von Geschw. Weber und Israel ausgeführt wurde, blieb ohne Erfolg. Krank mußten die Sendboten heimkehren, ohne auch nur eine Seele gewonnen zu haben. Israel aber hatte dort den Grund zu seinen tödtlichen Leiden gelegt. Auf Zinzendorfs Einladung gingen die Missionare 1742 nach Philadelphia. Doch Israel hielt es nicht lange dort aus, sondern kehrte nach einigen Monaten mit einem neuen Gehülfsen, Böhner, nach St. Thomas zurück. Als Martin 1743 verheirathet wiedertam, hatte sich unter aller Arbeit Israels Krankheit so verschlimmert, daß er seinem Abscheiden entgegen sah. Am 2. August entschlief er, herzlich beweint von seinen lieben Negern.

Friedrich Martin blieb zwar die Seele der Mission auf St. Thomas, wandte aber fortan seine Arbeit noch mehr auf die Inseln Ste. Croix und St. Jan. Wichtig war die Bestätigung der Kirchenfreiheit für die Brüder durch ein Rescript Christian VI. Sein Nachfolger Friedrich V. aber stellte das Missionswerk sogar unter den Schutz der Regierung. Dasselbe wurde eine Zeitlang freilich gehemmt durch eine Epidemie, die mehrere Brüder dahinraffte, während die andern krank darniederlagen. Die Ankunft neuer Arbeiter von der nordamerikanischen Gemeinde (Bethlehem) und mehrere Visitationen dienten in dieser Prüfungszeit zur Stärkung.

Auf Ste. Croix hatte Martin 1744 endlich mit der Mission festen Fuß fassen können, anknüpfend an eine Anzahl schon auf St. Thomas getaufter Neger. In der Nähe von Christiansstadt, an der Nordseite der Insel, war eine Plantage angekauft, wo Martin seinen Wohnsitz nahm. Am 12. Juli konnten auf der nicht fernen Kompagnieplantage, Princeß, die vier ersten Personen getauft werden, „die ersten in dem Todtengarten aufblühenden Pflanzen“. Die weitere Arbeit wurde auch hier von Nationalgehülfsen unterstützt, unter denen Nathanael erwähnenswerth, der von der Zeit seiner Erweckung Folgendes erzählt hat:

„Als ich unsere Brüder das große Wort verkündigen hörte, daß Gott unser Heiland die Menschen so geliebt hat, daß er ein Mensch wurde und für sie starb, damit sie nicht den ewigen Tod erleiden möchten, war es, als ob ein Pfeil mein Herz durchbohrte. Ich folgte den Brüdern von Ort zu Ort, um noch mehr von diesem großem Worte zu hören. Und wenn keine Brüder bei uns waren, so kamen wir Gleichgesinnte zusammen, und wiewohl wir nicht viel wußten, unterredeten wir uns doch von dem Gott, welcher selbst die Neger liebt, und wurden oft von Dankbarkeit so hingenommen, daß wir alle weinten und ein brennendes Verlangen fühlten, den Herrn kennen zu lernen und Seine Gnade zu erfahren. Zu der Zeit mußten die gläubigen Neger viel Widerstand und Verfolgung erdulden. Um uns keinen Mißhandlungen von Seiten der weißen Leute auszufehen, nahmen wir einen Umweg durch die Wälder, um das Evangelium zu hören; doch je beschwerlicher es war, zum Versammlungsort zu gelangen, desto seliger fühlten wir uns daselbst; denn der Friede Gottes waltete auf eine besondere Weise unter uns, und wir sprachen oft bis spät in die Nacht zusammen von dem Heil unsrer Seele.“

Auf der Insel St. Jan, deren westlicher Punkt von dem östlichen von St. Thomas kaum dreiviertel Meilen entfernt ist, hatte schon 1741 der mit den Brüdern verbundene Plantagenaufseher Jens Rasmus

selber angefangen, mit seinen Negern erbauliche Versammlungen zu halten. Drei Jahre später sollte dort ein eigener Missionar stationirt werden (Tutweiler), der aber schon beim Beginn seiner Arbeit von einem feindseligen Weißen so mißhandelt wurde, daß er nach St. Thomas zurückkehren mußte. Er erlag bald darauf dem Fieber, der fünfunddreißigste von denen, die in einem Zeitraum von 11 Jahren in Verbindung mit der westindischen Brüdermission ihr Leben verloren. Auf St. Janakr konnte Martin bei einem Besuche (1745) schon die Erstlinge taufen.

Auf St. Thomas war inzwischen die Unzuverlässigkeit des Negergatalters zum Kummer der Brüder vielfach zu Tage getreten, und sie hatten denselben durch die strengste Kirchenzucht begegnen zu müssen gemeint. Dazu kam die einseitige Befolgung einer Ermahnung Zinzendorf's, nicht nach Belehrung ganzer Haufen, sondern einzelner Seelen zu trachten. Die Ausgeschlossenen, theils erbittert, theils niedergeschlagen, blieben vielfach sich selbst überlassen, auch wollte man niemand taufen, der nicht das Ideal, das man sich von einem Bekehrten machte, erreicht hätte. So wurde 1741—44 keine Heidentaufe vollzogen. Die Verirrten geriethen immer tiefer ins Verderben. Die wichtige Sache kam 1747 auf der Synode zu Herrnhut zur Verhandlung, zu der auch Martin nach Europa gekommen war. Hier wurden die Grundsätze einer mildern Praxis aufgestellt. Der Bischof Joh. v. Watterville ward beauftragt, die Mission in Westindien zu visitiren und diese Praxis dort einzuführen. Sein Erscheinen dort (1749) rief eine weitgehende Bewegung hervor. Die Ausgeschlossenen wurden wieder aufgesucht. 8 bis 900 Neger besuchten die Versammlungen. Viele bekehrten die Tausende. 380 Bekehrte meldeten sich nach einem Bitttage, und während der neunwöchentlichen Visitation konnten 100 Personen getauft werden. Zur besseren Seelenpflege wurde die Gemeinde in 5 Klassen getheilt: Lehrlinge, Taufkandidaten, Getaufte, Abendmahlskandidaten und Kommunikanten. Auch wurde bestimmt, daß von nun an die Kinder der Getauften gleich nach der Geburt getauft werden sollten.

Nochte nun auch bei diesen Maßregeln ein Zunehmen der Spreu unter dem Weizen unvermeidlich sein, so nahm doch die ganze Mission von jetzt an einen bedeutenden Aufschwung. Die Zahl der Getauften stieg bald auf 1222. Vor Martins Abreise war übrigens der ordinirte Bruder Meinig auf St. Thomas an die Spitze derselben getreten, der aber schon 1749 durch den Tod abgerufen wurde. Im folgenden Jahre (Febr. 1750) entschlief auch Martin auf Ste. Croix, nach vierzehnjähriger, apostolischer Thätigkeit. Dort wie auf St. Jan hatte er seine letzten Kräfte dem Evangelio geweiht, und an beiden Orten war durch ihn die Mission fest begründet. Auch auf der letztern Insel war eine Plantage, Bethanien, angekauft, und dort ein Versammlungshaus errichtet. Auch zu Princeß auf Ste. Croix hatte Martin noch eine neue Stätte für den Gottesdienst einweihen können.

Das folgende Jahrzehnt wurde die westind. Mission von Georg Weber als dem Ordinarius geleitet. Auf Ste. Croix wirkte G. Döhneberg.

Er hatte gerade in vorzüglichem Maße die Gabe empfangen, welche den Missionaren vor der letzten Visitation so gefehlt hatte; durch sein liebevolles, zuvorkommend freundliches Betragen gegen alle, durch sein Aufsuchen der Spuren göttlicher Herzens-

bewegung bei d. Willfährigkeit, a getaupte Neger annehme. Er aus seinem B und nur die G nicht geburt, d nommen und n

Mit der Friedrichst dorthin verleg zu Friedrichs Jahre wuchs die dänische Der königlich Christiansstad und Beförder

St. Jan Missionars E tet werden m die Gemeinde

Im Jah Mission gefeie damals folgen

St. A Ste.

St.

dazu waren a Die Brüder h geliums und rarischen Arb eine Harmonie die Armuth

Die weitere Der Widerspr hie und da k viele Beispiele bezeugten. R gelüste, so wu wiederherzustell

Die Kirck war zu klein ge (später Nisch) selben Jahre n gegründet und

¹⁾ Daneben Zuckerbau, wozu Milßtenbau, doch erhöht wurden, n

Burthardt, Mission

Bewegung bei den Entfremdeten gewann er sich bald allgemeines Zutrauen. Seine Willfährigkeit, alle Arten von Leuten anzunehmen, veranlaßte eine weiße Frau, ihre getaufte Negerin zu fragen, ob denn der Missionar ohne Unterschied Gute und Böse annehme. „Er macht keinen Unterschied“, antwortete die Negerin; „wer sich nur aus seinem Verderben will helfen lassen, ist ihm willkommen. Wenn er ausjucken und nur die Guten annehmen wollte, dürften nur wenige kommen; auch ich hätte nicht geburft, denn ich war eine der Schlechtesten; aber der Heiland hat mich angenommen und mir Barmherzigkeit erzeigt“.

Mit der Erbauung einer neuen Kirche auf der Plantage der Brüder, Friedrichsthal (1755), wurde übrigens das Centrum der Mission dorthin verlegt. Auch am Westende der Insel regte sich's. Dort wurde zu Friedrichsthal ein Predigtplatz angelegt. Bis zu dem genannten Jahre wuchs die Gemeinde bis auf 305 Getaufte. — Damals übernahm die dänische Regierung die 3 Inseln von der Westindischen Compagnie. Der königliche Gouverneur nahm seinen Wohnsitz auf Ste. Croix in Christiansstadt. Er, wie auch seine Nachfolger, war ein treuer Freund und Beförderer der Mission.

St. Jan hatte nach dem bald erfolgten Tode des ersten ständigen Missionars Schur (1749) 4 Jahre lang von St. Thomas aus verwaltet werden müssen. Darauf übernahm Joh. Brucker die Arbeit und die Gemeinde gelangte zu erfreulichem Wachsthum.

Im Jahre 1757 konnte das 25jährige Bestehen der westindischen Mission gefeiert werden. Die Zahl der Gemeindeglieder stellte sich damals folgendermaßen:

| | | |
|------------|-----------------|-------------|
| St. Thomas | 936 Erwachsene, | 216 Kinder, |
| Ste. Croix | 374 | 92 |
| St. Jan | 113 | 6 |

dazu waren auf der letzten Insel 47 anderswo getaufte Personen. — Die Brüder hatten bisher fast nur in direkter Verkündigung des Evangeliums und in der Seelenpflege gewirkt.¹⁾ Erst jetzt wurde den literarischen Arbeiten mehr Fleiß zugewendet. Joh. Böhner überfegte eine Harmonie der vier Evangelien in die kreolische Sprache, wobei die Armuth derselben an manchen Begriffen Schwierigkeiten machte.

Die weitere Entwicklung dieser Mission zeigt nun einen ruhigen Gang. Der Widerspruch der Weißen gegen dieselbe hatte fast aufgehört. Nur hie und da kamen grausame Behandlung der Sklaven vor, bei denen viele Beispiele christlichen Duldens das christliche Leben der Schwarzen bezeugten. Regte sich aber unter denselben Widerstand und Empörungsgelüste, so mußten die Missionare immer die Ruhe und Unterwürfigkeit wiederherzustellen.

Die Kirche auf dem Bosaunenberge, nun Neu-Herrnhut genannt, war zu klein geworden, so baute man eine zweite 1771 an der Rumbai (später Nisky) für die Bevölkerung der westlichen Hälfte. In demselben Jahre wurde auf Ste. Croix Friedensberg (bei Friedrichsthal) gegründet und 1792 Emmaus auf St. Jan im Osten an der Corallbai.

¹⁾ Daneben arbeiteten sie soweit es die Zeit gestattete für ihren Unterhalt im Zuckerbau, wozu sie einige Neger hatten; besonders aber in dem einträglicheren Mühlenbau, doch konnten sie die Kosten der Mission, die durch die vielen Reisen erhöht wurden, nicht decken.

Von 1762 bis 1784 stand der zum Bischof geweihte Martin Mack an der Spitze der Mission. Er arbeitete „unter dem sichtbaren Segen des Herrn, mit unermüdeter Sorgfalt, und genoß die Achtung und Liebe sowohl seiner Mitarbeiter und des Negervolkes als der Weißen jedes Standes“. Außerdem waren damals, die Handwerker mitgerechnet, 23 Brüder und Schwestern im Dienste der Mission. Welche angestrengte Thätigkeit ihr Beruf mit sich führte, sehen wir aus Oldendorp's Worten: „Der um seine Rettung verlegene Heide will Unterricht und Trost von seinem Lehrer haben; und da er am Tage keine Zeit hat, denselben zu besuchen, so wendet er die Nacht dazu an. Sein geistliches Bedürfnis ist sehr dringend. Ist er krank und gebrechlich, so verlangt er von seinem Lehrer besucht zu werden, wenn er gleich stundenweit von ihm entfernt wohnt. In allerlei andern Angelegenheiten begehren sowohl Getaufte als Lehrlinge den Rath ihres Lehrers. Sie legen ihre Streitigkeiten ihm zur Entscheidung und Vermittlung vor, bringen sich bei ihm wegen der Taufe und des Abendmahls ins Andenken, und eröffnen ihm ihren Herzenszustand. Man stelle sich vor, daß dieses von etlichen Hunderten und Tausenden geschieht, so wird man einigermaßen den weitläufigen Umfang der beschwerlichen Arbeit eines Missionars einsehen können.“ Eine große Hülfe bei denselben waren die Nationalhelfer, die nicht bloß die Aufsicht in ihren besonderen Bezirken zu führen, sondern auch bei Begräbnissen und andern Gelegenheiten kurze Ansprachen zu halten hatten. Einer der bedeutendsten dieser Männer war Cornelius, der gegen 50 Jahre lang bis in sein hohes Alter treulich sein Amt versah. Er konnte fertig lesen und schreiben und sprach kreolisch, holländisch, deutsch, englisch und dänisch geläufig. Als geschickter Maurer stand er dem königlichen Bauwesen vor, und jedermann schätzte ihn, als einen tüchtigen, rechtschaffenen und ehrlichen Mann. Bis 1767 war er Sklave. Sein Fleiß aber ward so gesegnet, daß er von seinem Verdienste erst seine Frau, dann sich selbst loskaufen konnte. Seine ungeheuchelte Demuth gewann ihm alle Herzen. Seine Lehrvorträge waren anziehend und erwecklich. Seiner Predigt aber entsprach sein Wandel. Wohlthaten und mitzuthun war ihm Wonne. Jeder Nothleidende fand bei ihm Unterstützung und treuen Rath. Auch sein seliger Heimgang bezeugte sein gereiftes inneres Leben.

Auch von andern Gemeindegliedern werden hervorragende Beispiele von Frömmigkeit angeführt. So war auf St. Thomas ein gewisser Petrus, der vor seinem Ende öfters sagte: „O wenn mich doch der Heiland bald holen wollte.“ Eines Tages sah man ihn während der Arbeit auf die Knie fallen und die Hände falten; und als man wieder nach ihm sah, war er verschieden.

Mehr und mehr wuchsen die Gemeinden. Als Johannes Lorez, Mitglied der Unitäts-Ältesten-Konferenz, 1784 nach Dänisch-Westindien zur Visitation kam, fand er dort schon über 500 christliche Seelen. Bei dieser Zahl reichten die Kräfte der Missionare nicht aus zu einer so eingehenden Pflege der einzelnen Seelen, wie sie früher getrieben wurde. Immer mehr mußte von dieser Arbeit den Helfern und Helferinnen überlassen werden. Dieselben wurden zwar in Konferenzen alle 14

Tage von der Taufe und freudliche Gefühl, nicht zu können.

der Regierung

Die Ehr haben von m Inseln zu be dieselben mel anhaltende D Es folgten S Menge von I einen nachthei so erwachte d Fragen nach

Etliche Verbeef von Die für Rechn ein, daß sie oh anderer Missio i. März 180 Dänemark un eingenommen, allgemeinen R Friedensberg c Truppen herge

Die sechs waren am Sch nenberg (173 thal (1751) u (1749) und G

B. Die Bri

Der erste Britischen Ins Martin von Quäker sich erl einzuräumen. einigen Bräde waren; doch ka Erfolgreicher n auf Jamaica,

Tage von den Missionaren angeleitet, wobei denn auch über die zur Taufe und zum Abendmahl Zuzulassenden, über bedenkliche oder erfreuliche Vorgänge in der Gemeinde berichtet und berathen wurde — immerhin aber blieb es oft für die Missionare ein drückendes Gefühl, nicht selbst überall direkt auf die einzelnen Seelen einwirken zu können. Uebrigens erfreute sich die Mission fortwährend des Schutzes der Regierung und des besten Einvernehmens mit derselben.

Die Chroniken der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben von mancher schweren Heimsuchung durch Landplagen auf jenen Inseln zu berichten. Namentlich waren es die furchtbaren Orkane, die dieselben mehrmals fast ganz verwüsteten. Einmal auch eine lange anhaltende Dürre, bei der alles Trinkwasser auf den Inseln zu Ende ging. Es folgten Hungersnoth und Epidemie, die namentlich 1789 eine große Menge von Negern dahin raffte. Hatten jene schweren Zeiten vielfach einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung der christlichen Gemeinde, so erwachte doch andererseits auch unter dem Ernst der Epidemie das Fragen nach dem Heil der Seelen.

Glückliche Jahre nach diesen Unfällen, 1797, visitirte Joh. Menatus Verbeek von der Unitäts-Ältesten-Konferenz die westindische Mission. Die für Rechnung derselben getriebenen Gewerbe brachten jetzt schon so viel ein, daß sie ohne fremde Beihülfe sich durchbringen und noch zum Bestehen anderer Missionen mit beitragen konnte. — Am Schlusse dieses Zeitraums, im März 1801, wurden die drei Inseln, in Folge der kurzen, zwischen Dänemark und England ausgebrochenen Fehde, von den Engländern eingenommen, und die Brüder hatten nicht nur ihren Antheil an der allgemeinen Noth zu tragen, sondern mußten auch ihr Wohnhaus in Friedensberg auf einige Monate zu einem Lazareth für die englischen Truppen hergeben.

Die sechs Stationen der Brüdergemeinde in Dänisch-Westindien waren am Schluß des Jahrhunderts: Neu-Herrnhut, früher Posau-
nenberg (1735), und Nisby (1771) auf St. Thomas; Friedens-
thal (1751) und Friedensberg (1771) auf Ste. Croix; Bethanien
(1749) und Emmaus 1782 auf St. Jan.

B. Die Brüder in Britisch-Westindien bis Ende des 18. Jahr- hunderts.

Der erste Versuch der Brüder, ihre westindische Mission auf die Britischen Inseln auszudehnen, ward im Jahre 1743 gemacht, wo Fr. Martin von St. Jan aus das nahe Tortola besuchte, und hier einige Quäker sich erbieten, den Brüdern ihr Haus zu einer Negerversammlung einzuräumen. Im Jahre 1759 wurde der Versuch dieser Insel von einigen Brüdern wiederholt, die ein Grundstück anzukaufen willens waren; doch kam die beabsichtigte Missionsniederlassung nicht zu Stande. Erfolgreicher waren die Brüder innerhalb des angegebenen Zeitraums auf Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbados und Tabago.

Jamaica.

Um das Jahr 1753 waren zwei begüterte Plantagenbesitzer aus Jamaica zu London erweckt worden. Barnham und Foster waren ihre Namen. Da sie in Beziehungen zur Brüdergemeinde kamen, und von den Erfolgen der Mission in Dänisch-Westindien hörten, wandten sie sich an Hinzendorf um einige Brüder, die auch ihren Sklaven auf Jamaica das Evangelium bringen möchten. So wurde denn im folgenden Jahre (10. Oct.) Zach. Georg Caries mit zwei anderen Brüdern dorthin gesandt. Der Anfang der Mission war vielversprechend. Die Beförderer derselben schenkten ein Grundstück, das den Namen Carmel¹⁾ erhielt, bauten ein Wohnhaus und eine Negerkirche, und sorgten für den Unterhalt der Missionare. Es war denn auch noch nicht ein Jahr verstrichen, als schon 800 Neger regelmäßig den Gottesdiensten beiwohnten, unter denen sich bald 26 Getaufte befanden, von denen einzelne Beispiele ernster christlicher Gesinnung angeführt werden. — Nun hielten auch andre Plantagenbesitzer um Unterricht für ihre Neger, und nach 2—3 Jahren waren 400 Katechumenen vorhanden, während die Zahl der Getauften auf 77 stieg. Neben Carmel wird Emmaus als Missionsplantage genannt, nebst Außenplätzen wie Mesopotamia, La Vogue u. s. w.

Im Jahre 1757 und 59 kamen mehr Missionare aus Deutschland und Nordamerika, unter denen einige auf Einführung einer strengeren Disziplin und Methode in der Behandlung der Taufkandidaten drangen. Viele von den letzteren aber verloren, da sie auf längeres Warten angewiesen wurden, das Vertrauen; sie erkalteten und fielen zurück, ohne daß man ihnen viel nachgegangen wäre. So kränkelte die Mission mehrere Jahre fort, indem auch die Arbeiter untereinander in Mißhelligkeiten geriethen und zuletzt das Werk ganz liegen ließen. Zwar versuchte Nathanael Seidel bei seiner Visitation 1759 die Eintracht wieder herzustellen, übertrug dem Br. C. H. Rauch allein die Leitung und nahm Caries mit nach Europa zurück. Gleichwohl verfloßen noch mehrere Jahre, bis sich diese Mission von dem durch die Schuld ihrer Arbeiter erlittenen Schaden wieder erholen konnte. Erst von 1764 an, wo Friedrich Schegel von Bethlehem zur Leitung derselben ankam, begann hier eine neue Gnadenzeit. Friede, Liebe und Eintracht beseelten wieder die Brüder, ihr Zeugniß von dem Erlöser wurde wieder kräftiger, und von neuem sammelten sich wieder größere Schaaren um ihre Predigt. Da hörte man Aeußerungen, wie die einer getauften Negerin in Mesopotamia, 1766: „Ich hätte es nie geglaubt, daß einem beim Heiland so wohl werden könnte!“ — Da sagte ein Neger, Amos: „Ich habe oft schon gedacht, wenn mich mein Herr frei geben wollte, und noch Geld dazu, um wieder in mein Land zu gehen und nichts vom Heiland zu hören, so wollte ich nicht; ich will viel lieber ein Sklave bleiben und vom Heilande hören und vergnügt sein!“ — Als ein reiches Gnaden-

und Segensja
regte sich unt
und nach der
von dem Miß
Fußes nicht g
Füßen getrod

Die Bes
unter ihrem
an sechs Pred
die Freineger
in den Bergen
sie die Brüder
erfuhren sie d
beim Abschied
kommen möch
Tob des Miß
Missionswerke
lium verlor si
Orten aus M
Getaufte kam
Gefallen an d
war, daß die
und der Besu
und Verwalter
und die Furch
falls nachtheil
1778 überhau
Ehre machten
urchaus fern

Im Jahr
über diese Miß
Biechplantage,
bereits verschie
wieder verlass
Getauften sehr
und ein Theil
viel besser war
eine neue Erw
erwartet. Noch

„Es ist nich
weithin, so w
Seiden, sonder
während Tausent
hier hören könnte
Sünde; und dab
haben. Nur ein
„Meister! wenn

¹⁾ Im südwestlichen Theile der Insel; die genauere Lage finde ich nicht angegeben.

²⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II, S. 88. 98. 107. 112.

¹⁾ cf. Wulfs

und Segensjahr²⁾ zeichnete besonders das Jahr 1767 sich aus. Mächtig regte sich unter den Negern das Verlangen nach christlichem Unterricht und nach der h. Taufe. Eine Negerin, die eine halbe Stunde weit von dem Missionsplatz Mesopotamia wohnte und wegen eines kranken Fußes nicht gehen konnte, kam durch Wasser und Roth auf Händen und Füßen getragend, um sich taufen zu lassen.

Die Besucher und Helfer waren fleißig und eifrig, und zum Segen unter ihrem Volk geschäftig. Ueberall nahm die Zahl der Zuhörer zu, und an sechs Predigtplätzen wurden in diesem Jahre 131 getauft. — Auch die Freineger (Marons), welche in dem Aufstand 1760 einen Zufluchtsort in den Bergen gefunden, wurden mehrmals daselbst besucht, und obgleich sie die Brüder anfangs mit finstern und widrigen Mienen empfangen, erfuhren sie doch die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen und riefen beim Abschied alle mit einer Stimme, daß die Brüder bald wieder kommen möchten. — Leider brachte der am 12. September 1770 erfolgte Tod des Missionar Schlegel eine Stockung in dem schönen Gange des Missionswerkes auf Jamaica hervor. Die Begierde nach dem Evangelium verlor sich wieder bei den Negern, so daß die Brüder an einigen Orten aus Mangel an Zuhörern nicht predigen konnten; selbst manche Getaufte kamen von der erlangten Gnade ab und fanden wieder Gefallen an dem alten heidnischen Wesen¹⁾. Ein besonderes Hinderniß war, daß die Brüder ganz auf gewisse Pflanzungen eingeschränkt waren, und der Besuch von Negern anderer Plantagen von den Eigenthümern und Verwaltern nicht gern geschehen ward. Eine drückende Hungersnoth und die Furcht vor einem feindlichen Angriff der Insel wirkten gleichfalls nachtheilig auf den Gang der Mission. Dennoch zählte sie Ende 1778 überhaupt noch 425 Getaufte, die im ganzen dem Evangelio Ehre machten und von der gefährlichen Negerverschwörung 1776 sich durchaus fern hielten.

Im Jahre 1787 erhielt Bruder Samuel Church die Aufsicht über diese Mission, deren Hauptplätze, außer der den Brüdern gehörigen Viehplantage, Carmel, Bogue und Mesopotamia waren, nachdem bereits verschiedene andre Stationen besetzt, aber bald darauf immer wieder verlassen waren. Auch an jenen beiden Orten zeigten sich die Getaufte sehr gleichgültig gegen die Verkündigung des göttlichen Wortes, und ein Theil derselben war wieder ganz in die Irre gerathen. Nicht viel besser ward es unter Church's Nachfolger, Christian Lister, und eine neue Erweckungszeit unter den Negern auf Jamaica wurde sehnlich erwartet. Noch 1799 schreibt Bruder Nathanael Braun von Mesopotamia:

„Es ist nicht viel Erfreuliches von hier zu sagen; vielmehr ist es unbeschreiblich wehthunend, so wenig Begierde nach dem Evangelium zu finden, nicht nur unter den Heiden, sondern auch bei unsern Getaufte, deren wir in Mesopotamia nur 46 haben, während Tausende von Negern ganz in unserer Nähe leben, die das Wort des Lebens hier hören könnten. Aber das wollen sie noch nicht, sondern sie lieben den Dienst der Sünde; und dabei herrscht ein Eigendünkel, wie wir es noch nirgends so gesehen haben. Nur ein Beispiel: Kürzlich begegnete ich einem Neger, der mich fragte: „Meister! wenn ihr Neger taufst, nehmt ihr Geld von ihnen?“ Ich sagte: „Nein,

¹⁾ cf. Wulfschlägel II, S. 171 ff.

aber wir verlangen etwas anderes, nämlich daß die, welche wir taufen, sich dem Herrn Jesu mit Leib und Seele hingeben, und der Welt und Sünde entsagen.“ — „Wohlan“, erwiderte er, „so will ich mich auch taufen lassen. Ich bin dessen würdig, denn ich habe eine gute Gemüthsart und bin jederzeit gut gewesen!“ — So hat der Gott dieser Welt die Sinnen der armen Neger auf dieser Insel verblendet, und es gehört eine Gotteskraft dazu, ihre Augen zu erleuchten. Wir empfehlen sie alle mit uns dem Gebet der lieben Geschwister, und fühlen uns gebrungen auszurufen: Herr, wie lange hast du Geduld mit uns, die, anstatt dich zu erfreuen, dich so vielfach betrüben!“

Gegen das Ende des Jahrhunderts finden wir diese Mission immer noch ganz darniederliegend. Die Mitgliederzahl war sehr zurückgegangen; zu Bogue waren es 193, zu Mesopotamia nur noch 40. Beide Gemeinden fristeten ein kümmerliches Leben. Einen weit günstigeren und erfreulichen Gang nahm dagegen das Missionswerk auf der Insel

Antigua.

Dorthin kam im Jahre 1756 Bruder Samuel Isles (Eils), der acht Jahre lang der Mission auf St. Thomas mit Segen gedient hatte. Der treue und eifrige Missionar hatte zwar keine großen Schwierigkeiten von außen, aber unter den Negern selbst zeigte sich fast gar keine Theilnahme. Doch hatte er am 14. Januar 1757 die Freude, die erste Negerin zu taufen, der bald mehrere folgten, und nachdem er aus England Gehülften erhalten, wurde im Jahre 1761 in der Hauptstadt St. Johns ein Platz, Springgardens, zu einer ersten Niederlassung gekauft, und eine Kirche und ein Wohnhaus daselbst errichtet. Leider aber entschlief Br. Isles schon drei Jahre darauf, nachdem er 36 Neger getauft, jedoch ohne noch ausgebreitete Wirkungen seiner Arbeit gesehen zu haben, und im Jahre 1769 war die kleine Negergemeinde so weit herabgekommen, daß sie nur noch 14 Mitglieder zählte. Die Verkündiger des Evangeliums konnten hier nicht, wie sie gehofft hatten, von ihrer Hände Arbeit leben und geriethen daher zuweilen in Schulden, erfuhren aber auch manche liebevolle Unterstützung aus Europa, Nordamerika, ja von den gläubigen Negern auf St. Thomas. Auf die bisherige Thränenfaat folgte indeß eine freudenreiche Ernte, seit Missionar Peter Braun aus Nordamerika 1769 angekommen, ein Mann, der von da an bis 1791 das Werk des Herrn auf Antigua mit unermüdetem Fleiße trieb, und dessen treuen Eifer ein ausgezeichnete Segen begleitete. Obgleich von außen in den dürrigsten Umständen¹⁾, von denen er freilich selbst urtheilte: „Für uns Missionare ist es am besten, wenn wir arm, klein und niedrig einhergehen, und nur so viel zu erwerben suchen, als wir zur höchsten Noth brauchen, damit der große Zweck nicht verabsäumt wird, darum wir da sind.“ — brachte er es doch schon im Jahre 1771 bis zu 139 Mitgliedern der Gemeinde, die vollends schnell sich mehrte, als im nächsten Jahre in Folge eines verheerenden Orkans eine allgemeine Erweckung über die ganze Insel ging. Bald mußte die Kirche erweitert werden, und es ist rührend zu hören, wie ein jeder Neger an jedem

¹⁾ Bullschägel, a. a. O., II, S. 150 ff.

Bersammlung
Herbeischaffu
später beim
nöthigen An
Wunsch bew
gefunden ha
blinde, schle
nach Gottes
Tagesarbeit
ohne den gar
Aussicht, von
uns oft die
häufig Gottes
tes vor. W
namentlich d
Klage, daß r
zu uns kom
wenige.“

Noch in
gekommen.
heilige Taufe
Im folgenden
angelegt wert
Doch wurde
der Insel ge
gebung an de
Opferwilligke
zwischen heiß
die vererbte,
denkt oft, ma
vor sich, aber
sich versieht,
machen uns
nicht von uns
die Hände.“

Im Jah
heimgesucht.
Wenn ein Gu
so thäte er
gesandten Erb
Dankbarkeit e
die letzteren
unserm Bayle
an, ein neues
Ermattung sit
wollten ihnen
find. Aber si
betrug. Es i

Versammlungsabend einen Stein dazu mitbrachte, um die Kosten für Herbeischaffung des Materials zu ersparen. Eben so willig zeigten sie sich später beim Bau einer geräumigeren Kirche. Leider fehlte es an den nöthigen Kräften für die Missionsarbeit, die Dr. Braun nicht nach Wunsch bewältigen konnte, obgleich er ein paar treue Nationalhelfer gefunden hatte. Auch hatte er vielfach seinen Kummer über „das blinde, schlechte Volk“, doch stärkte ihn in seinem Werke der Hunger nach Gottes Wort, der sich z. B. darin zeigte, daß sie nach der schweren Tagesarbeit 4, ja 8 und mehr engl. Meilen gelaufen kamen, öfters ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben, und wohl sogar in der Aussicht, von feindseligen Herren ausgepeitscht zu werden. „Das macht uns oft die Augen übergehen“, so schrieb Braun. „Dies ist ja wahrhaftig Gottes Werk. Es kommt dabei allerdings doch noch viel Schlechtes vor. Weil der Menschen zu viele sind, so kennen wir sie leider, namentlich die neuen Leute, nicht zur Hälfte, und es ist ihre beständige Klage, daß wir nicht Notiz von ihnen nehmen, ob sie gleich schon lange zu uns kommen. Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Noch im Jahre 1773 war die Zahl der Getauften auf 2000 gekommen. Alle acht Wochen wurden Bettage gehalten, an denen die heilige Taufe meist an je 30 bis 40 Personen vollzogen werden konnte. Im folgenden Jahre mußte im Süden der Insel eine zweite Station angelegt werden; es war Bayleyhill in der Nähe von Falmouth. Doch wurde von den Brüdern auch hin und her auf den Plantagen der Insel gepredigt. Viel erfreuliche Erfahrungen von völliger Hingebung an den Herrn, von tiefer Demuth, von festem Glauben, von Opferwilligkeit, von seligem Heimgehen konnten berichtet werden. Dazwischen heißt es allerdings auch: Wir lernen freilich mehr und mehr die verderbte, verführerische und betrüglische Negerart kennen. Man denkt oft, man habe einen gesetzten und soliden Bruder oder Schwester vor sich, aber man darf sich nicht darauf verlassen, denn ehe man es sich versteht, sind sie in etwas Schlechtes hinein gerathen. Solche Leute machen uns hernach die meiste Mühe. Dessenungeachtet können sie nicht von uns bleiben, und am Ende laufen sie doch dem Heiland in die Hände.“ —

Im Jahre 1778 ward die Insel mit einer schweren Hungersnoth heimgesucht. Die Christlichen Neger beugten sich unter Gottes Hand. Wenn ein Hungeriger etwas bekam und er sah einen andern neben sich, so theilte er die Bissen mit ihm. Mancher, der von den aus England gesandten Erbsen erhielt, kam später und brachte den Missionaren aus Dankbarkeit etwas von seinem selbstgezogenen Gemüse. — Auch erzählen die letzteren folgenden hübschen Zug: „Als kürzlich das Pferd von unserm Bayleyhill-Posten untauglich wurde, boten sich die Neger gleich an, ein neues zu kaufen; „denn“, sagten sie, „wenn unsre Lehrer durch Ermattung stürben, wären wir wieder wie Schafe ohne Hirten.“ Wir wollten ihnen die Kosten nicht zumuthen, da hier die Pferde sehr theuer sind. Aber sie veranstalteten selbst eine Kollekte, die über 150 Thaler betrug. Es war denn ein allgemeiner Jubel unter dem Volk, als

Bruder Watson auf dem neuen Pferde hergeritten kam, da sich eben die Leute zur Versammlung einfanden.

Im Jahre 1782 wurde die letztgenannte Station wegen der ungesunden bisherigen Lage auf einen nicht weiten Berg verlegt und erhielt den Namen Gracehill, Gnadenberg. Der Name traf zu. Auch dort regte sich die Gnade immer mächtiger. Von der Weihnachtsfeier sagt Braun, der Segen des Herrn sei gar nicht zu beschreiben gewesen. Es kamen weiter hin soviel neue Leute, daß alle Hände voll zu thun waren und die Missionare oft kaum Zeit hatten einen Bissen zu essen. In einer Woche wurden über 1200 Personen gesprochen. Selbst Kinder wateten beim schlechtesten Wetter durch Roth und Morast, um die für sie angelegten Bettage nicht zu versäumen, baten auch um besondere Versammlungen außer der Zeit. Alle Neger waren so begierig, für ihr Herz etwas zu genießen, daß, wenn die Helfer im Besuche die Runde machten (was meist bei Nacht geschehen mußte), die Leute ihnen von einer Plantage zur andern nachzogen, wie die Schafe ihrem Hirten nachgehen, um noch mehr von ihrem Heiland zu hören. Große Schaaren von Heiden konnten innerhalb weniger Monate der Kirche Christi einverleibt werden. Die neue Kirche zu St. Johns wurde 1784 vollendet. Die Neger hatten schon viele Opfer für dieselbe gebracht und dreiviertel der Baarkosten bestritten. Nun legten sie freudig die letzte Hand an, und da sie in der Woche keine Zeit hatten, arbeiteten sie Sonntag mit Ausnahme der Stunden des Gottesdienstes u. z. mit solchem Eifer, daß die Kirche viel früher als man erwartete fertig wurde. Unter diesem fortgehenden Segen vom Herrn blieben denn freilich auch Verfolgungen aller Art von Seiten der Feinde des Evangeliums nicht aus.

So schreibt der ehrwürdige, im Dienste des Herrn ergrante Missionar Peter Braun 1787 von Antigua: „Ich getraute mich nicht, und vielleicht könnten's manche andre Geschwister auch nicht, so viel zu ertragen, als unsere armen Negergeschwister oft um des Heilandes willen erdulden müssen“, und weiter heißt's in jenem Berichte: „Manche Weiße handeln im Einverständniß mit einander, um den Versammlungsbesuch zu unterdrücken. Ein gewisser Herr schlägt eine Negerschwester, so oft er sie sieht. Einmal sagte sie zu ihm: „Was thue ich denn Unrechtes, daß Ihr mich immer schlagt?“ Antwort: „Weil du es nicht lassen kannst, in die Versammlungen zu gehen.“ — „Ach, wenn es darum ist,“ erwiderte sie, so segne euch Gott! Ihr könnt mir doch nicht so viel zu Leide thun, als der Heiland um meinethwillen gelitten hat.“ — Ein Helferbruder, Richard, war dem Verwalter verhaßt, weil er allgemein als ein sehr frommer Mann bekannt war, der auch gut lesen konnte. Der Verwalter setzte ihn vom Zuckersieden ab und an die härteste Arbeit, legte ihn oft unschuldig in den Stock und ließ ihn peitschen. Bei einem solchen Anlaß (1790) sagte der Bruder: „Ich möchte doch wissen, warum ich gepeitscht werde?“ Antwort: „Du bist ein Taugenichts und weißt zu viel!“ Richard erwiderte: „Mein Heiland hat so viel unschuldig für mich gelitten, und um seinethwillen will ich gern leiden, thut mit meinem Körper, was ihr wollt; wenn ich todt bin, so kommt meine Seele zu Jesu!“ Diese Worte schlugen doch den Verwalter, und er ließ nach mit Schlagen.

Der gute Einfluß, den die Missionsarbeit der Brüder auf den sittlichen Charakter der Neger hatte, war übrigens in die Augen fallend. Selbst bei solchen Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen zu schämen anfangen, und nicht selten hörte man sie auf der Straße

einander die Verm
körperlich
die sich
menschlich
Pflanzen

Ein
Missionar,
„Seines
ganzen
einem öf
innere m
Leute sich
konnten.
der Brüder
die Herzen

Auch
die Befehl
Geheimen
in Englan
in Westin
mehrterer
auf die de
zwar alle
zu reizen,
die Verbef
gekommen
schränkt z
christlichen
ungünstige
Indeß nah
davon wah
neigtheit d

Brau
trat 1791
Leitung, r
hinweggera
Nachfolger
Schlußberic
beiden Neg
6530, in
unsern Ge
unfre' eigne
Negern im
vor. Wir
Wir sollten
vom Kreuz
und unser
erscheinen

da sich eben

egen der un-
rlegt zu. Auch
beihnachtsfeier
eiben gewesen.
voll zu thun
issen zu essen.
hen. Selbst

Morast, um
ten auch um
en so begierig,
Besuchen die
te Leute ihnen
ihrem Hirten
oße Schaa ren
Kirche Christi
de 1784 voll-
gebracht und
ubig die letzte
arbeiteten sie
tes u. z. mit
wartete fertig
blieben denn
nde des Evan-

Missionar Peter
knnnten's manche
Negergeschwister
in jenem Be-
um den Ver-
Negergeschwister, so
rechtes, daß Ihr
die Versamm-
egne euch Gott!
in meinetwillen
erhaßt, weil er
en konnte. Der
it, legte ihn oft
Anlaß (1790)
rbe?" Antwort:
„Mein Hellsand
ch gern leiden,
mit meine Seele
h mit Schlagen.

über auf den
tugen fallend.
en, hatte das
Auserschweifun-
uf der Straße

einander ermahnen, davon abzulassen. Weil bei den christlichen Negern die Verweise ihrer Lehrer weit wirksamer waren, als die härtesten körperlichen Züchtigungen, so schickten die Verwalter öfters solche Neger, die sich vergangen hatten, zu ihrem Lehrer, anstatt sie zu strafen. Unmenschlichkeiten gegen die Neger wurden immer seltener, und die meisten Pflanzler wußten den Werth ihrer christlichen Sklaven wohl zu schätzen.

Ein Herr, welcher einen solchen durch den Tod verloren hatte, ersuchte den Missionar, ihm eine Leichenrede zu halten, und sagte mit Thränen in den Augen: „Seines Gleichen an Treue und an jeder andern Tugend wird man kaum auf der ganzen Insel finden, und wenn der allmächtige Gott die Thore des Himmels irgend einem öffnet, so thut er es gewiß diesem alten, ehrwürdigen Neger.“ — „Ich erinnere mich noch wohl der Zeit,“ sagte ein anderer Herr, „da nicht nur die weißen Leute sich vor den Negern fürchteten, sondern auch letztere einander nicht trauen konnten. Denn Mordthaten waren damals sehr häufig. Aber als die Missionare der Brüder das Evangelium zu predigen anfangen, bewies es seine Kraft und änderte die Herzen der Sklaven.“

Auch höhern Ortes wußte man die Bemühungen der Brüder um die Bekehrung der Neger gebührend zu würdigen. Dem Königl. Geheimen Rathe wurde im Jahre 1788 auf Verlangen von den Brüdern in England ein Bericht von ihren Missionen auf den Britischen Inseln in Westindien übergeben, worauf sie veranlaßt wurden, Mittel zu mehrerer Beförderung dieser Missionen anzugeben. In ihrer Antwort auf die desfalls ergangene Anfrage wandten die Brüder auf Antigua zwar alle mögliche Dehutsamkeit an, um nicht den Unwillen der Pflanzler zu reizen, die hier wie auf den andern Inseln es ungern sahen, daß die Verbesserung des Zustandes der Neger in England zur Sprache gekommen war, wodurch sie fürchteten, in ihrem Eigenthumsrecht beschränkt zu werden. Gleichwohl erweckte die Vermuthung, daß den christlichen Sklaven besondere Vorzüge bewilligt werden möchten, eine ungünstige Stimmung gegen die Brüdermission unter den Pflanzern. Indeß nahm man doch keine weiteren Folgen für die Mission im ganzen davon wahr, die sich vielmehr fortwährend des Schutzes und der Geneigtheit der angesehensten Personen auf der Insel zu erfreuen hatte.

Braun hatte im Dienste der Mission seine Kräfte verzehrt und trat 1791 von derselben zurück. Sein Gehülfe Watson übernahm die Leitung, wurde aber schon im nächsten Jahre durch eine Krankheit hinweggerafft, an der fast alle Missionsgeschwister darniederlagen. Sein Nachfolger ward Christian Heinrich Tschirpe, der in seinem Schlußbericht vom Jahre 1793 schreiben konnte: „Die Stärke unserer beiden Negergemeinden ist jetzt, ohne die neuen Leute, in St. Johns 6530, in Gracehill 2835 Personen. Wir sind jedoch nicht blind an unsern Gemeinden, und wollen ihre Mängel und Gebrechen, so wie unsre eignen, nicht verschweigen. Die Sünden, die unter den heidnischen Negern im Schwange gehen, kommen leider auch bei manchen Getauften vor. Wir kommen aber hier auf uns selbst, und gestehen offenerzig: Wir sollten mit mehr Wärme und Angelegenheit des Herzens das Werk vom Kreuze predigen; unsere Herzen sollten mehr in Jesu Liebe brennen, und unser eignes Leben sollten wir mehr in den Tod geben. Daher erscheinen wir am Schluß des Jahres mit unsern lieben Neger-

gemeinden vor dem Gnadenstuhl und bitten: Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Ein merkwürdiges Zeugniß zur Ehre des Herrn und seines Werkes führen die Missionare auf Antigua in demselben Jahre 1793 an: Man hatte nämlich auf der Insel aus gewissen Kennzeichen bestimmt einen Orkan erwartet, und es wurde darüber viel gesprochen, warum wir doch damit verschont geblieben seien. So sagte kürzlich einer der ersten Beamten öffentlich im Rathhause: „Ich denke, wir haben in dem Theil viel den armen Negern zu verdanken, die zur Bräderkirche gehören. Denn wenn ehemals ein Orkan die Insel bedrohte, liefen die Neger zusammen und tanzten und spielten, um ihre Götter zu versöhnen, jetzt aber schreien sie zu dem wahren Gott und Er erhört sie; daher sehen wir selbst Verwalter solche Neger auffordern, zu Gott um Abwendung des Uebels zu beten.“ Es wurde ihm von den übrigen Magistratspersonen völlig beipflichtet und einer der Herren setzte hinzu: „Ehe die Neger von Jesu Christo hörten, konnte man am Montag nicht Stride genug kaufen, um diejenigen, die am Sonntag Böses gethan hatten, zu strafen; zwanzig, dreißig und mehr wurden in einem Jahre gehängt. Wie hat sich nicht das alles geändert, seitdem die Bräder ihnen das Evangelium predigen!"

Das wichtigste Ereigniß der Brädermission auf Antigua vor dem Schlusse des Jahrhunderts war die Anlegung einer dritten Station Gracebay, etwa eine deutsche Meile südwestlich von Gracehill, der von den älteren Stationen sofort 1200 Mitglieder überwiesen werden konnten.

Unter die Verwaltung von Antigua gehört auch die kleinere, etwa 10 deutsche Meilen westlich gelegene Insel.

St. Kitts (St. Christoph).

Hier konnten die Bräder ihr Werk im Jahre 1777 beginnen, nachdem sie dazu schon vorher mehrfach aufgefordert worden waren. Die Missionare Birken und Gottwaldt, in ihren ersten Einrichtungen durch P. Braun unterstützt, ließen sich in der Nähe von Basseterre, der Hauptstadt der Insel, nieder, und begannen auf den umliegenden Plantagen zu predigen. Schon 1779 konnte die Taufe der Erstlinge, zweier Negerinnen, stattfinden und nach und nach zeigte sich unter den Schwarzen ein ausgebreitetes Verlangen nach dem Evangelium. 1785 wurde ein eigenes Versammlungshaus in Basseterre errichtet und der Zubrang zu demselben war groß, obgleich auch der Stadtpfarrer Versammlungen für die Neger hielt und die Methodisten geschäftig waren, die Menge für sich zu gewinnen. Es gelang ihnen dies vielfach, da sie mit der Taufe nicht lange zögerten. Doch gingen die Bräder unbeirrt ihren Weg und hatten die Freude, ihre Gemeinde fortwährend wachsen zu sehen. 1789 war schon der Bau einer größeren Kirche nöthig geworden, bei dem sich viel Opferwilligkeit zeigte. Aber nach einigen Jahren wollte auch dieser Raum nicht mehr zureichen. Auch auf der Nordseite der Insel entstand eine Erweckung. Die Neger bauten dort auf eigne Kosten Versammlungshäuser, in denen die Missionare

bei ihren
sonen gel
tamen au
Tage: do
bewies.
als 2500
Went
vor sich a

Nach
später dur
eittelt wur
Zu Bunk
tion gegrü
werden ko
Wort zeig
wie auf a
glieder ange
Spuren gr
durch Son
gehindert.
Werk sich
den Tod a
Pflege der
verwüdete
sionsstation
Negerherzer
derselben b
1794 wurde
näher an
Namen Sa
die Mission
belief sich i
zehnten Jah
auf

Diese
zu Frankrei
Hamilton
ersten Verk
erfolglos b
und die Bri
anlegen (17
in demselbe
zurückföhren
bei seinen
einigen Wo
zurückföhre

bei ihren Besuchen predigten. Es konnten im Jahre 1793 300 Personen getauft werden. Es fehlte nicht an erfreulichen Zeichen, freilich kamen auch manche Gebrechen an der gesammelten Negergemeinde zu Tage: doch war immer die Gnade zu preisen, die sich hier wirksam bewies. Am Ende des Jahrhunderts zählte die Gemeinde bereits mehr als 2500 Seelen.

Weniger erfolgreich und unter vielen Prüfungen ging die Mission vor sich auf

Barbados.

Nach einem Versuche 1765, der durch den Tod des einen und später durch den Rücktritt des andern hierher gesandten Arbeiters vereitelt wurde, fing Br. Brucksham die Mission 2 Jahre später an. Zu Buntershill in der Parochie St. Thomas wurde die erste Station gegründet, auf der in Jahresfrist die erste Taufhandlung vollzogen werden konnte. Aber ein allgemeiner wahrer Hunger nach Gottes Wort zeigte sich hier nicht, auch in späteren Zeiten nie in dem Grade wie auf andern Inseln. Viele Neger waren zuerst nur durch die Neugierde angezogen und blieben bald wieder weg. Es zeigten sich nur wenig Spuren gründlicher Erweckung. Auch die Arbeiten der Brüder waren durch Sorge für ihr äußeres Bestehen, durch Zwistigkeiten u. s. w. gehindert. Unter J. Angermann, einem eifrigen Missionar, schien das Werk sich heben zu wollen, allein er wurde schon bald (1775) durch den Tod abgerufen. Es blieben nur etwa 20 Neger noch unter der Pflege der Brüder, und auch diese litten an geistlicher Trägheit. 1780 verwüstete ein entsetzlicher Orkan die Insel und zerstörte auch die Missionsstation. Es folgte Noth und Mangel. Auch dabei blieben die Negerherzen hart. Erst zehn Jahre später ließ sich ein leises Regnen derselben bemerken; auch die kleine Gemeinde schien innerlich zu erstarren. 1794 wurde der bisherige Missionsplatz aufgegeben und die Station näher an Bridgetown gelegt (4 engl. Meilen). Sie erhielt nun den Namen Saron. Obgleich es hier etwas besser vorwärts ging, kam die Mission doch zu keinen glänzenden Erfolgen. Die Zahl der Getauften belief sich im Jahre 1800 erst auf 160. — Noch während des achtzehnten Jahrhunderts waren von hier aus auch Missionsversuche gemacht auf

Tabago.

Diese etwa 30 d. Meilen südwestlich gelegene Insel gehörte noch zu Frankreich, als ein dort ansässiger englischer Plantagenbesitzer Namens Hamilton die Brüder dorthin rief. Br. Montgomery machte den ersten Versuch, der aber unter den Unruhen der französischen Revolution erfolglos blieb. — Später kam die Insel unter englische Herrschaft, und die Brüder Schirmer und Church konnten die Station Niceland anlegen (1799), auf der sich viel Jubdrang zum Evangelium fand. Noch in demselben Jahre fand die erste Taufe statt. Der aus England zurückkehrende alte Herr Hamilton freute sich noch mit Thränen des bei seinen lieben Negern aufgehenden Lichtes, ging aber schon nach einigen Woche heim. Als aber 1802 Br. Church krank nach England zurückkehrte und weitere Schwierigkeiten entstanden, wurde diese Mission

nochmals abgebrochen und die Insel blieb für die nächsten Jahrzehnte unbesetzt.

Uebersichten wir zum Schlusse nochmals die gesammte westindische Mission der Brüdergemeinde beim Beginn unsers Jahrhunderts, so finden wir bereits 21,000 Seelen auf 8 Inseln in Negergemeinden gesammelt unter der Pflege von 67 Missionsgeschwistern¹⁾.

4. Die Mission der Methodisten.

„The world is my parish,“²⁾ mit diesem Wahlspruche John Wesley's war das Werk der Heidenmission von Anfang an mit auf die Fahne des Methodismus geschrieben. Aber obgleich der Stifter desselben selbst 2 Jahre lang unter den Negern in Georgia thätig gewesen war, so stand doch die gewaltige Aufgabe der Erweckung der schlafenden Christenheit so groß vor seinen und seiner Anhänger Augen, daß viele Jahrzehnte vergingen, ehe es zu einer organisirten Methodist-Mission unter den Heiden kam. Die ersten Anfänge der Heidenmission von dieser Seite geschähen gelegentlich. Als einen der namhafteren erwähnen wir den zu Antigua, wo 1758 zwei Jahre nach Beginn der Brüdermission der methodistisch angeregte Gutsbesitzer Nathanael Gilbert, ein angesehenener Mann, anfang in seinem Hause Negerversammlungen zu halten. Es gelang ihm eine Art methodistische Vereinigung zu Stande zu bringen. Allein mitten in seinen Bemühungen für das Heil der Schwarzen starb er, und die gesammelte Schaar blieb 26 Jahre verwaist und sich selbst überlassen. Zwei arme Negerinnen hielten in dieser Zeit, so gut sie konnten, Veistunden. Da kam John Baxter, ein frommer Schiffsbaumeister und seit 12 Jahren Methodist und selbst Klassenvorsteher, nach Antigua, um daselbst zu English Harbour sein Handwerk zu treiben, er übernahm sogleich mit großer Hingabe die Leitung der schwarzen Gesellschaft, der er sich nicht bloß an den Sonntagen vollständig widmete, sondern auch in der Woche nach beendetem Tagewerk bis in die Nacht hinein. Erbauungsstunden wurden bald von Schwarzen und Weißen derart besucht, daß er 1783 ein eigenes Versammlungshaus bauen mußte, wozu er durch Beiträge seiner Zuhörer in Stand gesetzt wurde. Unterstützung erhielt er an einigen Irländern, die mit einem bei Antigua scheiternden Schiffe dorthin kamen und durch die Gemeinde von ihren Verpflichtungen, die sie zu Sklaven des Kapitäns gemacht hatten, los gekauft wurden. Dennoch wollten die Kräfte zur Pflege der bis auf 200 Personen angewachsenen Schaar nicht mehr ausreichen, als zu rechter Zeit wider seinen Willen ein Mann noch der Insel geführt wurde, der als der Begründer der westindischen Mission anzusehen ist: Thomas Coke.

Geboren 1749 (6. Sept.) zu Brecon (Brecknock) in Wales, von seiner wohlhabenden aber früh verwitweten Mutter christlich erzogen,

¹⁾ Basler Missionsmagazin 1825, IV. S. 624.

²⁾ Die Welt ist mein Kirchspiel.

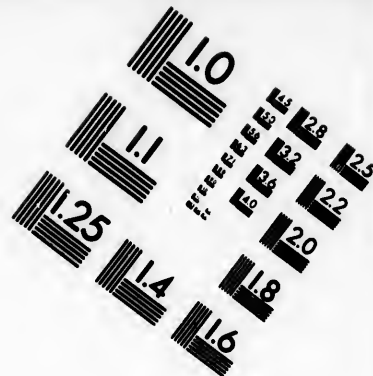
war er als
glauben ver
der selbst ni
Entrüstung
da begann n
und ward ei
fand er in d
Seines Amte
einem Leben
Wesley pers
thodistenpred
in ganz Eur
reiste er ras
zur andern,
Opfer nicht
finden wir i
Vereinigten
verkommenen
an, als eifri
Ansechtung z
er mit 3 Ge
tigkeit in I
Seereise, au
durch sein V
hätte, wurde
1786 landete
Freude hatte
Kapelle predi
die angesehen
Er aber ditz
Warrener z
nachdem er i
thodistisches
Zu Ringsto
ein Waarenh
auch hier für
wurden. W
eine solche V
Hammet do
St. Gustad
methodistishe
die Anlegung
von den me
Liebe durch

Nach fu
Aufenthalt i
auf der Met
daß beschloss

war er als Student der Rechte auf Irrwege gekommen und in Unglauben versunken. Die Heuchelei eines gewandten Kanzelredners, der selbst nicht glaubte was er predigte, rief in ihm jedoch eine sittliche Entrüstung wach, die ihn in das Studium der Heil. Schrift trieb. Von da begann mit ihm eine völlige Veränderung. Er studirte Theologie und ward ein begeisterter feuriger Bußprediger. Doch nur einige Jahre fand er in der erstorbenen Staatskirche Raum für seine Wirksamkeit. Seines Amtes entsezt, widmete er sich in seiner Vaterstadt in aller Stille einem Leben in christlichen Liebeswerken. Damals wurde er mit J. Wesley persönlich bekannt, und bald darauf unter die Zahl der Methodistenprediger aufgenommen, begeistert von dem Beruf, die Christenheit in ganz Europa wie in den Kolonien wach zu rufen. Von 1780—84 reiste er rastlos in England und Irland von einer erweckten Gemeinde zur andern, um das heilige Feuer zu schüren. Ueberall brachte er Opfer nicht bloß seiner Kraft, sondern auch seines Vermögens. Weiter finden wir ihn in Verbindung mit seinem Freunde Asbury in den Vereinigten Staaten unter den während des Krieges zerrütteten und verkommenen Gemeinden wirksam. Auch der Sklaven nahm er sich an, als eifriger Verfechter der Abschaffung der Sklaverei, wobei er viel Anfechtung zu erdulden hatte. Nach einem Besuche in England wollte er mit 3 Gehülfen nach Amerika zurückkehren, u. z. diesmal die Thätigkeit in Neu-Scottland aufnehmen. Nach einer höchst gefährlichen Seereise, auf der der abergläubische Kapitän den frommen Mann, der durch sein Beten das Unwetter herbeiziehe, fast über Bord geworfen hätte, wurde das Schiff nach Westindien verschlagen. Am Christfest 1786 landete Cote mit seinen Geführten auf Antigua, wo er die Freude hatte Baxter zu finden und noch an demselben Tage in seiner Kapelle predigte. Seine Predigten riefen großes Aufsehen hervor, und die angesehensten Personen der Insel bemühten sich ihn dort festzuhalten. Er aber dürstete nach weiterer Thätigkeit und ließ nur seinen Gehülfen Warrenner zurück. Den zweiten, Clarke, brachte er nach St. Vincent, nachdem er in Dominica, wo auch schon von Antigua aus ein methodistisches Negerhäuslein gesammelt war, einige Zeit gepredigt hatte. Zu Kingstown auf St. Vincent richtete ein frommer Engländer sogleich ein Waarenhaus zum Versammlungsort für die Neger ein. Es war auch hier für Cote rührend, wie die letzteren von dem Evangelio ergriffen wurden. Weiter ging die Reise nach St. Kitts, wo sich ebenfalls eine solche Bewegung unter den Schwarzen zeigte, daß der dritte Gehülfe Hammet dort angestellt wurde. Auch auf der niederländischen Insel St. Eustach (St. Gustavus, wie die Holländer sagen) fanden sich methodistische Anknüpfungspunkte. Die Behörden aber verweigerten die Anlegung einer Mission, und mit wehmüthigem Herzen mußte Cote von den weinenden erweckten Schwarzen Abschied nehmen, die ihrer Liebe durch Spendung reichlicher Reisenvorräthe Ausdruck gaben. —

Nach kurzem, durch die Feindschaft der Sklavenhalter gefährdeten Aufenthalt in Amerika kehrte er 1787 nach England zurück, und vertrat auf der Methodisten-Konferenz zu Manchester die Sache Westindiens so, daß beschloffen wurde weitere Missionare dorthin zu senden. Cote selbst

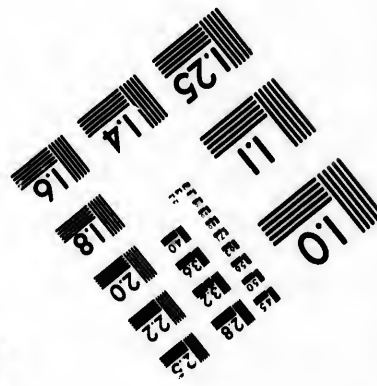
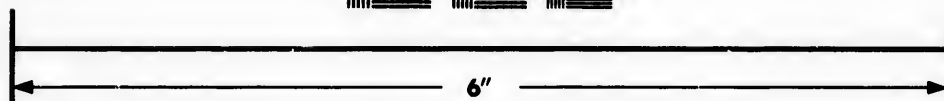




Resolution test chart featuring patterns of vertical and horizontal lines, with numerical values indicating resolution levels. The chart includes the following values:

- 1.0
- 1.1
- 1.25
- 1.4
- 1.6
- 1.8
- 2.0
- 2.2
- 2.5
- 2.8
- 3.2
- 3.6
- 4.0

Small text at the bottom right reads: "NBS 1963-A" and "NBS 1963-B".



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**



erbot sich, die erforderlichen Mittel aufzubringen, reiste durchs ganze Land und erweckte mit rührenden Schilderungen das Mitleid für die armen Schwarzen. Im folgenden Jahre konnte er 3 Missionare, Pearce (Pihrs) Lamb¹⁾ (Lämm) und Gamble (Gämmel) ihrem Berufsfelde zuführen. Während die beiden letzteren weiter nach St. Vincent reisten, stieg er mit dem ersten in Barbados ab. In dem hier stationirten Regiment befanden sich einige methodistische Soldaten, die bei einem frommen Kaufmann Button sich zu versammeln pflegten. An ihnen fand der junge Missionar einen geeigneten Anknüpfungspunkt. Cote aber eilte weiter nach St. Vincent, wo er sich auch an den übrigen Kariben versuchte, ohne jedoch etwas auszurichten. Desto mehr Hoffnungen erweckten die Schwarzen jener Insel, unter denen Clark bisher gearbeitet hatte, neben dem nun auch Gamble zurückblieb. Lamb ging mit seinem Führer nach Dominica, wo sie sehr günstig aufgenommen wurden und nach fünftägiger Arbeit die Ueberzeugung gewannen, daß auch hier der Boden für die Saat des Evangeliums schon zubereitet sei. Auch Antigua und St. Kitts wurden von Cote wieder besucht. Auf beiden Inseln hatte das Werk erfreuliche Fortschritte gemacht. Um so betrübender sah es auf St. Eustach aus, wo die holländischen Behörden mit roher Hand jede geistliche Regung niederhielten. Das öffentliche Beten war verboten. Im Wiederholungsfall konnte es an einem Weißen mit schimpflicher Verbannung bestraft werden, ein Schwarzer aber sollte für jedes Gebet 39 Ruthenstreiche erhalten u. s. w. Schon hatte Cote von der christlichen Schaar betrübt Abschied genommen und sich eingeschifft, da wurde er durch wunderbare Führung noch einmal zurückgebracht. Nun trat er muthig mit der Predigt des Evangeliums hervor, bis er von den Behörden verwiesen ward. Er ging nach Tortola und Ste. Croix und ließ für diese beiden Inseln einen seiner Begleiter Namens Brazier zurück. Endlich besuchte er noch Jamaica, wo er zwar auch ein weißes Erntefeld fand, aber er hatte keinen Arbeiter für dasselbe übrig. Ueber Amerika lehrte er nach England zurück.

Abermals schürte er nun das Feuer in der Heimath. Abermals kollektirte er, feurige Missionspredigten haltend, weit und breit im Lande. Trotz mancher schändlichen Abweisung, trotz Spott und Hohn hatte er nach Jahresfrist die Mittel zusammen, um auf einer dritten Missionsreise zwei neue Missionare, Lyons (Leions) und Werril, nach Westindien zu bringen (1790). Außer auf den schon früher besuchten Inseln landete er diesmal auch zu Grenada, wo er einen frommen Prediger Dent fand, der ein kleines Häuflein erweckter Neger um sich gesammelt. Auf den meisten andern Inseln zeigten sich bedeutende Fortschritte, obwohl sie und da auch von Anfechtungen zu berichten war. Selbst auf St. Eustach, wo ein neuer Gouverneur eingetreten, hatte die Negergemeinde, die von brauchbaren Gehülfen gepflegt wurde, Schutz und Ruhe erlangt. Doch erhielt Cote nicht die Erlaubniß zu

¹⁾ Die erste Ausgabe schreibt, wahrscheinlich infolge eines Druckfehlers einer Quelle, Lamb.

predigen. S
Einrichtung d
landete er an
unbekannt in
Man wies i
wesen, später
jenem Zwecke
zinses ward
Schaaren strö
zu sehen gewo
klatschen, wie
welchem Unfu
machen mußte
50 Stunden
Missionar Ha
großen Schaar
an Körper un
heftigste wider
schastlichen M
Thür der Kar
angerichtet, S
an einer gefäh
Ankunft betan
den gehässigste
ihn öffentlich
Diebstahl bega
seine Zuflucht
traf die kräftig
aus 234 Mitg
Erklärungen, d
Wege für die
Folge, daß W
die Gestattung
verkündigen.
mit dem Eindri
der Verfolgung

Auch dies
ihn jedoch die
Fast anderthalb
der Methodisten
kommen drohten
geordnet. Cote
Biographie zu
Schrift an, die
wurde, und ve
Wirren der Re
verkündigen —
Ende des Jahr

predigen. Sein wichtiges Werk auf dieser dritten Reise aber war die Einrichtung der Mission auf Jamaica. Mit seinem Gehülfen Werril landete er am 5. Januar 1791 in der Montego-Bai. Er war völlig unbekannt in der Stadt, suchte aber doch Gelegenheit zu predigen. Man wies ihm das Schauspielhaus an, das früher eine Kirche gewesen, später aber an einen Privatmann verkauft war, der es zu jenem Zwecke und zu Bällen vermietete. Gegen Entrichtung eines Miethzinses ward es Cote zu Versammlungen überlassen, und in großen Schaaren strömte das Volk herbei, das sonst etwas ganz anderes hier zu sehen gewohnt war. Es unterließ auch nicht, durch lautes Beifallklatschen, wie im Theater, seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, welchem Unfug indeß der bessere Theil der Zuhörer bald ein Ende zu machen wußte. Von Montego-Bai begab sich Cote auch nach der etwa 50 Stunden entfernten Hauptstadt Kingston, wo seit einem Jahre Missionar Hammet sich niedergelassen und in einer neu erbauten Kapelle großen Schaaren das Evangelium verkündigt hatte. Derselbe war aber an Körper und Geist gänzlich erschöpft, da der Verfolgungsgeist aufs heftigste wider ihn getobt hatte. Da nämlich die Obrigkeit den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Pöbels keinen Einhalt that, wurde die Thür der Kapelle gesprengt und ein Greuel der Verwüstung in derselben angerichtet, Hammet selbst aber so mißhandelt, daß er geraume Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder lag. Kaum war nun Cote's Ankunft bekannt geworden, so waren die öffentlichen Blätter voll von den gehässigten Verleumdungen gegen ihn; ja sie scheuten sich nicht, ihn öffentlich zu beschuldigen, daß er im Vaterlande einen großen Diebstahl begangen und, um der Strafe zu entfliehen, nach Amerika seine Zuflucht genommen habe. Cote ließ sich nicht abschrecken, sondern traf die kräftigsten Vorkehrungen, die gesammelte Gemeinde, welche aus 234 Mitgliedern bestand, aufrecht zu erhalten, und seine lauten Erklärungen, daß er durch die englische Regierung auf gesetzlichem Wege für die Sicherstellung der Gemeinde sorgen werde, hatte zur Folge, daß Werril, den er statt Hammet's da zu lassen beschloß, die Gestattung erhielt, das Evangelium ohne Störung von außen zu verkündigen. So konnte Cote auch diesmal seine Reise nach Amerika mit dem Eindruck fortsetzen, daß das Reich Gottes in Westindien trotz der Verfolgung in fortgehendem Wachsthum begriffen sei.

Auch diesmal ging er zunächst wieder nach Nordamerika, von wo ihn jedoch die Nachricht vom Tode Wesley's bald nach England rief. Fast anderthalb Jahr wurde er durch die heimatlichen Angelegenheiten der Methodisten, die mit dem Tode des Führers aus dem Gleise zu kommen drohten, in Anspruch genommen. Doch es wurde alles wohl geordnet. Cote entlebte sich des ihm gewordenen Auftrages, Wesley's Biographie zu schreiben, fing eine praktische Auslegung der Heiligen Schrift an, die in 6 großen Quartbänden nach 15 Jahren vollendet wurde, und versuchte gelegentlich auch mitten unter den greulichen Wirren der Revolution in Paris das Evangelium des Friedens zu verkündigen — freilich ohne viel Zuhörer zu finden — und kam gegen Ende des Jahres 1792 wieder nach Westindien. Hier fand er die

kleinen Gemeinden zum Theil hart bebrängt. Namentlich auf der holländischen Insel St. Eustach waren die Anhänger der fremden Sekte verfolgt. Aber auf St. Vincent lag Missionar Lamb in Fesseln, weil in dieser Kolonie eine gesetzliche Verordnung erlassen war, nach der niemand den Negern predigen dürfe, der nicht 12 Monate sich in derselben aufgehalten hätte, und auch dann nur mit besonderer Erlaubniß der Obrigkeit. Diese mit Androhung der härtesten Strafen eingeschärfte Verordnung hatte Lamb allerdings übertreten. Aber selbst unter den weißen Bewohnern der Insel billigte man nicht die harte Behandlung, die ihm zu Theil wurde. Verhandlungen, die mit der englischen Regierung über diesen Fall eingeleitet wurden, führten übrigens nicht bloß zur Befreiung des Missionars, sondern zur öffentlichen Anerkennung der Leistungen der Methodisten-Mission zum Wohle der Kolonien. Auf Antigua, wo das Werk in erfreulicher Blüte stand, wurde damals eine Konferenz der sämtlichen westindischen Methodisten-Missionare gehalten, 13 an der Zahl, die auf 10 Inseln Negergemeinden mit einer Gesamtzahl von 6570 Seelen gesammelt hatten. Auf Jamaica war der Erfolg immer noch beschränkt; nur 200 Mitglieder waren von den Methodisten gewonnen, und diese vielfach das Ziel des Spottes und der Verachtung, wenn auch keine feindseligen Gesetze zu ihrer Verfolgung Veranlassung gaben.

In den folgenden Jahren war Cole in England besonders mit der Organisation der methodistischen Reisepredigt stark beschäftigt, sowie auch mit Nordamerika, wohin er noch drei weitere Reisen machte, so daß er persönlich nicht wieder nach Westindien kam. Dennoch blieb er die Seele und der Träger des ganzen Missionswerkes¹⁾, zu dem die Konferenz der Methodisten immer nur noch eine beratende Stellung einnahm. Er hatte die große Last auf sich, die erforderlichen Kosten aufzubringen, wozu er immer wieder Kollektentreisen, wie die oben geschilderten, unternahm.²⁾

Das Werk der evangelischen Mission, das um diese Zeit anfang, immer mehr Freunde in England zu gewinnen, betrachtete Cole als die ihm vom Herrn gewordene eigentliche Aufgabe seines Lebens. Sein ansehnliches Vermögen, sowie seine ganze Zeit und Kraft war diesem Werke hingegeben, und er lebte auf dem einfachsten und sparsamsten Fuße, um für dasselbe desto mehr leisten zu können. Auch schämte er sich nicht, der „Missionsbettler“ genannt zu werden, und wanderte unermüdlich von Stadt zu Stadt, und pochte an alle Thüren, wo Christen wohnten, und ging selten leer aus. Auf einer solchen Wanderung kam er im Jahre 1805 auch nach Bristol und sammelte Missionsbeiträge ein. Ein Freund, welcher ihm die Leute aufspürte, die er um Gaben ansprechen dürfte, nannte auch eine Miss R. Smith als eine ebenso fromme und wohlthätige als vermögliche Freundin der evangelischen Wahrheit, die er ja nicht übergehen möchte. Cole kannte sie noch nicht, kam zu ihr und legte ihr seinen Wunsch und seine Liste vor. Sie zeichnete 100 Guineen

¹⁾ Daß er schon 1795 auch einen allerdings scheiternden Versuch machte, in Westafrika bei den Fula-Negern eine Missionskolonie zu gründen, sowie die spätere erfolgreiche Einrichtung der ersten Methodistenmission in Westafrika durch ihn, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt.

²⁾ Auch durch seine „Geschichte Westindiens“, die zu London 1802 erschien, suchte er das Interesse für die Mission zu wecken.

(700 Thlr.), dem von ihrem Lande die Feder in die 1400 Thlr., erhielt innern Freubigte suchen. Ja, noch ansehnliches Vermögen schästlich der Führer demselben trau mit seiner Verursachung Sie vollendete ich

Im Jahr indischer Neger auch in Jamaica hervor getreten erlassen, daß als diensten ausgesprochen schwerer Strafen richteten. Hunderten die Kirchen aus: „Machet Weiße Menschen Menschen wie jedem in die Erde, aber hatte Cole den nachdrücklich London wandte. angezeigt, daß von Jamaica v Es wurde dies Sachen der Menschenfreunde

Wie Th. C. dung seiner Leistungen Indiens, insbesondere zudeuten. Zur Briefe, den er angeführt sein:

„Wie süß ist die Barmherzigkeit nie so süß, fühle ich den Wert mit mehr Wahrheit Deum nobis haec, dennoch kann ich die Dienste für die Sache Gulden, die ich für derselben sind eine auf das Sammlergeschehen. Aber wie von England alle wären? Daß es e

Burkhardt, Missionar

(700 Thlr.), bemerkte aber dabei, sie habe das Geld nicht hier, er möchte es sich von ihrem Landgute zu Bradford abholen. Als er hinkam, nahm sie noch einmal die Feder in die Hand, und machte aus der 1 eine 2, so daß Cole das Doppelte, 1400 Thlr., erhielt. Und das alles that sie mit einer solchen Demuth und solcher innern Freude, daß Cole nicht umhin konnte, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Ja, noch im April 1805 ward sie seine Gattin. Sie brachte ihr ganzes ansehnliches Vermögen und ihre Kräfte freudig dar, um mit ihrem Manne gemeinschaftlich der Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden zu dienen und ertrug mit demselben trotz ihres schwächlichen Körpers die mannigfaltigen Anstrengungen seiner Berufstreuen. Leider war ihm diese Freude nur 6 Jahre lang beschieden. Sie vollendete schon am 25. Januar 1811 ihren Lauf in selbigem Heimgange.

Im Jahre 1808 mußte Cole noch einmal als Vertheidiger westindischer Negergemeinden vor die Öffentlichkeit treten. Damals war auch in Jamaica die Feindseligkeit von Seiten der Behörden offen hervor getreten. Die dortige Kolonial-Regierung hatte die Verordnung erlassen, daß alle Neger von der Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen sein, und es auch den Methodisten-Predigern bei schwerer Strafe verboten sein solle, dieselben im Worte Gottes zu unterrichten. Hunderte von armen Negerklaven umringten an den Sonntagen die Kirchenthüren, und riefen oft unter einem Strom von Thränen aus: „Mama, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen dürft! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!“ So klang es jedem in die Ohren, der auf Jamaica die Kirchen besuchte. Kaum aber hatte Cole in Europa davon Nachricht erhalten, als er sich mit den nachdrücklichsten Vorstellungen an den königlichen Ministerrath in London wandte. Nach einer Wartezeit von 16 Monaten wurde ihm angezeigt, daß die betreffenden Verordnungen der Kolonial-Regierung von Jamaica vom Ministerrath als ungültig verworfen worden seien. Es wurde dies bei der noch hochgehenden Aufregung der Gemüther in Sachen der Abschaffung des Sklavenhandels als ein neuer Sieg der Menschenfreunde, die die letztere durchgesetzt hatten, angesehen.

Wie Th. Cole den Abend seines bewegten Lebens mit Aufwendung seiner letzten Kräfte im Dienst des Herrn unter den Heiden Indiens, insbesondere auf Ceylon beschließen wollte, ist hier nur anzudeuten. Zur Charakteristik des Mannes jedoch möge hier aus einem Briefe, den er auf seiner letzten Seereise dorthin schrieb, Folgendes angeführt sein:

„Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe keine unübertreffliche Fähigkeit nie so sehr geschmeckt, als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Werth stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott, als einst Virgil von seinem August sagen: Deus nobis haec otia fecit! Diese Ruhestunden hat mir Gott gegeben! — Und dennoch kann ich die tausend Stunden nicht beklagen, die ich im glorreichen Wettelienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, die ich für die Missionen einsammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammlergeschäft verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott gethan. Aber wie hätte mein Herz es ertragen können, wenn nach meiner Ausrückung von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hilfe geblieben wären? Daß es ein Werk Gottes ist, habe ich auch am Ende noch deutlich

erkannt. Der Herr allein hat dasselbe angefangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit tiefem Gefühl der Demuth es ansprechen darf, Er hatte mich an den seligen Dienst angeheftet, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: Bringe deine Kinder her! und zum Süden: Verweigere sie nicht! Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an, aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir's nun ums Herz geworden. Nach dem stillen Umgang mit Gott habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Asien."

Er hat das Land seiner letzten Sehnsucht nicht erreicht. Noch auf dem Meere, im Norden von Madagaskar, hat ihn der Herr schnell und ohne Schmerzen abgerufen, am 3. Mai 1814, im siebenundsechzigsten Jahre seines Erdenlebens. Sein Leib wurde in der Tiefe des Meeres bestattet. — Wir müssen den Methodisten-Apostel Westindiens bewundern wegen jener seltenen Hingabe, mit der er seine ganze Kraft und alles, was er hatte, dem Dienst des Herrn weihte. Wir sehen in ihm zugleich eine Kühnheit wie eines Feldherrn, der seinem Könige die ganze Welt erobern möchte, verbunden mit Organisations-talent und außerordentlicher Energie und Arbeitskraft, alles geheiligt durch die Liebe zu dem Gekreuzigten. Und doch müssen wir sagen: wieviel größer würde der Segen für Westindien gewesen sein, wenn solche Kräfte sich auf ein gemessenes Feld in stillem Walten konzentriert hätten!

Es will uns bedanken, als hätte die Methodisten-Mission namentlich in Westindien etwas an sich von jener unruhigen Schnelle, mit der ihr Begründer bald hier bald dort auftrat, überall erregt und erregend,¹⁾ darum aber weniger intensiv in die Tiefe, als extensiv auf der Oberfläche wirkend. Grade aber der Negercharakter, der für Gefühlsbewegungen so besonders zugänglich ist, erfordert eine ruhige anhaltende Behandlung, die ungetäuscht von dem Strohfeuer plötzlicher Erregung, das alltägliche Leben zu ihrem Gegenstande nimmt und in den gewöhnlichsten Aeußerungen desselben die Schäden der Lebenswurzeln erkennt, deren Heilung eine gründlichere Umänderung erfordert, als eine Umstimmung der Gefühle, die sich unter Umständen bei den Negern sehr leicht hervorrufen läßt. — Es ist kaum anzunehmen, daß Coke bei der kurzen Zeit, die er immer nur auf einer oder der andern Insel sich aufhielt, im Stande war den Charakter der Neger und ihre Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, selbst wenn wir einen besonderen psychologischen Scharfblick (der indessen, wie es scheint, nicht unter seine hervorragenden Eigenschaften gehörte) voraussetzen dürften. Noch weniger ist derselbe der Mehrzahl der Methodisten-Missionare in jener Zeit zuzutrauen, denen die Ueberwachung und Erhaltung des so schnell angefachten Feuers überlassen wurde. Nur wenige theologisch gebildete waren unter ihnen. Die meisten überhaupt hatten vielleicht kaum eine andre Vorbildung für ihren Beruf erhalten als ihre aufrichtige Bekehrung zu dem Herrn, die ja freilich das Haupterforderniß für jeden Missionar ist aber keineswegs die anderweitige Bildung überflüssig machen soll. Dazu kam aber, daß diese Männer, gleichfalls von einer

¹⁾ „Er kam, sah und siegte“ ist von ihm gesagt worden.

feurigen Begehr einem festen Ahsamkeit zu verschiedenen Orten bereits wieder Darüber wurde des Evangelium leaders, denen waren oft unfennen, wenn viele Heuchler der Sache des verlässige eingetheilen einer In den ersten Männer nicht in ihr gesamm nach zu betrach

Einige Inseln schon hatten. Diese sonder es war unterziehen und zu entfliehen". großen Schwar also Abendmah nicht angegeben

Im Jahre fast ausschließli ganisation durch Society. Das wurde in beson wir die Eintheil beibehalten wor Vincent, Ja nach der Reihe

1. Antigua Sie war von all Methodisten. Di

¹⁾ Dazu will das Comité richtete 6 Jahre zu beschre

feurigen Begeisterung für die Sache des Herrn erfüllt,¹⁾ die ihnen an einem festen Punkte nicht viel Ruhe ließ, sich die Grenzen ihrer Wirksamkeit zu weit strecken und vielfach hin- und herzogen, um an verschiedenen Orten das Feuer der Erweckung anzuzünden, oder, wo es bereits wieder dem Verlöschen nahe war, es aufs neue aufzuschüren. Darüber wurde das stille, beharrliche und nachhaltige Pflegen der Saat des Evangeliums in großem Maße versäumt. Die schwarzen Class leaders, denen man nach methodistischer Organisation dies Amt überließ, waren oft unfähige Leute, und wir mußten nicht den Negercharakter kennen, wenn wir es nicht für wahrscheinlich halten sollten, daß selbst viele Heuchler sich mit einschlichen, die nicht bloß nichts nützten, sondern der Sache des Evangeliums den bedeutendsten Schaden bereiteten. Zuverlässige eingeborne Agenten sind das Hauptbedingniß für das Gedeihen einer Mission überhaupt, einer methodistischen insonderheit. In den ersten Jahrzehnten scheint die Mission in Westindien solche Männer nicht gehabt zu haben. Daher kam es, daß die Zahlen der in ihr gesammelten Negerflaven doch mit großer Vorsicht ihrem Werthe nach zu betrachten sind.

Einige Jahre vor Cote's Tode (1811) wurden auf einigen 20 Inseln schon 11,000 Neger gezählt, die sich den Methodisten angeschlossen hatten. Diese waren aber keineswegs alle Gemeinbeglieder (members), sondern es waren „die Leute, die sich der Disziplin der Methodisten unterziehen und ein Verlangen zu Tage legen, dem zukünftigen Jorne zu entfliehen“. Diese Schaar war nichts weniger als beständig und großen Schwankungen unterworfen. Wieviel wirkliche Mitglieder, also Abendmahls-genossen, die Methodisten damals zählten, finde ich nicht angegeben.

Im Jahre 1813 gewann die Mission der Methodisten, die bisher fast ausschließlich in Dr. Cote's Hand gewesen war, eine festere Organisation durch die Gründung der Wesleyan Methodist Missionary Society. Das ausgebehnte Missionsfeld auf den westindischen Inseln wurde in besondere Distrikte zerlegt. Schon im Jahre 1820 finden wir die Einteilung, wie sie im wesentlichen bis auf die neueste Zeit beibehalten worden ist, nämlich in die vier Distrikte: Antigua, St. Vincent, Jamaica und Bahama-Inseln. Sehen wir dieselben nach der Reihe genauer an.

I. Der Antigua-Distrikt

umfaßte folgende Kreise (circuits):

1. Antigua, die Insel, von der dieser Distrikt seinen Namen entlehnt. Sie war von allen westindischen der fruchtbarste Boden für die Mission der Methodisten. Die Brüdergemeinde hatte dem Evangelio die Bahn gebrochen.

¹⁾ Dazu will freilich die Vorstellung, die die westindischen Missionare 1815 an das Comité richteten, nicht recht stimmen. In dieser baten sie, ihre Dienstzeit auf 6 Jahre zu beschränken. (Horsford, a voice from the West-Indies, p. 133.)

Die Pflanzler waren fast sämmtlich der Mission wohlgeneigt und dieselbe hatte wie ein Sauerteig angefangen die Massen der Bevölkerung zu durchdringen. Seit dem ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hatte sie auch viel durch ihre Schulen gewirkt. Die Brüder hatten die Methodisten, wie es scheint, mit rechter Selbstlosigkeit aufgenommen (wie sie ihnen anderwärts sogar ihre Gotteshäuser zur Mitbenutzung überließen). Daß die Eigenthümlichkeit der Methodisten die Neger besonders ansprach, ist leicht begreiflich. So waren denn unter der Zahl derer, die sich den neuen Missionaren angeschlossen, gewiß viele, die bereits vorher die gute Saat des Evangeliums erhalten hatten. Dennoch vermehrte sich ihre Gemeinde in der Stadt St. Johns zuerst nur langsam, obgleich die Gottesdienste immer gedrängt besucht waren. Auch fehlte es nicht an Gegnern des Methodismus, der wahrscheinlich von manchen als Einbringling in ein fremdes Arbeitsgebiet betrachtet wurde. Dennoch fanden sich immer mehr Neger von den Plantagen ein. Aber die Zahl war doch noch mancherlei Schwankungen ausgesetzt. Der Tod raffte manche hinweg, andre fielen wieder ab oder mußten um grober Sünden willen ausgeschlossen werden. Im Jahre 1819 aber fand ein besonders starker Zuwachs von 300 Negern statt, durch welche die Gemeinde auf 3914 Seelen (hearers) stieg¹⁾. Die Schulen und Sonntagsschulen waren in gutem Gange. Bald darauf werden drei Stationen auf der Insel erwähnt: St. Johns (auf der Westseite), English Harbour (auf der Südküste) und Parham (auf der Nordostseite), auf denen fünf Missionare beschäftigt waren. Die Schulen zählten an 1000 Schüler. 1821 wurde eine Missionsgesellschaft zu St. Johns gegründet, bei deren erster Feier schon gegen 600 Thaler gesammelt wurden; auch mancher Golbschmuck lag mit in der Kollekte. Einige Belehrungsgesellschaften übergehen wir, und erwähnen nur die mehrfach nachgezählte²⁾ eines muhammedanischen Negers vom Senegal, Namens Peregrine, der nach langem hartnäckigen Festhalten an Muhammed, sich doch endlich dem Herrn Christo ergab. — In Parham wurden in einem Vierteljahr 181 Neger aufgenommen, und als Missionar Hyde 1823 von dort schied, hatte er fast 1000 Personen der Gemeinde zufügen können. In regelmäßigen Missionsbetstunden ward hier besonders der armen schwarzen Brüder in Afrika gedacht. Ein alter Neger, der bisher seinen Erwerb durch Aufspielen zum Tanze gewonnen hatte, verschlug seine Fibel, damit sie weder ihn, noch einen andern je wieder verführe, an jener Stunde sich zu betheiligen. In der Folge wird eine weitere Station zu Willoughby Bay³⁾ erwähnt, zu der 1828 eine Gemeinde von 733 Seelen gehörte, sowie Zionhill,⁴⁾ das damals in den Anfängen war. Leider liegen uns die Zahlen aus den ersten dreißiger Jahren nicht vor. Wir können nur die Zahl

¹⁾ Die Brilbergemeinde umfaßte um jene Zeit dort gegen 15000 Seelen.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1824. Calwer Monatsblatt, 1844 S. 153 ff.

³⁾ Im Südosten, mit der Stadt Bridgetown.

⁴⁾ Die Lage dieser Station ist mir nicht ganz sicher, die Angabe meines Atlas beruht wohl auf einer irrthümlichen Andeutung.

der Methodisten u. z. 3066 also die oben wachses die wir als ein samkeit dieser

2. Dom nare, der mel störten, aufgek sich immer w ziger Jahre d auf der West Die Bevölker Doch fanden ihre Predigten sich erhalten katholischen aber wurde n geregt. Die Charfreitag 1 von Trommeln Kirche ausgeläute der Glock jenem Tage g mittel aufgeho

Manche r Wandel und B sion eine Plan thun. Die W rung sanktion Einwohnern in Methodisten s sowie auch ein war. Auch La wann von Mi Plaz eine G Seelen auf der Mädchen besuch unter dem lei White (1817?)

3. Größt schwankend, wa Christoph), w segneter Arbeit der Obrigkeit, getreten. Sch

¹⁾ Am nördl

der Methodisten auf Antigua von 1826 angeben, wo sie 3575 betrug, u. z. 3066 Sklaven, 481 freie Farbige, daneben 28 Weiße. Stimmt also die oben angegebene Zahl von 1819, so hatte sich trotz alles Zuwachses die Seelenzahl in den sieben Jahren um 339 vermindert, was wir als ein bedeutendes Zeichen für die Art und Weise der Wirksamkeit dieser Mission doch nicht verschweigen dürfen.

2. **Dominica**, wo bisher das Werk durch Krankheit der Missionare, der mehrere erlagen, sowie durch Orkane, die die Bethäuser zerstörten, aufgehalten war und die ab und zu schon zahlreichen Gemeinden sich immer wieder bedeutend verminderten, hatte zu Anfang der zwanziger Jahre die beiden Stationen Roseau, die Hauptstadt der Insel, auf der Westseite gelegen, und St. Joseph, einige Meilen nördlicher. Die Bevölkerung gehörte größtentheils ($\frac{4}{5}$) der katholischen Kirche an. Doch fanden die Methodisten auch von dieser Seite Anhänger, wozu ihre Predigten in französischer Sprache, die hier aus früheren Zeiten sich erhalten hat, beitrugen. Darüber hatten sie natürlich von den katholischen Priestern viel Anfechtung zu erdulden, in Folge derselben aber wurde nur um so mehr ein Fragen nach dem Worte Gottes angeregt. Die katholischen Neger waren in tiefer Unwissenheit. Am Charfreitag 1824 konnte man sehen, wie unter fürchterlichem Lärm von Trommeln und Pfeifen Judas und der Teufel aus der katholischen Kirche ausgetrieben wurden. Darauf liefen die Neger unter dem Ge läute der Glocken ins Meer, um ihre Sünden abzuwaschen. Eine an jenem Tage geweihte Flasche mit Wasser wurde als kräftiges Zauber mittel aufgehoben.

Manche von den bekehrten Negern zeichneten sich durch aufrichtigen Wandel und Beharrlichkeit aus. In St. Joseph aber, wo für die Mission eine Plantage angekauft war, gab es viel mit Neugierlichkeiten zu thun. Die Mission war übrigens ausdrücklich von der Kolonialregierung sanktionirt und stand bei den einflußreichsten und geachteten Einwohnern in gutem Ansehen. — Zu Prince Ruperts Bai,¹⁾ wo die Methodisten schon früher Eingang gefunden hatten, fehlte eine Kapelle, sowie auch ein ständiger Missionar, da die Umgebung sehr ungesund war. Auch LaSoye, noch weiter nördlich gelegen, konnte nur dann von Missionaren besucht werden. Später (1832) wurde dieser Platz eine Hauptstation. Um 1825 zählten die Methodisten etwa 500 Seelen auf der Insel; die Schulen wurden von 69 Knaben und 78 Mädchen besucht. Auch hier war früher schon die Zahl größer gewesen: unter dem leider bald dem ungesunden Klima erliegenden Missionar White (1817?) war sie bereits auf 633 gekommen.

3. Größer dagegen, wenn auch nicht eben stetig, sondern vielfach schwankend, waren die Erfolge der Methodisten auf St. Kitts (St. Christoph), wo, wie wir sahen, die Brüdergemeinde seit 1775 in gesegneter Arbeit stand. Schwierigkeiten von Seiten der Pflanze und der Obrigkeit, wie auf andern Inseln, waren ihnen hier nie entgegen getreten. Schon 1802 wird eine Gemeinde von 2587 Seelen erwähnt.

¹⁾ Am nördlichen Theil der Westküste.

In der Folge wurden dann und wann neue Schaa ren gewonnen, doch auch Mißfall muß öfters wieder die Zahl verringert haben, denn 1817 werden nur 2552 methodistische Neger unter 4 Missionaren erwähnt. Dabei aber lauten die Berichte sehr befriedigend, besonders auch hinsichtlich der Schulen, in denen auch viele erwachsene Schwarze unterrichtet wurden. 1820 finden wir die Negergemeinde nur mit 2361 Erwachsenen und 200 Schulkindern angegeben. Zu Basseterre, der Hauptstadt, zeigten sich wohl erfreuliche Fortschritte, während es auf den andern Stationen Old Road und Sandy Point¹⁾ wegen der Entfernung des Missionars rückwärts gegangen war. Am erst genannten Ort zeigte sich bei der neugestifteten Missionsgesellschaft große Opferfreudigkeit. Einzelne Fälle von besonders kräftiger Wirkung der göttlichen Gnade zeigten sich an Kindern und Erwachsenen.

Ein sterbender Schulknabe, den Missionar Peacock über seinen Gesundheitszustand befragte, sagte ihm, er fühle sich glücklich, und wünsche nichts so sehr, als bei Jesu zu sein. Dann bat er den Lehrer, ihm einige Verse zu singen, die er in der Schule gelernt hatte, und bisweilen sang er mit; seinen Mitschülern aber sprach er zu, sie sollten nicht weinen, weil er zu Jesu gehe. — Eine fromme Negerin sagte: „Mich wohl weiß, mich der Herr zu sich befehrt hat. Mich früher eine große Sünderin; nichts nach Gott frag, und mich glaub, mich der Sonntag nichts angeß. Mich nun alles anders seh, mich ein böses Weib, ein böses Herz, ein böser Weg; aber der Herr hat meine Sünden weggenommen, und mich nun Ihn lieb hab und er mich.“ Und von einer kranken Negerin, die er besuchte, schreibt Peacock: „Habe ich in meinem Leben je unter den schwersten Leiden und an der Pforte der Ewigkeit einen wahrhaft glücklichen Menschen gesehen, so war sie es. Sie entließ uns mit den Worten: Wie unaussprechlich sehne ich mich nach meinem Gott und nach dem himmlischen Vaterland! Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Gegen Ende des Jahrzehnts scheint diese Mission, und namentlich ihre Schule einen rechten Aufschwung genommen zu haben, denn sie wurde von 1000 Kindern besucht. Außer den schon genannten Plätzen bestanden Methodistengemeinden zu Dieppe Bay,²⁾ Palmetto Point, Half-way-tree³⁾ und Cayon⁴⁾. Zu Basseterre war eine große neue Kirche mit einem Aufwande von 28,000 Thalern gebaut, der durch freiwillige Beiträge auf der Insel selbst gedeckt wurde. Die Schulen wurden damals von 1300 Kindern und 192 Erwachsenen besucht.

So konnte denn Missionar Wood im Mai 1828 von St. Kitts schreiben: „Das Werk Gottes ist seit einiger Zeit hier sehr hoffnungsreich geworden. Die Gottesdienste zu Stadt und Land werden fleißig und mit Andacht besucht, auch fehlt es nicht an heilsbegierigen Seelen, die zu einem neuen Leben aufwachen. Auch unter den älteren Mitgliebern zeigt sich viel Ernst der Heiligung, und eine allgemeine Theilnahme, wenn es dem Bemühen gilt, Seelen aus dem Verderben zu erretten.“

¹⁾ Alle diese Orte liegen an der Südwestseite der Insel.

²⁾ Im Norden der Insel.

³⁾ Zwischen Basseterre und Old Road resp. da und Sandy Point.

⁴⁾ Auf der Nordost-Küste.

4. Die b
Boden für die
Verfolgung vo
in spätere Zei
unter solchen
Seelen stark, i

„Vor kurzer
sehr angesehener
Gemeinde ist, im
verurtheilte sie, n
die Strafe an ih
der, und stehete
Glauben schenken
erklärte, daß Er
dieses Gebet so e
könne diese Stra
und sein ganzes
beten, wie diese

Vom Jah
Auf Nev
die auch im
Kraft Gottes
Negern bestehn
Am 3. August
Versammlung
und achtbarsten
auch sämmtlich
bereits 170 Le
lekturbuch eing

Aus dem
erwähnt. Di
Westseite der I
brachte manche
man wünschte
im folgenden
auf der Insel
reichen Klagen,
zu urtheilen g
Methodistengen
sich namhafte
Kapelle.

5. Auf
1821 finden
sammlungen
der Missionar
ward und daß
Den 42 Geme
sie durch Bese
besondere Freu

4. Die benachbarte Insel Revis war von früh auf ein günstiger Boden für die methodistische Mission, obgleich sie hier anfänglich harte Verfolgung von Seiten der Pflanzler zu erdulden hatte, von denen bis in spätere Zeit hie und da noch Spuren vorkamen. Doch grade unter solchen Anfechtungen wuchs die Gemeinde und befand sich, 1183 Seelen stark, im Jahre 1817 in blühendem Zustande.

„Vor kurzer Zeit,“ schreibt Missionar Mortier im November 1816, „hatte ein sehr angesehener Pflanzler der Insel eine seiner Sklavinnen, die ein Mitglied unserer Gemeinde ist, im Verhör, da sie einer strafbaren Handlung beschuldigt wurde, und verurtheilte sie, mit Peitschen gehauen zu werden. Sie war jedoch unschuldig. Als die Strafe an ihr vollzogen werden sollte, kniete sie in Gegenwart ihres Herrn nieder, und flehte sehr ernstlich zu Gott, er möchte sie stärken und ihr Geduld und Glauben schenken, diese unverdiente Strafe still zu ertragen; wobei sie ganz kumplos erklärte, daß Er es selbst wisse, daß sie unschuldig sei. Ihr Eigenthümer wurde durch dieses Gebet so erschüttert, daß er befahl, man solle sie loslassen, und erklärte, er könne diese Strafe nicht an ihr vollziehen lassen; denn wenn er seine Bibel gelesen, und sein ganzes Leben hindurch die Kirche besucht hätte, so könnte er doch nie so beten, wie diese Negerin.“

Vom Jahre 1820 lautet der Bericht folgendermaßen:

Auf Revis gab es viele Krankheiten und manche wurden heimgeholt, die auch im Tode noch erfahren durften, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen. Im ganzen wuchs die aus 920 Negern bestehende Gemeinde in der Gnade und Erkenntniß Christi. Am 3. August 1820 wurde auf dieser Insel vor einer ansehnlichen Versammlung eine Missionsgesellschaft gestiftet, und 9 der angesehensten und achtbarsten Gutsbesitzer wurden Mitglieder der Committee, zu welcher auch sämtliche Geistliche der Insel gehörten. Kurz darauf waren bereits 170 Louisdor zur Unterstützung der Missionsache in das Rollenbuch eingezeichnet.

Aus dem Jahre 1825 werden 100 schwarze Gemeindeglieder erwähnt. Die Kapelle in Charlestown, dem Hauptort an der Westseite der Insel, war zu klein geworden; Krankheit eines Missionars brachte manche Störung in das Werk, das 1827 nicht so gedieh, wie man wünschte. Dennoch konnte bei einer öffentlichen Versammlung im folgenden Jahre von einem Regierungsbeamten dem Methodismus auf der Insel ein gutes Zeugniß ausgestellt werden. Unter den zahlreichen Klagen, über die derselbe in seiner 12jährigen Amtsthätigkeit daselbst zu urtheilen gehabt hatte, war keine solche gegen ein Mitglied der Methodistengemeinde vorgekommen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich namhafte Opferwilligkeit bei den Beiträgen zum Bau einer neuen Kapelle.

5. Auf Montserrat begann die Methodistenmission erst 1820. Von 1821 finden wir über ihren Fortgang folgenden Bericht: Die Versammlungen nahmen zu, eine würdevolle Stille herrschte darin, und der Missionar bemerkte, daß das Wort mit Freuden aufgenommen ward und das Werk Gottes an den Herzen der Neger vorwärts schritt. Den 42 Gemeindegliedern konnte er im folgenden Jahre bezeugen, daß sie durch Bekenntnistreue und rechtschaffnen Wandel sich auszeichneten; besondere Freude aber bereiteten ihm die Sonntagschulen in der Stadt

wie auf dem Lande. Schaarenweise strömten die Neger des Sonntags vom Lande herein, um in der dortigen Kapelle das Wort Gottes zu hören; immer mehr Pflanzungen öffneten sich den Missionaren, wobei der Gouverneur der Insel und die ersten Regierungsbeamten die trefflichsten Dienste leisteten und überall mit edlem Beispiel vorangingen. Am 6. Juni 1823 ward eine Hülfs-Gesellschaft für Leidende und Kranke gestiftet, sowie eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften unter den Negern. Doch schritt auf dieser Insel die Sache Christi nicht so schnell vorwärts, wie an andern Stellen; die Neger überlegten die Sache zuvor reiflich, und machten nur langsam einen so wichtigen Schritt. Im Jahre 1825 bestand die Methodistengemeinde daselbst aus 8 Weißen, 72 farbigen Leuten und 67 Sklaven.¹⁾ Die Schulen wurden von mehrern Hunderten, Kindern sowohl als Erwachsenen besucht. Im Laufe der Zeit wurde an fünf verschiedenen Plätzen des Sonntags Gottesdienst gehalten und fleißig besucht, der Sonntags-Markt aber ward aufgehoben, auch schwanden die sonst an diesem Tage so gewöhnlichen Tänze und Schwelgereien. Die Hauptstation war Plymouth. Durch Arbeitsamkeit und Treue, besonders auch durch Reinlichkeit und Sauberkeit ihrer Wohnungen zeichneten die christlichen Neger vor den andern sich aus. Das Werk Gottes auf Montserrat ging so seinen stillen und regelmässigen Lauf; mit Vergnügen aber hörten die Missionare nicht selten den einfachen, ungeschmückten, aber herzlichen Zeugnissen zu, welche einzelne der belehrten Neger von der Gnade Gottes ablegten.

So äusserte einer derselben bei einem Liebesmahl (1827): Er habe lange Bedenken getragen, an den Sonntagen zur Kirche zu kommen, weil er befürchtete, seine Familie möchte Hunger leiden müssen, wenn er nicht am Sonntag sein Stüchchen Feld bearbeite; aber er habe zum Preise Gottes gerade das Gegentheil erfahren. Auf die Frage, ob er jetzt so viel habe, wie zuvor, als er noch ohne Gott in dieser Welt lebte, antwortete er mit sichtbarem Vergnügen: „Ja, ich habe ebensoviel und noch ein wenig mehr.“ — Marie, eine wackre Negerin, die 1827 starb, hatte eine fromme Mutter, die sie in ihrer Jugend von leichtsinniger Ausschweifung zurückhielt. Lange wollte sie sich in die Zucht nicht fügen, und war mit ihrer Mutter immer unzufrieden, die sie zur Nachfolge Christi hinleiten wollte. Erst eine schwere Trübsal brachte sie dazu, den Herrn ernstlich zu suchen, und als sie Ihn jetzt fand, so liebte sie Ihn nun auch von ganzem Herzen. Ein langwieriges Krankenlager zog sie endlich ganz in die Gemeinschaft seiner Leiden und in den seligen Umgang mit Ihm hinein, und sie genoss einen großen Frieden. Als sie die Augen schloß, rief sie ihrer Mutter, die sie in den Armen hielt, frohlockend zu: „Meine liebe Mutter! ich bin selig! selig! selig!“ und damit gab sie den Geist auf. —

6. Auf St. Gustav hatte der Vater der Methodistmission selbst, wie wir sahen, harten Widerstand gefunden. Das dort gesammelte Häuflein wurde verfolgt, und Theilnahme an den Gebetsversammlungen in einigen Fällen mit der Peitsche bestraft. Doch blieben die meisten standhaft. Verwendungen bei der holländischen Regierung blieben auch fruchtlos. Erst 1804 wurde durch die Vorstellungen eines Pflanzers, der auf andern Inseln die wohlthätige Wirksamkeit der Mission kennen gelernt hatte, der Gouverneur bewogen, von den Grundsätzen seiner

¹⁾ Vielleicht sind mit diesen Zahlen die „Members“ gemeint.

Vorgänger als sich allmählich sonderer Mission benachbarten zählte sie 202 Predigtplätze, Die Eröffnung

„Ein Sklave geworden, der a Monate lang trage gefangen in seine religiöse Geben. Darauf w und dieser bot daß er sich dabu in seinem Gefän und versprach in ein Waarenlager fortan seiner Fa wollte, das Evan der Gnade Christi aufleben. Er b selschaft zu wer vor Freunden über lorpe ist gefunden

7. Nicht St. Bartholomew's oder thobisten-Mission Behörden gest freundlich. D beeinflusst durch Schwarzen und Mitgliedern be wird. Die E stehenden Kran Sterbensfreude

8. Auf N Evangelium d Insel wurde e pflanzt. Wir schichte dieser 112 Neger als 1826 lautete d zu und die G heftige Orkane 1827, suchten Gemeinde nach vielversprechend und die erste h der Hauptstati

Vorgänger abzugeben und die Mission zu gestalten. Seitdem mehrte sich allmählich und unter Schwankungen die Gemeinde, die einen besonderen Missionar erhielt, obgleich man zunächst meinte es von dem benachbarten St. Kitts aus verwalten zu können, und im Jahre 1820 zählte sie 202 Seelen; 170 Kinder besuchten die Schule. Es bestanden vier Predigtplätze, auf denen wöchentlich das Evangelium verkündigt wurde. Die Eröffnung des letzten hatte eine besondere Veranlassung gehabt.

Ein Sklave daselbst war seinem Herrn entlaufen und ein furchtbarer Räuber geworden, der als Hauptmann sich an die Spitze einer Räuberbande stellte. Vierzehn Monate lang trieb er sein Wesen in den Bergen, bis er endlich auf einem Räuberzuge gefangen ward. Im gerichtlichen Verhör gab er an, sein Mensch habe sich um seine religiöse Erziehung bekümmert, und so sei er ein unwissender Bösewicht geworden. Daraus wandte sich der Eigenthümer der Pflanzung an Missionar Frensch, und dieser bot sich freiwillig an, seine Sklaven zu unterrichten, mit der Versicherung, daß er sich dadurch manche Unruhe ersparen werde. Er besuchte nun den Räuber in seinem Gefängniß: dieser bezeugte die aufrichtigste Reue über sein Verbrechen, und versprach in Zukunft gründliche Besserung. Der Eigenthümer ließ sich hierauf ein Waarenlager zum Unterricht seiner Sklaven zurecht machen, in welchem Frensch fortan seiner Familie, seinen Negern, und wer aus der Nachbarschaft dabei sein wollte, das Evangelium verkündigte. Der ehemalige Räuber wurde durch die Kraft der Gnade Christi ein ganz andrer Mensch, und sein Herr war gar wohl mit ihm zufrieden. Er besuchte die Schule und wünschte ein Mitglied der Methodisten-Gesellschaft zu werden. „Als er zu uns hereinkam,“ erzählt Frensch, „weinten alle vor Freuden über ihn; denn der einst todt war, ist nun lebendig, und der Verlorne ist gefunden.“

7. Nicht weit von St. Eustach liegt die kleine schwedische Insel St. Bartholomeus (St. Barthelemy bei den Franzosen, St. Bartholomew's oder St. Barts bei den Engländern). Hier hatte die Methodisten-Mission schon 1788 Eingang gefunden und wurde von den Behörden gestattet und beschützt. Ueberhaupt zeigten sich die Einwohner freundlich. Die Verhältnisse der Gemeinde waren jedoch nachtheilig beeinflusst durch die hier häufige Auswanderung. 1817 bestand sie aus 308 Schwarzen und 12 Weißen. Neun Jahre später wird nur von 255 Mitgliedern berichtet, deren anhaltender Ernst im Christenberufe gerühmt wird. Die Schule zählte 152 Kinder. Während einer schweren ansteckenden Krankheit ließen sich manche erbauliche Fälle von christlicher Sterbensfreudigkeit beobachten.

8. Auf Anguilla und St. Martin hatte auch schon lange das Evangelium durch Methodisten Eingang gefunden. Auf die letztere Insel wurde es durch einen bekehrten Neger von der ersten aus verpflanzt. Wir finden jedoch nicht viel Nachrichten über die älteste Geschichte dieser Stationen. Um 1819 werden auf jener 200, auf dieser 112 Neger als zur Methodistengemeinde gehörig erwähnt. Im Jahre 1826 lautete der Bericht folgendermaßen: Das Werk des Herrn nahm zu und die Gemeinde stieg auf 229 Seelen und 179 Schulkinder. Heftige Orkane und mehrere Erdbeben, das gewaltigste im November 1827, suchten die Insel heim, halfen aber zugleich das Gedeihen der Gemeinde nach innen befördern. Am 26. November 1827 wurde unter vielversprechenden Umständen ein Missions-Verein auf St. Martin errichtet, und die erste Kollekte trug 65 Thaler. Auf fünf Pflanzungen neben der Hauptstation wurde das Wort Gottes regelmäßig gepredigt, die

Versammlungen wurden fleißig besucht und auch von außen nicht gestört, die Zahl der Mitglieder mehrte sich. Im Jahre 1829, da ein Freund der Mission auf dieser Insel zur Erweiterung der Kirche in der Stadt, sowie zur Aufrichtung eines Bethauses zu Cole-Bai 2400 Gulden gegeben, konnte Missionar Cullingford an die Commitee schreiben: „Es freut mich, Ihnen berichten zu dürfen, daß der religiöse Zustand unsrer kleinen Negergemeinde allhier erfreulich ist, und daß viel christliche Liebe unter den Mitgliedern herrscht. Ein neuer Eifer für das Heil der Seele hat da und dort begonnen; das Wort Gottes wird hochgeschätzt und von vielen mit Liebe aufgenommen. Auch die angesehenen Bürger der Stadt besuchen unsre Gottesdienste regelmäßig. Die Sklaven auf den Pflanzungen scheinen besonders dieser Zeit des Heils sich zu freuen und strömen zum Worte Gottes herbei, so daß unsre kleine Kirche gemeinlich mit Menschen überfüllt ist.“

Auf Anguilla war das Wort Gottes besonders blühend, und bis zum Jahre 1828 sammelte sich hier um einen Missionar eine Negergemeinde von 381 Seelen. Besonders war es ein junger Freineger¹⁾, der, nachdem er selbst durch das Lesen des Neuen Testaments mächtig erweckt und dann gründlich zu Christo bekehrt war, dem Evangelium unter seinen schwarzen Brüdern Eingang verschaffte.

9. Auf Tortola und den anderen Virginischen Inseln, als deren größere noch Anegada und Virgin Gorda hervorzuheben sind, ging zwar nach der scheinbaren Bereitwilligung der Neger bei Cole's erstem Besuch 1788 der Anfang der Mission dennoch nur langsam und mühevoll vor sich, ward aber im weiteren Verlauf immer bereitwilliger und kräftiger von den weißen Einwohnern und selbst den Behörden gefördert und unterstützt. Im Jahre 1817 befanden sich auf der ganzen Inselgruppe verschiedene Negergemeinden von zusammen 1700 Seelen, die von 3 Methodistepredigern geleitet wurden. „Unsere Versammlungen,“ schreiben sie, „nehmen zu, und es scheint eine allgemeine Aufmerksamkeit auf das große Eine, das noth thut, rege geworden zu sein. Unsre Liebesmahle, unsre Klassenversammlungen, sowie die Feier der heiligen Sakramente sind Feste, bei denen wir das Nahesein unsers Gottes besonders wahrnehmen können. Möge unsere Dankbarkeit dafür durch den erneuerten Entschluß sich bekräftigen, nur zu Seiner Ehre und Freude auf der Erde zu leben.“ Der Unterricht der Negerjugend ward auch hier sehr eifrig und mit Segen betrieben. Und da die von englischen Schiffen genommenen spanischen und portugiesischen Sklavenhändlerische meißt auf diesen Inseln geleert wurden, da die befreiten Negerklaven ohne Gefahr, wieder verkauft zu werden, jetzt noch nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten, so wurden auch diese von den Missionaren in Pflege genommen. „Ganze Schaaren solcher unglücklichen Neger,“ schreiben sie im Oktober 1817, „wurden von uns im Christenthum unterrichtet, manche derselben sind bereits getauft und als Mitglieder unsrer Gemeinde aufgenommen, und wir glauben nicht zu viel von ihnen zu sagen, wenn wir behaupten, sie sind im Genusse

der Gnade, d
der bürgerlich

Im Jahr
von einem fur
wurden. Die
wir 1822 fol
Road Town
Town auf
letzte beide
in Road Town
nach sehr ar
reich in Gott
die Stunde,
Leider aber n
von denen, o
losigkeit und
vielfach auf
Jahren viele
Gemeinde au
Aehnlich ergi
lichen Gemein
etwas günstig
1232 Neger.

Die nach
Missionssfeld

1. St. J
Anfang entgeg
wuchs die Ge
eingetretene U
das Evangelium
Jetzt ist's gut
lobe den Herrn
willen.“

Nach un
und die Missi
tagsschulen m
hielten, wurde

„Allzählich,“
grade alle Kinde
streckte eins dies
Freude: Massa

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II. S. 299.

¹⁾ Außer d
förderung der Kap

der Gnade, die sie unsers Zutrauens werth und zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft macht."

Im Jahre 1819 litten die Inseln und auch die Mission schwer von einem furchtbaren Orkan (cf. oben S. 37), bei dem alle Kapellen zerstört wurden. Diese Heimsuchung stärkte jedoch die Gemeinde. So finden wir 1822 folgende 6 Predigtplätze, auf denen 3 Missionare wirkten: Road Town, West End, East End auf Tortola, Spanisch Town auf Virgin Gorda, Jost van Dyk und Peters Island; letztere beide besondere Inseln. Es wurde damals von dem Missionar in Road Town berichtet: Viele unsrer Neger sind den äußeren Dingen nach sehr arm; nichts zu essen und kein Obdach; aber sie fühlen sich reich in Gott, und oft denken sie mit Dank- und Freudenthränen an die Stunde, die sie hinüberführen soll in die Wohnungen der Seligkeit." Leider aber mußte derselbe Missionar über die weißen Bewohner klagen, von denen, obgleich sie einen trefflichen Seelsorger hatten, doch Gottlosigkeit und Laster sich über das ganze Land ergossen. Dies wirkte natürlich vielfach auf die Negergemeinde, und so mußten denn nach einigen Jahren viele Neger wegen ihres unregelmäßigen Wandels von der Gemeinde ausgeschlossen werden, obgleich andre sich treu bewährten. Ähnlich erging es in West End und Peters Island. Die sämtlichen Gemeinden dieser Inselgruppe, von denen 1827 die Berichte etwas günstiger lauteten, umfaßten 25 Weiße, 275 freie Farbige und 1232 Neger.

Die flache Korallen-Insel Barbuda wird nur vorübergehend als Missionsfeld der Methodisten erwähnt.

II. Der St. Vincent-Distrikt

mit folgenden Kreisen (circuits).

1. St. Vincent. Die Verfolgung, die der Mission hier gleich zu Anfang entgegengetreten war,¹⁾ regte sich noch ziemlich lange. Trotzdem wuchs die Gemeinde, und umfaßte 1817 bereits 2760 Seelen. Die eingetretene Umwandlung beschrieb eine Negerin mit den Worten: „Als das Evangelium auf die Insel kam, da wurde alles ganz anders. Jetzt ist's gut hier sein. Sonst hieß es: je älter je ärger! Meine Seele lobe den Herrn! Er helfe es mir festzuhalten bis ans Ende um Christi willen.“

Nach und nach verschwanden aber auch hier die alten Vorurtheile, und die Mission fand immer mehr Anerkennung. Schulen und Sonntagschulen machten Fortschritte; die Sklaven, welche sich zur Gemeinde hielten, wurden wegen ihres Fleißes und muntern Sinnes gern gesehen.

„Allzulich," erzählt ein Missionar, „ritt ich durch ein Zuckerrohrfeld, in dem grade alle Kinder beschäftigt waren. Sie sahen mich anfänglich nicht; auf einmal streckte eins dieser schwarzen Kinder den Kopf aufwärts, erblidete mich, und rief voll Freude: Massa kommt! Massa kommt! Im Augenblick legten sie ihre Arbeitswerk-

¹⁾ Außer der schon erwähnten Einkerkerung des Missionars sei hier die Zerstörung der Kapelle durch einen Volkshaufen (1797) erwähnt.

zeuge nieder, und rannten wie ein Vogelschwarm auf mein Pferd los, grüßten mich freundlich, und alle fragten auf einmal: „Wie befindet sich Massa?“ Ich sprach ein paar Augenblicke mit ihnen, und ermunterte sie, fleißig zu sein, mit einander Frieden zu haben, und Gott zu fürchten, unter dessen Augen sie wandeln. Ja, Massa, riefen alle, das wollen wir. So geht denn wieder an die Arbeit, sagte ich, und seid gute Kinder. Ja, Adien, Massa, Adieu! und nun ging's flugs und fröhlich wieder zum Geschäfte.“

Vier Missionare arbeiteten in Segen, und das Evangelium schlug immer tiefere Wurzel. Auf einer Plantage baten sich die Neger statt eines Tanzvergnügens; das der Herr ihnen gewähren wollte, eine erbauliche Versammlung unter Leitung eines Missionars aus. Beispiele von Ergebung im Leiden und seligem Heimgang stärkten die Arbeiter am Evangelio. Der Sonntagsgottesdienst war immer stark besucht. Ueber 3000 Seelen gehörten anfangs der zwanziger Jahre zu der Gemeinde, und 400 schwarze Kinder besuchten die Schulen.

2. **Grenada.** Hier hatte der anglikanische Pfarrer Dent dem Methodismus die Thür geöffnet. Ueber die weitere Ausbreitung der Mission finden wir wenig Nachrichten. Um 1820 lauten die Berichte recht günstig und erzählen Zeichen von erfreulichem Zustande der Gemeinde. Doch hatten die Missionare mit 2 Hindernissen zu kämpfen: mit der Unbekanntheit der englischen Sprache unter den Sklaven¹⁾ und der Hinnneigung zum Katholizismus. Doch zählte die Gemeinde 272 Seelen. Sechs Jahr später war sie angewachsen auf 367, darunter 168 freie Neger. Drei Missionare arbeiteten im südöstlichen (Georgetown) sowie im nordwestlichen Theile der Insel.

3. **Barbados** war anfangs ein wenig erfolgreiches Feld für die Methodistenmission. Der von Dr. Coker eingeführte Missionar Pearce war bei den Pflanzern als ein Spion der Antisklaverei-Partei angesehen. Es kam zu Volksaufläufen. Auch die Neger blieben unempfänglich. Es gelang nur hie und da ein paar Personen zusammen zu bringen. 1804 fristete die Gemeinde von 40 Seelen ein kümmerliches Dasein. Zeitweise war sogar kein eigner Missionar hier, sondern nur dann und wann berührte ein solcher auf der Reise die Insel. 1807 werden 36 Kommunikanten (members) erwähnt, 1817 nur 28. Doch machte die kleine Gemeinde Anstalt, eine neue Kapelle zu bauen.

„Die freien Schwarzen,“ heißt es in einem Bericht der beiden Missionare vom März 1820, „die in der Hauptstadt Bridgetown (wo sie sich niedergelassen hatten) wohnen, sind dem größten Theile nach äußerst ruchlos, und fast jeden Obemzug geht ein Fluch aus ihrem Munde hervor. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß kleine Kinder, die kaum sprechen können, damit beginnen, daß sie dem Gott fluchen, der sie gemacht hat, ob sie gleich nicht wissen, was sie thun. Was die Negerklaven betrifft, so ist ihr sittlicher Zustand gerade derselbe. Vielweiberei, Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Diebstahl, Flügen, Zanksucht und Trunkenheit: dies sind die Laster, denen bei weitem die meisten unter ihnen mehr oder weniger hingegeben sind. Sie leben und sterben wie die Thiere auf der Erde, denn niemand kümmert sich um ihre unsterbliche Seele. Zu unsrer Freude dürfen wir doch hie und da eine lobenswerthe

¹⁾ Sollte richtiger wohl heißen müssen: mit ihrer eignen Unbekanntheit des Neger-Französischen.

Ausnahme fin
seine Sklaven
„An andern
sämmerlich ver
ein Wort Got
gedacht zu ha
eine Kirche er
einen Sklaven
niemand forder
gering geachtet
nicht schmeichell
An den Sonnt
der Thüre, die
stonsarbeiten b
Zutritt gestatte

Im Ja
Verfolgungen
verzeichnen h
führt, der M
die Insel zu
tritt zur ge
Witwe, Gill
Hause mit ei
aber das En
Verfolgten m
1826 die Mi
nach Zerstöru
Thaler zum
neue Kapelle in
feierlich einge
wachsen. 18
Missions-Hüfe
die Missionare
nun für das
gen Jahren d
Kirche niederg
und wir dürft
werden wird.“

4. **St. L**
distenmission.
gründet, aber
der Katholizis
dort einen Pl

5. Auf
sion begonnen
liche Aufnahm
dort zwei Mi
Jahren erst
und auch von
in Christo, die

Ausnahme finden.“ Auf einer Pflanzung hatte ein Gutsbesitzer eine Kapelle für seine Sklaven erbaut und einen Geistlichen dabei angestellt, auch eine Schule errichtet. „An andern Stellen der Insel aber,“ heißt es weiter, „sind die Sklaven bis jetzt kümmerlich vernachlässigt worden. Hunderte derselben haben in ihrem Leben nie ein Wort Gottes gehört, und sie scheinen nie an Gott und die Rettung ihrer Seele gedacht zu haben. Zwar ist die Insel in 11 Kirchsprengel getheilt, und in jedem eine Kirche errichtet und ein Pfarrer angestellt. Aber es ist eine große Seltenheit, einen Sklaven in der Kirche zu sehen. Nicht als wäre es ihnen verboten, — aber niemand fordert sie dazu auf und labet sie freundlich ein. Sie sind vielmehr so gering geachtet, als ob sie keine unsterbliche Seele hätten. — Unsere Ausichten sind nicht schmeichehaft; indeß können wir doch sagen, daß sie sich nach und nach aufheitern. An den Sonntagen ist unsere Kapelle gedrängt voll, und Hunderte stehen noch vor der Thüre, die keinen Raum haben. Auch auf dem Lande haben wir unsere Missionsarbeiten begonnen, und mehrere Herren haben uns zu ihren Plantagen den Zutritt gestattet.“

Im Jahre 1823 hatte hier die Mission eine der bedeutendsten Verfolgungen zu erdulden, die die Missionsgeschichte Westindiens zu verzeichnen hat. Die Kapelle zu Bridgetown wurde vom Pöbel zerstört, der Missionar Shrewsbury mißhandelt und selbst genöthigt, die Insel zu verlassen, der kleinen Negergemeinde jeder Zutritt zur gemeinschaftlichen Erbauung verboten, und eine fromme Witwe, Gill, in harter Gefangenschaft gehalten, weil sie in ihrem Hause mit einigen Negern das Wort Gottes gelesen hatte. — Nachdem aber das Englische Ministerium und selbst das Parlament sich der Verfolgten mit dem größten Nachdruck angenommen, wurde im Jahre 1826 die Mission auf Barbados wieder erneuert, und nachdem bereits nach Zerstörung der früheren Kapelle Freunde in England gegen 14000 Thaler zum Aufbau beigelegt hatten, wurde am 24. Mai 1829 die neue Kapelle in Gegenwart einer zahlreichen und andächtigen Versammlung feierlich eingeweiht. Inzwischen war die Gemeinde beträchtlich gewachsen. 1828 konnte auch ein gesegnetes Jahresfest des dortigen Missions-Hüfsvereins unter großer Theilnahme gefeiert werden, und die Missionare durften freudig berichten: „Wie ganz anders sieht es nun für das Werk des Herrn auf dieser Insel aus, als dies vor einigen Jahren der Fall war, da von der Wuth der Widersacher unsere Kirche niedergerissen wurde. Der Herr hat bisher gnädiglich geholfen, und wir dürfen hoffen, daß auch Barbados noch sein Lob auf Erden werden wird.“ —

4. **St. Lucia** war nur vorübergehend die Stätte einer Methodistenmission. Ich finde nur die kurze Notiz, daß dieselbe 1822 gegründet, aber bald wieder aufgegeben wurde. Wahrscheinlich hatte der Katholizismus zu festen Halt, als daß die evangelische Mission dort einen Platz hätte finden können.

5. Auf **Tobago** wurde erst ziemlich spät (1817) die Mission begonnen. Trotzdem, daß sie bei einigen Pflanzern freundliche Aufnahme fand, machte sie nur geringe Fortschritte; und obwohl dort zwei Missionare arbeiteten, zählte die Gemeinde nach einigen Jahren erst 46 Seelen aus den Negern. 1826 waren es 83, und auch von diesen waren die meisten nur noch neugeborne Kindlein in Christo, die mit Geduld gepflegt werden mußten, und nur wenige

waren zur Reise und Festigkeit im Christenglauben gelangt. Die Schule zählte 75 Schüler.

6. Trinidad konnte auch erst 1820 in den Kreis der Mission gezogen werden und fand nur langsam Eingang, weil der Katholizismus schon die Herrschaft über die Neger besaß. Noch sechs Jahre später schrieb einer der beiden Missionare: Hier leben wir noch in den Tagen geringer Dinge und saßen auf Hoffnung.

Zum St. Vincent-Distrikt gehört auch die Mission in Britisch Guiana, die wir aber in einem folgenden Abschnitte zu betrachten haben.

III. Der Jamaica-Distrikt.

Es ist schon erwähnt worden, wie auf Jamaica, wo auch die Mission der Brüdergemeinde nur sehr spärlichen Fortgang fand, die Methodisten auf viel Hindernisse stießen und Feindseligkeiten und Verfolgungen ausgesetzt waren. Seit 1809 aber gewannen sie dort mehr und mehr Boden insofern der für sie günstigen Entscheidung der engl. Regierung, die bereits oben (S. 63) angeführt wurde. So waren schon 1817 auf 6 Stationen: Kingston, Spanisch Town, Morant Bay, Grateful, Hill und Falmouth unter sieben Missionaren 4122 Seelen gesammelt.

„Vielleicht auf keinem Fleck der großen Welt,“ schreibt Missionar Ratcliffe von Kingston im Juni 1817, „war das Evangelium so sehr Bedürfnis, als auf Jamaica, als unser unvergeßlicher Doktor Cole auf dieser Insel landete; und ich darf wohl mit dem gleichen Rechte der Wahrheit sagen, daß in keinem Theile von Westindien der Finger Gottes bei der Einführung und stufenweisen Begründung der evangelischen Missionssache so sichtbar war, wie auf dieser Insel. — Hier bin ich nun von einem friedlichen, frommen, liebenden und eifrigen Völkchen umgeben, das sich auf 2060 Seelen beläuft. So groß auch unsere Kapelle ist, die erst kürzlich noch mehr erweitert wurde, so wenig vermag sie die großen Schaa ren zu fassen, die das Wort des Heils hören wollen. Sehe ich sie an den Sonntagen so von den Bergen herabströmen und der Kirche entgegenellen, so kommt mir immer das Wort des Propheten zu Sinne: Wer sind diese, die da fliegen wie eine Wolke, und wie eine Taube zu ihren Fenstern? Sie gehen nicht, sondern sie eilen nach Zion, um den Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen. Die Gemeinde, die sich in unsrer Kapelle versammelt, ist sehr zahlreich, und hört mit heiliger Andacht auf jedes Wort, das gesprochen wird. Manche derselben werden durch das Wort vom Kreuze Christi so tief gerührt, daß sie vor dem Herrn niederfallen und laut um Gnade rufen. Dessenungeachtet herrscht die nüchternste Ordnung und der würdigste Anstand in unsern Versammlungen. Viele unsrer freien Leute, Neger und Farbige, sind Leute von ausgezeichnetem Verstande, und mit den Erfahrungen und Übungen des Christenlebens vertraut; und ihr ganzes Verhalten spricht für die Würde ihres Bestimmungss. Auch unsere Gesellschaften auf dem Lande wachsen nicht bloß an Anzahl, sondern auch an schriftmäßiger Frömmigkeit. — Die erweckten Neger verlangen so sehr nach dem Genuß der Gnadenmittel, daß sie vor Anbruch des Sonntags 10 bis 16 (engl.) Meilen weit herbeieilen, um, wie sie sich ausdrücken, zu dem großen Massa zu beten. — Die erleuchteten Einwohner der Insel sind darin einverstanden, daß das Evangelium viel Gutes gestiftet hat, und daß der Zustand unsrer Societät um vieles besser ist, als er vor wenigen Jahren war. Dies liegt sichtbar am Tage, und ebenso gewiß ist es, daß der Herr den Missionsgeist als Mittel gebrauchte, um diese Veränderung zu bewirken, und unter allen Ständen die Sittlichkeit höher zu stimmen.“

In einem der nächstfolgenden Jahre betrug der Zuwachs 1066 Seelen. Von allen Gemeinden konnte Erfreuliches berichtet werden

über den Bes
christlichen G

Zwar se
viel zu schaffe
blieb doch no
größern Theil
versunkenen
manchen Schr
Freuden wah
1819, Sklave
Christi sind.

In einer
1819 besuchte,
welchem sie den
Afrikanerin für
Versammlung b
Deinen Geist au
Junge wie ein
treffen, um sie a
hinausführen dur
eine alte Negerin
Zeugniß geben t
am Körper und
der Hoffnung sp
gelangen.“ Da er
gekommen sei, er
mich ein kleines
lieb, sehr viel, w
mich noch jung,
Mama, was Bo
Mach sag zu ihr:
Gottes? Sie sag
las Verse aus d
rothen Meer. V
von Jesus, und
die Jüdin, und d
Erkenntniß ihrer
ist seither eine
bat durch Wort
Einsammlung ein
mit Missionar J
wahre Freude an
empfangen wurden
Einmal gingen si
schwarze Hausbat
andacht hielt. „J
mich, als ich il
beten hörte, der
ihnen Prediger ge

Im Jahre
in 10 Kreise
In der Haupt
besucht und di
der Gemeinbegl
an Neubefehrte

ngt. Die
Mission
Polizismus
ihre später
den Tagen
Britisch
betrachten

über den Besuch der Versammlungen, die Fortschritte der Neger in der christlichen Erkenntniß und über ihren frommen Sinn und Wandel.

Zwar fehlte es auch nicht an Abweichungen, die den Missionaren viel zu schaffen machten, und so viel Gutes in Jamaica bereits geschehen, blieb doch noch gar viel zu thun übrig, da der sittliche Zustand des größern Theils der Einwohner, namentlich der in heidnischen Aberglauben versunkenen Freineger in hohem Grade niederschlagend war. Aber an manchen Schwarzen war doch die göttliche Kraft des Evangeliums mit Freuden wahrzunehmen, und ich habe, schreibt Missionar Binning 1819, Sklaven kennen gelernt, die eine Zierde der Gemeinde Jesu Christi sind.

auch die
sand, die
und Ver-
bort mehr
der engl.
schon 1817
Grateful,
gesammelt.

Katcliffe von
als auf Sa-
und ich darf
ie von West-
bindung der
— Hier bin
en umgeben,
erst kürzlich
zu fassen,
so von den
er das Wort
ste, und wie
ion, um den
ich in unsrer
ht auf jedes
vom Kreuze
um Gnade
gste Anstand
farbige, sind
ebungen des
e ihres Be-
an Anzahl,
verlangen so
sonntags 10
dem großen
unverstanden,
er Societät
ar am Tage,
l gebrauchte,
lichkeit höher

In einer Erbauungsstunde der Negerinnen, welche Missionar Katcliffe im März 1819 besuchte, war er ganz hingenommen von der Einsicht und dem Ernste, mit welchem sie den Segen Gottes erlebten. Mit tiefer Rührung hörte er eine arme Afrikanerin für sich und alle Diener Christi in ihrer gebrochenen Sprache in der Versammlung beten: „O Vater im Himmel, höre mich beten, und sende herab Deinen Geist auf unsre theuren Lehrer, daß sie reines Herzens seien. Mache ihre Zunge wie ein zweischneidig Schwert, daß sie zur Rechten und zur Linken die Sünden treffen, um sie aus der Finsterniß dieser Welt zu Deinem Licht und Deiner Erkenntniß hinzuführen durch Jesum Christum, unsern Herrn.“ — Ein andermal besuchte er eine alte Negerin, die als Kind aus Afrika hergebracht war, und der er selbst das Zeugniß geben konnte: „Sie besitzt in hohem Grade die Liebe Gottes, ist aber schwach am Körper und zittert vor Alter. Ihr Auge flammt und glänzt, wenn sie von der Hoffnung spricht, aus dem Sturm des Lebens bald zum Hafen der Ruhe zu gelangen.“ Da er zu erfahren wünschte, auf welchem Wege sie zur Erkenntniß Gottes gekommen sei, erzählte sie ihm Folgendes: „Mama, wenn mich erst komm von Afrika, mich ein kleines Ding, und mich verkauft an reiche Judenfrau. Sie mich lieb, sehr viel, wie ihr Kind, und immer Freund, wenn mich Mama sag. Wenn mich noch jung, das Ding kommt in mein Herz, wie eine Stimme: Geh und frag Mama, was Wort Gottes ist? Mich geh und sag: Mama! Sie sag: Mein Kind! Mich sag zu ihr: Ihr sagt, Cure Nega lieb, aber warum mich nicht lern das Wort Gottes? Sie sag: Geh, bring mir das Buch (die Bibel)! Mich es bring, und sie las Verse aus dem ersten Buch Moses, wie die Sünde in die Welt kam, und vom rothen Meer. Aber mich nicht fühl in mein Herz. Sie nun aufmacht das Buch von Jesus, und mich hör das Wort, gleich mein Herz offen.“ Bald nachher starb die Jüdin, und das Negermädchen wurde frei. Sie kam bald darauf zur lebendigen Erkenntniß ihrer Sünden, lerne an den Herrn Jesum Christum von Herzen glauben, ist seither eine standhafte und treue Nachfolgerin des Heilandes geblieben, und hat durch Wort und Wandel viele Neger für die Sache Christi gewonnen. — Bei Einfammlung einer Kollekte zum Bau einer neuen Kirche, der sich derselbe Missionar mit Missionar Johnson unterzog, hatten sie, obgleich die Zeiten schwer waren, eine wahre Freude an der herzlichsten Liebe, mit der sie von den Negern in ihren Hütten empfangen wurden, und an deren herzlicher Bereitwilligkeit, nach Kräften beizutreten. Einmal gingen sie an einem späten Abend an einer Hütte vorbei, in welcher der schwarze Hausvater mit seiner um ihn versammelten Familie gerade die Abendandacht hielt. „Ich sah mich unbemerkt hinein,“ erzählt Katcliffe, „und wie rührte mich's, als ich ihn mit tiefem Gefühl für unsern alten ehrwürdigen Monarchen beten hörte, der von allen Negern so hoch geachtet wird, weil er, wie sie sagen, ihnen Prediger gesandt habe, um sie zu unterrichten, wie sie Gott dienen sollen.“ —

Im Jahre 1826 war die Methodistenmission auf Jamaica schon in 10 Kreise (circuits) getheilt, in denen 13 Missionare arbeiteten. In der Hauptstadt Kingston waren die Versammlungen zahlreich besucht und die aus mehrfachen Gründen sich öfters ändernde Zahl der Gemeindeglieder betrug im ganzen 4064; wegen des Zuwachses an Neubefehrten aber mußten die Gottesdienste und Unterrichtsgelegen-

nach 1066
et werden

heiten vermehrt werden. Ein kleines, 435 Glieder zählendes Gemeinlein zu Port Royal gab erfreuliche Hoffnung, hatte aber noch kein eignes Bethaus. — Ein andrer Kreis war Spanisch Town mit verschiedenen Verzweigungen. In der Stadt selbst wurde der Besuch der Gottesdienste durch große Noth vielfach unterbrochen, die manche kalt und gefühllos machte, bei andern eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit hervorbrachte. Ein kleines Gemeinlein zu Old-Harbour befand sich im blühenden Zustande; zu Clarendon, wo das Werk des Herrn noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden die Gottesdienste fleißig besucht. — Der Kreis Morant-Bay und Yallahs war in beständigem Zunehmen. Besonders die Freineger zeigten sich eifrig und brauchbar, und die meisten Neger-Aufseher wurden durch den frommen Wandel ihrer Sklaven bewogen, auch Mitglieder der Gemeinde zu werden. Diese zählte auf beiden Stellen 1740 Seelen. — Im Kreise Bath und Manchioneal fanden sich 2025 gläubige Neger, zu denen man meist eine gute Zuversicht haben konnte. — In Grateful Hill, wo das Werk des Herrn mächtig zugenommen, lebten viele arme Negerklaven, die mit Eifer nicht nur selbst in der Gnade Christi zu wachsen, sondern auch ihren Brüdern um sich her zur Rettung der Seele behülflich zu sein trachteten. Die Gemeinde bestand aus 740 Negern. — In den Kreisen Stoney Hill und Montego Bai war das Wachsthum der armen Neger in der heilsamen Erkenntniß besonders erfreulich; die Abendschulen für Erwachsene wurden fleißig besucht: die Gemeinde an beiden Stellen zählte 976 Mitglieder. In Falmouth war großer Hunger nach dem Wort des Lebens, und die 100 Gemeindeglieder wandelten als Kinder des Lichts. — Im Kreise St. Ann's-Bay waren die Fortschritte des Evangeliums unter dem in großer Unwissenheit befindlichen und gegen die Mittel der Gnade gleichgültigen Volke nur langsam; besser gedieh das Werk in Belmont, wo die Neger viel Verlangen nach dem Worte Gottes bezeigten, auch eine neue Kirche bauten und fleißig besuchten. Die Gemeinde daselbst umfaßte 219 Seelen. — In den folgenden Jahren erlitt die Mission auf Jamaica durch den Tod einiger trefflichen Missionare schwere Verluste; auch begann hie und da der alte Verfolgungsgeist sich wieder zu regen, von dessen Wuthausbrüchen im Anfang der dreißiger Jahre wir weiter unten ausführlicher werden zu berichten haben.

IV. Der Bahama-Distrikt.

Auf den Bahama-Inseln begann 1811 die Wirksamkeit der Methodistischen Mission, die sich in den nächsten Jahren über die bedeutenderen Inseln der Gruppe ausbreitete. Auf New-Providence Harbour Island, Eleuthera und Abaco bestanden 1817 Stationen, auf denen 5 Missionare unter 584 Schwarzen arbeiteten. Fast eine gleiche Summe Weißer aber hatten sie auch mit in ihre Gemeinden gezogen. Diese Zahlen waren jedoch (wie gewöhnlich in den Methodistischen Missionen) bedeutenden Schwankungen unterworfen. So zählt denn der Bericht von 1820 nur noch 703 Gemeindeglieder überhaupt, wobei von 2 Stationen nicht

gesagt ist wie neben 32 Weißen Nachrichten erst (freilich mit Hinweis) erwähnt werden gekommen. Mittheilungen über die der Zeit vor der früher auch die

Daß in dem ein Anfang der damaligen Negern Nordwesten der dessen baldige wußten, ist hier

Zur Charade Darlegung ihrer wurde, folgen, sich in der Aus auf dem Papier

Kein Missionstreue und anhaltend gemacht hat. beileidet haben. Instruktion mitgepflicht vorgezeichnet, schaft setzen und mehr Arbeiter angelernt. Der älteste Missionar ten derselben zu le. Auch hat er von a. Die westindischen zahl von Missionen sich jedes Jahr ein Lebenswandel und der Committee der sionsgemeinde und liebens und der B.

¹⁾ Die schöne hatten, sehr vernachlässigt. Cap Haitien (Cap weßlichen Theil der 1795 abtreten, nach worden waren, in der wanderng retteten die oben genannten Hälfte (San Domingue) vereinigte, entriß händnisse geordnete tyrannische Souveräne Weiße finden sich in Der Katholikismus

Burkhardt, Missionen.

gesagt ist wieviel Schwarze darunter waren. Auf Abaco waren neben 32 Weißen nur 6 Schwarze vorhanden. Dennoch lauten die Nachrichten erfreulich und hoffnungsvoll, wenn auch die vielen Rücksälle (freilich mit Hinweisung auf gewöhnliche baldige Umkehr der abgefallenen) erwähnt werden. Auf Turt Island war eine neue Station hinzu gekommen. Weitere Angaben mit Ausnahme einiger flüchtigen Andeutungen über das Wachsthum der Sache des Evangeliums finde ich aus der Zeit vor der Emanzipation nicht. Zu diesem Distrikte wurden früher auch die Bermuda-Inseln gerechnet.

Daß in dieser Periode (1817) auch auf Haiti von den Methodisten ein Anfang der Mission gemacht wurde, dem sowohl der Präsident der damaligen Republik im Südwesten der Insel, Pétion, wie auch der im Nordwesten der Insel regierende König Henri Christoph geneigt war, dessen baldige Abbrechung aber die katholischen Priester herbei zu führen wußten, ist hier nur im Vorübergehen zu erwähnen.¹⁾

Zur Charakterisirung dieser Mission lassen wir hier eine ausführliche Darlegung ihres Betriebes, wie sie von der Committee 1820 gegeben wurde, folgen, wobei wohl kaum angedeutet werden braucht, daß derselbe sich in der Ausführung nicht immer so glatt gestaltete, wie es hier auf dem Papier erscheint.

Kein Missionar wird von unserer Gesellschaft ausgesendet, der nicht zuvor eine strenge und anhaltende Prüfung über seine christliche Denkart und seine Tauglichkeit durchgemacht hat. Jeder derselben muß zuvor einen Predigerberuf in ihrer Mitte bekleidet haben. Jedem Missionar wird von Seiten der Committee eine besondere Instruktion mitgetheilt, und die willige Leistung dessen, was ihm diese als Berufspflicht vorzeichnet, ist die Bedingung, unter der er allein in den Diensten der Gesellschaft stehen und bleiben kann. Auf den meisten Missionsstationen sind zwei oder mehr Arbeiter angestellt, und so lange es vermieden werden kann, keiner allein gelassen. Der älteste Missionar ist der Führer der übrigen, und hat den Auftrag, die Arbeiten derselben zu leiten und darauf zu achten, daß die Instruktionen befolgt werden. Auch hat er von allem, was geschieht, der Committee regelmäßig Bericht zu geben. Die westindischen Kolonien sind in Distrikte eingetheilt, von denen jeder eine Anzahl von Missionsstationen in sich faßt. Die Missionare des Distrikts versammeln sich jedes Jahr einmal, und in dieser Versammlung wird offen und brüderlich der Lebenswandel und die Berufstreue jedes Missionars gemeinschaftlich untersucht, und der Committee Bericht hierüber erstattet. Nicht minder ist der Zustand jeder Missionsgemeinde und die Verathung der zweckmäßigsten Mittel zur Abstellung des Uebels und der Beförderung des Guten in denselben Gegenstand ihrer vertraulichen

¹⁾ Die schöne Insel war von den Spaniern, nachdem sie dieselbe entdeckt hatten, sehr vernachlässigt worden. Eine kleine Kolonie französischer Abenteurer zu Cap Haïtien (Cap François) wurde Veranlassung, daß später (1697) Frankreich den westlichen Theil der Insel erhielt. Auch den östlichen mußte Spanien im Jahre 1795 abtreten, nachdem schon politische Stürme durch die Revolution angeregt worden waren, in denen viele Weiße getödtet wurden, während andre sich durch Auswanderung retteten, und aus denen 1804 ein Kaiserthum, und zwei Jahre später die oben genannten Staaten entstanden. 1808 eroberten die Spanier die östliche Hälfte (San Domingo) wieder. Präsident Boyer, der 1820 jene beiden Staaten vereinigte, entriß ihnen dies Gebiet alsbald. Unter ihm gestalteten sich die Verhältnisse geordneter. Doch folgten 1843 wieder blutige Kriegen, in denen der tyrannische Soulouque die Kaiserwürde erlangte. Seit 1858 ist Haïti wieder Republik. Weiße finden sich nur in den Seestädten und sind vom Grundbesitz ausgeschlossen. Der Katholizismus ist Staatsreligion.

ihrer segensvollen Wirksamkeit. Die unbefangene Oeffentlichkeit, womit unsre Missionare verfahren, hat unter dem Beistande Gottes den mannigfachen lieblosen Verdacht gehoben, dem sie sich früher von Seiten der Sklaveneigenthümer bei der Anhänglichkeit der Neger an sie ausgesetzt gesehen hatten, und der Missions Sache neue und thätige Freunde gewonnen. Nun sangen sie an, den Unterricht ihrer Sklaven in höherm Grade wünschenswerth zu finden und um denselben zu bitten, was das Bedürfnis nach Arbeitern am Evangelio vergrößert. Auf diese Weise haben im verflossenen Jahre die angesehensten Pflanzler in Westindien unsre Committee ersucht, für die Sklaven ihrer Plantagen eigne Missionare zu senden, und ansehnliche Unterstützungen angeboten. Gesuchen dieser Art wurde immer so gut wie möglich entsprochen und Männer gesendet, von deren Arbeit unter dem Beistande des Herrn sich ein reicher Segen auf diesen neuen Plätzen hoffen läßt. Auf diese Weise öfnet die Vorsehung unsers Gottes selbst immer mehr Pforten und Wege zu dem noch umangebauten weiten Negereiche, und immer schneller dringt Licht und Heil bis in die niedrigste Stätte hinab. —

Nur wenige Punkte mögen dieser Darlegung hinzugefügt werden. Es ist hier nichts erwähnt von dem häufigen Wechsel der Missionare. Für diejenigen, welche die Praxis der Methodisten in diesem Stücke kennen, verstand sich derselbe von selbst. Andern wird es höchst befremdlich erscheinen, daß die Hirten ihre gesammelten Heerden so bald verlassen und immer wieder auf andere Arbeitsfelder gingen, wo sie doch erst Leute und Verhältnisse aufs neue wieder kennen lernen mußten, und vielleicht ehe dies nur genügend geschehen, schon wieder weiter zogen. Die Methode aber verlangt es also. Der Reiz der Neuheit ist ein mächtiger Hebel, um eine methodistische Bewegung hervorzurufen. Hat derselbe nachgelassen und ist er dem alltäglichen Gewohntsein gewichen, so fängt das Feuer an zu erkalten. Deshalb muß eine neue Persönlichkeit eintreten, die einen neuen Anstoß gibt. Dann werden die matt gewordenen Glieder wieder belebt, abgefallene wieder zur Buße geführt und es entsteht wieder eine Frühlingszeit, der aber leider auch wieder die Dürre folgt. Daher die bedeutenden Schwankungen, von denen wir mehrfach Beispiele anführen konnten. Wie lange die Prediger später bei ihren Gemeinden blieben, ist uns nicht bekannt geworden. Das Distrikt-Meeting von 1809 erklärte sich dahin: Wenn auf einer Insel nur ein Prediger ist, meinen wir, sollte er nicht länger als ein Jahr auf einmal bleiben, weil er vier- oder fünfmal wöchentlich vor derselben Versammlung zu predigen hat. Sind zwei auf einer Insel, so mögen sie zwei Jahre, wenn drei, drei Jahre bleiben, aber nicht länger (Horsford, a voice from the West Indies p. 129). Derselbe Verfasser bemerkt an einer andern Stelle, daß der Wechsel der Prediger für die Gemeinden „so angenehm“ sei.

Wie wenig die Missionare die wirklichen Zustände ihrer Gemeinden dabei kennen konnten, liegt auf der Hand, und damit ist auch gesagt, wie die Berichte, die sie nach Hause sandten, nicht geschickt waren, ein zutreffendes Bild der Verhältnisse zu geben. Die von den besten Wünschen besetzten Männer waren über jedes gute Zeichen erfreut und melbten es alsbald. Oft nur mit geringem psychologischen Blick ausgestattet und nur in geistlichen Dingen mit ihren Gemeinbegliedern verkehrend, waren sie vielfach groben Täuschungen ausgesetzt. So z. B. ist das, was über das Aufhören der Vielweiberei und über den

geordneten Ehestand gesagt ist, keineswegs zutreffend. Mrs. Carmichael,¹⁾ die das Leben der Neger gründlich studirte, erwähnt, wie sich Männer mit einem ihrer bisherigen Weiber trauen ließen, und trotzdem mit den andern das alte Verhältniß fortführten, ohne daß die Missionare eine Ahnung davon hatten; und die Antwort, die einer derselben in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand fallen ließ, zeigt, wie dies in großer Ausdehnung der Fall sein konnte. Es sind das nur einige Züge, die ich anführen zu müssen glaubte, damit der Leser aus den obigen Angaben sich keine unrichtige Vorstellung über die Mission der Methodististen in Westindien machen möge.

Im Jahre 1830 umfaßte dieselbe übrigens 38 Hauptstationen mit 59 Missionaren, die 22,590 Sklaven, 6470 Freineger und 938 Weiße unter ihrer Pflege hatten.

Die letzten Jahre vor der Emanzipation waren auf Jamaica von Unruhen begleitet, die auch die Methodististenmission tief erschütterten. Eine ausführlichere Schilderung des Aufstandes, durch welchen dieselben veranlaßt wurden, geben wir in einem der nächsten Abschnitte und bemerken hier nur, daß auch die Methodististenmissionare zum Theil offener Verfolgung ausgesetzt waren. Auch nachdem die Ruhe hergestellt war, dauerte die Aufregung gegen dieselben wie gegen die Baptisten fort. Es bildeten sich Vereine zur völligen Vertreibung der Sektirer von der Insel. In St. Ann's Bay zerstörte ein Volkshaufe die Kapelle und hängte die Missionare in effigie an den Galgen. Unter diesen Verhältnissen war die Arbeit dieser Mission geraume Zeit erschwert oder zum Theil abgebrochen. Erst mit den Erscheinen des neuen Gouverneurs, Mulgrave, der eine Proclamation zum Schutze der Religionsfreiheit erließ, konnten die Missionare ihre Wirksamkeit ohne Belästigung wieder aufnehmen, die nun um so erfolgreicher war, als sie als Märtyrer der Sache der Schwarzen auf diese einen mächtigen Einfluß gewonnen hatten.

5. Die Mission der Brüdergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Emanzipation.

I. Die dänischen Inseln.

Während die Methodististen sich überall auf den britischen Inseln ausbreiteten, aber auf den dänischen keinen Halt gewinnen konnten, hatte sich die Brüdermission fortgehend der Gewogenheit der Regierungsbehörden so wie eines großen Theiles der Pflanzern und der andern Weißen zu erfreuen. Trotz mancher äußeren Noth durch Orkane (1819 und 1827), durch mehrere Feuersbrünste in Lappus²⁾, sowie durch das frühe Dahinscheiden so mancher Brüder und Schwestern u. s. w., ging sie ihren stillen Gang ungestört weiter. Dies war selbst in den Jahren der Fall, während deren die Inseln infolge des Krieges

¹⁾ Domestic manners, II. p. 238 ff.

²⁾ Nachträglich sei bemerkt, daß dieser Name ursprünglich Lapphus (Zapf-Haus — Wirtshaus) lautete.

von England manchen Verlust sehr erschwertheuert worden, welche die Mission damals das Hierdurch ent immer noch machen.

Es fehlte fahrungen mit und Geduld in der Gemeinde jugender Lieb doch zeigte sich geschlossenen jeta kamen sogar re klagen mußten meinden. Da und außerorden Evangeliums, Bon manchen liches Leben be

Eine 70jährige maßt folgenderma aber auch alles das habe ich zu Da von der Dri Stadt-Einwohner drei bauen zu mü wußte mir keines Gebet zum Heilan leibe bereitet, und wolltest und daß und ich habe Dich und mir meine Kummer in Dein geholfen; hilf mir Dir!"" Am nächst schuldig war, aber sagte: „Mutter, Euch bauen lassen daß der Heiland erbeten habe.“ — die kleinen Kinder Als sie vor einige gedroht und spötti sie geantwortet: „Schläge zu empfang kommt mein Leib könnt, zum Genuß stillschweigend fort

Auf einer zu einen andern Platz

von England in Besitz genommen wurden. Es war dies freilich in manchen Beziehungen eine schwere Zeit, da der Verkehr mit der Heimat sehr erschwert, und alle von auswärts bezogenen Waaren sehr theuer waren. Damals kamen viele Engländer nach den Inseln, welche die Neger an die englische Sprache gewöhnten, so daß schon damals das Neger-Kreolisch von derselben verdrängt zu werden begann. Hierdurch entstand mancherlei Verwirrung, doch wußten sich die Brüder immer noch mit der Verkündigung des Evangeliums verständlich zu machen.

Es fehlte auch in dieser Mission nicht an mancherlei trüben Erfahrungen mit den Schwarzen. Man mußte an ihnen viel Langmuth und Geduld üben. Viele mußten um offener Sünden willen von der Gemeinde ausgeschlossen werden, wurden aber immer in der Sucht suchender Liebe gehalten und pflegten bußfertig wieder umzulehren; doch zeigte sich auch hier in den oft beträchtlichen Zahlen der Ausgeschlossenen jener Mangel an Beständigkeit im Negercharakter. Ja zuweilen kamen sogar rechte Zeiten geistlicher Dürre, in denen die Brüder schmerzlich klagen mußten über einreißende Launigkeit und Trägheit in ihren Gemeinden. Dann und wann gab es wohl bei der Feier der Festtage und außerordentlichen Gelegenheiten selige Eindrücke von der Kraft des Evangeliums, die indessen gewöhnlich nur zu halb wieder verflogen waren. Von manchen aber werden uns Bzüge mitgetheilt, die ein gereiftes christliches Leben bezeugen, meist vereint mit einer rechten kindlichen Einfachheit.

Eine 70jährige Nationalgehülfin erklärte sich bei dem Sprechen vor dem Abendmahl folgendermaßen: „Wenn man doch stets dem Heiland alles Schwere klagte, aber auch alles Gute zuträufel! Denn er beschämt seine armen Kinder hierin nie; das habe ich zu meiner großen Beugung in diesen Tagen ganz aufs neue erfahren. Da von der Obrigkeit mit Androhung von Strafen befohlen worden ist, daß alle Stadt-Einwohner Kamine zum Kochen anlegen sollen, so kam ich in den Fall, deren drei bauen zu müssen. Es fehlte mir aber an Geld und Baumaterialien, und ich wußte mir keines von beiden zu verschaffen. In dieser Noth wandte ich mich im Gebet zum Heiland, und sagte zu Ihm: „Lieber Heiland, Du hast mich im Mutterleibe bereitet, und, noch ehe ich auf der Welt war, beschlossen, daß Du mein sein wolltest und daß ich auf ewig Dein sein sollte; Du hast mich auch zu Dir gezogen und ich habe Dich kennen gelernt; Du hast Dich meiner so herzlich angenommen und mir meine Sünden vergeben; seitdem habe ich mich gewöhnt, allen meinen Kummer in Dein Herz auszusüßten, und Du hast mir schon aus so mancher Noth geholfen; hilf mir doch auch jetzt wieder, ich weiß nirgend Hülfe zu suchen, als bei Dir!“ Am nächsten Morgen kam ein Mann, der mir wohl einige Verbindlichkeit schuldig war, aber mir noch nie die geringste Gefälligkeit erzeigt hatte, zu mir und sagte: „Mutter, kimmert Euch wegen des Baues der Kamine nicht, ich will sie für Euch bauen lassen.“ Er hielt auch Wort. Da sah ich abermals einen Beweis, daß der Heiland mein armes Gebet erhört, und mehr gethan hat, als ich von Ihm erbeten habe.“ — Ein andermal erzählte eine besährte Abendmahlschwester, welche die kleinen Kinder zu warten pflegte, während die Mütter ihre Arbeiten verrichteten: Als sie vor einiger Zeit krank gewesen sei, habe der Verwalter ihr mit Schlägen gedroht und spöttisch hinzugesagt, dann werde es schon besser werden. Hierauf habe sie geantwortet: „Meister, der Erdboden, auf den ich mich hinstrecken muß, um die Schläge zu empfangen, ist des Herrn: und wenn Ihr mich todtschlagen laßt, so kommt mein Leib um so früher zur Ruhe; und meine Seele, die Ihr nicht tödten könnt, zum Genuß der seligen Freude bei meinem Herrn Jesu!“ Da sei der Verwalter stillschweigend fortgegangen.

Auf einer zu Friedensberg gehörigen Plantage sollten die Neger-Häuser auf einen andern Platz verlegt werden. Als nun der Verwalter einen Negerbruder, der

mit Michael, 1) Männer dem mit Missionare selben in zeigt, wie das nur Leser aus Mission der

ptifikationen und 938

maica von Schütterten. n dieselben d bemerkten Verfolgung dauerte die Es bilbeten Insel. In te die Mission war Theil ab-Mulgrave, ek, konnten aufnehmen, Sache der n.

rt bis zur

en Inseln n konnten, egierungs- er andern y Orleans 2), sowie Schwestern war selbst es Krieges

(Bapf-Sans

ein gutes Haus und verschiedene schöne Fruchtobäume dabei stehen hatte, fragte, was er dazu sage, antwortete dieser: „Herr, ich habe nichts dazu zu sagen; denn ich habe kein Haus und keine Fruchtobäume mit mir in die Welt gebracht, und werde auch keine mit mir hinandnehmen.“

Ein alter, würdiger Nationalgehilfe, Paulus, aus St. Thomas pflegte sich oftmals über seine Erziehung folgenderart auszusprechen: „Daß die Gnade Gottes unsers Heilandes zu der Zeit (wo er befehrt wurde) sehr kräftig unter den Negern waltete, davon bin ich ein besonderer Beweis. Als ein Jüngling wandelte ich auf dem breiten Weg der Sünde ruhig fort, ergöhte mich mit der Welt und ging gleichgültig da vorüber, wo das Wort Gottes von einem hohen Felsen herab verkündigt oder unten im Bahu [Bache?] getauft wurde, ja ich spottete sogar darüber. Einmal aber blieb ich stehen, um zu sehen und zu hören, was da geschehe. Hier ergriff mich der Herr und ich hatte nicht Ruhe im Herzen, als bis ich auch zu den Lehrern gegangen war, und ihnen meine Sünden bekannt hatte. O was war das für eine seltsame Zeit! wie hungrig waren wir nach dem Worte Gottes! Sehr oft kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf zu unsrer Augen, und dennoch gingen wir des Morgens wieder mit Freuden an unsere Arbeit. Ja, viel hat der Herr damals an uns armen Negern gethan! — Nach solcher Erzählung setzte er gewöhnlich mit großem Nachdruck hinzu: „Ach ich bin dieser Gnade nicht werth, ich großer Sünder, und ich bin dem Heiland noch lange nicht dankbar genug für die große Barmherzigkeit, die Er mir damals und bis jetzt erwiesen hat.“ — Von dem Charakter seiner Landsleute machte er folgende Schilderung: „Die Neger sind ein unbiegsames, haßstarriges Volk, das immer gegen das Evangelium trotzig angeht, und nur seinem eigenen Geiste folgen will.“ Er fügte aber auch bei: „Daß ich in mir selbst nicht besser bin, ist mir wohl bekannt.“ — Nachdem er sich gründlich belehrt hatte, wandelte er der Gnade würdig, und war zugleich darauf bedacht, seinen Nebenmenschen das Heil in Christo anzupreisen. Dazu hatte er in den 37 Jahren seiner Anstellung als National-Gehilfe vielfältige Gelegenheiten, und er that es mit Wärme des Herzens und wie im Geiste des Apostels, dessen Namen er führte. Auch in seinen letzten Lebensjahren, als er wenig mehr sehen konnte, weigerte er sich nie, auf nahe und entfernte Plantagen zu gehen, wenn er einem oder einigen seiner Mitbrüder mit Lehre, Trost oder Ermahnung aus dem Worte Gottes dienen und Kranke besuchen konnte. Da er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel die Achtung seines Herrn erworben hatte, so wurde ihm neben seinem Amt als Treiber die Aufsicht über die ganze Plantage übergeben, und er besorgte diesen Auftrag viele Jahre mit Treue, obgleich er mit einem schweren Leibesgeschaden behaftet war. Nachdem er so alt und schwach geworden, daß er nicht mehr thätig sein konnte und überdies die Plantage in andere Hände kam, lebte er nur von den milden Gaben anderer, da sein neuer Eigentümer ihm nichts gab. Dadurch gerieth er zwar in die drückendste Armuth, aber der große Versorger im Himmel erweckte immer jemand, der ihn unterstützte. Nie hörte man ihn klagen, sondern er war immer freudig und dankbar gegen seinen Schöpfer und Heiland, der ihm mehr Güte erweise, als er es würdig sei. So war er in manchen Stellen ein Muster und Vorbild für viele.

Im Dezember 1827 (?) vollendete die zur Gemeinde Friedenthal gehörende Freinegerin Katharina Maria ihren Lauf. Sie war im Jahre 1784 als Erwachsene getauft, und 1788 Abendmahlsgegenstand geworden. Als eine wahre Witwe setzte sie ihre Hoffnung allein auf den Herrn, und gern und freudig übte sie an andern, was ihr Erbarmen an ihr gethan hatte. Nicht nur speiste und tränkte sie viele Arme und Bedürftige mit selbstloser Uneigennützigkeit, sondern sie ermunterte dieselben auch zum gläubigen Vertrauen auf den Herrn Jesus, worin sie ihnen durch ihr musterhaftes Beispiel erbaulich voranleuchtete. Auch ergoß sie mehrere Waisenkinder unentgeltlich, wobei sie eifrig bemüht war, sie für den Heiland zu gewinnen. Von Weißen und Schwarzen genoß sie durchgängig Liebe und Hochachtung, wovon auch ihr zahlreiches Leichengefolge noch ein sprechender Beweis war.

Auf St. Thomas sind die beiden alten Stationen Neuherrenhut und Nisky zu erwähnen, auf denen im Jahre 1817 zusammen 1731 Seelen waren, die Taufkandidaten und Ausgeschlossenen mitgerechnet.

1824 werden
finden wir die
Auf St.

Bethanien in
hatten. Ohne
geben, während

Auf St.

(1817). Zu

densthal wa

Insel, hinzu

hier die Seele

auch durch die

Im ganz

Gottlieb Hüf

ausführte, im

bis 1832 ver

Jahre 1812 a

so hat dies,

auch seinen Gr

Ein wicht

1832, der hun

chung der Feie

obrigkeit den

weisen Einwo

und so wurde

Westindien. G

Gouverneurs r

sondern auch d

freigegeben. A

genthümer ber

thieren oder in

Theil an der F

öffentlichen G

Zur Predigt i

dazu eingericht

Klingenberg

17—19 ein fr

Gottes, die in

100 Jahre hin

Negerflaven v

Anordnung die

veranstaltet wo

Begleitung hier

schiffe aus 2

chore begleitet.

die theilnehmen

1824 werden ohne die letzteren 1623 angegeben, und drei Jahre später finden wir die Zahl 1919.

Auf St. Jan bestanden die beiden Stationen Emmaus und Bethanien mit 4 Missionaren, die um 1817 1200 Seelen in Pflege hatten. Ohne die Ausgeschlossenen wird die Zahl 1824 auf 954 angegeben, während sie sich 1827 auf 1427 belief.

Auf Ste. Croix waren Gemeinden mit über 7000 Seelen (1817). Zu den beiden älteren Stationen Friedensfeld und Friedensthal war schon 1805 eine dritte, Friedensberg, mitten auf der Insel, hinzu gekommen. Gegen das Ende des Jahrzehnts erscheint hier die Seelenzahl der Gemeinden auf 6300 vermindert, vermutlich auch durch die oben angebeutete Verschiedenheit in der Zählung.

Im ganzen fanden sich bei der Visitation, die der Bischof Chr. Gottlieb Hüffel im Auftrage der Unitäts-Altesten-Konferenz 1827 ausführte, im dänischen Westindien 9646 Mitglieder der Brüdergemeinde; bis 1832 vermehrte sich diese Zahl auf fast 10,000. Wenn schon im Jahre 1812 auf diesem Gebiete über 12000 Seelen gezählt wurden, so hat dies, abgesehen von der Unbeständigkeit der Neger, vielleicht auch seinen Grund in einer damals gehandhabten weniger strengen Praxis.

Ein wichtiger Tag für dieses Missionsfeld war der 21. August 1832, der hundertjährige Stiftungstag dieser Mission. Zur Verherrlichung der Feier dieses festlichen Tages kam nicht bloß die hohe Landesobrigkeit den Missionaren der Brüder aufs willfährigste entgegen; die weißen Einwohner überhaupt wetteiferten, ihre Theilnahme zu bezeigen, und so wurde dieser Tag zu einem allgemeinen Feste für ganz Dänisch-Westindien. (Ein Bericht¹⁾ sagt: „Auf Veranstaltung des General-Gouverneurs v. Scholten war den Negern nicht nur der Festtag selbst, sondern auch der vorhergehende halbe Tag zur Zurüstung auf dasselbe freigegeben. Viele Alte und Krüppel ließen die menschenfreundlichen Eigenthümer derselben theils zu Wasser, theils zu Lande, theils auf Maulthieren oder in Sänften nach den Missionsplätzen bringen, damit auch sie Theil an der Feier nähmen. Eine zahlreiche Menschenmenge strömte zu den öffentlichen Gottesdiensten und wohnte ihnen mit stiller Andacht bei. Zur Predigt in Friedensfeld versammelten sich auf dem besonders dazu eingerichteten freien Plage 10,000 Menschen, vor welchen Bruder Klingenberg mit angethanem Herzen nach Anleitung von Ps. 72, 17—19 ein freudiges Zeugniß davon ablegte, wie die heilsame Gnade Gottes, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist, sich nun 100 Jahre hindurch an dieser Mission unter den armen und unwissenden Negerklaven verherrlicht habe. Der General-Gouverneur, auf dessen Anordnung diese gemeinschaftliche Feier der 3 Gemeinden auf Ste. Croix veranstaltet worden, fand sich selbst mit seinem Gefolge und militärischer Begleitung hier ein; vor und nach dem Gottesdienst wurden 19 Ehenschüsse aus 2 Feldstücken abgefeuert, und der Gesang von seinem Musikchore begleitet. — Von Seiten der Unitäts-Altesten-Konferenz wurden die theilnehmenden Gefühle und Wünsche aller Brüdergemeinden zu

¹⁾ Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1833, S. 1.

diesem wichtigen Tage in einem Sendschreiben an die Negergemeinde ausgesprochen. In mancherlei Liebesgaben fehlte es auch nicht. Wie bei allen öffentlichen und besondern Versammlungen und feierlichen Handlungen waltete auch hier ein mächtiges Gefühl der Gegenwart des Heiden-Heilands, so daß alle Anwesenden davon hingenommen waren und in dankbarer Erinnerung an die Wunder seiner Barmherzigkeit und Treue der Zukunft mit den trostvollsten Hoffnungen entgegen sahen."

II. Die britischen Inseln.

Die Missionen der Brüdergemeinde in Britisch-Westindien waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in durchgängigem Wachsthum begriffen. Auf den Inseln Antigua, St. Kitts, Barbados und Jamaica wurden neue Missionsplätze errichtet, auf Tobago die im Jahre 1803 aufgegebene Mission 1826 erneuert. Zu dem allen trug der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Großbritannien erwachte Eifer für die Ausbreitung des Christenthums und die Bemühungen des edlen Wilberforce und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen um die Abschaffung des Sklavenhandels nicht wenig bei. Missionare der Methodisten und Baptisten traten neben denen der Brüder auf und sammelten bald ansehnliche Gemeinden. Seit 1823 begann auch die englisch-bischöfliche Kirche den Negerklaven ihre Sorge zuzuwenden. Mit sämtlichen neuen Mitarbeitern aber auf dem Missionsfelde der Negerbevölkerung kamen die Brüder in mancherlei Berührung, die im allgemeinen freundschaftlicher Art war, obgleich es hie und da auch an Reibungen nicht fehlte. Die Brüdermissionare freuten sich indeß um so mehr der vielen neuen Mitarbeiter und Gehülften, die ihnen das Neg ziehen halfen, da sie bei weitem nicht allen an sie gemachten Anforderungen Genüge leisten konnten. Wiederholte Einladungen, auch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Nevis, Tortola und Trinidad Missionen anzulegen, mußten von der Unitäts-Direktion abgelehnt werden, da man schon in Verlegenheit kam, für die bereits unternommenen und in der Erweiterung begriffenen die erforderlichen Personen und Mittel herbeizuschaffen. Christlich gesinnte Pflanzer, ja selbst Kolonialversammlungen boten zu den letzteren freigebig die Hand, und auch im Mutterlande wurden Fonds gesammelt, um die Anlegung neuer Missionsplätze und die Errichtung von Schulhäusern für die Neger möglich zu machen. — Durchwandern wir nun die einzelnen Inseln.

Antigua.

Auf Antigua, wo die Mission vom Anfang an mit wenig äußeren Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden von 1773 an bis in den April 1805 von den Brüdern im ganzen 13,796 Neger, Erwachsene und Kinder, getauft, und im Jahre 1809 belief sich die Gesamtzahl aller drei Stationen, St. Johns, Gracehill und Gracebay, mit Ausschluß der neuen Leute in Gracehill auf 10,814 Seelen. Im Jahre 1810 eröffneten die Missionare auf einer ihrer Niederlassungen eine Schule für den Unterricht der Negerkinder. Sie fingen

mit 80 an, Zahl auf 60 werden, und nach einem geachtet des doch seit dem in 47 Jahre angestellt; ein sionsposten e

Im Jah regierung no weit vom N 1000 Pfund Thaler(?) u nars bewillig fiels erhielt geweiht, wob barte. — Ba (1821) ein A südlich von d Anhöhe errich

Auf den den Brüdern Geschwister d Sonntags un es auch war, geliums herbe an einen D gung 7900 A vielfach hinde segneten un kindern in pe derselben es o Sie theilten s auch ferner d Die Gemeind Seelen. Sie zu den Quäke ihre Negerchu andern Missi gehalten, und eingesammelt. zur Gemeinde keine Taufha Brüder; „seit nicht der Fall da die Zahl d hiesige Gemein

mit 80 an, aber schon nach Ablauf des ersten Monats hatte sich diese Zahl auf 600 vermehrt. Die Schule konnte nur Sonntags gehalten werden, und in ihr wurden die älteren Kinder als Lehrer der jüngeren, nach einem dem Lancaster'schen System ähnlichen Plane, gebraucht. Ungeachtet des bedeutenden Umfangs ihrer dortigen Gemeinden wurden doch seit dem Anfang der Mission (1756) bis zum Jahre 1803, also in 47 Jahren, nur 37 arbeitende Brüder und Schwestern auf der Insel angestellt; eine kleine Zahl in Vergleichung mit der, welche andere Missionsposten erforderten.

Im Jahre 1817 wurde auf ausdrückliches Verlangen der Kolonialregierung noch eine vierte Station im östlichen Theile der Insel nicht weit vom Konesuche-Hafen angelegt, wozu nicht nur Land, sondern auch 1000 Pfund [nach dem Werth der damaligen Currency ca. 4–5000 Thaler(?) und sogar jährlich 300 Pfund zum Unterhalt des Missionars bewilligt wurde. Auf der neuen Station, die den Namen Kemfield erhielt, wurde die Kirche am 6. Dezember 1818 feierlich eingeweiht, wobei sich ein deutlicher Hunger nach dem Worte Gottes offenbarte. — Von der Gemeinde zu St. Johns wurde einige Jahre später (1821) ein Theil zu einer andern neuen Station abgezweigt, die etwas südlich von der Hauptstadt auf einer mit weißen Cedern bewachsenen Anhöhe errichtet und Cedarhall genannt ward.

Auf den fünf Missionsplätzen wurden bald an 15,000 Neger von den Brüdern bedient, und die Arbeit der 24 auf demselben angestellten Geschwister durch den Schulunterricht der Neger und ihrer Kinder des Sonntags und in der Woche noch bedeutend vermehrt. So erfreulich es auch war, zahlreiche Schaaren von Heiden zur Anhörung des Evangeliums herbeiziehen zu sehen, so wurde doch der stark Andrang derselben an einen Ort, z. B. in St. Johns, wo vor der erwähnten Abzweigung 7900 Neger zur Gemeinde gehörten, der Seelenpflege der einzelnen vielfach hinderlich. Gleichwohl suchten die Brüder über der mannigfach gesegneten und bewährten Methode fest zu halten, mit ihren Kirchkindern in persönliche Bekanntschaft zu kommen, und bei einem jeden derselben es auf die ganze Hingabe des Herzens an Jesum anzulegen. Sie theilten sich daher in die Besuche der Pflanzungen, und ließen es auch ferner den Kranken und Sterbenden nicht an Zuspruch fehlen. — Die Gemeinde zu St. Johns zählte Ende 1824 im ganzen 6311 Seelen. Sie wurde im Februar d. J. von Freunden der Mission, die zu den Quäkern in London gehörten, mit einer Kiste voll Bücher für ihre Negerkinder erfreut, und am 31. Oktober wurde hier, wie auf andern Missionsplätzen, eine Predigt in Bezug auf die Bibelgesellschaft gehalten, und danach die freudigen Gaben der armen Negergeschwister eingesammelt. In Gracebay gehörten um dieselbe Zeit 1387 Personen zur Gemeinde; der Vortag am 14. Februar war der erste, an welchem keine Tauffandlung stattfand. „Dies ist vielleicht“, bemerkten die Brüder, „seit dem Anfang der hiesigen Gemeinde im Jahre 1797 noch nicht der Fall gewesen; in Zukunft aber wird es wohl öfter geschehen, da die Zahl der Ungetauften sehr klein ist, und der Zuwachs, den die hiesige Gemeinde zu erwarten hat, hauptsächlich in Kindern besteht, die

schon getauft sind.“ — Die Gemeinde zu Gracehill zählte Ende 1824 mit Einschluß von 302 Taufkandidaten, 308 neuen Leuten und 300 Ausgeschlossenen im ganzen 3015 Seelen. Am 31. Januar d. J. wurde auf der Plantage La Roche die wohl über 90 Jahre alte Nationalgehilfin Benigna,¹⁾ eine wahre Pionierin der Gemeinde, beerdigt. Die Gemeinde zu Cedarhall bestand um dieselbe Zeit bereits aus 1082 getauften Erwachsenen und 450 getauften Kindern.

Im Jahre 1827 traf Bischof Hüffel²⁾ auf einer Visitationsreise auch in Antigua ein, wo er von dem Gouverneur Ross mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, und die verschiednen Stationen von St. Johns aus besuchte, wo er schließlich eine Konferenz mit sämtlichen Missionaren der Insel hielt und mehrere Brüder zu Diakonen der Bräderkirche ordinierte. — Auf allen Stationen ging die Arbeit fast über die vorhandenen Kräfte. Um das ausgebehnte Missionswerk auf der Insel besser zu übersehen und zu beraten, wurde bereits am 24. Februar 1829 nach Anweisung der Unitäts-Ältesten-Konferenz eine Selbstkonferenz auf Antigua eingeführt.

Die äußere Ruhe, welche die Brüdermission auf dieser Insel unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung genoß, wurde im März 1831 durch einen Negeraufstand unterbrochen. Auf Betrieb der englischen Geistlichkeit und eifriger Frommen wurde nämlich durch eine Verordnung der Regierungsbehörden vom 20. März an der zu vielen Mißbräuchen führende Sonntagsmarkt gänzlich abgeschafft. Da indessen hierbei auf einen anderweitigen Ersatz für diesen den Negern zum Verkauf ihrer selbstverkauften Produkte unentbehrlichen Markt keine Rücksicht genommen wurde, so erregte diese Maßregel unter ihnen Unwillen und Widerseßlichkeit. Es fanden sich am genannten Tage viele Neger in der Stadt wie gewöhnlich ein, und es war den Anstrengungen der Polizei nicht möglich, dem Gezeß Achtung zu verschaffen. Tags darauf steckten die Neger mehrere Zuckerpflanzungen in der Nähe von Newfield in Brand, und am 22. März brannte ein Feld dicht hinter den Missionsgebäuden von St. Johns, welche in die größte Gefahr kamen, da der Wind die hoch auflobernde Flamme auf sie zutrieb. Die zur Gemeinde gehörigen Neger legten dabei rührende Beweise von Liebe und Anhänglichkeit an den Tag, doch wären alle ihre Anstrengungen umsonst gewesen, wenn der Herr nicht zur rechten Stunde dem Wind geboten und die Gefahr abgewandt hätte. Die ganze Insel wurde unter Kriegsgefeß erklärt, und von der Miliz die Ruhe bald wieder hergestellt. Doch hatten die Brüder den Schmerz, daß ein Neger, der zur Gemeinde in Newfield gehört hatte, als Brandstifter hingerichtet wurde, ohne die That zu gestehen.

St. Kitts.

In der ersten Hälfte des Jahres 1819 bestand die Gemeinde aus 101 erwachsenen Getauften, 60 getauften Kindern und 103 Taufkan-

didaten. Bald hervor. Am 1. September 1819 wußten aus dem Gouverneur Ross über, und ver- als 2000 Seelen der Kirche der Negergemeinde unter 562 Taufkandidaten eines zweiten Cayon wurde Errichtung der neuen Kirche, als zu den Personen Anteil sich wieder ein Dauer, wohl anrichtete. — den Begräbnis gethan werden finden ließen, der Sitte des nachtsfeiertage ein, und der manche lieblich sagte eine mu nem Vermögen wären wir do Nachrichten ge- und Grönländ folche Nachrich die Gesamtmit So ging das konnte Mission

„Noch immer hiesigen Mission genen Wochen h Komunitanten, und Ausgeschlo eine Anzahl Kin ihre Namen in sere Gemeinde tr rungen nicht fehl und wie leicht h

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 309.

²⁾ Ebenbaselst 1830, II. S. 277 ff.

¹⁾ Basler M
²⁾ Ebenbasel

Ende 1824 und 300 J. wurde Nationalität. Die aus 1082 missionsreise mit großer Eifer von allen Diakonen Arbeit fast ausschließlich auf das am 24. März 1821 eine Insel unter im März der eng- durch eine zu vielen Da indeffen egeru zum keine Rück- Unwillen viele Neger ungen der tgs darauf von New- hinter den hr kamen, Die zur von Liebe reugungen dem Wind sel wurde ab wieder Neger, der hingerichtet

bibaten. Bald aber trat ein neues Leben unter diesem armen Volke hervor. Ganze Schaaren verlangten nach Unterricht. Am 21. September 1819 nämlich richtete ein fürchterlicher Orkan¹⁾ schreckliche Verwüstungen auf dieser und den benachbarten Inseln an. Der treffliche Gouverneur Maxwell kam erst 8 Tage nachher von Dominica herüber, und verordnete den 6. Oktober als einen Bet- und Fasttag. Mehr als 2000 Seelen, Schwarze und Weiße, hatten sich an demselben in der Kirche der Brüder eingefunden. Beim Jahreschluß bestand die Negergemeinde zu Basseterre aus 1310 getauften Erwachsenen, darunter 562 Kommunikanten, und 563 getauften Kindern nebst 690 Taufkandidaten. Bei dieser starken Vermehrung mußte auf Anlegung eines zweiten Missionsplatzes angetragen werden. Ein Stück Land am Cayon wurde dazu geschenkt, durch Unterzeichnung gingen Beiträge zur Errichtung der nöthigen Gebäude ein, und am 25. Februar 1821 wurde die neue Kirche in Bethesda eingeweiht. Am 9. September des Jahres, als zu Basseterre gerade das Ehechorfest, woran über 200 Personen Antheil nahmen, mit Loben und Danken beschlossen war, erhob sich wieder ein gewaltiger Orkan,²⁾ der den von 1819 zwar nicht an Dauer, wohl aber an Heftigkeit übertraf, und wieder vielen Schaden anrichtete. — Später hatten die Missionare ernstlich zu rügen, daß bei den Begräbnissen armer Geschwister, wo den Trägern nichts zu gute gethan werden konnte, nur wenige zu diesem Liebesdienst sich willig finden ließen, wogegen eine große Zahl dazu sich einfindet, wenn nach der Sitte des Landes etwas zu trinken gereicht wurde. In den Weihnachtsfeiertagen fanden sich viele Zuhörer zu den Festversammlungen ein, und der Herr war nahe mit dem Segen seiner Gnade, wovon auch manche liebevolle Aeußerung von Negergeschwistern Zeugniß gab. So sagte eine mulattische Helfer-Schwester u. a.: „Stände es doch in meinem Vermögen, die Liebe Jesu recht tief den Herzen einzuprägen! Ach wären wir doch auch so ein Volk, wie wir in den heute verlesenen Nachrichten gehört haben, wie es sich der Herr unter den Hottentotten und Grönländern gesammelt hat! Den ganzen Tag hätte ich sitzen und solche Nachrichten hören können!“ — Beim Jahreschluß 1821 bestand die Gesamtgemeinde zu Basseterre aus ungefähr 2500 Personen. So ging das Werk auf St. Kitts in Segen fort, und im Februar 1826 konnte Missionar Scholesfeld von Basseterre schreiben:

„Noch immer begleitet unser lieber Herr die Predigt seines Wortes auf dem hiesigen Missionsplatz mit seinem augenscheinlichen Segen. In den drei lezbergangenen Wochen haben wir mit 2003 Personen einzeln gesprochen; nämlich mit 461 Kommunikanten, 476 getauften Erwachsenen und 1066 neuen Leuten, Taufkandidaten und Ausgeschlossenen. Ueber 20 Erwachsene kamen zum erstenmal, so wie auch eine Anzahl Kinder und junge Leute. Einige von ihnen baten mit Thränen, daß ihre Namen in unser Verzeichniß möglichst eingeschrieben werden. Ueberhaupt ist unsere Gemeinde in einem sehr erfreulichen Gang, ob es gleich auch an solchen Erfahrungen nicht fehlt, die uns daran erinnern, wie listig und feindselig der Satan ist, und wie leicht sich das menschliche Herz hintergehen läßt. — Unsere Sonntags- und

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1824, I. S. 73 ff.

²⁾ Ebendaselbst 1828, II. S. 579.

Abendschulen werden in Segen fortgesetzt und gewähren uns viel Ermunterung. Im Mai 1825 hatten wir 303 Kinder, welche letztere besuchen, aufgezeichnet; seitdem hat ihre Zahl bedeutend zugenommen, und jetzt ist sie nahe an 700. Viele von ihnen haben bereits gute Fortschritte im Lesen gemacht, und eine schöne Anzahl Lieberverse, Bibelprüche und Stellen aus dem Katechismus auswendig gelernt. Auf 17 um die Stadt herumliegenden Plantagen haben wir Leute gefunden, welche willig sind, die Kinder nach vollendeter Tagesarbeit zusammen zu nehmen und ihnen Unterricht zu erteilen. Dies geschieht in dem Hause eines unserer Nationalgehilfen, oder sonst eines Ehepaares aus der Klasse der Kommunikanten. In der Stadt haben einige Geschwister ihr Haus ganz zum Gebrauch für die Kinder hergegeben, nicht allein an den Abenden, sondern auch den Tag über. Man wünscht, daß alle Kinder, welche unsere Abendschulen besuchen, auch an den Sonntagen kommen möchten; aber viele werden durch allerlei Umstände davon abgehalten. Die Zahl unserer Sonntagskinder ist 3—400. Als letzte Weihnachten ein Liebesmahl mit ihnen gehalten wurde, waren ihrer 460 zugegen. — Seit dem Anfang der Schule im Jahre 1825 haben wir uns in der Regel wöchentlich einmal mit den Lehrern versammelt, um ihnen die neue Lehr- und Erziehungsweise geläufiger zu machen. Einige unserer jungen farbigen Schwestern geben sich fast den ganzen Tag her, junge Mädchen zu unterrichten. Bei einigen dieser letzten ist eine eifrige Sorge für das Heil ihrer Seele erwacht und hat sie veranlaßt, um Annahme in unsere Gemeinschaft zu bitten, welches ihnen auch zum Theil gewährt wurde. — Von Seiten der Schullehrer und Lehrerinnen geschieht alles ohne irgend einen Lohn, vielmehr haben sie unter sich selbst eine freiwillige Unterzeichnung zu Beiträgen eröffnet, wodurch gewisse Ausgaben, z. B. für Lichter in den Abendschulen, bestritten werden. Solche Beispiele einer uneigennütigen Dienstbegierde sind uns um so erfreulicher, da man glauben kann, daß sie aus Liebe zu unserm Heilande herfließen.“ —

Ende 1826 betrug die Gesamtzahl der Gemeindeglieder zu Basseterre 3048, zu Bethesda 2188. —

Aus dem Jahre 1827 ist die Visitation durch Bischof Hüffel zu erwähnen. Auf der jüngsten Station fanden sich die Zustände weniger erfreulich. Die beiden Gemeinden zusammen zählten 5018 Seelen. Erfreulich war das rege Leben in den Sonntags- und Abendschulen.

Auf wiederholten Wunsch mehrerer Pflanzer wurde im nördlichen Theile der Insel die dritte Station am Fuße des Mount Misery angelegt (1832). Sie erhielt den Namen Bethel.

Barbados.

Auf der Insel Barbados machte im Anfange des 19. Jahrhunderts die Ausbreitung des Reiches Gottes nur geringe Fortschritte, und die Gemeinde zu Saron zählte am Schluß des Jahres 1816 bloß 118 getaufte Erwachsene. Eine Negerempörung hatte im April desselben Jahres Furcht und Schrecken verbreitet und in dem östlichen Bezirk der Insel große Verheerungen angerichtet. Glaubensvoll flehten die Missionsgeschwister zum Herrn um Trost und Hülfe, als die Flamme der nur eine Viertelfunde von ihrer Wohnung auflodernden Zuckersfelder am Abend des Ostermontags den Himmel schauerlich röthete. Tägliche und nächtliche Streifwachen der Soldaten durchzogen die Insel, welche 3 Monate unter dem Kriegsgefeß blieb. Während dieser Zeit der Unruhe und Angst wurden die Versammlungen natürlich nur sparsam besucht, als aber im Juni den Kommunikanten das Aussetzen des heiligen Abendmahls angezeigt wurde, fügte der Missionar die bringende Ermahnung an sie hinzu, daß keiner von ihnen sich je vom Geiste des Ungehorsams und der Empörung hinreißen lasse; dagegen möchten sie

sich auch un-
Nachfolger
kein einzige
Weise ver-
den Negern
hängigkeit,
waller, die
genährt wur-
stärkt durch
ander in de-
erhielten un-
vor den Aus-
licher Glaub-
jeningen Pfla-
Besuch der

Am S-
sonen ange-
denkliche M-
die Brüder
Ein gewisser
Haus und
Mount La-
in einen blü-
nur sparsam
der Stadt
Gesetz abge-
Regierung a-
Da indeß de-
sie sich genö-
legenden Orte
ihre Zuflucht
als wenn sie
können. Es
dem Worte
Mission der
in Saron
welchem Jah-
581 Glieder
gehörten.

1831 m-
der beide S-
gern mehr
wieder herge-
186 Seelen.

Wir sa-
unternommen

sich auch unter diesen Umständen als wahre Kinder Gottes und treue Nachfolger Jesu beweisen. Die Brüder hatten auch die Freude, daß kein einziger ihrer Kirchengenossen in die Empörung auf irgend eine Weise verwickelt war. Auch in den folgenden Jahren regte sich unter den Negern von Zeit zu Zeit ein Geist des Emporstrebens nach Unabhängigkeit, der durch die ungleiche Behandlung ihrer Herren und Verwalter, die ihnen theils zu viel, theils zu wenig Freiheit gestatteten, genährt wurde. Ihr Hang zu roher Ungebundenheit wurde noch verstärkt durch den lebhaften Streit, welchen die Weißen selbst gegen einander in der öffentlichen Zeitung führten, wovon die Neger Kenntniß erhielten und woran sie gewissermaßen auch Antheil nahmen. Daß vor den Ausbrüchen solcher gefährlichen Leidenschaften nur ein herzlicher Glaube an das Evangelium schützen könne, lernten bald selbst diejenigen Pflanzler und Verwalter einsehen, welche bisher die Neger vom Besuch der Kirche abgehalten hatten.

Am Schlusse des Jahres 1820 war die Gemeinde auf 249 Personen angewachsen. In den folgenden Jahren veranlaßten manche bedenkliche Anzeichen weiter bevorstehender Unruhen mehrere Pflanzler, die Brüder zu ersuchen, wöchentlich auf ihren Plantagen zu predigen. Ein gewisser Herr Haynes übergab ihnen sogar auf der seinigen ein Haus und Land zur Errichtung einer Station, die 1826 bezogen und Mount Labor genannt wurde. Besonders die Schule kam hier bald in einen blühenden Zustand, während die Sonntagspredigten anfangs nur sparsam besucht wurden, besonders wegen des Sonntagsmarktes in der Stadt Bridgetown. Dieser wurde im Dezember 1827 durch ein Gesetz abgeschafft und zugleich die Eigenthümer der Sklaven von der Regierung aufgefordert, dieselben im Christenthum unterrichten zu lassen. Da indeß den Negern keine andere Marktgelegenheit gegeben ward, sahen sie sich genöthigt, dennoch des Sonntags an den Straßen und an abgelegenen Orten ihre Erzeugnisse feilzubieten, auch wohl zum Hausiren ihre Zuflucht zu nehmen, wozu dann noch mehr Zeit erforderlich war, als wenn sie ihre Geschäfte auf dem öffentlichen Markte hätten abthun können. Es zeigte sich aber um diese Zeit ein größerer Hunger nach dem Worte Gottes unter den Negern, als dies seit Entstehung der Mission der Fall gewesen war, und so kam es, daß auch die Gemeinde in Saron sich eines schönen Zuwachses erfreute, und Ende 1827, in welchem Jahre der Bischof Hüffel auch Barbados besuchte, im ganzen 581 Mitglieder zählte, während zur Station Mount Labor deren 106 gehörten.

1831 wurde die Insel von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der beide Stationen zerstörte. Infolge desselben zeigte sich bei den Negern mehr Heilsverlangen. Im folgenden Jahre, als die beiden Kirchen wieder hergestellt waren, zählte Saron 1035 und Mount Labor 186 Seelen.

Tobago.

Wir sahen schon, wie hier die auf Bitten des Herrn Hamilton unternommene Mission nach dessen Tode im Jahre 1803 wieder auf-

gegeben wurde. Später trat der Sohn des Genannten in die Fußtapfen seines Vaters und mußte durch wiederholte Bitten die Unitäts-Altesten-Konferenz zur Erneuerung der Mission zu bewegen. Im Jahre 1826 wurden die Geschwister A. i. s. e. d. e. r aus Pennsylvanien zu diesem Zwecke abgeordnet, und im folgenden Jahre eine Station in der Nähe der Pflanzung Hamiltons im südwestlichen Theile der Insel errichtet. Man nannte sie zum Andenken an den ersten Missionar dieses Landes: Montgomery. Die Arbeiter wechselten hier in der ersten Zeit ziemlich häufig. 1830 wurde berichtet: „Das Missionswerk geht in großem Segen fort und breitet sich immer mehr aus. Wenn sonst nur 30 bis 40 Neger sich zur Versammlung einfanden, kommen jetzt weit über 100, und immer finden sich neue, die ihre Namen einschreiben lassen. Durch Mittheilungen aus der biblischen Geschichte ist der Versammlungsbesuch sehr gefördert worden. In Indianwall taufte ich vor kurzem 4 Personen. So fängt auch in dieser Gegend eine Gemeinde für den Heiland aufzublühen an. Mit Taufkandidaten und neuen Leuten sind 548 Seelen in unserer Pflege, 150 Kinder besuchen die Schule. Oft muß ich vor Freuden und Dank weinen, wenn ich sehe, daß sich die Segen so mächtig regen.“ —

Jamaica.

Die Mission auf Jamaica befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in einem schwachenden Zustande. Im Jahre 1804 belief sich die Gesamtzahl der von den Brüdern in den verkauften 50 Jahren seit dem Anfang der Mission auf der Insel getauften Neger auf nicht mehr als 938 Seelen und die Gemeinden umfaßten damals nur 193 Mitglieder. Erst zehn Jahre später, im Jahre 1814, gewann es mehr und mehr das Ansehen, als ob, nach vieljährigem Arbeiten auf Hoffnung, endlich die erwünschte Erntezeit angebrochen sei, da auf mehreren Pflanzungen eine ganz neue Gnadenregung unter den Negern und ein lebhaftes Verlangen nach dem Evangelium zu spüren war, so daß sie selbst durch Mißhandlungen sich nicht vom Besuche der Versammlungen abhalten ließen. Zu den 3 älteren Missionsposten Carmel, Vogue und Mesopotamia, deren letzter wenigstens, wie es scheint, ziemlich in Verfall gerathen war, kamen auf Betrieb christlichgesinnter Plantagenbesitzer in England 1815 zwei neue hinzu. Die Herren Hall wiesen dem Missionar Light auf der Nordseite der Insel in der Nähe von Montegobai in Irwin seinen Wohnplatz an, um von hier aus auch ihre übrigen Pflanzungen mit dem Evangelium zu bedienen. Nachdem in der Folge ein eignes Missionshaus und eine Kirche daselbst erbaut worden, bekam diese Niederlassung den Namen Irwinhill. Auf der Plantage Williamsfeld ward eine Kapelle errichtet, und überhaupt von den Eigenthümern der Missionsarbeit aller Vorschub geleistet, während ihre Beamten mehr zu hindern als zu fördern suchten. Bei den Negern und ihren Kindern fand Bruder Light Eingang, und seine unermüdeten Bemühungen, sie in Erbauungsstunden und Schulen mit dem Heil in Christo bekannt zu machen, waren von dem göttlichen Segen begleitet. „Können wir gleich,“ schreibt er selbst im Jahre

1825¹⁾, „die gläubig werden über die Sun dabei tröstlich beschieden ist. Leute, die an wachsen. — war sie auf

Die zweite der Familie 1816. Letzte neuen Station Jahren war kamen noch v Kirche konnte

„Wir vernahm her in unsere sind geächtigt w teten sie: Morgen wir, aber wir to dieser Aeußerung ader hierbei nich pfehlen. Einer so wollen sie au jeder für seine ei der Plantage ger vorigen Montag der Kirche, erwid geht. Das war ber, der rechtichal

Grade in Manche Weiße die Neger zu Andre suchten sie dieselben ni zu lassen. Das verfassung der andre für die Die Missionar an solchen Str durch ihren den Besuch ihrer felten erklärten

¹⁾ Baister M
²⁾ Den M
suchen auch unsere
Zuhörer finden si
sicher ein. Wir s
für uns alle Rau
den und Glenden,

1825¹⁾), „diejenigen, welche das Wort des Lebens hören und daran gläubig werden, nicht nach Tausenden zählen, so dürfen wir uns doch über die Hunderte freuen, denen diese Wohlthat zu Theil wird, und dabei trösten wir uns des Segens, der andern Knechten des Herrn²⁾ beschieden ist. Es sind doch auch unter denen, die zu uns gehören, Leute, die auf festem Grunde stehen und in der Gnade Gottes erwachsen. — Die Gemeinde besteht aus 150 Personen.“ — Ende 1827 war sie auf 369 gestiegen.

Die zweite der neuen Stationen, New-Eden, wurde auf einem von der Familie Foster geschenkten Grundstück nicht weit von Bogue angelegt 1816. Letzterer Platz wurde verlassen; auf der günstiger gelegenen neuen Station aber zeigte sich bald Zubrang und schon nach zwei Jahren war daselbst eine Gemeinde von 312 Negern gesammelt. Doch kamen noch viele andre zu den Gottesdiensten, und die 1820 erbaute Kirche konnte zuweilen die Versammlungen nicht fassen.

Wir vernahmen mit Schmerz, daß alle Neger, welche von den Bergen die Zeit her in unsere Kirche gekommen sind, von ihren Vorgesetzten deshalb mit Schlägen sind beglückt worden. Als wir sie fragten, wie es ihnen nun gehen würde, antworteten sie: Morgen früh werden wir alle wegen unsers Besuches bestraft; das wissen wir, aber wir kommen doch und wenn uns der Aufseher auch todt schlagen ließe. Bei dieser Aeußerung wurde mein Herz mit dem innigsten Mitleid erfüllt; ich wußte aber hierbei nichts Besseres zu thun, als die Sache dem Herrn im Gebete zu empfehlen. Einer äußerte sich: Weil die weißen Leute selbst nicht in die Kirche gehen, so wollen sie auch nicht haben, daß die Neger dieselbe besuchen. Hat nicht aber ein jeder für seine eigene Seele zu sorgen? — Ich bin, fuhr er fort, bisher Treiber auf der Plantage gewesen, bin es aber nicht mehr. Als mich nämlich der Aufseher am vorigen Montag fragte, wo ich gestern gewesen sei, und ich darauf antwortete: in der Kirche, erwiderte er: so gib deine Peitsche einem Neger, der nicht in die Kirche geht. Das war mir sehr lieb, und ich dankte dem Aufseher dafür; denn ein Treiber, der rechtschaffen handeln will, ist ein sehr geplagter Mann.“

Grade in Jamaica hatte die Mission viel Feindseligkeit zu erdulden. Manche Weiße hatten ihre Lust daran und gingen förmlich darauf aus die Neger zu den von derselben verbotenen Lustbarkeiten zu verführen. Andre suchten sie dadurch von der Brüdergemeinde zurückzuhalten, daß sie dieselben nöthigten, sich von einem anglikanischen Prediger taufen zu lassen. Das veranlaßte viel Zank unter den Negern, welche Kirchenverfassung der andern vorzuziehen sei; einige sprachen für die englische, andre für die der Baptisten, und wieder andere für die der Brüder. Die Missionare der letzteren ermahnten die Andern, sich alles Antheils an solchen Streitigkeiten zu enthalten und nur darauf zu sehen, wie sie durch ihren dem Evangelio würdigen Wandel bewiesen, daß ihnen der Besuch ihrer Kirche zum Segen und zur Besserung gereiche. Nicht selten erklärten in der englischen Kirche Getaufte, sie könnten dort die

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 261.

²⁾ Den Methodisten, von denen er anderwärts schreibt: „Die Methodisten besuchen auch unsere Gegenden. Die Regierung ermuntert sie. Unter der Zahl ihrer Anhänger finden sich außer den Negern auch Offiziere, Kaufleute und Plantagen-Aufseher ein. Wir freuen uns darüber, und bitten Gott, daß Er sie segne. Es ist für uns alle Raum da. Noch sind die Landstraßen und Zäune mit Lahmen, Blinden und Elenden, die verloren gehen, angefüllt.“

Predigten nicht verstehen, daher sie sich zu den Brüdern wendeten. Ende 1827 bestand die Gesamtgemeinde von New-Eden aus 1210, Ende 1829 aber nur aus 1141 Personen.

Auch auf Carmel schien ums Jahr 1816 ein neues Leben zu beginnen. In einem Jahre mehrte sich die Gemeinde um 124 Seelen, so daß sie deren 272 zählte. Manche Neger kamen oft 8—10 Stunden weit her, um das Wort Gottes zu hören. Schon längere Zeit aber war dieser Ort als untauglich zu einem Missionsposten befunden worden. Nicht nur kam der Besitz einer Plantage mit dem Missionsberuf öfters in Widerspruch, sondern die Niederlassung daselbst wurde auch durch Verlandung des Black River immer morastiger und ungesund. Dazu wurde es bald klar, daß für die zahlreichen Neger, welche seit der Erwedung in den Mayday-Bergen im Kirchspiel Manchester fast die ganze zu Carmel gehörige Gemeinde ausmachten, dieser Platz zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch allzuweit entfernt war¹⁾. Es wurde daher auf den Verkauf von Carmel und den Ankauf eines zweckmäßigen Platzes in den genannten Bergen angetragen. Beides kam im Jahre 1823 zu Stande. Der neue Platz, drittehalb Stunden im Südosten von dem bisherigen, in gesunder Lage auf den genannten Bergen mit fast europäischem Klima, wurde Fairfield genannt. Die Gemeinde, deren meiste Mitglieder zu den Rassee-Plantagen jener Gegend gehörten, zählte 1824 mit Einschluß von 425 Taufandibaten und neuen Leuten, 1047 Neger, von denen die Brüder damals schrieben:

„Was die zur hiesigen Gemeinde gehörigen Neger betrifft, so ist deutlich wahrzunehmen, daß der größte Theil derselben noch sehr unwissend, und in der Erkenntniß ihrer selbst und des Herren Jesu nicht so weit gefördert sind, als manche von den Alten, die schon zur Gemeinde in Carmel gehört hatten. Doch ist es erfreulich, zu sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit sie den Versammlungen beiwohnen; und wiewohl sie beim Sprechen wenig Ausbrüche zu finden wissen, welche die Gesinnung ihrer Herzen deutlich zu Tage legen: so ist doch ihr Blick und das Gefühl, von welchem man bei solchen Gelegenheiten durchdrungen wird, ein sprechender Beweis, daß sie ein aufrichtiges Verlangen in sich tragen, nicht länger der Welt und ihren schändlichen Lüsten, sondern dem Willen Gottes gemäß zu leben. Der eine Wunsch bleibt uns immer noch übrig, daß doch alle zu uns kommenden Neger den nämlichen Eifer zur Anhörung des Wortes Gottes zeigen möchten, der in Bezug auf das Sprechen bei ihnen zu bemerken ist. Auf letzteres scheinen sie einen besonders hohen Werth zu legen, wahrscheinlich, weil dabei ihre Namen aufgeschrieben werden. Leider begnügen sich viele mit dem hierbei empfangenen Segen, verfallen in eine Art falscher Sicherheit, in den Wahn, als seien sie hierdurch hinlänglich gewaffnet gegen die Angriffe des Feindes der Seele, und begehen in diesem traurigen Zustande, ehe sie sich's versehen, ein: oder die andere ihrer heidnischen Sünden. Dies hat die Ausschließung aus der Gemeinde zur Folge, und versetzt sie in die Klasse der neuen Leute zurück. Gewöhnlich legen sie bald Scham und Reue über die Vergehungen an den Tag, versäumen wo möglich kein Sprechen, und halten an mit Bitten und Weinen, um wieder angenommen zu werden. So haben wir in unsern Kirchbüchern verschiedne Beispiele gefunden von Personen, die mehrmals ausgeschlossen, und auf Boffnung, daß ihre Reue von Bestand sein werde, wieder angenommen worden waren. Die ernstlichen Ermahnungen des Wortes Gottes: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; und: Wer da steht, der setze zu, daß er nicht falle, werden daher jedesmal den Neuen, die in unsern Bund eintreten, und solchen, die wieder angenommen werden sollen, dringend ans Herz gelegt.“ —

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV. S. 605 ff.

Ende 18

Von Fairfield Bevölkerung nehmen, die Verborbenheit angehört und

So ware

lebensfrische, einem Grundbesitzers, wurde New-Eden, g New-Carmel aber nur für rere neue Pre (lehem) und Pflanze mußte E. Schluß des J. lichen Neger stationären und auf Jamaica Fortschritte des Seelenerte“

sehr ist es zu die Hände geb Jahre ihre leg stärkten sich du aber doch selig schon so man die durch Kran nachtsfest wurd neuen Jahre d

Da brach das ganze Mis gerer Zeit hatt verbreitet und sich selbst zu b seßlichkeiten, die damals Br. den standes in den Beginnen ernst Sie erklärten Neger nichts nicht hören und zufrieden und r im Diarium vo gegen den Heila gemeinden auf widerigem Trach

Burthardt, Mission

wendeten.
aus 1210,

Leben zu
4 Seelen,
Stunden
Zeit aber
n worden.
eruf öfters
uch durch
er. Dazu
it der Er-
die ganze
nem regel-
daher auf
en Wlages
re 1823 zu
von dem
fast euro-
nde, deren
gehörten,
en Leuten,

lich wahr-
r Erkenntniß
siche von den
verfeulich, zu
pohnen; und
ie Gefinnung
ihl, von wel-
Beweis, daß
und ihren
eine Wunsch
en nämlich
zug auf das
nders hohen
werden. Lei-
in eine Art
h gewaffnet
en Zustande,
Dies hat die
ße der neuen
Bergehungen
Bitten und
ern Kirchen-
usgeschlossen,
angenommen
achtet und be-
e zu, daß er
ntreten, und
gt." —

Ende 1827 zählte die Gemeinde daselbst im ganzen 1743 Seelen. Von Fairfield aus suchten sich die Missionare auch der freien braunen Bevölkerung in der f. g. verbrannten Savanna (Grasebene) anzunehmen, die sich in dem erbärmlichsten Zustande von Unwissenheit und Verdorbenheit befand. Das Wort Gottes wurde mit Aufmerksamkeit angehört und sie boten die Hand zur Einrichtung einer Schule.

So waren an die Stelle der drei tränkenden alten Stationen drei lebensfrische, besser gelegene getreten, denen bald andere folgten. Auf einem Grundstücke des Herrn Scott, eines christlich gesinnten Plantagenbesitzers, wurde 1827 New-Carmel, mehrere Meilen westlich von New-Eden, gegründet, und 3 Jahre später New-Fulneck, zwischen New-Carmel und Mesopotamia, welch legerer Platz auch noch einmal, aber nur für kurze Zeit besetzt wurde. Außerdem entstanden noch mehrere neue Pöbigsplätze und Schulhäuser, wie in Malvern (New-Bethlehem) und Beauforts; manche andere Anforderungen wohlgesinnter Pflanzter mußten von der Hand gewiesen werden. So bestand denn am Schluß des Jahres 1831 die Zahl der in der Pflege der Brüder befindlichen Neger aus 5121 Personen, welche auf 6 Plätze von 8 Missionaren und deren Frauen bedient wurden. Die Briefe der Brüder auf Jamaica in dieser Zeit sind voll dankbarer Freude über die schnellen Fortschritte des Reiches Gottes um sie her. „Hier ist eine herrliche Seelenernte“, schreiben sie, „die nur auf das Einsammeln wartet. Wie sehr ist es zu beklagen, daß uns durch Mangel an Arbeitern und Mitteln die Hände gebunden sind.“ Am 30. November hielten sie in diesem Jahre ihre letzte gemeinschaftliche Missions-Konferenz in Fairfield, und stärkten sich durch den Genuß der brüderlichen Liebe zu ihrem heißen, aber doch seligen Tagewerte, von welchem der Herr im Laufe der Zeit schon so manchen ihrer Brüder abgerufen, und zu dem ihnen öfters die durch Krankheit geschwächten Kräfte versagen wollten. Das Wethnachtsfest wurde in Segen begangen, und hoffnungsvoll sahen sie einem neuen Jahre der Gnade entgegen.

Da brach am Nordwestende der Insel eine Negerempörung aus, die das ganze Missionswerk in die größte Gefahr brachte. Schon seit längerer Zeit hatte sich eine große Gährung der Gemüther über Jamaica verbreitet und die Besorgniß erweckt, die Neger möchten Versuche machen, sich selbst zu befreien. Auch kam es bereits im Jahre 1824 zu Widersehligkeiten, die das Einschreiten der Landmiliz nöthig machten. Als damals Br. Beder die Neger zu New-Eden bei Gelegenheit eines Aufstandes in den Kirchspielen von St. James und Hannover vor solchem Beginnen ernstlich warnte, fand er bei ihnen offene Herzen und Ohren. Sie erklärten sich laut dahin: „Wir wollen mit den aufrührerischen Negern nichts zu schaffen haben; es sind Leute, die das Wort Gottes nicht hören und nicht hören wollen; wir aber sind mit unserm Zustande zufrieden und verlangen keine unrechtmäßige Aenderung desselben.“ Und im Diarium von Fairfield heißt es um dieselbe Zeit: „Mit innigem Dank gegen den Heiland müssen wir bezeugen, daß wir in allen unsern Negergemeinden auf dieser Insel auch nicht die geringste Spur von geleswidrigem Trachten nach Freiheit gewahr geworden sind, welches sich

bei so manchen Negern hier zu Lande zeigt, und worüber schon mehrere das Leben eingebüßt haben.“ — Die Veranlassung jener gefährlichen Stimmung unter den Negern war hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß ihnen einerseits die Verhandlungen über die Freilassung der Negerklaven in dem brittischen Parlamente, andererseits die entgegengesetzten Ansichten und Beschlüsse der Sklavenbesitzer auf Jamaica zu Ohren kamen. Im August 1831, als von einer großen Anzahl Pflanzer die nachdrücklichsten Beschlüsse zum Widerstande gegen das brittische Kabinet gefaßt worden waren, verbreitete sich unter den Negern von Montego-Bai aus das Gerücht, der König habe auf nächste Weihnacht ihnen die Freiheit zugesichert, und in Folge von mancherlei Aufwiegelung verbanden sich nun viele Neger eiblich, nach Weihnachten nur noch für Lohn zu arbeiten. Nach Ablauf des Festes wurde dieser Entschluß wirklich vielfach ausgeführt. Auf vielen Pflanzungen weigerten sich die Neger der Arbeit, griffen zu den Waffen und steckten die Gebäude ihrer Herren in Brand. Mehr als 100 derselben wurden ausgeplündert und zerstört. Dr. Light und seine Frau, die sich zu Irwinhill in der Mitte der auflodernden Brände befanden, mußten am 2. Januar 1832 nach Montego-Bai in dem Haus eines befreundeten Methodistischen Missionars ihre Zuflucht nehmen und konnten erst nach einigen Wochen in ihre Wohnung zurückkehren. Die Neger in Irwin hatten aber das Eigenthum ihres Herrn beschützt. Auch in der Vague und auf einigen Pflanzungen bei New-Eden waren die Neger auf Dr. Pfeiffers Ermahnung bald wieder in die kaum verlassene Arbeit gegangen. Zum großen Leidwesen der Brüder hatten sich indeß mehrere Mitglieder der Gemeinden von Irwinhill, New-Eden und Fairfield durch die Anforderungen und Drohungen der Anführer zur Verweigerung der Arbeit verleiten lassen. Von den Mitgliedern der 3 Gemeinden, New-Carmel, New-Fulneck und Mesopotamia, ließ sich keines in die Empörung ein, obwohl dieselbe in die Nähe dieser Orte vordrang, und alle Weißen die Pflanzungen verlassen hatten, um zum Landsturm zu stoßen, der dem Aufstand ein blutiges Ende machte.

Nun entbrannte aber der Zorn der Weißen gegen die Missionare der Sektirer, wie sie die Baptisten, Methodististen und die Brüder nannten, indem sie ihnen und ihrem christlichen Unterrichte die Aufregung der Neger zur Empörung beimaßen. Die Mission der Brüdergemeinde kam jedoch hierbei besser weg, als andere Missionare; es wurde ihr keine Kirche, kein Gebäude vernichtet, nur etliche Missionare verhaftet, aber sofort wieder als unschuldig freigegeben. Zugleich erfuhren sie die Genugthuung, daß viele wohlgefinnte Pflanzer, angesehene Magistratspersonen und selbst der Bischof von Jamaica als Freunde in der Noth sich erwiesen und Zeugniß davon ablegten, wie die Brüder-Missionare jeder Zeit ihren Zuhörern den pünktlichen Gehorsam der Sklaven gegen ihre Herren als christliche Gewissenspflicht einspärten.

Ein damals erlassenes Sendschreiben des genannten Bischofs an Dr. Ellis schließt mit den Worten: „Die Missionsarbeiten der Brüder, welche so lange und so erfolgreich das Evangelium in Einfach und aufrichtiger Gottseligkeit gepredigt haben, sind zu wohl bekannt und zu gerecht gewürdigt von christlichen Parteien aller Art,

als daß sie no-
thwendig Vorstell-
ungen, welche
Wohlgefallen
solchen Geiste
Zubringlichkeit
und aufrichtige

Auch de
Rache der P
derselben geg
die he: gsten
Gefahr schwe
die Ursachen
ihrem Bericht
der Religions
die Wirkung
bringen, daß
dienen können
Ansehen ihrer
daß sie sich de
und andere sa
nare der Brä
würdigsten Ze
der Heiligen
als Diener
gemeinden wa
In New-Eden
sammlungen z
schuld waren,
selbst auf den
vielfach bewegt
zu einiger Ver
irre geführt w

Der Feind
das Wort Gottes
gekommen ist; un
zurückgezogen, un
wirklich, als wenn
Kälte und Gleich
ist gegenwärtig ei
unser Heiland me
wir Ihm in diese
wird, getrost vert
ihnen überall dur
unsern fernern A
schon zu vereitel
in Emsicht unser
rechten Stunde w

Erst mit t
Jamaica zurü

als daß sie noch meiner Empfehlung bedürften, und ich bedauere zu hören, daß irgend falsche Vorstellungen von der Verfassung und der Lehre einer Kirche ausgekommen wären, welche die Achtung aller verdient, die den Frieden auf Erden und Gottes Wohlgefallen an den Menschen zu schätzen wissen. Möchte das Evangelium in einem solchen Geiste gepredigt werden, und jeder Erfolg Ihre eifrigen und doch von aller Zubringlichkeit entfernten Arbeiten begleiten! Das ist das heiße Gebet Ihres treuen und aufrichtigen Mitarbeiters Christoph (Bischof von) Jamaica."

Auch der Gouverneur Lord Belmore suchte der gewaltsamen Rache der Pflanzler an den Unschuldigen zu steuern, aber die Erbitterung derselben gegen die Missionare hörte sobald nicht auf und wurde durch die heftigsten Artikel in den Zeitungen genährt, so daß ihr Leben in Gefahr schwebte. Ja die Committee der Kolonial-Versammlung, welche die Ursachen des Aufstands zu untersuchen hatte, scheute sich nicht, in ihrem Bericht die Behauptung aufzustellen: „Das Predigen und Lehren der Religions-Sekten der Baptisten, Wesleyaner und Brüdergemeinde hat die Wirkung, daß sie in den Gemüthern der Sklaven den Glauben hervorbringen, daß sie nicht zugleich ihren Geistlichen und zeitlichen Herren dienen können; dadurch veranlassen sie dieselben, dem gesetzmäßigen Ansehen ihrer zeitlichen Herren sich zu widersetzen, in der Verbildung, daß sie sich dem geistlichen Herrn desto angenehmer machen.“ Um diese und andere falsche Beschuldigungen zu entkräften, reichten die Missionare der Brüdergemeinde im April des Jahres eine mit den achtungswürdigsten Zeugnissen versehene Gegenvorstellung ein, in welcher sie die der Heiligen Schrift gemäßen Grundsätze darlegten, welche sie jeder Zeit als Diener Christi vor Augen gehabt. — Der Gang der Negergemeinden war durch diese traurigen Ereignisse natürlich sehr gestört. In New-Eden und Fairfield blieben fürs erste viele von den Versammlungen zurück, woran zum Theil die Herren oder deren Beamte schuld waren, welche sie davon abhielten, die Arbeit vermehrten und selbst auf den Sonntag ausdehnten. Auch gehörte Zeit dazu, bis die vielfach bewegten und erschütterten Gemüther der armen Neger wieder zu einiger Beruhigung gelangten, und, nachdem sie durch Täuschung irre geführt worden, sich auf den rechten Weg zurückfanden.

„Der Feind hat es anzustellen gewußt“, schrieb Dr. Zorn, „daß der Glaube, das Wort Gottes habe dieses Unglück über das Land gebracht, auch unter die Neger gekommen ist; und mancher, der nur ein halbes Herz zum Heiland hatte, hat sich zurückgezogen, und hie und da hat sich auch einer zu den Spöttern gesellt. Es scheint wirklich, als wenn es dem Feind recht gelungen wäre, Seelen zu fällen und eine Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil ihnen einzusüßen. Ohne Zweifel ist gegenwärtig eine große Sichtungszeit; wir können aber gläubig hoffen, der Herr unser Heiland werde alles zum Besten seiner Kirche wenden; und daher wollen wir Ihm in diesen trüben Zeiten, wo man von Weißen und Schwarzen verkannt wird, getrost vertrauen. Er wird die Seinen nicht zu Schanden werden lassen und ihnen überall durchsetzen. Die ausgestoßenen Drohungen gegen unser Leben oder unsern fernern Aufenthalt in Jamaica wird unser allmächtiger Helfer in aller Noth schon zu vereiteln wissen, und wenn wir gleich gegenwärtig manches Niederschlagende in Einsicht unserer Gemeinden durchzumachen haben, so sind wir überzeugt, zur rechten Stunde wird des Herrn Werk schon wieder blühen.“ —

Erst mit der Freilassung der Neger kehrten ruhigere Zustände auf Jamaica zurück, unter denen die Mission wieder freie Hand erhielt.

6. Die Mission der Baptisten.

Es war ein origineller Mann, der auf Jamaica die erste Baptisten-gemeinde gründete, George Vize¹⁾ (oder Visle), ein Schwarzer aus Virginien, der von seiner dortigen Gemeinde zum Prediger ernannt worden war und dies Amt, um dessentwillen ihm sein Herr die Freiheit schenkte, eine Zeitlang bekleidete, bis er infolge des Unabhängigkeitskrieges als Royalist das Land verließ und in Begleitung eines Herrn, an den er sich vermietet hatte, nach Jamaica kam. 1783 fing er dort zu Kingston in einem kleinen Hause an zu predigen und bildete mit 4 gleichfalls aus Amerika gestohlenen Negern eine Gemeinde, an die sich nach und nach mehr Personen anschlossen, und die auch von dem Parlament der Kolonie anerkannt wurde. 1791 war sie auf 350 Mitglieder angewachsen. Vize selbst erwarb seinen Unterhalt als Farmer und als Lohnfuhrmann. Er besaß einige gute alte Predigt- und Erbauungsbücher, die ihm vermuthlich den Stoff zu seinen Predigten, die er sonntäglich weimal und ebenso oft in der Woche hielt, lieferten. Seine Gemeindeglieder waren meist Sklaven, die nur auf ein Zeugniß ihres Herrn über gute Führung angenommen wurden. Die dazugehörigen freien Schwarzen waren arme Leute, dennoch kauften sie Grund und Boden und bauten eine massive Kirche.

Diese Gemeinde gab sich eine feste Ordnung durch einen Bund,²⁾ dessen Bestimmungen in einem Traktat „The Covenant of the Anabaptist Church“ niedergelegt sind. Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß Anabaptist nur als Spottname gebraucht wird. Jene Bestimmungen, denen die Heilige Schrift zu Grunde gelegt ist, beziehen sich mehr auf äußere Formen (wie auch die Delung der Kranken, Fußwaschung u. s. w. aufgenommen sind), zeigen aber doch im Grunde ein aufrichtiges schriftgemäßes Christenthum. Aus andern Quellen ist freilich ersichtlich, daß manche Sonderbarkeiten und alberne Gebräuche sich in die Gemeinde einschlichen. Diese Gemeindeordnung wurde alle Monat bei der Feier des heiligen Abendmahls vorgelesen. Als die Kirche 1793 vollendet wurde, waren schon 500 Personen getauft. Es bildete sich eine Filialgemeinde in Spanisch Town. Dieses Wachsthum aber erweckte bei den Weißen, die bisher die Bewegung nicht mißliebig angesehen zu haben scheinen, Mißtrauen. Infolge einer seiner Predigten wurde Vize als Aufrechter ins Gefängniß gelegt, hernach jedoch freigesprochen. Später war er längere Zeit in Haft wegen der Schulden, die noch auf der Kirche ruhten. Alles dies machte ihn aber nicht irre. Er fuhr fort in seiner Weise das Evangelium zu verkündigen. — Sein Nachfolger wurde 1828 ein gewisser Killid, der sich lange Zeit einer ausgebreiteten Achtung auf der Insel zu erfreuen hatte.³⁾ Als er die

¹⁾ Underhill, the West Indies, pag. 195 ff.

²⁾ Vergl. oben II. S. 59.

³⁾ Madden sagt von ihm: Ein frommer, wohlgeleiteter ehrbarer Mann, der im Punkte der Intelligenz und Anwendung von Schriftkenntniß auf die gewöhnlichen Pflichten seines Berufes und die Geschäfte des Lebens mit vielen, die durch ihre

Gemeinde üb-
noch 39 Mit-
ihrer Blüte
erhalten. Di-
bald ihr Ent-
gemeinden z-
St. James.
Häuflein Sch-
Männern, die
waren. Diese-
von Schriftw-
Manche diese-
über.

Die im-
hatte schon z-
sion auf Jar-
Ken. Rowe-
in St. Jame-
Herr schon di-
weiter unter-
den Gemeinde-
lawny) geleg-
Herrn wurde
pflichtungen
die folgenden

Der Na-
der zu King-
Mr. Coult-
und die Gema-
gründete in
der Aufnahm-
aber er sagt
seiner getäu-
Sinn und W-

„Unsere m-
obgleich wir, un-
und versammel-
gewiß, daß die-
Gnade bringen,
betete in der Let-
rette uns arme
ist, und rette di-

soziale Stellung
finden, wohl ein-
ragenden Beispi-
schon 1801 in je-
haben scheint.

¹⁾ Jamaica
getheilt, die auch

Gemeinde übernahm, war sie sehr in Verfall gerathen und hatte nur noch 39 Mitglieder, hob sich aber unter seiner Leitung so, daß sie in ihrer Blüte deren 3700 zählte. Sie hat sich bis auf die Gegenwart erhalten. Die von ihr ausgegangene Gemeinde in Spanisch Town scheint bald ihr Ende gefunden zu haben; dagegen entstanden andre Zweiggemeinden zu Morant Bay und zu Bethany in der Parochie von St. James.¹⁾ Neben diesen ordentlichen Gemeinden gab es viele Häuflein Schwarzer, die vor dem Eintritt der Baptistenmission von Männern, die sich Nativs oder Independent Baptists nannten, gesammelt waren. Diese verbanden oft den größten Fanatismus mit einigen Stücken von Schriftwahrheit und lebten von dem Aberglauben ihrer Volksgenossen. Manche dieser Häuflein gingen später zu andern kirchlichen Gemeinschaften über.

Die im Jahre 1792 gestiftete englische Baptisten-Missionsgesellschaft hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts allerlei Schritte zu einer Mission auf Jamaica gethan, doch erst 1813 konnte ihr erster Arbeiter Rev. Rowe dort hingehn. Er ließ sich auf einer Plantage in St. James nieder unter einer Anzahl baptistischer Sklaven, die ihr Herr schon durch einen freien Schwarzen Namens Moses Vater hatte weiter unterrichten lassen. Durch seine Arbeiten wurde der Grund zu den Gemeinden dort im Nordwesten der Insel (St. James und Tre-lawny) gelegt. In Bezug auf das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren wurde übrigens die größte Vorsicht geübt und jenen ihre Verpflichtungen gegen diese nach der Schrift eingeschärft. Ebenso versuchten die folgenden Missionare.

Der Nachfolger des bald verstorbenen Rowe war Mr. Compere, der zu Kingston doch auch nur kurze Zeit arbeitete, und 1817 von Mr. Coulstart abgelöst wurde, der in reichem Segen wirkte und die Gemeinde in 5 Jahren auf 1000 Mitglieder brachte. Er gründete in derselben Stadt 1822 noch eine zweite Gemeinde. Bei der Aufnahme derer, die die Taufe begehrt, war er sehr vorsichtig; aber er sagt selbst: Es wäre zu viel, wenn wir behaupteten, daß uns keiner geteusch hätte; doch fanden sich viele, die sich durch christlichen Sinn und Wandel auszeichneten.

„Unsere monatlichen Versammlungen“ schrieb Coulstart „sind sehr fleißig besucht, obgleich wir, um die polizeiliche Vorschrift zu beobachten, vor Sonnen-Untergang uns versammeln, was den Negern bei ihrer Arbeit sehr schwer fällt. O ich bin gewiß, daß bisweilen die Gebete, welche diese Söhne Afrika's vor den Thron der Gnade bringen, Ihre Herzen tief rühren würden, wenn Sie dieselben hörten. So betete in der letzten Versammlung einer unserer Neger mit großer Inbrunst: „Herr, rette uns arme schwarze Sünder! Zerbrich alles Teufelswerk, das in meinem Herzen ist, und rette die armen Afrikaner, und auch mich armen Guinea-Neger, und bring

soziale Stellung und höhere Ausbildung in einer ungleich günstigeren Lage sich befinden, wohl einen Vergleich aushalten möchte.“ Es ist dies eines von den hervorragenden Beispielen der Bildungsfähigkeit des Negers, um so mehr, da Willis, der schon 1801 in jene Gemeinde aufgenommen wurde, keine Schulbildung erhalten zu haben scheint.

¹⁾ Jamaica ist durch Einführung der anglikanischen Staatskirche in 21 Parochien getheilt, die auch als politische Einteilung festgehalten worden sind.

Baptisten-
warer aus
er ernannt
die Freiheit
hängigkeits-
nes Herrn,
hing er dort
bildete mit
de, an die
von dem
350 Mit-
als Farmer
edigt: und
edigten, die
t, lieferten.
in Zeugniß
Die dazu-
n sie Grund

en Bund,²⁾
the Ana-
t zu haben,
stimmungen,
mehr auf
ung u. s. w.
tiges schrift-
lich, daß
e Gemeinde
i der Feier
3 vollendet
e sich eine
erweckte bei
ngeföhren zu
igten wurde
tgesprochen.
ie noch auf
t. Er fuhr
Sein Nach-
Zeit einer
Als er die

Mann, der im
gewöhnlichen
die durch ihre

uns bald an den Ort, wo keine Thräne mehr fließt.“ — „Ach, Massa,“ sagte eine gekaufte Negerin, „meine Zunge so schuldig, alles schlechte Wort; mich nicht geschickt, mit demselben Mund Gutes zu sprechen. Mich nie Gutes dant, bis mich den Massa lesen höre: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Mich nicht weiß, was das heißt, von neuem geboren werden. Mich so voll Kummer, daß kein Schlaf in mein Aug viele Nacht. Mich wieder komm und lesen höre das Wort Gottes. Nun mich in der Angst nach dem Bruder schick mit dem Buch. Er kommt und mir alles liest; mir nun Jesus sagt, Er sei gekommen, große Sünder zu retten; mir alles gelt, mir alles vergeh. Mich nun viel wein für Seine Gnade, und jetzt mich ewig Ihm leben will.“ — Ein sterbender Neger lag mit auf der Brust gefalteten Händen und geschlossenen Augen auf einer Matte am Boden. Als der Missionar kam, blickte er ihn an, streckte die Hände aus und sagte: „Ach, Massa, Sie kennen den Adam! Da liegt er jetzt. Wie oft habe ich Ihre Stimme betend und Gott lobpreisend gehört! Nur noch einmal, Massa, lassen Sie mich Ihre Stimme hören. O singen Sie mir nur noch einmal das Lob meines Jesus vor, und dann will ich, während Sie singen, mich zu meinem Heiland hinwegstellen!“ Ähnlich sagte ein anderer beim Weggehen des Missionars: „Adieu, Massa, Morgen früh, ehe die Sonne aufgeht, will ich bei meinem Jesus sein; ich will singen von diesem Jammerthal scheiden.“ — „Auftritte dieser Art zu sehen,“ schreibt Coultart, „ist mehr werth, als alles, was die Welt nennen kann. Sie kommen zwar nicht oft vor; aber auch nur einige derselben sind ein mehr als reichlicher Ersatz für jede Last, die wir im Missionsberufe zu tragen haben.“ —

Im Jahre 1822 ward Missionar Tinson dem Missionar Coultart zu Hülfe gesandt; Missionar Tripp, der schon etliche Jahre in Kingston gewohnt, ließ sich zu Crooked Spring nieder. Im Jan. 1823 kam der für die heilsbegierigen Neger in Manchioneal bestimmte Thomas Knibb auf Jamaica an, mußte aber wegen Coultarts und Tinsons Kränklichkeit in Kingston bleiben, während die Com-mittée für Manchioneal einen vierten Missionar auszusenden beschloß. Die Gemeinden nahmen fortwährend zu, obwohl noch immer große Sterblichkeit unter den Negern herrschte, und Thomas Knibb schrieb bereits im Mai 1823: „Es sind mehrere Stationen auf Jamaica, welche ernstlich nach Hülfe verlangen. Tausende dieser armen Neger sterben jedes Jahr hinweg und haben keinen Christen um sich, der sie hinweist zu dem Lamm Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt. Ein paar tausend Pfund mehr wären hier ein höchst segnetes Mittel, Tausende vom Verderben zu erretten.“ —

Die ersuchte Hülfe wurde in hohem Maße geleistet durch die beiden Männer, deren Namen in der Geschichte Jamaica's von besonders hoher Bedeutung geworden sind: Burchell und Knibb.

Thomas Burchell, geb. am letzten Weihnachtstage des vorigen Jahrhunderts, in dem Städtchen Tetbury nicht weit von Bristol, erhielt von seinen Eltern, frommen Baptisten des Mittelstandes, namentlich von seiner Mutter Hannah von früh auf eine ernste christliche Erziehung. Als Knabe war er beherzt und bei leichten Spielen und Leibesübungen immer voran. Erlangte er auch nicht eine höhere Ausbildung, so lernte der doch etwas Tüchtiges in der Schule und später bei einem Baptistenprediger, von dem aus er zu einem Tuchmacher in die Lehre kam. Hier erwarb er sich bald die Liebe seines Meisters und übte durch sein christliches Benehmen einen guten Einfluß auf seine Mitarbeiter in der Fabrik aus. In der Morgenstille pflegte er mit der Bibel in einen Wald zu gehen, wo es ihm gelang, einen Wildhüter, den er traf, und

der ihn das er
Die zweite Se
war eine To
gegen ihre M
anwesenden E
auf den Knie
abzubitten, ve
28, 14), du
Bekehrung ge

Im Jah
Einwirkung d
einer Schmutz
so ernstlich in
ermorden abfu
sondern auch,

Auch ein
ertappten Pfe
ähnliche Züge
Papiere, in d

Nach die
Prediger seine
erstermal. E
den Heiden zu
Missionsgesell
und James i
seiner Ordinar
seinen Knecht
10000 Heiden
sionar Tripp
seine Station
Lebensgefährti
Gattin.

Am 15.
der Montego-
Thüren zum
war, wurde
Plantage gesta
und wann die
Sonntag vor
und ihr geistl
Auch in Mont
wo sich Burch

¹⁾ Ich erzähle
die erste Ausgabe

²⁾ Wahrscheinlich
angegeben.

„sagte eine nicht geschickte, den Massa kann er das em geboren Nacht. Mich ist nach dem Jesus sagt, ergeb. Mich — Ein sterren Augen, streckte die er jetzt. Wie noch einmal, noch einmal h zu meinem Missionars: einem Jesus dieser Art zu kennen kann. in mehr als en.“ —

nar Coul- Jahre in Im Jan. bestimmte Coulstars die Com- beschloß. mer große bbb schrieb Jamaica, nen Neger ich, der sie wegnimmt. tes Mittel,

die beiden ders hoher es vorigen kol, erhielt namentlich Erziehung. sübungen, so lernte Baptisten-ehre kam. durch sein ter in der in einen traf, und

der ihn das erstemal als Dieb hatte erschließen wollen, zu befehlen.¹⁾ Die zweite Seele, die er, wie sein Biograph sagt, „zur Besinnung brachte“, war eine Tochter seines Lehrherrn, die er, nachdem sie einmal heftig gegen ihre Mutter gewesen war, mit seiner jüngsten gerade zum Besuch anwesenden Schwester in eine Laube nahm und nach milder Ermahnung auf den Knien für sie betete. Als sie sich noch weigerte, ihrer Mutter abzubitten, verwies er sie auf das Wort von den Halsstarrigen (Spr. 28, 14), durch welches das Mädchen, wie es später gestand, zur Belehrung gekommen ist.

Im Jahre 1817 ward Burchell öffentlich getauft, nicht ohne tiefe Einwirkung auf sein Gemüth. Bald darauf (wie es scheint) redete er einer Schmugglerbande, in deren Gewalt er auf einer Reise gerathen, so ernstlich ins Gewissen, daß sie nicht nur von ihrem Voratz ihn zu ermorden abstanden (sie hielten ihn zuerst für einen Spion des Hollandes), sondern auch, wie er später erfuhr, sich alle bekehrten.

Auch einen Mann, der ihn betrogen hatte und den er später als ertappten Pferde Dieb im Kerker fand, brachte er zur Besinnung. Viele ähnliche Züge aus seinem Leben sind uns verloren gegangen, weil er die Papiere, in denen sie aufgezeichnet waren, in Jamaica vernichtete.

Nach diesen Leistungen konnte es nicht ausbleiben, daß er zu einem Prediger seiner Denomination berufen wurde. 1818 predigte er zum erstenmal. Er fühlte jedoch noch einen weitergehenden Beruf, nämlich den Heiden zu predigen, und ward von der Committee der Baptisten-Missionsgesellschaft angenommen, um sich unter Dr. Ryland, Prof. Crisp und James weiter vorzubereiten. Darüber vergingen 4 Jahre. Bei seiner Ordination 1823 wurde u. a. gebetet, der Herr möge diesen seinen Knecht nicht vom Felde abtreten lassen, ehe durch ihn wenigstens 10000 Heiden gewonnen und gerettet worden seien. Damals war Missionar Tripp krank aus Jamaica zurückgekehrt und Burchell wurde für seine Station Crooked Spring²⁾ bestimmt. Vorher aber mußte er eine Lebensgefährtin nehmen; Jungfrau Lusty aus Kingston ward seine Gattin.

Am 15. Januar 1824 landeten beide nach gefahrvoller Fahrt in der Montego-Bay. Bei seinem Eintritt in des Arbeitsfeld fand er die Thüren zum Theil verschlossen. Auf der Station, für die er bestimmt war, wurde er gar nicht zugelassen. Die Besitzer der betreffenden Plantage gestatteten ihm nur auf einer ihrer andern, Plamstead, dann und wann die Neger von außen zu besuchen, aber nicht einmal jeden Sonntag vor ihnen zu predigen. Zur Predigt fanden sich kaum 300 ein, und ihr geistlicher Zustand blieb weit hinter der Erwartung zurück. Auch in Montego, einer reizend gelegenen Stadt von 6000 Einwohnern, wo sich Burchell nun niederließ, erlangte er nur mit Mühe Gelegenheit

¹⁾ Ich erzähle kurz nach der in seinem Sinne geschriebenen Biographie, die die erste Ausgabe ausführlicher enthält.

²⁾ Wahrscheinlich in St. James. Die Lage derselben finde ich nicht genauer angegeben.

zum Predigen. Den weitlich gelegenen Ort Lucea faßte er gleichfalls als Arbeitsfeld ins Auge.

Anfangs fanden seine Predigten nicht viel Anklang. Sie widersprachen zu sehr den herrschenden Sitten und Vorurtheilen aller Volksklassen. Aber es wurde bald anders. Mit jeder Woche mehrte sich die Zahl der Hörer. Viele fragten: Was muß ich thun, daß ich selig werde? und bald folgten auffallende Befehrunge.

Bald ward ein größerer Raum für die Gottesdienste nöthig, und fand sich in einem ehemaligen Gerichtsgebäude, das nachher als Theater gebraucht worden war. Hier konnte Burchell vor großen Schaa ren predigen. In der Nacht, ehe er es das erste mal that, hielten die Neger eine Gebetsstunde in der neuen Kirche ohne sein Wissen; denn er hatte sie nur aufgestellt, um dort befindliche Vorräthe zu bewachen. Ueber 100 Personen standen jetzt im regelmässigen Unterricht. Viele begehrten die Taufe, und am Sonntag waren schon um 6 Uhr Morgens 200 Neger, zum Theil 4—5 Wegstunden weit hergekommen, zum Morgengebet versammelt. Im Juni seines ersten Arbeitsjahres durfte er 33 Heiden taufen, was er nach der Weise der Baptisten in einem Flusse that, und zwar Morgens um 4 Uhr, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn die Feindschaft der Pflanzler, welche die Befreiung der Neger fürchteten, worüber eben damals in England viel verhandelt wurde, und die Eifersucht der anglikanischen Kirche waren schon weit gediehen. Burchell ward wirklich wegen jener Taufe zur Rechenschaft gezogen, und gar zu gern hätte man etwas Ungeheuerliches gegen ihn herausgefunden. Er wußte sich aber zu vertheidigen, und als man ihm verbieten wollte, Neger ohne Erlaubniß der Sklavenbesitzer zu taufen, erklärte er dies Verbot für gesetzwidrig, und die Gerichte konnten nichts gegen ihn ausrichten. Um so mehr fielen die Zeitungen über den Missionar und alle seine Brüder her, und gingen sogar so weit, seine gefüllte Kirche damit zu erklären, daß er den Lastern der Neger schmeichle und sie zum Aufruhr anreize. Infolge dieser Angriffe nahm die Zahl seiner Zuhörer wieder ab, und Burchell stand damals in einer um so schwerern Lage, da zugleich die Gesundheit seiner Frau immer sichtlich hinfank. „Der Herr weiß“, schrieb er damals, „was gut für uns ist; aber es ist manchmal, wenn alles sich gegen einen wendet, sehr schwer, zu fühlen und nicht bloß zu sagen: dein Wille geschehe!“ —

Dagegen hatte er die Freude, daß inzwischen in Flamstead eine bedeutende Vermehrung der Zuhörerzahl eingetreten war, deren viele die Taufe begehrten. Um für die Entscheidung, wer dazu reif sei oder nicht, einen sichern Anhalt zu gewinnen, machte er zugleich auch in der Absicht, die Meinung des obersten Rechtsgelehrten der Insel über das ihm auferlegte Taufverbot zu hören, eine Reise nach Kingston, wo er mit Missionar Coultart und Tinson, so wie Missionar Philipp von Spanish Town und Philipps von Anotta Bai sich besprach und die Abhaltung einer alljährlichen Konferenz von ihnen beschloffen wurde. Nach seiner Rückkehr war er unter den etwas gebildeteren braunen Leuten in Montego auch durch Vorlesungen über das Christenthum thätig; in seinem häuslichen Leben aber brach durch die lange

Krankheit sein dunkle Zeit d mußte er Neu weiß kaum, soll; je weiter sonderheit der sionare andere gegen sie, die selben aber w teit auf jede Burchells Pr Gewöhnlich li einen Geistlich halten, oder dann, weil Folge hatte, 39 Streiche n geben wü. en mehr fürchtete Predigt in Kirche zu leern von andern den Sonntag der dann das immer nur an

Um diese bare Frucht z und es gelang Schwarzen do Falmouth u obwohl er na wohnen, und einen Mitarbe allein mit In

Die Sach digten drangen Das Gedräng Balken des S nur das schnell hinderte. Me 130 Heiden k lich verfuhr, e mir melden, s Gemeindeglied sprechen. Nach noch die Zeug und gebe mir zu berichtigen.

Krankheit seiner Gattin nach der Geburt seines einzigen Sohnes eine dunkle Zeit der Sorge herein, und in Beziehung auf sein Amtsleben mußte er Neujahr 1825 schreiben: „Ich trete in ein neues Jahr und weiß kaum, welche Schritte ich thun, in welcher Richtung ich streuen soll; je weiter ich hinausblicke, desto trüber sieht es aus.“ — Die Besonderheit der Baptisten war vielen kaum erträglich, und selbst Missionare anderer Gemeinschaften glaubten und verbreiteten alte Gerüchte gegen sie, die auch unter die Neger drangen. Die Hauptgegner derselben aber waren und blieben manche Pflanzler, die ihre Feindseligkeit auf jede Weise ausübten. Sie sorgten dafür, daß die Neger, welche Burchells Predigten besuchten, roher Verfolgung ausgesetzt wurden. Gewöhnlich ließen sie auch zu derselben Zeit, da der Baptist predigte, einen Geistlichen der Kirche oder einen rohen Sklavenaufseher Gottesdienst halten, oder sie schickten die Stadtsklaven aufs Land zur Arbeit, was dann, weil sie an die Feldgeschäfte nicht gewöhnt waren, meist die Folge hatte, daß sie gepeitscht wurden. Manchen wurden auch kurzweg 39 Streiche mit der Peitsche gedroht, wenn sie die Kapelle nicht aufgeben würden; oder sie wurden ins Arbeitshaus gesendet, das man noch mehr fürchtete, als die Geißel. Endlich wurde gegen das Besuchen der Predigt in Flamstead ein Mittel angewandt, das seinen Zweck, die Kirche zu leeren, nicht verfehlen konnte. Man fing die Sklaven, die von andern Pflanzungen kamen, als Entlaufene auf, behielt sie über den Sonntag im Kerker und schickte sie darnach ihrem Eigenthümer zu, der dann das Recht hatte, sie noch zu strafen. Und dabei blieb man immer nur auf gesetzlichem Wege. —

Um diese Zeit fing endlich Burchells Arbeit und Mühe an, sichtbare Frucht zu tragen. Der alte Moses Baker in Flamstead starb, und es gelang Burchell, aus dem verworrenen Haufen der christlichen Schwarzen dort eine wirklich geordnete Gemeinde zu machen. Von Falmouth und Lucea ging man ihn dringend um Hülfe an, aber obwohl er nach Europa schrieb: „Ich wollte gern in einem Schuppen wohnen, und bloß von Hams und Brod leben, wenn ich dadurch mir einen Mitarbeiter verschaffen könnte,“ bekam er doch keinen und mußte allein mit Aufbietung aller Kräfte aushalten.

Die Sache des Herrn aber nahm fortwährend zu; Burchells Predigten drangen in die Herzen; Neger und Weiße wurden davon ergriffen. Das Gedränge der Hörer war so groß, daß an einem Sonntage die Balken des Saales, worin er das Wort verkündigte, ertrachten, und nur das schnelle Weggehen vieler das Zerbrechen des Fußbodens verhinderte. Mehr als 1000 regelmäßige Zuhörer fanden sich ein, und 130 Heiden konnte er auf einmal taufen. Daß er dabei nicht oberflächlich verfuhr, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Wenn sich welche bei mir melden, so sende ich sie zuerst zu vieren oder fünfen zu solchen Gemeindegliedern, in die ich Vertrauen setzen darf, um mit ihnen zu sprechen. Nach dieser Vorprüfung spreche ich selbst mit ihnen, und sammle noch die Zeugnisse der mit ihnen an demselben Orte lebenden Christen, und gebe mir alle Mühe, ihre etwaigen falschen Vorstellungen gründlich zu berichtigen.“ Die Bekehrten waren ihm außer: zugethan, was sich

besonders bei einer Krankheit zeigte, die er sich durch Erkältungen auf seinen Predigtreisen zugezogen. An Duzenden von Orten traten die Schwarzen freiwillig zu Gebetsvereinen zusammen; Tausende flehten um sein Leben, und wurden erhört. Burchell genas, bestieg aber zu früh die Kanzel wieder und erkrankte aufs neue, so daß die Aerzte ihm erklärten er müsse fort von Jamaica. Dazu konnte er sich nicht entschließen und ging nur etliche Wochen an Bord eines Schiffes, um sich die kräftige Seeluft anwehen zu lassen. Von allen Seiten kamen die Neger und flehten ihn selbst auf den Knien an, zu ihnen zu kommen mit der Predigt des Evangeliums. Ein freier Neger wollte sein Haus, welches 3—400 Pfund werth war und das er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, verkaufen, um die Mission zu unterstützen. Burchell konnte sich der Arbeit nicht entschlagen, und mit der Arbeit kam wieder das Fieber. Nun mußte er fort, wenn er nicht des Todes sein wollte, und mit schwerem Herzen nahm er Abschied von seinen jungen Gemeinden. Doch konnte er den Trost haben, daß unter ihnen das Evangelium nicht sobald aussterben werde. Sem, ein bekehrter Neger, der wegen seines Kirchengehens unter die Feldnegers gesteckt worden war, aber nun unter diesen eifrig das Evangelium verkündigte, sagte: „Massa Prediger muß fort; Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa Christus alle stark.“

In England kam Burchell so gestärkt an, daß er kräftig für die Mission wirken konnte. Es waren bisher wenig oder keine Berichte von ihm in das Publikum gedrungen, da von Seiten der Pflanzer die übelsten Gerüchte über ihn in der Heimat ausgesprengt waren. So hatte sich die Missions-Committee nicht getraut von ihm etwas zu veröffentlichen. Sein persönliches Auftreten widerlegte die Verleumdungen und erweckte überall Theilnahme für Jamaica.

Im Januar 1827 kehrte er dahin zurück und wurde von seinen Negern mit herzlichster Liebe und viel Freudenthränen empfangen. Ueber sein Werk aber zogen bald düstere Wolken herauf. Die gesetzgebende Versammlung der Insel hatte im Dezember ein Gesetz erlassen, nach welchem Sklaven, die als Prediger oder Lehrer auftraten, ohne von ihren Besitzern oder den Behörden dazu ermächtigt zu sein, Peitschenhiebe oder Arbeitshausstrafe zu erwarten hatten, und daß zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kein Bethaus und keine Kirche geöffnet werden dürfe; auch dürfe kein Sklave an Religionslehrer etwas bezahlen. Dies Gesetz sollte vom 1. Mai an gelten, ohne die Genehmigung der englischen Regierung abzuwarten. Damit war Burchells Hoffnung, die Hälfte der für eine neue Kirche erforderlichen Summe in Jamaica selbst aufzubringen, vernichtet, da ja kein Neger nun dazu beisteuern durfte. Im Ausblick auf die drohenden Stürme tröstete er sich inzwischens mit dem Segen der Gegenwart, indem er bald nach seiner Rückkehr 75 Neger taufen durfte. Ebenso war es für ihn eine Freude, daß von den 600 Gliedern der Gemeinde während seiner neunmonatlichen Abwesenheit nur ein einziges wegen unordentlichen Wandels ausgeschlossen werden durfte, und auch dieses in aufrichtiger Buße

stand,¹⁾ son-
stalt Falm
Parochie L
Arbeit hatte
was um so
wie seine G
gingen inzw

Zwei Neg
Stod geschlag
ste — zum G
unverbesserlich,
nichts zu thun
Kerkermeister g
ihn quälte, bel
wieder vor Ge
jeden Preis sei
beten; haltet i
will ich beten.
um diesen „Be
und die Richter
derswo bete.

Burchell
diener erwart
noch der kör
für den Bau
Seine Feinde,
Mitte den N
nehmen zu l
Christo außer
verteidigte si
anzutasten wa
fort genau an
sicht gegen ih

Die engl
woburd die C
wurde von d
bungen gegen
erpressung von
kündigung gle
armung u. f.
jedoch so auf
Auch ließ man
sionare, die in

Die Gem
143 Personen
zu Kingston
An einem Ofs

¹⁾ Basler W

stand,¹⁾ sowie daß er endlich in der etwa 9 Stunden entfernten Hafenstadt Falmouth, dem Hauptort der von 26,000. Sklaven bewohnten Parodie Trelawney, eine Station gründen durfte. Für die erweiterte Arbeit hatte er jetzt übrigens einen Gehülfen Namens Mann zur Seite, was um so nöthiger war, da er nach seiner Rückkehr erst recht fühlte, wie seine Gesundheit untergraben war. Die Verfolgung der Befehrten gingen inzwischen auf manchen Stationen immer fort.

Zwei Neger wurden ihre armen Hütten niedergerissen, sie selbst erst in den Stod geschlagen und dann mit Ketten belastet in das Arbeitshaus gesendet, weil sie — zum Gott des Himmels gebetet hatten. Einer davon zeigte sich indeß so unverbesserlich, daß seine Verfolger an ihm verzweifelten. Weil er im Kerker sonst nichts zu thun hatte, brachte er seine ganze Zeit mit Singen und Beten zu. Der Kerkermeister ging mehrmals zu ihm und peitschte ihn dafür. Aber je mehr man ihn quälte, desto ernstlicher wurde er im Gebet, bis der Kerkermeister ihn deshalb wieder vor Gericht führte. Aber der arme Mann erklärte rund heraus, daß er um jeden Preis sein Leben fortsetzen werde. „Laßt ihr mich gehen“, sagte er, „so will ich beten; haltet ihr mich im Gefängniß, so will ich beten; laßt ihr mich peitschen, so will ich beten. Beten muß ich und beten will ich.“ Der Kerkermeister wollte zuletzt, um diesen „Bettler“ los zu werden, lieber einen Theil seiner Gebühren daran geben, und die Richter erließen einen Theil der Strafe und jagten ihn fort, daß er anderswo bete.

Burchell selbst aber mußte jetzt schon jede Stunde den Gerichtsdienner erwarten; denn er hatte gegen das obenangeführte, allerdings noch der königlichen Genehmigung ermangelnde Gesetz Sammlungen für den Bau der neuen Kirche veranstaltet, und dies nicht verhehlt. Seine Feinde, dadurch aufgebracht, ertheilten den erbittertesten aus ihrer Mitte den Auftrag, klagend gegen ihn aufzutreten und jeden Neger festnehmen zu lassen, der gegen einen andern auch nur ein Wort von Christo äußere. Burchell mußte endlich vor dem Auszuge erscheinen, vertheidigte sich aber so standhaft und unerschrocken, daß sie ihn nicht anzutasten wagten, sondern nur mit der Warnung entließen, sich hinfür genau an das neue Gesetz zu halten, weil man sonst ohne Nachsicht gegen ihn einschreiten würde.

Die englische Regierung verwarf jedoch das ungerechte Gesetz, wodurch die Erbitterung der Pflanzern nur noch gesteigert wurde. Es wurde von dieser Seite ein Bericht voll der offenbarsten Verleumdungen gegen die Baptistenmissionare aufgesetzt, worin ihnen Geld- und Verleumdung von den Negern, Anstiftung von Aufruhr durch die Verkündigung gleicher Menschenrechte, Veranlassung von Elend und Verarmung u. s. w. vorgeworfen wurde. Die Unwahrheit derselben lag jedoch so auf der Hand, daß man sich schämte ihn drucken zu lassen. Auch ließ man vor der Hand die gerichtliche Anklage gegen die Missionare, die im Werke war, wieder fallen.

Die Gemeinde war inzwischen beständig gewachsen. 1827 waren 143 Personen getauft, im folgenden Jahre 100. Auch die Gemeinde zu Kingston unter Missionar Coultart machte erfreuliche Fortschritte. An einem Osterfeste wurden auch dort 70 auf einmal getauft, und

¹⁾ *Baptist Missionary Magazine* 1828, II. S. 247 ff.

2000 Zuhörer drängten sich in die Kirche. Außerdem aber waren bereits eine Anzahl anderer Stationen entstanden, die wie ein Kranz die vor wenigen Jahren noch geistlich so dürre Insel umgaben. Die sämtlichen Baptistenmissionare versammelten sich zu Burchells großer Freude im April 1829 in Montego. Bald darauf konnte er zu Savanna la mar auf der Südküste in der Parochie Westermoreland eine neue Gemeinde gründen. Ein paar andere Stationen, die bisher den General-Baptist gehört hatten, St. Anns Bay und Ocho Rios, übernahm er nach dem Tode des Missionars auf eigene Kosten, und legte ebenso für die in Beschlag genommenen Gebäude zu Crooked Spring die Station Salters Hill an. Für die letztere traf alsbald ein neuer Missionar, Cantlow, ein und wurde von 600 Gemeindegliedern und 1200, die Unterricht begehrten, mit Jubel begrüßt.

Diese Hülfe that noth; denn im Februar 1830 starb auch der unermüdlche, rüstige Mitarbeiter J. Mann in Falmouth, der Burchells treueste Stütze gewesen war. Burchell war an das Sterbelager dieses trefflichen Streikers geeilt, der starb wie er gelebt hatte, ganz in dem Herrn und Seinem Werke. Nun sollte dessen Stelle ersetzt werden, und aller Augen richteten sich auf William Knibb, der neben Burchell der berühmteste Name in dieser Mission geworden ist. Es war ein feierlicher Anblick, als die Gemeinde, der man die Wahl überließ, von Burchell ermahnt worden war, nur Gott wohlgefällige Gründe ihrer Wahl gelten zu lassen, und nun dieselbe wie ein Mann sich erhob, beide Hände für Knibb ausstreckend und in Thränen ausbrechend. Burchell weinte mit, und Knibb konnte dem Rufe nicht widerstehen. — Jetzt hatte Burchell wieder freie Hand, und die erste Wirkung davon war die Errichtung einer Predigtställe zu Gurneys Mount (früher Shepherds Hall), 7 Stunden von der Stadt in den Bergen gelegen. Von seiner Thätigkeit und Seelenstimmung heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit:

„Kaum bin ich jetzt 24 Stunden zu Hause. In den letzten 10 Monaten reiste ich wohl über 1200 Stunden Wegs, in mancher Woche nicht unter 40 Stunden. Mühen Leides, geängsteten Geistes, selten im Familientreise, selten bei meiner Gemeinde, und unablässig der Verfolgung in irgend einer Gestalt preisgegeben! — das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte Postschiff brachte mir einen Ruf an eine Baptistenkirche in Nordamerika. Mühte ich nicht den Schein vermeiden, als stüße ich in der Zeit der Gefahr, und bestie zurüd, wenn die Aufsehung kommt, so weiß ich nicht, ob ich nicht dem Rufe folgte. Umsonst fragt man mich: Warum thust du so viel? Es verlangt es ja niemand. — Hier sind Seelen, die nach dem Lebensbrod hungern. Ich darf mich nicht beschränken.“ — Wie sehr er arbeitete, bezeichnet die Mittheilung eines ihn näher kennenden Herrn, der in England zufällig erzählte: „Dieser Burchell hält 6 Pferde, weil er fast immer auf dem Wege ist; und nie habe ich so durch Anstrengung abgemagerte Thiere gesehen. Ich begreife nicht, wie der Reiter es aushält.“ —

Und die Arbeit wäre noch nicht das Aufreibendste für ihn gewesen. Aber die Feinde thaten alles, ihm das Leben zu verbittern. Von den ärgsten Angriffen in den Zeitungen bis zu den kleinlichsten Quälereien ließen sie nichts unversucht. Jetzt sollte sogar nach Abends 6 Uhr (statt wie vorher 8 Uhr) jede religiöse Versammlung den Negern verboten werden. Damit war in der That eigentlich jeder Unterricht für sie ab-

geschnitten. In auf die Kapelle, ward, nahm nicht nur Tauf des Jahres 183 wurden, sonder Sache Gottes v leichterem Mut Sorgen so gesch ihn dem gewisse an dem heimisch

In England Anstrengung sehr persönlich thätig Mission zu besor maica aus die worden waren, entgegentrat. I finden, und ich geistliche Ueberrn zu einer öffentl here Einsicht in

„Zur Gemein Seelen; daneben davon wohnen in Entfernung. In aber bin ich von schäftigt. In der Gebet oder Unterre Abende sind der selbst sind, und jed Taufbewerbern, I besuche ich die Ger dem freien Sonnta wood oder sonst Stunden weit, ja ich versichere, daß und in 10 Monate Klima und die m strengung nicht un strengung der Geme möglich zu machen, meindeglieb als P Vierteljahr erneue Diese Scheine mü werden. Die Dia nur wirkliche Gem entbedt. Dasjenige und ihre Namen oft als möglich bes Er berichtet mir v Betreffenden ins I über die er Melbu

geschnitten. In Montego-Bai selbst legte man eine hohe Steuer auf die Kapelle, und da diese, als widerrechtlich gefordert, verweigert ward, nahm man die Lampen daraus mit Gewalt weg. Da aber nicht nur Laufe auf Laufe folgte, und auf der ganzen Insel im Laufe des Jahres 1830 wieder über 2000 Seelen der Gemeinde hinzugehan wurden, sondern auch sonst viel Erfreuliches für die Förderung der Sache Gottes vorging, so ertrug Burchell alle Unannehmlichkeiten mit leichterem Muth. Seine Gesundheit aber war durch Arbeiten und Sorgen so geschwächt, daß nur eine schnelle Rückkehr nach England ihn dem gewissen Tode entreißen konnte. Im Juli 1831 landete er an dem heimischen Gestade.

In England wollte sich Burchell, dessen Kräfte von übermäßiger Anstrengung sehr erschöpft waren, zunächst erholen, dann aber auch persönlich thätig sein, eine größere Anzahl von Arbeitern für seine Mission zu bekommen. Dies erschien freilich nicht leicht, da von Jamaica aus die gottlossten Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet worden waren, in Folge deren Argwohn und Vorurtheil ihm jetzt überall entgegentrat. In allem, was er gethan, wollte man etwas Bedenkliches finden, und schon das rasche Anwachsen der Gemeinden, sowie deren geistliche Ueberwachung wurde ungünstig beurtheilt. Er sah sich daher zu einer öffentlichen Rechtfertigung genöthigt, aus der wir für die nähere Einsicht in das Wesen der Baptisten-Mission Folgendes entnehmen:

„Zur Gemeinde der Montego-Bai gehörten, als ich Jamaica verließ, 1600 Seelen; daneben zählt sie etwa 3000 solche, die regelmäßig das Wort hören. Viele davon wohnen in der Stadt, aber weit mehrere auf dem Lande bis auf 9 Stunden Entfernung. In der Stadt halte ich jeden andern Sonntag Gottesdienste; dann aber bin ich von 6 Uhr Morgens bis an den späten Abend mit den Negern beschäftigt. In der Woche versammle ich noch einmal die Gemeinde um mich, zu Gebet oder Unterredung, und einmal zu förmlichem Gottesdienste. Zwei weitere Abende sind der Besprechung mit denen gewidmet, die noch nicht in der Gemeinde selbst sind, und jeden Tag bin ich etliche Stunden mit einzelnen Gemeindegliedern, Taufbewerbern, Zuhörern, oder mit Aeltesten und Diakonen beschäftigt. Endlich besuche ich die Gemeindeglieder, Gesunde und Kranke, in ihren Wohnungen. An dem freien Sonntag predige und arbeite ich zu Gurney Mount oder Shortwood oder sonst einem (Predigt-) Plage. Oft reite ich noch ins Land hinein, 8–10 Stunden weit, ja zuweilen 12–15 Stunden, um da oder dort zu predigen. Wenn ich versichere, daß ich 13 Wochen lang jede Woche im Durchschnitt 45 Wegstunden, und in 10 Monaten 1370 Wegstunden zurückgelegt habe, so wird, wenn man das Klima und die mangelhaften Reisemittel in Anschlag bringt, meine Mühe und Anstrengung nicht unbedeutend erscheinen. — Um nun bei der großen Zahl und Zerstreuung der Gemeinde die Uebersicht nicht zu verlieren und eine Pflege der Einzelnen möglich zu machen, theilte ich sie in Klassen und setzte jeder ein erprobtes Gemeindeglied als Führer vor. Die Gemeindeglieder erhalten Scheine, die jedes Vierteljahr erneuert werden, so lange sie des Evangeliums würdiglich wandeln. Diese Scheine müssen an den Abendmahls-Sonntagen in der Kirche vorgezeigt werden. Die Diakonen und ich gehen dann herum, um uns zu überzeugen, daß nur wirkliche Gemeindeglieder da sind. Ich habe mehr als einmal Eindringlinge entdeckt. Diejenigen, welche erst in der Vorbereitung stehen, erhalten andre Zettel, und ihre Namen werden in ein Buch eingetragen. Sie soll der Klassenführer so oft als möglich besuchen, sich mit ihnen besprechen und sich nach ihnen erkundigen. Er berichtet mir wieder, was er gefunden hat, und alles kommt zum Namen des Betreffenden ins Buch. Dabei bringt jedesmal der Führer den Zettel derer mit, über die er Meldung thut, und dies gibt mir Anlaß, mit ihnen zu reden, weil sie

dieselben bei mir wieder abholen. Ich gebe sie dann oder behalte sie, nach Befund der Umstände. Dieses Verfahren gibt mir eine sichere und richtige Erkenntniß der Einzelnen, die ich ohne etwas der Art nicht erreichen würde. Ich bin überzeugt, daß ich demselben eine genauere Kenntniß meiner mehr als 4000 geistlichen Pfleglinge verdanke, als ein Geistlicher in der Heimat von einer nur ein Viertel so großen Gemeinde hat. Die Einrichtung mit den Zetteln scheint mir wichtig, um Betrug zu vermeiden. Versuche dieser Art sind gemacht, aber auch fast immer vereitelt worden. Diese Zettel dienen den Angehörigen der Gemeinde auf der Reise, um sich einander, oder unsern Missionaren, oder irgend welchen Christen unserer Gemeinschaft auf der Insel kenntlich zu machen.“ — Die Verleumdung, daß diese Scheine an die Neger verkauft werden, weist Burchell entschieden zurück, und in Ansehung der Geldbeiträge der Schwarzen, gegen welche überhaupt in England viel gesprochen worden, erklärt er: „Spricht man etwa von der Größe dieser Gaben, so bemerke ich, daß ich die Gaben für die Gemeinde allerdings als eine Christenpflicht angesehen, sie deshalb empfohlen und als durchschnittliche Summe 6 Pence ($\frac{1}{2}$ Mart) vierteljährlich angerathen habe, weil ich glaubte, so viel könne jeder leicht aufbringen. Sie sind aber rein freiwillig, und wer nichts gibt, wird nicht unfreundlicher angesehen, als wer etwas gibt. Viele geben nichts. Viele empfangen dagegen vierteljährlich eine kleine Unterstützung. Daß dieses Empfangen und Geben mit der regelmäßigen Erneuerung der Scheine, der Zeitersparniß wegen, zusammenfällt, mag wohl zu dem Irrthum über das Verlaufen der letzteren Anlaß gegeben haben. Allein man bedenke, daß es sich um 2000 Menschen handelt, die 3 Stunden im Umkreis zerstreut wohnen, und denen nur der Sonntag für diese Dinge frei bleibt. — Man hat mit den Waffen der Entstellung seit langer Zeit gegen uns gesritten, und selten hat jemand sich die Mühe genommen, die Thatfachen selbst zu untersuchen. So oft man dies that, war das Ergebnis vollkommen zu unsern Gunsten. — Als ich hörte, daß man von Uebelskänden und Mißbräuchen unter unsern Negerchristen sprach, suchte ich diesen auf die Spur zu kommen. Trotz der genauesten Nachsichtung fand ich in der Stadt und Umgegend von Montego-Bai nichts der Art. Ich dachte, die Vorwürfe beziehen sich wohl auf abgelegene Gemeintheile, und ließ mich dadurch bewegen, im innern Lande mehr regelmäßige Stationen zu gründen, um bessere Aufsicht über die Leute zu halten. So entstand Gurneys Mount, etwa 7 Stunden von der Stadt, wo ich 600 Zuhörer habe; so Shortwood, 8 Stunden entfernt; und andere Bräder machten es in ihrer Gegend auch so. Mehr konnten wir nicht thun. Ich behaupte nicht, daß wir damit allem begegnen. Manches Böse mag im Finstern schleichen; aber ich erkläre feierlich, daß ich nichts davon weiß. Die genaueste, schärfste Untersuchung des strengsten Mannes wäre mir jederzeit willkommen. Wenn solches Böse da ist, so rührt es nicht von Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit der Missionare, sondern von ihrer kleinen Zahl her. — Wenn die große Zahl der jährlichen neuen Tausen die Besorgniß weckt, wir möchten es damit zu leicht nehmen, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich einfach erzähle, wie wir mit der Aufnahme von Bewerbern in der Gemeinde es halten. Ich habe schon bemerkt, wie ich mir von denen Kenntniß verschaffe und erhalte, die regelmäßig zur Predigt sich einfinden. Ich spreche so oft als möglich mit ihnen unter vier Augen und in der Klassenversammlung; die Führer machen mir beständig Meldung über sie, so daß ich sie ziemlich genau kenne, ehe sie sich zur Taufe melden. Bei diesem Anlaß spreche ich dann den Führer noch besonders; ist er ein Plantagen-Sklave, so erkundige ich mich bei den dortigen Gemeindegliedern. Dann wird er erst wieder von Diakonen, unter Zuziehung anderer Mitglieber, und zuletzt noch von mir selbst geprüft. Fällt die Prüfung zu seinen Gunsten aus, so wird sein Name in das Buch der Taufbewerber eingetragen. Jetzt erst werden die Gemeindeglieder aufgefordert, ihn auf genaueste zu prüfen. Bei solchen Prüfungen¹⁾ fragt man den Taufbewerber, was ihn zuerst zum ersten Nachdenken über religiöse Dinge gebracht habe; was er von der Sünde, von sich selbst als Sünder und von seiner Gefahr für die Zukunft denke; was er als Sünder verdiene; was Gott sei; wie ihm die Heiligkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes erscheine; ob und warum er sich für un-

würdig und unfähig
schriller über den
woher er wisse, daß
man auf die Erde
spricht noch mit ihm
über Laufe, Abend
sige Erkenntniß abg
Belehrung, als ma
mit freudiger Zuwe
ihre letzten Worte
janchzt beim Anblid
Bei andern war ich
gung und Leiden.
nen. Ich bin gewiß
Gottes finden, wä
Kircheneucht geben
Klassenführern, die
die trotz der vielen
und wo die Mission
meinden genauer zu
gälte es, ihn zur
in der Gemeinde th
aus Europa, Bapti
und Geist unserer
Baptist sechs Mona
Montego-Bai besor
gab mir damals die
haben. — Davon
Fehler auch durch
sinnig, um nicht so
besser für die Sache
Erkenntniß und Nie

Durch die
für die Mission
verhandelte Sach
war zu einer br
anfangs verfocht,
die Entscheidung
Stand der Dinge
Aufregung. Die
Sklaven aber w
verbreitet und fe
gesandt und um
diesem Feste folg
zur Arbeit angel
aus. — Ohne
Januar 1832 in
erreichte, als Kr

Auf der Gr
hatten ihren Ein
aber die Bewegu
mächtig, als daß
lich bannen könn
Die neue Kirche

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1850, III. S. 127 ff.

würdig und unfähig halte, sich selbst selig zu machen. Dann fragt man ihn ausführlicher über den Heilsweg, die Person Christi, die Versöhnung, die Liebe Christi; woher er wisse, daß er Christum liebe? daß er eine neue Kreatur sei? Endlich geht man auf die Frömmigkeit, die Pflichten, die Vollkommenheit des Wandels über, und spricht noch mit ihm über die Wirkungen Christi im eigenen Leben des Begnadigten, über Taufe, Abendmahl u. s. w. — Wenn diesen armen Leuten die in England häufige Erkenntniß abgeht, so geben sie dafür oft viel schlagendere Beweise aufrichtiger Belehrung, als manche, die ihnen im Wissen weit überlegen sind. Darüber kann ich mit freudiger Zuversicht reden. Ich habe ihrer viele an ihren Sterbebetten besucht, ihre letzten Worte gehört, habe ihre Seele scheiden gesehen und habe innerlich gelauscht beim Anblick des Wesens, der Einsicht, Kraft und Reinheit der Jesusreligion. Bei andern war ich Jahre lang Zeuge eines heiligen Wandels unter Noth, Verfolgung und Leiden. Ich hörte das glühende Gebet vieler und dankte Gott mit Thränen. Ich bin gewiß, wir werden viele dieser verachteten Leute vor dem Throne Gottes finden, während manche viel besser Unterrichtete fehlen mögen. — Um Kirchenzucht geben wir uns alle mögliche Mühe. Noch neben der Einrichtung u. d. den Klassenführern, die fast alles ans Licht bringt, gibt es eine jährliche Untersuchung, die trotz der vielen damit beschäftigten Personen fast 4 Monate in Anspruch nimmt, und wo die Missionare wohl 100 Wegstunden machen, um den Zustand ihrer Gemeinden genauer zu erforschen. Jeder Einzelne wird da so genau vorgenommen, als gälte es, ihn zur Taufe vorzubereiten; und die begabtesten und erprobtesten Christen in der Gemeinde thun dasselbe und legen ihren Erfund bei uns nieder. Christen aus Europa, Baptisten und andere, erklärten sich hoch erfreut über den lautern Sinn und Geist unserer Leute, und unser verewigter Bruder Mann, der als schottischer Baptist sechs Monate während meines ersten Besuchs in der Heimat die Station Montego-Bai besorgte und den ich erst bei meiner Rückkunft persönlich kennen lernte, gab mir damals die Versicherung, nie eine so wohlgeordnete Gemeinde gesehen zu haben. — Davon bin ich gewiß, daß jeder aus unserer Einrichtung erwachsende Fehler auch durch sie beseitigt werden kann. Uebrigens sind wir gar nicht so eigensinnig, um nicht sogar unser ganzes System mit einem andern zu vertauschen, das besser für die Sache wirkt, die uns allein am Herzen liegt, für die Verbreitung der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers."

Durch die Verbreitung dieses Aktenstückes wurde viel Interesse für die Mission geweckt, und zugleich die damals schon im Parlament verhandelte Sache der Abschaffung der Sklaverei sehr gefördert. Sie war zu einer brennenden Frage geworden. Die kleine Schaar, die sie anfangs versocht, war schon zu einer mächtigen Partei angewachsen, und die Entscheidung begann schon sich auf ihre Seite zu neigen. Dieser Stand der Dinge brachte die Gemüther in Jamaica aufs neue in Aufregung. Die Pflanzer rüsteten sich zum äußersten Widerstande, den Sklaven aber wuchs die Freiheitshoffnung. Falsche Gerüchte wurden verbreitet und fest geglaubt, der König habe schon die Freiheitspapiere gesandt und um Weihnachten würde alle Sklavenarbeit aufhören. Nach diesem Feste folgte bittere Enttäuschung, da alle Schwarzen nach wie vor zur Arbeit angehalten wurden. Damit aber brach auch der Aufstand aus. — Ohne Ahnung von dieser Sachlage landete Burchell am 7. Januar 1832 in der Montego-Bai, ward aber, noch ehe er das Ufer erreichte, als Kriegsgefangener auf eine dort ankernde Fregatte geführt.

Auf der Insel herrschte furchtbare Verwirrung. Die Missionare hatten ihren Einfluß geltend gemacht, um die Ruhe aufrecht zu erhalten; aber die Bewegung, die durch die schwarze Bevölkerung ging, war zu mächtig, als daß sie sie selbst im Kreise ihrer Gemeinden hätten gänzlich bannen können. Allermärs gingen Plantagen in Flammen auf. Die neue Kirche zu Saltershill wurde sogleich nach ihrer Einweihung

aus Rache verbrannt. Die Neger mordeten mit thierischer Wuth und wurden bei verzweifeltstem Widerstande ebenso von dem Militär niedergemacht. — Der Haß der Pflanzer hatte sich auf die Missionare geworfen, die man als Anstifter des Aufruhrs betrachtete. Sie wurden alle in Montego gefangen gehalten, wo sie Zeugen der schauerlichsten Scenen sein mußten. Ihre Feinde jubelten, daß ihr Tod sicher sei, wenn sie auch bald gegen Bürgschaft eines christlich gesinnten Mannes und auf ihr Versprechen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, aus dem Gefängniß entlassen wurden.

Besonders erbittert war man gegen Burchell. Als er vom Schiff aus zum Gerichtshause gebracht wurde, war sein Leben von einem wüthenden Volkshaufen bedroht. Ein Dolchstich durchschnitt ihm den Rock, ohne ihn zu verletzen. „Sein Blut her! hängt ihn!“ hörte man von allen Seiten rufen. Doch das Militär brachte ihn sicher vors Gericht. Man hatte alles versucht, einen Zeugen dafür aufzutreiben, daß Burchell die Neger irgend wie zum Aufstande gereizt habe. Man hatte endlich einen Schwarzen gefunden, der so etwas aussagte, aber seine Aussage wurde widerlegt, und der Angeklagte wie der Zeuge wurden weiter in Haft gehalten. Der letztere bekannte nicht lange darauf unter großen Gewissensqualen, daß er zu einem Meineide gegen den Missionar bestochen gewesen sei. Dennoch blieb der letztere im Gefängniß.

Der Aufstand war niedergeschlagen. Viele gefangene Neger wurden nach kurzem Prozeß hingerichtet und man versuchte von einem und dem andern noch vorher Aussagen gegen die Missionare herauszupressen. Viele sollen wegen ihrer bloßen Verbindung mit den Baptisten verurtheilt, und einige ausgezeichnete Christen unschuldig als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sein.

Als sich kein Belastungszeugniß gegen Burchell aufreiben ließ, wurde er entlassen, konnte sich aber aus seinem Hause, das von der Volksmenge demolirt wurde, kaum auf ein Schiff retten. Hierauf verließ der schwergeprüfte Mann das Land seiner hingebungsvollen Arbeit. Manche seiner Feinde aber starben eines unnatürlichen und gewaltsamen Todes, wovon auffallende Beispiele berichtet werden.

Nach einer gefährlichen Reise kam Burchell nach Baltimore, und von da auf einem Schiffe, wo er bei ausbrechender Cholera als Geistlicher und als Arzt unerschrocken wirkte, nach England. Auch sein Freund Knibb war von Jamaica dort eingetroffen. Beide setzten nun alles daran mit gewaltigen Reden das Feuer für die Befreiung der Sklaven zu schüren. Ihre Schilderungen von der Unterdrückung der Sklaven, von den Fröchten, die das Christenthum schon gebracht, wie die christlichen Neger selbst für ihre Peiniger und Verfolger beteten, wie sie sich im Aufstande benommen u. s. w. verfehlten nicht tiefen Eindruck zu machen und Begeisterung hervorzurufen. Sie trugen viel dazu bei, daß die Sache der Emanzipation auch im Parlament 1833 zum Siege kam. Außerdem aber war auch für die Baptistenmission viel Theilnahme erweckt. Reichlich wurde zum Wiederaufbau der zerstörten Stationen

und Kapellen im folgenden Fesseln der

Giermit maica in der ihrer ersten bedeutenden:

Er ist 18 Baptisten-Mis die Seele der Kaufmann, ei die ihre 8 Ri druckerei in ei der ihm als g Bristol verleg wurden. 182 William von Thomas, der nach Jamaica, jüngere Brude digung des Er Nachrichten vo der Mission gaben zu traut erhielt er die obwohl tief er und seinen Bl

Verehelich November 182 Februar an de Prediger“ begr

Ringsto als Arbeitsfeld Worten wieder

Ich habe m wo Satan mit su Gefangene hinschl werden verhöht i müßten den Sch Augenblick kein off wenn alle Diener bräkten, verfinstern gegen die illpige, wird das Evangel roußte, erstaunt li ergreifen ist (und

¹⁾ Die meiste haufen verwandelt.

²⁾ Derselbe h alle mit Freunden

Burchard, Mission.

und Kapellen¹⁾ beigezeichnet und mit etwa 70000 Thalern zog Burchell im folgenden Jahre nach Jamaica zurück, wo noch ehe er eintraf die Fesseln der Sklaverei gefallen waren.

Hiermit haben wir die Geschichte der Baptistenmission auf Jamaica in der Biographie des einen ihrer Hauptträger bis ans Ende ihrer ersten Periode geführt. Betrachten wir den anderen nicht minder bedeutenden: William Knibb.

Er ist 1803 zu Kettering in Northampton geboren, wo 1792 die Baptisten-Missionsgesellschaft gegründet wurde, und Andrew Fuller, die Seele derselben, als Prediger wirkte. Sein Vater war ein kleiner Kaufmann, ein Weltmensch, seine Mutter aber eine gläubige Christin, die ihre 8 Kinder früh zum Herrn wies. William erlernte die Buchdruckerei in einem Geschäfte, in dem sein älterer Bruder thätig war, der ihm als gutes Vorbild voran leuchtete. Dies Geschäft wurde nach Bristol verlegt, wo beide Brüder Lehrer an einer Sonntagschule wurden. 1820 ließ sich der ältere Bruder Thomas und 1822 auch William von Dr. Ryland taufen. Im letztgenannten Jahre reiste Thomas, der sich inzwischen zum Missionsdienst gemeldet hatte, schon nach Jamaica, um dort eine Freischule zu übernehmen, während der jüngere Bruder zu Bristol in einer Sonntagschule und mit Verkündigung des Evangeliums in einem verwahrlosten Stadttheil wirkte. Die Nachrichten von Jamaica aber weckten auch in ihm Verlangen, dort in der Mission zu dienen; obwohl er sich nicht genügende Predigtgaben zutraute, sondern nur an ein Lehramt dachte. Schon 1823 erhielt er die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Bruders²⁾ und obwohl tief erschüttert war er nun entschlossen: „So will ich gehen und seinen Platz ausfüllen.“

Verehelicht mit Jungfrau Mary Watkins verließ Knibb am 5. November 1824 seine Heimat und landete nach langer Fahrt am 16. Februar an dem ersehnten Ziel, wo die Neger mit Freuden den „Massa Prediger“ begrüßten.

Kingston, damals eine Stadt von 33000 Einwohnern, war ihm als Arbeitsfeld bestimmt. Seine ersten Eindrücke gibt er in folgenden Worten wieder:

Ich habe nun das Land der Sünde, der Krankheit und des Todes erreicht, wo Satan mit furchtbarer Macht herrscht und Schaaren nach seinem Gefallen als Gefangene hinschleppt. Ueber wahres Leben und Gott wird gespottet, die Gläubigen werden verhöhnt und beleidigt, der Sabbath wird geschändet, und viele der Einwohner möchten den Schöpfer aus der Welt werfen, die er gemacht hat. Es findet im Augenblick kein offener Widerstand gegen die Religion statt, aber viele würden janchen, wenn alle Diener Gottes aus dem Lande verbannt würden. Die armen, unterdrückten, verfinsterten und verachteten Söhne Afrika's bilden ein schönes Widerspiel gegen die üppige, weiße Bevölkerung. Sie hören mit Freuden das Wort, und ihnen wird das Evangelium gepredigt. Ich bin ungeachtet dessen, was ich durch Thomas wußte, erkannt über ihre Begierde nach dem Worte des Lebens. Wie der Prediger ergriffen ist (und wer sollte es da nicht sein?), so zerschmelzen sie in Thränen, und

¹⁾ Die meisten derselben waren von den Weßrden abgebrochen und in Schutthaufen verwandelt.

²⁾ Derselbe hatte sterbend gesagt: Und wenn ich 100 Leben hätte, ich wollte sie alle mit Freuden dem Dienste Gottes in Jamaica opfern.

Schluchzen geht durch die Kirche. So stumpf sie sonst sind, sie verstehen doch das Evangelium von Jesu in seiner herrlichen Einsalt. Aber noch sehen sie erst Menschen wandeln als wären es Bäume (Matth. 8, 24). Sie brechen durch die dicke Nacht, die sie umlagerte, und es wird lange dauern, bis man sie mehr als Kindlein in Christo nennen kann. — Der Fluch der Sklaverei hat hier wie eine Pestilenz jede sittliche Blüte getödtet. Ich begreife nicht, wie man mit diesem Ungeheuer, dieser Ausgeburt der Hölle in Frieden sein kann. Ich habe einen glühenden Haß gegen sie. Für die Sklaven ist leiblich gesorgt, aber geistig sind sie unter das Joch herabgedrückt, und die eiserne Hand der Unterdrückung sucht sie täglich in der Unwissenheit zu erhalten, in welche sie versetzt sind. Der Jammeranblick vor meinen Augen macht mir das Herz krank, und ich schäme mich, einem Geschlechte anzugehören, das solche Gruel verüben kann. Das System ist verwerflich, weil es durch und durch unsittlich ist. Deshalb sollte kein Christ anders als wünschen, daß es für immer von den Wohnplätzen der Menschen verschwinde. — Der geistige Zustand der Sklaven ist eine bittere Einside. Und diese moralische Erniedrigung wird als Grund vorgeschützt, warum sie nicht befreit werden können. Als ob nicht ihre Unterdrücker sie erst in dieselbe hinabgedrückt hätten. Sie sollen also unterdrückt bleiben, bloß weil sie es sind. Das allgemein herrschende Laster unter den Weißen ist die Unkeuschheit, und hier liegt der faule Fleck.“ —

Die Neger der bereits gesammelten Gemeinde, 3—4000, lernte er bald beim Ausztheilen der schon erwähnten Zettel kennen. Sie waren voll rührenden Andenkens an seinen Bruder. Seine Hauptthätigkeit aber war in der Schule, deren Schülerzahl bald von 50 auf 200 stieg. Ein neues Schulhaus mußte gebaut werden, und nicht lange darauf auch ein besonderes für Mädchen. Täglich gab er 6 Stunden Unterricht. Später jedoch wirkte er auch durch seine Predigt, nachdem er damit in Port Royal bei einem Besuche begonnen hatte. Dort taufte er auch seine ersten Bekehrten. Unter seiner Mitwirkung geschah es, daß sich die Baptistenmissionare der verschiedenen Stationen (außer Montego-Bay war damals auch Spanish Town und Anotta Bay besetzt) durch Burchell zu einer Konferenz vereinigt wurden.

Schon in Kingston zog sich Knibb den Haß der Pflanzler zu. Man verbot ihm das Predigen. Endlich mußte er weichen auf ein andres Arbeitsfeld, das sich ihm in Savanna la Mar und Ridgeland darbot. Immer mehr aber wurde er hineingebrängt in den großen Kampf wider die Sklaverei, der auch von der andern Seite immer mehr mit Erbitterung geführt wurde. Bis dahin hatten noch die Baptisten Sklaven gekauft, namentlich um verschiedene Glieder einer Familie, die durch Verkauf getrennt werden sollten, zusammenzuhalten, und sobald sie die Kosten abgearbeitet hätten frei zu geben. Diese Praxis wurde von nun an aufgegeben, um den Feinden keinen Anhaltspunkt zu Vorwürfen zu bieten; und die Missionare konnten um so freier gegen die Sklaverei ihre Stimme erheben.

Trotz der Verfolgungen, die die Bekehrten zu erdulden hatten, mehrte sich die Gemeinde auf der neuen Station. Doch Knibb sollte auch hier nicht bleiben. Nach dem Tode des Missionar Mann berief ihn die Gemeinde zu Falmouth zu ihrem Prediger. — Sein erstes Geschäft dort (1830) war Ankauf und Erweiterung der Kirche, wozu er, wie gewöhnlich, das Geld entlehnte, um es dann aus Beiträgen der Gemeinde allmählich zurückzahlen. Das Werk war im Wachsen, seine Thätigkeit groß, sein Glaube gewiß. In einem Jahre reiste er 4000 englische Meilen, in 2 Monaten taufte er 250 Seelen.

Jeden
dienst. Am
6 Stunden
um Abends
Town oder
und die Seel
eine Sonntag
bis 3 Uhr M
schreibt er:
heiligen Geis
seufze um Hil
sind wenige
kommen, aber
Sünder stehe
mit mir, wie
welche ohne U
Grabe gehen
eine wohlgegr
ich rufe mit i

Währen
und mehr a
reits beschri
Ruhe zu er
Freibriefe e
Umgehend u
von der Ber
vermögen. I
und eingeker
wurde er m
zulezt zurück
ließen. Ma
fast das Op
Er wolle liek
Jesu entehre
zulehren, wo
sah. Drei
Bande Wüth
Haar gekrüm
stellte sich so
Anklage zurück
ruhig, die W
Liebe ihrer
gestimmten. W

Doch n
von seinen
die Sklaverei
begab sich na
das Feuer n

1) Ich geb
nicht, sie in die

„Jeden Sonntag,“ schrieb er an seine Committee, „habe ich 3 vollständige Gottesdienste. Am Dienstag 4 Stunden weit nach Oxford oder Cambridge, am Mittwoch 6 Stunden nach Rio Bueno oder Arcadia, am Donnerstag die 6 Stunden zurück, um Abends in Falmouth zu predigen; am Samstag 8 Stunden weit nach Stewart Town oder sonst an einem freien Platz. Dazwischen fallen die Tausen, der Unterricht und die Seelsorge. Mehr als 5000 Personen gehören zur Station. Ich sehne mich, eine Sonntagschule zu eröffnen, aber ich kann nicht; denn von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags habe ich nicht einen Augenblick Ruhe.“ — An seine Mutter schreibt er: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und gießt seinen heiligen Geist aus. Oft sinke ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufze um Hilfe mit den Worten: Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige. O wie viele sind gestorben, seit ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienender Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben. Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es Dir wohlgefällt.“ — Und in Hinblick auf die 20,000 Sklaven, welche ohne Unterricht um ihn her wohnen, schreibt er der Committee: „Ich mag zu Grade gehen unter dem Gewicht der Arbeit, aber das schadet nichts. Ich habe ja eine wohlgegründete Hoffnung im Blute Jesu. Mein sterbender Bruder rief aus und ich rufe mit ihm: da, da ist fester Felsengrund, sonst alles ist Meer.“

Während Knibb so in und um Falmouth arbeitete, gährte es mehr und mehr auf Jamaica. Nach etwa anderthalb Jahren brach der bereits beschriebene Aufstand aus. Der Missionar bot alles auf, um die Ruhe zu erhalten. Er widersprach dem grundlosen Gerüchte von dem Freibriefe ernstlich und nannte es eine höllische Lüge. Er eilte in der Umgegend umher, und es gelang ihm, manche Negerhäuser fern zu halten von der Bewegung und zum Schutze des Eigenthums ihrer Herren zu vermögen. Dennoch ward auch er festgenommen, nach Montego geschleppt und eingekerkert. Auf Bürgschaft eines christlich gesinnten Kaufmannes wurde er mit den andern Missionaren losgegeben. Die Anklage mußte zuletzt zurückgezogen werden, da sich keine Beweise der Schuld angeben ließen. Man drang in sie, Jamaica zu verlassen. Aber obgleich Knibb fast das Opfer der Wuth des weißen Böbels geworden wäre, blieb er. Er wolle lieber sterben, sagte er im Gefühl seiner Unschuld, als die Sache Jesu entehren. Endlich erhielt Knibb Erlaubniß nach Falmouth zurückzukehren, wo er sein Haus geplündert und seine Kirche in Trümmern fand. Drei Nächte nach einander vermochte er sich kaum vor einer Bande Wüthender zu retten, doch ward ihm durch Gottes Fürsorge kein Haar gekrümmt. Noch einmal ward er als Aufrührer angeklagt und stellte sich sogleich selbst zur Verantwortung; da zog der Kläger seine Anklage zurück. — Die Rebellion war im Keime erstickt, die Insel wieder ruhig, die Missionare nicht vertrieben, vielmehr fester gewurzelt in der Liebe ihrer Neger und in der Achtung und dem Vertrauen aller Wohlgesinnten. Von Knibbs Heerde war kein Einziger unter den Empörern.¹⁾

Doch noch in demselben Jahre 1832 sah Knibb ein, gedrängt von seinen Freunden, daß er auf einem andern Felde wirksamer gegen die Sklaverei, die er mit verzehrender Glut haßte, kämpfen könne. Er begab sich nach England, wo wir ihn bereits mit seinem Freunde Burchell das Feuer wider dieselbe schürend fanden.

¹⁾ Ich gebe die letzte Notiz aus der ersten Auflage wieder, getraue mich aber nicht, sie in dieser Allgemeinheit zu vertreten.

Ueber die Entwicklung der Baptistenmission auf den andern Stationen auf Jamaica bis zur Emanzipation liegen uns wenig Nachrichten vor. Wir finden nur eine Uebersicht über den Stand des ganzen Werkes im Jahre 1831¹⁾, die 24 Gemeinden mit 10,838 Mitgliedern, von denen 1931 im Laufe des letzten Jahres getauft waren, aufweist. Es werden 14 Pastoren angegeben; leider ist nicht bemerkt, ob diese sämmtlich europäische Missionare waren, oder ob damals schon die Leitung von Gemeinden schwarzen Predigern anvertraut war. In Kingston befanden sich zwei Gemeinden, eine mit 2937, die andre mit 769 Mitgliedern, Yallahs gehörte wohl als Filial zu dieser Station. Ferner sind zu nennen: Spanisch Town, Port Royal, Old Harbour, sämmtlich im südöstlichen Theile der Insel. Auf der Nordseite finden wir von Osten beginnend: Anotta Bay, Port Maria mit Ora Cabella; D'Oro Rios, St. Anns Bay, Rio Bueno mit Stewarts Town; Fal-mouth mit mehreren Außenstationen, und ebenso Montego Bay mit Gurreys Mount; Crooked Spring, Lucea und endlich im Südwesten Savanna la Mar. Nur zu Kingston, Spanisch Town und Montego Bay zählten die Gemeinden je über tausend Mitglieder, die andern variierten von 22 bis 800.

7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien.²⁾

a. Die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft.

Die Nachrichten über die Arbeiten dieser Gesellschaft in Westindien, die nur von beschränkter Dauer waren, sind (soweit sie dem Verfasser zugänglich) sehr dürftig und unbestimmt, und einander widersprechend. Der Anfang dieser Mission wird hier auf das Jahr 1815,³⁾ dort auf 1819⁴⁾ angegeben. Jedenfalls wird derselbe durch eine Wirksamkeit in Neger Schulen auf Antigua bezeichnet, deren Vorsteher W. Dawes mit der genannten Gesellschaft schon in dem erstgenannten Jahre in Verbindung stand. Es bleibt jedoch unklar, ob oder in wie weit diese Schulen eine Stiftung derselben waren, oder aus der Verwaltung eines Legates hervorgingen, das von dem 1691 verstorbenen Gelehrten Robert Boyle zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden gemacht worden war, und bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege auf eine Schule in Virginien verwendet wurde. Seit jener Zeit wurden die Einkünfte aus jener Stiftung für Schulen in Westindien verwendet, wobei eine Gesellschaft zur Bekehrung und zum religiösen Unterricht in Britisch-Westindien erwähnt wird. Diese Schulen, von denen im Basler Magazin mehrfach Berichte mitgetheilt worden sind, zählten um 1820 etwa 1400 Schüler und standen zu den verschiedenen Mis-

¹⁾ Newcomb, Encyclopedia of Missions p. 773.

²⁾ Außer den andern angeführten Quellen finden sich die betreffenden Angaben im Basler Magazin 1819 III, 1822 I, 1824 IV, 1828 II und 1830 II.

³⁾ Newcomb, 775, und Sondermann, Tabellarische Uebersicht, 79.

⁴⁾ Ostertag, Uebersichtliche Geschichte ff. 143.

fionen auf
Thwaites
erwähnt,
Gesellscha
15 Schul
arbeiteten
erbauliche
Auch
Schulen,
betheiligt
Die
1823, na
veranlaßt
in den R
war, durc
bados gew
Jamaica
der Basler
Chiefsste
derselben
696 betrug
vermuthlic
Endlich
Stationen
Blumhard
die ich son
merkung, d
Die G
neter Chris
Gesellschaft b
Parochien

hatte schon
Adam.
wahrschein
berichtet.
Emanzipat

hatten, wie
der nördlic

¹⁾ Vor
letzteren lebe
von London
²⁾ Da r
Gesellschaft
Abschnitt sein

sionen auf der Insel in freundlichem Verhältnisse. Später werden M. Thwaites und ein gewisser Anderson als an denselben thätige Missionare erwähnt, und es scheint, daß diese im Dienste der Engl.-kirchlichen Gesellschaft standen. In den späteren Jahren des Jahrzehnts werden 15 Schulen mit 1500 Kindern angegeben, an denen 9 Nationalgehilfen arbeiteten. Die Tagebücher der genannten Missionare enthalten viel erbauliche Geschichten von jenen Schulkindern.

Auch auf Barbados, Dominica und St. Vincent bestanden ähnliche Schulen, bei denen aber die genannte Gesellschaft, wie es scheint, nicht theilhaftig war.

Die Mission der letzteren auf Jamaica soll nach einigen Angaben 1823, nach andern 1826 begonnen worden sein. Jedenfalls wurde sie veranlaßt durch die festere Gestalt, welche die anglikanische Kirche, die bisher in den Kolonien nur durch die hie und da angestellten Kaplane vertreten war, durch die Gründung der beiden Bisthümer Jamaica und Barbados gewann.¹⁾ Als Gründungsjahr derselben wird 1824 genannt. Auf Jamaica arbeiteten im Dienste der kirchlichen Mission mehrere Jünglinge der Basler Anstalt. Als Hauptstationen finde ich: Siloah, Prattville, Chichester, Rural Hill und Church Hill genannt. Nur von dreien derselben sind die Zahlen der Kommunikanten angegeben, die zusammen 696 betrugen. In andern Nachrichten aber ist von 22 Stationen die Rede, vermuthlich mit Hinzurechnung aller Außenstationen und Predigtplätze.

Endlich hatte dieselbe Gesellschaft auch auf Trinidad ein paar Stationen (nach Sondermann seit 1816, nach Newcomb seit 1836, nach Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte [1863] von 1823—43), über die ich sonst keinerlei Mittheilungen zur Hand habe als die kurze Bemerkung, daß auch dort Basler Jünglinge thätig waren.

Die Stationen dieser Mission nahmen bald den Charakter geordneter christlicher Gemeinden an. So wurde 1839 schon von der Gesellschaft beschloffen, sich zurückzuziehen. Die Stationen wurden in Parochien der anglikanischen Kirche umgewandelt.²⁾

b. Die Londoner Missionsgesellschaft

hatte schon um 1816 auf Trinidad einen Missionar Namens Thomas Adam. Außer dieser Notiz wird uns über die dortigen Arbeiten, die wahrscheinlich in den zwanziger Jahren schon abgebrochen waren, nichts berichtet. Auf Jamaica trat diese Gesellschaft erst 1834 in Folge der Emancipation ein, und wir haben davon also weiter unter zu handeln.

c. Die General-Baptists

hatten, wie bereits erwähnt, bis zum Jahre 1829 zwei Stationen auf der nördlichen Küste von Jamaica, zu St. Anns-Bay und Ocho

¹⁾ Vor der Gründung besonderer Bisthümer in den Kolonien waren die in den letzteren lebenden Mitglieder der anglikanischen Kirche der Jurisdiktion des Bischofs von London unterstellt.

²⁾ Da mir die älteren Jahrgänge der Zeitschriften und Jahresberichte dieser Gesellschaft nicht zu Gebote stehen, so konnte ich zu meinem Bedauern in diesem Abschnitt keine genaueren Mittheilungen machen.

Rios. Nach dem Tode des Missionars Wsopp gingen diese an die Mission der Englischen Baptisten über. Seit wann die Stationen bestanden hatten, finde ich nicht.

d. Die Schottische Missionsgesellschaft

hatte bald nach ihrer Stiftung (1824) ihre Arbeit auf Jamaica begonnen. 1827 aber wird ein Missionar, M. Blyth zu Montego-Bay erwähnt. Mit dieser Station waren mehrere Pöbdtplätze auf den benachbarten Plantagen Hampden, Dunt (?) und Endeavour verbunden. Die gesammelte Gemeinde bestand aus 43 Kommunikanten und 198 Katechumenen. In jenem Jahre wurden 2 weitere ordinirte Missionare ausgesandt. Weitere Ausdehnung erzielt diese Mission nach der Freilassung der Sklaven.

e. Die Ausbreitungs-Gesellschaft

(Society for the Propagation of the Gospel) hatte schon seit längerer Zeit auch nach Westindien manche Unterstützungen zum Bau von anglikanischen Kirchen, Schulen u. s. w. gesandt, ohne jedoch förmliche Missionsstationen dort zu errichten. Hauptsächlich aber wirkte sie durch eine Schule auf Barbados, die aus dem Legat eines Generals Codrington schon 1743 gegründet wurde. 1829 wurde dieselbe zu einem theologischen Seminar zur Ausbildung eingeborner Prediger für Westindien erhoben (Codrington College). Erst später hat die Gesellschaft auch auf diesem Missionsgebiet besondere Stationen eingerichtet.

8. Die Emancipation.

Mit dem Siege, den die Menschlichkeit im Jahre 1807 im Parla-
mente über die Unmenschlichkeiten des Sklavenhandels erlangt hatte,
war doch nur erst ein Theil der Aufgabe gelöst, die die edlen Vorkämpfer
für Freiheit der Schwarzen sich gestellt hatten. Sollte der Schandfleck,
den christliche Nationen durch den Sklavenhandel auf sich gebracht
hatten, gründlich weggewaschen werden, so mußte die Abschaffung der
Sklaverei selbst das Ziel sein. Jene Männer, an ihrer Spitze der
edle William Wilberforce,¹⁾ ruhten daher nicht, und bei dem immer
kräftiger erwachenden christlichen Leben fanden ihre Bestrebungen immer
mehr Anhang. Immer weiter griff die Ueberzeugung Platz, daß die
Tage der Sklaverei gezählt sein mußten.

Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß die Befreiung der Sklaven
in den britischen Kolonien nicht bloß aus christlichen Beweggründen
angestrebt wurde. Es war vielmehr die lange niedergehaltene politische
Partei der Whigs, die diese, vermöge der ihr innewohnenden Kraft,
so gewichtige Sache als einen Hebel ergriff, um dadurch an das
Staatsruder kommen zu können. So wurde denn die Emancipation
der Sklaven vielfach zu einer politischen Parteisache. Daß die Frage

¹⁾ Seit 1821 war Sir Thomas Fowell Buxton der parlamentarische Führer der Emancipationsbestrebungen.

zur Lösung
und Weise
stürzung an-
findet, beson-
christliche B-
auf dieser S-
funden hätte
nicht zu sehr

Daß d-
denken. Ni-
ihren durch
zu einem l-
Augen, aller-
auch die Ra-
Arbeit eben
an den Bett-
Generationen
wir uns un-
lauter so ge-
sie kannten,
ihnen, daß b-
mit niedrigen
denn anderer
besonnenes S-
Hitz ließen
Seite der C-
Fanatismus
Jamaica kan-
freilich auch
nismäßig me-
in der Behan-
besonders von
hältnisse eine
regel einzufü-
dem großen
Jamaica na-
hängigkeit zu
den andringen
an Vergewiss-
obwohl er in
Harte Behan-
geißelt; ja em-
die Agitation

¹⁾ Ich be-
gerathe mit de-
sich auch in ei-
eben nicht ein

zur Lösung gebracht wurde, mußte einen jeden Christen freuen. Die Art und Weise aber, wie sie gelöst wurde, trägt das Gepräge jener Ueberstürzung an sich, wie sie sich oft bei den Maßregeln liberaler Parteien findet, besonders da, wo sie eben erst zur Herrschaft gelangt sind. Auch die christliche Begeisterung war in dieser Angelegenheit zu erregt, als daß sich auf dieser Seite für ruhige und nüchterne Erwägungen der rechte Boden gefunden hätte. Die beiden Momente gingen ja auch so durcheinander, daß nicht zu sehen war, wo das christliche aufhörte und das politische anfang.

Daß der Widerstand der Gegenpartei ein harter war, läßt sich denken. Nicht bloß eine ganze Klasse reicher Leute in England, die von ihren durch Vertreter verwalteten westindischen Plantagen die Mittel zu einem luxuriösen Leben erhielten, sahen die drohende Gefahr vor Augen, aller dieser Herrlichkeit plötzlich verlustig zu werden, sondern auch die Klasse der Pflanzern, die auf den Inseln selbst oft bei fleißiger Arbeit eben nur ihr gutes oder geringeres Auskommen hatten, fürchteten an den Bettelstab zu kommen, ein Gedanke, der besonders für die seit Generationen in Westindien heimischen Familien schwer war. Obgleich wir uns unter den Pflanzern jener Zeit, wie oben gezelgt, keineswegs lauter so grausame Unmenschen vorstellen dürfen, wie frühere Zeiten sie kannten, gab es doch auch damals noch so unlautere Elemente unter ihnen, daß der Kampf gegen die Freunde der Emancipation nie und da mit niedrigen und gottlosen Mitteln geführt wurde. Das erbitterte denn andererseits die letzteren immer mehr, so daß ein ruhiges und besonnenes Handeln derselben vollends erschwert wurde. In des Kampfes Hitze ließen sich auch Leute, die vornehmlich Vertreter der christlichen Seite der Emancipationsbestrebungen waren, zu einem förmlichen Fanatismus hinreißen, wie dies z. B. von manchen der Baptisten auf Jamaica kaum wird bestritten werden können.¹⁾ Gerade dort wüthete freilich auch der Kampf am heftigsten, wie wir sahen, daß dort verhältnismäßig mehr als auf andern Inseln noch Härte und Grausamkeit in der Behandlung der Sklaven übrig geblieben war. Dazu sah man besonders dort das Mutterland für gar nicht befugt an, in die inneren Verhältnisse einer konstitutionell regierten Kolonie mit einer solchen Maßregel einzugreifen. Hätte nicht die Ohnmacht des kleinen Ländchens dem großen England gegenüber zu sehr auf der Hand gelegen, so möchte Jamaica nach dem Vorbilde der amerikanischen Kolonien seine Unabhängigkeit zu erkämpfen versucht haben. Das Gefühl aber, nichts gegen den anbringenden Zwang zu vermögen, erzeugte einen Ingrim, der, an Verzweiflung grenzend, sich an den armen Sklaven selber ausließ, obwohl er im Grunde den Freunden und Vertretern ihrer Sache galt. Harte Behandlung wurde öfter als in den jüngst vergangenen Zeiten geübt; ja empörende Beispiele von Grausamkeit kamen vor. Dazu goß die Agitation der Gegenpartei unter den Schwarzen nur Del ins Feuer.

¹⁾ Ich bedaure, daß ich hier mit meiner wohlwogenen Ansicht in Widerspruch gerathe mit der Darstellung, wie sie die erste Auflage dieses Werkes gab, und wie sie sich auch in einigen Abschnitten der vorliegenden Auflage nicht verwischen ließ, sofern eben nicht ein völlig neues Werk geschaffen werden sollte.

Wir haben schon gesehen, wie in dem blutigen Aufstande von 1831 und seiner blutigen Unterdrückung alle Sünde und alles Elend, das mit der Sklaverei verbunden gewesen war, noch einmal aufflammte. Die Schuld an diesen traurigen Ereignissen schob eine jede der beiden Parteien auf die andere. Aber es war nun der Würfel gefallen. Die Abolitionspartei hatte im Mutterlande weit und breit die Herzen gewonnen. Ihr Sieg stand fest, und der unermüdlige William Wilberforce konnte mit dem freudigen Bewußtsein aus diesem Leben scheiden, daß die Regierung entschlossen sei die Sklaverei zu brechen, es koste was es wolle. Er sah noch am Schlusse seines langen Lebens die rastlosen Bemühungen derselben für eine große Sache gekrönt. Bald darauf ging das Gesetz im Parlamente durch, nach welchem mit dem großen Opfer der englischen Nation von 20 Millionen Pfund Sterling alle Sklaven in den Kolonien losgekauft werden sollten, das am 28. August die königliche Sanction erhielt.

Daß die brennende Frage gelöst ward, mußte jeden wohlgesinnten Menschen und jeden Christen insonderheit mit Freude erfüllen. Wie sie aber gelöst ward, das konnte wohl bei ruhiger Ueberlegung ernste Bedenken hervorrufen. Einem Vogel, der in der Gefangenschaft geboren sein halbes Leben im Käfig zugebracht hat, wird kein Dienst erwiesen, wenn man ihn plötzlich ins Freie fliegen läßt. Als die Bastille in Paris gestürmt war, sah man manche der bisher Gefangenen, denen die Gefangenschaft zur Lebensatmosphäre geworden war, weinend und klagend auf den Trümmern sitzen: die Freiheit war ihnen kein Glück, denn sie hatten verlernt als freie Menschen zu leben. Wie sollte eine Nation von Sklaven, die nie ein freies selbständiges Leben gekannt, mit einemmale die ihr geschenkte Freiheit gebrauchen können? Wohl waren eine Anzahl älterer Leute vorhanden, die sich noch ihrer freien Jugend in Afrika zu erinnern wußten. Aber es war die Freiheit eines barbarischen Volkes gewesen, die sie damals besaßen; und eine solche durfte doch nicht in den Kolonien eines christlichen Landes um sich greifen. Zu der rechten Freiheit — selbst abgesehen von der christlich sittlichen, so doch wenigstens zur Freiheit des Kulturlebens — mußten die Neger jedenfalls erst erzogen werden, wenn sie hätten einen segneten Gebrauch von ihrer Freiheit machen sollen. Wie wenig aber bis dahin für die Erziehung und Bildung der Sklaven (trotz aller dankenswerthen Bemühungen seitens der Mission) geschehen war, ist oben bereits angedeutet worden. Nicht die Form der Sklaverei war es, die der damaligen Generation der Sklavenbesitzer zum Vorwurf gemacht werden mußte, sondern daß sie innerhalb dieser Form nicht als Christen ihre Pflichten erfüllt hatten an den ihrer Gewalt anvertrauten Menschenleuten, daß sie die geistige und geistliche Förderung der Sklaven gröblich versäumt hatten, obwohl in manchen Stücken für das äußere Wohlbefinden verhältnismäßig gut gesorgt wurde. Bei dieser Vernachlässigung mußte die Gesetzgebung zu Gunsten der Neger beginnen, und in einer angemessenen Periode ihre innere Befähigung für den Gebrauch der Freiheit herbeiführen, wobei auch in ihren äußeren Verhältnissen in möglichst hohem Maße allen Rücksichten christlicher Humanität Rechnung getragen

werden konnte. Abschaffung der Stufen der Christenheit der Apostel. Ja das Verhängnis der Sünde zu jenen Luther's Erklärungen eines Sklaven so ein Amt sagt, „mit ihm ist“. So waren vereinzelten Stände geworden. Und doch hat durch welche die Neger nicht auszubeuten, zu ihrem wahren Befähigung und Selbstständigkeit.

Das sind liegen. Die fremd. Sein Berücksichtigung auch bei der durfte, lag fr aber, die man wurde von all daß vom 1. heren Sklaven bei ihren bis arbeiten sollte und nach 6 Verhältniß die Neger selbst nun freie standen.

Jetzt sind Zustände, wüßigende Erklärung in der zweiten Freiheit an würden diese der Generation es für eine rechten Gebra

werden konnte. — Obwohl nach dem Wesen des Christenthums die Abschaffung der Sklaverei als Ziel zu erstreben ist, ist doch auf gewissen Stufen der Entwicklung die Form der Sklaverei keineswegs mit dem Christenthum unvereinbar, wie mehrere unzweideutige Ermahnungen der Apostel an die Sklaven ihrer Zeit, so wie an ihre Herren beweisen. Ja das Verhältniß der Herren und Sklaven, mag es auch aus menschlicher Sünde veranlaßt sein, kann und soll unter Gottes Leitung mit zu jenen Autoritätsverhältnissen gehören, von denen nach Dr. Martin Luthers Erklärung unter dem 4. Gebote zu handeln ist. Die Stellung eines Sklavenbesizers, in christlichem Sinne aufgefaßt, sollte allerdings so ein Amt sein, das, wie eine weitere Auslegung des Katechismus sagt, „mit einem Abglanz göttlicher Majestät den Menschen zugut befeleidet ist“. So war die Stellung bis dahin freilich vielleicht nur in sehr vereinzeltten Fällen aufgefaßt worden, und keine Gesetzgebung wäre im Stande gewesen, eine derartige allgemeine Auffassung herbeizuführen. Und doch hätte sich wohl eine Ordnung der Dinge herbeiführen lassen, durch welche die Besitzer angehalten worden wären, ihre Autorität über die Neger nicht bloß wie gewöhnlich bisher in selbstsüchtigem Eigennutz auszubeuten, sondern vielmehr zur Erziehung und Förderung derselben zu ihrem wahren Berufe als Menschen anzuwenden, und damit die Befähigung der Schwarzen für einen rechten Gebrauch der Freiheit und Selbstständigkeit anzubahnen.

Das sind freilich Gedanken, die dem einseitigen Liberalismus fern liegen. Die Begriffe „Autorität von oben“ und „Zucht“ sind ihm fremd. Seine Freiheit ist ein ganz abstrakter Begriff, der ohne viel Berücksichtigung der Verhältnisse angewandt wird. So geschah es denn auch bei der Emanzipation. Daß die Sklaverei nicht plötzlich aufhören durfte, lag freilich zu sehr auf der Hand. Die kurze Uebergangszeit aber, die man annahm, war wie sich bald herausstellte, ungenügend und wurde von allen als ein Mißgriff erkannt. Das Gesetz bestimmte nämlich, daß vom 1. August 1834 an die Sklaverei aufhöre, doch daß die früheren Sklaven von da an als sogenannte „Lehrlinge“ (apprentices) bei ihren bisherigen Herren bleiben und unter festgesetzten Bedingungen arbeiten sollten. Nach 4 Jahren sollten die Hausnegers (non predials) und nach 6 Jahren die Feldnegers (predials) entlassen werden. Dieses Verhältniß aber gab zu vielen Unzuträglichkeiten Veranlassung, zumal die Neger selbst bereits hinreichend darüber belehrt waren, daß sie nun freie Leute seien, wobei sie freilich die Freiheit auf ihre Art verstanden.

Jetzt findet man freilich oft bei Schilderungen der beklagenswerthen Zustände, wie sie auf den westindischen Inseln herrschen, als entschuldigende Erklärung die Bemerkung, daß man füglich Weise doch erst in der zweiten oder dritten Generation werde die rechten Früchte der Freiheit an den Schwarzen erwarten können. Wie viel schneller aber würden diese gezeitigt sein, wenn man dieses kostbare Geschenk nicht der Generation anvertraute, die es nicht zu würdigen verstand, sondern es für eine Generation aufgehoben, die man mit allem Ernste für den rechten Gebrauch desselben herangebildet hätte! Unter solchen Maßnahmen

hätte allerdings der erste August 1894 ein größerer Segen für Westindien werden können, als dieser Tag im Jahre 1838 geworden ist.

Zunächst freilich schien alles gut zu gehen. Der „erste August“ wurde von der einen Seite mit Freuden, von der andern mit mancher Besorgniß erwartet. Die Schwarzen sprangen und jubelten bei dem Gedanken an den „Fus of Augus“ wie sie sagen. Die Pflanzer, wenigstens auf Jamaica, fürchteten, die Freiheit möchte tumultuarisch begrüßt, und dabei an ihnen selbst Rache genommen werden. Aber der Tag verlief ruhig und ordentlich. Die Missionskirchen waren gedrängt voll bei den Dankgottesdiensten, die überall veranstaltet wurden. Nur die anglikanischen Kirchen einiger Orte auf Jamaica (namentlich in Kingston) blieben geschlossen — jedenfalls kein schöner Zug! — Einer Schilderung der Feier auf Antigua¹⁾ entnehmen wir Folgendes: „Die Nacht vom 31. Juli auf den 1. August wird nimmer vergessen werden. In den nonconformistischen Kirchen wurde spät Abends der Gottesdienst begonnen, und früh am ersten August geschlossen. Sie waren von ungeheuren und andächtigen Versammlungen besucht. Wenige Minuten bevor der Glockenschlag die denkwürdige Stunde der Freiheit anzeigte, wurden die Zuhörer aufgefordert, sich in tiefer Dankbarkeit zum Gebete zu beugen. Als der feierliche Klang ertönte, dröhnte ein plötzlicher Donner über die Insel hin, — als ob die Artillerie des Himmels Zeugniß gäbe, daß Afrika's Söhne frei seien, — als ob Gott selbst die höchste Sanction zu dem Beschluß gäbe, den ein irdischer König sanktionirt hatte.“ Die Kapellen waren festlich mit Kokoszweigen geschmückt. Jede Stadt und jedes Dorf trug ein festliches Gepräge. In den Schulen wurden Kinder und ältere Leute mit Kuchen und Limonade bewirthet. Am Abend waren diejenigen, „welche gewohnt waren den unwiderstehlichen Erregungen, welche die Musik auf flüchtige Gemüther ausübt“, zu folgen, fröhlich beim Tanze; aber christlich gesinnte Leute waren wieder in den Kapellen versammelt. Keine Ruhestörung fand statt, es ging alles ruhig und ordentlich zu. Nachdem die Erregung sich gelegt hatte, ging ein Theil der Arbeiter für angemessenen Lohn an ihr Werk, und die Zuckerkultur wurde wie bisher fortgesetzt. Einige der Sklaven hatten sich vorgenommen, eine ganze Woche zu schlafen, wenn sie frei würden. Andre waren zuerst abgeneigt, wieder in die Arbeit einzutreten, bis ihr Verstand und Herz völlig davon überzeugt waren, daß sie wirklich frei seien. Für manche Plantagen entstanden daraus Schwierigkeiten — doch scheinen sich die Verhältnisse auf Antigua in der ersten Zeit recht günstig gestaltet zu haben. Hier war auch durch die Mission und den Schulunterricht mehr als auf andern Inseln vorgearbeitet. Die Landleute von Antigua zeichneten sich bald durch einen guten Ruf aus.“ Horsford knüpft hieran auch die Bemerkung, wie nöthig es gewesen wäre, vor der Abolition der Sklaverei einen gesetzlich geregelten Schulunterricht auf allen Kolonien einzuführen.

Nicht überall ging es so gut, wie auf Antigua. Der erste August verlief freilich auch in Jamaica ruhig. In Kingston bemerkte man

nur einen Haufen trosten mit Steintafeln. Der erste August kann nicht fang' ganze Nacht du und die letzte S waren jedoch die Gang hätte reit ihren Ingrimme sie alle die Lese Sklaven geleistet waren. Manches Kostgründe und auf denselben sta Gewalt unterbr Richter auf ihre üben, ohne daß fachen Reibereien pation auch der vielen Plantagen Viele Grundstü Neger verschafft und kleinere Kul sich mit dem B erst urbar zu m gebung aber, in derung der Regi alle Weise das regeln blieben i erlangten. Doch bürdet.

Doch der sch vom Mutterland Kolonialwaren i zugewisse fremder liberalen Politik mit Sklavenarbe lischen Kolonien daß zahlreiche B günstigen Verhäl wo die Neger bis dienst einbüßten überfah, daß di

¹⁾ Horsford, a voice from the West Indies, p. 125.

¹⁾ Das sogen fieberdem Laube.

²⁾ Es ist ein Schwarzen, in dem stehen.

³⁾ Bergl. Hor

nur einen Haufen Schwarzer, die nach einem betrunkenen weißen Matrosen mit Steinen warfen und jubelnd riefen: Wir frei sein! Dadra kann nicht sang' uns; Hurrah fuss of Augus! Anderwärts wurde die ganze Nacht durch getanz't, bis das Fell der Kesselpaule zerfchlagen und die letzte Seite der Fidel zertrakt war (Madden). Auf Jamaica waren jedoch die Gegensätze zu gespannt, als daß alles seinen ruhigen Gang hätte weiter gehen können. Die Pflanzer suchten jede Gelegenheit, ihren Ingrimms an den befreiten Negern auszulassen. Zunächst zogen sie alle die Lieferungen von Nahrungsmitteln zurück, die sie bisher den Sklaven geleistet hatten, wozu sie aber nun nicht gesetzlich verpflichtet waren. Manche vertrieben sie aus ihren Häusern, nahmen ihnen die Koffgründe und ließen — schändlicher Weise — die Frucht bäume, die auf denselben standen, umhauen. Daraus entstanden Unruhen, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Auch wußten die Pflanzer, die die Richter auf ihrer Seite hatten, noch manche harte Behandlung zu verüben, ohne daß diese ihren Rechtsschutz gefunden hätten. Die mannigfachen Reibereien führten dahin, daß schon 1838 die völlige Emancipation auch der Feldneger eintrat. Nun aber war es vollends mit vielen Plantagen, auf denen keine Arbeiter zu haben waren, vorbei. Viele Grundstücke blieben unbebaut liegen, die Gebäude verfielen. Die Neger verschafften sich Grund und Boden, auf dem sie ihre Hütte bauten und kleinere Kulturen selbständig unternahmen. Besonders gaben sie sich mit dem Piment¹⁾-Bau ab. Auf Jamaica, wo noch genug Boden erst urbar zu machen ist, gab es Platz für sie. Die koloniale Gesetzgebung aber, in der die alte Erbitterung der Pflanzer bis zur Aenderungs der Regierung fortging, suchte diesen selbständigen Leuten auf alle Weise das Leben zu erschweren²⁾. Viele der beabsichtigten Maßregeln blieben unausgeführt, weil sie die Sanktion der Krone nicht erlangten. Doch waren die kleinen Leute mit harten Steuern überbürdet.

Doch der schwerste Schlag gegen die westindischen Kolonien sollte nun vom Mutterlande aus kommen. Bis dahin hatten Schutzzölle für die Kolonialwaren in England bestanden, welche die Konkurrenz der Erzeugnisse fremder Kolonien ausschlossen. Mit der zur Herrschaft gelangten liberalen Politik mußten diese Schutzzölle fallen (1846). Der auf Cuba mit Sklavenarbeit erbaute Zucker füllte die englischen Märkte. Die englischen Kolonien konnten dagegen nicht aufkommen. Die Folge davon war, daß zahlreiche Plantagen, namentlich solche, die schon bisher unter den ungünstigen Verhältnissen verschuldet waren, eingingen, womit aber auch dort, wo die Neger bisher noch hatten arbeiten wollen, viele derselben den Verdienst einbüßten. Man hat jene Maßregel hart getadelt³⁾, aber man übersah, daß die politische Richtung, welche dieses Elend über West-

¹⁾ Das sogenannte englische Gewürz, die Frucht eines hohen Baumes mit gestreutem Laube.

²⁾ Es ist ein Kampf der Rasse zwischen den 13,000 Weißen und den 350,000 Schwarzen, in dem die etwa 80,000 Braunen keineswegs ganz auf Seiten der Letzteren stehen.

³⁾ Vergl. Forsford, a. a. D. 231.

indien brachte, aus derselben liberalen Strömung hervorgegangen ist, der die Emanzipation, so wie sie zu Stande kam, ihre Verwirklichung verdankt. — Um noch möglichst konkurriren zu können, mußten die Löhne auf den Plantagen, die sich noch gehalten hatten, herunter gesetzt werden. Die an ausländische Bedürfnisse in hohem Maße gewöhnte Bevölkerung wurde durch die Schmälerung des Verdienstes hart gebrückt. Noth und Armuth griff um sich, und die Schwarzen zogen sich immer mehr zurück. Namentlich auf Jamaica und Trinidad scheint dies der Fall gewesen zu sein. Auf letzterer Insel soll es nahe daran gewesen sein, daß die Plantagenkultur gänzlich aufhörte. Die Neger hatten sich nach dem Innern zurückgezogen, bauten ihre Lebensmittel und trieben Gemüsebau, Geflügelzucht u. dgl. für den Markt der Städte. Handwerker waren wohl vorhanden, aber oft auf keine Weise zu regelmäßiger Arbeit zu bewegen. Wenn sie ein paar Tage gearbeitet und ein Stümmchen verdient hatten, blieben sie fort und ließen sich nicht durch gutes Zureden und Bitten bewegen weiter zu arbeiten, oder forderten einen unverschämten hohen Lohn.

Zur Abhülfe dieser Zustände suchte man auswärtige Arbeitskräfte einzuführen. Die Ansiedlung schottischer und deutscher Familien auf Jamaica verfehlte vollständig ihren Zweck; besser gelang die Einführung portugiesischer Arbeiter von Madeira. Schließlich aber griff man zu den Kuli's aus Ostindien und China, freie Arbeiter, aber durch einen Kontrakt für eine Reihe von Jahren gebunden. So kam nach Westindien ein ganz neues Element der Bevölkerung. Auf Trinidad belief sich die Zahl derselben auf mehr als 20,000, vorzugsweise Hindus. Auf Jamaica waren bis 1856 schon 18000 Kuli's eingeführt. Auch diese Arbeiter haben jedoch nicht ganz den Erwartungen entsprochen. Besonders die Chinesen sind vielfach für die Kolonien recht unbequem geworden, namentlich da, wo sie nach Ablauf ihres Kontraktes sich als selbständige Arbeiter für eigene Rechnung angesiedelt haben. In vielen Beziehungen ganz das Gegentheil vom Neger, mit unsäglich geringen Bedürfnissen, in hohem Grade fleißig und geschickt, dabei schlau auf jeden Vortheil bedacht, besiegen sie bald die Konkurrenz jedes anderen Arbeiters. Manche aber sind auch zu Raub- und Diebsgesindel geworden. Für die schwarze Bevölkerung war die Einführung jedenfalls sehr nachtheilig. Man hätte erwarten sollen, daß die Mission sich dieser neuen heidnischen Bevölkerung mit Sorgfalt annehmen würde. Mit Ausnahme der unten zu erwähnenden anglikanischen Schulen für Hinduinder finde ich jedoch auf dem in Rede stehenden Gebiete nichts anzuführen.

Zu dem Ruin der Zuckerkultur kam aber als eine schwere Noth das gänzliche Darniederliegen des Importhandels aus den Vereinigten Staaten infolge des Krieges. Auch die Neger sind an importirte Waaren im weitesten Maße gewöhnt. Nicht das geringste Stück ihrer Kleidung können sie selber produziren; was Wunder, wenn bei den theuren Baumwollenpreisen jener Periode viele oft kaum ein paar Lumpen hatten, ihre Blöße zu decken. Aber auch selbst an eingeführte Nahrungsmittel oder Genußmittel hatten sie sich vielfach ge-

wöhnt, und in der Negergesellschaften und Salzfleisch den ungünstigen einen großen Theil kam die bitterste bare Dürre auf führte. Hungers und auf manchen Genug die schön in neuerer Zeit Auch die Planta großen und ganz bis die Wunden begangenen Fehl Verhältnissen die Abschnitte zeigen

Von der G Abschnitte die N 1. Januar 186 der britischen G vermeiden suchte von Roseau¹⁾ v tholischen Gem die britischen R findet. Ueber d der Verhältnisse

Es sind m und statt einer lichen Fortschritt sich selbst überl in die Erde ein die Mühe zu n fahren in Afrik so viel an, als

¹⁾ Für Jama blutigen Unterdr einander gerath dem wurde die F die Kolonie unter leiber in der ga mußte aus dem dem sind umfassen unterricht zu hebe

²⁾ Sachbilchen

möhnt, und in den Zeiten des Ueberflusses war selbst Champagner bei Negergesellschaften nichts Unerhörtes gewesen; während Reis, Salzische und Salzkeise einer Artikel für das tägliche Leben bildeten. Unter den ungünstigen Handelsverhältnissen wurden diese Gegenstände für einen großen Theil der Bevölkerung unerschwinglich. — Hollands aber kam die bitterste Noth über Westindien, als mehrere Jahre lang fürchterliche Dürre auf den Inseln herrschte, die vollständige Misernnten herbeiführte. Hungersnoth waltete weit und breit; dazu kamen Epidemien, und auf manchen Inseln Verwüstungen durch Orkane und Erdbeben. Genug die schönen Inseln befanden sich in der kläglichsten Lage. Erst in neuerer Zeit scheinen sich die Verhältnisse wieder gehoben zu haben¹⁾ Auch die Plantagen nehmen hier und da wieder einen Aufschwung. Im großen und ganzen wird aber Westindien noch lange zu laboriren haben, bis die Wunden ausgeheilt sein werden, welche die in der Emanzipation begangenen Fehltritte veranlaßt haben. Wie sich aber unter diesen Verhältnissen die Mission weiter gestaltet hat, mögen uns die folgenden Abschnitte zeigen.

Anhang.

Von der Emanzipation auf den dänischen Inseln wird im nächsten Abschnitt die Rede sein; auf den niederländischen erfolgte sie erst am 1. Januar 1860. Um zu zeigen, wie man auf den ersten die bei der britischen Emanzipation vorgekommenen Fehltritte mit Erfolg zu vermeiden suchte, führe ich Folgendes aus einem Berichte des Bischofs von Roseau²⁾ vom Jahre 1866 an. Ich fürchte mich nicht, einen katholischen Gewährsmann zu citiren, zumal sich das, was er über die britischen Kolonien sagt, vielfach auch in evangelischen Berichten findet. Ueber die dänischen Kolonien war mir eine nähere Darlegung der Verhältnisse nicht vorgekommen. Der Bischof schreibt:

„Es sind nun 27 Jahre, daß ich auf den englischen Kolonien wohne, und statt einer wirklichen Verbesserung, statt eines materiellen und sittlichen Fortschrittes muß ich vielmehr einen Rückschritt nachweisen. Die sich selbst überlassenen Neger vereinzelten sich, sie bauen sich aus einigen in die Erde eingerammten Pfählen elende Hütten, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, den Boden auszuheben, ganz so wie ihre Vorfahren in Afrika. Von dem Lande, das sie erworben, bauen sie gerade so viel an, als sie für ihre Bedürfnisse hinreichend erachten, woher es

¹⁾ Für Jamaica datirt eine neue Zeit von 1866. In dem Aufstande und der blutigen Unterdrückung desselben waren die politischen Gegensätze nochmals hart an einander gerathen, worüber weiter unten ausführlichere Mittheilungen folgen. Seitdem wurde die Form der Regierung geändert; die Selbstverwaltung aufgehoben und die Kolonie unter Verwaltung der Regierung des Mutterlandes gestellt. [Ich finde leider in der ganzen mir zugänglichen Literatur keinerlei genaue Angaben und mußte aus dem Gedächtniß citiren, was ich darüber mündlich gehört habe.] Seitdem sind umfassende Maßregeln getroffen, das heranwachsende Geschlecht durch Schulunterricht zu heben.

²⁾ Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, 1867, IV S. 39.

denn kommt, daß sie selten etwas zu essen haben und sich dann über die Wurzeln und wilbwachsenden Früchte hermachen, wenn sie nicht gar die benachbarten Pflanzungen plündern. Diese ungenügende Nahrung, die feuchte Wohnung, die schmutzigen Kleider, mit denen sie sich kaum bedecken, erzeugen Hautkrankheiten, unheilbare Geschwüre, endlich Auszug und Kräfte, welche unter dieser Bevölkerung aufträumen und schließlich sie aufreiben werden. Das Verlassen der Sklavenwohnungen seitens der Neger hat die Ansiedler gezwungen, Verträge mit Gesellschaften zu schließen, um indische und chinesische Arbeiter, verkommene und lasterhafte Landstreicher kommen zu lassen, welche in der Umgebung der von den Europäern besuchten Häfen zusammengerafft werden. Besser und auch leichter wäre es gewesen, aus der schwarzen Bevölkerung, die doch schon christliche Anschauungen in sich aufgenommen hatte, Vorthiel zu ziehen, indem man sie nach und nach durch gehörige Leitung zu einem geregelten Leben und zu den Wohlthaten der christlichen Bildung hingeführt hätte. Das hat man in den dänischen Kolonien begriffen; die freigewordenen Neger mußten in den Wohnungen, deren jede ein Dorf bildet, verbleiben. Hier sind sie, nach einer Verordnung vom Januar 1849, in luftigen und sauberen Steinhütten, die in zwei Zimmer abgetheilt und mit Ziegeln oder Brettern gedeckt sind, untergebracht. Jede Familie hat einen Garten von mindestens fünfzig Quadratfuß und einen Hof für Geflügel und Schweine. Am Samstag wird in allen Hütten die Nahrung für die Woche ausgetheilt: Mehl, eingesalzene Fische, Zucker, Syrup; dazu können die Arbeiter noch die Erzeugnisse ihres Gartens fügen. In jeder Sklavenbehausung sind die Arbeiter nach dem Alter und der Kraft in drei Abtheilungen geschieden. Alle werden am Ende der Woche ausbezahlt, außer daß von der Wochenlöhnung der Erwachsenen fünfzehn Centimes für Arzt und Arzneien abgerechnet werden. Bis zum zwölften Jahre werden die jungen Arbeiter auf Kosten des Sklavenhauses verpflegt. Der Verwalter ist verpflichtet, dem Arzt und dem Geistlichen zu schreiben, sobald ein Arbeiter leiblichen oder geistigen Beistand nöthig hat. Das Morgen- und Abendgebet wird gemeinsam verrichtet; die jungen Leute sind gehalten, am Samstag in die Kirche ihres Bekenntnisses zu gehen, um den Religionsunterricht zu empfangen. An diesem, wie auch am Sonntage, haben die Arbeiter alle Freiheit, in die Stadt und in die Kirche zu gehen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie da auf ihren kleinen weiträdrigen, schön bemalten, mit einem kleinen Pferde oder Maulesel bespannten Wägelchen hertommen sieht. Alle sind sauber gekleidet und scheinen eine gute Gesundheit zu genießen; auch ihre Höflichkeit und gute Haltung sind bemerkswerth. Im ganzen ist der Anblick, den die dänischen Inseln darbieten, ein sehr tröstlicher."

9. Die Missi

War auf t
arbeiten schiene
immer größerer
tere der harte B
Auf allen 6 Sta
konnte, die Kir
Personen fassen
heran, so daß m
mußten. War
dürfen wir doch
„Ein solcher M
fast unverwandte
bar jeden Missi
der Jüngeren b
wieder erblickt
silberweißem Ha
hat und eine w
wird geübt, thei
die zerstreut wo
fionaren zum S
empfangen sollen
länger, jeden S
welche zur Kon
wird an einem
folgende Sonnta
nahme in die
Erwachsenen u
Sonntag ist Be
die Verheirathet
und Limonade
mit grünem La
mento-Blüte ge
eine Gelferin, m
fanten angehell
führen, sie zu e
setzen haben.
sammungen gel
besprochen wird
Die Missions-K
Insel gehören,
stimmten Missi

1) cf. Bauer.

9. Die Mission der Brüdergemeinde bis auf die neueste Zeit.

a. Britisch Westindien.

Jamaica.

War auf dieser Insel, wo die Brüder früher so vergeblich zu arbeiten schienen, schon im letzten Jahrzehnt vor der Emanzipation immer größerer Erfolg zu Tage getreten, so erwies sich durch die letztere der harte Boden vollends für die Ausfaat des Evangeliums gelodert. Auf allen 6 Stationen waren, wie aus dem Jahre 1834 berichtet werden konnte, die Kirchen überfüllt. Die zu Fairfield konnte nur etwa 800 Personen fassen, doch drängten sich 2000 Zuhörer zu den Gottesdiensten heran, so daß meist zwei Versammlungen hintereinander gehalten werden mußten. War die Bewegung auch weit mehr extensiv als intensiv, so dürfen wir doch anführen, was eine Schilderung aus dieser Zeit sagt¹⁾: „Ein solcher Anblick von langen Reihen schwarzer Gesichter, die mit fast unverwandtem Auge auf den Redenden gerichtet sind, würde unfehlbar jeden Missionsfreund zu Lob und Dank gegen Gott stimmen. Viele der Jünger bringen ihre Gesangbücher und Bibeln mit, und hin und wieder erblickt man dieselben auch bei einem hochbejahrten Neger mit silberweißem Haupthaar, der noch in seinen alten Tagen lesen gelernt hat und eine wahre Zierde der Kirche ist. — Die besondere Seelsorge wird geübt, theils indem die Missionare ihre Gemeindeglieder, namentlich die zerstreut wohnenden, besuchen, theils indem diese selbst zu den Missionaren zum Sprechen kommen. — Diejenigen Neger, welche die Taufe empfangen sollen, haben sich ein Viertelsjahr lang, nach Umständen noch länger, jeden Sonnabend zum Unterricht einzustellen; ebenso diejenigen, welche zur Konfirmation vorbereitet werden sollen. Alle 8 Wochen wird an einem Sonntage das heilige Abendmahl gehalten; der darauf folgende Sonntag ist Bettag für die Erwachsenen, an welchem die Aufnahme in die verschiedenen Gemeindeggrade, also auch die Taufe der Erwachsenen und die Konfirmation stattfindet. Der dann folgende Sonntag ist Bettag und Taustag für Kinder. Jährlich einmal haben die Verheiratheten und die Kinder ein Liebesmahl, bei welchem Weißbrod und Limonade ausgetheilt wird. Zu Weihnachten werden alle Kirchen mit grünem Laube, besonders mit der großen und wohlriechenden Pimento-Blüte geschmückt. — Auf jeder Pflanzung werden ein Helfer und eine Helferin, mitunter auch deren zwei, aus der Zahl der Kommunikanten angestellt, die die Aufsicht über die übrigen Gemeindeglieder zu führen, sie zu erinnern, und die Missionare von allem in Kenntniß zu setzen haben. Mit diesen Helfern werden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten, in welchen das Wohl einzelner sowohl als aller besprochen wird, und jährlich findet mit ihnen ein Liebesmahl statt. — Die Missions-Konferenzen, zu welchen sämtliche Missionare auf der Insel gehören, werden alle acht Wochen an einem vorher dazu bestimmten Missionsplatz gehalten.“ —

¹⁾ cf. Bauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche. I, S. 168 f.

Die Zahl der Stationen hatte sich schnell gemehrt. Schon 1834 mußte Beaufort angelegt werden, einige Stunden nördlich von New-Carmel, dann im folgenden Jahre Bethany, östlich von New-Eden, tief im Innern, auf der Kette der Milk Gully-Berge. 1838 kamen Nazareth und New-Hope, jenes zwischen New-Eden und Fairfield, auf der Höhe der Mayday Hills, dieses nicht weit von New-Carmel, am Strande von Parkers Bay. Ferner entstand ein Jahr später Litz, südöstlich von New-Bethlehem, nicht weit von der Savanna auf den Manchester Bergen, und 1840 Bethabara, südöstlich von Fairfield. Erst 7 Jahre später wurde die dreizehnte Station, Springfield, östlich von New-Carmel, errichtet, und endlich 1866 entstand die neueste, Mizpah, mit dem Außenplatz Broadleaf.

Alle diese Plätze liegen im westlichen Theile der Insel, mit Ausnahme von Irwinhill, ziemlich konzentriert im Gebiete der Parochien St. Elisabeth und Manchester. Die meisten sind auf Bergen und Hügeln in verhältnismäßig gesunder Lage erbaut; nur New-Eden und Irwinhill liegen niedrig und daher ungünstiger, während New-Hope 1870 höher hinauf verlegt wurde, und seitdem Salem heißt. Jede Station besteht aus einem Wohnhause, einer Kirche, einem Küchen- und Vorrathsraum und Stallgebäuden. Zu jeder gehört ein größeres oder kleineres Stück Land, das zur Weide für einige Pferde und Kühe benutzt wird. Wo es sein kann, ist auch ein Garten angelegt, um Gemüse zu erzielen. Die Häuser sind nett und einfach gebaut. Die Kirchen meistens von Stein, einige von Holz. In jeder ist eine Kanzel angebracht¹⁾, einige sind auch mit Chören versehen. Wo zwei Missionare an einem Orte wohnen, wird auch das Schulzimmer als zweite Kirche benutzt.

Auch das Schulwesen nahm einen erfreulichen Aufschwung. Nachdem bereits seit 1826 auf allen Missionsplätzen der Bräutigemeinde Sonntagschulen für Negerkinder, seit 1828 an vielen Orten Wochentagschulen und auf manchen Pflanzungen Abendschulen, in denen die Neger sich, so weit es ging, gegenseitig unterrichteten, angelegt worden, wurde 1836 auch ein Anfang mit Kleinkinder-Schulen gemacht. In den Wochentagschulen wird Lesen, Rechnen, Schreiben, Rechtschreibung und Religion getrieben; die Mädchen bekommen auch Unterricht im Nähen. Die angestellten Lehrer oder Lehrerinnen nehmen die verschiedenen Klassen der Reihe nach vor. Der Unterricht wird täglich 5 Stunden mit Anwendung der Lancaster'schen Methode erteilt; Freitags und Sonnabends, wo die Kinder mit ihren Eltern in den Gärten arbeiten, ist keine Schule. Seit der Freilassung bezahlen die Kinder auch Schulgeld, doch geht eine gute Anzahl aus Armuth oder andern Ursachen frei aus, und die Kosten für die Lehrer und die Erhaltung der Gebäude werden durch das eingehende Schulgeld nicht überall aufgewogen. Zur Ausbildung der Lehrer besteht ein Seminar in Fairfield, sowie ein Institut für Lehrerinnen in Bethabara. Ende

¹⁾ Also abweichend von den sonstigen Sitten der Bräutigemeinde, die nur den Purgustisch haben.

1852 waren in 48 Rinder, zusammen 20 während die der Sch aber 21 auf den Sta

Das Wachsthum folgende Zahlen darff

Im Jahre:

1831
1834
1845
1848
1855
1869
1870
1871
1872
1873
1874

Wir sehen also erreicht war. Bon gang in der Seelenz der Abendmahlsgenoi

Werfen wir nu tionen.²⁾ Die Entfcl wichtige Erscheinung das als Mittelpunkt ein solches Dorf, d 1842 wurde auf die Negernaben zwischen die zu Missionsgehü und Vorbereitungsst schäftigten. Einer r Riis nach Atropo wurde in New-Bet Anstalt zwölf Bögl wohnten, mit Wid Lesen, Schreiben, zur Befreiung ihre sicht der Missionare School (Seminar) l wieder angestellt wo

¹⁾ Basler Mission

²⁾ Dabei folgen w Beschreibung der neue

³⁾ Basler Mission

Burthard, Missions-Bibli

1852 waren in 48 Landschulen 1341, in 13 Stationschulen 1633 Kinder, zusammen 2974.¹⁾ Bis 1873 wuchs die Schülerzahl auf 3780, während die der Schulen geringer wurde: zusammen 54, von denen aber 21 auf den Stationen.

Das Wachsthum der Gemeinden läßt sich am anschaulichsten durch folgende Zahlen darstellen:

| Im Jahre: | Zahl der sämmtlichen in Pflege befindlichen Personen. | Zahl der Abendmahlsgegessen. |
|-----------|-------------------------------------------------------|------------------------------|
| 1831 | 5121 | ? |
| 1834 | 8000 | ? |
| 1845 | 13789 | ? |
| 1848 | 13376 | ? |
| 1855 | 12952 | 4127 |
| 1869 | 12357 | 4309 |
| 1870 | 12323 | 4200 |
| 1871 | 12587 | 4289 |
| 1872 | 12911 | 4296 |
| 1873 | 12971 | 4400 |
| 1874 | 13414 | 4499 |

Wir sehen also, daß extensiv der Gipfel schon im Jahre 1845 erreicht war. Von da an tritt für ein Viertel Jahrhundert ein Rückgang in der Seelenzahl ein, während die ziemlich stetig steigende Zahl der Abendmahlsgegessen auf ein gesundes inneres Wachsthum deutet.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die einzelnen Stationen.²⁾ Die Entstehung von Negerdörfern bei denselben war eine neue, wichtige Erscheinung. So bildete sich seit 1840 um Fairfield her, das als Mittelpunkt der Brüdermission auf Jamaica zu betrachten ist, ein solches Dorf, das bald 4–500 Einwohner hatte. Ende April 1842 wurde auf dieser Station eine Art Missionschule eröffnet mit 6 Negerknaben zwischen 14 und 17 Jahren und 2 älteren Jünglingen, die zu Missionsgehilfen herangebildet wurden und außer den Schul- und Vorbereitungsstunden sich zu ihrem Unterhalt mit Handarbeit beschäftigten. Einer von diesen Erstlingen folgte hernach dem Missionar Riis nach Akropong in Westafrika als Schullehrer, ein anderer wurde in New-Bethlehem angestellt. Im Februar 1845 zählte die Anstalt zwölf Böglinge, welche in einem bequemen Hause zusammen wohnten, mit Büchern und Schreibmaterial versehen wurden, und Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre und Erdbeschreibung lernten, zur Befreiung ihres Unterhalts aber täglich drei Stunden unter Aufsicht der Missionare im Garten arbeiteten. Nachdem aus dieser Normal-School (Seminar) bereits 16 Schullehrer ausgegangen und hin und wieder angestellt worden,³⁾ fand am 17. März 1853 die feierliche Ein-

¹⁾ Basler Missions-Magazin, 1853, IV, S. 64.

²⁾ Dabei folgen wir zunächst der ersten Ausgabe dieses Werkes, und lassen die Beschreibung der neuesten Entwicklung besonders folgen.

³⁾ Basler Missions-Magazin 1852, IV, S. 323.

weihung des neuen Hauses zur Bildung von eingebornen Gehülften und Schullehrern statt. Die Jüglinge, etliche 20 an der Zahl, sind in 2 Klassen eingetheilt.¹⁾ Außerdem besteht in Fairfield, das auch seinen eigenen Missionsverein hat, ein Waisenhaus²⁾ für Negerkinder, gewöhnlich „Refuge-Schule“ genannt, darin sich meistens 20 bis 30 Jüglinge befinden. Zwei Lehrerinnen haben die Leitung, die Kosten aber werden von einem Frauerverein in Jamaica und England bestritten.

Zu New-Eden, dem zwischen Fairfield und New-Carmel am lieblichsten gelegenen, aber auch heissesten und ungesundensten Orte, hat seit der völligen Freilassung der Neger die Gemeinde eher ab- als zugenommen, und auf eine Vermehrung durch neue Leute ist wenig Aussicht. Zum Bau einer neuen Kirche 1841 gab die Regierung von Jamaica 300 Pfund Sterling (3600 Fl.). Ende 1845 zählte die hiesige Gemeinde 1299 Mitglieder.

Irwinhill mit seinem Nebenorte Williamsfield wurde im Anfang der vierziger Jahre von dem alten heidnischen Teufelsputz des Obiah und Myal, der als christliche Schwärmerei wieder auftauchte, bedroht. Die Myalisten behaupteten, daß Gott sie auf die Welt geschickt habe, alle jene Zauberei und alle schlechten Menschen auszufinden und zu bezeichnen, daß er sie daher mit seinem Geiste begabt habe, die Geister zu unterscheiden, zu weissagen und alles Verborgene aufzufinden. Sie versammelten sich in der Nacht, geberdeten sich wie wahnsinnig mit Tanzen, Schreien und Singen, und geriethen endlich in einen so aufgeregten und erschöpften Zustand, daß sie zu Boden fielen und sich in einer Art Entzückung befanden. Das nannten sie „den Geist haben“ oder „das Haupt im Feuer haben“, und in solchem Zustande wollten sie Geister sehen, weissagen, alle Zauberei deuten u. dergleichen. Desteers nahmen sie auch mit Gewalt Besitz von christlichen Kapellen, um da ihr Dämonenwesen zu treiben. War jemand bei einem von ihnen als ein Zauberer oder schlechter Mensch angegeben, so suchten sie ihn auf, legten Hand an ihn, fingen an, ihn zu schlagen, ihm Wasser ins Gesicht zu gießen, kurz, ihn so lange zu quälen, bis er alles ein- und zugestand, was sie wissen wollten, u. dgl. m. Im September 1842 brach dieses Unwesen aus; Ende 1842 wurden die Tänze auf mehr als 20 Zuckerpflanzungen in der nähern Umgebung von Irwinhill alle Nächte bis gegen Morgen gehalten; 1843 wagten sie es sogar, gegen Hausgenossen der Missionare, deren Warnungen ihnen im Wege waren, Gewaltthatigkeiten zu üben, und Sicherheitsmaßregeln mußten ergriffen werden. Es gelang der Polizei, sich einer Bande von etwa 40 zu bemächtigen, an welche sich auf dem Wege zur Stadt, wohin sie zum Verhör abgeführt wurden, noch ganze Schaaren angeschlossen. Sie bestanden aus Männern und Weibern und betrugten sich im Verhör wie Besessene, sprachen auch allerlei tolles, unzusammenhängendes Zeug, wie z. B. „es ist der Herr Jesus;“ — „wir nicht toll;“ — „wer sagen, wir toll? uusch! uusch! uusch!“ u. dgl. Das Abgehen

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1854, III, S. 99.

²⁾ cf. Ebenbaselst 1845, III, S. 148.

der Myalisten Weise um den Leib so Getreide so Missionare greifen dessen die Gemeinde Pflanzungen stand, durfte zeln aber, ruhig und b Lichthälter Jahres 185 oder 8 wieder herzugekommen ausmacht, d beigefügt wo daher ich sag dienstes an d

Zu Ne 1845, worin Grönland ga und Schwes b. J. stattda monatlichen die Brüder un

Mit Ne dem Orte se am Fuße des Mitte 1844 gleichfalls ihr Missionar N

Zu Ne Abnahme der vermögens, da tigkeit der Elte

Die Gen Entfernung u in schwer zug

¹⁾ Es schien Westafrika zu se Leben einführte. Personen gemacht vielmehr manche Christen finde id immerhin noch i Seidenthum ihre Kraft.

der Myalisten, meist junger Leute, war ein Tuch, das sie in auffallender Weise um den Kopf wickelten, und ein anderes, mit welchem sie sich den Leib so viel als möglich einschnürten. Ihr ganzes Wesen und Getreibe war ein Gemisch des Heidnischen und Christlichen. Die Missionare thaten das Ihre, dem Unwesen zu steuern und dem Umsichgreifen desselben kräftig entgegenzutreten, und die gute Galsung, welche die Gemeinde behauptete, setzte dem Unwesen einen Damm. Auf den Pflanzungen, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Gemeindegliedern bestand, durften die Myalisten sich gar nicht sehen lassen. Von den Einzelnen aber, welche ausgestoßen werden mußten, wurden mehrere bald ruhig und baten um Wiederaufnahme. — Im Juli 1852 schrieb Miss. Lichtenthaler von Irwinhill: „Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsere Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar d. J. sind noch 27 herzu gekommen, was mit den 70 vom v. J. im ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unserer Gemeinschaft beigelegt worden sind. Dies ist eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser als früher.“

Zu New-Carmel wurde anß Anlaß einer Rede am 19. Januar 1845, worin Dr. Robbins einen kurzen Bericht von der Mission in Grönland gab, ein Missionsverein von Seiten der schwarzen Brüder und Schwestern gestiftet, dessen erste Zusammenkunft am 11. April d. J. stattfand. Bald waren nahe an 200 Unterschriften zu einem monatlichen Beitrag von 1½ Penny (= 15 Pf. neu) beisammen, und die Brüder und Schwestern in New-Bethlehem folgten diesem Beispiele nach.

Mit New-Bethlehem sind 2 Schulen verbunden, die eine an dem Plage selbst, die andere zu Schoolfield, etwa 2 Stunden entfernt am Fuße des Berges, auf dem New-Bethlehem liegt, seit 1842 eröffnet, Mitte 1844 von 35 Schülern besucht. Aus dieser Gemeinde, die gleichfalls ihren Missionsverein hat, sind 7 Glieder mit dem Basler Missionar Riis¹⁾ nach Westafrika gegangen.

Zu New-Fulneck hatte Missionar Pfeifer 1844 über beträchtliche Abnahme der Schulen seit der Negerbefreiung zu klagen, theils infolge Unvermögens, das Schulgeld zu entrichten, hauptsächlich aber aus Gleichgültigkeit der Eltern, welche die Vortheile der Erziehung nicht zu schätzen wußten.

Die Gemeinde von Nazareth wohnt zerstreut bis auf eine Stunde Entfernung nach allen Richtungen, theils auf den Pflanzungen, theils in schwer zugänglichen Klüften und Schluchten mitten im Walde. Mis-

¹⁾ Es schien die einfachste Art der Mission in dem für Europäer so tödtlichen Westafrika zu sein, wenn man durch bekehrte Neger aus Westindien dort christliches Leben einführte. Der Versuch jedoch, der durch den genannten Missionar mit 24 Personen gemacht wurde, läßt sich keineswegs als gelungen bezeichnen, veranlaßte vielmehr manche Enttäuschung. Von den zu Akropong angesiedelten westindischen Christen finde ich aus späterer Zeit nur die Bemerkung, daß sie bei allen Schwächen immerhin noch das Bild einer christlichen Gemeinde darstellten. Allein gegen das Selbstenthum ihrer Brüder etwas auszurichten fehlte ihnen doch, wie es scheint, die Kraft.

sionar Feurig daselbst mußte im Juli 1844 klagen: „In der kurzen Zeit seit unserer Herkunft fand ich mich veranlaßt, 14 Mitglieder auszuschließen, meistens wegen fleischlicher Vergehungen. Ueberdies werden Klagen und Streitigkeiten unter ihnen häufiger, welches deutlich zeigt, wie viel noch zu thun übrig ist, bevor sie geschickt sind, Wohnungen Gottes durch Seinen Geist darzustellen. Die hiesige Schule ist gegenwärtig in einem kümmerlichen Zustande; kaum ein Kind wird von den Eltern zur Schule geschickt, und an einem Vorwande, diese Versäumnis zu entschuldigen, fehlt es nie. Da sie eben selbst in Unwissenheit aufgewachsen sind, so verlangen sie auch für ihre Kinder nichts Besseres.“

Bethany, 2000 Fuß über der Meeresfläche, unter mancherlei Schwierigkeiten und mit Hülfe der zur Gemeinde gehörigen Neger, von denen alle 14 Tage einige Hunderte beim Sprengen der Felsen, dem Tönen des Bodens und dem Bau der Häuser unentgeltlich mit Hand anlegten, gegründet, ist einer der schönsten Missionsplätze der Brüdergemeinde. Sämmtliche Gebäude sind von Stein aufgeführt. Die Kirche, auf der Vorderseite zwei Stockwerk hoch, da sie an den Felsen sich anlehnt, enthält im unteren Stock einige Stuben und ein geräumiges Schulzimmer, ist 175 Fuß lang, 50 Fuß breit, und faßt 8—900 Menschen. Die Kanzel, nebst der auf dieselbe führenden Treppe ist vom schönsten Mahagoni- und Cedernholz gearbeitet. Das sehr geräumige Wohnhaus ist vorn ebenfalls zweistöckig; über demselben befindet sich der Küchengarten. Zu den ursprünglichen 6 Acres sind 1842 noch 20 Acres hinzugekauft worden, auf denen das nöthige Futter für das Vieh gebaut wird; auch werden von den daselbst angepflanzten Kaffee-Bäumen jährlich einige Centner Kaffee geerntet. Als im Jahre 1833 der Bau der Kirche begonnen ward, waren mehrere größere Pflanzungen im blühenden Zustande, und die Bevölkerung belief sich in einem Umkreise von fünf Vierteltunden auf mehr als 1000 Neger. Seit 1838 aber haben die meisten derselben die Pflanzungen verlassen und sich noch tiefer im Gebirge in Dörfern von 4—500 Seelen, 2, 3—3½ Stunden weit, angesiedelt. Einzelne Mitglieder der Gemeinde leben in noch größerer Entfernung, aber obschon der Durchmesser des von der Gemeinde bewohnten Umkreises 8 Stunden beträgt, werden die Gottesdienste ganz regelmäßig besucht, wenn nicht der Regen ein Hinderniß in den Weg legt.

Beaufort, mit einem weilläufigen, in 3 Abtheilungen gebrachten Gemeindegebiet und 2 zu dem Platze gehörigen Schulen, bei deren einer die vier ersten Brodfruchtbäume stehen, welche von den Südsee-Inseln nach Jamaica verpflanzt wurden, zählte Anfang 1845 etwa 653 Gemeindeglieder, die meist sehr zerstreut auf der benachbarten Bergkette wohnen.

New-Hope, an der Seeküste, ein noch junger Platz, zählte 1845 etwa 614 Gemeindeglieder.

Litiz war früher bloß von lauter braunen Leuten bewohnt, deren sich die Brüder seit 1829 annahmen. Nach der Freilassung zogen auch Neger hierher. Vom Januar bis Mai 1842 schlossen sich über 100 Seelen, meist braune Leute, der Gemeinde an, die Ende 1845 bereits 1178 Glieder zählte.

Betha
gelegt wurde
Strl. Ende
Schüler.
daselbst: „U
Anzahl Sch
Kinder, so d
nur für 150

In neu
maica wohl
1860 gewes
haben, die f
in der Gehü
Es wurden
die Gemeind
Zu Anfang
evangelischen
durch die Be
nach ähnliche
Endlich im

Zuerst¹⁾ in
am Morgen ge
herzubrannte, u
fierte Gewissen
wohnen, wurde
von dem Einem
Erweckung auch
Junge lagen n
war nun keine
und gewaltigen
überall fand m
rigen Lebens, r
um Gnade ran
und Gnade üb
und da sehr st
Es fehlte nich
u. f. w. Der

¹⁾ Ueberflü
²⁾ Archib
vor mehr als 4
meiner Gehülfe
originelle Man
freundlichen G
und seinen Br
und ist bei jed
Spruch aus de
gleichungen zu
schidlichkeit Ge
verbündet er v
teren und Hüh
Achtung auf te

Bethabara. Zu der Kirche, deren Grundstein am 16. Jan. 1840 gelegt wurde, gab die Regierung von Jamaica gleichfalls 300 Pfund Strl. Ende 1845 zählte die Gemeinde 1017 Seelen, die Schule 46 Schüler. Unterm 15. April 1855 aber schreibt Missionar Seiler daselbst: „Unsere Tagesschule hat gegenwärtig eine noch nie erreichte Anzahl Schüler. An manchen Tagen beläuft sich dieselbe auf 180 Kinder, so daß wir uns mit ihnen in unserm Schulhaus, dessen Raum nur für 150 hinreicht, kaum Rath wissen.“

In neuerer Zeit ist in der Mission der Brüdergemeinde auf Jamaica wohl das bemerkenswertheste Ereigniß die Erweckung von 1860 gewesen, obgleich sich bei weitem nicht die Hoffnungen verwirklicht haben, die sich an dasselbe knüpften. Schon im Jahre zuvor zeigte sich in der Gehülfschule zu Fairfield eine auffallende geistliche Bewegung. Es wurden Gebetsstunden eingerichtet, da ein neuer Gebetsgeist durch die Gemeinde wehte. Dem Beispiele folgten bald die andern Stationen. Zu Anfang des genannten Jahres aber hielt man nicht nur die vom evangelischen Bunde angeregte Gebetswoche, sondern setzte, ermuntert durch die Berichte von den großen Erweckungen in Amerika und dürstend nach ähnlichen Erfahrungen, die Gebetsversammlungen noch weiter fort. Endlich im September fing es mächtig an, sich zu regen.

Zuerst¹⁾ in der New-Carmel Gemeinde am 20. September, wo sich nach der am Morgen gehaltenen Gebetsversammlung eine große Schaar zu Dr. Lichtenthäler herzubrängte, um Sündenbekenntnisse abzulegen und Rath und Trost für das geängstete Gewissen zu suchen. Fast alle Orte, wo die Mitglieder dieser großen Gemeinde wohnen, wurden von der Bewegung ergriffen, man ließ alles stehen und liegen, um von dem Einen, das noch ist, zu hören und zu reden. Am 28. zeigte sich dieselbe Erweckung auch in den Nachbargemeinden New-Fulned und Springfield. Alte und Junge lagen mit einander auf den Knien und schrien zum Herrn um Gnade. Bald war nun keine der 13 dortigen Gemeinden mehr übrig, welche an dieser allgemeinen und gewaltigen, alle Herzen erschütternden Regung nicht Antheil genommen hätte, überall fand man Schaaren von solchen, die in Reue und Buße wegen ihres bisherigen Lebens, nicht selten mit offenem Geständniß auch der vordorgersten Sünden, um Gnade rangen, oder deren Mund von Lob und Dank für erhaltene Vergebung und Gnade überfloß. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Bewegung anfangs heftig und da sehr stürmisch, mit großem Geräusch und vielen äußeren Geberden auftrat. Es fehlte nicht an körperlicher Aufregung, krampfhaften Zuckungen, Ohnmachten u. s. w. Der bewährteste der Helfer in New-Carmel, der alte Arch²⁾ Monteith,

¹⁾ Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869, S. 24 ff.

²⁾ Archibald Monteith zu New-Carmel, ein geborner Afrikaner, schon vor mehr als 45 Jahren erweckt, der wegen seiner ausgezeichneten Gaben als allgemeiner Gehülfe angestellt worden ist und als solcher auf Jamaica umherreist. Dieser originelle Mann ist von ansehnlicher Gestalt, stark und kraftvoll; aus seinen offenen, freudigen Gesichtszügen und seinen geistvollen Augen leuchtet die Liebe zu Jesu und seinen Brüdern hervor. Ohne fremde Anleitung hat er fertig lesen gelernt, und ist bei jeder Gelegenheit im Stande, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichen zu machen, schlagend zu antworten, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Gegenfragen zu stellen, so daß wenige ihm widerstehen können. Damit verbindet er viel Klugheit und Anstand, und versteht es, im Umgang mit Gebildeteren und Süßherzgelehrten sich so weislich zu benehmen, daß die ihnen gebührende Achtung auf keine Weise verletzt wird.

war deshalb fast misstrauisch gegen die ganze Sache. Daß sich aber bei der oberflächlichen, leicht erregbaren und zum Hochmuth geneigten Gemüthsart der Neger auch manches mit einbrängte, was die Realität der Erweckung verdächtig machen konnte, ist wohl kein Wunder. Die Missionare nahmen sich jedoch mit Anstrengung aller ihrer Kräfte der Gemeinden an, um die Bewegung in der rechten Weise zu leiten und allen drohenden Ausschreitungen und Schwärmereien vorzubeugen, was auch mit des Herrn Hülfe allermächtig auf das Beste gelang. Allmählich wurde die Bewegung der Gemüther eine stillere, mehr nach innen gerichtete, und es ließ sich um so gewisser eine nachhaltige Segensfrucht erwarten. Es sind zwar nicht alle Hoffnungen, die man wohl damals hegte, z. B. in Betreff der Zunahme unserer Gemeinden, in Erfüllung gegangen, denn die Menge derer, welche von auswärts kommend an der Erweckung sich theilnahmen und dem Drang der gewaltigen Anregung für eine Weile Folge leisteten, ist später meistens wieder zu den vorigen sündlichen Wegen zurückgekehrt; nichtsdestoweniger aber ist es unbestreitbar, daß diese Erweckung eine ganz besondere und außerordentliche Gnadenbeweisung von unserm lieben Herrn war, eine kräftige Heimsuchung, welche auch eine reiche und bleibende Frucht des Segens für die dortigen Gemeinden hinterlassen hat, eine Zeit, von der man sagen konnte, daß Er „der Priester Herz voll Freude gemacht und seinem Volk der Gaben Fülle gegeben habe“, eine Zeit, deren in der Geschichte der Jamaicanischen Mission nicht vergessen werden wird.“

Nach solchen Erfahrungen glaubte man, eine neue Periode der westindischen Mission sei hereingebrochen, die freie farbige Bevölkerung sei soweit erstarkt, die Selbsterhaltung und Bedienung der Gemeinde durch Missionare aus ihrer Mitte zu übernehmen. Zur Anbahnung einer solchen durchgreifenden Veränderung wurde 1862 eine genaue Visitation durch Br. Cunow aus Berthelsdorf und Br. Babbam aus London vorgenommen, die bis Mitte des nächsten Jahres dauerte und mit einer allgemeinen Konferenz der westindischen Brüdermissionare auf St. Thomas schloß. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen aber blieben sehr weit hinter den Erwartungen zurück. Obgleich sich auf Jamaica weit mehr Leben zeigt als in den Gemeinden mancher andern Inseln, gilt doch auch dort, was im allgemeinen von der westindischen Mission der Brüder noch 1869 gesagt wurde¹⁾: „Farbige Missionare und Missionsgehilfen sind auf verschiedenen Stationen angestellt, doch noch nicht in solcher Zahl, daß man sich dem Ziele des Entbehrlichwerdens der europäischen Arbeiter bereits nahe sähe. Es scheint die Erreichung derselben vielmehr noch in weiter Ferne vor uns zu liegen. In den letzten Jahren sind in dieser Hinsicht nur unbedeutende Fortschritte gemacht worden.“ Dabei war die Bereitwilligkeit, mit der die Gemeinden zu den Kosten für kirchliche Bedürfnisse beitrugen, immerhin anzuerkennen.

Sehr erfreulich aber war es für diese Mission, daß in den schweren Verwirrungen des Aufstandes von 1865, von dem unten ausführlicher zu reden sein wird, die Gemeinden in christlicher Unterthanentreue eine befriedigende Haltung bewahrten. Fehlt es auch bis jetzt nicht an mancherlei Hemmnissen, wie z. B. die auch hier vielfach zu Tage tretende Verarmung der Bevölkerung, so sind dieselben auf der fruchtbaren waldbreichen Insel bei weitem nicht so schlimm, wie auf andern Inseln, die durch die Dürre mehrerer Jahre sehr schwerer Heimsuchung aus-

gesetzt sind,
neuerer Zeit
maica ist i
Schwachheit
reichliche Fr

Hier h
Jahrhunder
Insel war b
daß bei der
von den Ne
Schon dama
Arbeit des
ehe neugewo
wie die seit
Die Statisti
von dem eig
dort:

Im Jahr

1809
1821
1827
1840
1846
1849
1856
1869
1870
1871
1872
1873
1874

Also zu
da ab außer
dem Anwach
diese haben
fall der Br
selbst die kat
wir keinerlei
dadurch ver
Momente mi
Rückgang de
findet sich n
als früher
mögen, obgl
angenommen

¹⁾ Ueberblick ff. S. 31.

geleitet sind, abgesehen von den Verwüstungen der Orkane, die auch in neuerer Zeit bedeutend waren. Das Gebiet der Brüdermission auf Jamaica ist immer noch eines, auf dem trotz mancherlei Mängel und Schwächen der Gemeinden denen, die mit Geduld arbeiten, eine reichliche Freudenenernte winkt.

Antigua.

Hier hatte die Mission bereits in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts viel Frucht getragen. Die ganze Negerbewölkerung der Insel war bereits so mit dem Sauerteige des Christenthums durchdrungen, daß bei der bevorstehenden Emanzipation auf derselben ausnahmsweise von den Uebergangsjahren der Lehrlingszeit abgesehen werden konnte. Schon damals schien der Dienst des Missionars immer mehr in die Arbeit des Pfarrers überzugehen. Und doch gehört noch lange Zeit dazu, ehe neugewonnene Gemeinden erstarken und einen solchen Halt gewinnen, wie die seit Jahrhunderten bestehenden Gemeinden christlicher Länder. Die Statistik der Brüdergemeinden auf Antigua gibt uns ein Bild von dem eigenthümlichen Entwicklungsgange, den sie nahmen. Es waren dort:

| Im Jahre: | In Pflege überhaupt | Kommunikanten |
|-----------|---------------------|---------------|
| 1809 | 10814 | — |
| 1821 | 15000 | — |
| 1827 | ca. 12000 | — |
| 1840 | 12292 | — |
| 1846 | — | 4729 |
| 1849 | 8806 | — |
| 1856 | 8200 | — |
| 1869 | 6254 | 2879 |
| 1870 | 6034 | 2756 |
| 1871 | 6206 | 2752 |
| 1872 | 6475 | 2866 |
| 1873 | 6231 | 2757 |
| 1874 | 6163 | 2825 |

Also zu Anfang des zweiten Jahrzehnts war der Gipfelpunkt; von da ab äußerlich Rückgang. Man möchte geneigt sein, die Abnahme aus dem Anwachsen der Methodistengemeinden zu erklären. Allein auch diese haben hier nie so große Zahlen erreicht, daß dieselben den Ausfall der Brüdergemeinde aufwogen. Wieviel die anglikanische und selbst die katholische Kirche an sich gezogen haben mögen, darüber finden wir keinerlei Anhaltspunkte. Epidemien, Hungersnoth, Orkane und die dadurch verursachte Verminderung der Bevölkerung mögen als wichtige Momente mit in Rechnung gezogen werden, immer jedoch muß uns dieser Rückgang der Gemeinden auffallend bleiben. Die genügende Erklärung findet sich nur in dem Zustande der Neger, die den jetzt jedenfalls höher als früher gestellten Forderungen des Gemeindelebens nicht entsprechen mögen, obgleich äußerlich die ganze Bevölkerung das Christenthum angenommen hat.

Nach der Emanzipation wurden hier übrigens noch 2 neue Stationen gegründet: Lebanon in der Mitte der Insel 1838, und Gracefield an der Nordküste 1840. Endlich ist 1859 der Predigtplatz Greenbay jenseits des Hafens von St. Johns auch zur Station erhoben, so daß die Zahl der Stationen auf 8 gekommen ist. 1847 wurde zu Cedarhall eine Centralschule gegründet, in dem fähige Negerkinder zur Aufnahme in das Schullehrerseminar der Mico Charity-Stiftung¹⁾ in St. Johns vorbereitet werden sollten. Die Gebäude dieser Anstalt wurden zwar schon im nächsten Jahr durch einen Sturm zerstört, aber wieder errichtet und seither mehrmals vergrößert.²⁾ Auch ein Lehrerinneninstitut wurde auf der Insel gegründet.

Hatte die Insel schon immer an Wassermangel gelitten, so steigerte sich zuweilen derselbe zu außerordentlicher Noth, wie 1837, wo das meiste Vieh starb. Auch in neuester Zeit trat wieder Dürre und Trockenheit mit den traurigsten Folgen ein. Ueberall in Westindien war der Plantagenbau seit der Emanzipation zurückgegangen; aber auf den wasserarmen Inseln konnte er vollends nicht gegen die Schwierigkeiten ankämpfen. Die Bevölkerung war ohne Verdienst. Nicht einmal die Lebensmittel, die der Neger bei seinen geringen Bedürfnissen nöthig hat, gab der Boden her. Hungernöth und Verarmung stellten sich ein. Der Kirchenbesuch wurde vernachlässigt. „Manche Gemeindeglieder entschuldigten sich damit, daß sie für sich und ihre Kinder keine anständige Kleidung mehr beschaffen könnten; andre überließen sich überhaupt der Muthlosigkeit und dem Stumpfsinn. Solche waren denn auch um so mehr dem schädlichen Einflusse der bei der Noth schnell zunehmenden Enstittlichung der Masse des Volkes ausgesetzt.“ Daran knüpften sich viel traurige Erfahrungen. Diese Zustände sind es, die sich auch in den schwankenden Zahlen, wie wir sie für die letzten Jahre gegeben haben, widerspiegeln.

St. Kitts.

Zu den drei bereits vorhandenen Stationen dieser Insel kam 1845 Estridge an der Nordküste als die vierte hinzu, nachdem an dem Orte schon ein paar Jahre früher ein Schul- und Versammlungshaus gebaut worden war. Die Gemeinde zu Bethel schmolz zusammen, da die Negerbevölkerung der Umgegend seit der Emanzipation sehr abnahm. Andre Missionen breiteten sich mehr und mehr aus (wahrscheinlich sind die Methodisten gemeint) und viele von den Gliedern der Brüdergemeinde gingen zu ihnen über, besonders wo die neuen Stationen ihnen bequemer lagen. So finden wir auch hier eine beträchtliche Abnahme, wie folgende Zahlen zeigen: 1826: 5236, 1849: 3905, 1869: 3225. Seitdem schwankt die Zahl der Pflegebefohlenen zwischen 3371 und 3155. Die Zahl der Kommunikanten aber hat sich in den letzten 5 Jahren ziemlich fest auf 1250 gehalten. Auch ist hier durch Orkane, Erdbeben, Epi-

¹⁾ Vergl. unten, unter Nummer 2.

²⁾ 1871 ist sie aufgehoben worden, da sich die Ausbildung in dem erstgenannten Institut in gleicher Weise erzielen läßt.

demien u. f.
der Mission

Hier na
zipation eine
1200 auf 31
Höhe nicht g
1000 Komm
town eine C
den beiden d
errichtet wer
„Wir haben
noch ferne ist,
sowohl in g
können. Den
hatte, bezeugt
mehr Verlan

Hier hat
Nach geringe
auf. Hier n
der Fünfzige
als auf den
nur die eine
bigtplätze ver
wurde im ge
Das Land u
auch hier wie
ordentliches S
sonders stark.
die Gemeinde
Dürre mit il
armung sind
gewandert.
viel Gleichgü

Während
Freiheit erha
die alte D:
markt, zu be
sein scheint),
die den schän
die frühesten

¹⁾ I. P. K

demien u. s. w. viel Schaden geschehen, unter dem auch die Entwicklung der Mission zu leiden hatte.

Barbados.

Hier nahm die Brüdermission im ersten Jahrzehnt nach der Emanzipation einen wesentlichen Aufschwung. Die Seelenzahl stieg von etwa 1200 auf 3188 (im Jahre 1848), hat sich indessen doch auf dieser Höhe nicht gehalten. In neuerer Zeit beträgt sie 2500, wovon gegen 1000 Kommunikanten. Schon 1834 hatte in der Hauptstadt Bridgetown eine Gemeinde gebildet werden können, und 1841 mußte zwischen den beiden älteren Saron und Mount Labor eine neue, Cliftonhill, errichtet werden. 1847 wurde gelegentlich einer Visitation berichtet: „Wir haben uns überzeugt, daß die Zeit noch nicht da, ja vielleicht noch ferne ist, wo die Gemeinden (hier wie auf den früher besuchten Inseln) sowohl in geistlichen als in leiblichen Dingen auf sich selbst stehen können. Dennoch konnte 1855, nachdem die Cholera verheerend gehauft hatte, bezeugt werden, daß sich mehr Gefühl und Empfänglichkeit und mehr Verlangen nach dem Worte des Lebens kund gab.“

Tobago.

Hier hatte die Mission einen ähnlichen Verlauf, wie auf Barbados. Nach geringen Erfolgen blühte sie bald nach der Emanzipation lieblich auf. Hier wurde die höchste Seelenzahl der Gemeinden zu Anfang der Fünfziger Jahre erreicht, hat sich seitdem aber auch bisher mehr als auf den andern Inseln in dieser Höhe gehalten. Bis 1842 war nur die eine Station Montgomery vorhanden, mit der mehrere Predigtplätze verbunden waren. Einer der letzteren, Indian Wall, wurde im genannten Jahre zur Station erhoben und Moriah genannt. Das Land umher ward an Neger verkauft, und so bildete sich bald auch hier wie um manche andere Missionsstation in Westindien ein ordentliches Dorf. 1845 war der Zubrang zur Kirche und Schule besonders stark. Nach den Verheerungen durch einen Orkan 1848 waren die Gemeinden in steter Zunahme begriffen. Später trat auch hier die Dürre mit ihren traurigen Folgen auf. Unter der zunehmenden Verarmung sind auch hier bereits viel Neger nach günstigeren Inseln ausgewandert. Bei den bleibenden zeigt sich namentlich unter der Jugend viel Gleichgültigkeit und leichtfertiges Wesen.

b. Dänisch-Westindien.¹⁾

Während in Britisch-Westindien schon lange die Schwarzen ihre Freiheit erhalten hatten, bestand auf den dänischen Inseln immer noch die alte Ordnung der Dinge. Es liegt darin kein Vorwurf für Dänemark, zu dessen Ehre es gesagt werden muß (was wenig bekannt zu sein scheint), daß die Dänen, und nicht die Engländer, die ersten waren, die den schändlichen Sklavenhandel abgeschafft haben; und zwar datiren die frühesten Bestimmungen darüber bereits von 1792, konnten jedoch

¹⁾ I. P. Knox, a historical account of St. Thomas. New-York 1852.

erst 1803 zur vollen Ausführung gebracht werden. Auch war die Lage der Neger seit Jahrzehnten in diesen Kolonien eine so wenig drückende, daß, als im Jahre 1847 Maßregeln für die beabsichtigte Emanzipation getroffen wurden, darüber unter der schwarzen Bevölkerung sich wenig Freude kund gab, ja sogar über einige nothwendige Folgen dieser Neuerung, und die Art, in der sie eingeführt werden sollte, viel Unwille entstand. Das betreffende Gesetz verordnete nämlich, daß alle vom 28. Juli 1847 ab gebornen Kinder frei sein sollten, und daß erst nach einer Uebergangszeit von 12 Jahren die Sklaverei gänzlich aufhören solle.

Der Zündstoff politischer Unzufriedenheit, der sich damals überall in Europa angeammelt hatte, fand seinen Weg auch nach Westindien und verbreitete sich unter die Schwarzen. In der geheimnißvollsten Weise wurde auf St. Croix ein Aufstand geplant, der am 2. Juli 1848 ohne entdeckt zu werden zum Ausbruch kam. Eine große Menge Neger drang in Frederikstadt ein und demolirte mehrere öffentliche Gebäude, ohne daß die geringe Besatzung des Forts, obgleich von den Schwarzen als feige verhöhnt, ihnen Widerstand leistete. Sie forderten die sofortige Erklärung ihrer vollständigen Freiheit. Die Bewohner waren in den größten Schrecken versetzt, obgleich die Neger kein Blut vergossen, sich auch nicht am Privateigenthum vergriessen. Man flüchtete auf die Schiffe; man sandte Boten um Hülfe. Endlich erschien der Generalgouverneur, der ebenfalls den Kopf verloren hatte, und ohne weiteres das vollständige Aufhören der Sklaverei erklärte. Die meisten zogen sich hierauf zu ihren Plantagen zurück, von denen die Besitzer meist gestützt waren. Auch auf Christianssted war ein Hause eingebrungen, auf den aber nach einem nichts wirkendem Schreckschuß ein zweiter scharfer Schuß (eigenmächtig von einem Officier) abgefeuert wurde, der einige tödtete und mehrere verwundete, worauf der Haufen in der größten Hast auseinander stob, ohne einen weiteren Versuch, in die Stadt einzudringen. Einige Tage war die Insel noch sehr unruhig. Abends sah man den Widerschein von zahlreichen Feuern selbst von St. Thomas aus, wo viele Flüchtlinge inzwischen in Verzweiflung angekommen waren und man nichts anders erwartete, als daß sämtliche Plantagen von St. Croix in Flammen ständen. Es waren jedoch nur Megasthäusen, die brannten, obwohl in manchen Häusern geplündert und die Möbel zerstört waren. Schwarzen, Num und Juder hatten die Aufrührer am meisten angezogen. — Nach einigen Tagen kamen 500 Mann spanische Infanterie, die man von Portorico zur Hülfe erbeten hatte. Die Ruhe war bald wieder hergestellt. Es fand sich, daß auf vielen Plantagen die Sklaven ruhig geblieben waren, und sogar das Eigenthum ihrer Herren gegen die Aufwiegler vertheidigt hatten. Einige Anstifter des Aufstandes wurden überführt und hingerichtet. Wie sich die Mitglieder der Brüdergemeinde in dieser Katastrophe stellten, darüber finde ich nichts. Vergleicht man aber diesen Negeraufstand, bei dem die Schwarzen die volle Gewalt in die Hand bekommen hatten, mit jenem auf St. Jan von 1733, wo das Blut der Weißen in Strömen floß, so werden wir hier ein Zeugniß für die großartigen Erfolge der Mission finden, das auch dem

blödesten Auge aus den Willen wenn auch nicht zugänglich.

Freilich sie ihre Freiheit Arbeit abgefeuertung des herstellung der Licht dem dro wurde eine Arbeiten sollte Ausführung. unter dem et wurde, das dänischen In britischen. Wie früher und je Behandlung g Neger zur Ar nicht von über verschont, die

Es war neue Schulord auf die Freile der Antrag ge 1841 wurden waren, auf E Unzuträglich Schulen besuch geändert. Au richtung getro auf den Sonn in der Woche

Auch auf halten worden Herren u. f. Umständen et Dennoch war Missionstreifer Freigebung al die Regierung Schwarzen erl

Eine wie war das Auf hier seit alter beibehalten w Seelsorge und

blödesten Auge einleuchten und den Gegner unsrer Sache überführen muß. Aus den wilden barbarischen Heiden war ein christliches Volk geworden, wenn auch noch mit viel Schwachheit behaftet und den Verführungen zugänglich.

Freilich war es noch ein Volk unverständiger Kinder. Nun hatten sie ihre Freiheit, und hätten sie gerne so verstanden, als sei damit alle Arbeit abgeschafft. Die Kolonisten aber, so kopflos sie in der Verwirrung des Aufstandes waren, so geschäftig waren sie, nach Wiederherstellung der Ruhe eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die möglichst dem drohenden Ruin der Insel vorbeuge. Schon am 29. Juli wurde eine Verordnung erlassen, wonach die Neger gegen Lohn weiter arbeiten sollten, und wie es scheint, kam sie ohne Schwierigkeit zur Ausführung. Einige Monate später kam der neue Gouverneur an, unter dem ein sehr eingehendes Gesetz zur Regelung der Arbeit erlassen wurde, das sehr gute Erfolge gehabt hat. Jedenfalls haben die dänischen Inseln durch die Emanzipation weniger gelitten als die britischen. Velsch ist dort der Unterschied in der Lage der Neger von früher und jetzt nicht so bedeutend, weil schon immer eine sehr milde Behandlung geübt wurde, und wiederum jetzt festere Ordnungen den Neger zur Arbeit anhalten. Dennoch blieben auch die dänischen Inseln nicht von übeln wirthschaftlichen und sozialen Folgen der Emanzipation verschont, die immer mehr hervortraten.

Es war von der dänischen Regierung schon vorher durch eine neue Schulordnung auf eine geeignete Vorbereitung der Bevölkerung auf die Freilassung Bedacht genommen. Der Brüdergemeinde wurde der Antrag gemacht, das ganze Schulwesen in die Hand zu nehmen. 1841 wurden 8 Schulen, für die ziemlich großartige Gebäude errichtet waren, auf St. Croix eröffnet. Späterhin stellte sich jedoch manche Unzuträglichkeit heraus, da die Kinder aller Konfessionen gleichmäßig diese Schulen besuchen sollten. In diesem Punkte wurde später das Gesetz geändert. Auch sonst hatte die Regierung schon manche heilsame Einrichtung getroffen, wie z. B. die Abschaffung des Sonntagsmarktes, der auf den Sonnabend verlegt wurde (1843); dagegen erhielten die Neger in der Woche mehr Zeit für die Arbeit auf ihren Kostgründen.

Auch auf den Missionsstationen waren immer noch Sklaven gehalten worden. Ihre ganzen Verhältnisse, ihre Stellung zu ihren Herren u. s. w. war ein rechter Beweis, daß es nicht unter allen Umständen etwas Unchristliches und Unfittliches ist Sklaven zu halten. Dennoch war das Bewußtsein in der Heimat und namentlich in den Missionskreisen diesem Gedanken so entfremdet, daß schon 1844 die Freigebung aller der Brüdergemeinde gehörigen Sklaven erfolgte, wobei die Regierung noch manche Schwierigkeiten machte. Nur wenige dieser Schwarzen erkannten die ihnen ertheilte Wohlthat und bedankten sich dafür.

Eine wichtige Veränderung, die etwa um dieselbe Zeit eintrat, war das Aufgeben des Industriebetriebes durch die Brüder, wie er hier seit alter Zeit zum Unterhalt der Mission geschehen und bis dahin beibehalten war. Von nun an sollte die Mission nur in Predigt, Seelsorge und Schule wirken. Endlich ist auch noch zu erwähnen, daß

das früher auch als Kirchensprache gebrauchte Negerkreolisch, das mehr und mehr, wie wir oben andeuteten, durch das Englische verdrängt war, seit 1840 aufgegeben und durch das letztere ersetzt wurde.

Neue Stationen sind auf diesen Inseln nicht entstanden, nur wurde in der Stadt St. Thomas 1843 eine selbständige Missionsgemeinde eingerichtet. —

Auffallend mag es sein, daß wir auch hier statistischen Abnahmen begegnen. Wir vergleichen folgende Zahlen:

| Im Jahre: | In Pflege: | Kommunikanten |
|-----------|------------|---------------|
| 1851 | 10087 | 2999 |
| 1869 | 5857 | 2620 |
| 1874 | 3798 | 2514 |

„Auf der Insel St. Thomas“, sagt der letzte Jahresbericht, „ist leider die einst so blühende Erstlingsgemeinde, Neu-Herrnhut, sehr klein geworden, nachdem der Plantagenbau in der dortigen ziemlich bergigen Gegend fast ganz aufgehört hat, und in Folge davon die Bevölkerung meist nach der Stadt, die jetzt (fast allein) der Insel ihre Bedeutung gibt, fortgezogen ist. Auf der kleinen bergigen Nachbarinsel St. Jan sind die beiden Gemeinden ebenfalls in Folge der ganz heruntergekommenen Bodenkultur sehr zusammengeschmolzen. Ihren Lebensunterhalt gewinnen jetzt viele Gemeindeglieder nur noch durch den Fischfang. Auf St. Croix ist der Plantagenbau noch mehr in Blüte, und unsere drei Gemeinden konnten sich ungestört erbauen.“

Jedenfalls ist mit den ange deuteten Verhältnissen auch hier der sittliche Zustand der Bevölkerung gegen früher gesunken. Sollten die Gemeinden nicht gleichfalls sinken, so müßten sie äußerlich zusammen schmelzen. Schließlich sei auch bemerkt, daß die Katholiken auf den dänischen Inseln in neuester Zeit viel Anhang gewonnen haben.

10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart.

Wenn wir die Berichte der Methodisten im Laufe des ersten Jahrzehnts nach der Emanzipation ansehen, erhalten wir den Eindruck, daß kaum je auf Erden das Evangelium größere Triumphe gefeiert habe als damals in Westindien. Die christlich gesinnten Abolitionisten jubelten nicht mehr bloß über den Sieg, sondern über die herrlichen Früchte, die aus demselben hervorgewachsen und durch welche mancherlei frühere Besorgnisse, wie die Sache ablaufen werde, aufs glänzende widerlegt wurden. Man konnte hinweisen auf die Schaa ren wohlgekleideter Neger, die sich überall zu den Kirchen drängten, und keinen Platz fanden, so daß zahlreiche neue Gotteshäuser erbaut werden mußten; und dazu brachte die schwarze Bevölkerung mit einer Freudigkeit Opfer, welche die Gemeinden der alten Christenheit oft beschämen mußte¹⁾.

¹⁾ Wobei freilich meistens noch eine Bauschuld blieb, die verzinst und allmählich abgetragen werden sollte. Diese Schulden haben sich nun aber vielfach bis auf die neue Zeit hingezogen und lassen wie ein Alp auf den jetzt verarmten Gemeinden.

Die Heiligen den Markt versammlung der vollen steht man vor der Em „Hörer“¹⁾ (schlossen, vi Jetzt aber k zählen. So die in den wenn auch ohne Schule wendigkeit de wesen noch Dennoch bot Ausichten d wahrnehmen Entfittlichung

Man fi nisch waren, gischem Blick Der wirthsch die sozialen schlimmen F Heimsuchung Lheuerung un Insel schwer die jungen se Etwa ein Jo

Es ist j Fast ein M Schatten aus lassen) immer die sich schön fromme Mit Schwachheiten berichte geben indien, wie Angaben ver Wir mo glieder reden

¹⁾ Dabei die Rede ist, de treffenden Que

²⁾ Neuere werden sollen.

Die Heiligung des Sonntags war rühmlich. Die Entweihung durch den Markt war fortgefallen; die wüsten Tänze wurden durch Gebetsversammlungen und geistliche liebliche Lieder verdrängt. Die Zahlen der vollen Gemeindeglieder (members) mehrten sich. Darunter versteht man bei den Methodisten die Abendmahlsgenossen, deren Zahl vor der Emanzipation ziemlich niedrig war, wenn auch die Zahl der „Hörer“¹⁾ (hearers), derer die sich überhaupt der Denomination angeschlossen, vielfach schon damals sehr hoch angegeben werden konnte. Jetzt aber ließen sich fast soviel volle Glieder wie früher Hörer zählen. Sonntagsschulen waren in Blüte. Auch die Tagesschulen, für die in den Zeiten der Sklaverei nur kümmerlich Raum war, gediehen, wenn auch aus Mangel an Mitteln und Lehrkräften (oder weil die ohne Schule aufgewachsenen Eltern noch nicht so recht von der Nothwendigkeit der Schulbildung ihrer Kinder überzeugt waren) das Schulwesen noch etwas hinter dem Wachsthum der Gemeinden zurückblieb. Dennoch bot die freie christliche Negerbevölkerung die hoffnungsvollsten Aussichten dar. Was sich dazwischen noch von ungünstigen Zeichen wahrnehmen ließ, kam auf Rechnung der durch die Sklaverei bewirkten Entfittlichung und ihrer Nachwirkungen.

Man fühlt es den Nachrichten aus jener Zeit ab, daß sie sanguinisch waren, daß sie von Beobachtern mit wenig gelübtem psychologischen Blicke herrührten. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Der wirtschaftliche Verfall der Kolonien und seine Rückwirkung auf die sozialen Verhältnisse, die zunehmende Verarmung mit ihren schlimmen Folgen für die Sittlichkeit, und dies gesteigert durch schwere Heimgängen mit Epidemien, Orkane, Erdbeben, anhaltende Dürre, Theurung und Hungersnoth, wie sie auch in günstigeren Zeiten die Insel schwer schädigen mußten, — alles dies waren Prüfungen, denen die jungen so schnell aufgesprockten Gemeinden nicht gewachsen waren. Etwa ein Jahrzehnt nach der Emanzipation trat der Rückschritt ein.

Es ist jedoch schwer einzugestehen, daß man sich getäuscht habe. Fast ein Menschenalter hindurch klingen die Berichte (obgleich die Schatten aus dem lichtgehaltenem Bilde sich immer weniger zurückhalten lassen) immer noch günstig. Immer finden sich noch einige Punkte, an die sich schöne Aussichten knüpfen ließen; immer gab es noch treue, fromme Mitglieder in den Gemeinden, mit denen man sich über die Schwachheiten anderer tröstete u. s. w. Erst die neuesten Jahresberichte geben ein klareres Bild von den wirklichen Zuständen in Westindien, wie sie schon immer nach einer Vergleichung der statistischen Angaben vermuthen ließen.

Wir wollen auch hier zunächst einmal die Zahlen der vollen Mitglieder reden lassen, u. z. nach den verschiedenen Distrikten.²⁾

¹⁾ Dabei bemerke ich, daß in unserm 4. Abschnitt, auch wo von Mitgliedern die Rede ist, der Ausdruck in diesem weiteren Sinn genommen war, da in den betreffenden Quellen sich meistens nur die dahin bezüglichen Zahlen vorfinden.

²⁾ Neuere Distrikte sind noch Honduras und Cayti, die weiter unten erwähnt werden sollen.

| Antigua | | St. Vincent ¹⁾ | | Jamaica | Bahama |
|---------|-------|---------------------------|---------------|---------|--------|
| | | mit Demerara | ohne Demerara | | |
| 1845 | 14850 | 12836 | — | 25662 | 3544 |
| 1853 | — | — | — | 19478 | 2800 |
| 1861 | 10884 | 12728 | 9369 | 20490 | 3619 |
| 1865 | 9888 | 10685 | 7533 | 16253 | 3661 |
| 1868 | 9147 | 10383 | 7244 | 14113 | 3775 |
| 1871 | 11258 | 13035 | 8808 | 14930 | 3898 |
| 1875 | 9429 | 12484 | 8421 | 16557 | 3911 |

Abgesehen also von den Bahama's, auf denen zum Theil andre Verhältnisse herrschen als auf den übrigen westindischen Inseln, und auf denen der Rückgang schon vor mehr als einem Jahrzehnt einem stätigen Wachsthum Platz gemacht hat, sehen wir im Vergleich mit der Blüthezeit eine bedeutende Verminderung der Gemeinden, die wenn sie und da auch einmal wieder eine Vermehrung eintrat, doch noch bedenkliche Schwankungen verursacht.

Vernehmen wir nun aus dem neuesten Jahresbericht Folgendes:

Die Zunahme der Mitglieder gegen das vorige Jahr beträgt 218. In Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die aus der chronischen Armuth der westindischen Inseln entspringen, sind wir für dieses Ergebniss dankbar. Die Missionare, die fleißig gegen die mächtigen feindlichen Einflüsse streiten, verdienen unsere Sympathien. Die Abnahme in einigen Distrikten ist mehr scheinbar als wirklich, da der mangelhafte Besuch der Klassen-Versammlungen in weitem Maße von der Armuth eines großen Theils unsrer Zuhörer und Mitglieder herrührt, die nicht im Stande sind, ihren gewöhnlichen Beitrag zu entrichten und deshalb zurückbleiben. Es liegt auf der Hand, daß es in Westindien viele „Kreise“ (circuits) gibt und noch für einige Jahre geben wird, die wie diejenigen unsrer Home-Mission mehr oder weniger unsere Hülfe erfordern. Die Bemerkungen unsres vorjährigen Berichtes machen es überflüssig, daß wir uns hier wieder über die gegenwärtige Lage und die Aussichten dieser wichtigen und jetzt so viel geprüften Mission aussprechen. Vor vierzig Jahren waren unsre Erwartungen unvernünftig (unreasonable). Wir meinten, die Emanzipation sei das Heilmittel für jedes Uebel in der sozialen Lage der afrikanischen Race. Wir konnten nicht den Wechsel der Politik unsrer Regierung voraussehen, durch den Produkte der Sklavenarbeit mit denen der freien Arbeit rivalisiren durften; auch nicht, daß die Periode des Ueberganges von Sklaverei zur Freiheit eine Zeit so schwerer Prüfungen für alle Theile sein würde. Mögen die Missionsfreunde versichert sein, daß trotz alles äußeren Scheines der Stand der wirklichen Religion in Westindien niemals befriedigender²⁾ war, als in dieser

¹⁾ Demerara bildet seit 1863 (?) einen besonderen Distrikt. Es ist zu beachten, daß hier auch die Kuli-Mission mit eingeschlossen ist.

²⁾ Darnach beurtheile man also die früheren Berichte. d. Verf.

gegenwärtig
Aufhören, i

In der
einer Bespr
in Westindi

„Mag
schwerer w

Zustand der
daß daß U

Urtheil nur

Heilende vo in Westindi Finken

Arten. „Die
Race Bericht
getischen (S)

gettlichen
Gesellschaft
für die Bil

wir doch ge
wie das alte

religiöse Bildung
wachsenden B

und daß auf
Anzahl befehl

päiſchen ode
hervorgerufen

rung Westin
 Zweifel über
 sm...

1834 aufgen
unter malch

kannte keine
Montagen

den Gottesdi-
nahme ihrer

Bevölkerung
in denen Kl

weislich geüß
mäßigen Mu

und können
häusliche Zu-

stigen Stellung
wenn Energie
Amerika, Fak

Wir dürfen:

¹⁾ In die
manche Pflanz

Bahama

3544
2800
3619
3661
3775
3898
3911

theil andre
inseln, und
ehrt einem
vergleich mit
die wenn
doch noch

folgendes:
beträgt 218.
chronischen
dieses Er-
zigen feind-
e Abnahme
mangelhafte
der Armuth
die nicht im
nd deshalb
ndien viele
n wird, die
nfre Hilfe
machen es
e Lage und
Mission aus-
artungen
nzipation
Lage der
der Politik
lavenarbeit
t, daß die
it so schwe-
onsfreunde
wirklichen
s in dieser

gegenwärtigen Periode, und daß wir zu seiner Zeit ernten sollen ohne Aufhören, wenn wir nicht müde werden Gutes zu thun."

In dem vorher angeführten Bericht von 1874 aber heißt es nach einer Besprechung der Hindernisse, die der Selbsterhaltung der Kirche in Westindien noch entgegenstehen:

"Mag diese Frage auch richtig sein, so ist jedoch eine andre noch schwerer wiegend, nämlich die, über den wirklichen moralischen Zustand der westindischen Bevölkerung. Es kann nicht geleugnet werden, daß das Urtheil der gelegentlichen Besucher im ganzen ungünstig lautet." Darauf sei indessen nicht viel Gewicht zu legen, weil sich dies Urtheil nur auf die ersten oberflächlichen Eindrücke gründe, die der Reisende von den Haufen träger unordentlicher Leute erhalte, die sich in Westindien so gut wie in London an Landungsplätzen u. s. w. finden. "Aber wenn wir von den besten Freunden der afrikanischen Race Berichte hören oder lesen, die trotz ihres im allgemeinen apologetischen Charakters einen verhältnißmäßig entsetzlichen Zustand der Gesellschaft als in Westindien vorhanden enthüllen, der höchst ungünstig für die Bildung und Förderung des christlichen Charakters sei, so sind wir doch gezwungen zu glauben, daß wo Rauch ist, Feuer sein muß" wie das alte Sprüchwort sagt. Die übertriebenen Angaben, die viele religiöse Blätter durchlaufen, dahin gehend, daß einer von je drei erwachsenen Bewohnern Jamaica's ein Mitglied irgend einer Kirche sei, und daß auf der Insel im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Anzahl belehrter Personen seien als in irgend einem Theile der europäischen oder amerikanischen Christenheit, haben auch eine Reaction hervorgerufen, die manche guten Leute, die an der Wohlfahrt der Bevölkerung Westindiens tiefes Interesse haben, dazu führt, die peinlichsten Zweifel über die Aufrichtigkeit des dortigen Christenthums zu hegen.

"Man muß aber nicht vergessen, daß eine neue Generation seit 1834 aufgewachsen ist unter Verhältnissen, sehr verschieden von denen, unter welchen ihre Väter standen. Die Sklavenbevölkerung vor 1834 kannte keine Freunde als die Missionare,¹⁾ und gebunden je an ihre Plantagen, waren sie leicht zugänglich und im allgemeinen in der Lage den Gottesdiensten beizuwohnen. Ihre Kinder bedürfen nicht die Theilnahme ihrer Religionslehrer, da sie nicht länger unterdrückt sind. Die Bevölkerung ist weit zerstreut, in den zahllosen kleinen Niederlassungen, in denen Fleiß und Gewerthätigkeit auf ihre Art (native industry) weislich geübt wird. Sie sind infolge davon weit entfernt von der regelmäßigen Aufsicht des Predigers und von dem Unterricht in der Tageschule, und können selbst die Sonntags-Gottesdienste nur gelegentlich besuchen. Häusliche Zucht, verständig geübt, möchte viel vermocht haben, der ungünstigen Stellung der aufwachsenden Generation entgegenzuarbeiten; aber wenn Energie und Weisheit in der Kindererziehung schon oft in England und Amerika fehlen, um wieviel mehr unter den befreiten Negern Westindiens. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Vernachlässigung der religiösen

¹⁾ In dieser Allgemeinheit ist die Behauptung wieder nicht zutreffend. Es gab manche Pflanzler, die echte Freunde der Neger waren.

zu beachten,

Vorschriften, gefolgt von einem allmählichen Versinken in die Laster und Thorheiten der verderbten Gesellschaft, die sie umgibt, mehr die Regel als die Ausnahme ist bei der Jugend beider Geschlechter, wie es nur zu sehr auch in andern Ländern der Fall. — Wo viele Personen, jung und alt unter religiösen Einfluß in den Revivals gebracht worden sind, mit denen diese Gegenden gesegnet waren, hat der Mangel aller andrer als der oberflächlichsten Elementarbildung die religiöse Festigkeit gehindert. Ohne den Advokaten der Kultur alle ihre Behauptungen zuzugestehen, müssen wir zugeben, daß ohne einige Kultur, sei es durch Schule oder den veredelnden Einfluß einer höheren Gesellschaft, das religiöse Gefühl geneigt ist auszuarten und seinen Duft zu verlieren. Es muß wurzeln und sich fest gründen. Die Jugend in Westindien hat in dieser Beziehung wenig Gelegenheit gehabt, und arbeitet unter einem sehr ungünstigen Umstande¹⁾. Es ist das Fehlen einer achtbaren Mittelklasse, die auch die unteren Klassen zum weiteren Streben anreizt. Es gibt in Westindien einzelne sehr achtbare farbige und Neger-Familien, sie sind jedoch nicht zahlreich genug um eine Klasse zu bilden, die auf die Masse der Bevölkerung jenen so nöthigen sozialen Einfluß übt. Wir glauben aber, daß sich diese Klasse mehr und mehr bildet, und hoffen, daß aus derselben in Zukunft die Geistlichen, Lehrer und Beamten Westindiens hervorgehen werden. Von dieser Seite hoffen wir auch ein höheres Maß Moralität, namentlich im Verhältniß der Geschlechter und in andern Beziehungen. Die Verschwendung, die mit prächtigen, theuren Kleidern und übermäßigen Ausgaben bei Hochzeiten und Begräbnissen geschieht, zeigt uns nur unsre eignen Thorheiten vergrößert und karikirt". — — —

Was Westindien besonders nöthig hat, sind Geistliche, die aus der Bevölkerung selbst hervorgehen. Wir meinen damit nicht Geistliche, die sich der europäischen Race anschließen und ihren Geschmack und ihre Sitten annehmen, sondern die mitten in ihrem Volke stehen, und doch durch Bildung so gehoben sind, daß sie das Volk mit sich heben können. Europäische oder farbige europäisirte Missionare, so schätzbar sie sind, gleichen immer exotischen Pflanzen. Einige akklimatisiren und identifiziren sich mit dem Volk.²⁾ Doch das Klima ist ein zu großes Hinderniß für die Naturalisirung des Europäers. Aus dem „Mico-Institut für Lehrer“ sind schon Männer hervorgegangen, wie wir sie brauchen. Wir dürfen unsre westindischen Gemeinden nicht einer Geistlichkeit ohne wissenschaftliche Bildung überlassen³⁾."

Reduzirt man die übertriebenen Schilderungen sowohl der urtheilslosen Freunde als auch der Gegner, so bleibt doch als Thatsache, daß es immer noch große Zahlen von wahrhaft frommen Bekennern des Christenthums gibt (besonders unter den weiblichen Mitgliedern). Der Verlust von Mitgliedern ist oft in andrer Beziehung ein Gewinn:

¹⁾ Im Folgenden ist vielfach mit Abkürzung citirt.

²⁾ Hierher gehört ein Blick auf die schon erwähnte Methode, die Missionare so oft zu wechseln.

³⁾ Hiernach wäre also der Bildungsstand der zahlreichen sogenannten „Kotaprebiger“ zu beurtheilen. Der Bericht von 74 führt in allen Distrikten 410 solche an.

Die Qu
nach unsr
der letzte
Die
Anstreng
aufs höc
Gemeinde
Vergl. un
In
diesenmiff
ziemlich
Uebersicht
Distrikten

1. M
zu St. J
andern P
— 733 E
2. D
von den
vielsach m
Bischof u
und den P
3. M
hier sind
4. M
infolge der
gebrückt; v
5. S
Mitgl. Ha
ist große
6. S
7. S
8. S

der ersten
in dem fr
ganze Krei
9. I
West Ent
(Spanisch
1108 Mit
Der
fionare res
Lokal-Preb
und 37 L
diensten (i

Burkhardt, W

Die Qualität ist wichtiger als die Anzahl. Diese Mission ist jetzt, nach unsrer Meinung, in einem weit gesunderen Zustande als sie während der letzten dreißig Jahre war.

Hierzu deuten wir noch nach anderweiten Berichten an, wie die Anstrengungen der anglikanischen Kirche, die früher die Schwarzen aufs höchste gröblich vernachlässigte, in neuerer Zeit unter ihnen viel Gemeinden gesammelt hat, den Methodisten manchen Abbruch that. Vergl. unten No. 12 c.

In dieser Darlegung möchte der Entwicklungsgang der Methodistenmission von den Zeiten der Emanzipation bis auf die Gegenwart ziemlich klar angedeutet sein. Wir lassen daher nur eine kurze Uebersicht über den neuesten Stand derselben in den verschiedenen Distrikten folgen.

I. Antigua.

1. **Antigua** mit 2 Kreisen (circuits). Die Hauptstation in dem ersten zu St. Johns mit 6—8 Außenstationen resp. Predigtplätzen, in dem andern Parham mit 4 andern Plätzen. Zusammen 1600 Mitglieder — 733 Schüler.

2. **Dominica**. Roseau und 6 andre Plätze, deren einige zu selten von den entfernt wohnenden Missionaren besucht werden und daher vielfach wenig befriedigen, wogegen die sehr eifrigen Katholiken mit einem Bischof und 12 Priestern in der Bevölkerung viel Anhang haben und den Methodisten sehr hinderlich sind. 643 Mitglieder.

3. **Montserrat**. Hauptstation Plymouth mit 3 andern Plätzen. Auch hier sind Katholiken thätig. 539 Mitgl.

4. **Nevis**. Charlestown und 3 andre Stationen. Viel Armuth infolge der Dürre. Einführung von 300 Kuli's, wodurch der Vohnsatz gedrückt; viele Schwarze wandern aus. 1721 Mitgl.

5. **St. Kitts**, der zahlreichste Kreis im Antigua-Distrikt, mit 2902 Mitgl. Hauptstation: Basseterre, daneben 8 andre Plätze. Auch hier ist große Noth durch die Dürre entstanden.

6. **St. Eustatius**. Nur eine Station mit 221 Mitgl.

7. **St. Bartholomews**. Noch kleiner mit nur 74 Mitgl.

8. **St. Martin und Anguilla**. In dem niederländischen Theile der ersten Insel liegen die Stationen Great Bay und Cole Bay; in dem französischen Marigot und Quartier d'Orleans. Der ganze Kreis umfaßt 618 Mitgl.

9. **Tortola**. Die Insel selbst hat die Stationen Road Town, West End und East End. Ferner sind besetzt Virgin Gorda (Spanish Town), Jost van Dyk und Anegada, zusammen 1108 Mitgl.

Der ganze Distrikt enthält 46 Kapellen, 20 Predigtplätze, 16 Missionare resp. Gehülften, 45 Schullehrer, 521 Sonntagschullehrer, 78 Lokal-Prediger, 9429 Mitglieder, 46 Sonntagschulen mit 4644 Schülern und 37 Tageschulen mit 3178 Schülern. Die Zuhörer bei den Gottesdiensten (incl. der Mitglieder) werden auf 32350 angegeben.

II. St. Vincent.

1. **St. Vincent** hat 3 Kreise, Ringstown, Georgetown und Chateaubellair, mit mehr als 3500 Mitgliedern. Armuth, Auswanderung nach dem günstiger gelegenen Trinidad, Gleichgültigkeit, Unsitlichkeit und daneben (die auch anderswo bemerkbare) Anziehungskraft eines bigotten Ritualismus hindern den Fortschritt.

2. **Grenada.** Hauptstation ist St. Georges; daneben 4 andre Plätze. Große Armuth und Noth infolge der Dürre hat die Bevölkerung so zurückgebracht, daß auch nach einem fruchtbaren Jahre viele keine hinreichend anständige Kleidung hatten, um in die Kirche zu kommen. Der Eifer in geistlichen Dingen hat sehr nachgelassen. 645 Mitgl.

3. **Trinidad** umfaßt die beiden Kreise Port of Spain mit 3 und San Fernando mit 4 Stationen. Diese Insel hat bisher weniger gelitten; auch die Berichte über die Mission lauten günstiger. Mitgl. zusammen gegen 700.

4. **Jarabados** umfaßt 5 Kreise. James' Street (in Bridgetown), Bethel, Ebenezer, Speights Town und Providence. Die Insel hatte unter dem darniederliegenden Handel zu leiden. Auch von hier sind viele ausgewandert, die Zurückbleibenden vielfach in Noth. Mitgl. in allen 5 Kreisen: 2380.

5. **Tobago.** Scarborough und 7 andre Gemeinden mit 1000 Mitgliedern. Auch von hier viel Auswanderung.

Der ganze Distrikt zählt 48 Kirchen, 67 Predigtplätze, 23 Missionare resp. Gehülfen, 56 Schullehrer, 366 Sonntagschullehrer, 68 Lokal-Prediger, 8421 Mitglieder, 49 Schulen mit 4342 Schülern, 3902 Sonntagschüler und 26330 Zuhörer.

Früher gehörte zu diesem Distrikte auch British Guiana, das jetzt einen selbständigen Distrikt bildet und weiter unten zu besprechen sein wird.

III. Jamaica.

Zu **Kingston** bestehen 3 Gemeinden, deren eine mit fast 1500 Mitgliedern die größte des Distrikts ist. Doch gehören meist arme Leute dazu, die immer von den Heimsuchungen (Epidemien, Theuerung, Hungersnoth u. s. w.) hart getroffen werden. Auch sind hier einige Außenplätze zu erwähnen, wie Port Royal u. a.

Als zweiter Kreis (circuit) wird der von **Montego-Bay** und **Sucea** im Nordwesten genannt. Auch hier war über Armuth, sowie vor einigen Jahren darüber zu klagen, daß die mancherlei Trübsale viele nur absumpften.

Von **Spanish Town** und **Vinthead** ließ sich von einigen bußfertigen Seelen berichten, die den Weg des Lebens fanden, und man hoffte auf weitere Erweckung.

Morant-Bay im Südosten. Hier fand 1865 der blutige Aufstand statt, von dem weiter unten zu berichten sein wird. Das letzte Jahr war ausgezeichnet durch eine Vertiefung des Werkes der Gnade; auch

traten ei
glieder ei
Wal
süßlich vo
ständigkeit
Gra
haus sehr
Falm
Christen,
St.
durch den
wir sehen
Oho
Kreise. D
dar. — D
zu geben,
stattet wi
und Lage
Beech
Flüsschen i
Theile der
nach Süde
Mount W
River, am
Theile der
St. Anns
östlich von
nerl. auf
Um 1
man, diesel
die Mission

bildet. Er
teres eine de
Kirchen, 3 I
3350 Zuhör
manchen Be
hauptsächlich
wirkt sie do
nisch er S
werden, ist

1) In die
lungen wurde
empfangen vo

traten einige, die sonst nur Hörer waren, in die Zahl der Mitglieder ein.

Watsonville und **Guy's Hill** liegen auf der Nordseite der Insel, südlich von Ocho Rios. Wachsende Armuth; Versündigungen und Unbeständigkeit der jungen Leute; neuerdings günstiger.e Aussichten.

Grateful Hill (nordwestlich von dem vorigen?). Altes Missionshaus sehr verfallen; neues gebaut.

Falmouth östlich von Montego Bay. Hier sind viele fromme Christen, die treu dem Methodismus ergeben sind u. s. w.

St. Annes Bay (weiter östlich). Einige ausgezeichnete Mitglieder durch den Tod abgerufen. Die Gnadenmittel werden gut gebraucht; wir sehen keinen Grund muthlos zu werden.

Ocho Rios, ebenfalls auf der Nordküste, östlich von dem vorigen Kreise. Der Stand des Werkes Gottes bietet ermuthigende Aussichten dar. — Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser einen Begriff zu geben, wie über die einzelnen Stationen dieser Mission Bericht erstattet wird. Wir führen die übrigen circuits kurz nach Namen und Lage auf.

Beechamville, südlich, von der vorgenannten. **Bath**, an einem Flüsschen im Südosten der Insel. **Port Antonio**, auf dem östlichen Theile der Nordküste. **Clarendon** (Four Paths), in der Nähe des nach Süden fließenden Rio Minho. **Manchester**, westlich davon **Mount Bart**,¹⁾ weiter westlich in der Gegend des Black-River. **Black-River**, am genannten Flusse. **Savanna la Mar**, auf dem westlichen Theile der Südküste. **Browns Town**, im Innern, südwestlich von St. Anns Bay. **Duncans**, südöstlich von Falmouth. **Pallahs**, südöstlich von Kingston, an der Küste. **Mount Fletcher** (?) und **Manchioner**, auf der Ostküste.

Um 1845 bestand noch eine Mission auf der Insel **Groß Cayman**, dieselbe ist aufgegeben. Ebenso gehörte früher zu diesem Distrikte die Mission in **Belize**, die jetzt einen besonderen, den

IV. Honduras-Distrikt

bildet. Er umfaßt drei Kreise: **Belize**, **Corosal** und **Ruatan**, letzteres eine der Inseln im Golf von Honduras. Die Statistik gibt an: 14 Kirchen, 3 Missionare, 1077 Mitglieder, 11 Schulen mit 991 Schülern, 3350 Zuhörer. 1862 waren hier 998 Mitglieder. Die Mission ist hier in manchen Beziehungen von der auf den Inseln verschieden. Wenn auch hauptsächlich wohl die Neger von derselben ins Auge gefaßt werden, so wirkt sie doch auch unter der Kolonialbevölkerung u. z. auch in spanischer Sprache. Daß auch die Maya-Indianer von ihr gesucht werden, ist schon im vorigen Hefte angeführt.

¹⁾ In dieser Gemeinde zeigte sich 1874 eine fanatische Bewegung. Versammlungen wurden gehalten, in denen man unmittelbare Offenbarungen von Gott zu empfangen vorgab, und die in Tanz, Zauberei und Unsittlichkeit verließen.

V. Bahama-Distrikt.

Auf diesen vom Weltverkehr wenig berührten, daher auch nur wenig bekannten Inseln hat die Methodistenmission, wie oben schon die Vergleichung der Mitgliederzahl in den verschiedenen Zeiten zeigte, eine günstigere Entwicklung gehabt als auf den andern westindischen Inseln. Nur vor etwa 20 Jahren war eine Abnahme eingetreten. Seitdem zeigt sich beständiger numerischer Fortschritt, der allerdings in neuester Zeit (in den oben nicht angegebenen Jahren) etwas ins Schwanken gekommen war. Doch scheint die Bevölkerung zum Theil noch auf einer recht niedrigen Stufe zu stehen. Viele sind arm, gewinnen ihren Unterhalt nur durch Fischerei und leben in einem etwas verkommenen Zustande. Mit diesen Verhältnissen hat denn auch die Mission vielfach zu kämpfen.

Die Hauptstationen sind auf folgenden Inseln: New-Providence, Eleuthera (mit 2 Kreisen), Harbour Island, Abaco, Bimini, Turks Island.

Auch gehörten zu diesem Distrikt die Stationen auf Domingo¹⁾, das in neuester Zeit wieder Republik geworden ist, nachdem es 1861 von den Spaniern erobert worden war. Schon 1834 war die Station Puerto Plata gegründet, zu der später die zweite, Samana, kam. Beide hatten namentlich wegen der Opposition der katholischen Priester nur ein spärliches Wachsthum. Die letztgenannte Gemeinde ist in neuerer Zeit bis auf 225 Mitglieder gekommen. Es sind viele Protestanten in der Stadt, die 4000 Einwohner zählt, jedoch kein Geistlicher für dieselben. Es ist aber in der letzten Zeit auch nicht einmal ein Methodistenmissionar dort stationirt, sondern nur 3 Katecheten, während der Missionar von Turks Island zuweilen herüberkommt.

Der ganze Distrikt zählt 3911 Mitglieder, 31 Kirchen, 8 Missionare, 24 Sonntagschulen mit 2861 Schülern. Tageschulen scheinen auf den Bahama's nicht zu sein; nur auf Turks Island und Domingo ist eine solche angedeutet.

VI. Der Haïti-Distrikt.²⁾

Im Jahre 1834 wurde auch die Mission auf Haïti wieder aufgenommen, die viel unter den politischen Wirren des Landes und von dem Widerstand der römischen Priester zu leiden hatte, später aber noch vom Kaiser Soulouque die Anerkennung der Religionsfreiheit erhielt und vom Präsident Geffard, der durch sie Ansiedler ins Land zu ziehen suchte, unterstützt wurde.³⁾ Nach und nach entstanden die Stationen Porte au Prince, Jérémie, Cayes, Cape Haïtien und Gonaïves. Im Jahre 1853 waren 429 Mitglieder gesammelt. Der Bericht von 1862 gibt jedoch nur noch 239 an. In den folgenden Jahren schwankte die Zahl, und 1869 mußte die Mission wegen des

¹⁾ Der östliche Theil der Insel Haïti, vergl. unten: Abschnitt 11, IV.

²⁾ Vergl. unten: S. 158 ff.

³⁾ Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte II, 407.

Bürgerkriegsgebäude durch aufgenommenen gestaltet, noch nicht 1900 Zub

11.

Als b
kennen lern
Triumphe
umringt.
alles bräng
vom Wege
Massa Bur
nicht eine se
mande war
Rio Bueno
Land bracht
sie lachten
er komm', d
Kron'!" so
Herrn auf
glich einem

Nun b
werden muß
häusern¹⁾ b
andre Lokal
Montego
(im Novem
Burchell ge
Stunden w
weit östlich
Endeavour
als neuen
Town erb
Wälder des
bringen.

Uebera
nicht ander

¹⁾ Zu W
Rio Bueno,
²⁾ Ruca,

Bürgerkrieges, in dem später Port au Prince bombardirt und die Missionsgebäude zerstört wurden, abgebrochen werden. Erst 1872 konnte sie durch den Missionar Bird, der lange dort gearbeitet hatte, wieder aufgenommen werden. Obgleich sich die Verhältnisse hoffnungsvoll gestalteten, sind die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, bei weitem noch nicht geheilt. Der letzte Bericht zählt 209 Mitglieder, 100 Schüler, 1900 Zuhörer.

11. Die Mission der Baptisten seit der Emanzipation.

I. Jamaica.

Als die Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, die wir im 6. Abschnitt kennen lernten, 1834 nach Jamaica zurückkehrten, wurden sie wie im Triumphe empfangen. Burchell wurde in Montego von 4000 Schwarzen umringt. Die Verkäufer hatten ihre Waaren auf dem Markte verlassen, alles drängte sich um den geliebten Prediger; man wollte ihm die Pferde vom Wagen ausspannen, um ihn selber vor sein Haus zu ziehen. „Hi Massa Burchell, und ihr wirklich da?“ so tönte es von allen Seiten. Wer nicht eine seiner Hände ergreifen konnte, suchte ihn sonst wie zu berühren; manche warfen sich vor ihm auf den Erdboden. Knibb landete bei Rio Bueno. Die Neger konnten nicht warten, bis ihn das Boot ans Land brachte. Sie stürzten sich ins Wasser, sie umarmten ihn, sie sangen, sie lachten und weinten, und er mußte mit ihnen weinen. „Er komm', er komm', der König Knibb. Er fecht' die Schlacht und gewinnt die Kron'!“ so jubelten sie und eilten mit ihm in die Kapelle, um dem Herrn auf den Knien zu danken. Seine Weiterreise nach Falmouth glich einem Triumphzuge.

Nun begann der Bau der zerstörten Kirchen, die bedeutend vergrößert werden mußten. Schon im nächsten Jahre konnte von 10 neuen Gotteshäusern¹⁾ berichtet werden, während an 5 andern Orten²⁾ vorläufig andre Lokale eingerichtet wurden. Auch die erste Schule wurde zu Montego unter einem tüchtigen Lehrer eröffnet. Große Schaaren (im November 50, im Februar 62, im Juni 76 u. s. w.) wurden von Burchell getauft. Auf einer neuen Station, Fletchers Grove, 6 Stunden westlich von Montego, hatte er bald 800 Zuhörer. Ebenso weit östlich von der Stadt übernahm Missionar Denby die Station Endeavour mit 900 Seelen; während Knibb Refuge bei Falmouth als neuen Arbeitsplatz übernahm. In Rio Bueno und Stewarts Town arbeitete Missionar Dexter, der sich bemühte, auch in die Wälder des Innern zu den Maroon-Negern das Evangelium zu bringen.

Überall war die Mission in Wachsthum und Blüte. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Neger den Männern, die für

¹⁾ Zu Montego, Salters Hill, Falmouth, Browns Town, Stewart Town, Rio Bueno, Savanna la Mar, Green Island, Jericho und St. Johns.

²⁾ Lucea, Gurney's Mount, Fullersfield, St. Anns Bay und Dracabessa.

ihre Sache Märtyrer geworden und den Kampf hatten durchkämpfen helfen, zufallen mußten. Freilich gab es in den ersten Jahren noch viel über die Lehrlingschaft zu klagen. Namentlich durch Knibbs Bemühungen wurde die Abfözung derselben auch für die Felseneger bis auf den 1. August 1838 im Parlament durchgeföh.

Im folgenden Jahre ergaben sich bei einer Ueberschau über die ganze Baptistenmission auf Jamaica folgende Zahlen: 21,337 getaufte Mitglieder und 20,919 weitere Personen, die sich den Gemeinden angeschlossen hatten. Die Tagesschulen zählten 5990 Schüler, die Sonntagschulen 10,127. In einem Jahre waren 1942 Ehen kirchlich geschlossen worden.

Ueuerhaupt wurden damals die Aussichten auf Jamaica als so schön wie möglich dargestellt. Der nach England zurückkehrende Gouverneur Sir Lionel Smith aber bezeugte in seinem amtlichen Bericht: „Die Abschaffung des Lehrlingswesens hat mit erstaunlicher Schnelligkeit alle die Elemente des Wohlstandes entwickelt, und zwar in einem jede Erwartung übertreffenden Grade, den staatsmännische Weisheit von dieser Maßregel vorausah. Dies beweist die Menge von Kapitalien, die seitdem auf der Insel angelegt wurden; der Ankauf von Land in viel höheren Preisen durch hier Ansässige; die vielen und schönern Neubauten für gesellige und Handelszwecke; die Einrichtung und Erweiterung von Kirchen; der bessere Ackerbau; die größere Sorgfalt in Einfriedigung und Abtheilung der Felder; die Vertheilung des Wohlstandes unter die arbeitende Klasse, wodurch ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihre geselligen Gewohnheiten und die Sittlichkeit überhaupt sich sehr verbessert haben.“ —

Unter allen Anstrengungen hatten Burchell wie Knibb ihre Gesundheit untergraben, zugleich aber auch eine große Schuldenlast über sich gebracht, da sie die für die Mission nöthigen Einrichtungen trafen, auch ohne mit den dazu erforderlichen Mitteln versehen zu sein. Die Opferwilligkeit der Neger war zwar rührend, reichte jedoch nicht aus. Daher entschloß sich Knibb zu einer Reise nach England, wo er in glühenden Neben alle Verdächtigungen, die über die befreiten Neger ausgestreut worden waren, widerlegte und nicht bloß für Jamaica ansehnliche Summen Geldes zusammenbrachte, sondern auch den Gedanken kräftig anregte, durch Besehrte von dort aus eine Mission in Afrika zu gründen. Dazu legte er nach seiner Rückkehr das Missions-Seminar Calabar¹⁾ an, das 1842 eröffnet wurde, das aber, wie wir bald sehen werden (S. 152), schließlich einem andern näher liegenden Zwecke dienen mußte. Inzwischen waren wieder die Gemeinden gewachsen, neue Dörfer angelegt (z. B. Kettering, nach seinem Geburtsort genannt²⁾), eine ganze Reihe von Missionaren waren mit ihm gekommen; sie fanden reichliche Arbeit und das Werk war in voller Blüte. — Da mußte Knibb zum drittenmal nach England, nach dem einstimmigen Beschlusse

¹⁾ Im Distrikte Trelawney, 1½ engl. Meile von Rio Bueno.

²⁾ Dort baute ihm seine Gemeinde ein Haus für seine Frau, wenn sie Witwe würde; sie hatte dazu 1000 Pfund Sterling aufgebracht.

seiner Missionen: nämlich: tisten und suchen.

seine Sache

Im

stimmtes

Kolonisten

Granvil

und mußte

Geldnoth

Zurückgefe

mitten au

Tod abger

Sein

seit länger

auf seinem

der Missio

soviel ihm

Montego

jüngern F

seiner lang

bete, da g

Station un

die Kette

Bay, Sa

Carey un

Rio Buen

Bruder M

an, und

Grove ar

Seelen, di

Noch ehe i

von 300 G

Burchell a

gestifteten

gar nicht

Bald

Doch erfol

von den A

schrieb noch

bei denen

halb war

über den e

lebt“, ging

Auf

so fleißig

tionen auf

seiner Mitarbeiter. Die Veranlassung dazu war eine schmerzliche, nämlich: Die Anklagen anderer Missionare (Londoner?) gegen die Baptisten und ihre Gemeinden. Wir können die Sache nicht näher untersuchen. Doch Knibbs kehrte auch diesmal wieder zurück, nachdem er seine Sache wohl ausgerichtet hatte.

Im folgenden Jahre hatte er die Freude, daß ein für Afrika bestimmtes Missionschiff von Falmouth durch eine Schaar von christlichen Kolonisten dorthin abgeholt wurde. 1844 gründete er die Stadt Granville, um einer Zersplitterung seiner Gemeinde vorzubeugen; und mußte im nächsten Jahre nochmals nach England, um der von Geldnoth bedrückten Mission aufzuhelfen. Es war seine letzte Reise. Zurückgekehrt nahm er die ganze Last seiner Arbeit wieder auf sich, mitten aus derselben aber wurde er am 15. November 1845 durch den Tod abgerufen.

Sein Freund Burchell, der ihm die Augen zudrückte, war schon seit längerer Zeit mit Krankheit heimgesucht. Er lebte von 1840 an auf seinem Landsitze Mount Carey und hatte auf jede Besolung von der Missionsgesellschaft verzichtet; arbeitete aber in seinen Gemeinden soviel ihm die Kräfte gestatteten. 1843 mußte er seine Station Montego mit den Nebenplätzen Watfort Hill und Tottenham seinem jüngern Freunde, dem Missionar Cornhill, übergeben. Am Ende seiner langjährigen Wirksamkeit konnte er schreiben: „Als ich hier landete, da gab es auf 50 Stunden Ferne von Montego Bay keine Station unserer Gemeinschaft. Bliden Sie jetzt auf die Glieder, welche die Kette der westlichen Union bilden. Von ihnen sind Montego Bay, Salters Hill, Shortwood, Gurney's Mount, Mount Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Arbeit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna-la-mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Manns und meinem gemeinsamen Wirken. Lucea fing ich an, und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Fletchers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Es waren zuerst nur 300 Seelen, die sich da um mich sammelten; sie wuchsen zu 12—1500. Noch ehe ich im August 1836 den Ort aufgab, war eine Gemeinde von 300 Gliedern da.“ Auch Watfort Hill gehört noch zu den von Burchell allein, und Stewart Town zu den mit Missionar Mann gestifteten Stationen, von den Schulen auf den meisten dieser Plätze gar nicht besonders zu reden.

Bald nach Knibbs Tode wurde auch Burchell gefährlich krank. Doch erfolgte sein Heimgang, den er erwartete, noch nicht. Gebrängt von den Aerzten mußte er die Reise nach England unternehmen. Er schrieb noch Briefe voll Heimweh an seine Gemeinden auf Jamaica, bei denen seine Frau ihm zur Beruhigung zurückgeblieben war. Aber bald war seine Kraft gebrochen. Mit Freuden des Textes gedenkend, über den er in Jamaica zuletzt gepredigt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, ging er heim (1846).

Auf Jamaica aber war die Saat mächtig gewachsen, die auch er so fleißig ausgesäet. Die Angaben von 1843 weisen schon 39 Stationen auf, mit 34,000 Gemeindegliedern, die in jenem einen Jahre

archkämpfen
fahren noch
Knibbs
Feldneger

au über die
37 getaufte
meinden an-
die Sonnen-
en kirchlich

ica als so
rende Gou-
en Bericht:
Schnelligkeit
einem jede
it von dieser
italien, die
n Land in
vönern Neu-
Erweiterung
Anfriedigung
es unter die
re geselligen
c verbessert

b ihre Ge-
enlast über
gen trafen,
sein. Die
nicht aus.
er in glü-
Neger aus-
amaica an-
en Gedank
in Afrika
s-Seminar
bald sehen
bede dienen
neue Dör-
nt²⁾), eine
sie fanden
Da mußte
Beschlusse

ie Witwe

durch die Taufe von 1881 Personen sich vermehrt hatten. In den letzten 12 Jahren hatte sich die Mitgliederzahl mehr als verdreifacht. — Was jedoch am meisten an dieser jungen Kirche auffällt, ist, daß sie sich sobald auf eigene Füße zu stellen wagte. Schon 1842 wurde beschlossen, vom 1. August des nächsten Jahres an auf alle weitere Unterstützung seitens der Missionsgesellschaft zu verzichten. Die Gemeinden waren erbötig, das Gehalt für ihre Geistlichen sowie die andern Ausgaben für kirchliche Zwecke aus eignen Mitteln aufzubringen. Die einzelnen Gemeinden waren bereits in kongregationalistischer Weise organisiert und schlossen sich zu einer Union zusammen, die auf jährlichen Konferenzen, auf denen jede Gemeinde durch ihre Abgeordneten vertreten ist, ihre Verhältnisse ordnet. Mit der Gründung dieser Jamaica Baptist Union war die Mission auf der Insel fertig;¹⁾ sie hatte ihr Werk gethan — bis auf die eine sogleich zu erwähnende Ausnahme.

Was mag aber die jungen Christenschaaren bewogen haben, sich sobald loszumachen aus der väterlichen Pflege der Denomination in Europa? Würde sie nicht derselben noch recht sehr bedurft haben, um zu erstarken und zu reifen? War es nur die Rücksicht darauf, daß man den Brüdern jenseits des Ozeans nicht mehr lästig fallen wollte — oder spielte hier auch etwas mit hinein von dem Drange nach Emanzipation? Wir finden keine Antwort auf diese Fragen; unsre Quellen geben nichts an über die Motive der Lostrennung.

Woher aber sollte die junge Kirche ihre Geistlichen erhalten, wenn keine Gesellschaft ihnen Missionare mehr senden sollte? Diese Schwierigkeit wurde in willkommener Weise durch das Calabar-Institut gelöst. Die dort ausgebildeten Jüglinge waren auf Jamaica nöthiger als in Afrika; so wurde denn der Zweck der Anstalt demgemäß verändert. Nur ein Missionar für Afrika ging bis 1860 aus derselben hervor. Die Unterhaltung dieses Seminars für eingeborne Prediger behielt die Missions-Gesellschaft bei, und übernahm später auch eine mit derselben verbundene Normalschule und Lehrerbildungsanstalt, die von der Gesellschaft der Quäker dort angelegt war. Eine große Schwierigkeit, die bei der Ausbildung der jungen Leute zu Tage trat, war das Fehlen aller soliden elementaren Vorbildung. Erst durch das Fortschreiten der Elementarschulen konnte man hoffen, derselben mehr und mehr abzu- helfen. Es machte schon viel Mühe, anstatt des elenden Negerenglisch eine gute Sprache zu erreichen. Unter den vielen Gegenständen, die getrieben werden, ist auch Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Dr. Underhill, der 1860 eine Prüfung abhielt, berichtet darüber ausführlich²⁾. Daß Ergebniß war im ganzen befriedigend; doch fehlte die Gründlichkeit; die Kenntnisse waren mäßig und elementar. Es zeigte

¹⁾ Die baptistischen Gemeinden, die von Völkern herstammten, schlossen sich nicht an, sondern werden als native Baptists von der Union wohl unterschieden. Cf. Missionary Herald 1865, p. 186.

²⁾ The West Indies, their social and religious condition. London 1862 p. 294 ff.

sich dabei, durch eine wo jedes J solche Leute schen übrig Prediger tr

Daß die würde begi gehen, ließ und stürmi und Krisen angewendet waren, wie den Gemein den Zahlen. (obgleich sie auch die U Gegenben de sprünglichen noch 15,353. Alle Kirchen Es fehlte an eine ausreich Leuten, die ziger Jahre Eingeborne) in gehässiger den Freunde Visitation der waren solche Jamaica eine sprach sich a Weise aus, r an Geistliche an allen dem noch vorhand damals die

Demnach Jamaica auf die sich über als ein Gna Wächsthum Erwartungen der Baptiste aufregenden

¹⁾ Mission
²⁾ Ebenba

sich dabei, wie schwierig die Ausbildung von Personen ist, die nicht durch eine höhere Bildungsstufe ihres Volks getragen werden, sondern wo jedes Individuum für sich selbst anfangen muß heraufzusteigen. Daß solche Leute später in ihrem Amte auch wohl manches werden zu wünschen übrig lassen, liegt auf der Hand, wenn auch viele dieser schwarzen Prediger treue Hirten der Gemeinden sein sollten.

Daß die Union gleich von vorn herein einen ruhigen Entwicklungsgang würde beginnen können, wie ihn die Denominationen des Mutterlandes gehen, ließ sich nicht wohl erwarten. Die Gemeinden waren zu schnell und stürmisch gesammelt, als daß nicht hätten mancherlei Erschütterungen und Krisen in ihnen Platz greifen sollen. Die Kirchenzucht mußte oft angewendet werden, um unchristliche Elemente, die mit eingedrungen waren, wieder auszuschneiden. So finden wir denn hier, ähnlich wie in den Gemeinden der andern Missionen, einen bedeutenden Rückgang in den Zahlen. 10 Jahre nach dem Selbständigwerden hatte die Union, (obgleich sie nicht bloß die Aufrechterhaltung ihrer Gemeinden, sondern auch die Ausbreitung des baptistischen Bekenntnisses in verschiedenen Gegenden der Insel betrieb) bereits mehr als die Hälfte von der ursprünglichen Mitgliederzahl eingebüßt, denn 1853 betrug dieselbe nur noch 15,353. Aber nicht nur numerisch waren die Gemeinden gesunken. Alle Kirchenzucht vermochte nicht die inneren Schäden zu beseitigen. Es fehlte an Geistlichen, denn das Seminar war nicht im Stande eine ausreichende Zahl von solchen auszubilden; auch fehlte es an jungen Leuten, die für diese Ausbildung fähig waren. Gegen Ende der Fünfziger Jahre waren für 77 Gemeinden nur 36 Geistliche (darunter 16 Eingeborne) vorhanden, und abgesehen von ungünstigen Berichten, die in gehässiger Weise von Feinden verbreitet wurden, regten sich auch bei den Freunden der Sache manche Befürchtungen. 1859 wurde eine Visitation der Baptisten-Missionen in Westindien unternommen (inzwischen waren solche nämlich auf andern Inseln entstanden und dabei auch Jamaica einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Der Visitationsbericht¹⁾ sprach sich allerdings in einer für die Missionsfreunde sehr beruhigenden Weise aus, verhehlte aber nicht, daß es dringend nöthig sei, dem Mangel an Geistlichen abzuhelpen, u. z. durch europäische Brüder, wenigstens an allen den Plätzen, die durch den Tod oder Weggang der bis dahin noch vorhandenen früheren Missionare vakant würden. Uebrigens war damals die Zahl der Mitglieder wieder auf 19360 gestiegen.

Dennoch waren die Zustände der Art, daß die bald darauf in Jamaica auftretende Erweckung von 1860 (vergl. oben, Abschnitt 9), die sich über die ganze Insel verbreitete, auch von den Baptisten als ein Gnadenregen begrüßt wurde, von dem man neues Leben und Wachsthum auf dem dürren Boden erwartete. Vielsach wurden diese Erwartungen übertrieben und nachher enttäuscht. Im Jahresbericht der Baptisten-Missionsgesellschaft von 1864²⁾ wird gesagt: „Als die aufregenden Scenen von 1860 und 61 sich ereigneten, waren einige

¹⁾ Missionary Herald, 1860 p. 23 ff.

²⁾ Ebendaselbst p. 55.

fanguinische Geister in den Kirchen nicht allein mit tiefster Freude erfüllt über das Werk, das sie sahen, sondern meinten, für Jamaica sei das tausendjährige Reich nahe herbeigekommen. Aber solche Hoffnungen sind nicht verwirklicht. Während viele sich freuen über alles Gute, das gewirkt ist, trauern sie doch über einen Wechfel, eine Reaction, die in manchen Kirchen auftritt und zeigt, daß viel Launigkeit und Rückfall vorhanden ist.“ Die Berichte hatten zugleich über den gedrückten Stand des Ackerbaus und Handels zu klagen. Vielfach zeigte sich eine Armuth, die dem Gedeihen der Kirchen höchst hinderlich sein mußte. Krankheit, Dürre, der hohe Preis der Lebensmittel und aller importirten Gegenstände, sowie das Eingehen vieler Plantagen u. s. w. thaten das Ihrige, um die Zustände recht ungünstig zu machen.

Am schwersten aber wurde die ganze Baptisten-Union erschüttert durch den Aufstand, der 1865 in dem Städtchen Morant Bay an der Küste (8 deutsche Meilen östlich von Kingston) zum Ausbruch kam. Eine Spannung zwischen Weißen und Schwarzen hatte sich immer noch auf Jamaica mehr als auf andern Inseln fühlbar gemacht. Die letzteren klagten über die drückenden Steuern, über die gegen sie parteiisch geübte Rechtspflege u. s. w. In jener Gegend, scheint es, war die Erbitterung besonders gestiegen. Bei einer geringfügigen Verurtheilung wurde der Schulbige vom Volkshaufen befreit, die Gerichtsdiener mißhandelt, das Rathhaus gestürmt, die Beamten erschlagen, Häuser verbrannt oder zerstört u. s. w. Der Aufstand wurde bald auf blutige Weise unterdrückt, indem die ganze Insel in Kriegszustand erklärt wurde. Schulbige (oder vielleicht auch Unschulbige) wurden nach sehr summarischem Verfahren in großer Menge hingerichtet. Darunter waren, Leute, die zu den oben erwähnten „native Baptists“ gehörten; ja einer ihrer Prediger, Paul Bogle, war der Haupträdelsführer gewesen. Aber trotzdem, daß die Union in der Gegend des Aufstandes gar keine Gemeinden hatte, wurden die größten Verdächtigungen auf sie und ihre Führer gebracht. Ob, wie damals angenommen wurde, eine über die ganze Insel verbreitete Verschwörung gegen die Weißen bestand, ist nicht klar. Jedenfalls waren die Baptisten nicht die Urheber, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß das Verhältniß der beiden Rassen zu einander von dieser Seite vielfach nicht in der rechten Weise aufgefaßt wurde. — Es ist erklärlich, daß die Baptisten-Union wieder beträchtlich zusammenschmolz. Im nächsten Jahr zählte sie nur noch 15382 Mitglieder.

In der Folge griff denn die englische Baptisten-Mission aufs neue thätig in die Verhältnisse Jamaica's ein, gründete wieder Stationen (zunächst 1866 Morant Bay, später Wallingford und Mandeville) und stärkte des Calabar-Institut, das nach Kingston verlegt wurde. Nach dem Berichte von 1873 zählte die Union mit den Stationen der Gesellschaft zusammen 23,367 Mitglieder.

Seit der Emanzipation hatte sich die Baptisten-Mission aber auch auf andre Inseln ausgebreitet.

Sier
farbige
Staaten
Nord-Am
nun mit
konnten,
ihre gottes
Frömmigk
lichsten G
Der erste
Nassau,
Herzlichkeit
den benach
bildeten sic
wurde von
der Baha
3000 freie
auf einer
Inseln, so
nehmen mi
Zehn Jahr
auf diesem
kanischer E
konnte Miß
und regen
während es
1850³⁾ heis
beitsgebiet
Arbeit und
dieser weit
kann, so ist
und 140
Gemeinden
Gottesdienst
andermal
Kapelle bese
sei; auch m
Personen w
Missionar (i
Gemeinden

¹⁾ Von d
weißen Bevölk
aber vernachlä
²⁾ Calvin
³⁾ Ebenda
⁴⁾ Basler

II. Die Bahama Inseln.

Hier waren schon am Schlusse des amerikanischen Krieges, 1813, farbige Baptisten erschienen, als manche Kolonisten aus den Vereinigten Staaten nach Westindien übersiedelten. Es waren Sklaven, die in Nord-Amerika in die Baptistengemeinschaft aufgenommen waren und nun mit ihren Herren auf diese Inseln zogen. Da sie aber nicht lesen konnten, und niemand sie unterrichtete, so verringerte sich, obgleich sie ihre gottesdienstlichen Handlungen fortsetzten, ihre Erkenntnis und ihre Frömmigkeit. So richtete ein Sklave, der Mitglied einer der ansehnlichsten Gemeinden war, sein Gebet an Abraham, Isaak und Jakob. Der erste Baptistenmissionar, Burton, der am 29. Januar 1833 in Nassau, auf der Insel New-Providence, landete, wurde mit großer Herzlichkeit empfangen und konnte mehrere Jahre lang dort und auf den benachbarten Inseln mit großem Erfolg arbeiten.¹⁾ Gemeinden bildeten sich mit seiner Hilfe, Schulen wurden errichtet, und das Werk wurde von seinen Nachfolgern gebehlich fortgeführt. Die Bevölkerung der Bahama's betrug damals 16,500 Seelen, darunter 4200 Weiße, 3000 freie Farbige, die übrigen waren Sklaven. „Diese alle wohnen auf einer Anzahl kleiner, weit hin zerstreuter und schwer zugänglicher Inseln, so daß die Missionare oft lange und gefährliche Reisen unternehmen müssen, um den Hungrigen das Brod des Lebens zu bringen.“ Zehn Jahre später waren 2 andre Missionare, Capern und Nycoft, auf diesem Missionsfelde thätig, die trotz aller Hindernisse von anglikanischer Seite immer mehr Anhang fanden. Von der Turks-Insel konnte Missionar Nycoft im Juli 1848 über neu erwachtes Leben und regen Missionsseifer in den Gemeinden Erfreuliches melden²⁾, während es in einem Bericht des Missionars Littlewood vom Januar 1850³⁾ heißt: „Sie können sich denken, daß ein so ausgedehntes Arbeitsgebiet (die Bahama's), das 46 Stationen umfaßt, beträchtliche Arbeit und Selbstverleugnung erfordert. — Wenn auch der Zustand dieser weit zerstreuten Gemeinden kein gebehlicher genannt werden kann, so ist er wenigstens friedlich. — Wir haben 6 Nationalgehilfen und 140 Sonntagschullehrer. Ihre Arbeit vertheilt sich auf 45 Gemeinden mit 1475 Gemeindegliedern und 1226 Schülern, die Gottesdienste werden von mehr als 3000 Personen besucht.“ — Ein andermal berichtet er von der kleinen Insel Rum-Cay, daß die Kapelle daselbst zu klein geworden und der Bau einer neuen beschlossen sei; auch machten die Sonntagschulen daselbst viel Freude; mehrere Personen wurden getauft, andere fragten nach der Wahrheit. Nach Missionar Caperns Bericht⁴⁾ endlich einige Jahre später waren 46 Gemeinden mit mehr als 2000 Gliedern über 12 Inseln zerstreut,

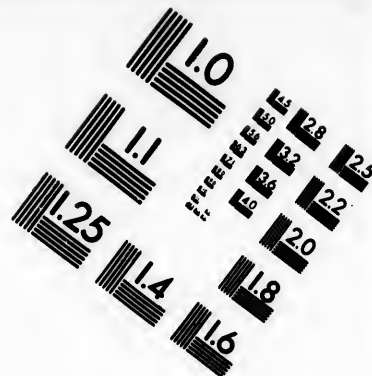
¹⁾ Von den Methodisten, die hier wirkten, wird gesagt, daß sie sich neben der weißen Bevölkerung nur um die freien Neger und Farbigen bemühten, die Sklaven aber vernachlässigten.

²⁾ Calver Missionsblatt 1848, S. 101.

³⁾ Ebendaselbst 1850, S. 69 ff.

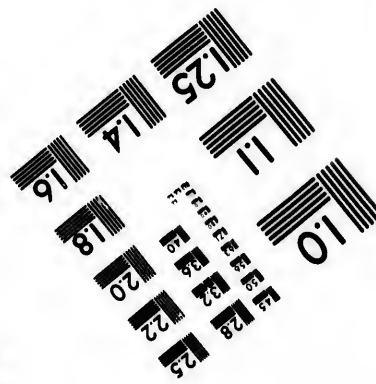
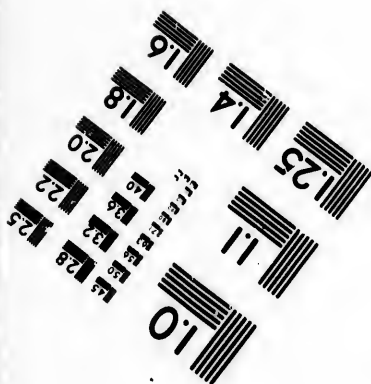
⁴⁾ Basler Missions-Magazin 1856, III, S. 60.





Resolution test chart showing patterns of vertical and horizontal lines next to numerical values ranging from 1.0 to 4.0.

6"



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**



ferner 6 Wochenschulen mit etwa 300 Schülern, und 33 Sonntagschulen mit über 1800 Schülern. Ferner sagt er: „Seit 4 Monaten ist in der religiösen Bevölkerung von Nassau eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Es ist allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht, und Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer tauschen ihr Kanzeln unter sich aus. Auch das Betragen der Episkopalen gegen andere Gemeinden hat sich sehr verändert.“ — Auf den Turks Inseln¹⁾ sind 7 Gemeinden mit 478 Gliedern. Die zwei europäischen Missionare werden von 6 eingebornen Predigern, 1 Schulmeister und 57 Sonntagschullehrern unterstützt. Im letzten Jahr (1855) wurden 15 getauft. Zum Unterhalt der Station wurden von der Gemeinde nahe an 400 Pfund (4800 Fl.) beigesteuert.

Als Dr. Underhill im Jahre 1860 die Inseln besuchte,²⁾ fand er auf 18 derselben Gemeinden mit 2656 Mitgliedern. Sie waren in 3 Distrikte getheilt, mit den Hauptplätzen Nassau, Inagua und Grand Cay. Außer den mit der Mission verbundenen gab es sogenannte native Baptists auf vielen Inseln, die unter der Leitung eines Pastors in Nassau standen, wo derselbe eine Gemeinde von 600 Personen hatte. Da die Missionare die andern Inseln wegen mangelnder Reise-Gelegenheit und der Unsicherheit der Winde nur selten besuchen können, so sind die Gemeinden jeder einzelnen Insel unter einen eingebornen Prediger gestellt, deren manche freilich nur eine geringe Bildung haben. Sie werden theils von den Gemeinden und theils durch Sammlungen in den Gemeinden der Hauptplätze erhalten. Nur dann und wann können die Missionare in ihren Distrikten herumkommen, taufen, Fälle der Disziplin entscheiden u. s. w.

Nassau ist eine hübsche Stadt, mit reinlichen Straßen u. z. Th. eleganten Häusern. Es wird im Winter als klimatischer Kurort von Nordamerika aus benutzt. Aber die Insel New-Providence ist arm. Es gibt fast keine Plantagen. Ein Besitzer baut in größerem Maßstabe Apfelsinen zum Export nach den Vereinigten Staaten. Die Bäume müssen fast auf dem reinen Korallenselsen wachsen. Doch wird noch ein Wald erwähnt, in dem Kohlen gebrannt werden. Manche Neger suchen ihren Unterhalt durch Fischerei. Es wird ein beträchtlicher Handel mit Schwämmen getrieben. Aber der ausgedehnteste Erwerbszweig ist das Bergen der Güter gestrandeter Schiffe. Auf den Rissen der Bahama's kommen unverhältnißmäßig viel Schiffbrüche vor, und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß dieselben zuweilen „wohl beabsichtigt“ sind, sei es, daß „Schiffskinder“ ihre alten unbrauchbaren Schiffe auslaufen lassen, sei es, daß gewissenlose Kapitäne im Einvernehmen mit den betreffenden Bahama-bewohnern dies thun, indem sie sich und der Mannschaft einen Antheil an dem nach dem Strandrecht sich ergebenden Gewinn sichern.

Auf San Salvador leben 1900 Personen, darunter nur ein Weißer. Sie sind alle Baptisten. Sie pflanzen da, wo in den Vertiefungen des Felsens sich etwas Humus gesammelt hat, Mais oder süße Kartoffeln, Jams, Ananas und treiben Fischerei. Schweine und Hühner sind mit Ausnahme von etlichen Pferden die einzigen Hausthiere. Das Leben ist mühselig und läßt sich nur bei harter Arbeit fristen. Doch hat das Völkchen gute Häuser und ohne viel Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens zu kennen scheinen sie glücklich, zufrieden und fromm. „Unser ein-

²⁾ Dazu gehören Grand Cay, Salt Cay und die vielen Inseln der Caicos Bank. Sie stehen unter besonderer Verwaltung.

¹⁾ The West Indies p. 473 ff.

ziges Vergnügen nicht selten. Auf In Insel hat nur ort großer wolle gebaut. von Salz am missionar sie vernehmen, u.

Turks tzung: einen wird viel Salz ist arm. —

Nach d Distrikt fol Salvador, gliedern.

Der m Mayaguana Island, mi Der fil Nebenstation

Auf di der Gesellsch kerung, unter verkommenen Trinidad. eine in und in und um In der erste in einer we wärts¹⁾ hat arbeitet.“ Aberglaube n er viele Tr Jahre verbr Schüler und

Im fol heimgesucht. Angaben: P Fernando, 259 Mitglie Montserrat

¹⁾ In neu stand durch bekämpfen.

²⁾ Gemein beiden andern

ziges Vergnügen," sagte einer von ihnen, „ist: zu singen und zu beten.“¹⁾ Doch muß nicht selten Kirchengnaden wegen Unstetigkeit gelbt werden.²⁾

Auf Inagua befindet sich nur eine Niederlassung: Matthew Town. Die große Insel hat nur 1000 Bewohner. In der Mitte ist eine große Lagune, der Aufenthaltsort großer Schaaen von Flamingo's. Früher wurde auf dem flachen Boden Baumwolle gebaut. Jetzt ist die Kultur aufgegeben. Die Hauptbeschäftigung ist Gewinnung von Salz aus dem verdunstenden Wasser der Salzlagunen. — Neben dem Baptistenmissionar steht hier ein anglikanischer Geistlicher. Beide waren im besten Einvernehmen, wo es sich ums Wohl der Bevölkerung handelte.

Turks Islands zählen nur 3250 Seelen, haben aber eine besondere Verwaltung: einen Gouverneur, Sekretär, gesetzgebende Versammlung u. s. w. Auch hier wird viel Salz gewonnen; nur auf einigen Inseln gibt es Viehzucht. Die Bevölkerung ist arm. — Nach den neuesten Nachrichten muß die Noth dort fürchterlich sein.

Nach dem Bericht von 1873 gehörten zu dem nördlichen (Nassau) Distrikt folgende Gemeinden: Andros, Grand Bahama, Eleuthera, San Salvador, Cruma und Ragged Island, zusammen mit 2050 Mitgliedern.

Der mittlere oder Inagua-Distrikt umfaßte: Inagua, Long Cay, Mayaguana, Acklin's Island, Long Island, Rum Cay und Watlings Island, mit 668 Mitgliedern. —

Der südliche endlich Grand Cay, Salt Cay, und Caicos sowie drei Nebenstationen auf St. Domingo mit zusammen 587 Mitgliedern.

III. Trinidad.

Auf diese fruchtbare große Insel wurde 1842 die Aufmerksamkeit der Gesellschaft gelenkt. Der erste Missionar, Cowen, fand die Bevölkerung, unter der der Katholizismus herrschte, in einem geistlich höchst verkommenen Zustande. Der Sekretär der Gesellschaft besuchte 1846 Trinidad. Er berichtete: „Wir haben 2 Gruppen von Stationen, die eine in und um Port of Spain, die andre 20 (engl.) Meilen südlicher, in und um Savanna Grande. (Beide Orte liegen auf der Westseite.) In der ersteren sind seit 1843 zwei kleine hölzerne Kapellen gebaut; in einer werden 90 Schüler unterrichtet. Auch 20 (?) Meilen nordwärts¹⁾ hat Mr. Cowen drei Stationen, wo er mit Selbstverleugnung arbeitet.“ 1850 klagte der letztere über die Hindernisse: Rum trinken, Aberglaube und etwas Heidenthum, die das Werk aufhielten. Doch hatte er viele Traktate und 1000 Exemplare der Heil. Schrift in einem Jahre verbreiten können. 1853 (?) wurden 80 Kommunikanten, 181 Schüler und 12 Lehrer gezählt unter der Leitung nur eines Missionars.

Im folgenden Jahre wurde die Insel fürchterlich von der Cholera heimgesucht. — Zehn Jahr später finden wir über diese Mission folgende Angaben: Port of Spain mit einer Gemeinde von 54 Gliedern. San Fernando, mit einem besonderen Missionar und einer Gemeinde von 259 Mitgliedern, die auf 6 Plätze sich vertheilen, unter denen auch Montserrat genannt ist. Savanna Grande wird nicht mehr erwähnt.

¹⁾ In neuester Zeit ist die Bevölkerung auf 3100 gestiegen; auch hat sich der Wohlstand durch den Ananabau gehoben. Die Baptisten hatten mit den Ritualisten zu kämpfen.

²⁾ Gemeint ist jedenfalls die später erwähnte Station Montserrat, die zwischen den beiden andern liegt.

1873 sind dieselben Plätze wieder genannt. In der Hauptstadt zählte die Gemeinde 97, zu San Fernando mit den Außenplätzen 410 Mitglieder.

IV. Haïti.

Auf Haïti begann die Baptistenmission im Jahre 1845. Zwei Missionare mit ihren Frauen und zwei Jungfrauen landeten kurz vor Weihnachten in Jacmel, wo sie von der Revolution her, in welcher der Präsident Boyer vertrieben wurde, noch alles in Ruinen fanden. Sie wurden indessen freundlich aufgenommen und durften sogar unter dem Schutze der Behörde Gottesdienst halten und eine Schule einrichten. Im März des nächsten Jahres befestigte sich die Ruhe des Landes¹⁾ mit Eintritt des Präsidenten Riché, nach dessen Tode General Soulouque diese Würde erlangte, der sich 1849 unter dem Namen Faustine I. zum Kaiser erklärte. Jacmel, das von der Hauptstadt Port au Prince durch eine breite bergige Halbinsel getrennt ist — es liegt auf der Südküste — schien für die Mission besonders geeignet. Auch wurde der französische Gottesdienst der Baptisten viel besucht, aber die Zuhörer wechselten, kamen und gingen wie auf einem Jahrmärkte. Die Schule kam bald in guten Gang. Im Juni konnte eine junge Person, die sich einem besonders religiösen Leben widmen wollte (Klöster gibt es nicht auf Haïti), aber durch die Predigt den Unterschied zwischen dem Evangelium und dem dort besonders tief stehenden Katholizismus erkannt hatte, getauft werden. Einige andere Bekehrte wagten sich noch nicht heraus, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Die Zustände waren furchtbar. Grobe Gottlosigkeit und Unsitte herrschte überall. Doch hatte die Mission gute Aussichten. Nur zu bald aber wurde Missionar Francis durch das gelbe Fieber abgerufen, und Miß Harris, die Lehrerin, hatte einen schweren Stand, die Station ein halbes Jahr lang allein zu erhalten. Sie hielt Gottesdienst, indem sie eine Predigt vorlas. Die Schule wurde bei einer Prüfung durch einen Beamten im besten Zustande getroffen, so daß der Präsident Riché 5 seiner eignen Kinder in dieselbe zu schicken beschloß, obgleich Frä. Harris die angebotene Staatsunterstützung abgelehnt hatte. Kurz vor dem Regierungswechsel (1. März 1847) traf Missionar Webley ein, der sofort die erfolgreiche Arbeit aufnahm und bald verschiedene Personen taufen konnte. Aber eine schwere Unterbrechung entstand durch die Schreckenszeit, die der Präsident im April 1848 hervorrief, indem er aus Argwohn seine Räte und die angesehensten Personen der Hauptstadt in seinem Palaste ermorden ließ, worauf im ganzen Lande Verwirrung und Blutnergiesen folgte. Besonders wurden die Braunen verfolgt. Ein farbiger Methodistemissionar, der damals in „Les Cayes“ westlich von Jacmel arbeitete, konnte nur durch die Flucht sein Leben retten. Die Baptisten blieben als Europäer

¹⁾ Die bisherigen Kämpfe rührten von der Spannung zwischen der Neger- und Mulatten-Bevölkerung her. Die Letztere war zu wenig zahlreich, um ihre verhältnismäßige geistige Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen.

verschont. Z
aufgenommen
förderte den g
wieder von d
glaube bei d
wurden enge
laubniß verla
sich wieder z
sam zu wach
Missionare in
Leistungen im
derniß, als d
bleiben muß
Erst 1860, als
mann erhielt

Der Ja
stadt Port au
Konfordat m
man hatte vo
Gedeihen der
ein paar and
eines eingebor
Evangelium
Der letztere b
beunruhigte,
das Feld in
nach der Nor
wo schon dur
St. Raphael
ruhen dort n
vertrieben, C
aber eine star
Dominique,
organisirte. I
Banden von
chend den M
Kämpfe mit
bernd an die
lassen. Gran
nachdem Bau
traurigsten J
Jahre muthig
Krankheit ers
schwer heimge
da Lebensmit

¹⁾ Im Inn
²⁾ Das ober

Stadt zählte
410 Mit-

45. Zwei
en kurz vor
welcher der
nden. Sie
unter dem
ichten. Im
ndes¹⁾ mit
Soulouque
tin I. zum
Prince durch
r Südküste
der fran-
hörer wech-
Schule kam
sich einem
nicht auf
Evangelium
annt hatte,
cht heraus,
u fürchtbar.
h hatte die
Francis
erin, hatte
u erhalten.
hule wurde
getroffen,
zu schicken
Mischung ab-
1847) traf
nahm und
Verbreitung
April 1848
gehehensten
voraus im
Besonders
tionar, der
konnte nur
Europäer

verschont. Doch erst nach einem Jahre konnten die Arbeiten wieder aufgenommen werden, und nur unter neuen Hindernissen. Der Kaiser förderte den größten Aberglauben und Unsittlichkeit. Die Städte hielten wieder von den nächtlichen Orgien. Dazwischen ließ sich offener Unglaube bei den einigermaßen Gebildeten vernehmen. Dem Missionar wurden enge Schranken gezogen, er durfte die Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen. Doch kam die Schule in guten Gang. Auch fanden sich wieder Zuhörer und Besehrte. Seitdem begann die Gemeinde langsam zu wachsen, besonders vorbereitet durch die Schule, welche die Missionare in näheren Verkehr auch mit den Eltern brachte, da ihre Leistungen immer mehr anerkannt wurden. Es war daher ein großes Hinderniß, als dieselbe am Schlusse des Jahrzehnts einige Zeit geschlossen bleiben mußte — wahrscheinlich weil Frl. Harris sich zurückzog(?). Erst 1860, als Webley zwei Mitarbeiter, B. Bouhon und W. Baumann erhielt, konnte sie wieder eröffnet werden.

Der Jahresbericht von 1864 zeigt, daß der letztere in der Hauptstadt Port au Prince eine Station eröffnet hatte. Damals war das Konforbat mit Rom durch den Präsidenten Geffrard abgeschlossen, und man hatte von der Stärkung des römischen Einflusses manches für das Gedeihen der Mission zu besorgen. Im folgenden Jahre waren noch ein paar andre Stationen, St. Raphael¹⁾ und Donbon unter Leitung eines eingebornen Predigers, Metellus Ménard, hinzugekommen, und das Evangelium hatte noch an mehreren andern Stellen Wurzel gefaßt. Der letztere bewährte sich in einem Aufstande, der weiterhin jene Gegend beunruhigte, und blieb unter manchen Verfolgungen standhaft. Da das Feld in Port au Prince zu ungünstig sich zeigte, zog Baumann nach der Nordküste und ließ sich in Grande Rivière nieder (1866), wo schon durch Ménard von dem etwa 5 d. Meilen südlicher gelegenen St. Raphael aus gewirkt war²⁾. Indessen ließen es fortwährende Unruhen dort noch nicht zu viel Erfolgen kommen. Geffrard war (1867?) vertrieben, General Salnave zum Präsidenten ausgerufen, er fand aber eine starke Gegenpartei und später einen Gegenpräsidenten, General Dominique, der seine Herrschaft im südlichen Theile der Republik organisirte. Doch das Land wurde fürchtbar vom Bürgerkriege zerrüttet. Banden von Negern aus dem Innern, hier Saco's genannt (entsprechend den Maroons auf Jamaica) lagen (angeblich für Geffrard) im Kampfe mit den Truppen Salnave's und drangen immer wieder plündernd an die nördliche Küste vor. St. Raphael stand 1½ Jahre verlassen. Grande Rivière befand sich in den Händen der Saco's, bald nachdem Baumann dort gestorben. Seine Witwe blieb krank in der traurigsten Lage zurück, hielt aber nach ihrer Genesung noch ein paar Jahre muthig bei der Gemeinde aus, bis sie nochmals von schwerer Krankheit erschöpft die Insel verließ. Auch Jacmel war vom Kriege schwer heimgesucht, die Missionsfamilie dort drückender Noth ausgesetzt, da Lebensmittel kaum zu haben waren. Webley kehrte nach längerer

¹⁾ Im Innern, nördlich von der Hauptstadt.

²⁾ Das oben genannte Dorf Donbon liegt dicht dabei, an der Küste.

Neger- und
verhältniß-

Krankheit nach England zurück, aber nur um gleich nach seiner Ankunft in die Ewigkeit heimzugehen. Die ganze Mission war schwer geschädigt, die Gemeinden, die 1867 auf 131 Mitglieder angegeben wurden, waren entmutigt und zum Theil zerstreut. Dennoch hielten sich die Reste unter der Leitung eingeborner Brüder; besonders bewährte sich in dieser traurigen Zeit Metellus Ménard. Erst 1871 konnte wieder ein Missionar in Jacmel eintreten, der bei beruhigter Lage des Landes bald ein fruchtbares Arbeitsfeld fand.

Nach dem Berichte von 1873 waren außer dieser Station folgende mit eingebornen Predigern oder Helfern besetzt: La Grande Rivière, mit 19 Mitgliedern, St. Raphael mit 19, Dondon mit 10, St. Marc mit 14, Port de Paix mit 13 und Cap Haytien mit 5 Mitgliedern. Die beiden vorletzten Orte liegen, wie es scheint, zwischen der letzten und Grandee Rivière.

Auf dem östlichen Theile der Insel war 1852 auch eine Mission zu Puerto Plata (Port au Plat) gegründet, die unter der Republik, die sich seit 1874 von der westlichen getrennt hatte¹⁾, Duldung erlangte und eine kleine Gemeinde sammelte. Als jedoch 1861 dieser Theil, San Domingo durch einen Aufstand wieder zur spanischen Kolonie wurde, und vier Jahre später die Republik, unter General Buenaventura Báez als Präsidenten, wieder hergestellt wurde, konnte das Werk nicht recht gedeihen, zumal bei den Unruhen und Kämpfen auch Puerto Plata eingekesselt wurde. Dennoch waren auch noch an einigen andern Orten kleine Gemeinden entstanden, die aber nur ein kümmerliches Dasein zu haben scheinen, und wie bereits erwähnt unter der Leitung des Missionars der Turks Inseln gehören.

12. Die Arbeiten anderer Missions-Gesellschaften.

a. Die Londoner Gesellschaft.

Indem wir einen bald wieder aufgegebenen Versuch der Londoner Gesellschaft im Jahre 1822 auf Trinidad übergehen, haben wir es hier nur mit der Mission auf Jamaica zu thun, die 1834 infolge der Emanzipation gegründet wurde. Ueber die Anfänge derselben und ihre Entwicklung in den ersten Jahrzehnten lagen uns wenig Quellen vor. In dem genannten Jahre wurden die Stationen zu Kingston und zu First Hill, letzteres nördlich in der Parochie Trelawney, errichtet. Die andern Stationen konzentriren sich auf den mittleren Theil der südlichen Hälfte der Insel, u. z. auf die Parochien Manchester und Clarendon. Dort wurde 1835 Whitefield (Porus), Ridgmount (Mandeville) und Davyton angelegt; 1838 kam Chapelton hinzu.

¹⁾ Man nannte sie die Mulatten-Republik, weil dieses dort gehasste Element der Bevölkerung hier das Uebergewicht hatte. Auch waren hier nicht die Weißen von dem Rechte des Grundbesitzes ausgeschlossen.

Jebe diese
deren eini
mit europ

In d
Erfolge.
Später ka
angaben a
wie die an
zehnten sta

Beme
Herzen für
politischen
deren Folg
von den Ba
Zerwürfniß
aus dem Ar
Berleumbur
ist, darüber
gewiß zu g
zuweilen in
Parteien m

Unfre
Damals wa
zuvor nach
Gemeinden
in dem Kon
Volke, wie
wedung in e
Vor diesen
und Festigt
menschliche
war, erwar
waren auff
betrug über
benen Erwo
und die Fri
nicht nach
werden. D
ausgesetzt, n
dort unsägli
Kirche bei u
man die Un
weniger har
das, was b

²⁾ Bergl.

³⁾ Im Ja

Burthard, D

Jede dieser Stationen erhielt bald eine Anzahl von Außenstationen, deren einige zeitweise, wie es scheint auch als selbständige Arbeitsfelder mit europäischen Missionaren besetzt waren.

In den ersten Jahren erfreute sich auch diese Mission ausgedehnter Erfolge. Die weiteren Aussichten erschienen im günstigsten Lichte. Später kam auch hier der Rückschlag. Es liegen uns leider die Zahlenangaben aus den früheren Jahren nicht vor. Vermuthlich waren sie, wie die anderer Gesellschaften, höher als die aus den folgenden Jahrzehnten stammenden.

Bemerkenswerth ist, daß die Londoner Missionare, obgleich von Herzen für die Menschenrechte der Neger eintretend, sich niemals in die politischen Agitationen eingelassen haben, die mit der Emanzipation und deren Folgen zusammenhingen. In diesem Stille wichen sie völlig ab von den Baptisten, und dies war, wie es scheint, der Grund eines ersten Zerwürfnisses zwischen den Vertretern der beiden Gesellschaften, das ich aus dem Anfange der Vierziger Jahre angedeutet finde¹⁾. Ob es lieblose Verleumdungen waren, wie von Seiten der Baptisten behauptet worden ist, darüber habe ich kein Urtheil. Jedenfalls aber hätten die letzteren gewiß zu größerem Segen für Jamaica gearbeitet, wenn sie nicht, was zuweilen in fast fanatischer Weise geschah, in das Getriebe der politischen Parteien mit eingegriffen hätten.

Unsre ausführlichen Quellen beginnen erst mit dem Jahre 1862. Damals war Jamaica tief bewegt von den Erweckungen, die ein Jahr zuvor nach langer geistlicher Dürre wieder ein neues Leben in den Gemeinden angeregt hatten. „Man darf sich nicht wundern“, heißt es in dem Londoner Jahresbericht, „daß unter einem so leicht erregbaren Volke, wie die farbigen Bewohner der Insel sind, die allgemeine Erweckung in einigen Fällen ausartete in Ausschreitungen und Unordnung. Vor diesen Uebeln aber blieben unsre Gemeinden durch die Besonnenheit und Festigkeit ihrer Pastoren im allgemeinen verschont.“ Obgleich menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit dabei vielfach zu Tage getreten war, erwartete man doch einen bleibenden Segen. Die Gemeinden waren auffallend gewachsen; die Gesamtzahl der Kommunikanten betrug über 2000.²⁾ Demnach mußten die folgenden Berichte übertriebenen Erwartungen und Vorstellungen entgegentreten. Der Glaube und die Frömmigkeit jener westindischen Gemeinden, wird gesagt, müsse nicht nach Vergleichung des Zustandes der britischen Christen geschätzt werden. Dort seien die christlichen Brüder furchtbaren sozialen Uebeln ausgesetzt, wie sie in der Heimat nicht bekannt seien, dagegen fehlten dort unfähig viele Vorzüge, deren sich die Mitglieder der christlichen Kirche bei uns erfreuen. Bei rechter Erwägung der Verhältnisse müsse man die Unwissenheit, Unbeständigkeit und andre namenlose Mängel weniger hart zu beurtheilen, habe vielmehr Grund, Gott zu danken für das, was bereits an den armen Menschen geschehen sei. — Immer

¹⁾ Vergl. oben S. 151.

²⁾ Im Jahre 1851 war sie 800.

wieder waren noch manche Rücksälle vorgekommen von solchen, die während der Erweckung die besten Hoffnungen gaben. Andre aber bewährten sich um so treuer. Ein Missionar schreibt, nie sei der Wechsel zwischen Licht und Schatten auffallender und der Abstand von beiden schärfer gewesen: auf der einen Seite die traurige geistliche Mangelhaftigkeit, auf der andern die innere Gebiegenheit des christlichen Lebens.

Es war damals übrigens, wie schon mehrfach erwähnt, eine Zeit schwerer Heimsuchungen in Westindien. Auch auf Jamaica herrschte große Noth, sowohl infolge der Dürre, unter der die Rasse-Kultur besonders zu leiden hatte, als auch infolge der Theurung, die durch den amerikanischen Krieg und das Stocken des Handels herbeigeführt wurde. Dazu lasteten schwere Abgaben auf der Bevölkerung. Dennoch wurden von den Gemeinden in einem Jahre über 2000 Pfund Sterling (40000 Mark) für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufgebracht, während die Gesellschaft nur noch kaum 1200 Pfund zur Erhaltung der Mission betrug.

Bei dem Aufstande von 1865 waren die Mitglieder der Londoner Missionsgemeinde in keiner Weise theilhaftig, obgleich eine Außenstation unter Leitung eines eingebornen Lehrers zu Morant Bay selbst und nicht fern davon damals auch zu Prospect Penn eine Hauptstation bestand. Am letzteren Orte wurde die Ruhe nicht gestört. Nur 5 von der kleinen Gemeinde an dem erstgenannten Plage wurden unter dem blutigen Schreckensregiment des Kriegszustandes erschossen — doch war es nicht ausgemacht ob schuldig oder, wie so viele damals, unschuldig. Auch nahmen die Londoner Missionare in der politischen Aufregung möglichst wenig Partei. Wir finden von ihnen eine besonnene Beurtheilung der Zustände, in der wohl die Berechtigung der Bevölkerung zu mancherlei Klagen anerkannt wird, doch auch andererseits das Unrecht der Agitationen gegen die Kolonial-Regierung gezeigt wird. Einer von den Missionaren ging sogar soweit, eine Adresse für den Gouverneur Eyre zu unterzeichnen, ein Schritt, der indessen von den Direktoren der Gesellschaft gemißbilligt wurde. Das Verhalten des Gouverneurs, obgleich vielleicht von andrer Seite nicht richtig gewürdigt, hatte doch durch die unbesonnenen Massenmorde, die er zur Unterdrückung des Aufstandes veranlaßte, ihm jedenfalls die Sympathien der christlichen Kreise entzogen.

Ueber die Bevölkerung im allgemeinen wurde damals etwa Folgendes geschrieben: Wo diese armen Leute unter dem unmittelbaren Einfluß europäischer Missionare stehen, haben sie schnelle Fortschritte gemacht in Bildung und Frömmigkeit. Aber jenseits der Grenzen dieses Einflusses gibt es große Schaaren, die während sie sich dem Namen nach zum Christenthum bekennen, fürchtbar verderbt und abergläubisch sind. — Ohne Zweifel waren unsre Erwartungen zu hoch. Wir hofften, daß die erste Generation der Christen sich in aller Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Charakters zeigen würde wie er bei uns gefunden wird, während wir nun entdecken, daß sie den eben erst gesammelten Heidendriften aller Länder und aller Zeiten gleichen. Der Missionar muß viel Nachsicht haben, und mit ihnen wie mit kleinen Kindern umgehen. Aber es gibt einzelne Christen, die solcher Entschuldigung

nicht be-
zieren w

Die
beherrsch
Darnieber
Auch hier
den, durch
sonstige K
fern geha
und unorth
von einig
Die Verb
benen der
tigkeit als
Massen de
oder nur
in neuerer
die Ausbil
eine selbst
dürfte.
strengunge

Auf
Außenstati
liche und
dinirten P
und gegen
für kirchlic

b. Die

Schon
eine Missio
sechs Plät
übrigen M
uns über
1847 die M
byterian C
sie über.
Nebenstatio
von Monte
Maria, w
der vorigen
Westküste u
stark die zu
12 Jahren
war jedens
Gemeinden
gewöhnliche

nicht bedürfen, und die mit ihrer Frömmigkeit jede kleine Gemeinde zieren würden.

Die politische Aufregung, welche die Insel in der folgenden Zeit beherrschte, verbunden mit fortdauernder Dürre, Missernten und dem Darniederliegen des Handels, wirkte weiter ungünstig auf die Mission. Auch hier wurde geklagt über die einreisende Armuth in den Gemeinden, durch die nicht nur die Geldbeiträge verringert, sondern auch manche sonstige Kirchenbesucher aus Mangel an Kleidung von den Gottesdiensten fern gehalten wurden. Auch war über Gleichgültigkeit, weltliches Wesen und unordentliches Betragen der jüngeren Generation zu klagen, während von einigen Gemeinden doch erfreuliche Berichte erstattet werden konnten. Die Verhältnisse derselben gestalteten sich überhaupt mehr und mehr denen der heimatlichen Gemeinden ähnlich; es ist mehr pastorale Thätigkeit als Missionsthätigkeit, die dort zu üben ist. Auf die großen Massen der Insel, die dem Christenthum entweder ganz fern stehen oder nur den Namen desselben für sich in Anspruch nehmen, scheint in neuerer Zeit wenig Einfluß geübt werden zu können. Leider war die Ausbildung farbiger Geistlicher noch nicht soweit gebiehen, daß an eine selbstständige Gestaltung solcher Gemeinden bald zu denken sein dürfte. Doch werden in diesem Punkte neuerdings ernstliche Anstrengungen gemacht.

Auf den oben bereits genannten Stationen nebst den dazu gehörigen Außenstationen befanden sich nach dem Jahresberichte von 1874 5 englische und 2 ordinirte farbige Missionare nebst 11 farbigen nicht ordinirten Predigern. Unter ihrer Leitung standen 1798 Kommunikanten und gegen 5800 weitere Anhänger und 1279 Schüler. Die Beiträge für kirchliche Zwecke betrugen 1746 Pfund Sterling.

b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands.

Schon im Jahre 1824 war von der Schottischen Missionsgesellschaft eine Mission auf Jamaica begonnen, die sich um 1830 bereits auf sechs Plätze erstreckte. Nach der Emanzipation hatte sie wie die übrigen Missionen eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Es fehlen uns über die ältere Geschichte alle nähere Nachrichten. Als im Jahre 1847 die Mission der Vereinigten Presbyterianer-Kirche (United Presbyterian Church) ins Leben trat, gingen die Stationen auf Jamaica an sie über. Es waren damals folgende 7 Hauptstationen, denen ebensoviel Nebenstationen zur Seite standen: Hampden, einige Meilen östlich von Montego Bay, Lucea, westlich von da, an der Küste, Port Maria, weiter im Osten an der Nordküste, Carronhall, südlich von der vorigen, im Gebirge, Cornwall (?), Green Island an der Westküste und Brownsville, südöstlich von Lucea, im Gebirge. Wie stark die zugehörigen Gemeinden waren, finde ich nicht angegeben. Nach 12 Jahren betrug die Mitgliederzahl 4193. Die Zahl der Stationen war jedenfalls sehr gestiegen. Doch war um jene Zeit der Zuwachs der Gemeinden von Jahr zu Jahr nicht gerade bedeutend. Einen ganz außerordentlichen Aufschwung aber erhielt diese Mission durch die Erweckung

1861, die ihr in Jahresfrist 1261 neue Mitglieder zuführte. Im folgenden Jahre war sogar die Zahl auf 5845 gestiegen. Die Geldbeiträge für die kirchlichen Bedürfnisse flossen so reichlich, daß im Durchschnitt auf jedes Mitglied etwa 14½ Mark kamen. Aber auch hier trat der Rückschlag ein, verbunden mit der Noth und Theuerung, wie wir sie bereits mehrfach angedeutet haben. So zeigen denn die Berichte eine Reihe von Jahren hindurch eine fortgehende Abnahme der Mitgliederzahl und der Beiträge. Und doch ist es immer noch zu bewundern, daß selbst bei den ungünstigsten Verhältnissen und bei der weit und breit auf der Insel herrschenden bittersten Armuth der jährliche Beitrag im Durchschnitt sich immer noch auf 10 Mark von jedem Gliebe belief. Seit 1868 aber hat eine neue Blüte dieser Mission begonnen. Von Jahr zu Jahr wird ansehnlicher Zuwachs der Gemeinden gemeldet und schon ist fast der Gipfel, auf dem die Revivals die Zahl erhoben hatten, erreicht; diesmal in ruhigerer Weise, aber desto nachhaltiger. Die sämmtlichen Gemeinden sind unter vier Presbyterien zusammengefaßt, die zusammen eine Synode ausmachen. Es sind folgende:

| Nördliches Presbyterium. | Südliches Presbyterium. | Westliches Presbyterium. | Westliches Presbyterium. |
|-----------------------------|----------------------------|-----------------------------|-----------------------------|
| Gampden | New-Broughton | Kingston | Lucea |
| Belleveue | Ebenezer | Port Maria | Riverside |
| Falmouth | Mount Olivet | Carronhall | Stirling |
| Mount Zion | Victoria Town. | Gospen | Friendship |
| Montego Bay | | Rosehill | Brownsville |
| Mount Goreb | | Cedar Valley. | Greenisland |
| Mount Hermon | | | Negril. |
| Grand Caynna | | | |
| (2 Gemeinden). | | | |

Mit diesen 26 Stationen sind nach dem neuesten Jahresberichte (von 1875) 89 Außenstationen verbunden. 16 europäische Missionare und 5 ordinirte Eingeborne werden von 16 eingebornen Katecheten resp. Kolporteurs unterstützt. Mitglieder zählte man 5710 bei einem durchschnittlichen Besuch des Gottesdienstes von 8755. Außer vielen Sonntagschulen bestanden 59 Tageschulen mit 5392 eingeschriebenen Schülern, von denen durchschnittlich 3269 den Unterricht besuchten. An Geldbeiträgen wurden gegen 4000 Pfund Sterling aufgebracht, was einen durchschnittlichen Beitrag jedes Mitgliedes von 16 Mark nach unserm Gelde ergibt. Die Synode hatte gute Fortschritte zur Selbsterhaltung gemacht. Aber dennoch soll eine Loslösung von der Missionsgesellschaft in keiner Weise beschleunigt werden, da die europäischen Missionare bisher noch unentbehrlich sind. Zwar ist schon viel grade von dieser Denomination für höhere Schulbildung gethan. Zu Montego Bay und in den letzten Jahren auch zu Ebenezer bestehen sogenannte Akademien, die etwa eine Bildung erzielen wie die Mittelklassen unserer Gymnasien. Einzelne der jungen Leute, die diese Schulen durchgemacht, erhielten eine weitere theologische Bildung, daher bereits mehrere ordinirte Eingeborne im Amte stehen. Aber es werden wei-

tere An-
1874 n-
des Jul-
Fakultät
(5000 A-
die neue
meinen
gegründe
Regierun
binden.
uns zu
Grand C-
besetzt is-
der abge-
von den
einzelne
große M-
Darbyste
anrichtete

Auf-
wo die
diese Arb-
dort gegr-
weit über
selben bill-
sich zugen-
Zuflucht
auch Sch-
Diedrei S-
Im ganze
längerer
sehr gemi-
römischen
gewonnen
nation, w-
geboren,
Devorzug-
alle Unter-
alle erforder-

Hier-
Presbyt-
vanna la
der schott-

1) Au-
schöpflichen A-

tere Anstrengungen gemacht, um die erforderlichen Geistlichen auszubilden. 1874 war das fünfzigste Jahr seit Stiftung dieser Mission. Infolge des Jubiläums wurden Beiträge zur Gründung einer theologischen Fakultät gemacht, für die in einigen Jahren auch ein bedeutendes Legat (5000 Pfund) zur Auszahlung kommen wird. Inzwischen hatte auch die neue Regierung viel zur Hebung des höheren Unterrichts im allgemeinen gethan. Zu Spanish Town ist eine Anstalt zu diesem Zwecke gegründet, unter dem Namen Queens College. Es wurde mit der Regierung verhandelt, die beabsichtigte Fakultät mit derselben zu verbinden. — Eine nähere Besprechung der einzelnen Stationen würde uns zu weit führen. Es sei nur bemerkt, daß die sehr isolirte Insel Grand Cayman, westlich von Jamaica, schon lange von dieser Mission besetzt ist. Früher lauteten die Berichte von dort, vielleicht grade wegen der abgeschlossenen Lage, in manchen Beziehungen günstiger als die von den Stationen auf Jamaica. So z. B. kamen dort nur noch einzelne Fälle von wilder Ehe vor, die auf Jamaica noch immer eine große Ausdehnung hat. Nach den neuesten Nachrichten hatten sich Darbyisten (Plymouth Brethren) dort eingefunden, die Verwirrung anrichteten.

Außer Jamaica haben wir hier noch Trinidad zu erwähnen, wo die Vereinigten Presbyterianer ebenfalls missioniren. Doch gehört diese Arbeit kaum mit in die Grenzen unsrer Darstellung, da die drei dort gegründeten Gemeinden wenn auch nicht ausschließlich so doch in weit überwiegendem Maße aus Europäern bestehen. Den Stamm derselben bilden Portugiesen von Madeira, die dem evangelischen Glauben sich zugewendet hatten und vor den katholischen Verfolgungen hier eine Zuflucht suchten. Es fehlt uns jede Andeutung darüber, wie weit auch Schwarze und Farbige unter dem Einflusse dieser Mission stehen. Die drei Stationen sind: Port of Spain, Arouca und San Fernando. Im ganzen gehören zu denselben 220 Mitglieder. Die Zahl ist seit längerer Zeit mit geringeren Schwankungen gleich geblieben. Aus der sehr gemischten Bevölkerung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der römischen Kirche steht, scheinen nur selten Mitglieder für die Gemeinden gewonnen zu werden. Vor einigen Jahren wurde auch dieser Denomination, wie den übrigen, von der Kolonialregierung Unterstützung angeboten, um die bisher der bischöflichen Kirche zu Theil gewordene Bevorzugung auszugleichen¹⁾. Die Presbyterianer und Baptisten lehnten alle Unterstützung aus Staatsmitteln ab. Die Gemeinden bringen fast alle erforderlichen Geldmittel selber auf.

Hierbei sei im Vorübergehen erwähnt, daß auch die Vereinigten Presbyterianer Nordamerika's auf Trinidad seit 1843 zu Savannah la Grande eine Station hatten, die, wie es scheint, 1868 mit der schottischen Gemeinde des nahen San Fernando vereinigt wurde.

¹⁾ Auf Jamaica geschah dies in entgegengesetzter Weise dadurch, daß der bischöflichen Kirche die Staatsbeiträge allmählich entzogen wurden.

c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft.

Nach der Emanzipation hatte auch die anglikanische Kirche große Massen von Anhängern gewonnen, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung dieser Kirche von den Kolonialregierungen gewährt wurden, also die Gemeinden nicht wie bei den Dissenters selbst die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten hatten. Die ganze Bevölkerung mußte somit für die Staatskirche beisteuern. Gegen 40,000 Pfund Sterling = 800,000 Mark waren z. B. auf Jamaica für diesen Zweck erforderlich, ich weiß nicht ob exclusive oder inclusive eines verhältnismäßig jedenfalls nicht hohen Beitrages aus der britischen Staatskasse. 3000 Pfund bezog davon der Bischof von Jamaica, der Jahre lang, fern von seiner Diözese, in England lebte. — Gewann die Kirche einerseits dadurch, daß sie ihren Mitgliebern weniger Opfer zumuthete als andre Denominationen, so erzeugten doch andererseits jene Verhältnisse eine Erbitterung in großen Kreisen der Bevölkerung, die von der politischen Agitation mit Erfolg ausgebeutet wurde. — Betrachten wir die Zustände der anglikanischen Kirche etwas näher nach ihren Bisthümern.

1. Jamaica ist, wie wir bereits sahen, seit 1824 ein Bisthum, zu dem in der ersten Zeit aber auch noch die Bahama-Inseln gehörten, welche später als besondere Diözese abgelöst wurden. Hier wurde die Ausbreitung der anglikanischen Kirche eine Reihe von Jahren hindurch von der Society for the Propagation of the Gospel unterstützt. Ich finde nichts darüber ob diese Unterstützung etwa deshalb nöthig war, weil früher die Regierungsgelder weniger reichlich flossen. Bei der im Jahre 1865 erfolgenden Zurückziehung derselben wird wenigstens als Grund erwähnt, daß in neuerer Zeit ausreichend für die Kirche gesorgt sei. Damals hatte die genannte Gesellschaft 7 Hauptstationen mit verschiedenen Nebenplätzen, nämlich: St. Albans, St. John, Portland Bluefields, Porus, Reynisham Providence. Zu denselben gehörten etwas über 3000 Kommunikanten. Die Berichte der betreffenden Missionare lassen etwas schärfere Schatten fallen auf die Zustände der Insel in jener Zeit und den nächst früheren Jahren, als wir sie von anderer Seite gezeichnet finden. Die tiefe sittliche Verkommenheit der Bevölkerung wird hier mehr betont, daneben die jammervolle Unwissenheit und der Fanatismus. Es wird in einem der letzten Berichte das Auftreten falscher Propheten beschrieben, die unter den Augen des Missionars ihr Wesen trieben. Mit unverständlichen Worten verkündeten sie, wie sie vorgaben „die Stimme des Geistes“ und erklärten, daß es zu ihrem Berufe auch gehöre, die Geistlichen zu steinigen. Es ist eine schwierige Aufgabe für den Missionar, unter solchen Massen zu arbeiten, und erfordert die äußerste Geduld und Langmuth, mit Beharrlichkeit und Nüchternheit. Die von anderer Seite so hoffnungsvoll begrüßten Erweckungen, deren Erfolge wir freilich auch schon vielfach von den an sie geknüpften Erwartungen weit abweichen sahen, werden hier beklagt, und man ist dankbar, daß der verderbliche Einfluß der sogenannten Revivals erlischt u. s. w. Anfangs hatten die Missionare auch gegen die Baptisten einen schweren Stand, für welche die Schwarzen

nach der
Vermittl
hatten d
Landes
wachsend
Vorwande
der Lan
die ungl
der Inse

Doc
Hinderni
Frömmig
vorhande
Andacht
an dem
Barbados

Uebe
Andeutun
Seelen u
Britisch
gehört, al
Bei dem
Wirksamk
von derfel
gestellt.

Hier
dem Aufst
kanische K
Zurückzie
diese Kir
werden¹⁾.
nicht befa

Schli
Church S
lichen ein
1866 war
angeführt,
nach diese
eingericht
Seite wur
Freuden
selben die
Jamaica's

¹⁾ Kurz
gesetzte Ber
Arbeiten ihr

tschaft.

irge große
und beitrug,
he von den
icht wie bei
u bestreiten
skirche bei-
waren z. B.
clusive oder
ges aus der
n Jamaica,
Gewann die
pfer zumu-
s jene Ver-
die von der
hten wir die
isthümern.
isthum, zu
n gehörten,
r wurde die
en hindurch
erstüht. Ich
isthig war,
Bei der
wenigstens
die Kirche
auptstationen
St. John,
e. Zu den-
Berichte der
en auf die
Jahren, als
he Vertom-
ammervolle
en Berichte
Augen des
en verkün-
erklärten,
inigen. Es
en Massen
muth, mit
fnungsvoll
on vielfach
en, werden
influß der
Missionare
Schwarzen

nach der Emanzipation sehr eingenommen waren, da sie in ihnen die Vermittler ihrer Freiheit zu sehen meinten. — In den letzten Jahren hatten auch diese Stationen unter den gedrückten Verhältnissen des Landes zu leiden; doch konnte man sich nicht verhehlen, daß eine wachsende Gleichgültigkeit gegen Kirche und Schule sich unter dem Vorwande der Armuth verbarg; sowie daß die Agitation, die mit Eifer der Landbevölkerung vorredete, wie sie bedrückt und verfolgt werde, die ungünstigsten Einflüsse auf die kirchlichen und sittlichen Zustände der Insel ausüben mußte.

Doch waren die Arbeiten der Mission trotz aller angebauten Hindernisse nicht vergeblich; es zeigten sich doch Zeichen aufrichtiger Frömmigkeit in dem Bereiche der Gemeinden. Die erst weit und breit vorhandenen wilden Ehen kamen immer seltener vor. Häusliche Andacht wurde von vielen Familien gehalten, und auch die Bethheiligung an dem Missionswerk zeigte christlichen Ernst und Eifer. (Vergl. unter Barbados.)

Ueber die Zustände in den anglikanischen Gemeinden finde ich keine Andeutungen. Es sind deren auf der Insel im ganzen 88 mit 135000 Seelen und 25000 Kommunikanten. In diesen Zahlen ist freilich auch British Honduras mit eingeschlossen, das mit zur Diözese Jamaica gehört, aber jedenfalls nur einen kleinen Antheil an jenen Zahlen hat. Bei dem Aufhören der besprochenen Mission war von einer neuen Wirksamkeit der Gesellschaft in jener Kolonie die Rede, und wurden von derselben 100 Pfund jährlich von dem Bischof zur Verfügung gestellt. Doch ist in den neueren Berichten davon nicht weiter die Rede.

Hier ist übrigens der Ort, wo wir zu erwähnen haben, daß nach dem Aufstande von 1865 die neue Regierung der Insel für die anglikanische Kirche tiefgreifende Folgen hatte. Es wurde die allmähliche Zurückziehung der bisher gewährten Staatsmittel verfügt, und so soll diese Kirche auf Jamaica den andern Denominationen gleichgestellt werden¹⁾. Welche Folgen dies auf die Statistik geübt hat, ist uns nicht bekannt geworden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Colonial and Continental Church Society auf der Insel durch Vermittelung anglikanischer Geistlichen eine Anzahl Schulen erhält, indem sie eingeborne Lehrer besoldet. 1866 waren deren 22 zu erwähnen; zwei Jahre später finde ich nur 11 angeführt, doch mit dem Bemerken, daß eine ausgebehntere Thätigkeit nach dieser Richtung sehr nöthig sei, da das von der neuen Regierung eingerichtete Schulsystem der Kirche Abbruch thun werde. Von andrer Seite wurde diese ausgebehntere Fürsorge für die Schulbildung mit Freuden begrüßt; und jedenfalls war die frühere Vernachlässigung derselben die Veranlassung zu manchem traurigen Zuge in den Zuständen Jamaica's gewesen.

¹⁾ Kurz vor dem Sturze des früheren Regierungssystems hatte man entgegengesetzte Versuche gemacht; man wollte die Dissenters möglichst beschränken und die Arbeiten ihrer Geistlichen von der Erlaubniß der bürgerlichen Obrigkeit abhängig machen.

2. Von der Diözese Jamaica wurde im Jahre 1861 die Diözese Nassau abgezweigt, die die Bahama-Inseln incl. der Turks Islands umfaßt. Den Namen trägt sie von der auf der kleinen Insel New-Providence gelegenen Hauptstadt. Neben Methodisten und Baptisten hatte auch hier schon die Ausbreitungsgesellschaft gearbeitet, wurde aber durch den Bischof Dr. Venables veranlaßt, ihre Arbeiten zu vermehren. Er selber arbeitet rüstig in seinem ausgebreiteten Sprengel, indem er mit seinem kleinen Schooner (Message of Peace) die zahlreichen abgelegenen Inseln und Inselchen (Cays) besucht. Die allgemeine Armuth der Bewohner, das Vorurtheil der Weißen, die neben sich auf der Kirchenbank keinen Schwarzen dulden wollen, und endlich die auch hier, wenigstens auf den Turks Islands, schon beginnende Zurückziehung der Gelder aus der Staatskasse erschweren die Arbeit. Die genannte Gesellschaft hat bald mehr bald weniger Missionare auf diesem Felde erhalten. Nach dem Berichte von 1872 waren es ihrer 4, auf den Inseln: Long Island, Long Cay, Eleuthera, Andros. Auch die Colonial Church Society hat hier eine Anzahl Katecheten und Lehrer. Im ganzen sind in der Diözese 16 Pastoren thätig, während die Zahl der Gemeinden sich auf 65 beläuft, von denen manche freilich nur kleine Häuflein auf unbedeutenden Inselchen sind. Von den 44600 Bewohnern der Diözese gehören 10180 der anglikanischen Kirche an. Daß es bei dieser Missionsarbeit nicht ohne Rivalität der Denominationen abgeht ist erklärlich; doch finden sich auch Beispiele von brüderlicher Verträglichkeit derselben.

3. Barbados war eine der beiden ältesten westindischen Diözesen. 1842 wurde sie getheilt und Antigua und Guiana zu besonderen Bisthümern erhoben. Bei dem ursprünglichen blieben nur die Inseln Barbados, Grenada, St. Vincent, Tobago Sa. Lucia und Trinidad.

Die Ausbreitungsgesellschaft hatte, wie wir bereits in einem früheren Abschnitte erwähnten, auf Barbados seit 1829 eine Anstalt zur Heranbildung von Eingebornen zu Katecheten und Geistlichen, das Codrington College. Dasselbe hat bisher in reichem Segen gewirkt und eine ganze Reihe von schwarzen Pastoren herangezogen. Schon vor mehreren Jahren konnte berichtet werden, daß von den 69 Geistlichen der Diözese 48 aus jenem College hervorgegangen seien. Die Mittel zum Unterhalt der Anstalt¹⁾ kommen aus einigen auf derselben Insel belegenen Plantagen, die das Vermächtniß des General Codrington an die Gesellschaft ausmachen. Die Arbeiter auf diesen Plantagen bilden eine christliche Gemeinde, deren Pflege dem einen der Lehrer des Colleges übertragen ist. Der Stand derselben in Bezug auf christliches Leben war im vorigen Jahrzehnte noch ein ziemlich niedriger. — Neben dem College ist eine Missionsbildungsanstalt errichtet. In den anglikanischen Kreisen Westindiens ist nämlich eine Missionsgesellschaft (West-Indian Missionary Association), die in engster Verbindung mit der Ausbreitungsgesellschaft eine Mission in Westafrika am Rio Pongas

¹⁾ Die jährlichen Kosten der Anstalt belaufen sich auf 1750 Pfund Sterling = 35000 Mark.

betreibt.
bildet.
westindische
tigkeit so

Auch
von keiner
an den
zehnts etw
Bischof, i
sich dieses
der Absich
christliche
Waisenhan
verschieden
an das G

In n
abgezweigt
sie auf Ba
dem Borg
umfaßte (1
13248 Ko

4. M
nörbllichen
zu Anfang
ferrat, i
Gemeinden
neuster Be
finden wir
Stationen
legenheit,
einen Geistl
Parochien
Kommunit

Im
von New-
Negern J
gesucht, so
würden, s
hatten sie
Damals k
die ihnen V
zu können.
mit den 4

betreibt. Für dieselbe werden Missionare dort auf Barbados ausgebildet. Die Gesellschaft hat übrigens ihre Zweiggemeinschaften in allen westindischen Diözesen, und in Anbetracht der so allgemeinen Bedürftigkeit flossen die Mittel ihr immer sehr reichlich zu.

Auch ist hier ein besonderes Missionswerk zu erwähnen, das zwar von keiner Gesellschaft, aber von der Kirche selbst betrieben wird u. z. an den Kulis auf Trinidad. Es waren deren am Anfang dieses Jahrzehnts etwa 20000 vorhanden u. z. weit überwiegend Hindu's. Der Bischof, in namhafter Weise von einzelnen Pflanzern unterstützt, hat sich dieses Theils der Bevölkerung mit vieler Liebe angenommen, mit der Absicht besonders, die heranwachsende Generation derselben unter christliche Einflüsse zu bringen. Es ist zu Orange Hill ein besonderes Waisenhaus für Kuliskinder gegründet, sowie eine Anzahl Schulen an verschiedenen Orten für Hinduinder, da die jungen Chinesen sich leichter an das Englische gewöhnen und die englischen Schulen besuchen.

In neuester Zeit (1873) ist Trinidad als besonderes Bisthum abgezwiegt worden, da dort die Staatsunterstützung fortgeht, während sie auf Barbados und, wie es scheint, auch auf den andern Inseln nach dem Vorgange Jamaica's allmählich zurückgezogen wird. Die Diözese umfaßte (noch incl. Trinidad) 33 Parochien mit 69 Geistlichen und 13248 Kommunikanten.

4. **Antigua.** In dieser seit 1842 bestehenden Diözese, welche die nördlichen kleinen Antillen begreift, hatte die Ausbreitungsgesellschaft zu Anfang des vorigen Jahrzehnts zwei Missionare: einen auf Montserrat, den andern auf Anguilla, der von hier aus auch die Gemeinden auf St. Bartholomews und St. Saba bediente. Erst in neuester Zeit, infolge der auch hier aufgehenden Staatsunterstützung, finden wir Barbuda, Dominica und die Virgin-Inseln als Stationen dazugekommen. Jene Aenderung verursacht manche Verlegenheit, da eiliche Gemeinden nicht im Stande sind, das Gehalt für einen Geistlichen aufzubringen. Im ganzen gehören zu Antigua 36 Parochien mit 60000 Seelen, unter denen jedoch (1872) nur 3662 Kommunikanten waren.

d. Die Amerikanische Missionsgesellschaft.

(American Missionary Society.)

Im Jahre 1839 unternahmen 5 kongregationalistische Geistliche von New-York aus auf eigene Hand eine Mission unter den befreiten Negern Jamaica's. Sie hatten keinen Rückhalt an einer Gesellschaft gesucht, sondern meinten, sie würden von den Gemeinden, die sie sammeln würden, schon ihren Lebensunterhalt empfangen. In diesem Stücke hatten sie sich jedoch getäuscht. Sie geriethen in Noth und Entbehrung. Damals bildete sich in New-York eine westindische Missions-Kommittee, die ihnen Unterstützungen zukießen ließ, ohne jedoch ihre Stellung sichern zu können. Auf diese Weise wurde die Mission acht Jahre lang erhalten mit den 4 Stationen Vrainerb, Oberlin, Union und Devon-Penn,

die gleich zu Anfang angelegt waren, u. z. alle nördlich von Kingston, zu denen 1842 noch die Station Eliot und 1844 Providence, (gleichfalls in jener Gegend) hinzukamen.

Inzwischen war im Jahre 1846 die American Missionary Association auf Grund des strengen abolitionistischen Prinzips gestiftet. An diese schloß sich im folgenden Jahre die Mission auf Jamaica an, die bereits mehrere Gemeinden gesammelt, nach independentischer Weise organisiert und zu der Jamaica congregational Association zusammengeschlossen hatten. Einige Jahre später finden wir die Zahl der Stationen vermehrt durch Golden Vale, und mehrere Außenstationen. Um 1854 waren 7 Missionare mit 13 weiblichen und 4 eingebornen Gehülfen in 8 Gemeinden mit 433 Kommunikanten thätig. In den Schulen waren 716 Schüler. Später werden auch Chesterfield und Richmond als Hauptstationen erwähnt. An letzterem Orte bestand eine Gewerbeschule, deren Kosten durch die Arbeit der Zöglinge gedeckt wurden.

Trotz der vermehrten Thätigkeit zeigte sich aber auch hier, wie wir dies bei den andern Missionen sahen, in den fünfziger Jahren eine Abnahme der Gemeinden. Ein Missionar klagt, daß nur wenige der Gemeindeglieder verstehen, wie Christen an der Sammlung von Seelen für das Reich Gottes mitarbeiten sollen. Er fühle oft, daß die Massen in den ewigen Tod hinfinken müßten. In einem andern Berichte heißt es: „Unsre Missionare haben nicht bloß gegen die allgemeine Verderbtheit des menschlichen Herzens zu kämpfen, sondern auch gegen falsche Unterweisung und schlechte Sitten derer, die die geistlichen Führer¹⁾ und Vorbilder der befreiten Neger waren“. Die Hoffnungen wenden sich vorzugsweise auf die junge Generation, wenn man sie nur überall in solchen Anstalten, wie die zu Richmond erwähnte, erziehen könnte! Dennoch, bei aller Schwachheit, allen Irrthümern, aller Mangelhaftigkeit der Gemeinden sei doch ein besserer Kern, eine Kirche in der Kirche vorhanden. Ein anderer sagt: Wir brauchen nicht große Gemeinden; es gibt deren schon vielleicht zu viel; sondern einen Kern solcher, die eine reinere Erkenntniß der Religion haben, als sie sich jetzt bei den Massen findet. — Immer wieder ist von Mangel an geistlichem Leben die Rede, und zu berichten von nothwendigen Maßregeln der Kirchenzucht.

Im Jahre 1859 war die Zahl der Kommunikanten auf 369 gesunken, von da an steigt sie wieder, wozu 1861 natürlich die Revivals beitrugen. Der damalige Jahresbericht sagt: Die Insel hatte sich eines interessanten Gnadenerwerkes zu erfreuen, an dem auch unsre Missionen theilnahmen. Es war in manchen Fällen vorbereitet durch einen wachsenden Gebetsgeist und das ernste Trachten nach der Belebung des Werkes Gottes und der Befehrung von Seelen. Die bemerkbareren Zeichen desselben erschienen zuerst in dem westlichen Theile der Insel und verbreiteten sich von da nach Süden und Osten. Die Gotteshäuser waren gedrängt voll, die Kumläden geschlossen; Sündenbekenntnisse, von der qualvollsten Ueberzeugung, waren gewöhnlich; lasterhafter Wandel

¹⁾ Wohl eine Hindeutung auf die farbigen Baptisten.

wurde au
die nur z
zerstört; u
trauen, u
Erlöser.“
546 gestie
gehörten.
den Spä
von bapti
Gemeinde
hier nicht
auch in d
beschrieben
und 61 in
bare Zwe
Gemeinden
drangen,
wenig Be
Die
und in M
in den St
bleiben, w
traten, vo
den Verei
in den leg
wieder ge
Weise gesö
Doch die
die schwar
hat, alle i
daß die G
mußten, i
der Missi
daß es ih
Gesellschaft
wäre. S
die Verha
ob sie noc
waren jet
Chesterfiel
Plätzen, a
ren Gehir
Schulbesu

wurde aufgegeben, unrecht erworbenes Gut wieder zurückgegeben; Sachen, die nur zu schlechtem Gebrauch dienten, wurden von den Eigenthümern zerstört; viele, die in sündlicher Gemeinschaft gelebt hatten, ließen sich trauen, und viele gaben Zeugniß von Buße und Glauben an den Erlöser." Im folgenden Jahre war die Zahl der Kommunikanten auf 546 gestiegen, während 1080 Personen überhaupt zu den Gemeinden gehörten. — Trotzdem litt die größte der Gemeinden, Brainerd, unter den Spaltungen, die schon seit längerer Zeit in ihr herrschten und die von baptistischem Einflusse benutzt wurden, selbst um das Bestehen der Gemeinde zu bedrohen. Der bekannte Rückschlag der Revivals ist auch hier nicht ausgeblieben. Unter der Noth der nächsten Jahre folgten auch in dieser Mission wieder Zustände, wie wir sie schon mehrfach beschrieben haben. Der eine Missionar schrieb, daß fast alle die 1860 und 61 in seine Gemeinde aufgenommenen Befehrten sich als unfruchtbare Zweige erwiesen hatten. Dazu kam, daß auch noch in andere Gemeinden denominationale Streitigkeiten und Proselytismus einbrangen, wodurch die Aussichten dieser Mission mehrere Jahre sehr wenig Befriedigendes darboten.

Die Gesellschaft war um diese Zeit aber aufs stärkste beschäftigt und in Anspruch genommen durch die Fürsorge für die Emancipirten in den Südstaaten. Für Jamaica konnte nicht das Interesse so reger bleiben, wie einst, um so weniger da hier manche Täuschungen zu Tage traten, von denen man sich nicht gern gestehen wollte, daß sie auch in den Vereinigten Staaten nahe lagen. Es ist freilich mit dieser Mission in den letzten Jahren wieder merklich besser gegangen. Die Gemeinden sind wieder gewachsen (521 Kommunikanten) und scheinen auf gründlichere Weise gefördert zu sein als damals durch die Aufregungen der Revivals. Doch die Gesellschaft konzentriert nun einmal ihre Kräfte so sehr auf die schwarze Bevölkerung der Südstaaten, daß sie neuerlichst beschlossen hat, alle ihre übrigen Missionen aufzugeben. Der Gedanke lag nahe, daß die Gemeinden auf Jamaica nun nach 25 Jahren soweit sein mußten, ihre Geislichen selbst erhalten zu können, was die Gründer der Mission ja von Anfang an gehofft hatten. Aber es stellt sich heraus, daß es ihnen unmöglich ist. Man hätte gern die Mission einer andern Gesellschaft übertragen wollen; doch fand sich keine, die dazu geeignet wäre. So schwebten denn nach dem letzten Jahresbericht (1874) noch die Verhandlungen darüber, ob diese Mission ganz aufzugeben sei, oder ob sie noch in beschränkterem Maße weiter geführt werden sollte. Es waren jetzt folgende Stationen besetzt: Brainerd, Manning's Hill, Elliot, Gesterfield, Brandon, Providence und Richmond, nebst einigen andern Plätzen, auf denen nur Schulen bestanden. 3 Missionare mit mehreren Gehülfsen; 521 Mitglieder, 856 Schüler mit durchschnittlichem Schulbesuch von 564.

e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen.
(United Methodist Free Churches.)

Die Mission dieser Denomination trat erst zu einer Zeit auf Jamaica ein, in der die erste Blüte andrer Missionen dort schon vorüber war, 1856. Dennoch hatte sie bald eine bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen und zählte um die Mitte des folgenden Jahrzehnts bereits gegen 2000 Mitglieder. Dieselben waren aber keineswegs aus den vom Evangelio noch unberührten Massen gewonnen. In einem Falle wenigstens wird erwähnt, wie 876 Gemeindeglieder einer andern Denomination mit 3 Missionaren sich dieser Mission angeschlossen. Vielleicht waren früher andere Fälle der Art vorgekommen, doch fehlt mir das Material über die frühere Geschichte. Die folgenden Berichte lauteten weniger günstig: Die Lage war düster und fast hoffnungslos. Erst gegen das Ende des Jahrzehnts werden sie wieder erfreulicher. Nach dem Berichte von 1873 bestanden folgende Stationen: Anotto-Bay, Clarendon, Kingston, Mizpeh, Providence, St. Ann's und Montague. Auch wurde zu dieser Mission eine Station derselben Denomination auf dem Isthmus von Panama zu Boco del Toro gerechnet. Mitglieder 1962; Schüler 1054.

Schließlich ist hier noch eine Stiftung zu erwähnen, durch deren Verwendung seit der Emanzipation die Mission in Westindien sehr segensreich unterstützt wurde. Zu Anfang des vorigen (oder vielleicht schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts) hatte eine Dame in England ein Vermächtniß gemacht zur Loskaufung solcher Christen, die in den nordafrikanischen Raubstaaten in Gefangenschaft gerathen und dort als Sklaven gehalten wurden. Als diese Form der Sklaverei aufhörte, sammelten sich die Fonds, welche nach der Stifterin die Lady Mico Charity Funds heißen, bis zu der Höhe von 100000 Pfund Sterling an. Da sich eine anderweitige Verwendung im Sinne des Vermächtnisses nicht darbott, so wurden die Zinsen seit 1836 zur Einrichtung und Erhaltung zweckmäßiger Schulen für die befreite Negerbevölkerung Westindiens angewendet. Besonders finden sich solche auf Antigua, wo auch ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern besteht. Aber auch auf andern Inseln werden solche Mico-Schulen erwähnt. Leider ist es mir nicht gelungen, über die näheren Verhältnisse derselben und ihre Erfolge Näheres zu erfahren.¹⁾

¹⁾ Als ich im Jahre 1867 in London nach Auskunft über Missionsangelegenheiten umberspürte, fiel mein Auge eines Tages ganz unvermuthet auf ein blaues Zettelchen, auf dem der Bewohner des Hauses, ein Herr M. M., in irgend einer Beziehung zu der Mico Charity bezeichnet war. Zu freudiger Ueberraschung klopfte ich an und hoffte schon die langgewünschte Auskunft sicher zu haben. Mr. M. M. aber war abwesend und die Person, welche mir öffnete, versicherte mich, daß die Mico Charity Funds erloschen seien. Leider beruhigte ich mich damit und vergaß die Adresse zu notiren. Erst kürzlich fand ich jedoch bestimmte Andeutungen, daß die Mico-Schulen noch jetzt in Thätigkeit sind.

Wir
Westindien
gemeinden
in Betrach
gellische M
ganzen Be
lantischen
schwerlich
tausende so
christlichen
dem Sinn,
Aberglaube
im äußere
worden.
Hier hat d
ist um so
u. s. m. d

Wir die
die Mission
schon das
meinden, d
weiten Kre
herabsinkt,
der Abendn
steigen müß
derung zeig
keineswegs
wie sie in
der einfach
weit entfer
der vor n
wurde, zu
hier noch e
sittlichen Z
werden kö
sagen, daß
und verfrü
denen die r
bart, gebi
Herzen tro
Missionsar
und zu gl

²⁾ Nach
gegriffen sei
saffen etwa
gemeinden,
tender Brüd
noch nicht 3

Wir stehen am Schlusse. Daß „die eigentliche Missionsarbeit in Westindien schon gethan und die Bevölkerung in geordnete Christengemeinden gesammelt“ sei, werden wir kaum sagen dürfen. Auf den hier in Betracht kommenden Inseln macht die Seelenzahl der durch evangelische Missionen gesammelten Gemeinden noch nicht ein Drittel der ganzen Bevölkerung aus. Fast ein zweites Drittel wird zur anglikanischen Kirche gerechnet und das letzte wird die katholische Kirche schwerlich beanspruchen können, so daß also immer noch nicht blos Zehntausende sondern mehrere Hunderttausend¹⁾ „außer dem Schatten der christlichen Kirche leben und sterben“. Sie sind nicht grade Heiden in dem Sinn, wie es einst ihre Voreltern in Afrika waren. Bei tiefem Aberglauben und in den Banden der Zauberei gehalten, sind auch sie im äußeren Leben bereits von mancher christlichen Form berührt worden. Aber die Kraft des Evangeliums ist ihnen fremd geblieben. Hier hat die Mission noch ein weites Arbeitsfeld, und ihre Aufgabe ist um so schwieriger, als die äußeren Verhältnisse, das Zerstreuungswohnen u. s. w. dem Werke bedeutende Hindernisse in den Weg legen.

Wir dürfen aber auch nicht meinen, daß in den gesammelten Gemeinden die Missionsarbeit gethan sei. Einen schlagenden Beweis liefert uns schon das Verhältniß der Abendmahlsgegengenommenen zu der Seelenzahl der Gemeinden, das sich in Westindien noch nicht wie 1:3 stellt, in dem weiten Kreise der anglikanischen Gemeinden aber sogar unter 1:6 herabsinkt, während doch bei gesunden kirchlichen Verhältnissen die Zahl der Abendmahlsgegengenommenen auf jeden Fall die Hälfte der Seelenzahl übersteigen müßte. Jede einigermaßen weiter ins Leben eingreifende Schilderung zeigt uns, wie jene westindischen Gemeinden im allgemeinen noch keineswegs auf einer angemessenen Stufe des christlichen Lebens stehen; wie sie in weitem Maße noch an tiefen sittlichen Mängeln leiden, oft der einfachsten christlichen Erkenntnis entbehren und überhaupt noch weit entfernt sind von der Reife, die man nach der Freudigkeit, mit der vor mehr als einer Generation das Evangelium angenommen wurde, zu erwarten berechtigt sein dürfte. Der Raum gestattet es nicht, hier noch eine ausführlichere Schilderung der jetzigen kirchlichen und sittlichen Zustände zu geben, in der diese Mängel konkreter vorgeführt werden könnten. Doch darf ich nach den verschiedensten Zeugnissen sagen, daß unter diesem noch geistlich schwachen, so vielfach kränkelnden und verkrüppelten Geschlechte auch manche Seelen zu finden sind, an denen die volle Wirkung der göttlichen Gnade sich aufs deutlichste offenbart, gebiegene christliche Charaktere, treu wie Gold, und geheiligte Herzen trotz der schwarzen Haut. Sie sind ein Unterpfand, daß die Missionsarbeit an diesem armen, schwarzen Volke nicht vergeblich ist, und zu gleicher Zeit ein Antrieb für die Christenheit, nicht müde zu

¹⁾ Rechnen wir auch Guiana mit hinzu, so dürfte diese Zahl wohl nicht zu hoch gegriffen sein. Die britischen, holländischen und dänischen Kolonien zusammen umfassen etwa 1,386,000 Seelen. Davon gehören 308,000 zu evangelischen Missionsgemeinden, etwa 325,000 zur anglikanischen Kirche (wovon NB. ein nicht unbebeachtlicher Bruchtheil mit auf die Weißen kommt) und die katholische wird jedenfalls noch nicht 300,000 Seelen zählen.

werden und nicht nachzulassen, und ob es noch ein paar Generationen währte, bis der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse durchdringt. Ja wenn die Schwarzen während ihrer Sklaverei soviel Theilnahme in der Christenheit gefunden haben, so sollte man jetzt noch in höherem Maße ihnen dieselbe zuwenden, denn sie liegen größtentheils noch immer in Banden, schwerer als die, um deretwillen sie einst bedauert wurden, und bedürfen noch erst der Freiheit, zu der „der Sohn sie frei macht, daß sie recht frei seien“.

Anhang.

Der Mission unter den Negern in Nordamerika

sind in der ersten Auflage dieses Werkes ein paar Seiten gewidmet. In der deutschen Missionsliteratur fand sich nicht viel über diesen Gegenstand vor. Aus den Originalquellen eine einigermaßen eingehende Darstellung dieser Missionen zu schreiben, wäre eine höchst mühsame Arbeit und würde über den unserm Werke gesteckten Raum weit hinausgehen. Die Kämpfe über die Sklaverei, die noch zu unsern Zeiten die Vereinigten Staaten bis auf den Grund erschüttert haben, brauche ich hier nur anzudeuten. Schon damals hatte die Mission äußerlich viel ausgerichtet unter den Sklaven in den Südstaaten (die Neger in den nördlichen Staaten waren längst frei). Namentlich die Baptisten und die Methodisten hatten zahlreiche Gemeinden gesammelt, die natürlich aber von den weißen Gemeinden gänzlich getrennt blieben, wie dies trotz aller philanthropischen Sympathien für die Neger übrigens auch mit verschwindenden Ausnahmen in den nördlichen Staaten der Fall ist. Die Methodisten verdankten ihre ausgedehnten Erfolge unter den Schwarzen zum großen Theil den aufregenden Camp Meetings, Versammlungen, die auf freiem Felde unter Zelten, Abends bei Fackelschein u. s. w. gehalten werden und die für jede nüchterne Betrachtung nur zu viel des Bedenklichen darboten. Daraus läßt sich schon ermaßen, daß auch jene Gemeinden nicht auf einer hohen Stufe standen. Auch andre Denominationen hatten Negergemeinden gesammelt, wenn auch keine in dem Umfange, wie die oben genannten. Daß im Jahre 1846 über die Sklavenfrage in fast allen nordamerikanischen Denominationen ein Bruch eintrat, daß nördliche und südliche Baptisten, Methodisten, Presbyterianer u. s. w. sich trennten, ist bereits im zweiten Hefte dieses Bandes bei Gelegenheit der Mission unter den Indianern erwähnt worden. Die Missionen unter den Sklaven blieben selbstverständlich bei den Denominationen des Südens.

Wie plötzlich und unvorbereitet die 4 Millionen Neger ihre Freiheit erhielten, ist bekannt. Es war vorauszu sehen, daß diese Art von Emanzipation noch viel größeres Elend herbeiführen mußte als die in Westindien. Folgender Bericht¹⁾ über die Zustände der nächstfolgenden

Zeit möge
Schwarzen
Wohlthaten
gedenkt, li
Kinder in
sende von
hörtes in
wo Noth
langen.
gefolgt, un
Hier fielen
die Ueberle
und häufig
ober Fluß
nen komme
zurück, und
vergebens
gegangen,
des Herrn
sehen, daß
es ihnen g
weg, eine
Hier aber
der plötzlich
dere für sie
Wohnung
kleinen Ers
jetzt nicht o
glänzende
Nahrungsst
daß sie sich
zendere Be
die Konfur
fängt die
die Versuch

Zur
wurden nie
gebracht.
Zeiten der
freilich seh
Damit hat
nördlichen
Namentlich
dieser Hinf
die in neu

¹⁾ K. M.-B. Ergänzungsheft I. S. 109.

¹⁾ Sollt

Zeit möge hier eine Stelle finden: „Bei weitem die Mehrzahl der Schwarzen folgte dem ersten Rufe der Freiheit, und der genossenen Wohlthaten, der Familienbande und der Heimatsliebe gleich wenig eingedenk, ließen sie davon, die Herrschaft in Verlegenheit, Frau und Kinder in großer Noth und das Land unbebaut hinterlassend. Tausende von diesen sind jämmerlich umgekommen, Tausende leiden Ungehörtes in lustigen Schuppen, von der Fürsorge der Regierung erbaut, wo Noth und Krankheit und Unreinlichkeit täglich zahllose Opfer verlangen. Nicht selten sind ihnen Weiber und Kinder aufs gerathewohl gefolgt, und das Elend, das sie erlitten, können Worte nicht beschreiben. Hier fielen sie erschöpft und sterbend bei der Wegseite nieder, dort bedekten die Ueberlebenden unter Waldes Schutz die Todten mit dürrem Laube, und häufig¹⁾ sah man Mütter ihre hungernden Säuglinge in den Kanal oder Fluß werfen und ruhig weiter wandern. Von den so Entlaufenen kommen wohl manche, wie der verlorene Sohn, zur alten Heimat zurück, und, zur Ehre der Südländer sei es gesagt, sie klopfen selten vergebens an des frühern Eigners Thüre. Die, welche nicht so weit gegangen, begnügen sich damit, den Beweis der Freiheit in dem Wechsel des Herrn zu suchen. Es genügt ihnen, durch wirkliche Erfahrung zu sehen, daß sie gehen können, wohin sie wollen, und bleiben, so lange es ihnen gefällt. Im allgemeinen jedoch ist ihr größter Wunsch durchweg, eine eigne Häuslichkeit zu haben. Wer kann ihnen das verdenken? Hier aber zeigt sich der Fluch der langen Slaverei und die Thorheit der plötzlichen Freilassung. Von Kindheit auf daran gewöhnt, daß andere für sie Sorge trugen, und da die ersten Bedürfnisse, Kleidung, Wohnung und Nahrung, ihnen stets gesichert waren, gewohnt, ihre kleinen Ersparnisse in Ledereien auszugeben, denken sie natürlich auch jetzt nicht an den nächsten Tag, viel weniger an die Zukunft. Der glänzende Schein der ersten Freiheit ist daher bald verblichen, und die Nahrungsforge verlangen gebieterisch Berücksichtigung. Dazu kommt, daß sie sich alle nach den Städten sehnen, wo besserer Lohn und glänzendere Verhältnisse die kindischen Gemüther anlocken, wo aber auch die Konkurrenz so viel größer und das Leben so viel theurer ist. So fängt die Noth schon an, sie zu drücken, und wo Geduld fehlt, kommt die Versuchung zum Diebstahl.“

Zur Abhülfe der leiblichen Noth geschah viel. Ungeheure Summen wurden nicht bloß in den Nordstaaten, sondern auch in England aufgebracht. Aber alles wollte nicht zureichen. Erst allmählich sind die Zeiten der Noth vorüber gegangen und ruhigere Zustände für die freilich sehr zusammengeschmolzene schwarze Bevölkerung eingetreten. Damit hat aber auch die Missionsarbeit, die nun auch wieder von den nördlichen Denominationen getrieben wird, aufs neue beginnen können. Namentlich wird durch Schulunterricht gewirkt. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Arbeiten der American Missionary Association, die in neuester Zeit alle ihre Kräfte auf diesem Felde konzentriert.

¹⁾ Sollte doch wohl richtiger heißen: „einigemal“.

Die politische Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten ist noch keineswegs eine gelöste Frage. Sie wird vielmehr immer noch mit Erbitterung und darum wenig zum wahren Wohl der Schwarzen erörtert. Am wenigsten möchte das letztere gefördert werden durch jenen blinden Liberalismus, wie er oft für die Gleichberechtigung der Racen eintritt. Wenn z. B. den Negern nicht bloß die Möglichkeit gegeben wird, an einer öffentlichen Schule ein Lehramt zu bekleiden, sondern (wie dies kürzlich vorkam) eine solche Anstalt, die in ihrem Lehrerkollegium noch keinen Schwarzen besaß, gezwungen wird um der Parität willen einen solchen aufzunehmen, so sind dies Maßregeln, die für weitere und schwerere Kämpfe zwischen beiden Racen nur Zündstoff ansammeln können.

B. Die Neger in Südamerika.

1. Die Brüdermission unter den Buschnegern.

Buschneger nennt man in der holländischen Kolonie Suriname die Neger, welche zur Zeit der Sklaverei ihren Herren entlaufen waren und sich in den Wäldern angesiedelt hatten.¹⁾ Schon im 17. Jahrhundert gab es solche Vorden, welche durch die Härte, mit der die ersten, meist jüdischen Kolonisten ihre Sklaven behandelten, und bei der Sicherheit ihrer Zufluchtsörter sich bald mehrten. Vollends geschah dies aber, als 1712 bei einem Einfall der Franzosen viele Besitzer ihre Sklaven, um sie nicht vom Feinde fortführen zu lassen, für eine Zeit in die Wälder schickten; aber sie kamen nicht wieder, auch als die Feinde abgezogen waren; ja andre, wie namentlich die der Plantage Auka an der oberen Suriname, erschlugen ihre Herren und folgten ihren schwarzen Brüdern. Diese Buschneger vereinigten sich nach und nach zu einer Art Gemeinwesen und wurden seitdem der Kolonie höchst gefährlich. Die Regierung that ihr Möglichstes, um sie zu unterdrücken. Es war für europäische Truppen höchst schwierig, auch nur den wohl geschützten Schlupfwinkeln nahe zu kommen. Es floß viel Blut in den langen Kämpfen, die gegenseitig mit höchster Erbitterung geführt wurden. Zuletzt aber wurden beide Theile des Kampfes müde, und am 22. Mai 1761 kam mit Arubba, dem Häuptling der Auka-Neger, ein Friede zu Stande, nicht zu Ungunsten der Neger, wie der Umstand zeigt, daß die christlichen Abgeordneten sich hergaben, den Eid auf negerheidenische Weise abzulegen. Die Regierung erkannte die Buschneger fortan als freies Volk und versprach ihnen jährliche Geschenke an Flinten, Pulver, Decken, Branntwein u. s. w. Die Neger dagegen versprachen die Plantagen nicht mehr zu beunruhigen und alle Sklaven,

¹⁾ Auf Jamaica und andern Inseln hießen sie Maron- oder Maroon-Neger.

die sich
die Unru
lehrten.
wande v
sicher.

Die
75000 f
Volle her
Körperba
aus verfo
nischer
Granman
vereint,
sammlung
bei der e
auf einer
nur zum
Kultur im
Stangen
Dörfer, d
Bewohner
sie wenig:
eignen Bel
nach der
Weibern ob
wilden Hun
von Holzaf
außer der
spannene
reiten sie e
so, daß ein
kann sich

Die
Aberglaube
Wesen, Gr
haltung der
Die Luft
Menge Göt
beim Acker
und Opfer
mancherlei
Seelen nach
und ihnen

²⁾ In m
Stücken dab
in die Kolon
dienst, sonder
Burchardt, W

die sich zu ihnen flüchten würden, wieder auszuliefern. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf, da andre Negerrotten sich an den Vertrag nicht hielten. Erst ein Cordon von Forts, der bis 1778 mit einem Aufwande von 17 Millionen Gulden angelegt wurde, stellte die Kolonie sicher.

Die Buschneger, deren Zahl man nach den neuesten Angaben auf 75000 schätzt, haben sich seitdem immer mehr zu einem besonderen Volke herausgebildet. Man unterscheidet sie leicht an ihrem kräftigeren Körperbau von den Negern der Kolonie. Sie sprechen ein Gemisch aus verschiedenen europäischen Sprachen mit einzelnen Brocken afrikanischer Dialekte. Die verschiedenen Stämme haben sich unter einem Granman (Großmann, wie sie auch den Gouverneur der Kolonie nennen) vereinigt, dem aber nicht viel Gewalt zusteht. Er beruft die Versammlung der Häuptlinge, die über wichtige Angelegenheiten entscheidet, bei der es aber unordentlich herzugehen pflegt. Die Rechtspflege ist auf einer sehr niederen Stufe. Nur Mord wird hart bestraft, Diebstahl nur zuweilen mit der Rückgabe des gestohlenen Gutes. Auch die Kultur im äußeren Leben ist sehr gering. Die Häuser werden aus Stangen und Blätterwerk ohne Anwendung von Nägeln gebaut. Die Dörfer, die mit Palisaden geschützt sind, werden öfters verlegt. Die Bewohner leben von Jagd und Fischerei. Acker- und Gartenbau treiben sie wenig: nur Kassabi, Welschkorn und Baumwolle bauen sie für den eignen Bedarf, zuweilen etwas Reis und Pinba (Grundnüsse), um dies nach der Kolonie zum Verkauf zu bringen. Die ganze Arbeit liegt den Weibern ob. Hausthiere haben sie nicht außer den zur Jagd abgerichteten wilden Hunden. Das ihnen fehlende Salz ersetzen sie durch Auslaugen von Holzasche. Die Männer sind meist träge; doch beschäftigen sie sich außer der Jagd und Fischerei noch damit, die von den Weibern gesponnene Baumwolle zu weben. Aus dem Saft des Zuckerrohrs bereiten sie ein berauschendes Getränk. — Vielweiberei ist allgemein, doch so, daß ein Mann seine Weiber an verschiedenen Orten hat; aber er kann sich nach Belieben auch von denselben wieder trennen.¹⁾

Die Religion der Buschneger ist ein finstres Gewebe von rohem Aberglauben und ungereimtem Fetischdienst. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Gran Massa Gaddo, von dem sie die Entstehung und Erhaltung des Weltalls ableiten, ohne ihm besondere Verehrung zu erweisen. Die Luft nennen sie den Teufel, das Wasser bevölkern sie mit einer Menge Götter, an welche sie sich in Krankheiten und Unglücksfällen, beim Ackerbau, der Jagd und dem Fischfang wenden, zu ihnen beten und Opfer darbringen. Ihre Götzenfeste finden unter Tanz und Musik und mancherlei Abscheulichkeiten statt. Ihren verstorbenen Eltern, deren Seelen nach ihrer Meinung auf eine unsichtbare Art unter ihnen weilen und ihnen beim Jagen und Fischen helfen, bezeigen sie gleichfalls eine

¹⁾ In neuerer Zeit sind die Verhältnisse der Buschneger übrigens in manchen Stücken dadurch anders geworden, daß manche von ihnen zeitweise als freie Arbeiter in die Kolonie zu kommen pflegen, von wo sie dann nicht nur den ersparten Verdienst, sondern auch manches von europäischer Kultur mitbringen.

Art Verehrung. Eigentliche Priester haben sie nicht, aber Männer und Frauen, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und allerlei Zauberei vollbringen. Sie werden auch hier, wie auf den westindischen Inseln Obiahleute genannt. Bei ihren Beschwörungen gerathen sie in fürchterliche ekstatische Zustände, zum Theil durch berauschende Kräuter herbeigeführt, in denen sie von einem Geist (Winti) besessen zu sein vorgeben, der durch ihren Mund redet. Solche Winti's sollen sich auch in gewissen Thieren aufhalten, und diese werden göttlich verehrt. So hat ein jeder seine Schutzgottheit: den Kaiman (Krotobil), den Jaguar, eine Schlange u. s. w., oder irgend einen Fetisch (ein roh geschnitztes Bild, einen mit Jaguarzähnen behangenen Stod und dergl.), in dem der Geist wohnend gedacht wird. In jedem Dorfe aber pflegt ein Gaddo- oder Winti-Haus zu sein, eine Hütte, die dem Götzenwesen dient. Auch hier wird die Zauberei oft angewendet, um bei Todesfällen den vermeintlichen Mörder des Verstorbenen zu ermitteln, der dann durch schwere Martern zum Geständniß gebracht und grausam getödtet wird. Ueberhaupt ist der Charakter des Buschnegers wild und grausam, dabei auch stolz und selbstgerecht.

Die erste Veranlassung zu einer Mission unter diesen Leuten ging vom Gouverneur Crommlin aus, der schon im Jahre 1760 die in Paramaribo arbeitenden Brüder aufforderte, sich doch auch der Buschneger anzunehmen. Das war freilich nichts Leichtes. Die unerträgliche Hitze der senkrechten Sonnenstrahlen erzeugt in den undurchdringlichen, von austretenden Gewässern durchströmten Waldungen häufige und für Europäer tödtliche Krankheiten. Nur zu Wasser kann man von Paramaribo in jene Gegenden gelangen, und die schäumenden und tobenden Wasserfälle der obern Suriname machen die Fahrt selbst auf den leichten, für dieses Unternehmen zweckmäßigst gebauten Rähnen, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen und Korjars heißen, sehr gefährlich. Dennoch ließ sich die Unitäts-Ältesten-Konferenz, nachdem der Friede mit den Aukanegern geschlossen war und diese Missionare aufzunehmen versprochen hatten, bereit finden ein paar Brüder auszusenden. Es vergingen aber noch mehrere Jahre, bis Rudolf Stoll und Th. Jones, unter Führung des schon oben¹⁾ genannten Bruders L. C. Dähne nach Surinam kamen und durch einen Regierungsbeamten einer Anzahl von Häuptlingen vorgestellt wurden. Bei dem Oberhäuptling Abini am Sentea Creek fanden sie freundliche Aufnahme (2. Febr. 1766). Wenige Tage später erlag Jones einer tödtlichen Krankheit. Dähne kehrte später nach Europa zurück, und Stoll hatte unter Mühen und Beschwerden mit der Erlernung der Sprache zu thun. Wurden ihm auch noch mehrmals Gehülfen gesandt, so blieb er doch die Hauptperson in dieser Mission. Als sein Beschützer Abini in einem Gefechte fiel, folgte demselben sein Sohn Arabi, der die Freundschaft gegen die Missionare als ein Vermächtniß seines Vaters treu bewahrte.

Sobald Stoll soweit der Sprache mächtig war, daß er anfangen konnte das Evangelium zu verkündigen, erhob sich jedoch ein Sturm

¹⁾ Vergl. S. II. B. 2.

der D
und su
Diese
sie ihre
wohnen
Gefahr
Bei all
Leute.
habe te
ich nich
sing S
storbene
dere sich
aufmerk
als sein
pio und
den Dr
und St

Wo

stromab
seiner
schon fr
mehr zu
verpottet
auf, ließ
seinem
wurden,
Er selbst

In

blieb tre
u. z. ein
wo der
neger 4
genannte
er für se
Schon
weiter,
waren d
Schuma
gesandt
der Neg
Posten.

„De
Michael
ich das
mich weg
hiesigen
gende M
ein bösar

er Männer
und allerlei
bestindischen
then sie in
träuter her-
n vorgeben,
in gewissen
at ein jeder
ne Schlange
Bild, einen
der Geist
bado- oder
Auch hier
meintlichen
re Martern
verhaupt ist
auch stolz

Leuten ging
1760 die in
der Busch-
nerträgliche
bringlichen,
ge und für
n Parama-
d lobenden
en leichten,
e aus aus-
gefährlich.
der Friede
szunehmen
nden. Es
h. Jones,
ähne nach
r Anzahl
g Abini
c. 1766).
Dähne
hen und
rden ihm
auptperson
achte fiel,
gegen die

anfangen
Sturm

der Obiahleute gegen dasselbe. Sie drohten mit dem Jorn der Geister und suchten das Volk auf alle Weise gegen die Brüder einzunehmen. Diese durften sich zuletzt nicht mehr aus ihrer Hütte wagen; doch hielten sie ihre Abendandacht bei offener Thüre: ob vielleicht einer der nahe wohnenden Neger dadurch einen Eindruck empfangen. Die Zeiten der Gefahr gingen vorüber. Aber alles Predigen und Lehren schien umsonst. Bei allen Greueln und Lastern waren die Neger die selbstgerechtesten Leute. Ein alter Götzdiener sagte den Brüdern ins Gesicht: „O ich habe keine Sünde; mein Innenbarges ist ganz klar und rein, sonst wäre ich nicht so alt geworden.“ Betrübte über die Verstockung der Alten fing Stoll mit zwei Knaben, Schippio, den ein Schwiegersohn des verstorbenen Abini ihm brachte, und Grego, zu denen bald noch drei andere sich gesellten, eine Schule an. Sie wollten etwas lernen und hörten aufmerksam auf Stolls Erzählungen von der Liebe des Heilandes, und als feindselige Mütter die andern zurückhielten, setzten wenigstens Schippio und Grego ihre Besuche fort. Sie lernten beten und singen mit den Brüdern, und Stoll übersezte mit ihrer Hülfe einige Niederverse und Stücke aus dem Neuen Testament.

Von Senthea Creel wurde die Station 1769 nach Quama weiter stromabwärts verlegt. Hier traf auch bald der Missionar Kersten mit seiner Frau als Mitarbeiter ein, nachdem ein paar andere Brüder schon früher dem Klima erlegen waren. Arabi übrigens hatte sich immer mehr zu den Brüdern geneigt, obwohl er von seiner Großmutter darüber verspottet wurde. Er trat immer entschiedener für das Evangelium auf, ließ Stoll öffentlich predigen; und obwohl einige andre, die zuerst seinem Beispiel folgten, von den Obiahleuten wieder abwendig gemacht wurden, blieb er fest, und konnte am 6. Januar 1771 getauft werden. Er selbst hatte den Namen Johannes gewählt.

In den folgenden Jahren zeigte sich wenig Frucht; aber der Erstling blieb treu. 1774 mußte die Niederlassung abermals verlegt werden u. z. einige Tagereisen weiter stromabwärts an den Wasserfall Quasse, wo der Wohnplatz Dambey angelegt wurde, in dessen Nähe die Buschneger 4 Dörfer bauten. Im folgenden Jahre konnte Stoll die oben genannten Schüler und ein paar andre Neger taufen. Damals übersezte er für seine kleine Gemeinde die Lebensgeschichte Jesu in die Neger Sprache. Schon war seine Gesundheit gebrochen; doch arbeitete er unermüdlich weiter, bis ihn am 15. März 1777 der Herr heim rief. Zu Dambey waren damals die Brüder Rufus und Lehmann, denen nun Chr. Ludwig Schuman, Sohn des Arawaken-Apostels (vergl. Heft II. B. 2) zu Hülfe gesandt wurde. Derselbe wußte sich durch sein Eigenspiet die Neigung der Neger zu erwerben. Bald stand auch er alleine auf dem schweren Posten. Er schreibt in seinem Tagebuche:

„Den 16. August gefiel es dem Heiland, meinen lieben Mitarbeiter, den Bruder Michael Lehmann, von seinen langen und schweren Leiden zu erlösen. Am 17. hielt ich das Begräbniß unter großen Schmerzen des Gemüths und Leibes und mußte mich wegen großer Schwäche bis zum Grabe führen lassen. — Abends gingen alle hiesigen Neger wieder ihren Geschäften nach in den Busch, daher ich die ganze folgende Woche einsam lebte. Die schmerzhaften Schwären an meinem Körper und ein bössartiger Negerauschlag, mit dem ich vom Scheitel bis auf die Fußsohlen be-

bedrückt war — eine Folge schlechter Nahrung — und wobei man nur dadurch Ruhe finden kann, daß man sich mit einer Scherbe oder einem großen Messer schabt, machten, daß ich alle Nächte schlaflos verbringen mußte. Dazu kamen noch innerliche Krankheit und heftige Magenkrämpfe. Schwere Versuchungsskizzen einer andern Art brüllten mich vollends sehr nieder. Es fiel mir nicht nur sehr auf, daß die Predigt des Evangeliums hier schon seit langer Zeit keine Früchte mehr zu bringen scheint, sondern daß auch unsere wenigen Getauften und Lehrlinge laß zu werden scheinen. Das preßte mir unzählige Thränen vor dem Heiland aus. — Anfangs Oktober sah es wieder sehr bedenklich um mich aus. Meine Hände und Füße wurden voll Blutgeschwären. In einer Nacht, da ich nach einem starken Fieberparoxysmus in einen festen Schlaf gefallen war, erfüllte ein ganzes Heer Zugameisen die ganze Hütte, und ich erwachte nicht eher, als bis ich von denselben über und über bedeckt war. Ich eilte, so gut ich konnte aus der Hängematte und retirirte mich in ein anderes Haus. Aber das empfindliche Beißen der Ameisen und die Beschädigung der Schwären beim Abstreifen eingebissener Thierchen verursachte mir unträgliche Schmerzen, wozu sich noch eine starke Verkältung gesellte. Demungeachtet konnte ich am folgenden Tage, wiewohl in der Hängematte liegend, die Versammlung mit freudigem Herzen besorgen.“

Im folgenden Jahre erhielt er an Br. Hans und Frau Mitarbeiter; doch sanken beide bald ins Grab, und unter zunehmenden Drang. fallen mußte auch Schumann endlich sich nach Paramaribo zurückziehen. Von den in den nächsten Jahren eintreffenden Brüdern blieben die meisten auch nur kurze Zeit auf diesem Arbeitsfelde voller Mühsale. Die Erfolge der Mission waren gering. Zwar schien manchmal unter dem Volke ein größeres Verlangen nach dem Heil in Christo zu erwachen, und die kleine Gemeinde wuchs ein wenig. Dann aber folgten wieder Rücksälle und das Volk schien wieder ganz verstockt. Nur Arabi blieb fest. 1785 wurde der bisherige Wohnplatz von den Negern aus abergläubischer Furcht aufgegeben. Sie zogen wieder einige Meilen den Fluß hinab und siedelten sich in Neu-Bambey an. So mußten ihnen die Brüder wieder nachziehen. Es waren damals namentlich Bruder Wieß und Andreas Christoph Randt, die längere Zeit unter den Buschnegern wirkten. 1789 war die Zahl der Getauften und Taufkandidaten auf 24 angewachsen. Die Heiden hatten sich allmählich an das kleine Gemeindlein gewöhnt und zeigten eine gewisse Duldsamkeit.

Um's Jahr 1790 war die Kunde vom Evangelio auch zu den weiter oben am Flusse lebenden Buschnegern gelangt. Der dortige Kapitän Gran Adama wollte seine Leute nicht an der Befehrung hindern, obgleich er selbst an der heidnischen Zauberei fest hielt. Sein Bruder Pitinkopo mit mehreren andern machten einen Besuch in Neu-Bambey und sprachen das Verlangen nach einem Lehrer für ihre Heimat aus. Die Brüder machten mehrere Reisen den Fluß hinauf. Aber der Anlage einer Station in jener Gegend standen die größten Schwierigkeiten entgegen. 1792 kehrte Randt nach Europa zurück, und Br. Wieß blieb allein in Neu-Bambey. Von hier sandte er diesmal Arabi und Grego zu den oberen Buschnegern, die überall großes Verlangen nach Unterricht empfanden. In den folgenden Jahren war wieder viel Krankheit auf der Station. Auch raffte der Tod neue Missionare hin.

Zur Wahrung des Freundschaftsbündnisses mit den Buschnegern hatte die Regierung bisher einen besonderen Beamten (Posthalter oder Residenten) angestellt. Dieses Amt wurde 1796 dem Br. Wieß über-

tragen,
rührun
zu könn
Gefähr
Residen
ausstiel
es fehl
wieder
kein Ju
und na
nigen
48jähr
in derse
D

Grego
zusamm
stärkten,
möchte.
halb se
ferenz,
wohl er
die best
treulich
fahre so
sollen in
gen ihm
„Wir n
lassen, i
leben.“
und bei
werden.
leuten
Brüdern
immer
abgöttis
taufsten
erfolgte
Abula
werde
wünsche
meinem
Lehrer
thun, C
noch m
langen,
taufsten
Laster

tragen, der durch dasselbe mehr mit den verschiedenen Stämmen in Berührung kam, ohne jedoch etwas Nachhaltiges unter ihnen ausrichten zu können. Ihm zur Seite stand Br. Nähr, der nach Rückkehr seines Gefährten nach Europa unterstützt von Br. Lange, der auch zugleich Resident wurde, ferner auf dem immer weniger hoffnungsreichen Boden aushielt. Die Gemeinde war zwar auf 50 Seelen angewachsen. Doch es fehlte mehr und mehr an Leben; selbst die meisten Getauften fielen wieder in heidnisches Wesen zurück. Aus den Heiden kam schon lange kein Zuwachs mehr. Endlich bat Nähr, die Station verlassen zu dürfen, und nachdem er Einrichtungen zur Pflege der noch vorhandenen wenigen Christen getroffen hatte, wurde 1813 die Buschnegermission nach 48jährigem Bestehen aufgegeben. 9 Brüder und 6 Schwestern hatten in derselben ihren Lauf vollendet.

Die beiden treuen Nationalgehilfen Joh. Arabi und Christian Grego hielten das Häuflein der treugesinnten Seelen im Buschlande zusammen, machten auch zuweilen Besuche in Paramaribo, um sich zu stärken, baten auch wiederholt, daß man ihnen wieder Lehrer senden möchte. In Arabi's Auftrag schrieb Grego im August 1818 dieserhalb selbst an den Bruder Hans Wied in der Unitäts-Altestenkonferenz, der jenem persönlich bekannt war. Da jedoch diese Bitte nicht wohl erfüllt werden konnte, nahm sich Johannes der wenigen Getauften, die beständig blieben, bis an sein seliges Ende im Jahre 1821 getreulich an. Kurz vorher sagte er zu Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilandes zu lehren; denn sie sollen in Seiner Hand bleiben.“ Auf Christ. Grego's Befragen trugen ihm die Getauften auf, an die Brüder in Paramaribo zu schreiben: „Wir wollen den Weg des Heilandes, unsers guten Herrn, nicht verlassen, und so lange wir auf dieser Welt leben, wollen wir dem Herrn leben. Wir wünschen, daß Er uns Kraft gebe, Seinen Willen zu thun und bei Ihm zu bleiben, bis wir Ihn dort im himmlischen Reiche sehen werden.“ Grego selbst setzte das Werk Gottes unter Seinen Landsleuten treulich fort und unterhielt durch Besuche und Briefe mit den Brüdern in Paramaribo eine herzliche Gemeinschaft. Er mußte aber immer große Klage führen über das widerseßliche, abergläubische und abgöttische Wesen seiner hartherzigen Nation; auch der Gang der Getauften machte ihm viel Kummer. Kurz vor seinem im Juli 1824 erfolgten Heimgang sandte er durch seinen Landsmann Simon Abula den Lehrern in Paramaribo seinen herzlichsten Gruß. „Ich werde sie in diesem Leben nicht mehr sehen,“ fuhr er fort. „Ich wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habt nun keinen Lehrer mehr, der euch ermahnt, aber betet zum Herrn; Er kann alles thun, Er kann euch allen helfen.“

Trotzdem, daß die Buschnegergemeinde bald verwilderte, blieben doch noch manche deutliche Spuren des Christenthums übrig, und ein Verlangen, nach der Verkündigung des Wortes Gottes. Einige der Getauften, auch ein paar Söhne Arabi's, die übrigens tief in Sünde und Laster gerathen waren, kamen dann und wann nach Paramaribo und

besuchten die Missionare. Da wachten denn die Erinnerungen an bessere Zeiten wieder auf, und der Wunsch regte sich, daß wieder Brüder ins Buschland kommen möchten. 1835 wurde zum erstenmale wieder eine Reise dahin unternommen von Dr. Voigt, der namentlich im Dorfe Gingee, nicht weit von der verwilderten Stätte der früheren Station, einen Krüppel, Frederik, fand, der dem Worte Gottes treu geblieben war, und der von da ab manchmal seine Volksgenossen versammelte und ihnen aus der Leidensgeschichte vorlas. Auch Hiob, ein Sohn Arabi's, war seit seinen Besuchen in der Stadt auf bessere Wege gekommen. Er baute in Gingee ein Kirchlein, wo sich nun wieder ein kleines Häuflein von Christen sammelte. Obgleich 1837 noch eine Besuchsreise durch Dr. Jacobs gemacht wurde, kam es doch erst 1840 zur Wiederaufnahme der Mission, in der in den folgenden Jahren ein besonders eifriger und treuer Arbeiter wirkte: Rasmus Schmidt. Acht Jahre hatte er bereits in der Kolonie gearbeitet, als er sich durch eine Reise ins Buschland überzeugte, daß dort eine ständige Mission nöthig sei. Er hatte dabei die kleine Gemeinde zu Gingee organisiert, einige der 16 Getauften zu Helfern ernannt, 50 Erwachsene als Taufkandidaten eingeschrieben, auch angefangen Schule zu halten, als ihn Krankheit noch einmal nach der Stadt zurücktrieb. Im Weihnachten 1840 aber siedelte er mit seiner Frau nach Gingee über, das nun wieder mit dem Namen Bambeu benannt wurde. Man nahm ihn mit Freuden auf, aber es entstand bald ein Kampf zwischen dem Heidenthum, dessen Vertreter unten im Thal, und zwischen den Anhängern des Evangeliums, die auf dem Hügel an der Kirche wohnten, unter denen sich aber bald auch viel Unlauterkeit, namentlich Fleischessünden und Reste von Aberglauben zeigten. Obwohl aber Schmidt dagegen mit aller Entschiedenheit auftrat, mehrte sich doch die Gemeinde nach Jahresfrist auf 85 Seelen. Er schrieb damals: „Unser Häuflein hier ist mit einem Stück Land zu vergleichen, wo zwar einmal der Wald gefällt und abgebrannt worden, aber das Gesträuch wieder so aufgewachsen ist, daß es noch Zeit und Gebuld bedarf, bis alles wieder gereinigt und bepflanzt werden kann, und sich durch Gottes Segen die Früchte zeigen.“

Diese Gebuld war insbesondere nöthig, als im folgenden Jahre ein Streit zwischen den Christen und Heiden entstand, bei dem auch die ersteren sich bereit zeigten zu der Entscheidung nach heidnischer Weise durch einen Faustkampf, der aber durch ein dazwischen tretendes Zeichen verhindert wurde. Dagegen wurde die Feindschaft der Heiden auch durch den zu Gingee wohnenden Regierungs-Residenten in Schranken gehalten, der es nicht zuließ, daß jemandem von seinen heidnischen Volksgenossen der Kirchenbesuch verwehrt werde, und der das Lärmen und Trommeln während des Gottesdienstes verbot. Durch Erdbeben und Träume erschreckt, wurde mancher der Heiden dem Evangelio geneigter. — Einige der Nationalhelfer bewährten sich und waren eine rechte Hülfe für den Missionar. Dieser selbst aber ward schon 1845 mitten aus seiner Arbeit durch einen plötzlichen Heimgang abgerufen. Fast ein Jahr lang blieb die Witwe allein bei der schwarzen Ge-

meinde.
auf ein
fiuden

„Da
beiden M
gebäuden
stehen; n
haus ge
Kaffeebau
dauerhaft
Wege, w
den Gott
wo Alt-
entschlase
Baustelle
Obstbaum
lange an
Bambeu
anbruch
der Kirch
auch eine
tätlich ei
sammlung
schaften e
der Neg
werden v
munteres
zu beobac
auszeichn
Sieg dav
kampf ob
sel, was
in Bambe
Niedererf
sammen

Im
begleitet
dahin
meinde
schon n
nach de
wieder
Gemein
ziehen,
1848 z
Umzug
Bemüh
nach S
gerichte
diesma
Seine
werden
Gemein
ward.

meinde. Hiob leitete die Versammlungen. Missionar Taut konnte auf einer Besuchsreise nur zwei Wochen in Bambej verweilen. Wir finden aus dieser Zeit von ihm folgende Schilderung.

„Das Dertchen ist auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe angelegt; zwischen beiden Reihen der kleinen Häuser führt eine breite Straße zur Kirche und den Missionsgebäuden, deren Dächer und Wände aus zierlich geflochtenem Blätterwerk bestehen; nur die Kirche hat Bretterwände von Ebernholz. Ein schöner, zum Missionshaus gehörender Garten, und ein ungleich größeres Stück Land, mit Zuckerrohr, Kaffeebäumen, Bananen und verschiedenen anderen Früchten bepflanzt, ist mit einer dauerhaften Einzäunung von gespaltenen Baumstämmen umgeben. Die breiten Wege, welche zum Fluß, zum Bach, aus dem das Trintwasser geholt wird, und um den Gottesacker führen, waren so wie letzterer sehr rein gehalten. — An dem Platz, wo Alt-Bambej gestanden, sieht man noch im Busche die Gräber der daselbst entschlafenen Brüder; auf jedem derselben sind zwei Steine aufgerichtet. Die meisten Baustellen aber sind mit dichtem Busch bewachsen. Am meisten zeugen noch die vielen Obstbäume davon, daß einst Europäer hier gewohnt haben, denn die Neger, die selten lange an einem Platz wohnen, pflanzen fast gar keine Obstbäume. — Das jetzige Bambej ist schon der flinke Wohnort unserer Brüdermissionare. — Bei Tagesanbruch versammeln sich sämtliche Mitglieder des Gemeinleins, nett angezogen, in der Kirche. — Die Lesung und auch der Text des Tages wird gelesen, bisweilen auch eine kurze Ansprache gehalten und einige Verse gesungen. Des Abends ist täglich eine Erbauungsstunde, und außer den sonntäglichen gottesdienstlichen Versammlungen sind noch besondere Betversammlungen, Missionsstunden und Gesellschaften eingerichtet, in welchen offen und ernstlich gesprochen wird. — Der Gesang der Negergemeinde ist ungemein melodisch und lebhaft, und die meisten Melodien werden von ihnen mit vieler Fertigkeit gesungen. Unsere Bambejer Neger sind ein munteres, fröhliches, lebhaftes Völkchen, und es gewährt ein ganz eignes Vergnügen, zu beobachten, wie sehr sie durch harmlosen Frohsinn vor ihren Landbesitzern sich auszeichnen, und in ihren Disputen mit denselben durch diese Waffen meistens den Sieg davon tragen. — Die Heiden bringen unablässig darauf, daß durch Zweikampf oder ein allgemeines Gefecht entschieden werden solle, welcher Gott der rechte sei, was unter lieber Herr jedoch stets in Gnaden abgewendet hat. — Die Christen in Bambej gehen zur Arbeit und kommen wieder zurück unter Zustimmung von Lieberverken. Selbst die Kinder kommen alle Abende vor dem Schlafengehen zusammen und singen aus freiem Antriebe lieblich mit einander.“

Im Jahre 1846 kam Dr. J. Gottfried Meißner nach Bambej, begleitet von Dr. Treu, der ihn mit der Witwe Schmidt, die bis dahin auf dem einsamen Posten ausgehalten hatte, traute. Die Gemeinde war erfreut, nun wieder einen Seelsorger zu haben. Aber schon nach Jahresfrist mußte derselbe, an allen Gliedern gelähmt, zuerst nach der Stadt und endlich nach Europa zurückkehren. Nun mußte wieder Hiob, unterstützt von seinem Bruder Johannes, die Pflege der Gemeinde übernehmen. Um sich den Belästigungen der Heiden zu entziehen, beschloß dieselbe nunmehr, sich näher bei der Kolonie anzusiedeln. 1848 zog sie nach Gansee in die Nähe der ersten Wasserfälle. Beim Umzug drohte Streit und Zerspaltung, wurde jedoch durch Hiobs Bemühungen verhütet. Bald darauf kehrten auch die Geschister Meißner nach Suriname zurück, und es wurde an jenem Orte eine Station eingerichtet, die nun den Namen Neu-Bambej erhielt. Indessen auch diesmal war dem Missionar keine ungestörte Wirksamkeit beschieden. Seine Frau erkrankte so heftig, daß sie nach Paramaribo gebracht werden mußte; er selbst war leidend. Am Charfreitag 1849 traf die Gemeinde der schwere Verlust, daß ihr Hiob durch den Tod entrißen ward. Meißner hatte zwar noch einige Reisen zu den Dörfern andrer

Buschnegern gemacht, besonders an den Saracreek, und auch etliche Personen dort getauft. Im Sommer aber wurde er so ernstlich krank, daß er mit seiner inzwischen genesenen Gattin nach Europa zurückkehren mußte.

Für Bambej ward nun Missionar Barjoe, der bisher zu Charlottenburg in der Kolonie gearbeitet hatte, bestimmt. Auch er erlag in wenigen Monaten dem Klima. Man wagte kaum noch einen Missionar in dies Tobtenland zu schicken. Da erbot sich Schwester Hartmann, die bis dahin in Berg en Dal gearbeitet hatte, ins Buschland zu gehen und in der Gemeinde die Ordnung aufrecht zu erhalten, bis wieder ein Missionar käme. Bis gegen Ende 1851 hielt sie dort unerschrocken und eifrig aus. Nach Ankunft des Missionar Sand mit seiner Frau, lehrte sie in die Kolonie zurück, wurde aber zur Unterstützung zurückgerufen; bald war auch Sand vom Fieber hingerafft. Schwester Hartmann aber hielt weiter in Bambej aus. Im folgenden Jahre sollte Missionar Bauch dahin ziehen; aber mehrmals wurde seine Abreise durch Krankheit verhindert. Schwester Hartmann war selbst auch krank u. z. an der Elephantiasis, die sie in ihrem treuen Dienste bekommen hatte. Sie ließ sich nach Koffylamp bringen, wo sie die Ankunft der Geschwister abwarten wollte. Dabei aber hielt sie trotz ihrer Krankheit immer noch Schule. Da lag sie denn 4 Wochen lang ohne Pflege und ohne die nöthigsten Lebensmittel in einer von zwei Seiten offenen Hütte, bis die Brüder in Paramaribo Nachricht davon erhielten und sie in einem Boote abholen ließen. Bald darauf ging sie selig heim.

Das genannte Dorf Koffylamp ist von christlichen Aukanegern bewohnt. Man hoffte die Gemeinde von Bambej dazu bewegen zu können, daß sie hierher ziehe; aber dies zerschlug sich an der Eiferjucht der beiden Stämme. Johannes Arabi (ein Enkel jenes Erstlings gleichen Namens) und der thätige Helfer Jeremias suchten weiter das Leben in der kleinen Schaar zu erhalten. Nach dem Tode dieser Männer (1858 und 59) zerstreute sich die Gemeinde, doch blieb Neu-Bambej immer noch ein Mittelpunkt, wo Gottesdienst gehalten wurde. Auch wurde von der Plantage Berg en Dal aus, wo schon eine christliche Gemeinde war, manchmal jene Gegend besucht. 1860 setzten ein paar Brüder auf solcher Besuchsreise wieder Nationalhelfer ein. Trotz aller ungünstigen Verhältnisse erhielt sich das Christenthum unter jenem Völkchen. — In jener Zeit aber sollte sich unter einem andern Stamme der Buschneger eine Thür erfolgreich aufthun.

An der oberen Saramacca nämlich wohnen die Matuari-Neger, denen bisher das Evangelium noch ganz fern geblieben war. „Es war daher etwas sehr Ueberraschendes, als sich dort durch des Herrn unmittelbares Wirken im Jahre 1858 eine große Veränderung anbahnte. Ein Mann, Namens King, im Dorf Maripastoon war, durch Träume angeregt, sich seines elenden heidnischen Zustandes bewußt geworden. Er kam in die Stadt zu den Missionaren, die sich seiner in herzlichster Liebe annahmen. Nach seiner Rückkehr trat er als muthiger Zeuge gegen das Heidenthum und seine Greuel unter seinen Stammes-

genossen
Ramps
Raiko
großen
Gögen
den Fl
zu den
Evange
lesen g
Taufe
stoon m
diese be
dahin
desselben
Negern
einigen
Am 2.
aus Ma
Jo
weiter z
geworbe
er zu d
Maripa
lehnten
Gögenpr
maccan
entgegen
Besitz ge
Getaufte
nach de
durchgän
samkeit
King zu
die Tar
bigen I
malen
ihn; er
im näch
bei wel
honi un
hinauf
seine P
von ih
Lehrer
erlöst

genossen in Maripastoon auf, machte auch bald Reisen zu den in andern Camps wohnenden Heiden, um auch sie, namentlich den Oberhäuptling Kalkoen, aus ihrer Finsterniß zu erwecken. Sein Auftreten machte großen Eindruck, so daß sie es sich gefallen ließen, als er 1858 alle Götzenhäuser in Maripastoon zerstörte und die abgöttischen Sachen in den Fluß warf. Es kamen nun viele seiner Stammesgenossen ebenfalls zu den Missionaren in die Stadt und hörten dort von denselben das Evangelium. Am 11. Aug. 1861 wurde jener Erbling, der indessen Lesen gelernt und weiteren Unterricht empfangen hatte, der heiligen Taufe theilhaft, bei welcher er Johannes genannt ward. Maripastoon wurde nun von den Missionaren besucht, so oft es möglich war, diese beschwerliche Reise in Ausführung zu bringen. Die erste Reise dahin machten die Brüder von Calter und Bramberg im Oktober desselben Jahres, bei welcher Gelegenheit das dort inzwischen von den Negern gebaute Kirchlein eingeweiht und des Johannes Frau mit einigen Kindern getauft ward. Johannes wurde als Helfer angestellt. Am 2. Osterfeiertag des nächsten Jahres wurden wieder 6 Personen aus Maripastoon in der Stadt getauft.¹⁾

Johannes aber fühlte einen besonderen Eifer, das Evangelium auch weiter zu verbreiten, wozu er sich durch die ihm bei seiner Befehung gewordenen Träume angeregt fand. Zuerst²⁾ und wiederholt ging er zu den heidnischen Matuaris, welche etwa 8 Tagereisen oberhalb Maripastoon ihre Wohnsitze haben, und durchzog das Land bis zu dem letzten Camp derselben, fand aber wenig Eingang und von Seiten der Götzpriester besonders entschiedenen Widerstand. Unter den Samaccanern an der oberen Suriname trat ihm eine betrübende Verstockung entgegen. Der Teufel, sagten sie, habe das Land nun einmal schon in Besitz genommen. Im Jahre 1864 unternahm er, von einigen andern Getauften aus Maripastoon begleitet, eine noch weitere Missionsreise nach der Marowyne zu den Aulanegern. Diese nahmen ihn fast durchgängig gut auf und hörten seiner Verkündigung mit Aufmerksamkeit zu; doch zeigte sich bei wenigen ein tieferer Eindruck. — Nachdem King zurückgekehrt war, fand in Maripastoon am 3. Oktober 1864 die Taufe des Oberhäuptlings Kalkoen statt, eines bejahrten verständigen Mannes, der sein Verlangen Christ zu werden zu wiederholten malen mit großem Ernst an den Tag gelegt hatte. Dr. Drexler taufte ihn; er erhielt den Namen Josua. Mit einer Botschaft von ihm wurde im nächsten Jahre eine zweite Reise nach der Marowyne unternommen, bei welcher Johannes King wieder die an dem Nebenflusse Tapanahoni und dem Küstenflüßchen Cottica wohnhaften Aulaner und weiter hinauf die Dony-Neger an der Lama aufsuchte. Die letzteren nahmen seine Predigt am willigsten und dankbarsten auf und einige verlangten von ihm das bestimmte Versprechen, daß er bald wiederkommen und Lehren mitbringen wolle, damit auch sie von den Banden des Teufels erlöst würden.

¹⁾ Ueberblick über das Missionswerk der Bräutigemeinde 1869, S. 41.

²⁾ Dasselbst S. 43.

Die Besuchsreise der Missionare wurde indessen durch verschiedene Gründe noch längere Zeit hinausgeschoben. Es herrschte wieder viel Krankheit und Sterblichkeit unter den Geschwistern. Später starb auch der Oberhäuptling der Aukaner Namens Beymann, und es war zu erwarten, daß dies Ereigniß von den Heiden mit den Besuchen Rings würde in Zusammenhang gebracht werden. Man mußte längere Zeit zur Beruhigung der Gemüther vorübergehen lassen. Erst im Februar 1868 konnte endlich die beabsichtigte Reise von den Br. Bamberg und Lehmann, begleitet von Ring, ausgeführt werden. Die Heiden zeigten gegen den letzteren jedoch einen großen Unwillen, so daß die Brüder ohne viel Erfolg zurückkehren mußten. Seitdem ist es nicht möglich gewesen, jene abgelegenen Gegenden, die von Europäern nur mit den äußersten Schwierigkeiten und unter Lebensgefahr bereist werden können, von Missionaren besuchen zu lassen. Doch ist die Verbindung mit denjenigen Auka-Regern, die der Kolonie näher, an der oberen Comewyne und Cottica wohnen, von der nächsten Station Charlottenburg aus aufrecht erhalten worden, jedoch ohne daß es bisher gelungen wäre, viel sichtbare Erfolge zu erzielen.

Die Gemeinde zu Maripastoon aber wuchs je mehr und mehr. Johannes Ring steht dort noch jetzt in gesegneter Thätigkeit. Auch sein Bruder Noah, der Häuptling jenes Stammes, ist ein getaufter Christ, wenn auch jenem an christlicher Erkenntniß und im Ernste des Wandels nicht gleichkommend. Ueberhaupt leidet jenes Häuflein ja noch an so manchen Schwächen. Es ist dies bei der Seltenheit der Besuche durch Missionare nicht verwunderlich. Doch zeigte sich immer wieder, daß auch dort das Wort Gottes seine Früchte bringt. Als Bruder Jensen 1873 dorthin kam, war das Kirchlein zu eng für die Menge, die sich zu den Versammlungen einfand. Es konnten außer den kleinen Kindern 26 Erwachsene getauft werden, die sich herzlich danach sehnten.

Die älteren Gemeinden im Buschland hatten denn auch manchen Fortschritt gemacht, besonders seitdem die frühere Holzplantage Bergen Dal an der oberen Suriname, die letzte innerhalb der Kolonie, von der Brüdergemeinde angekauft und in eine feste Station verwandelt war. Es hatte dort schon längere Zeit eine Gemeinde bestanden. Von da aus konnte denn nicht bloß das nahe Koffykamp, sondern auch das 2 Tagereisen weiter entfernte Gansee (N.-Bambey) regelmäßiger besucht werden. Missionar Lehmann versteht dieses nicht leichte Amt. Die letztgenannte größere Gemeinde zählte (1869) 174 Seelen (60 Kommunikanten). Sie machte dem Missionar viel Freude.¹⁾ „Daß die sie rings umgebende heidnische Finsterniß noch gelegentlich einen nachtheiligen Einfluß auf den inneren Gang derselben ausübt, ist nicht zu verwundern. Es gibt aber dort noch wenige treue und bewährte Mitglieder. Gottes Wort wohnt reichlich unter ihnen, es werden täglich gemeinsame Morgensegen gehalten. Die Sonntags- und Festtage werden in lieblicher Weise gefeiert. In der Schule werden die Kinder im Lesen und Schreiben, im Katechismus und in der biblischen Geschichte

¹⁾ Uebersicht S. 45. ff.

unter
den Le
als de
allemat
Bei de
Auch v
Häuptl
für die
liegt G
dann
der Ko
Ungeta
nach de
schreibt
Abfall
den He
untrer
können
die Dir
sammel
sich wil

2. I

unter d
in Pa
durch d
Arawak
die H
waren,
eignes
Schnell
dabei
Brüder
erste L
selben
Garten
Gouve
Versan
daß di
Sklaar
Jahre
zu ein
selben

unterrichtet. Es herrscht ein kindlicher, einfältig gläubiger Geist unter den Leuten, sie sind anhänglich an ihre Missionare und gehorchen ihnen als denen, die über ihre Seelen zu wachen haben. Die Freude ist allemal groß, wenn Brüder hinkommen sie zu besuchen."

Im folgenden Jahre wurde dort eine neue größere Kirche gebaut. Bei der feierlichen Einweihung derselben wurden 6 Erwachsene getauft. Auch viele Heiden nahmen an dem Feste Theil. Ein Streit über die Häuptlingswürde wurde schließlich doch noch ohne ernstern Schaden für die Mission beigelegt. — Tief im Innern, an der oberen Suriname, liegt Goejala, woselbst sich ebenfalls ein Christenhäuflein findet, das dann und wann besucht wird. Die Gemeinde zu Koffiyamp liegt der Kolonie am nächsten. Sie zählte (1869) 59 Seelen mit 23 noch Ungetauften. Im ganzen aber umfassen die Gemeinden im Buschlande nach dem letzten Bericht 735 Seelen. „Wenn man weiß und bedenkt“, schreibt Dr. Lehmann, „wie vielen Gefahren und Versuchungen zum Abfall unsre Negergeschwister im Buschlande, besonders die noch unter den Heiden lebenden, ausgesetzt sind, und wie wenig ihnen bisher von unsrer Seite durch die Besuche an ihren Orten hat geboten werden können in Lehre und Pflege, so muß man staunen und anbeten über die Hirtentreue und Gnade, mit welcher der Herr selbst seine Heerde sammelt und sich ihrer annimmt, wie er die Herzen erweckt, und was sich will bewahren lassen, vor dem Argen bewahrt.“

2. Die Brüdermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname.

Größere Erfolge als unter den Buschnegern hat die Brüdermission unter den Negern der Kolonie gehabt. Schon im Jahre 1754 wurde in Paramaribo eine Missionsökonomie mit Schneiderei und Bäckerei durch die Brüder Dähne und Ralfs angelegt. Es war damit für die Arawaken-Missionare eine Zwischenstation gebildet. Allmählich erwarben die Handwerker-Brüder, die zunächst mit Vorurtheilen empfangen waren, sich das Vertrauen der Bevölkerung. 1767 konnten sie ein eignes Grundstück kaufen; ihre Gewerbe kamen in Flor. In der Schneiderei arbeiteten 10—12 gemietete Lehrlinge und Gesellen, denen dabei das Evangelium nahe gebracht wurde. Sonntags hielten die Brüder Versammlungen für die Neger. Doch erst 1776 konnte der erste Bekehrte, Christian Cupido, getauft werden, dem aber in demselben Jahre 8 andre folgten. Zwei Jahre später bauten sie in ihrem Garten eine Kirche. Einige angesehenere Einwohner (und selbst der Gouverneur) interessirten sich so für ihre Bemühungen, daß sie in ihre Versammlungen kamen. Diese waren auch von Schwarzen so besucht, daß die Kirche bald erweitert werden mußte. Freilich wurden manche Sklaaven von ihren Herren wegen des Kirchenbesuchs bestraft. Im Jahre 1779 bekamen die Brüder von der Regierung auch Land zu einem Begräbnißplatz für die Neger angewiesen. In demselben Jahre that sich den Brüdern eine Thür auf, den Negern

auf den Pflanzungen das Evangelium zu verkünden, indem der Besitzer der 10 Stunden von Paramaribo an der Comewyne gelegenen Pflanzung Fairfield sie dahin einlud, um seinen 150 Negeren das Wort Gottes zu predigen. Als Bruder Kersten während der drei Ruhetage, die ihnen dazu gegeben wurden, ihnen die Liebe des Versöhners anpries, hoben diese armen Sklaven die Hände auf und dankten Gott mit lauter Stimme, daß Er auch sie sein süßes Wort hören lasse. Solche Besuche wurden dann auf dieser und einigen benachbarten Plantagen fortgesetzt. Zwar ließ ein Sklavenbesitzer in Paramaribo 1784 den Missionaren sagen¹⁾, sie sollten seinen Negern den Zutritt zu den Gottesdiensten verbieten, sonst werde er sie bei der Behörde verklagen; die Missionare ließen ihn aber wissen, daß sie solchem Ansinnen weder entsprechen könnten noch wollten.

Um nun der gläubig gewordenen Neger auf den Pflanzungen sich besser annehmen zu können, bedurften die Brüder in der Nähe derselben eines Missionsplatzes, und die Regierung wies ihnen dazu im Jahre 1786 ein Stück Landes an der Comewyne an, welches von einer ehemals daselbst gelegenen Festung den Namen Sommelshdyt behalten hatte. Hier wurden die nöthigen Gebäude aufgeführt, allein auf dem morastigen, dicht verwachsenen Platze fielen die beiden ersten Missionare als Opfer der ungesunden Lage. Doch schien der Ort für eine ausgebreitete Wirksamkeit geeignet. Neger von mehreren Pflanzungen fanden sich ein, und Ende 1786 zählte die Mission daselbst bereits 164 Seelen unter ihrer Pflege. Da die Neger von den Pflanzungen indeß nur zu Wasser nach Sommelshdyt kommen konnten, was nicht ohne Gefahr war, wie denn auch einmal 3 Negerinnen auf einer solchen Fahrt ertranken, so ertheilten die Herren und Verwalter nur ungern ihre Erlaubniß dazu, und die Brüder sahen sich deshalb genöthigt, so viel als möglich selbst auf den Pflanzungen sie zu besuchen.

In der Stadt selbst fehlte es auch um diese Zeit nicht an einzelnen Herren, die den Kirchenbesuch ihrer Neger nicht gern sahen, wie denn einer im Jahre 1786 seine Sklaven deshalb mit den Worten anfuhr: „Ihr durchtriebenen Schurken! Ihr wollt bessere Christen werden als eure Herren sind, ihr Teufelskinder! Ich kenne euch besser.“ Zudem schien unter den Negern selbst der erste Eifer wieder zu erkalten, und manche geriethen gar in sündliche Abweichungen, da der Gang zur Unkeuschheit und der Reiz starker Getränke für die Neger gar zu verführerisch ist. Doch arbeiteten die Brüder unverdrossen fort, und Bruder Liebisch aus der Unitäts-Ältesten-Konferenz, der sie im Jahre 1790 besuchte, konnte über die Lage der Mission u. a. berichten: „In der Kolonie und bei der Regierung sind die Brüder als ehrliche Leute und gute und nützliche Bürger bekannt. Niemand legt ihnen etwas in den Weg. In den Versammlungen der zahlreichen Negergemeinde in Paramaribo wird man die Nähe des Heilandes inne; es herrscht darin Andacht und ehrfurchtsvolle Stille. Obschon diese aus den Sklaven gesammelte

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder 2c. III, S. 53. cf. S. 54.

Gemeinde
wird sie
Zu
Uhrmach
richtet.
Widersta
zur Gem
der Miss
Stärkung
Holland,
war dam
der Kolo
besteht bi
wurde je
Die Zahl
315.

Von
in der C
fortgesetzt
denen 55
zwischen
erschwert,
erreichen
zeigten si
weitere S
die Verti
Negern m
sie enblich
gänzlich
acht Wod
bedient,
Boote ab
Die weni
nicht mel
wurde se
auf aust

Bei
heimgesu
viel mit
wie unt
lebendige
schon au
bedeuten
waren,
Mission.
Au
mehrere
waard

Gemeinde von der ruchlosen Welt mit Verachtung angesehen wird, so wird sie doch auch von vielen Menschen sehr geschätzt."

Zu den bisher betriebenen Handwerken kam nummehr auch die Uhrmacherei. In Sommeldyhl wurde gleichfalls eine Schneiderei eingerichtet. — Leider fand sich unter den Negern der Stadt selbst mancher Widerstand, ja es bildeten sich ordentliche Bündnisse, um den Beitritt zur Gemeinde zu verhindern. Dennoch wurde dadurch der Fortschritt der Mission nicht verhindert. Seit 1793 fand dieselbe eine bedeutende Stärkung durch Bildung einer besonderen Missionssozietät zu Jeyst in Holland, die sich des Werkes in Suriname besonders annahm. Freilich war damals durch Kriegsunruhen der Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie sehr erschwert. 1799 wurde die letztere von den Engländern besetzt bis 1802 und dann noch einmal von 1804—1816. Die Mission wurde jedoch durch diesen Wechsel der Herrschaft nicht unterbrochen. Die Zahl der Getauften und Taufkandidaten belief sich um 1800 auf 315.

Von Sommeldyhl aus wurden die Besuche auf den Pflanzungen in der Comewyne und Cottica, so weit es die Umstände erlaubten, fortgesetzt, und die Brüder hatten daselbst 96 Personen in Pflege, von denen 55 zur Plantage Fairfield gehörten. Doch war der Verkehr zwischen den Missionaren und ihren Kirchkindern nicht bloß dadurch erschwert, daß sie, wie schon bemerkt, bloß zu Wasser die Pflanzungen erreichen konnten, sondern die öfters wechselnden Verwalter derselben zeigten sich auch der Arbeit der Brüder abgeneigt und suchten ihnen weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Dennoch erhielt man, da die Verkündigung des Evangeliums unter den armen, hartgebrühten Negern nicht ganz ohne Frucht blieb, diese Niederlassung aufrecht, bis sie endlich im Jahre 1817 durch einen Beschluß der Ältesten-Konferenz gänzlich aufgehoben wurde. Die Getauften in Fairfield wurden alle acht Wochen von Paramaribo aus besucht und mit Wort und Sakrament beieint, indem der gutgesinnte Verwalter den Missionar auf seinem Boote abholen ließ und selbst den Versammlungen mit Andacht beizohnte. Die wenigen Getauften von einem andern Plage, Breukelwaard, wo nicht mehr gepredigt werden durfte, hielten sich nach Fairfield. Dagegen wurde seit dem Januar 1819 auch den Negern der Plantage Kleinhoop auf ausdrückliches Verlangen ihres Besitzers das Evangelium verkündigt.

Bald darauf wurde die Kolonie von einer schweren Blatternseuche heimgesucht, die über 2000 Personen hinraffte. Die Brüder hatten viel mit Werken der Barmherzigkeit zu thun. Dabei konnten sie bemerken, wie unter den Schrecken dieser Zeit doch mancher Neger nach dem lebendigen Gott fragen lernte. 1820 war die Zahl der Gemeindeglieder schon auf 1154 angewachsen. Im folgenden Jahre wuchs sie wieder bedeutend, da die Gemüther durch eine furchtbare Feuersbrunst erschreckt waren, die einen großen Theil der Stadt in Asche legte, während die Missionsgebäude wie durch ein Wunder verschont blieben.

Auf den Pflanzungen regte sich ebenfalls ein neues Leben, und von mehreren Besitzern ergingen freundliche Einladungen. Auf Breukelwaard wurde eine Negerkirche errichtet und im Jahre 1825 eingeweiht;

Molhoop, Blaaringen, Lustrijk und andere Plantagen mehr wurden nun regelmäßig besucht.

„Da diese Besuche“, bemerkten die Missionare, „nur alle acht Wochen wiederholt werden können, und es auf den Plantagen an zuverlässigen Nationalgehilfen fehlt, so hält es schwer, sich der einzelnen Personen ihren Bedürfnissen gemäß anzunehmen und mit ihnen in Bekanntschaft zu kommen. Sie bleiben daher auch in Abicht auf die Erkenntniß sehr weit zurück. Ein Neger auf Molhoop sagte: „So lange der Lehrer redet, verstehen wir das Vorgetragene, und unser Herz freut sich über dem, was wir hören; aber wir sind zu dumm, etwas davon zu behalten, oder das Gehörte wieder in Worte zu fassen.“ Mit sichtbarer Bekümmerniß äußerte ein anderer: „Wir haben nun wiederum, wie schon so oft, Gottes Wort gehört, und haben den festen Entschluß gefaßt, uns gründlich zu belehren; leider wird es aber auch wohl diesmal gehen, wie gewöhnlich, wir werden das Gehörte bald wieder vergessen und in kurzem auf unsere alten Abwege gerathen.““

Der 21. Juli 1826, als der Tag, an welchem vor 50 Jahren der Erstling unter den Negern in Paramaribo getauft worden, ward von der Negergemeinde daselbst, unter lebhafter Theilnahme vieler Stadtbewohner, festlich und in Segen gefeiert. Es waren bis dahin 2477 Personen von den Brüdern getauft worden, und zur Zeit des Jubelfestes befanden sich 1800 in ihrer Pflege¹⁾. Diese zahlreiche Vermehrung machte den Bau einer geräumigen Kirche nothwendig, die am 21. Juli 1828 feierlich eingeweiht wurde. In demselben Jahre bildete sich mit Genehmigung der Regierung, sowohl in der Kolonie als im Mutterlande, mit dem Hauptssitz in Haag, ein Holländisch-Surinamischer Verein zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Neger-Sklaven, der fortan die Brüder kräftig unterstützte und sie dadurch ermutigte und in den Stand setzte, sich der Neger auf den Pflanzungen noch mehr anzunehmen. Und so konnte denn Bruder Genth in Paramaribo²⁾ im Januar 1829 schreiben:

„Auf dieser Kolonie sind nunmehr fünf verheirathete Missionare unter den Negern angestellt, und unsere ganze Missionsfamilie besteht mit Einschluß der Kinder aus 15 Seelen. Das uns anvertraute Werk nimmt von einem Jahr zum andern zu, und erfordert immer größere Thätigkeit von unserer Seite. Wir sind darum dem Herrn von Herzen dankbar für die Gesundheit, welche wir mit weniger Ausnahme genießen durften, und dies um so mehr, da das Klima von Suriname eben nicht das gesundeste in Westindien ist. — Unsere Negerherde bestand im Anfang d. J. aus 1633 Personen, von denen 970 Abendmahlsge nossen sind. Zu der Klasse der neuen Leute und Taufkandidaten gehören etwa 400 Neger, so daß die ganze Seelenzahl, welche in dieser Stadt und ihren Umgebungen unserer Pflege anvertraut ist, sich über 2000 beläuft. Obgleich wir große Ursache haben, dieses Wachsthum uns dankbar zu freuen, und ermunternde Beweise eines wahren Werkes des heiligen Geistes in den Herzen unserer Neger wahrnehmen dürfen, so fühlen wir uns doch gedrungen, inbrünstig zu beten, daß sie ein reicheres Maß des göttlichen Lebens empfangen, und gestärkt werden mögen, die Früchte des Geistes, welche den Sinn und Wandel eines wahren Nachfolgers Christi beurkunden, noch reichlicher hervorzu bringen. — Unsere neue Kirche ist vollendet; sie ist 95 Fuß lang, 60 breit und 22 hoch, und mit Gallerien versehen. Die Baukosten belaufen sich über 22000 holl. Fl., wovon bei 15000 Fl. von den Bewohnern dieser Kolonie beigetragen wurden. — Unsere Tageschule für Negerkinder geht regelmäßig und in Segen fort. — Unsere Wirkungskreise auf den zahlreichen Pflanzungen um uns her breiten sich immer weiter

¹⁾ cf. Uebersicht der Missionsgesch. der ev. Br. R. 2c. III, S. 62.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 325 ff.

aus. I
heit, ta
wandern
ermunter
genug ist
Es läßt
die Mis
same G
werden
teren P

der Sa
einem
Regieru
Station
derung
Predigt
der Gef
zungen
sie in d
zu den
18 deu
Dal an
nach de
Arabi
Stadt
auf ihr
der den
hielten

Gi
des dur
gebenen
dahin
der Neg
Gottes
in der
ihre Gl
sie erfa
und ka
theilt,
besucht
den S
zählend
standen
Nation
ihnen

¹⁾
druckt r

aus. Wir besuchen gegenwärtig 16 dieser Plantagen, und haben reichliche Gelegenheit, tausenden von Negern das Evangelium zu verkündigen. Auf diesen Missionswanderungen, welche jedesmal vier Wochen einnehmen, begegnen uns viele ermunternde Beweise, daß die Gnade Gottes unseres Heilandes noch immer kräftig genug ist, die Herzen auch der unwissendsten und verworfensten Sünder zu erweichen. — Es läßt sich hoffen, daß durch die Errichtung von Central-Stationen, auf welchen die Missionare wohnen, und zu denen die Neger freien Zutritt haben, dieser heilsame Entzweck erreicht werden wird. Bis dieser Plan zur Ausführung gebracht werden kann, fahren wir wie bisher fort, nach unsern besten Kräften den entfernteren Pflanzungen mit dem Evangelio zu dienen.“ —

Im Jahre 1829 wurde auf der Regierungsplantage Boorzorg an der Saramacca ein Versuch gemacht. Aber die Neger, Befreite von einem genommenen Sklavenschiff, waren wenig zugänglich, und als die Regierung nach einigen Jahren diese Plantage aufgab, ging auch die Station wieder ein. Dagegen wurden, gleichfalls infolge einer Aufforderung der Regierung, von den Brüdern regelmäßige Besuche und Predigten in dem Fort Neu-Amsterdam, wo sie zugleich die Seelsorge der Gefangenen bekamen, angefangen; auch Neger der benachbarten Pflanzungen fanden sich dazu ein. Durch den oben erwähnten Verein wurden sie in den Stand gesetzt, auf ein Jahr die erforderlichen Bootsneger zu den Wasserfahrten auf die Plantagen zu mietten. Auch auf der 18 deutsche Meilen von der Stadt entfernten Holzplantage Berg en Dal an der obern Suriname zeigte sich unter den Negern ein Verlangen nach dem Evangelium, von dem sie durch einen Enkel des Joh. Arabi die erste Kunde bekommen. Nachdem sie durch Besuche in der Stadt Verbindungen mit den Brüdern angeknüpft, wurden diese Neger auf ihr Verlangen im November 1830 von Bruder Gentz besucht, der den Erstling aus ihrer Mitte taufte. Wechselseitige Besuche unterhielten die Verbindung.

Ein sehr wichtiges Geschenk für diese Mission war die Uebersendung des durch die britische und ausländische Bibelgesellschaft in Druck gegebenen negerenglischen Neuen Testaments, dessen sich die Brüder bis dahin handschriftlich hatten bedienen können.¹⁾ Da die große Masse der Neger keine andere Sprache versteht, so wurde dadurch dem Worte Gottes der Weg in die Hütten derselben gebahnt. Die Kinder, welche in der Schule lesen lernten, waren nicht selten die Werkzeuge, wodurch ihre Eltern mit der Heil. Schrift bekannt gemacht wurden. Kaum hatten sie erfahren, daß solche Bücher zu haben waren, so kamen viele Neger und kauften; nahe an 30 Stück aber wurden an solche Schulkinder vertheilt, die fertig lesen konnten. Die Schule ward von 130 Kindern besucht, mit denen von Zeit zu Zeit Prüfungen angestellt wurden; an den Sonntagsschulen nahmen auch Erwachsene Theil. Ende 1831 aber zählte die Negergemeinde zu Paramaribo 3089 Seelen; auf den Pflanzungen standen 264 Neger in der Pflege der Brüder. Von den bewährten Nationalhelfern, die ihnen bereits lange zur Seite standen, wurden ihnen ein paar bald durch den Tod entziffen.

¹⁾ Nur eine kurze Evangelien-Harmonie war schon etwa seit zehn Jahren gedruckt vorhanden.

Am Schlusse des Jahres 1835 konnte die evangelische Brüder-Unität über diese Mission berichten:

Durch die Unterstützung des Surinamischen Vereins zur Ausbreitung des Christenthums unter den Negern, bei dessen Mitgliedern sowohl in Holland als in Paramaribo Dr. Curie (der in diesem Jahre die Surinamische Mission visitirte) die freundschaftliche Aufnahme fand, hat sich der Besuch unserer Brüder auf den Plantagen so sehr erweitert, daß nunmehr 46 derselben von ihnen bereist werden, da noch vor 5 Jahren nur 20 besucht werden konnten. Auch hat genannter Verein nunmehr durch Uebergabe der Gebäude auf der von ihm angekauften Plantage Charlottenburg an unsere Brüder denselben nicht nur zu einer zweiten festen Niederlassung verholfen, sondern auch schon früher durch Gewährung eines zweiten Bootes mit Kuderneuern jene Besuche gar sehr erleichtert. — Bruder Curie hatte bei seinem achtwöchentlichen Aufenthalt, während dessen er auch mehrere Reisen auf die Plantagen machte, Gelegenheit, mit dem innern und äußern Zustande des dortigen Missionswerkes genau bekannt zu werden und sich von dem großen darauf ruhenden Segen zu überzeugen.“

Außer dem eben erwähnten Charlottenburg an der Cottica, das am 3. März 1836 von den Brüdern bezogen wurde und sehr bequem im Mittelpunkte der Pflanzungen dieses Gebietes liegt, daher auch die zwei von dem Missionsverein unterhaltenen Boote mit 16 Kuderneern hier stationiren, ward um diese Zeit (1837) noch eine weitere Niederlassung zu Worskeling Jakobs (Kampf Jakobs) begründet, doch bereits im Jahre 1843 wegen unpassender Lage wieder aufgegeben. Von Charlottenburg aus wurden schon 80 Pflanzungen besucht.

Das Auftreten eines angeblichen Propheten, das eine gefährliche Bewegung unter den Negern um diese Zeit hervorrief, die jedoch rechtzeitig unterdrückt wurde, machte die Regierung der Mission noch geneigter, in der man das beste Gegenmittel gegen solche Vorkommnisse sah. Einige Jahre später wurde in der Nähe des dama's beunruhigten Distriktes die Station Salem eingerichtet, einige zwanzig Meilen westlich von Paramaribo, für die Neger der dortigen Baumwollenplantagen. In demselben Jahrzehnt war die verwitwete Schwester Voigt öfter auf verschiedenen Plantagen, namentlich von 1845 an auf der Holzplantage Andresa an der Copename unter den Negerkindern thätig. — Im Jahre zuvor war die Station Rust en Werf an der untern Comeneyne von Dr. Wilsche bezogen, der den ersten Versuch machte, junge Neger zu Schullehrern auszubilden. Es waren jetzt nämlich Aussichten auch den Schulunterricht, der bisher Sklavenkindern nicht ertheilt werden durfte, weiter auszudehnen. Schon vorher war Beekhuizen, eine Plantage dicht bei der Stadt, angekauft, von der aus die städtischen Missionsfamilien zum Theil mit Lebensmitteln versorgt werden sollten, das selber aber auch zum Missionsplatz eingerichtet werden sollte.

Die nächste Station, die hinzukam, war Leliendal an der untern Comeneyne, nicht weit von Rust en Werf, aber an dem andern südlichen Ufer des breiten Stromes. Sehr schnell entstand zu diesem Plage eine christliche Gemeinde von 127 Getauften, mit den Taufbewerbern aber wurden 780 Personen gezählt. Auch die Abend Schule für die Erwachsenen war in gutem und erfreulichem Gange. Neun Negerknaben, die zu Schullehrern ausgebildet werden sollten, wohnten nun schon ein Jahr lang bei den Missionsgeschwistern, und berechtigten fast alle zu guten Hoffnungen.

und C.
heißt e.

Tag in
latten u
ersiere w
Frühgott
vor Erbs
demselbe
herrasch

G

Posten
Luft zu
Reliende
Fortgan
die Zah
dieselbst
nikanter
war sei
eine S
neigheit
des Ch
ein sieg
unter d
wurden
Zu Sal
Erwach

An
wurde i
Näthlin
sind die
der Eige
andern
an. No
herum e
gelium
Evangel
die Zahl
und voll
auf 548
maribo
Gemeind
Sie war
den von
macca u
der Brü
Auf der
326 See

Burthardt.

Engelische Bräder-Unität

zur Ausbreitung des
sowohl in Holland als in
namsche Mission visitirte)
unserer Bräder auf den
von ihnen bereist werden,
uch hat genannter Verein
m angekauften Plantage
u einer zweiten festen
durch Gewährung eines
ichert. — Bruder Curie
er auch mehrere Reisen
nd äußern Zustande des
von dem großen darauf

rg an der Cottica,
de und sehr bequem
liegt, daher auch die
mit 10 Auberern
ine weitere Nieder-
s) begründet, doch
wieder aufgegeben.
gen besucht.

as eine gefährliche
ef, die jedoch recht-
ion noch geneigter,
mnisse sah. Einige
ubigten Distriktes
eilen westlich von
plantagen. In dem-
gt öfter auf ver-
der Holzplantage
g. — Im Jahre
ntern Comewyne
te, junge Neger
Ausfichten auch
ertheilt werden
huizen, eine
die städtischen
werden sollten,
den sollte.

an der untern
ndern südlichen
sem Plage eine
erwerben aber
e Erwachsenen
die zu Schul-
jahr lang bei
Poffnungen.

Am Gründonnerstag, den 5. April 1849, kamen die Bräder R. und E. Lehmann und Zielle in Paramaribo an. In ihrem Schreiben heißt es:

„Es machte einen herabeweglichen Eindruck auf uns, als wir am folgenden Tag in der Charfreitagspredigt eine Menge von 3 bis 4000 Menschen, Neger, Mulatten und Weiße, dicht zusammengedrängt in unserer Kirche versammelt sahen, auch erstere weiß und reinlich gekleidet. Am Ostermorgen fanden sich die Neger zum Frühgottesdienst in der ersten Morgenstunde so zahlreich ein, daß schon eine Stunde vor Eröffnung desselben ein Gedränge vor den Kirchthüren war. Wir wurden bei demselben durch ein Posaunenchor, das von Negern sehr gut geblasen wurde, sehr überrascht. — Am zweiten Feiertag wurden 15 Erwachsene in Jesu Lob getauft.“

Gegen Ende April dess. J. war Bruder Jürgensen auf seinem neuen Posten Nynvermaat bereits in Thätigkeit; die Neger zeigten Eifer und Lust zum Lernen, und die Kinder kamen fleißig in die Schule. — In Leliendal, einer neu angelegten Predigtstation, war der Bau in raschem Fortgang, und das Werk wuchs dergestalt, das Br. Stanke zu Ostern die Zahl der Zuhörer in der Kirche auf 2000 schätzte. Das Gemeinlein daselbst stieg noch in demselben Jahr auf 127 Getaufte und 11 Kommunikanten, mit den neuen Leuten 780 Personen. — Schwester Hartmann war seit einiger Zeit auf der Plantage Juliane und Magarethe, um eine Schule daselbst einzurichten, und die Neger zeigten auch dort Geneigtheit. — Bruder Jansa hatte kürzlich eine Reise in der Gegend des Charlottenburger Distriktes, Matappia genannt, gemacht, welche ein siegreicher Feldzug und Vernichtungskrieg gegen den Götzendienst unter den dortigen Heiden war. Neue Plantagen in jener Gegend wurden für die Predigt des Evangeliums zugänglich und öfter besucht. — Zu Salem an der Nickerie wurden im April an einem Sonntag 9 Erwachsene getauft.

An der untern Nickerie, nahe an der Grenze des englischen Guiana, wurde in demselben Jahr 1849 eine neue Station angelegt. Bruder Rätthling, der von Salem aus dort verschiedenemale dieselbe besuchte, fand die Neger sehr willig, das Evangelium zu hören, und Herr Rirk, der Eigenthümer der Plantage Waterloo, bot in Uebereinstimmung mit andern Pflanzern 2½ Acres Land zur Anlegung eines Missionsplatzes an. Nahe um Waterloo wohnen gegen 900 Neger, und in den Wäldern herum gibt es auch viele freie Indianer, denen von hier aus das Evangelium gebracht werden kann. — Von Charlottenburg aus wurde das Evangelium jetzt auf 92 Plantagen mit gesegnetem Erfolg verkündigt, und die Zahl der von dort aus an der Cottica und Comewyne, der bebauteften und volkreichsten Gegend der Kolonie, bedienten Seelen belief sich 1849 auf 5484, darunter 1248 Getaufte. — Die in der Hauptstadt Paramaribo aus der schwarzen und braunen Bevölkerung gesammelte Gemeinbe zählte 4861 Personen, darunter 1709 Kommunikanten. Sie war im verflossenen Jahre um 300 Personen gewachsen. — Auf den von der Stadt aus besuchten Plantagen an der Suriname, Saracca und bis zur Copename hin bestanden 3150 Neger in der Pflege der Bräder, darunter 126 im vorigen Jahre getaufte Erwachsene. — Auf der Plantage Rust en Wert belief sich das Negergemeinlein auf 326 Seelen. — Uebrigens hatten die Bräder in diesem Jahre den

Schmerz, auf ihren Plantagenreisen an der Suriname und Para auf 12 Plantagen von den Verwaltern abgewiesen zu werden. Die Zahl sämmtlicher in der Kolonie von den Brüdern mit dem Worte Gottes bedienten Neger¹⁾ belief sich Ende 1849 bereits auf 17,000, von denen über 5000 zur Stadtgemeinde gehörten. — Auf den Wunsch der Brüder hatte die Regierung schon im Jahre 1846 sämmtliche zum Missionshaushalt gehörige Sklaven zur Freigebung eingeschrieben, die ihnen nach einer sogenannten Lehrlingschaft zu Theil werden sollte. Für eine Anzahl derselben war diese Lehrlingschaft jetzt bereits beendet, und sie wurden nun völlig frei. Mehrere andere Umstände trugen seit einigen Jahren dazu bei, die Brüdermission in Suriname zu fördern. So die Verordnung der Regierung, daß kein Heide mehr als Staatsbürger anerkannt werden, kein Sklave die Freiheit bekommen sollte, wenn er nicht entweder Christ oder Jude würde. Außerdem wies die Regierung alle von ihr abhängenden Sklaven, sowie alle schwarzen Soldaten den Brüdermissionaren zu. Endlich wirkte auch der Umstand stark mit ein, daß die im Heidenthum Verstorbenen ohne alle Feierlichkeit begraben, dagegen die in der Pflege der Brüdermission Stehenden auf die in den Brüdergemeinden übliche Art zur Ruhe bestattet wurden. Mit diesen begünstigenden Umständen waren freilich der Natur der Sache nach auch mancherlei Nachtheile verbunden²⁾. Schon daß der Beitritt zur christlichen Kirche mit äußern Vortheilen verknüpft ist, führt ihr manche Schein- und Namenschristen zu, deren Zahl ohne die Kirchenzucht noch größer sein würde. Ueberdies fehlt es bei dem großen Zuwachs der Gemeinde an einer hinlänglichen Zahl zuverlässiger Gehülfen und damit an hinreichender Kenntniß und Auffassung der einzelnen Gemeindeglieder, deren viele, schon als Kinder getauft, da ihre Eltern bereits Christen waren, sich mit dem Christenamen begnügen ohne den Christenmangel. Mit der Zahl der Gemeindeglieder mehrte sich daher auch, vornehmlich in der Stadt mit ihren mannigfachen bösen Beispielen und Versuchungen, die Zahl derer, die wegen unchristlichen Betragens wieder von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Dennoch bleibt unter der Menge eine schöne Anzahl solcher übrig, die in Einsicht des Herzens, wenngleich oft bei sehr beschränkter Erkenntniß, dem Evangelio durch ihren Wandel Ehre machen, und der wohlthätige Einfluß der Mission überhaupt ist auch in Suriname von der Obrigkeit stets anerkannt worden. So ging sie denn auch ferner ihren gesegneten Gang.

Weiter ist die Einrichtung von Sonntagschulen auf mehreren Stationen sowie die Gründung der lange schon beabsichtigten Gehülfsenschule zu Beekhuizen zu erwähnen. Die Plantagen an der Warappa und Matappica Creek, die früher zu Charlottenburg gehörten, wurden zu einem besondern Missionsdistrikt abgezweigt und erhielten ihre Station zu Annasborg. Dort hatte sich bisher noch viel Götzendienst gehalten. Der Missionar Jansa aber räumte bald tüchtig auf und vernichtete alle

¹⁾ cf. Ev. luth. Missionsblatt 1850, S. 348 ff.

²⁾ Calwer Missionsbl. 1853, S. 10 ff.

Göze
hier
Hälfte
der

fions
unser
Neger
zunge
welch
der
Unter

3
Meilen
Anfren
einen
gedekt
Nagere
mand,
den Be
last zu
Hause
nur ein
geht ab
hin.
keine
mehr m
schen
faltigste
umschli

ihrer
fast er
Predig
ein M
planta
dem
dem
Heiden
La P

tionem
gehört
Boigt
der
macht
verfekt
Schw
bei il
Jahr
zurück

ame und Para auf
werden. Die Zahl
dem Worte Gottes
auf 17,000, von
auf den Wunsch der
1846 sämtliche
Freigebung einge-
lingschaft zu Theil
Lehrlingschaft setzt
Mehrerer andere
Brüdermission in
Regierung, daß kein
Slave die Freiheit
ober Jude würde.
den Slaven, sowie
u. Endlich wirkte
thum Verstorbenen
Pfleger der Brüder-
n übliche Art zur
Umständen waren
theile verbunden³⁾.
äußern Vortheilen
christen zu, deren
e. Ueberdies fehlt
hinlänglichen Zahl
er Kenntniß und
schon als Kinder
mit dem Christen-
zahl der Gemeindeg-
Stadt mit ihren
e Zahl derer, die
nde ausgeschlossen
ne schöne Anzahl
oft bei sehr be-
ndel Ehre machen,
auch in Suriname
denn auch ferner

n auf mehreren
en Gehülfschule
e Warappa und
ten, wurden zu
en ihre Station
endienst gehalten.
o vernichtete alle

Gözen, deren er habhaft werden konnte. Im ersten Jahre wurden hier 184 getauft; Ende des folgenden Jahres hatte sich bereits die Hälfte der gesammten Bevölkerung in jener Gegend (auf 21 Plantagen) der Kirche angeschlossen.

Von den Besuchen der Pflanzungen überhaupt heißt es im Missionsblatt der Brüdergemeinde vom März 1853: „Während ein Theil unserer Brüder in Surinam, auf festen Stationen wohnhaft, seine Negergemeinden bedient, deren Mitglieder auf den umliegenden Pflanzungen leben, sind andere beständig auf der Reise, um solche Pflanzungen, welche keine Station in der Nähe haben, auf denen aber dem Missionar der Zutritt gestattet wird, zu besuchen und den Negern christlichen Unterricht zu erteilen.“

Zur Fahrt den Fluß hinauf muß die Flut benutzt werden, die etwa 8—10 Meilen landeinwärts in die Flüsse hineindringt; abwärts kann man, ohne zu große Anstrengung der Ruderer, nur mit der Ebbe fahren. Man ist daher oft genöthigt, einen Theil der Nacht hindurch zu reisen. Die Boote, in denen man fährt, sind gebauet und gewähren hinlänglichen Schutz gegen die Hitze sowohl als gegen die Plagregen. Es gibt im Lande keine Wirtschaften; überhaupt reist nicht leicht jemand, der nicht auf den Pflanzungen Geschäfte hat, und auf diesen wird man von den Verwaltern sehr gaffrei aufgenommen. Um ihnen indeß nicht ohne Noth zur Last zu fallen, versehen die Missionare sich mit Lebensmitteln und einer kleinen Haushaltung, zu welcher auch Hängematten gehören, so daß es zum Nachtquartier nur einer Kammer bedarf, in der sie ausgespannt werden können. — Die Fahrt geht abwechselnd bald an dem einen, bald an dem andern Ufer dicht am Walde hin. Sie gewährt zwar, da das Land zunächst der Küste sehr flach ist, dem Auge keine Abwechslung der Landschaft; aber der Wald, der, je weiter man kommt, desto mehr noch unberührt der Urwald ist, gibt einen anziehenden, von dem unsrer europäischen Wälder ganz verschiedenen Anblick, schon wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Bäume, besonders aber wegen der zahllosen Klettergewächse, die alles umschlingen u. s. w.

Von den vielen derartigen Wasserstraßen, auf denen die Brüder ihrer Arbeit nachzugehen hatten, war eine, an der bisher die letztere fast erfolglos zu bleiben schien, obgleich einige Plantagenbesitzer der Predigt des Evangeliums geneigt waren. Es war dies die Para Creel, ein Nebenfluß der Suriname im Westen. Namentlich auf der Holzplantage Hannover hatten die Neger am Heidenthum festgehalten und dem neuen Glauben Trotz geboten. Im Jahre 1853 aber gelang es dem Bruder Menze, das alte Gözenhaus dort zu zerstören und viele Heiden zur Buße zu bringen. Ähnlich ging es auf der Pflanzung La Prosperité.

Das Jahr 1855 zeichnete sich durch Einrichtung von 2 neuen Stationen, Catharina Sophia und Herrenbyl, aus. Die der Regierung gehörige große Holzplantage Andrea an der Copename, wo Schwester Voigt sich des Unterrichtes der Neger angenommen hatte, wurde von der Regierung vor längerer Zeit aufgegeben, und sämtliche „Negermacht“ nach Catharina Sophia, einer Zuckerplantage an der Saramacca, verlegt. Die Neger gingen ungern, und nur das Versprechen, daß Schwester Voigt bei ihnen bleiben und wo möglich auch ein Missionar bei ihnen wohnen werde, tröstete sie. Letzteres verzögerte sich indeß von Jahr zu Jahr, während Schwester Voigt schwach und krank nach Europa zurückkehrte. Endlich gab die Regierung nicht nur die Erlaubniß,

sondern beschaffte auch die nöthigen Gebäude für die neue Station zu Catharina Sophia, und sagte sogar eine jährliche Unterstützung von 500 fl. für den Unterhalt des Missionars zu. So zogen denn die bereits unlängst zu diesem Zwecke von Charlottenburg abberufenen Geschwister Dobler dahin, und am 22. April 1855 wurde die Kirche daselbst feierlich eingeweiht. „Um Catharina Sophia herum liegen 10—12 Plantagen, deren Sklaven, so viel die Herren dazu ihre Erlaubniß geben, an den regelmäßigen Gottesdiensten werden theilnehmen können; zu den weiter hinauf an demselben Fluß (der Saramacca) gelegenen Pflanzungen sollen so oft als möglich Besuchsreisen vorgenommen werden. Von der Stadt aus kann man diese Plantage ohne Seefahrt vermittelt eines Kanals, der die Suriname mit der Vanita, einem Nebenflüßchen der Saramacca, verbindet, in zwei Tagereisen erreichen.“ — Eine weitere Thüre that der Herr der Brüdermission in diesem Jahre auf, indem sie noch eine neue Station auf der Pflanzung Rut en Schadelyst, am rechten Ufer der Comewyne, etwas weiter den Fluß hinauf, als die am linken Ufer liegende Station Seliendal, anlegen konnten, die den Nanan Heerendyt erhielt. Die Neger der Umgegend waren sehr erfreut, einen besonderen Seelsorger zu erhalten. Ein neues Feld wurde den Brüdern in der Seelsorge am dem Lepros-Krankenhaus zu Watavia an der Copename angewiesen. Endlich konnte auch 1858 auf der schon genannten Plantage La Prosperité an der Para Creek eine Station eröffnet werden, Versaba genannt, und zwei Jahre später wurde nach vieljährigen Verhandlungen, auch ganz im Westen der Kolonie, im Distrikte Niderie ein Missionsposten angelegt u. z. auf der Plantage Waterloo, nachdem zuvor auch die Plantage Clevia an der untern Suriname eine besondere Station geworden war. In neuester Zeit ist dann noch die schon erwähnte Station auf der Holzplantage Bergen Dal dazugekommen, so daß dort jetzt 13 Missionsplätze der Brüdergemeinde bestehen.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrzehntes hatte sich die Mission über das ganze Land ausgebreitet. Fast alle Plantagen standen ihr offen. Nur solche, auf denen durch den Einfluß katholischer Besitzer die römische Kirche Fuß gefaßt hatte, waren ihr verschlossen. Aus jener Zeit lauten die Berichte folgendermaßen:¹⁾

„Auf allen Stationen in der Kolonie nahm in diesen Jahren die Zahl der Pflegebefohlenen in erstaunlicher Weise zu. Ueberall meldeten sich neue Leute zum Anschluß, wogegen allerdings auch viele Ausschlüsse solcher, die nicht von den alten sündlichen Gewohnheiten lassen wollten, nöthig wurden. Auch die Pflanzler bewiesen sich geneigt, es war keine Plantage mehr dem Worte Gottes ganz verschlossen. Die Gesamtzahl der Pflegebefohlenen belief sich schon auf 27,000 Seelen, mehr als 2 Drittel der ganzen farbigen Bevölkerung. Nun brachte denn auch endlich das Jahr 1863 die schon längere Zeit erwartete und ersuchte Emanzipation der Sklaven.“

Der 1. Juli 1863 war der denkwürdige Tag, an welchem das Gesetz vom 8. Aug. 1862, welches die Sklaverei aufhob, in Ausführung gebracht wurde. Dieser Tag wurde in allen unsern Kirchen mit Gottes-

¹⁾ Ueberblick ff. S. 42.

dienst
des
war,
dem

die
und
so, d
traue
Fröh
blieb
wie
in S
Verfo
testen
liegen
dienst
Jansa
Neger
dem
auszu
Sinn
Es w
Ihm g

Staats
kontra
vermie
persön
Abschl
3 Mo
Schwi
gebrau
die an
manch
Verän
dersell
der g
wurde
Sakra

zu T
jungen
Ort z
beque
Gebie
als
viellei

neue Station zu
Unterstützung von
zogen denn die
abberufenen Ge-
wurde die Kirche
ia herum liegen
zu ihre Erlaubniß
nehmen können;
macca) gelegenen
genommen werden.
Nebenflüßchen
n." — Eine wei-

Jahre auf, indem
en Schädelyf,
ß hinauf, als die
konnten, die den
gend waren sehr
neues Feld wurde
hause zu Batavia
358 auf der schon
ek eine Station
äter wurde nach
der Kolonie, im
auf der Plantage
a an der untern
üfter Zeit ist dann
rgen Dal dazu-
sich die Mission
anden ihr offen.
her Besitzer die
en. Aus jener

esen Jahren die
eberall meldeten
viele Ausschlie-
ohnheiten lassen
sich geneigt, es
geschlossen. Die
27,000 Seelen,

Nun brachte
erwartete und

welchem das
in Ausführung
en mit Gottes-

diensten gefeiert als ein Tag des Segens, der Freude, des Lobes und des Dankes. In der Stadt, wo unsre Kirche festlich geschmückt worden war, wohnten auch der Gouverneur und die hohen Beamten der Kolonie dem Abendgottesdienst bei.

Unter den Negern herrschte eine festliche Stimmung. Sie begrüßten die Freiheit als eine Gabe, ja als ein Wunder Gottes, sie strömten und drängten sich zu der Kirche und verhielten sich den ganzen Tag so, daß manche Herren ganz erschaut waren und kaum ihren Augen trauen wollten. Am folgenden Tag herrschte in der Stadt mehr laute Fröhlichkeit, die sich in Umzügen mit Fahnen u. s. w. kund gab; doch blieb alles in den Grenzen der Ordnung und des Anstandes. Ebenso wie in der Stadt war es auch auf andern Plätzen. Die Neger strömten in Schaaren von den Plantagen zu unsern Kirchen herbei, selbst nach Versaba an der Para, wo die Neger in der Erkenntniß noch am weitesten zurück waren und die Plantagen sehr fern von einander im Wald liegen. Auf manchen Plantagen hielten sie auch untereinander Gottesdienst mit Gesang, Bibellese und Gebet. Von Annaszorg, wo Dr. Jansa thätig war, begab sich eine Deputation aus der Zahl unsrer Neger zum sogenannten Bürger-Kapitän des Distriktes mit der Bitte, dem Gouverneur und Sr. Majestät dem König ihren demüthigsten Dank auszusprechen. So wurde überall mehr Gottesfurcht und christlicher Sinn an den Tag gelegt als selbst die Missionare erwartet hatten. Es wurde Gott die Ehre gegeben und der Tag des Anbruchs der Freiheit Ihm geheiligt.

Die ehemaligen Sklaven blieben übrigens noch auf 10 Jahre unter Staatsaufsicht gestellt. Sie waren gemäß derselben verpflichtet, Arbeitskontrakte zu schließen, wobei es ihnen aber freigegeben war, sich zu vermietthen, wo und an wen sie wollten, während ihnen dabei das persönliche Recht jedes freien Staatsangehörigen zuerkannt wurde. Zur Abschließung dieser fürs erste auf Jahresfrist geltenden Kontrakte waren 3 Monate Zeit gegeben. Diese Zeit ging nun auch ohne erhebliche Schwierigkeiten vorüber und die Kontrakte wurden allwärts zu Stande gebracht. Natürlich hatte dies aber viele Umzüge der Neger zur Folge, die auch jetzt noch jährlich sich wiederholen und der Missionsarbeit mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens aber trat durch diese Veränderung der Verhältnisse keine Umwandlung in der Art und Form derselben ein, in der Stadt und auf den Außenplätzen ging alles in der gewohnten Ordnung fort und die zerstreut liegenden Plantagen wurden ebenso wie früher durch reisende Missionare mit Wort und Sakrament bedient.

Freilich kamen allmählich doch manche Besorgniß erregende Zeichen zu Tage. Fleischliche Ungebundenheit mehrte sich besonders bei den jüngeren Theilen der Bevölkerung. Die Erlaubniß, einen beliebigen Ort zur Arbeit wählen zu dürfen, benutzten manche, um sich der unbequemen Aufsicht der Missionare zu entziehen. Andre, die in das Gebiet einer andern Station kamen, vergaßen in Gleichgültigkeit, sich als Kirchenglieder anzumelden und blieben den Missionaren fern, vielleicht auch in dem Gedanken, daß sie doch bald den Platz wieder

verlassen würden. Dazu aber verbreitete sich von den verhältnißmäßig wenigen Plantagen, auf denen noch Götzendienst und Zauberei in Blüte stand, dieses Unwesen durch den Wechsel der Wohnplätze wieder über die ganze Kolonie, und viele schwache Christen ließen sich von ihren heidnischen Landsleuten verführen. Auch die jetzt eingeführten Kuli's gaben manche Veranlassung zu Lastern, die sich schnell verbreiteten, wie namentlich das Hazardspiel mit Karten und Würfeln.

Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß man mit mancher Besorgniß dem 1. Juli 1873 entgegen sah, an dem die Uebergangszeit der Staatsaufsicht über die Neger aufhören und ihre unbeschränkte Freiheit eintreten sollte. Die Unitätsältesten-Konferenz forderte vor diesem ernstern Ereignisse die christlichen Kreise der Heimat zur Fürbitte auf. Durch Gottes Gnade ist denn diese Krisis in günstigerer Weise als man erwartete vorübergegangen. Bei der Feier jenes von der Negerbevölkerung so herbeigesehnten Tages gab es sich in der deutlichsten Weise kund, wieviel durch die Verkündigung des Evangeliums an diesem Volke schon geschehen ist. Soweit sich der Einfluß der Mission erstreckt, wurde dieser Tag kirchlich gefeiert. Manche Neger legten eine tiefe Nüchternung und Dankbarkeit gegen Gott und die Obrigkeit an den Tag, und auch die Schwächeren versäumten wenigstens nicht, sich an der Feier zu betheiligen. Von Ausbrüchen der Ausgelassenheit und Roheit war an diesem Tage nichts wahrzunehmen. In der Stadt hatte man die große Kirche festlich geschmückt. Vormittags und Abends war sie gedrängt gefüllt. Auch der Gouverneur nahm an dem Gottesdienst Theil. Es war ein rechter Tag des Lobens und Dankens.

Ueber die Folgen der Emanzipation für die Kolonie und ihre Plantagen liegen uns keine näheren Mittheilungen vor. Nur sehen wir aus Andeutungen, daß schon während der Staatsaufsicht manche Plantagen aus Mangel an Arbeitskräften verlassen wurden. Jetzt, wo vollends keine Nöthigung der Neger zur Plantagenarbeit vorliegt, wird dies noch in weiterem Umfange geschehen sein. Für die Mission aber scheinen die Folgen weniger schwer zu werden. In der ersten Zeit freilich war die Arbeit der Missionare fast eine aufreibende. Der Wechsel der Wohnplätze fand in viel größerer Ausdehnung als in den letzten Jahren statt. Von den eingehenden Plantagen mußten die Neger abziehen. Auf andern forderten sie höheren Lohn und gingen, wenn ihrem Verlangen nicht entsprochen wurde. In diesen Fällen versäumten die Missionare nicht, sie ernstlich zurecht zu weisen und zur Genügsamkeit zu ermahnen, was auch vielfach guten Erfolg hatte und wobei die besser Gesinnten treulich zu ihnen standen. Eine große Menge strömte in die Stadt, in der Hoffnung, dort leichteren Verdienst zu finden, worin sich aber manche getäuscht sahen und aufs Land zurückkehren mußten. Bei diesem Hin- und Herziehen wurde der ruhige Gang der Gemeindepflege sehr gestört. Die eine nahm zu, die andre nahm ab, je nachdem die Bevölkerung in der Gegend wuchs oder geringer wurde. Viele der Neger suchten sich auch ein Stück Landes zu verschaffen, um auf demselben nur für ihren Unterhalt zu arbeiten. Auch dadurch zerstreute sich die Bevölkerung und es wurde schwer, den bis-

bert
Wer
schla
wiel
Bun

stille
die
heru
hige
Kom
geta
gesch
nare,
Verf
20
6 Le
ver
erwä
Para
Geme
imme
sion
binde

die G
Sprac
sich d
zeigte
ein G
durch
und z
Name
leute
Verde
der i
aber
später
seiner

dienst
Jahre
berei
nahm

Rom
daten

verhältnismäßig
und Zauberei in
Wohnplätze wieder
ließen sich von
jetzt eingeführten
schuell verbreit-
Würfeln.

man mit mancher
die Uebergangszeit
hre unbeschränkte
renz forderte vor
imat zur Fürbitte
günstigerer Weise
r jenes von der
in der deutlichsten
Evangeliums an
Einfluß der Mission
Neger legten eine
Obrigkeit an den
ins nicht, sich an
Sägelassenheit und
In der Stadt
tags und Abends
an dem Gottes-
und Dankens.

Kolonie und ihre
vor. Nur sehen
säufler manche
wurden. Jetzt, wo
it vorliegt, wird
die Mission aber
der ersten Zeit
freilich. Der
ung als in den
ukten die Neger
gingen, wenn
en Fällen ver-
weisen und zur
erfolg hatte und
ne große Menge
n Verdienst zu
es Land zurück-
de der ruhige
die andre nahm
oder geringer
andes zu ver-
arbeiten. Auch
nwer, den bis-

herigen Mitgliedern nachzugehen; ja viele entzogen sich auf diese Weise geslistentlich der Aufsicht und Pflege der Brüder. Sehr nieder-
schlagend war es in dieser Zeit, das Heidenthum in besonderer Weise
wieder sich erheben zu sehen. Demselben stehen übrigens in einigen
Punkten zweckmäßige Landesgesetze entgegen.

Im ganzen aber ist nach dieser ersten Unruhe doch bereits eine
stillere Zeit eingetreten. Die Zahl der in Pflege stehenden Personen,
die vor der Emanzipation schon 27000 betrug, ist zwar auf 23500
heruntergegangen. Doch scheint die Arbeit von nun an wieder in ru-
higen Gang zu kommen. Von jenen 23500 sind freilich nur 5590
Kommunikanten, 6340 sind weitere bereits getaufte Erwachsene, 5985
getaufte Kinder, 1372 Taufkandidaten, 1775 neue Leute, 2514 Aus-
geschlossene.¹⁾ Auf den 13 Stationen arbeiten 32 verheirathete Missio-
nare, 1 unverheiratheter Bruder und 2 unverheirathete Schwestern, 33
Versammlungshalter, 192 Nationalhelfer und 183 Helferinnen. In
20 Schulen erhalten 2079 Schüler Unterricht von 32 Lehrern und
6 Lehrerinnen. Möge es nun endlich gelingen, das Schulwesen, das
verhältnismäßig noch weit zurück ist, weiter zu entwickeln. Die oben
erwähnte Gehülfschule (Centralschule) ist jetzt von Beekhuizen nach
Paramaribo verlegt und wird von 14 Schülern besucht. Die dortige
Gemeinde zählt übrigens an 6000 Mitglieder. Auch werden dort noch
immer die Handwerke betrieben, deren Ertrag zum Unterhalt der Mis-
sion nöthig ist. In neuerer Zeit ist auch eine Buchdruckerei und Buch-
binderei hinzugekommen.

Ein ganz neues Feld ist der Mission in Suriname übrigens durch
die Einführung von Kuli's aus Ostindien und China eröffnet. Die
Sprache bildete zwar zunächst ein großes Hinderniß. Doch gewöhnten
sich die Fremdlinge allmählich an das Neger-Englische. Der Mission
zeigten sie sich wohl im ganzen sehr unzugänglich, doch wurde schon
ein Chinese, der um eines Mordes willen zum Tode verurtheilt war,
durch den seelsorgerlichen Dienst der Brüder im Gefängnisse zur Buße
und zum Glauben gebracht. Er konnte getauft werden und erhielt den
Namen Paulus. Ehe er das Schaffot bestieg, warnte er seine Lands-
leute mit rührenden Worten vor dem Laster des Spiels, daß ihn ins
Verderben gebracht habe. Auch bezeugte er die Vergebung und den Frieden,
der ihm im Glauben an den Heiland geworden sei. Seine Hinrichtung
aber wurde durch zweimaliges Zerreißen des Stranges vereitelt und
später in 20jährige Festungsstrafe umgewandelt. In dieser ist er bisher
seinem Bekenntnisse treu geblieben.

Auch haben sich schon hie und da manche Chinesen an den Gottes-
diensten theilgenommen, und zu Waterloo meldete sich zu Anfang des vorigen
Jahres (1874) eine ganze Gesellschaft chinesischer Kuli's, geführt von einem
bereits getauften Landsmann Namens Samuel, mit der Bitte um Auf-
nahme in die christliche Kirche. Um die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung

¹⁾ Der inzwischen erschienene Bericht von 1875 gibt folgende Zahlen: 22471, Kommunikanten 5413, getaufte Erwachsene 5979, getaufte Kinder 6827, Taufkandi-
daten 1294, neue Leute 1585, Ausgeschlossene 2375.

zu beweisen, haben sie schon unter sich Geld gesammelt und für kirchliche Zwecke beige-steuert. — Mögen denn fernerhin auch in Suriname aus allerlei Volks dem Herrn Seelen gewonnen werden!

3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana.

a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unfres Jahrhunderts.

Im Westen grenzt an Suriname das Britische Guiana. Das in nordwestlicher Richtung sich hinziehende Küstenland, welches von den drei Strömen Berbice, Demerara und Essequibo durchströmt wird, bildet allein den kultivirten Theil des Gebietes, auf dem, wie in den übrigen westindischen Kolonien, eine verhältnißmäßig geringe weiße Bevölkerung¹⁾ mit einer 13 mal stärkeren farbigen Plantagebau treibt. — Die Londoner Missionsgesellschaft war die erste, welche auf die Negerklaven dieser Kolonie ihr Augenmerk richtete, indem sie bereits im Jahre 1807 den Missionar Bray dahin sandte, der auf der Plantage Le Resjouvenir in Demerara unter 500 Sklaven seine Arbeit begann. Er fand so viel Erfolg unter den Negern, daß schon im folgenden Jahre ihrer 24 getauft werden konnten. Die Bekanntschaft mit dem Evangelium verbreitete sich reißend schnell auch da, wo das Volk nie Gelegenheit hatte, es aus dem Munde des Missionars zu hören. Bray legte den Grund zu noch anderen Stationen und wirkte seit 1812 auch im Distrikt Berbice. Wie überall in Westindien, so traf auch er unter den Plantagenbesitzern verschiedene Stimmungen, und einmal wollte sogar die Kolonialregierung es auf gänzliche Unterdrückung der religiösen Versammlungen der Neger anlegen. Da wandte sich denn Bray an die englische Regierung, und diese nahm sich entschieden der Mission an.

Ein Nachfolger Bray's auf Le Resjouvenir war der durch sein unglückliches Ende berühmte, treffliche Missionar Smith²⁾. Er war dort im Jahre 1817 eingetreten, und hatte bald unter dem Segen des Herrn eine ansehnliche Negergemeinde gesammelt. Fünf- bis sechshundert derselben besuchten jeden Sonntag die Kirche mit größter Andacht, obgleich manche derselben sich dabei den Peitschenhieben ihrer Herren aussetzten.

Schon am Ende des ersten Jahres konnte Smith 150 Neger taufen; bald mußte auch die Kirche vergrößert werden, und die Negerklaven steuerten dazu von ihrer Armuth bei 2500 Gulden bei, wie sie denn auch ansehnliche Beiträge der Missionskasse zusandten. Im Jahre 1819 konnte er an seine Committee schreiben:

¹⁾ 1861 wurden 11000 Weiße und 143000 Schwarze und Farbige gezählt; unter den letzteren waren jedoch damals schon 24000 indische und chinesische Kuli's. Dieser Theil der Bevölkerung hat in neuerer Zeit noch bedeutend zugenommen, und war 1871 auf mehr als 55000 angewachsen, worunter 6000 Chinesen. Im ganzen zählte die Kolonie 193000 Einwohner.

²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV, S. 620 ff.

Fälle
ganze
und
herrl
weni
haben
unser
nach
anstel
sie ve
hold

ter u
als
Gefar
in ni
Som
einen

Wirk
im
Berbe
gelan
Sklav
sich u
ihre
ward
Aufzu
den
ermah
Er w
von e
er vor
sten
fertig
wider
den
Noch
dabun
neu
der
(Sm

West
Jahr

und für kirchliche
Suriname aus

h-Guiana.

e Mitte unsres

Guiana. Das in
welches von den
ömt wird, bildet
ie in den übrigen
ße Bevölkerung¹⁾
bt. — Die Lon-
die Negerflaven
im Jahre 1807
e Le Resouvenir
Er fand so viel
Jahre ihrer 24
Evangelium ver-
Gelegenheit hatte,
legte den Grund
ich im Distrikt
er unter den
al wollte sogar
der religiösen
denn Bray an
der Mission an.
der durch sein
th²⁾. Er war
dem Segen des
inf- bis sechs-
it größter An-
benhieben ihrer

th 150 Neger
und die Neger-
en bei, wie sie
en. Im Jahre

Farbige gezählt;
hinesische Kuli's.
genommen, und
en. Im ganzen

„Gibt es in dieser Welt irgend etwas, das dem Herzen des Missionars eine Fülle von Freuden bereiten kann, so besteht dies darin, wenn er sehen darf, wie ganze Familien von Heiden das Evangelium Christi dankbar und begierig ergreifen, und zur Verherrlichung Gottes von nun an ihre Zeit zubringen. — Dies ist ein herrlicher Zins für das Kapital, das die britischen Christen auf die Negerwelt verwenden, denn es ist köstlich, auch nur eine Seele aus dem Verderben gerettet zu haben. — Es gewährt mir ein hohes Vergnügen, Ihnen berichten zu dürfen, daß unsere bekehrten Neger sich sehr anständig betragen. In allen meinen Nachfragen nach dem Verhalten der Neger, welche die Kirche besuchen, die ich bei den Pflanzern anstellte, habe ich keinen einzigen derselben sagen hören, daß der Religionsunterricht sie verderbt habe, obschon mehrere derselben, die dem Sklaven-Unterricht völlig abhold sind, uns versichern wollen, daß dieser Religionsunterricht sie verderben werde.“

Smiths Wirkungskreis unter den Negern ward immer ausgedehnter und segensreicher. Ende 1823, in welchem Jahr er nicht weniger als 320 Neger taufte, und 61 Abendmahlsgegnossen zählte, bestand die Gesamtgemeinde auf Le Resouvenir und den benachbarten Pflanzungen in nicht weniger als 2000 Seelen, die besonders durch eine christliche Sonntagsfeier sich auszeichneten, das Wort Gottes lieb hatten¹⁾ und einen christlichen Wandel führten.

Nur zu bald aber sollte der treue Knecht Gottes seiner gesegneten Wirksamkeit durch die Feinde des Evangeliums entrispen werden. Die im Jahre 1823 gefaßten Beschlüsse des englischen Parlaments zur Verbesserung der Lage der Negerflaven waren auch nach Demerara gelangt, wurden aber den Schwarzen geheim gehalten. Ja, die armen Sklaven wurden noch härter gedrückt als zuvor. Dennoch verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der König und das Parlament hätten ihre Freilassung genehmigt, und da sie nichts Gewisses erfahren konnten, ward ihre Ungeduld und Unruhe immer größer, bis sie endlich in offenen Aufruhr ausbrach. Das gab den Feinden eine willkommene Gelegenheit, den Missionar, der vielmehr die Sklaven stets zur Ruhe und Geduld ermahnt hatte, der Theilnahme an diesem Aufstande zu beschuldigen. Er ward ins Gefängniß geschleppt und auf Grund falscher Zeugnisse von einem parteiischen Gericht zum Galgen verurtheilt. Zwar ward er von dem Könige von England begnadigt und durch die überzeugendsten Beweise seiner Unschuld vor seinen Landsleuten glänzend gerechtfertigt; aber er starb in seinem elenden Gefängnisse, ein Opfer der ihm widerfahrenen Mißhandlung, am 6. Februar 1824, von seiner trauernden Gattin und von allen Freunden der Mission schmerzlich beklagt. Noch 20 Jahre nach seinem Tode ward er von seiner Gesellschaft dadurch geehrt²⁾, daß die an Stelle der früheren, zu klein gewordenen, neu erbaute Kirche zu Georgetown, wo bereits seit 1809 Missionare der Londoner Gesellschaft arbeiteten, nach seinem Namen Smith-Chapel (Smithskirche) genannt wurde.

Eine andere Station dieser Gesellschaft ist Ebenezer³⁾, auf der Westseite des Demeraraflusses, dicht am Meeresufer. Sie wurde im Jahre 1819 angelegt, infolge der herzlichen und vereinigten Einla-

¹⁾ cf. Missionssbl. f. R. 1849, S. 108.

²⁾ Wäster Miss.-Mag. 1845, I, S. 129.

³⁾ Calwer Missionssbl. 1850, S. 61.

bungen von Pflanzern und Negern, und die Arbeit des ersten Missionars, Richard Elliot, war so gesegnet, daß bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1822 die Zahl der Personen, welche regelmäßigen Unterricht genossen, auf nicht weniger als 1000 gestiegen war, und die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder auf 200. Unter den beklagenswerthen Folgen des Aufstandes im Jahre 1823 war auch das Aufhören dieser viel versprechenden Mission. Erst im Jahre 1829 wurde sie wieder aufgenommen, und durch treue Knechte Christi für ihre Wiederbelebung Sorge tragen. Im Januar 1832 wurde die Pflege derselben von Missionar Scott übernommen, und durch Gottes Gnade ist sein Dienst am Evangelium für viele ein Führer zum Leben geworden, so daß er selbst bei einem Jahresfest in London über die Mission in Guiana sich öffentlich aussprechen konnte:¹)

Es sind in dem Britischen Guiana 100,000 Einwohner, von welchen jetzt 50,000 christlichen Unterricht empfangen und gewöhnliche Zuhörer bei den öffentlichen Gottesdiensten sind. Etwa 18,000 stehen unter der Leitung der Londoner Agenten. Obgleich die aufgenommenen Neger nicht alles sind, was wir wünschen können, so besitzen sie doch viele Eigenschaften, welche Christen unter besseren Umständen wohl ansehn würden. Namentlich zeigen sie einen Eifer, den Missionaren im Werke des Herrn beizustehen, der für diese in hohem Grade ermunternd ist. Es gab eine Zeit, da es den Missionaren nicht gestattet war, die Häuser der Leute zu besuchen; nun aber können sie, Gott sei Dank, in die Hütten, Gefängnisse und Wohnungen der Sterbenden gehen. Es ist dort ein junger Mann, der von Dorf zu Dorf das Wort Gottes gepredigt hat, und auf einem Landgute sind 74 Personen, deren Belehrung größtentheils den Arbeiten dieses jungen Mannes, nächst Gott, zuzuschreiben ist. Viele Erwachsene können lesen, und bemerkswerth ist ihr Gebetsseifer. Auf einer Station haben die Neger zu deren Unterhaltung in dem letzten Jahre 325 Pfund Sterling beigetragen, und eine andre erhält sich ganz aus eignen Mitteln; die übrigen Stationen befeuern sich des Gleichen, und meine Untergebenen unterschrieben nahe an 200 Pfund Sterling. Der friedliche Geist besteht in der Kolonie unter Predigern und Leuten aller Eigenschaften.“

Ueber die Emanzipation und ihre tiefgreifenden Folgen in Br. Guiana geben unsre Quellen zu wenig Nachrichten, als daß wir darüber Ausführlicheres sagen könnten.

Nach derselben nahm sich auch die anglikanische Kirche der Schwarzen eifriger an. Im Jahre 1841 ward Guiana zu einem Bisthum²) erhoben, mit den 3 Distrikten Demerara, Berbice und Essequibo. Die Regierung steuerte für Erweiterung und Ausbesserung von Kirchen, so wie für den Unterhalt von Geistlichen reichlich bei; die Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums aber bestimmte 500 Pfund Sterling zu einer in Demerara zu errichtenden Hochschule für die Erziehung von Jünglingen in den Lehren der Kirche.

Bei alle dem setzten auch die Missionare der Londoner Gesellschaft ihre segensreiche Thätigkeit fort und freuten sich ihrer Erfolge.³) Eine neue Kapelle. Freedom Chapel ward im Juni 1842 eröffnet; in Ebenezer eine neue Kirche gebaut und im September 1843 feierlich eingeweiht u. a. Die neue Kirche in Georgetown (1844) haben wir bereits

¹) Calwer Monatsbl. 1839, S. 173.

²) Basl. Miss.-Mag. 1824, IV, 193. cf. III, S. 168.

³) Calwer Monatsbl. 1850, S. 157.

ermö
rara
Cha
Leg
Lone
Dra

thätig
in de
began
am r
übern
und o
nahe
in So
Am st
glieder
Landb
Zeugn
ein be
gestellt
einen

nigen
aber z
in der
welche

„A
kann n
jetzt wi
merkbar
ihrem
sammle
Da es
halten
verschie
Art vor
die sich
kirchlich
sammle
und „f
und k
machen
lieber,
Eigene
eine b
300 M

1)
2)
3)

ersten Missio-
Rückkehr nach
regelmäßigen
war, und die
den beklagens-
das Aufhören
1829 wurde sie
für ihre Wieder-
Pflege derselben
Gnade ist sein
geworden, so
die Mission in

er, von welchen jetzt
bei den öffentlichen
ondoner Agenten.
inschen Können, so
Umständen wohl
ren im Werte des
Es gab eine Zeit,
zu besuchen; nun
Wohnungen der
u Dorf das Wort
deren Belehrung
zuschreiben ist.
seiner. Auf einer
Jahre 325 Pfund
mitteln; die übrigen
unterschieden nahe
e unter Predigern

folgen in Br.
daß wir dar-

e Kirche der
na zu einem
Verbice und
Verbesserung
lichlich bei; die
estimmte 500
hochschule für

er Gesellschaft
folge.¹⁾ Eine
eröffnet; in
feierlich ein-
n wir bereits

erwähnt. Ende 1845 hatte die Londoner Gesellschaft in Demerara 7 Stationen: Smith-Chapel in Georgetown, Ebenezer Chapel, Freedom Chapel, Canal Nr. 1, Montrose, Lufignan, Leguan-Insel; in Verbice aber 9, nämlich: Neu-Amsterdam, Lonsdale, Ithaca, Hannover, Robborough, Fearm Chapel, Orange-Chapel, Brunswick Chapel, Albion Chapel.

Denn auch in Verbice waren die Missionare dieser Gesellschaft thätig, seit Missionar Bray 1812 diesen Distrikt betrat und zunächst in der Hauptstadt Neu-Amsterdam unter den Negerklaven zu wirken begann. Bray war im vollen Sinne des Wortes „der rechte Mann am rechten Orte zu rechter Zeit“. Kühn, vorsichtig und beharrlich überwand er jedes Hinderniß und legte den Grund zu einer soliden und ausgebreiteten Wirksamkeit.¹⁾ Im Jahre 1837 ging er nach beinahe dreißigjährigem Wirken, zu gleicher Zeit mit Missionar Howe in Hannover, zu seiner Ruhe ein, und hinterließ in der Stadt Neu-Amsterdam eine wohleingerichtete Kirche mit etwa 250 Gemeindegliedern, und außerdem etwa ein halb Duzend anderer Gemeinden in den Landdistrikten umher, deren Vater und Gründer er gewesen. Das schönste Zeugniß von dem Erfolge seiner Arbeit enthält der Brief²⁾, in welchem ein bekehrter Neger, Thomas Lewis (der später selbst als Prediger angestellt wurde), die Trauerbotschaft der Gesellschaft meldete und um einen ähnlichen Diener des Evangeliums bat.

Der nachfolgende Missionar Harris wurde leider schon nach wenigen Monaten ein Opfer des klimatischen Fiebers. Im Jahre 1839 aber zog Missionar Davis aus, um die Prediger- und Seelsorgerstelle in der Gemeinde zu Neu-Amsterdam zu übernehmen. Die Aufnahme, welche er dort gefunden, schildert er selbst³⁾ in folgender Weise.

„Am Sonntag nach meiner Ankunft trat ich mein Amt in diesem Orte an; ich kann nicht genug beschreiben, wie freudig und dankbar sich die Leute zeigten, daß sie jetzt wieder einen Prediger hatten. Die Versammlung war sehr zahlreich und aufmerksam; und am Schluß des Gottesdienstes kamen fast alle herbei und wollten ihrem neuen Pfarrer die Hand reichen. Der größere Theil dieser Vormittagsversammlungen besteht aus Landleuten von den verschiedensten Pflanzungen umher. Da es zu weit für sie ist, um in die Stadt zum Abendgottesdienst zu kommen, halten sie selbst unter sich Versammlungen in den kleinen Kapellen, die sie auf den verschiedenen Pflanzungen erbaut haben. Diese Versammlungen werden von einer Art von Gemeindeführern geleitet, die man Obermänner heißt. Zwei von ihnen, die sich durch Erkenntniß und Frömmigkeit auszeichnen, haben die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten auf jeder Pflanzung zu führen. In diesen kleinen Versammlungen repetirt der Obermann die Predigt, die sie am Morgen gehört haben, und „bricht sie in Stücke“, wie sie es heißen; sie verstehen darunter das Verbeutlichen und Kleinmachen, das auch den Unwissenden unter ihnen die Sache verständlich machen will. Und dies ist auch, wie man mich versichert, dem Volke allezeit viel lieber, als wenn diese Obermänner eine Ansprache hielten oder etwas von ihrem Eigenen hervorbrächten. — Vor 14 Tagen ging ich eines Abends zum erstenmal auf eine dieser Plantagen, um den Leuten zu predigen. Ihre kleine Kapelle, die 2 bis 300 Menschen faßt, war gedrängt voll. Am Schluß der Versammlung dankten sie

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1828, II, S. 330.

²⁾ Calwer Monatsbl. 1839, S. 173 f.

³⁾ Calwer Missionsblatt 1842, S. 85.

nur alle laut und einstimmig, daß ich gekommen sei, und ihnen die guten Dinge gesagt habe, und fingen an, das Lied zu singen: „O das wird Freude sein etc.“ wie wenn sie ihrem von Liebe und Dankbarkeit überfließenden Herzen Lust machen wollten.“

Ueber seine Wirksamkeit in Verbice, dessen tödtlichem Klima so mancher Missionar zum Opfer gefallen, wo auch er samt seiner Gattin mehrmals an der Pforte des Todes stand, über die Leute, mit denen er es zu thun hatte, und über das, was das Evangelium an ihnen ausgerichtet, sprach Missionar Davis nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst in einem Vortrag,¹⁾ den er 1845 in der Festversammlung der Londoner Missionsgesellschaft hielt, sich aus.

„Der größte Theil der Gemeinde in Neu-Amsterdam,“ sagt er in demselben, „besteht aus freigelassenen Negern. Diese Neger dachte ich mir als sehr häßliche, sehr schmutzige und sehr alberne Leute. Statt dessen fand ich sie, obwohl schwarz, angenehm aussehend, reinlich und verständig. Ich bin der Ansicht, daß sie sowohl dem Leibe als dem Geiste nach die Anlagen haben, das beste Volk unter der Sonne zu werden. Sie sind, um mich des schönen Ausdrucks von dem seligen Dr. Mason Good zu bedienen, „Gottes Ebenbild in Ebenholz geschnitten“. Adams Kinder sind sie freilich, das gebe ich zu, und ihre „fleischliche Gesinnung ist Feindschaft wider Gott“. Selbst bei denen, die nach unsrer Ueberzeugung durch die Gnade Gottes erneuert sind, gibt es noch viel, worüber wir zu trauern haben. Unwissenheit, Eigensinn und ein widerwärtiges Wesen finden sich oft neben den größten Vorzügen. Es kommt oft bei ihnen vor, daß die Extreme sich berühren, ihr Charakter ist voller Widersprüche. — Dagegen aber legen sie als ein christliches Volk so liebliche und auffallende Beweise von einem christlichen Charakter an den Tag, daß es wohl der Mühe werth ist, diese Jüge etwas näher zu schildern, da dieselben ihre wahre Frömmigkeit ganz außer Frage stellen. — Was den christlichen Sinn meiner Gemeinde im allgemeinen betrifft, so denke ich, er steht eben so hoch, als der irgend einer Kirche, die ich jemals gesehen habe etc.“

In demselben Jahre 1845 wurde eine neue Kapelle²⁾ zu Brunswick fertig. Etwa 8 Stunden von Neu-Amsterdam aufwärts am linken Ufer des Verbiceflusses ward hier im August 1834 das erste Kirchlein errichtet. Dasselbe war aber allmählich fast ganz verfallen, und nachdem die Neger 1843 ein Wohnhaus für ihren Missionar zu Stande gebracht, machten sie sich auch an den Bau einer neuen Kirche, und als die monatlichen Unterzeichnungen und Einsammlungen immer noch nicht zu der erforderlichen großen Summe hinanreichten, da kam einer von den Leuten nach dem andern mit einem Säcklein voll Geld und sagte: „Massa, ich habe dieses Geld zusammengespart, um für mich ein neues Haus zu bauen; aber vielleicht wird das alte Haus nicht zusammenfallen, ehe die Kapelle fertig ist, da will ich es lieber zum Bau herleihen.“ Der Thätigste beim Bau war der Missionar selbst; aber als die Außenseite endlich fertig war, so daß man die Kapelle im November 1845 einweihen zu können hoffte, da ward er, der von Kindheit an gesund gewesen, vom Fieber ergriffen, und am 1. August, dem Jahrestag der Negerbefreiung, ging er zur ewigen Ruhe ein. Am nächsten Morgen früh wurden seine sterblichen Ueberreste von hundert trauriger Neger in die neue Kapelle begleitet, und gerade an dem Orte beigesetzt, wo die Kanzel errichtet werden sollte, und von wo sie so

¹⁾ Calwer Missionsbl. 1845, S. 94 ff.

²⁾ Calwer Missionsbl. f. R. 1849, S. 2.

sehn
Gott
die
den
grab
vern
Dal
lassen
unter
von

sechs
das
mehr
Die
im Le
1200
treffli
höchst

Demer
Verbic

9
tigkeit
ihre
St. W
ihre
und n
sie san
Verjan
die M
Wonn
Schrif
munte
ermüß

1826
sion i
wenig
zahlrei
Neube

1)
2)
3)
4)

die guten Dinge
Freude sein etc.“
Herzen Lust machen

lichem Klima so
mit seiner Gattin
Leute, mit denen
selium an ihnen
gem Aufenthalte
Versammlung der

agt er in demselben,
ich mir als sehr
and ich sie, obwohl
der Ansicht, daß sie
s beste Volk unter
des von dem seligen
geschmilt“. Adams
Erfahrung ist Feind-
ung durch die Gnade
aben. Unwissenheit,
größten Vorzügen.
Charakter ist voller
oll so liebliche und
daß es wohl der
eselfen ihre wahre
Sinn meiner Ge-
och, als der irgenb

zu Brunswid
orts am linken
s erste Kirchlein
allen, und nach-
mar zu Stände
en Kirche, und
gen immer noch
n, da kam einer
voll Geld und
am für mich ein
Haus nicht zu-
lieber zum Bau
ar selbst; aber
ie Kapelle im
d er, der von
am 1. August,
Ruhe ein. Am
von hundert
e an dem Orte
von wo sie so

sehnüchlich gehofft hatten, ihn reden zu hören. Dies war der erste Gottesdienst, der in dieser Kapelle gehalten wurde. Der zweite war die Taufe seines hinterlassenen Kindes. Kein Marmordenkmal erwähnt den Namen des seligen Alexander Mac Kellar, aber er ist tief eingegraben in die Herzen seiner Gemeinde und seiner Bekannten. — Der verwaisenen Gemeinde zu Brunswid nahm der benachbarte Missionar Dalgliesch sich an, der erst wenige Jahre vorher die durch lange Verlassenheit von einem Seelsorger in Verfall gerathene Station Lonsdale unter dem Segen Gottes zu neuem Leben erweckt hatte, und ward dabei von einem Nationalgehilfen, James France,¹⁾ unterstützt.

Am 11. Mai 1854 feierte die Londoner Missionsgesellschaft ihr sechszigstes Jahresfest in Exeter-Hall. In dem Bericht derselben über das Jahr 1853—54 heißt es:²⁾ „In Britisch-Guiana erhalten sich mehrere Gemeinden bereits selbst, und andere sind auf dem Wege dazu. Die Beiträge der Gemeinden im Demerara und Berbice allein betrugen im letzten Jahre 4429 Pfund. — In unsern Schulen in Berbice sind 1200 Schüler, und in denen von Demerara etwa 1400. — Ueber den trefflichen Unterricht in diesen Schulen sind unsere Brüder von der höchsten Kolonial-Behörde belobt worden.“

Im nächsten Jahre wurden folgende statistische Angaben gemacht:

| Missionare. | Eingeb. Lehrer. | Kommunikanten. | Tageschüler. | Sonntagschüler. |
|-------------|-----------------|----------------|--------------|-----------------|
| Demerara 4 | 10 | 1661 | 1260 | 2283 |
| Berbice 7 | — | 1492 | 1199 | 2522 |

Nicht lange nachdem die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Britisch-Guiana begonnen, erstreckten auch die Methodisten ihre Missionsarbeiten in Westindien auf Demerara, welches zu dem St. Vincentdistrikt geschlagen wurde³⁾. Von Georgetown dehnten sie ihre Wirksamkeit bald auf das 15 Stunden davon entfernte Mahaica und weiter auf Arabian-Coast aus, und die Negergemeinden, welche sie sammelten, zählten im Jahre 1822 bereits 1240 Seelen, welche die Versammlungen zahlreich und aufmerksam besuchten, und von denen die Missionare schon im Jahre 1819 schreiben konnten: „Es ist eine Wonne, diese schwarzen Sklaven so umsichtsvoll und richtig von der Schrift und den Erfahrungen ihres Herzens sprechen zu hören. Dies muntert uns auf, in der Arbeit im Weinberg des Herrn nicht zu ermüden.“

In dem Bericht der Methodisten-Missionsgesellschaft vom Jahre 1826 heißt es u. a. über Demerara⁴⁾: „Wir können von dieser Mission in Wahrheit sagen: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. — Unsere Versammlungen sind im verfloßenen Jahre zahlreich, geordnet und aufmerksam gewesen. — Eine große Anzahl Neubekehrter, besonders junger Neger, wurde zu der Gemeinde hinzu-

¹⁾ Calver Missionsbl. 1855, S. 21.

²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1855, I, S. 130 f.

³⁾ Ebendas. 1822, II, S. 192, 194 ff.

⁴⁾ Basler Miss.-Mag. 1828, II, S. 234.

gethan; und für viele unserer alten Neger ist es hohe Wonne, sehen zu dürfen, wie ihre Kinder, für die sie so lange und inbrünstig gebetet, dem Herrn sich übergeben. — Seit der letzte Negeraufbruch (1823) gestillt ist, haben unsere Versammlungen sehr zugenommen, das Verlangen nach Religionsunterricht ist ungemein groß. — Unsere Gemeinden bestehen hier in 9 Weissen, 182 freien farbigen Leuten und 1392 Negerklaven; und unsere Schule wird von etwa 426 Schülern besucht.

Auch in den folgenden Jahren ging die Arbeit der Methodisten in Demerara, besonders zu Mahacca, wo die Gemeinde im Oktober 1827 bereits 1200 Seelen zählte, in reichem Segen fort,¹⁾ und das Evangelium brachte auch hier eine große Umwandlung in den sittlichen Zuständen der Neger hervor.

Stürme und Verfolgungen, wie sie im Anfang der dreißiger Jahre über die westindische Mission überhaupt ergingen, blieben auch in Demerara nicht aus, wurden aber überstanden und dienten auch hier nur dazu, das Werk des Herrn zu befestigen und ihm später nach der erfolgten Freilassung der Neger ein desto geüblicheres Wachsthum zu verleihen. —

b. Die neuesten Zustände der Mission in Britisch-Guiana.

In neuerer Zeit lauten die Berichte aus Britisch-Guiana allerdings ganz anders als das bisher Gesagte. In demselben kamen leider die Wurzeln schlimmer Zustände in jener Kolonie nicht zur Aubeutung, weil die früheren Missionsberichte²⁾ sich begnügten einige erfreuliche Züge der dortigen Missionsarbeit den Freunden in der Heimat vorzuführen. Die Emanzipation aber hatte auch dort eine schwere Krisis zur Folge. Die gesammte Plantagenarbeit drohte in Verfall zu gerathen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurde hier in ausgebehntem Maße die Einführung von Kuli's betrieben u. z. auf Kosten der Kolonie, sodaß also die schwarze Bevölkerung selber dazu beisteuern mußte. Die Folge davon ist nun die gewesen, daß fast die ganze Plantagenarbeit in die Hände dieser Asiaten gelangt ist und die Neger selbst, wenn sie mit weit niedrigeren Lohnsätzen als früher sich begnügen wollen, keine Arbeit finden können. Die Lage der Pflanzer wurde bald wieder eine günstige. 1866 z. B. wurde dreimal so viel Zucker gewonnen als zwanzig Jahre früher. In demselben Maße aber war der Wohlstand der schwarzen Bevölkerung gesunken. Ich finde keine Aubeutungen darüber, ob dieselbe auch hier (wie es z. B. in Jamaica in ausgebehntem Maße geschah) in den Besitz von Grund und Boden gelangt war. Fast scheint es nicht so, denn die Berichte sprechen vielfach von der Nothwendigkeit auszuwandern. Aus Demerara wenden sich viele nach Essequibo; aus Berbice gehen Schaaren von Arbeitern nach Suriname, wo sie höheren Lohn verdienen und von wo aus sie dann und wann ihre Familien in der Heimat besuchen. Es liegt auf der Hand, wie

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 322.

²⁾ Wenigstens die in der deutschen Missionsliteratur bisher reproduzierten.

ung,
muß
geho
wert
heite
Bew
Gese
Kape
für
nicht
durch
folge

meine
mit d
beiden
Denn
Thür
der L
in be
geübt
das A
daß d
Gefah
Wohn
Es sel
thige
meinde

größ
gewöh
ihres
Komm
Kirche
Auffic

sions
daß d
werbe
eine r
?
Ward

¹⁾
diger

ungünstige Folgen solche Verhältnisse für die Mission mit sich bringen mußten. Die Londoner Gesellschaft hatte schon den Zeitpunkt für nahe gehalten, wo ihre Gemeinden in Guiana aus ihrer Pflege entlassen werden könnten, oder wenigstens die Kosten ihrer kirchlichen Angelegenheiten selbst aufbringen würden. Bei der steigenden Verarmung der Bevölkerung ist dies Ziel in eine unabsehbare Ferne gerückt. Die Gesellschaft muß die vielfachen Ausgaben für die Instandhaltung der Kapellen und Schulhäuser selbst bestreiten, und Gemeinden, die sonst für solche Zwecke schon bedeutende Summen aufgebracht hatten, sind nicht länger dazu im Stande. Auch ist die Mitgliederzahl namentlich durch die erwähnte Auswanderung zusammengeschmolzen. Man vergleiche folgende Zahlen:

1854: 3153

1860: 2940

1867: 2470

1874: 2002

Schlimmer noch aber ist der innere Schade, den die gesammelten Gemeinden durch die erwähnten Verhältnisse gelitten haben. Die Verührung mit den Kuli's, hier meist Hindu's, wirkte höchst ungünstig, obgleich die beiden Racen mit starken Antipathien sich von einander getrennt halten. Dennoch hat das böse Beispiel jener Heiden allerlei sittlichen Verderben Thür und Thor geöffnet. Besonders ist dies bei dem jüngeren Theile der Bevölkerung der Fall. Dazu kommt, daß anderwärts (wahrscheinlich in der anglikanischen Kirche) in manchen Beziehungen weit laxere Praxis geübt wird, als seitens der Londoner Mission, besonders in Bezug auf das Tanzen. Einer der Missionare klagt im Jahresbericht von 1867, daß die Gemeinden sich im Rückfall ins Heidenthum befinden. Besondere Gefahr war für diejenigen Stationen, auf denen nicht ein Missionar seinen Wohnsitz hatte, sondern die nur von andern Stationen aus besucht werden. Es fehlte leider an eingebornen Gehülfen, die auf solchen Plätzen die nöthige Energie bewiesen hätten,¹⁾ und war zu befürchten, daß solche Gemeinden bald zu einer bloßen Handvoll Leute zusammenschmelzen würden.

Diesenigen, welche in Suriname ihre Arbeit suchen, sind fast noch größeren Gefahren ausgesetzt als die, welche im Lande bleiben. Sie gewöhnen sich dort an den Genuß des Rums, und die Ungebundenheit ihres dortigen Lebens hat für die Sittlichkeit keine guten Folgen. Kommen sie nach Hause, so lassen sie sich dort wohl einmal in der Kirche sehen, aber wie Fremde, und manche sind froh, der lästigen Aussicht des Missionars wieder entgehen zu können.

Dennoch finden sich bei dieser höchst ungünstigen Lage der Missionsgemeinden immer noch hie und da solche Mitglieder, die beweisen, daß der bessere Geist in denselben noch nicht erloschen ist. Namentlich werden einige Beispiele mitgetheilt, in denen sich bei ärmlichen Umständen eine wahrhaft edle Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke offenbart.

Bei der traurigen sozialen Lage seiner Gemeinde hatte Missionar Warber an der Bethel-Kirche den Versuch gemacht, denselben selbständige

¹⁾ Dagegen aber werden auch schöne Beispiele von der Treue eingebornen Prediger berichtet.

Arbeit zu verschaffen, eine Plantage gepachtet und mit einer Genossenschaft von Arbeitern dort Zuckerbau begonnen. Der Erfolg schien günstig. Die Gesellschaft aber mißbilligte es, daß sich der Missionar zu weit in weltliche Geschäfte eingelassen habe, obgleich er selbst keinerlei Vortheile aus diesem Unternehmen ziehen wollte. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht blos diesen Versuch zu fördern, sondern auch den andern Gemeinden in gleicher Weise zu Hülfe zu kommen.

Auch die letzten Berichte der Londoner Gesellschaft lauten im allgemeinen nicht günstiger. Die Kolonie hatte unter schwerer Dürre zu leiden gehabt. Der Handel war wieder gelähmt. Das viele Geld, das jetzt in die Hände der Kuli's fließt, kommt nur zum geringen Theil wieder in Circulation, da diese sehr darauf bedacht sind, sich möglichst viel zu ersparen, während die Schwarzen weit mehr wieder ausgaben. Die Armuth steigt. Auf einigen Stationen werden Kirchen und Schulen wenig besucht. Das Laster der Trunkenheit nimmt zu. Nur einzelne Lichtpunkte erhellen das ziemlich trübe Bild, wie z. B. der friedliche selige Heimgang bewährter Christen und dergl.

Der Bericht von 1874 nennt folgende Stationen.

In Demerara: George Town mit Golden Grove und Leguan,
Peterwachting mit Plaisance,
Ebenezer mit Freedom und Hyde Parl.

In Berbice: Neu-Amsterdam mit 2 Außenstationen,
Mbion

4 engl. Missionare, kein ordinirter, doch 9 nicht ordin. eingeborne Prediger, 2002 Gemeindeglieder, 5098 Seelen, 1554 Schüler in 32 Schulen.

Die Mission der Methodisten, welche im Jahre 1863 von dem St. Vincent-Distrikt getrennt wurde und nun einen besondern Distrikt bildet, hat bis in neuere Zeit günstiger lautende Berichte geliefert. Dabei muß man freilich im Auge behalten, daß diese Denomination auch unter der weißen Bevölkerung der Kolonien arbeitet, und also von dem Nothstande der schwarzen Bevölkerung nicht in gleichem Maße wie die Londoner Gesellschaft betroffen wurde. Wie viel Prozent der gesammelten Methodistengemeinde Weiße sind, ist in den Jahresberichten nicht erwähnt; doch läßt die Andeutung, daß zu einer gewissen Gemeinde viel Schwarze gehören, vermuthen, daß das weiße Element stark vertreten sei. In dem letzten Jahrzehnte lauteten die Berichte meist günstig; Die Gemeinden nahmen zu. Ja 1868 trat sogar eine Erweckung ein, infolge deren 1128 volle Mitglieder den Gemeinden hinzugethan wurden. Die Gesamtzahl stieg damals auf 4267. Seitdem sind jedoch wieder Schwankungen vorgekommen, und in neuester Zeit auch erheblicher Rückgang. 1874 waren es nur noch 4063 Mitglieder. Dennoch soll der Stand der Gemeinden meist ein erfreulicher sein. Die meisten Stationen liegen in Demerara. In Georgetown selbst sind 2 Gemeinden, mit denen eine große Anzahl Außenstationen verbunden sind, ebenso mit den drei andern Hauptstationen Golden Grove, Goed Fortuin und Mabaica. In Essequibo ist diese Mission nur schwach; in 9 Gemeinden sind nur 412 Mitglieder, und noch schwächer in Berbice, wo nur die

mit einer Genossen-
Der Erfolg schien
sich der Missionar
ich er selbst keinerlei
Vielleicht wäre es
, sondern auch den
kommen.

haft lauten im all-
schwerer Dürre zu
das viele Geld, das
um geringen Theil
sind, sich möglichst
r wieder ausgaben.
Kirchen und Schulen
zu. Nur einzelne
z. B. der friedliche

en.
und Leguan,

Parl.
en,

ht ordin. eingeborne
elen, 1554 Schüler

hre 1863 von dem
h besonders Distrikt
hte geliefert. Dabei
Denomination auch
und also von dem
hem Maße wie die
nt der gesammelten
hten nicht erwähnt;
einde viel Schwarze
vertreten sei. In
günstig; Die Ge-
eckung ein, infolge
than wurden. Die
sind jedoch wieder
h erheblicher Rück-
Dennoch soll der
meisten Stationen
2 Gemeinden, mit
sind, ebenso mit
oed Fortuin und
h; in 9 Gemeinden
bice, wo nur die

beiden Gemeinden zu Neu-Amsterdam und Cumberland mit 220 Mit-
gliedern sind.

Die Methodisten haben aber in dieser Kolonie noch eine besondere
Mission unter den Kuli's, namentlich den Hindu's, die nun auch
schon seit einem Viertel-Jahrhundert getrieben wird. Das Werk hat
aber viel Schwierigkeiten. Die Kuli's sehen sich doch meistens als
Fremdlinge an und trachten nach der Zeit, wo ihr Kontrakt abläuft
und sie in die Heimat zurückkehren können¹⁾. Jeden Versuch, sie zu
Christen zu machen, betrachten sie als eine Maßregel, sie im Lande zu
halten. Daraus entspringt das große Vorurtheil gegen die Mission.
So sind denn in diesem Zweige der Methodistenmission nur wenig
Belehrte vorhanden, nämlich 48 neben 172 Schülern.

Die Ausbreitungsgesellschaft endlich treibt neben der bereits
erwähnten Indianer-Mission das Werk auch unter den Schwarzen und
den Chinesen, neben den Bestrebungen der anglikanischen Kirche selbst,
sich auch hier auszudehnen. Diese Kolonie gewährt derselben bis jetzt
noch Unterstützung aus Staatsmitteln, die jedoch vielleicht auch bald
wie in den meisten westindischen Kolonien abgeschafft werden wird. Die
Seelenzahl der Anglikaner in Britisch-Guiana wird auf 90000 an-
gegeben, darunter jedoch nur 10,800 Kommunikanten in 71 Pfarochien
unter 34 Geistlichen.

Die oben genannte Gesellschaft hat 2 Stationen in Essequibo: Bartica
Grove und Pomeroon (auf deren letzterer aber die Indianermission
Hauptsache ist), und 2 in Berbice: St. Margaret und Port Mourant,
wo die schwarze Bevölkerung vorherrscht. Der moralische und religiöse
Zustand der letzteren wird als betrübend geschildert. Auch die zur
Kirche Gehörigen führen vielfach ein unsittliches Leben und doch kommen
manche der schlechtesten regelmäßig zur Kirche.

Erfreulicher und erfolgreicher scheint die Arbeit unter den Chinesen
zu sein, deren 77 schon 1871 zu der Station St. Margaret gehörten.
Nach den neuesten Nachrichten ist in Demerara sogar für sie eine eigne
Kirche gebaut, in der in chinesischer Sprache Gottesdienst gehalten wird.

¹⁾ Nach 6 Jahren wird ihnen freie Rückfahrt gewährt.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

